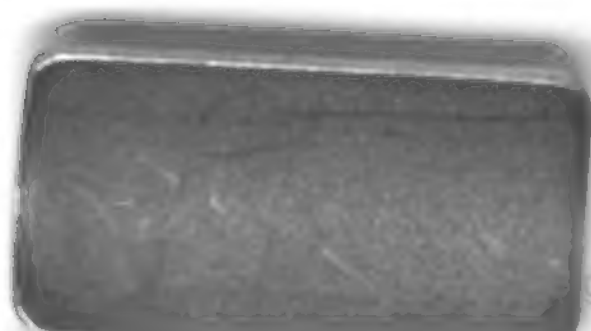


B 2 935 344

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA





LOAN STACK

AP 30
I 615
v. 2:2

Inhaltsverzeichnis.

Politik und Kirgenthum.

Reich und Bundesstaaten.

Die statistischen Provinzen des deutschen Reichs. B. Niemann. 828.
Gesinnungsstatistik der Fractionen d. Reichstags. H. H. 44.
Der Wettkampf der Entwürfe zum Reichshaus. —*ed*— 26.
Das Niederwaldsdenkmal. Aus Baden. Th. L. 868.
Die Sommerfrische des Kaisers. Aus Gastein. 246.
Das Kronprinzliche Paar. Aus Berchtesgaden. 315.
Die Dreikaiservereinigung. Alfred Dove. 401.
Eine Weihnachtsbetrachtung. G. Freitag. 1001.
Die deutsche Militärstrafproceßordnung. 407.
Ueber deutsche Juristentage. 508.
Eisenbahn- und Bankfrage. Arnold Lindwurm. 569.
Reichseisenbahn oder nicht? Vom Oberrhein. Δ 743.
Weitere Münzaufgaben. Vom Rhein. 277.
Zur Münz- und Bankfrage; drei Gesetzentwürfe. Vom Rhein. S. 985.
Innere Landeroberungen im nordwestlichen Deutschland. Die Moorcultur. A. Lammer's. 94.

Die deutsche Polarschiffahrtsgesellschaft. Aus Hamburg. 479.
Der dreizehnte volkswirtschaftliche Congress in Danzig. 462.
Die allgemeine Bedeutung des Eisenacher Congresses. p. 646.
Unsere Beamtenwohnungen. Ein Beitrag zur Lösung der sog. Wohnungsfrage. Wilhelm Moscher. 681.
Der Kindersegnen der armen Leute. E. Laspeyres. 224.
Drei Frauentage für einen. 677.
Lehrerzustände im Staate der Intelligenz. Eine Philippika in Zeitungsausschnitten. F. Perrot. 761.
Die Realschulfrage und die Universitäten. Jürgen Bona Meyer. 580.
Die praktische Auseinandersetzung von Kirche und Schule. Vom Rhein. J. S. 74.
Kirchentag, Protestantentag und Altkatholikentag. A. Lammer's. 641.
Recht und Pflicht der Volkskirche. 418.
Blicke hinter Klostermauern. 545.
Das höhere Schulwesen in Elsaßlothringen. M. 249.
Die Option. Aus Elsaßlothringen. 31.
Anleihe und Auswanderung. Aus Deutschland. 310.
Option und Agitation. Vom Oberelsaß. E. J. 438.
Der Optionschwindel. Aus Deutschland. 519.

- Trilbe Eindrücke. Von der lothringischen Grenze. 564.
- Die Pfälzer ein Vorbild der Elsässer. Aus Baden. 591.
- Nach der Option. Vom Oberelsaß. C. J. 675.
- Fortschritte seit der Option. Aus dem Oberelsaß. 837.
- Unfertige Zustände. Aus Deutschlothringen. 903.
- Alte und neue Bürger des Reichslandes. Aus Straßburg. M. 942.
- Regierungen und Beamtenthum in Preußen. 620.
- Kreisordnung und Staatsunordnung. Aus Berlin. F. v. A. 752 vgl. 840.
- Der Pairsschub in Preußen. F. 951.
- Die bevorstehende Hypothekenreform. Aus Raumburg. Rf. 554.
- Die jüngsten Colonisten in Berlin. D. B. v. Czudnochowski. 361.
- Die neuesten preussischen Reyerproceffe. A. Hausrath. 41.
- Die jüngste Entscheidung des preussischen Oberkirchenraths. Aus Sachsen. 276.
- Eindruck des Jesuitengesetzes am Rhein. Aus Bonn. B—W. 123 vgl. 208.
- Pfaffennoth am Rhein. Aus Cleve. 153.
- Die Wallfahrt nach Revelaer. Vom Niederrhein. 632.
- Religionskrieg in der Stadt des westfälischen Friedens. Aus Osnabrück. 795.
- Ein kirchliches Jubiläum. Aus Osnabrück. 953.
- Der Schnatgang und die Laichasten. Aus dem Fürstenthum Osnabrück. 349.
- Sorgen einer deutschen Stadt angefaßt der Cholera. Aus Königsberg. N—s. 206.
- Die höheren Lehranstalten und die Universität. Aus der Provinz Preußen. N—s. 388.
- Zum westpreussischen Jubiläum. Alfred Dove. 441.
- Die Folgen des Marienburger Festes; der Bischofszwist. Aus der Provinz Preußen. N—s. 637.
- Handel und Schiffahrt. Aus der Provinz Preußen. N—s. 912.
- Die Anleihe der Herzogthümer. Aus Schleswig-Holstein. 777.
- Das neue Verfassungsprojekt. Aus Mecklenburg-Schwerin. 908.
- Das neue Ministerium in Hessen. Vom untern Main. E. P. 712 vgl. 760.
- Die königlich bairische Posthoheit. Vom Main. L. S. 435.
- Der deutsche Kronprinz in Schwaben. Aus Stuttgart. 395.
- Schwäbische politische Chronik. Aus Stuttgart. 471.
- Ein neuer Bürgermeister und ein neuer Abgeordneter. Aus Stuttgart. 705.
- Landtag und Reservatrechte. Aus Stuttgart. 788.
- Die preussische Diplomatie in Württemberg. Aus Stuttgart. 872.

Nachbarn und Fremdländer.

- Deutsche Aerzte und deutsche Kirchengemeinden im Auslande. H. Reimer. 385.
- Kleiner Weltausstellungszank. Aus Wien. 127.
- Politische Krisis, Schwindelwirthschaft, Theater. Aus Wien. 701.
- Von der Universität; Corruption und Desorganisation; die deutsche Partei. Aus Wien. 784 vgl. 840.
- Czechische Charakterzüge. A. K. 345, 432, 516.
- Böhmische Eindrücke. A. K. 748.
- Alt- und Jungezechen. Aus Böhmen. A. K. 948.
- Das sächsische Nationalprogramm. Aus Siebenbürgen. —h. 162.
- Die letzten deutschen Einwanderungen im Siebenbürger Sachsenland. Fr. T. 845.
- Von der sächsischen Nationsuniversität. Aus Siebenbürgen. 916.
- Municipal- und Gemeindeordnung. Aus Siebenbürgen. 1024.
- Zwei Männer vom Wort Gottes. Aus den Alpen. G. 160.
- Die Macht des guten Beispiels. Aus den Alpen. G. 428.

- Schweizer Thier- und Pflanzenausstellung; katholischer Pressverein. Aus den Alpen. G. 482.
- Zum Gedächtniß Thorbecke's. Aus Holland. 158.
- Ultramontane Mißerfolge. Aus Brüssel. 34.
- Der Congreß für Anthropologie und vorhistorische Archäologie. Aus Brüssel. 474.
- Der Besuch der englischen Volunteers; Sympathieen der Belgier. Aus Brüssel. 600.
- Frankreich und der Friede. 69.
- Das französische Unterrichtswesen. Ernest Stroehlin.
- I. Die Elementarschule, 13 vgl. 208.
- II. Das Gymnasium (le Lycée). 53.
- III. Die Universität (les Facultés). 100.
- Frankreichs Aussichten. Aus Paris. 313.
- Die französische Gesellschaft für Förderung der Wissenschaften. Alfred Dove. 601.
- Das neue französische Wehrgesetz. 649.
- Constitutionelle Fragen. Aus Paris. 956.
- Licht und Schatten in der französischen Tagespresse. Alf. 1016.
- Spanische Sommerindrücke. Aus Madrid. —o— 242.
- Spanische Reminiscenzen. —o— 392.
- Vom modernen Italien. Aus der Emilia. Alfred Dove. 117.
- Ein neuer Unglücksfall in Griechenland. Aus Athen. B. F. 36.
- Neue Urtheile über Rußland. Aus Petersburg. C. v. S. 201.
- Bilder aus dem russischen Gerichtsleben. 974.
- Karl XV. von Schweden. Aus dem Norden. 668.
- Die irischen Celten; die geheime Abstimmung; die Bonaparte's in England. Aus London. 354.
- Die Wahlcampagne. Vom Eriesee.
- I. Bis zur Cincinnatier Convention. 468.
- II. Von Cincinnati bis Baltimore. 561.
- III. Philadelphia, Baltimore, Louisville. 596.
- IV. Die Principien. 709.
- Die Oktoberwahlen; Greeley's Niederlage. Vom Eriesee. 791.
- Das Wahleresultat des 5. Novembers. Vom Eriesee. 1028.
- Aus der deutschen Colonie in Aegypten. H. D. 1.
- Der Suez-Canal. 178.
- Gegen die ägyptische Justizreform. Aus Alexandrien. 671.

Geschichte und Biographie.

- Ueber die Begabung der Semiten. Th. Nöbdeke. 881.
- Die Hanse — einst und jetzt. Aus Niedersachsen. —o— 989.
- Die Frankfurter Messen. Wilhelm Stricker. 373 vgl. 528.
- Erinnerungen aus dem alten Reich. 188.
- Aus der Vergangenheit der kleinen Herren. S. Eugenheim. 929 vgl. 1000.
- Erinnerung an die Bartholomäusnacht. Alfred Dove. 337.
- Spaniens Finanzen nach dem Tode Philipp's II. Martin Philippson. 721.
- Jesuitische Memorabilien aus Mittelitalien. S. Eugenheim. 304.
- Der heilige Karl Borromeo und die Jesuiten. S. Eugenheim. 689.
- Aus der jesuitischen Staatslehre. Rich. Krauel. 457.
- Ein Kanonist des vorigen Jahrhunderts über die „Exclusiva“ bei der Papstwahl. L. S. 185.
- Die Germanistenversammlung in Lübeck von 1847. Rich. Krauel. 586.
- Cavour und die freie Kirche im freien Staat. B. Lang. 961, 1006.
- Der große Generalstab über den letzten Krieg. ♀ 331.
- XIII. Plenarversammlung der historischen Commission. Aus München.
-
- Ein abenteuernder Literat der Diadochenzeit. R. G. Helbig. 255.

- Muratori's Bedeutung. Alfred Dove. 654.
 Voltaire und sein neuester Biograph. Elissen. 129; Notiz dazu. W. G. 142.
 Das Goethehaus in Rom. Gnoli. 143 vgl. 208. Notiz dazu. 608 vgl. 760.
 Die Enthüllung des Steindentmals. Anton Springer. 113.
 Alexander von Humboldt. Alfred Dove. 529.
 Zur Erinnerung an Christian Friedrich von Stockmar. G. Freitag. 237.
 Emil Devrient. ♀ 318.
 Eduard von Möller, ein neupreußisches Beamtenleben. V. E. 489.
- Poesie und Sprache, Kunst und Alterthum.**
- Dänische Dichtung im Kampfe gegen Deutschland. Christian Rauch.
 1. Bis zum Tage von Olmitz. 841.
 2. Von 1850 bis auf die Gegenwart. 894.
 Pockenpoesie. W. Strider. 1020.
 Hans Sachs. J. D. Opel. 209 vgl. 528.
 Ueber den dermaligen deutschen Stil. K. L. J. Mezger. 281.
 Die Familiengeschichte der Sprachen. Gustav Meyer. 169.
 Zur Melanchthonfrage. J. H. 757.
 Das Andenken Lionardo's. M. Jordan. 609.
 Die Polychromie; zur Erinnerung an Eduard Magnus. Alfred Dove. 522.
 Die Behandlung der Abgüsse im Berliner Museum. Reinhard Kukulé. 697.
 Die Wiedertaufe im Berliner Museum. Alfred Dove. 773.
 Zu Ehren Waagen's. Alfred Voltmann. 918.
 Rückblick auf unsere Ausstellungen. Aus Berlin. 797.
 Werthlose Freunde und Feinde deutscher Kunst in Frankreich. A. S. 994.
 Neue Kunstblätter (R. Massaloff's Radierungen). M. J. 78.
- Zwei Kriegsbilder. a/D. 758.
 Ein Besuch im alten Heliopolis. Conrad Fiedler. 81, 148.
- Philosophie, Naturwissenschaft, Reisebilder.**
- Ueber die gegenwärtige Stellung und Aufgabe der deutschen Philosophie. Eduard Zeller. 921.
 Zur Charakteristik Ludwig Feuerbach's. W. Windelband. 735.
 Bekenntniß oder Bescheidung? Alfred Dove. 801.
 Der Ideengehalt des Goethe'schen Faust. E. v. Hartmann.
 1. Faust's Charakter. 445.
 2. Faust's psychologische Entwicklung. 498.
 Festrede an die deutsche Naturforscherversammlung. C. Ludwig. 321.
 Von der Naturforscherversammlung. Aus Leipzig. a/D. 356.
 Ein neu erschlossener Alpenübergang. Aus Friaul. M. J. 556.
 Nach Canossa; Tempi passati. Alfred Dove. 263.
 Von St. Ottilien im Elsaß. 398
- Kritiken und Uebersichten.**
- Scydel, die Religion und die Religionen. W. W. 247.
 Bittel, die Entstehung der Bibel. a/D. 440.
 Philosophische Literatur: (Lewes, Spicker, phil. Monatshefte). F—r., W. W., H—W. 163 vgl. 208.
 Quenstedt, die neuen deutschen Münzen. H. 760.
 v. Quersurth, kritisches Wörterbuch der heraldischen Terminologie. a/D. 679.
 Sidel, zur Geschichte des Concils von Trient. E. Heimann. 567.
 Springer's Dahlmann. 2. Theil. R. Pauli. 876.

- Jansen, Uwe Jens Vornsen. C. A. 604.
 Zur Geschichte der deutschen und der italienischen Einheit. (Klüpfel, Bianchi.) W. L. 565.
 Zur deutschen Geographie und Reisekunde. (Baedeker, Kiepert, Gräf, Michelis.) a/D. 320.
 Kunstarchäologie. (Doverbeck, Schöne.) od. 358.
 Bartsch, Robert's Gesch. der deutschen Nationalliteratur. a/D. 279.
 Gottschall, die deutsche Nationalliteratur des XIX. Jahrhunderts. a/D. 607.
 Verschiedene „sämmliche Werke“. (Grillparzer, Heysse, Barnhagen.) a/D. 485.
- Lyrische Umschau. (Storm.) B. 39.
 Umdichtung und Neudichtung in Schwaben. (Mötter, Paulus, Fischer.) L. 839.
 Müllert, Kindertodtenlieder. C. A. 959.
 Literarischer Festbericht.
 1. Hirth's Tagebuch, Schultheß, B. Müller, Arnd, D. Müller, Eberts, Ranke, Angler. a/D. 996.
 2. Renaissance und andere Kunst (Lübke, Ortwein, Woltmann, Grosse; u. Cavalcaselle); illustrierte Werke (Schwind, „deutsche Jugend“, Gregorovius); Werner's Bildbilder; Eber's Aegyptisches, u. s. w. u. s. w. 1033.

Aus der deutschen Colonie in Aegypten.

Der Deutsche, der im Herbst nach Aegypten kommt und bei häufig stürmischer Ueberfahrt alle Freuden und Leiden einer sechstägigen Seereise genugsam ausgelostet hat, läuft in den Hafen von Alexandrien ein in der angenehmen Aussicht, bald wieder den Fuß auf festes Land setzen zu können. Glücklich, wenn die Ankunft vor Sonnenuntergang erfolgt, was in hiesiger Breite fast gleichbedeutend ist mit Einbruch der Nacht, denn in der Dunkelheit unternimmt es selbst der erfahrene Pilot nicht, das Schiff in den durch mannichfache Klippen gefährlichen Hafen zu führen: die Reisenden müssen bis zum Anbruch des Tages auf dem unruhigen Elemente schaukeln und haben mitunter noch von Seekrankheit in dieser letzten Nacht zu leiden. Kommt man mitten am Tage an, so liegt die Stadt mit ihren hellen Gebäuden, zwischen denen einzelne Palmen gerade in die Höhe streben, im Sonnenglanze vor uns. Der Farbenreiz ist stets von Neuem überraschend, die blendende Helle dem Auge fast unerträglich. Dies blaue Meer, Hildebrandtschen Angedenkens, der ebenso tiefblaue Himmel, von dem die Sonne sengende Strahlen herabsendet, der gelbe Saum der Wüste und dazu die schneeweißen Häuser strahlen dem Ankommenden so energisch entgegen, daß sein Auge vergebens nach Ruhe auf einer milder beschienenen Fläche sucht. Aber die Wiesen und Matten, die Laub- und Nadelwälder Deutschlands haben uns nun einmal seit dem Semmering unerbittlich verlassen. Auf diesem glühenden Sandboden gedeiht nur die Palme, die ihr Haupt stolz zur Sonne erhebt, in Ueppigkeit. Im Anfang kann sich ein nordisches Gemüth kaum mit ihr befreunden; man lernt sie erst schätzen, wenn man sieht, wie scharf sich ihre feingefiederten Blätter gegen den purpurrothen Abendhimmel abheben, oder wenn im Mondlichte die klare Wüstenluft uns ihre mächtigen Kronen auch am fernen Horizonte noch deutlich erkennen läßt. Wie im Anklänge an den wunderlichen Spruch Goethe's: „Niemand wandelt ungestraft unter Palmen," herrscht hier das Vorurtheil, daß in palmenumgebenen Häusern Fieber- und Augenkrankheiten sich einstellen. Diese Häuser werden von den Europäern gemieden, und man pflanzt in den kleinen Gärten der Villen vor der Stadt lieber Tamarisken und Oleanderbäume, deren Blüthenpracht hier einen fast berausenden Duft erzeugt.

Von diesen Schönheiten Alexandriens sehen wir aber bei der Ankunft noch nichts; nachdem man die allgemeine Verwirrung bei der Landung und die Unannehmlichkeit der Douane glücklich überstanden, fährt man durch das schmutzige, aber malerische arabische Viertel nach dem besten Theile der Stadt, der früheren Place des Consuls (jetzt nach dem bald zu errichtenden Standbild Mehmed Ali-platz genannt) und den angrenzenden Straßen. Häßlich erscheinen auch hier beim ersten Anblick die Häuser; die unregelmäßige Bauart, die flachen Dächer ohne jede Verzierung geben ihnen ein unfertiges Ansehen. Einige wenige zeichnen sich durch angenehme Außenseite aus, und im Innern lassen alle an Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig: Marmortreppen führen in hohe, lustige Räume; breite und hohe Fenster und Glasthüren, die auf Balkone oder Veranden hinausgehen, geben Luft und Licht. Daß Fenster und Thüren selten gut schließen, was jedoch bei dem hiesigen Klima wenig zu bedeuten hat, liegt daran, daß sie in Europa gefertigt und von Arabern eingefügt werden. In der Stadt genießt man den Vortheil der Wasserleitung, der den nothwendigen Luxus eines Badezimmers gewährt, die auf dem Lande wohnenden Europäer erhalten ihren Bedarf an Trinkwasser in lebernen Schläuchen, welche von den Trägern auf Eseln durch den Sand geschafft werden. Die Bewässerung der Gärten geschieht mittelst der Zochien, von Ochsen oder Eseln getriebener orientalischer Wasserräder. Dem Thiere, das beständig im Kreise umherlaufen muß, um das Rad in Bewegung zu erhalten, werden die Augen verbunden, damit es nicht schwindlig wird. Man gedenkt dabei der Stelle des neuen Testaments: „Welcher ist unter Euch, dem sein Ochs oder Esel in den Brunnen fällt, der ihn nicht herauszieht am Sabbathtage?“ —

Die Europäer, denen die Verhältnisse nicht gestatten, jedes Jahr eine Sommerfrische in der Heimath zu genießen, fliehen doch während der heißen Jahreszeit die Stadt Alexandrien, weil die unmittelbare Nähe des Meeres den dortigen Aufenthalt feucht und daher unangenehm macht. So hat sich etwa eine deutsche Meile von der Stadt entfernt auf dem Wege nach Abukir hin eine Ansiedlung gebildet, wo viele Colonisten, vornehmlich Engländer, das ganze Jahr hindurch wohnen, Andere für den Sommer hinausziehen. Dieser Ort, Ramle, d. i. „Sand“ genannt, hat, da er inmitten der Wüste gelegen ist, den Vorzug gesunder und trockener Luft, und man erfreut sich hier einer wegen der wundersamen Wüstenstille unvergleichlichen ländlichen Abgeschlossenheit. Zwischen Alexandrien und Ramle herrscht übrigens ein so reger Verkehr, daß man eine eigene Eisenbahn über die Ruinen des alten Alexandrien hinweg dorthin gebaut hat, die an vier Punkten anhält. Von diesen Stationen hat man freilich häufig noch eine beträchtliche Strecke durch den Sand zu waten, um nach den Häusern zu gelangen, und kommt an den

Zelten der Beduinen vorüber, die sich durch die Europäer nicht aus ihren Wohnungen haben vertreiben lassen. Die Stationsgebäude sind sehr ursprünglich; man steigt in Aegypten ein unweit der Nadel der Kleopatra, die, seitdem ihre umgestürzte Schwester im Sande verscharrt liegt, als letztes einsames Denkmal aus der alten Zeit in diesem Theile der Stadt erhalten ist; die Pompejusssäule liegt am entgegengesetzten Ende. — Eine große Annehmlichkeit von Kamle ist die, daß man von hier aus ungehindert am Strande des Meeres spazieren gehen kann, während sich in Aegypten der Mangel einer Promenade, sei es zum Gehen oder Fahren, auf die unangenehmste Weise fühlbar macht. Das Gehen in den Straßen ist eben kein Vergnügen, wenn es auch dem Auge des Deutschen viel Neues und Interessantes darbietet. Häufig muß der Fremde einem Trupp beladener Kammele oder Esel ausweichen, auch die Ziegen, deren Physiognomie von der der heimischen sehr verschieden ist, werden in Herden durch die Straßen getrieben. Ziegenmilch wird vorzugsweise consumirt, Kuhmilch ist selten und wird theuer bezahlt. Saure Milch und Sahne wird von den Arabern in kleinen Schalen, die sie auf Brettern auf dem Haupte tragen, zum Verkauf ausboten.

Der Handel auf der Straße macht sich überhaupt in recht auffallender Weise geltend: an den Ecken sind die Tische der Wechslar aufgestellt, daneben lauern braune Gestalten auf Bananenblättern und winden Sträuße in den grellsten Farben; Andere haben Pistazien, Maiskörner, geröstete Kastanien, Kaffee u. s. w. in Körben vor sich aufgestellt, auch buntes Zuckergebäck und Kuchen wird feilgeboten. Das uns Deutschen unheimliche laute Ausrufen der Waaren ist allen Völkern des Südens eigen, aber die bilderreiche Sprache der Araber ergeht sich höchst eigenthümlich in diesen Ausrufen. Eine späte Art Gurken wird angepriesen: „Novembergurken! Gesegnete Mahlzeit, wer's erlebt!“ In Essig oder Salzwasser eingelegte Gewaaren ruft man aus mit den Worten: „Gut und sauer! Vertreibe deine Appetitlosigkeit, Nachbar!“ Apfelsinen werden „Töpfe voller Honig“ genannt, Rosinen als „Schwäger der Datteln“ bezeichnet. Genealogische Beziehungen spielen überhaupt bekanntlich eine wichtige Rolle bei den Arabern; man hört wohl, wie ein Gassenjunge dem anderen im Hantle den lebenswürdigen Wunsch zuruft: „Verflucht sei dein Großvater mütterlicherseits!“

Die Früchte Aegyptens bedürfen in der That kaum der Anpreisung, sie reden für sich selbst, es giebt keine Zeit im Jahre, wo man sie entbehren müßte. Im Sommer reifen Trauben und Melonen, dann folgen Feigen, Datteln, Bananen und Granatäpfel, deren säuerlicher Geschmack an die heimische Johannisbeere erinnert. Die Gishdoh d. h. Sahnenfrucht gleicht einem grünen Lannapfel, der eine süße, weiße, cremeartige Flüssigkeit enthält, die

man von den Kernen befreien muß, um sie zu genießen. Ende November beginnen die Orangen und zwar eine kleine Art, deren Schale sich sehr leicht ablöst und die ein starkes Arom haben, aber wenig Saft enthalten. Nach Deutschland gelangen sie nur vereinzelt, und man nennt sie Mandarinen, hier werden sie als „Joseph Effendi“ bezeichnet. Im Januar folgen dann die Blutorangen, die vorzüglich in Cairo gezogen, aber viel nach Alexandrien verschickt werden; bedeutende Ladungen dieser Früchte sieht man die Kameele in leicht geflochtenen Körben tragen. Die dunkelrothe Farbe der Blutorange entsteht dadurch, daß ein Zweig vom Orangenbaum auf den Granatbaum gepfropft wird. Dieser Zweig trägt dann die wunderbar saftigen Früchte, die während der Wintermonate als Nachtisch jeder Mahlzeit in Menge verspeist werden. Die heimischen Gemüse sind fast sämmtlich vertreten, dazu kommen südeuropäische wie Artischocken und Sucketti, eine kleine Kürbisart, die, mit Reis oder Fleischfarce gefüllt, eine sehr beliebte Speise sind. Die arabischen Gemüse werden nur von wenigen Europäern gegessen, Spargel wird nicht gebaut, und für Morcheln und andere Pilzsorten fehlt es dem Boden an Feuchtigkeit; die dem Deutschen unentbehrliche Kartoffel wird von Europa importirt. Von Triest kommt auch Butter und gelangt noch in genießbarem Zustande hierher, sehr erwünscht, denn die arabische Butter, die auf dem Bazar zum Verkauf ausgedoten wird, gleicht täuschend den Schneebällen, die in der Hand des Schulknaben ihre weiße Frische eingebüßt haben. —

Man kann im Allgemeinen sagen, daß das materielle Leben in Alexandrien sehr gut ist: Geflügel giebt es im Ueberfluß als Schnepfen, Wachteln, Tauben, Hühner und Indians, die an Größe und Schwere die deutschen Truthähne weit übertreffen. Kalbfleisch ist nicht gut, Rind- und Hammelfleisch jedenfalls vorzuziehen. Für Lebensmittel zahlt man kaum höhere Preise als in den großen Städten Deutschlands, anders steht es mit Kleidern und allen Luxusartikeln. Diese werden so theuer bezahlt, daß es trotz bedeutender Spesen immer noch gerathen erscheint, sie aus der Heimat zu beziehen. Wer in England Verbindungen hat, thut wohl, Manches von dort kommen zu lassen, da die Fracht zur See viel geringer ist, als zu Lande. Diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, daß die Engländer es möglich machen, sich ihren Hausstand in Aegypten genau so einzurichten, wie auf dem britischen Eilande. Der Deutsche versteht den Comfort nicht in dem Maße, er fühlt sich nicht unbehaglich, auch wenn ihm einige der von Hause her gewohnten Bequemlichkeiten fehlen. Nur Eines läßt er sich nicht nehmen, das ist seine deutsche Weihnachtsfeier. Der Mitte December fällige Dampfer bringt von Triest eine Ladung Tannenbäume, auf die von den einzelnen Familien abonniert wird. Die Hausfrauen sind geschäftig, den hei-

mischen Honigtuchen zu baden, und so fühlt man sich, wenn an irgend einem Tage, gewiß am Heiligabend zu Hause, obgleich draußen Frühlingslüfte wehen und der Himmel so rein und blau ist, wie bei uns im Hochsommer.

Der gesellige Verkehr in der deutschen Colonie ist ein reger und durchaus gemüthlicher. Alle halten eng zusammen; hier gab es schon vor dem Jahre 1870 keine Mainlinie mehr, der Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland giebt sich nur in den verschiedenen Accenten kund, die sich auch in der Fremde nicht ganz verwischen. Man besucht sich Abends zu einer frühen Mahlzeit, d. h. um 7 Uhr, und bleibt nach Tisch mehrere Stunden plaudernd bei einander. Daß die Mahlzeit den Anfang und nicht wie bei uns den Schluß der geselligen Vereinigung bildet, hat den Vortheil, daß alle Gäste sich pünktlich versammeln müssen. Auch die Engländer verkehren vielfach mit den Deutschen, die Franzosen haben sich nach den Ereignissen der letzten Jahre von gemeinsamen Unternehmungen mehr zurückgezogen, doch erleidet der Privatverkehr unter guten Freunden keine Unterbrechung. Jedes neue Mitglied der deutschen Colonie wird mit Freuden begrüßt, es herrscht die hübsche Sitte, daß die bereits Ansässigen die neu Angeworbenen zuerst besuchen, um sie willkommen zu heißen. Es besteht ein Club, der deutsche Verein genannt, in dem die Männer allabendlich zusammen kommen können, um Zeitungen zu lesen und das heimatliche Bier zu trinken, das hauptsächlich aus Wien bezogen wird. In jedem Monat einmal findet eine musikalische Abendunterhaltung von Dilettanten statt, zu der das schöne Geschlecht Zutritt hat und wo auch getanzt wird. Einmal hörten wir in diesem Winter im Saale des deutschen Vereins einen interessanten Vortrag des Dr. Schweinfurt, der von seiner Reise in's Innere zurückgelehrt, sich einige Tage hier aufhielt, ehe er weiter nach Italien ging, wo er den Winter zuzubringen gedachte. Er gab eine Characterschilderung der verschiedenen Völkerstämme, die er kennen gelernt, und zeigte selbst gefertigte Portraits von Männern und Frauen vor. Einen Njamenjam-Neger, den er aus dem Lande der Menschenfresser mitbrachte, hat er einem Bekannten in Cairo überlassen. Ein Zwerg, der sich sehr an ihn angeschlossen und ihn während der ersten zwei Jahre seiner Reise begleitet hatte, war ihm zu großem Leidwesen dann gestorben. Schließlich bedankte sich Schweinfurt beim deutschen Verein, der ihm im Sommer 1869 eine Sammlung nöthiger Effecten in großer Schnelligkeit nach Khartum nachgesandt hatte. Ein solcher Vortragsabend ist in Alexandrien jedoch eine Seltenheit; dergleichen geistige Anregung muß man entbehren, gute Concerte gibt es nicht, und im Theater Bignia spielt eine französische Truppe kleine Conversationsstücke und Offenbachsaden, hat aber ein so wenig anziehendes Programm, daß sie in diesem Winter banterott wurde.

Der Verkehr wird dem Fremden im Anfange dadurch erschwert, daß nur wenige der Hauptstraßen Namen haben, die ihnen von verschiedenen Nationen gegeben sind, wie Strada franca, Rue des soeurs, Scheriff-Paschastraße, kein Haus trägt eine Nummer, und Schilder mit Namen an den Privatwohnungen sind eine Seltenheit. Der Boab oder Thürsteher ist aber erst im Stande dem Umhersuchenden Auskunft zu geben, wenn dieser seine Kenntniß der arabischen Sprache so weit gebracht hat, um Fragen zu stellen und Antworten zu verstehen. Dem ordnungsliebenden Deutschen ist das zuerst höchst wunderbar; er begreift auch nicht, warum ein Brief nur dann in seine Hände gelangt, wenn er auf der Post (sei es die östreichische, englische, italienische oder ägyptische) ausdrücklich nach dem erwarteten anfragen läßt. Dies ist jedoch ganz natürlich, da es keine Centralpost giebt und sich jede Nation also ihre eigenen Briefträger zur Beförderung halten müßte. Die Ankunft des Postdampfers wird mit Freuden begrüßt, auf dem betreffenden Consulatsgebäude zieht man die Flagge auf, Jeder ist in Erwartung der Nachrichten aus der Heimat. Der Lloyd bringt nicht nur Briefe, sondern auch deutsche Zeitungen und Journale, da giebt es für die ganze Woche vollauf zu lesen. Aber man muß auch sogleich an die Beantwortung der nöthigen Briefe gehen, damit dieselben zum Abgange des fälligen Dampfers bereit liegen, eine Verspätung beim Schreiben um eine halbe Stunde bedeutet Verzögerung der Beförderung um eine volle Woche. Der Telegraph spielt zwar in der Geschäftswelt eine bedeutende Rolle (man liest schon Abends die Berichte der leitenden Börse vom nämlichen Tage), für den Privatverkehr ist er jedoch noch zu theuer und wird jedenfalls nur in Ausnahmefällen benutzt. —

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß der Deutsche in Alexandrien seine Heimat nicht zu sehr vermißt, ja daß man in der That nicht in Afrika, sondern eher in einer südeuropäischen Hafenstadt zu sein wähnt. Ganz anders ist es in Cairo: seine Binnenlage verzögert den Verkehr mit dem andern Welttheil, und so hat sich hier das arabische Leben viel reiner erhalten. Cairo ist in Wahrheit orientalische Hauptstadt geblieben. Die Entfernung von Alexandrien beträgt mit dem Eilzug $4\frac{1}{2}$ Stunde. Man kommt zuerst an dem Canal vorüber, der Alexandrien vom Nil her mit Süßwasser versieht. Er wurde von Mehmed Ali gebaut; vor dessen Regierungszeit gab es nur die unterirdische Leitung aus der alten Zeit, welche die Cisternen speiste, aber nur bei hohem Nilstande Wasser brachte. Der heutige Canal wird auch zum Productentransport aus dem Innern nach Alexandrien benutzt. Sobald die Bahn ihn verlassen, führt sie an dem großen Mareotissee entlang und dann über die beiden Hauptarme des Nils. Hauptstationen sind Castr Sajad und Tanta, das Leipzig Aegyptens, wo sich zu Zeiten der

Messe Hunderttausende von Menschen versammeln. Auch durchfliegen wir eine Reihe arabischer Dörfer, die bei erster Betrachtung einen traurigen Eindruck machen. Soviel Neues nun auch dem Deutschen, der zum ersten Male nach Cairo kommt, entgegentritt, eins ist es, was ihn mehr anheimelt als in Alexandrien: es ist die herrliche Vegetation, die dort fehlt. Welch frisches Grün zeigen die Aalefelder, wie üppig stehen Zuckerrohr, Baumwolle und Mais, wie malerisch liegen auf diesen grünen Flächen die prächtigen Gruppen der dunklen Sycamoren verstreut, unter ihrem schützenden Dache die niederen Lehmhütten der Fellahen! Eine herrliche Promenade ist die Chonbrahstraße, jene lange Allee einheimischer Akazien und Sycamoren, auf der in den Nachmittagsstunden Reihen eleganter Equipagen rollen, mit arabischen Degen bespannt und von bunt gekleideten Vorläufern (Zals) geführt, die mit ihrem Stabe den Weg frei machen. Auch nach den großen Pyramiden von Giseh fährt man jetzt unter dem schützenden Laubdache der Akazien, früher mußte man auf Eseln reitend einen weiten Umweg machen, aber vor wenigen Jahren ließ der Khedive diese bequeme Chaussee anlegen, deren Vortheil nun alle Reisenden genießen. Die günstigste Jahreszeit für Cairo ist der November und December und man thut wohl, während dieser Monate Alexandrien zu verlassen, da hier dann Regenzeit herrscht und die nur theilweise gepflasterten Straßen häufig ungangbar werden. In Cairo weht um diese Zeit löstliche Luft, weich, doch zugleich rein und von Wohlgerüchen erfüllt, besonders in den Zaubergärten von Chonbrah, Giseh und Geireh, welche die lohnendsten Ziele für Spazierfahrten bilden. Das Meer fehlt, aber dafür haben wir den mächtigen Strom mit seinen dunklen Fluthen; wie stattlich erhebt sich an seinen Ufern der Moccadam, das rothe Gebirge, von der Citadelle und der großen Moschee Mehmed Ali (der hier begraben liegt) gekrönt. Eine herrliche Rundschau genießt man von hier oben: man überschaut die ganze Stadt mit ihren zahllosen Kuppeln und Minarets, dann den Strom, dessen Windungen eine Reihe weißer Segel bis in die Ferne verfolgen läßt, zur Rechten die weite, lachende Ebene, zur Linken die gelbe Sahara, die hier wellenförmig ansteigt. Die großen Pyramiden schließen das Bild würdig ab, im Vordergrund liegen die glänzenden Schlösser Casserel Nil und Casserel Ali.

In Cairo gibt es im Gegensatz zu Alexandrien eine Anzahl schöner Privathäuser; deutsche Baumeister sind hier thätig gewesen, und wir finden die flachen Dächer mit architectonischen Verzierungen versehen. Von größerem Interesse sind jedoch die Häuser in der Muskieh und den angrenzenden engen Straßen; sie haben fast alle geschnitzte Holzwerker in feinsten Arbeit, aus deren geöffneten Schiebsfenstern häufig die schwarzen Augen einer Araberin unheimlich hervorleuchten. In diesen Straßen, die den Bazar des neuen

Cairo bilden, erscheint es rathsam, zu Fuß zu gehen, theils um die hier ausgebreiteten Schätze des Orients mit Muße zu betrachten, theils weil ein Wagen sich nur mit Mühe durch dies bunte Gewühl von Menschen, Eseln und Kameelen Bahn bricht. In vielen Seitenstraßen ist das Fahren sogar unmöglich, sie sind so eng, daß die Erker zu beiden Seiten einander fast berühren und die Menschen nur einer hinter'm andern hergehen können. Kommt durch eine solche Straße ein Hochzeits- oder Leichenzug, dann muß man sich in eines der tiefen Gewölbe flüchten, wo die prachtvollen Teppiche von Persien und Smyrna zum Verkauf ausliegen. Die Händler kauern behaglich im Schatten des Gewölbes, den Cibuk rauchend oder mit einer Nadelarbeit beschäftigt. Die Handwerker, als Gold- und Silberarbeiter, Schuhmacher, Sattler, Tapezierer, sind unermüdlich fleißig, kaum daß sie den vorübergehenden Fremden eines Blickes würdigen. Von den umherziehenden blinden Bettlern wird man vielfach angerufen und muß sich zuweilen die wenig schmeichelhafte Anrede: „O ihr Christen, ihr Verfluchten!“ gefallen lassen. —

Alt-Cairo hat mehrere interessante Baudenkmäler: da ist eine wohl erhaltene Coptenkirche, die aus dem sechsten Jahrhundert stammen soll, sie enthält reiche Sculpturreste und schöne Holzschnitzereien an Gebetstühlen und Altar. In der Krypta soll die Jungfrau Maria mit dem Kinde auf der Flucht nach Aegypten geruht haben. Dieser Kirche ganz nahe ist eine Synagoge, die etwa derselben Zeit entstammt, aber schon viel mehr verfallen ist als jene; die Säulen, welche das Allerheiligste von dem übrigen Raume trennen, sind zum Theil römischen Ursprungs. Solche Ueberreste römischer Tempel finden sich auch in der ältesten Moschee Cairos, die etwa um's Jahr 648 erbaut wurde: Der Vorhof mit den Säulen ist fast völlig erhalten, und man kann sehen, in wie naiver Weise die Araber hier verfahren sind, indem sie häufig ein Capital als Basis verwendeten oder zwei Capitale übereinandersetzten und dann die Voluten von dem unteren abschlugen. Außer dieser Omar-Moschee liegt in Alt-Cairo noch die von Teilun, die nicht ganz so alt, aber auch nur noch theilweis erhalten ist; besonders schön sind hier zwei nach Osten gerichtete Gebetkapellen, mit Schnitzerei und Mosaik verziert. Der Vorhof dieser Moschee ist in ein Armenhaus umgewandelt, und der in der Mitte gelegene überdachte Brunnen wird noch benutzt. Noch verdient der Nilmesser Erwähnung; er steht im Garten des verlassenen Palastes von Hassan Pasha auf der Insel Roda, in deren Schilf der Legende nach Moses ausgesetzt worden. Hierhin gelangt man, wenn man sich über einen Seitenarm des Nil setzen läßt, und von der Terrasse des Palastes erblickt man den Wasserspiegel des Hauptstroms in seiner ganzen Breite. Am gegenseitigen Ufer erstrecken sich Wälder von Palmen, die mit der stillen

Sonnengluth, die zur Mittagszeit über dem heiligen Strom und der ganzen Landschaft lagert, dem Reisenden einen Vorschmack von Ober-Aegypten gewähren. Der Nilmesser besteht in einem tiefen, ausgemauerten Wasserbecken, auf dessen Rinde coptische Schriftzüge eingemeißelt sind; die uralten Maße, welche auf einem in der Mitte des Beckens stehenden Pfeiler verzeichnet sind, kann man noch deutlich erkennen. Seitwärts ist eine hölzerne Tafel mit den heutigen arabischen Zeichen angebracht. — Zu den Sehenswürdigkeiten Cairo's gehört auch das Antikencabinet, das in mehreren Sälen eine Menge wohlgeordneter Alterthümer enthält. Bei der letzten Nilüberschwemmung war das Wasser in die Räume eingedrungen und hatte große Zerstörungen angerichtet, doch jetzt ist der Schaden größtentheils wieder gutgemacht.

Das Leben in Cairo bietet dem Deutschen unendlich viel Abwechslung, aber jener gemüthliche Verkehr unter den Colonisten, Alexandriens großer Vorzug, fällt hier fort, die Geselligkeit ist eine andere. Eine große Anziehungskraft hat die italienische Oper, an der gute Kräfte wirken, und in diesem Jahre war die Saison besonders glänzend durch die häufige Darstellung der Aida, jener Oper, die Verdi im Auftrage des Vicelönigs für eine Summe von mehreren hunderttausend Francs componirte. Die Pracht der Ausstattung ist wahrhaft orientalisches: die Decorationen stellen Gegenden aus Ober-Aegypten dar, und man glaubt die Sphinx-Allee und die Insel Philae wirklich vor sich liegen zu sehen. Die Gewänder der Slavinnen sind aus den kostbarsten Stoffen gefertigt, der Schmuck der Königstochter antiken Mustern in echtem Golde nachgebildet. —

Zu den wunderbar fremdartigen Dingen, die wir in Cairo sehen, gehört auch der religiöse Tanz der Derwische, welcher jeden Freitag in einer bestimmten Moschee stattfindet, sowie der Tanz der Slavinnen im Harem. Hier erhalten die europäischen Damen in den Festtagen des Beiram Zutritt, d. h. die Mutter des Vicelönigs, sowie die anderen Prinzessinnen nehmen zu bestimmten Stunden Glückwünsche entgegen. Die Damen werden mit Koffa und Sorbet bewirthet, erhalten ihre Plätze auf den Divans angewiesen und sehen von dort aus jenem mimischen Tanze zu, der ebenso wie der der Derwische von der wunderbar eintönigen, fast klagenden arabischen Musik begleitet wird. Die Beiramtage fielen diesmal in die Mitte unseres Monats December, sie folgen stets auf den Ramadan oder Fastenmonat der Muhamedaner. Fällt diese Fastenzeit in den Sommer, so erliegen Viele den Folgen derselben, aber selbst im sogenannten Winter haben die Armen schwer darunter zu leiden und schleichen als matte Gestalten finster blickend einher. Sobald die Sonne sinkt, ertönt der ersehnte Kanonenschuß, und wer über die Straße geht, hört aus vielen Kehlen das Wort der Erleichterung: Halaz! (zu Ende). Zuerst wird die bereitgehaltene Cigarette angezündet, dann erst

schreiten die Männer dazu, das einfache Mahl zu rüsten. — Wie genügsam das Volk in seinen Genüssen ist, sah ich beim großen Beiram, der 50 Tage nach dem ersten fällt. Ein Boab veranstaltete für seine „Brüder“ aus der Nachbarschaft ein Festmahl. In langen Reihen saßen die Geladenen auf Matten in dem marmorgepflasterten Hausflur, vor ihnen dampfte in großen Schüsseln ein Brei von Reis, Fett und Knochen von Geflügel, in den sie mit den Fingern tauchten; ein großes Blechgefäß mit Wasser wanderte von Munde zu Munde.

Das Benehmen der Araber gegen die Europäer ist im Allgemeinen vortrefflich, sie sind ebenso gefügig als gelehrig und passen sich den ihnen durchaus fremden Sitten so schnell an, daß man sie gern als Köche und Diener hat. Drollig ist es, wie sie sich bald einige Brocken der europäischen Sprachen aneignen und uns Deutsche mit Ja wohl oder sehr gut anreden; lesen lernen sie nicht und strecken einem eine Anzahl Briefe vertrauensvoll entgegen, damit man sich den seinen selbst aussuche. Nur in der eben erwähnten Fastenzeit werden Einige fanatischer, und es kommen dann wohl Excesse gegen Europäer vor, die zuweilen Unschuldige treffen, aber doch meist ihren Grund darin haben, daß die Araber bei ähnlicher Gelegenheit (vielleicht von dem Mitgliede einer anderen Nation) schlecht behandelt wurden. Ihren Aberglauben haben sie im Verkehr mit der Außenwelt nicht ganz abgelegt, sie sind furchtsam und schreckhaft, und als das prachtovolle Nordlicht vom 4. Februar d. J. uns Deutsche, die wir lebhaft an die Heimath erinnert wurden, mit Entzücken erfüllte, glaubten die Eingeborenen, Europa stände in Flammen. — In Bezug auf den Handel stehen die Araber noch auf einer niederen Stufe, d. h. sie haben, ähnlich wie die umherziehenden polnischen Juden in Deutschland, keine Vorstellung von festen Preisen, sie schlagen beim Verkauf bedeutend vor und bieten beim Einkauf unendlich gering. Hingegen sind sie durchaus ehrlich, und der deutsche Kaufmann kann ihnen unbesorgt Credit geben, er ist sicher, seine Zahlung zu erhalten, ohne schriftliche Verpflichtung ihrerseits. Freilich halten sie den Zahlungstermin nie pünktlich ein, weil sie wohl mit Summen zu rechnen verstehen, aber keinen Begriff von Raum und Zeit haben. Daher wissen sie auch selten ihr Alter anzugeben und sagen im besten Falle: „Mein Vater sagt, daß ich in dem oder dem Jahre geboren sei.“ Ebenso unzuverlässig wie im Zahlen sind sie auch im Einhalten eines Rendezvous. Zum Abgange eines Eisenbahnzuges, der auf 10 Uhr festgesetzt ist, kommen sie, um ihn nicht zu versäumen, schon vor Sonnenaufgang. —

Die Waaren, die von Aegypten exportirt werden, sind in erster Linie die Erzeugnisse des Landes, als: Baumwolle, Baumwollsaaten, Getreide, vornehmlich Weizen, Gerste und Bohnen zum Pferdefutter, ferner Rohzucker, der

in Menge fabricirt wird. Der Vicelönig vergrößert jetzt seine Zuckerrabrike in Ober-Aegypten in dem Maße, daß sie in Zukunft jährlich 4 Millionen Centner für den Export liefern sollen. Zu den genannten Dingen kommt der Kaffee und Gummi aus Arabien, aus dem Innern Afrikas Elefantenzähne und Straußenfedern; auch werden Häute und Linsen in großer Menge exportirt. Für die Producte Aegyptens ist Alexandrien der Markt, für die aus dem Innern Cairo. Von den importirten Waaren nennen wir: alle Fabrikate, Steinkohlen, Holz, Marmor, Pfeffer, Cacao, raffinirten Zucker, Feinöl, Stearinlichte, Wachs, Petroleum, auch feines Mehl, da hier zu wenig für den Consum gemahlen wird. Aus dem Gesagten folgt naturgemäß, daß alle Kaufleute Aegyptens sich in zwei große Gruppen theilen, Exporteure und Importeure; viele treiben jedoch auch Geschäfte beider Art. Außerdem gibt es eine Anzahl fremder Banken, die in Aegypten gegründet wurden, weil das Geld hier viel höhere Zinsen trägt als in Europa, an der Spitze stehen vornehmlich deutsche Directoren.

Nach statistischen Tabellen, welche eine Zählung im vorigen Jahre ergab, belief sich die Zahl der in Aegypten wohnenden Fremden 1870 auf 85,000; davon kommen auf Alexandrien etwa 54,000, und zwar: 21,000 Griechen, 14,052 Italiener, 10,000 Franzosen, circa 4500 Engländer, 8000 Oestreicher, 500 Deutsche, 220 Niederländer, 150 Spanier, 127 Russen, 100 Perser, 40 Belgier, circa 40 Schweden und Norweger. Unsere deutsche Colonie steht demnach an Zahl noch bedeutend hinter anderen Nationen zurück; unter der relativ geringen Anzahl sind alle Gaue unseres Vaterlandes vertreten, man kann nicht sagen, daß ein Element besonders vorherrschend sei. Die von deutschen Eltern hier geborenen Kinder lernen das Deutsche zuerst, eignen sich jedoch die anderen Sprachen mit großer Leichtigkeit an. Die übrige Erziehung ist eine schwierige Aufgabe: Privatunterricht ist sehr theuer, und es gibt nur eine deutsche Missionschule. Für Mädchen reicht eine deutsche Erzieherin wohl einige Jahre aus, die Knaben müssen schon früher nach der Heimath der Eltern in Pension geschickt werden. Für den Gottesdienst der verschiedenen Nationen ist ausreichend gesorgt: es gibt eine englische und eine schottische, eine katholische und eine deutsch-protestantische Kirche. In dem deutschen Hospital, dessen Pflegerinnen in Kaiserswerth gebildet werden, finden Kranke aller Nationen, auch Araber, Aufnahme. Eine hier gegründete Hilfskasse zahlt die Kosten für viele Unbemittelte unter unsrerer Landsleuten; zum Bau des Hospitals, das erst kürzlich vollendet wurde, hat England auch große Summen beigetragen, und viele englische Seelente werden darin verpflegt.

Unter den klimatischen Krankheiten sind vorherrschend: Augenkrankheiten, die auch in Europa den Namen der ägyptischen bewahren, und Leberaffectionen,

die jedoch fast nur im Sommer vorkommen. Der Winter ist in Aegypten gesund und — die kurze Regenperiode in Alexandrien ausgenommen — höchst angenehm; es vergeht kein Monat, wo man nicht im Freien sitzen könnte. Nach dem Regen zeigen Tamarisken, Palmen und Kakteen ein frisches Grün, während sie vorher mit dickem, weißem Staube bedeckt waren. Ausnahmsweise hatten wir im vorigen Herbst noch einige der unangenehmen Chamsine (Scirocco), die viel häufiger in's Frühjahr fallen. An einem solchen Tage ist die ganze Atmosphäre von Staub erfüllt, der durch geschlossene Fenster und Jalousien auch in die Zimmer eindringt. Eine graue Staubwolke lagert auf dem Meere, das seine lichtblaue Farbe eingebüßt hat, dazu ist die Luft gluthheiß wie in einem Backofen. Wer nicht auszugehen genöthigt ist, vermeidet es gern, obgleich sich auch im Hause die Einwirkungen des bösen Windes, der einen erschlassenden Einfluß auf das ganze Nervensystem übt, fühlbar machen. In Cairo ist die Temperatur an solchen Tagen viel höher als in Alexandrien, der Wind heftiger, man glaubt dort, wenn man hinaus auf die Landschaft schaut, zuweilen ein röthliches Sandmeer zu erblicken, aus dem die Kronen der Palmen auftauchen. In der That führt der Südwind sowohl Sand als auch kleine Steinchen mit sich, die ihrer Beschaffenheit nach von weither kommen müssen. Der Aufenthalt in Cairo wird der Chamsine wegen häufig schon Ende März und im April unangenehm, der Sommer ist dort sehr schwer zu ertragen. In Alexandrien kann man sich durch Seebäder erfrischen und hat auch meist Wind vom Meere her, nur im September, wo die Windstillen eintreten, fällt diese Kühlung fort. Außerdem ist der Körper dann schon durch die mehrere Monate andauernde Hitze angegriffen. Wer etliche Sommer in Aegypten zugebracht hat, dessen Natur verweicht allmählich, und er muß bei der Rückkehr in die Heimath besonders im ersten Winter seines dortigen Aufenthaltes sehr vorsichtig sein. In den Zimmern friert man in Aegypten freilich mehr als in Deutschland; der Mangel der Ofen und Kamine macht sich jedoch nur an sonnenlosen Tagen bemerklich, die Temperatur in den Zimmern ist dann ebenso hoch oder niedrig als draußen, d. h. 11 bis 12 Grad R., und das ist zum Stillsitzen kaum behaglich. In einigen Häusern, besonders englischen, findet man daher auch schon die Einrichtung der Kamine. Cairo ist im Winter kälter, ebenso wie es im Sommer heißer ist als Alexandrien, entsprechend seiner größeren Entfernung von dem alle Extreme abmildernden Meere. Die Communication mit dem Innern Afrikas ist noch immer sehr schwierig: der Nil ist bekanntlich nur bis zum 22. Grade schiffbar, und von dort nach dem 7 Grad südlicher gelegenen Khartum, mit welchem Telegraphenverbindung schon besteht, ist wegen der dazwischen liegenden Wüste eine sehr beschwerliche Reise. Doch ist der Vicelönig dem Projecte der Eröffnung des

Junern sehr geneigt, und so ist Aussicht vorhanden, daß die Communication bald erleichtert wird. Führen erst Land- und Wasserstraßen nach jenen Gegenden, dann wird man wohl auch dort bald von deutschen Ansiedlern hören.

H. D.

Das französische Unterrichtswesen.

(I. Die Elementarschule.)

(Quelques mots sur l'Instruction publique en France par Michel Bréal, professeur au collège de France. Paris, Hachette 1872.)

In keinem Lande ist über die den öffentlichen Unterricht berührenden Fragen so lebhaft gestritten worden wie in Frankreich, nirgend haben die freisinnigen Publicisten entschiedener auf der Nothwendigkeit dringender Reformen bestanden; zugleich sind jedoch nirgend anderswo seit Anfang unseres Jahrhunderts weniger ernste Verbesserungen in's Werk gesetzt worden, nirgend anderswo hat man unter den verschiedensten Regierungen hartnäckiger an den schwersten Mißbräuchen festgehalten. Heut müssen die Urtheilssfähigsten, weit entfernt, einen Fortschritt in der Schulorganisation im Ganzen verzeichnen zu können, vielmehr einen Rückgang zugeben; mit schmerzlichen Gefühlen blicken sie auf die Kraft und die Höhe der Einsicht zurück, welche der Generation von 1830 zur Ehre gereichte. In der That, wie man auch immer über Louis Philipp's Regiment urtheilen möge, so darf man doch weder seine energischen Anstrengungen, unter den Arbeiterklassen und der Landbevölkerung Bildung zu verbreiten, noch auch den mächtigen Antrieb verkennen, welchen der höhere Unterricht durch ihn erhielt. Das Gesetz von 1833 bleibt der solideste Ehrentitel Guizot's, man darf es unter die besten zählen, die jemals von einer französischen Kammer votirt worden. Ausgezeichnete Männer bereisten die Hauptländer Europas, um deren pädagogische Systeme besser zu erforschen, und legten in interessanten Berichten das Ergebniß ihrer Untersuchungen nieder. So besuchte Saint-Marc Girardin die süddeutschen Gymnasien, Victor Cousin begab sich zu wiederholten Malen nach Holland und in verschiedene deutsche Landschaften und bezeichnete mit merkwürdigem Scharfsinn die Reformen, deren das Universitätswesen bedurfte. Die Schulfrage, die Carnot 1848 als zuständiger Minister mit Verstand und Rechtlichkeit in die Hand nahm, ward seit dem Staatsstreiche

des 2. December vertagt und konnte unter de Falloux's ultramontanem Regime und Fortoul's willkürlicher Leitung nicht gelöst werden; aber mit dem ersten Erwachen der liberalen Ideen trat sie wieder an's Licht und rief in der Presse eine ganze Reihe gedankenreicher und tüchtiger Besprechungen hervor.

So entwickelte Ernest Renan, einer der thätigsten unter denjenigen Schriftstellern Frankreichs, welche mit genauer Kenntniß deutscher Verhältnisse das eifrige Streben verbinden, beide Länder durch geistige Bande zu einen, in einer Reihe glänzender Artikel die Einrichtungen der deutschen Universitäten und gab durch seine scharfsinnigen Beobachtungen den von hervorragenden Pädagogen des Auslandes, wie Hahn und Holzapsel, dem höheren Unterricht gemachten Vorwürfen noch mehr Nachdruck. So betonte Jules Simon, der von demokratischer Seite hoch gefeierte Schriftsteller und Redner, in mehreren Abhandlungen, man möchte sagen mit pathetischer Sentimentalität, die Nothwendigkeit unentgeltlichen, aber obligatorischen Unterrichts und machte im gesetzgebenden Körper die größten Anstrengungen, um Vermehrung der Schulen und Verbesserung der Lage des Elementarlehrers zu erwirken. Ueber dieselbe Frage schrieb noch außerdem eine ganze Reihe hervorragender Journalisten von makellosem Liberalismus und scharfem Urtheil, so Reffier und Edmund Scherer in dem Temps, Ernest Bersot und Eduard Laboulaye im Journal des Debats, Charles Dollfus in der Revue Germanique, Emile de Maveleye in der Revue des Deux Mondes — sie alle vereinigten sich zum Kampfe gegen die Lässigkeit der Regierung und forderten unaufhörlich eine beträchtliche Vermehrung und bessere Vertheilung des Budgets für den öffentlichen Unterricht.

Bei diesen Reformen ergriffen wiederum, wie schon so oft, die Protestanten Frankreichs die Initiative, die zwar klein an Zahl und oft geschmäht, dennoch in geistiger und moralischer Hinsicht ganz unzweifelhaft hoch über dem Niveau ihrer Mitbürger stehen. Das Elsaß und die protestantischen Gemeinden des Departement du Doubs waren es, wo die Zahl der wissenschaftlich ganz ungebildeten die niedrigste war und die Volksbibliotheken die ausgebehnteste Verbreitung hatten. Ein lutherischer, in seiner Gemeinde sehr verehrter Prediger Namens Meyer gründete in den Armenvierteln von Paris Volksschulen und mühte sich um sie mit so eiserner Ausdauer, daß sie vor der Belagerung ihren ganz regelmäßigen Gang nahmen und auf das segensreichste wirkten. Die gegenwärtig bedeutendsten Vertreter des liberalen Protestantismus auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Kirche, Golani und Coqueret, behandelten mehrere auf den öffentlichen Unterricht bezügliche Fragen in trefflichen Reden und betonten nachdrücklich die Nothwendigkeit einer moralischeren Erziehung und eines reineren Familienlebens. Selbst

in den Regierungskreisen des zweiten Kaiserreichs erzwangen sich die reformatorischen Ideen Beachtung, wie daraus hervorgeht, daß einer der Minister, Victor Duruy, mit wirklich redlichem Streben mehrere Gesetzentwürfe ausarbeitete, die leider die Majorität im Conseil nicht erlangten, weil es Duruy an der nöthigen Sicherheit im Durchdenken und an der erforderlichen Entschlossenheit in der Ausführung seiner Pläne fehlte. (Einer der heftigsten Gegner des obligatorischen Unterrichts war Rouher; die Kaiserin stand in dieser Frage, wie so oft, unter dem Einfluß des Clerus.)

Warum waren nun jedoch die Resultate dieser ganzen Bewegung so geringe? Ueberstiegen die vorgeschlagenen Reformen das geistige Niveau Frankreichs? Pläne, die im Jahre 1830 nicht für zu kühn galten, drohten sie Gefahr im Jahre 1872? Grund dieses jämmerlichen Mißlingens war zunächst die Energielosigkeit und der Ehrgeiz der betreffenden Minister. Duruy, zu furchtsam, seine Ideen gegen seine einflussreicheren Collegen zu vertheidigen, gab ihnen nach, anstatt seine Entlassung einzureichen; Guizot, Victor Cousin und ihre geistvollen Mitarbeiter von 1830, zu ehrgeizig, um sich mit dem Ruhm einer dauernden Verbesserung des Unterrichtswesens zu begnügen, wurden durch politische Intriguen auf andere Bahnen gelenkt. Ihrem Beispiel scheint gegenwärtig Jules Simon, das frühere Mitglied der Linken, zu folgen und als Minister vergessen zu haben, was er als Deputirter schrieb. Die Majorität des Landes ist, wie immer, solchen Reformen gegenüber indifferent. Um ein Volk zu regeneriren, genügt es nicht, ein Gesetz zu geben, zumal wenn es das Princip des Zwanges durchführen soll — es muß vielmehr, um guter Früchte gewiß zu sein, Beifall und Unterstützung in allen Schichten der Gesellschaft finden. Der obligatorische Unterricht, der die Blüthe Preußens und der vereinigten Staaten hervorgerufen hat, bleibt in Italien und Spanien ein todter Buchstabe. Die gebildeten Klassen Frankreichs haben es nie verstanden, die Rolle zu spielen, die ihnen zukam; bald fehlte kühne Entschlossenheit, bald klares Erkennen, bald die Ruhe des Geistes, welche nöthig ist, um eine große Aufgabe durchzuführen. Die katholische Kirche hinwiederum steht in der Schule ihre gefährlichste Feindin und duldet sie nur, soweit sie dieselbe völlig beherrscht. Die Demokratie endlich ist stets mehr zu hastigen und radicalen Maßregeln als zu langsamen und ruhigen Reformen geneigt, und immer eifersüchtiger darauf bedacht, die Rechte der Gegner zu vermindern, als ihnen durch neue Einrichtungen sichereren Bestand zu geben.

Die pädagogischen Probleme, herabgeschleudert aus den heiter-ruhigen Regionen der Wissenschaft, wurden zum Zankapfel im Getümmel der täglichen Polemik und erhielten je nach der Richtung der Parteien die schroffsten und widersprechendsten Lösungen. So identificirte man die Frage über

die Elementarschulen mit der Frage über den Religionsunterricht und theilte sich nun in zwei unvereinbare Lager, als wäre der Religionsunterricht die einzige Aufgabe der Schule, als wäre nach der hiernach getroffenen Entscheidung alles gerettet oder alles verloren.

Als der triftigste Grund für die Inferiorität der Franzosen läßt sich endlich ihre Unkenntniß der Einrichtungen fremder Völker anführen. Die meisten haben ihren Blick nie über ihren engen nationalen Horizont hinaus-schweifen lassen, haben nie die Erfahrungen Anderer zu verwerthen gewußt, sich nie an den Fremden, welche die ihrigen ausnutzen, ein Beispiel genommen. Die Journalisten, welche gegen den Abbé Gaume das gute Recht der klassischen Studien vertheidigten, wußten meist nicht, daß derselbe Streit schon im Jahre 1820—1825 die Gemüther der Deutschen erregt hatte, wußten nicht ihren Nachbarn die schlagendsten Argumente gegen die ausschließliche Lectüre der Kirchenväter zu entlehnen. Die thörichten Neuerungen Fortoul's waren nichts als die fast genaue Wiederholung der Reformversuche Joseph's II. von Oestreich, und wie dort waren sie auch hier die Ursachen eines schnellen geistigen Verfalls. Merkwürdig! Dasselbe Frankreich, das wie kein Land Europas von den Umwälzungen der Revolutionen erschüttert wurde, war mehr als irgend ein anderes Land den wahren Reformen abgeneigt und vermochte nicht die Fesseln elender Vorurtheile abzuschütteln. Die Schüler der Gymnasien bearbeiten heute noch dieselben Exercitien, welche Rollin ihren Großvätern dictirte, und aus den von Bossuet für den Dauphin verfaßten Büchern lernen noch heute die Kinder unserer Bürgerschaft.

Die letzten Ereignisse haben alle Illusionen vernichtet und von neuem die Gefahren allzu gefälliger Selbstbewunderung heraufbeschworen. Die besseren Geister fassen die dringende Nothwendigkeit einer völligen Umgestaltung und verlangen von ihren Mitbürgern, daß sie dem Beispiel Preußens nach der Schlacht bei Jena folgen. Einer der gelehrtesten Philologen und der tüchtigsten Professoren des Collège de France, Michel Bréal, hat mit seltenem Scharfsinn und männlichem Freimuth ein Werk über die auf das Unterrichtswesen bezüglichen Fragen geschrieben und macht zur Abhilfe aller Schäden durchgreifende und treffliche Reformvorschläge. Niemand vielleicht hat mehr Recht hierin das Wort zu ergreifen als Bréal. Er gehört zu den wenigen Franzosen, die Deutschland genau kennen, er war einst in Berlin einer der tüchtigsten Schüler von Franz Bopp. Er ist nicht nur vertraut mit den Einrichtungen der Universitäten, sondern auch mit denen der Elementarschulen und Gymnasien, er kennt ihre Organisation, ihre Methoden, ihre Zwecke und die eingeführten Bücher. Von Geburt Israelit, steht er bei seiner tiefen philosophischen Bildung dem Treiben der täglichen Polemik ganz fern und behandelt diese Fragen um ihrer selbst willen; unberührt von

dem jetzt die Gemüther erhehenden Nationalhaß, spricht er von Deutschland mit ungetheilter Achtung. Seine Schrift, weit entfernt von declamatorischer Uebertreibung, wird dauerndes Interesse erwecken wegen der Gediegenheit seiner neuen Ansichten, der Gründlichkeit seiner Kenntnisse, der Klarheit und prägnanten Kürze seines Ausdrucks. Es sei gestattet, in Nachfolgendem die drei Theile, in welche sie zerfällt, der Reihe nach zu behandeln: zunächst die Elementarschule (l'école), dann das Gymnasium (le lycée), endlich die Universität (les Facultés).

I. Die Elementarschule (l'École).

Die Organisation des Elementarunterrichts ist in Frankreich eine Einrichtung neueren Datums: unter der Republik und dem Kaiserreich wiederholt beschlossen, wurde sie erst unter der Restauration ernstlich in Angriff genommen und nahm ihren regelmäßigen Fortgang erst 1833 seit den Gesetzen Guizot's. Frankreich hat schwer gebüßt für die späte Einführung dieser Reformen. Während Holland, Schweden, Dänemark seit zwei Jahrhunderten zahlreiche Schulen besitzen, während Friedrich Wilhelm I. in Preußen deren 1800 begründete und Friedrich II. den Unterricht obligatorisch machte, theilte Frankreich bezüglich der Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse unter den niederen Volksklassen die Vorurtheile der übrigen katholischen Nationen und bot das klägliche Schauspiel tiefster, undurchdringlichster Unwissenheit, während es andererseits in üppiger, raffinirter Cultur allen Völkern voranging. Es wäre anders gekommen, hätte man nicht im 16. Jahrhundert die Keyer vernichtet und hätte man den Vorschlägen Gehör gegeben, welche der Adel der Generalstaaten von Orléans, wo die Hugonotten in der Majorität waren, im Jahre 1500 an Franz II. richtete: „Levée d'une contribution sur les bénéfices ecclésiastiques, pour raisonnablement stipendier des pédagogues et gens lettrés en toutes villes et villages pour l'instruction de la pauvre jeunesse du plat pays et soient tenus les pères et mères à peine d'amende à envoyer les dits enfants à l'école et à ce faire soient contraints par les seigneurs et les juges ordinaires.“ Der wahre Beförderer des obligatorischen Unterrichts war der Protestantismus, weil jeder Gläubige gehalten war, die Bibel zu lesen, und vom einfachen Bürger bis zum Magistratsbeamten und Fürsten jeder für das ewige Heil der ihm anvertrauten Seelen verantwortlich war.

Der katholische Clerus dagegen hat der Schule nie ihren Ursprung von 1789 verziehen und sich stets mit Kälte und Verachtung von ihr gewendet. Er andererseits wurde in natürlicher Reaction von der Schule, da sie ohne seine Hilfe bestehen konnte, als entschiedener Gegner betrachtet: und so stand dem Priester der Lehrer gleichsam als Vertreter des Staates, als Reprä-

sentant aufgeklärter und liberaler Ideen gegenüber. Dieser Kampf fand seinen Austrag, seit die Kirche eigene Schulen zu gründen anfang, in denen, bei ihrer bedeutenden Verbreitung, heutzutage fast der dritte Theil der Bevölkerung erzogen wird. Mögen die Bischöfe den Geist des Jahrhunderts fürchten und nur mit geiziger Hand die Erkenntniß zumessen, oder mag die Methode falsch sein, nach welcher die Lehrer herangebildet werden, so viel steht fest, daß der Unterricht der Congregationen unzureichend und oberflächlich ist. Man darf den Zustand des französischen Elementarunterrichts nicht nach einigen Schulen großer Städte beurtheilen, auch nicht nach den Leistungen einiger hervorragender Schüler, sondern über die große Masse der Schulkinder und über den Durchschnitt der Landschulen muß man sich ein Urtheil bilden. Dieser Durchschnitt aber ist kein erfreulicher, und das Dämmerlicht, welches den Horizont der Kinder erhellte, unterscheidet sich wenig von der völligen Dunkelheit, die sie zuvor umnachtete. Gewiß ist es gut, lesen und schreiben zu können; wo liegt aber das Verdienst, wenn jemand mühsam eine Seite großer Lettern buchstabiren oder seinen Namen ungeschickt unterschreiben kann? Wenn die officiellen statistischen Angaben zuverlässiger wären, mit Schrecken würde man sehen, daß man nicht $\frac{2}{5}$, sondern $\frac{3}{4}$ der Kinder als völlig ungebildet zu betrachten hat.

Das erste Mittel, um einem so traurigen Zustande abzuhelfen, ist eine gründliche Verbesserung der Lage des Lehrers. Heutzutage befindet er sich in unbedingter Abhängigkeit von den Municipalräthen und den Präfecten und sieht sich nach reinen Aeufferlichkeiten beurtheilt. Denjenigen hält man für den trefflichsten Lehrer, der es am geschicktesten versteht, sich mit dem Maire, dem Priester und den Familienvätern auf guten Fuß zu setzen, ohne zu fragen, ob nicht etwa dieses glückliche Harmoniren in der geschmeidigen Beslissenheit seinen Grund hat, sich fremden Vorurtheilen und alten Gewohnheiten zu fügen. Unter dem zweiten Kaiserreich wurden die Lehrer zu gefügigen Werkzeugen der Wahlagitation; nach ihren politischen Diensten wurden sie belohnt oder bestraft. Gambetta wollte sie zu gelehrigen Aposteln der radicalen Republik machen, ihre Aufgabe sollte sein, nicht etwa die Kinder lesen und schreiben zu lehren, sondern die Väter für die unsterblichen Principien von 1789 zu begeistern. Dabei war ihre materielle Lage wirklich bejammernswerth. Zwar hatten zahlreiche, schlichterne Decrete sie allmählich um ein wenig gebessert, aber 1865 gab es nach Jules Simon noch 19,423 Lehrer mit einem jährlichen Gehalt unter 700 Franken nach vollendeter 5jähriger Dienstzeit, also mit weniger als 1 Frank 80 Cent. täglich, einem Gehalte, welches noch geringer ist als das der Douaniers und Gendarmen. Und unter solchen Verhältnissen soll ein Lehrer, der seine Familie kaum auf das nothdürftigste ernähren, geschweige denn sich von drückender

Schuldenlast befreien kann, mit Aufmerksamkeit und Eifer sich seinen schweren Berufspflichten hingeben? Die Pensionen, welche allmählich eingeführt wurden, wurden nach den niedrigen Pensionsätzen der anderen Beamten berechnet. Die höchsten Beträge überschritten nicht ein Maximum von 900 Franken für 15jährige Dienstzeit, außerdem waren sie nur facultativ und trafen durchschnittlich erst den zwanzigsten Lehrer.

Nicht weniger kümmerlich sind die geistigen Bildungsmittel, welche ihnen zu Gebote stehen. Die Seminare (*écoles normales*), auf denen sie vorbereitet werden, hatten schon ein durchaus ungenügendes Programm, welches kaum den nothdürftigsten Anforderungen genügte, als man es nichts desto weniger im Jahre 1852, unter dem Vorwande, allzu gebildete Lehrer würden sich in ihren bescheidenen Verhältnissen zu unglücklich fühlen, noch mehr herabsetzte. Das Personal der Lehrer an den Seminarien ist durch den Zufall bunt zusammen gewürfelt: zum Theil besteht es aus Professoren von Gymnasien, die allzu geneigt sind, diese Beschäftigung als ganz nebensächlich zu betrachten, zum Theil aus alten Elementarlehrern, zum Theil endlich aus Schülern, welche den Unterricht soeben verlassen haben oder womöglich noch daran theilnehmen. Anstatt einen Mann von bedeutenden wissenschaftlichen Kenntnissen und pädagogischer Erfahrung zum Director zu ernennen, wählt man dazu einen Elementarlehrer, weil man es für eine Zurücksetzung und Kränkung halten würde, den bisherigen Professor einer höheren Lehranstalt zum Director eines Seminars zu machen. Ein so tiefer Abgrund trennt die Seminare von den Gymnasien. Was die Schüler des Seminars anlangt, so erhalten sie niemals auch nur die geringste Unterstützung, um einige Monate in's Ausland zu gehen. Nichts wird gethan, um die Fähigkeit scharfer Beobachtung in ihnen zu erwecken; keine Gelegenheit wird ihnen geboten, practisch die verschiedenen Lehrmethoden zu vergleichen und ihre schwerfällige Gleichgültigkeit zu beseitigen. Man sagt ihnen nicht, daß es vorzüglich darauf ankommt, die Charaktere der Schüler zu durchschauen und ihre Begriffe von Sittlichkeit allmählich zu heben. So verfahren denn die Elementarlehrer mit ihren Schülern weniger als Freunde, denn als Unterofficiere, sprechen in kurzem herrischen Ton, verschaffen sich durch Schläge die nöthige Autorität und haben ein Mißtrauen gegen alles, was nicht im Reglement direct vorgeschrieben ist. Ist der Lehrer einmal in sein Dorf verbannt, so bleibt er seiner eigenen Erfahrung überlassen, jedes Mittels beraubt, sich selbst weiter fortzubilden. Die Lehrerconferenzen, auf die man große Hoffnungen setzte, scheiterten aus Mangel an gemeinsamen Principien und historischen Kenntnissen, die Discussion bewegte sich, da es ihr an Stoff fehlte, immer in demselben Kreise. Die Meisten hatten nur oberflächlich von gewissen Bervollkommnungen, reden hören, ohne mehr als

mittelmäßiges Interesse für Versuche zu haben, denen freilich, da man sie nach unvollkommenen Anweisungen begonnen hatte, alle Bedingungen zu glücklichem Gelingen fehlten. Die pädagogischen Zeitschriften enthalten Artikel aller Art, die irgend etwa den Lehrer interessieren können, nur nichts von Pädagogik: „Ich öffne eines dieser Journale, so schreibt Bréal, (p. 136) und was ist der Inhalt? Zunächst eine „allgemeine politische Uebersicht, dann ein Artikel über Panzerschiffe, einige Bemerkungen über Feldwege, einzelne Neuigkeiten, Mittheilungen von Gerichtsverhandlungen, ein genauer Börsenbericht und zum Schluß ein Feuilletonartikel. Ist zufällig in derselben Woche ein Ministerialrescript erschienen oder ein Personenwechsel eingetreten, so verfehlt man nicht, auch hiervon Nachricht zu geben.“ Die Pädagogik dagegen bleibt dem Lehrer am fernsten. Fragt man ihn z. B. nach der Methode, welche er in seiner Schule befolgt, so antwortet er mit so erstaunter Miene, als ob man ihm eine ganz abstruse Frage vorgelegt hätte. Aber es ist in der That bei der gegenwärtigen Organisation völlig unnütz, derartige Kenntniß zu haben, denn in zweifelhaften Fällen braucht sich der Lehrer ja nur nach den Regierungsvorschriften zu richten. Nicht ohne Bitterkeit müssen wir gestehen, daß der Begründer des modernen Erziehungswesens französisch und für Frankreich geschrieben hat, und es doch die Ausländer sind, welche aus dem Emile die reichsten Früchte gezogen und sich die hehren Theorien Rousseau's ganz zu eigen gemacht haben, während seine Landsleute sich nur die ungesunden Schilderungen der neuen Heloise, die Bekenntnisse und die revolutionären Declamationen im Contrat social aneigneten. Daß so mangelhaft vorgebildete Lehrer im Geleise der alten Methoden weiter schlendern, ist leicht begreiflich, und man wird nicht von ihnen die Reform des Elementarunterrichts erwarten. Es sei gestattet, einen kurzen Blick auf drei der hier einschlagenden Gebiete zu werfen: die französische Grammatik, die Geographie und die Geschichte.

Die Grammatik ist der Ausgangspunkt des gesammten Unterrichts. Jedes Wort der Sprache hat seine bestimmte Bedeutung, jedes bezeichnet eine neue Errungenschaft des menschlichen Geistes, und wenn es der Lehrer nur im geringsten versteht, der äußeren Bezeichnung den Gegenstand, welcher dadurch ausgedrückt wird, zu substituiren, so ist dieses der kürzeste und bequemste Weg, um ein junges Gemüth die geistige Erbschaft seiner Ahnen antreten zu lassen. Die grammatischen Regeln sind, soweit sie nicht von einem casuistischen Pedanten verdreht werden, das Resultat natürlicher Logik, und die Syntax, welche uns zwingt, die Gedanken zu zügeln und Gesetzen unterzuordnen, ist eine geistige Übung, welche vom Lehrer der jedesmaligen Erkenntnißkraft des Schülers angepaßt werden muß. So scheint es denn auf diesem Gebiete kaum eine anziehendere und mehr auf das Wesentliche

gehende Unterrichtsmethode zu geben. Und doch liegt darin etwas, was Langeweile und Interesselosigkeit verursacht und viele der Kinder von ernster Gedankenarbeit abhält. Denn zwei große Irrthümer schädigen diesen Unterricht. Man setzt nämlich einerseits voraus, daß das Französische nach denselben Regeln zu erlernen ist, wie eine todte Sprache, andererseits läßt man dem Unterricht in der Schriftsprache vor dem in der Umgangssprache allzu sehr den Vorzug.

Auf die Idee, den französischen Unterricht nach einer Handgrammatik zu ertheilen, würde nie Jemand gekommen sein, wäre nicht Jahrhunderte lang das Lateinische die Grundlage alles Unterrichts gewesen. Die ersten französischen Grammatiken basirten auf den lateinischen und behielten dieselbe Methode bei. Dadurch, daß die Kinder kleine Abschnitte der verschiedenen Kapitel aus der Grammatik auswendig ihrem Lehrer oder einem älteren Schüler hersagen, glaubt man, werden sie ihre Muttersprache erlernen. Dieses ganz mechanische Verfahren gilt für besonders geeignet, die Verstandesfähigkeiten zu entwickeln, und unaufhörlich rühmt man dessen Einfluß auf die geistige Entwicklung der Jugend.

Mustert man die Bücher, welche in den Händen der Schüler sind, so sieht man, daß sie außer Beispielen und Formationsregeln drei oft bunt durch einandergeworfene Theile enthalten, nämlich erstens Definitionen, dann Regeln bezüglich der Schrift und Orthographie, schließlich Regeln über den Satzbau und die Grundbegriffe logischer Analyse. Unter anderem ist ein Kapitel betitelt „Ueber falsch angewendete Redensarten“: muß man da nicht unwillkürlich glauben, es handle sich um eine todte Sprache? So ist aber der Charakter der Grammatik überhaupt ein wesentlich prohibitiver. In schulmeisterlichem Ton warnt man das Kind vor diesem Ausdruck oder jener Wendung, man hält es aber nicht für nöthig, ihm die Gründe für ein solches Verbot klar zu machen. Bis zum heutigen Tage noch vernachlässigt man es, sich an die Vernunft der Schüler zu wenden, um sie in die historische Entwicklung der Sprache einzuweihen, um sie dem Geiste der Sprache näher zu bringen durch Sprichwörter, Metaphern und Beispiele aus Volksgejängen und klassischen Werken.

Ebenso mechanisch und geisttödtend ist der Unterricht in der Orthographie. Man legt den größten Werth auf Regeln, die für den Kinderverstand viel zu subtil sind, und erweckt so bei dem Kinde die irrige Meinung, daß die französische Sprache mit Fallstricken und Willkürlichkeiten übersät sei. Warum gibt man denn jede Regel als willkürlich tyrannische Vorschrift, anstatt jedem Wort seine etymologische Bedeutung zu lassen? Solch einfältigem Verfahren muß um jedem Preis ein Ziel gesteckt werden; aber frei-

lich, eine Reform wie die Grimm'sche würde in allen Schulkreisen auf den unüberwindlichsten Widerstand stoßen.

Der Franzose ist in ganz Europa seiner geographischen Unkenntniß wegen berühmt. Der letzte Krieg hat die Zahl der Anekdoten, welche davon Zeugniß ablegen, noch beträchtlich vermehrt, und auf welche radicale Unkenntniß der unteren Volksklassen müssen wir schließen, wenn die Unwissenheit unter Officieren und Publicisten schon eine so große ist!

Für diese unglaubliche Armuth des Wissens trägt die Schule den größten Theil der Verantwortlichkeit. Sie richtet ihre Anforderungen einzig und allein an das Gedächtniß der Schüler und läßt sie ganze Seiten von Namen auswendig lernen. Berge, Flüsse, Städte eines und desselben Landes kommen an ganz verschiedenen Stellen vor, so daß das Kind die einen längst vergessen hat, bevor es bei den anderen anlangt. In zusammenhangloser Aufeinanderfolge wird ihm eine Gegend nach der andern vorgeführt, die Schweiz und Rußland, Belgien und Spanien, ohne daß es die Lage der einzelnen Länder kennen lernte, ohne die Straßen zu wissen, welche sie verbinden.

Ein so trockener Unterricht kann aber nicht im Gedächtniß haften. Daher haben die Franzosen nur unvollkommen die Topographie ihres heimatlichen Departements inne und kennen ihre landwirthschaftlichen und commerciellen Verhältnisse meist gar nicht. Die übrigen Provinzen sind ihnen unbekante Gegenden und sie haben dafür nicht mehr Interesse, als für die Königreiche von Afrika oder Asien. Eine eifersüchtig nivellisirende Regierung hat Paris zum einzigen Centrum Frankreichs gemacht, zu dem Punkt, zu dem sich alle Kinder des Landes hingezogen, mit dem sich alle verbunden fühlen. Die von einander isolirten Provinzen haben allmählich ihre Eigenthümlichkeiten verloren und sind unter einander weder durch geistige noch durch sittliche Bande verknüpft. Ein wesenloser Patriotismus, dessen ganze Hohlheit sich in der Stunde der Gefahr offenbarte,*) vertritt die Stelle eines warmen Vaterlandsgefühls, welches hervorgehen sollte aus der wechselseitigen Liebe der Provinzen, die einander kennen und hochschätzen.

Bezüglich fremder Länder ist die große Mehrzahl der Franzosen ebenso schlecht unterrichtet. Sie kennen weder ihre Größe noch ihre landwirthschaftlichen und commerciellen Verhältnisse, weder ihre Regierung noch ihre politische Organisation, ebenso wenig wie ihre Sitten und ihren Glauben. Sonst würden sie sich nicht der hartnäckigen Illusion hingeben, daß Frankreich das einzige civilisirte Land der Welt sei, sie würden nicht alle Ereignis-

*) Die südlichen Departements haben sich nur langsam der nationalen Vertheidigung durch Geldlieferungen und Truppenwendungen angeschlossen, trotz der terroristischen Maßregeln und phrasenreichen Proclamationen des Dictators.

nisse nach ihren chauvinistischen Leidenschaften beurtheilen und stets von den abenteuerlichsten Allianzen träumen. Ebenso ist ihre Unfähigkeit zu colonisiren der Schwäche ihrer geographischen Kenntnisse zuzuschreiben. Während die angelsächsische Race wie ein fruchtbarer Strom alle Gegenden der Erde überfluthet und, wo sich ein Theil von ihr niederläßt, kräftiges Volksthum emporleimt, verläßt der Franzose nur widerwillig seinen heimatlichen Boden und ist es ihm noch nie gelungen, eine wirklich blühende Niederlassung zu gründen. Selbst das vor den Thoren Frankreichs liegende Algier hat nie den seinen natürlichen Hilfsquellen entsprechenden Aufschwung genommen und keineswegs den Hoffnungen entsprochen, welche man auf seine Colonisation gesetzt hatte. —

An den nämlichen Mängeln leidet auch der Geschichtsunterricht. Bald soll er zu nichts weiterem dienen, als zur Uebung der Gedächtniskraft und beschränkt sich daher auf eine unfruchtbare Aufzählung französischer Eroberungen, bald ist er nur ein Hilfsmittel, um Orthographie zu lehren, bald nichts als die Erklärung eines Eigennamens; nie aber wird der Lehrer versuchen, den Kindern das Leben eines großen Schriftstellers, eines bedeutenden Erfinders oder eines friedlichen Wohlthäters der Menschheit in lebhafter Erzählung vorzuführen.

Endlich fehlt es an populären Schriften, welche die Geschichte der einzelnen Provinzen behandeln. Gegenden, deren Heldenthaten einst ganz Europa erfüllten und die einen entscheidenden Einfluß auf die Weltgeschichte ausgeübt haben, wie Lothringen, die Normandie und Languedoc, scheinen jetzt bloß zu landschaftlichen Namen geworden zu sein, und in ihren Annalen scheint nur der Augenblick von Interesse zu sein, wo sie in die Monarchie Frankreich eingereiht wurden. Die alten Denkmäler, welche den Leuten vor Augen stehen, die berühmten Namen, welche täglich ihr Ohr treffen, bleiben ihnen völlig unverständlich, wenn sie nicht zufällig auch in der allgemeinen Geschichte ihren Platz haben. Welcher Unterricht aber möchte einen Ausflug nach den Ruinen der Abtei Jumièges oder einen Besuch der Grabstätten der Herzöge von Orleans ersetzen?

So mangelhaft der Elementarunterricht auch sein möchte, man könnte ihm wahren Nutzen nicht versagen, wenn er in den Schülern wenigstens Gefallen am Lesen erweckte. Leider haben die französischen Gefangenen die Grundlosigkeit solcher Hoffnung im letzten Kriege gezeigt. „In Duzouer fand ich unter 100 Verwundeten nur vier oder fünf, die Interesse für Lectüre zeigten, nur zwei, die für Wissenschaftliches Verständniß hatten“, so berichtet bezeichnend genug Gabriel Monod, ein junger Professor der Geschichte, welcher als freiwilliger Krankenpfleger den Feldzug in den Ardennen und an der Voire mitgemacht hat (Revue Chrétienne 5. Décembre 1871).

geschickt und vermögen nicht einer Gedankenentwicklung zu folgen, die ihnen ganz fern steht.

Die Schule ist mit verantwortlich für das Unglück, von welchem Frankreich Schlag auf Schlag getroffen wurde, weil sie sorgfältig all die von den Vätern ererbten Fehler pflegt, anstatt die nationalen Schwächen möglichst auszutrotten. Sie macht keine Anforderungen an das vernünftige Denken der Kinder, sie gewöhnt sie nicht, sich selbst über die Dinge Rechenschaft zu geben und eine bewiesene Thatsache von einer erlogenen Angabe zu unterscheiden; sie hat die Urtheilskraft in ihnen gänzlich erlöschen lassen, sodaß sie den ungeheuerlichsten Fabeln und den wahnsinnigsten Gerüchten Glauben schenken. Alle Schichten der Gesellschaft haben sich hinreißen lassen bald zu maßlosem Hoffen, bald zu wahnsinniger Verzweiflung. Dieselben Männer galten im Verlauf weniger Wochen erst als Verräther, dann als Retter, und weder die Ovationen noch die Schmähungen der Menge waren berechtigt.

Das unbedingte Vertrauen der Franzosen zur eigenen Stärke und ihre thörichte Unterschätzung fremder Kraft lassen sich in gleicher Weise auf ihre Erziehungsmethode zurückführen. Ein auf den Gymnasien eingeführtes Buch, wie Duruy's Handbuch der Geschichte, wo auf jeder Seite Parallelen zwischen Frankreich und den anderen Ländern gezogen werden, scheint fast nur geschrieben zu sein, um in seinen Lesern die dürftigsten Vorstellungen von der übrigen Welt zu erwecken. Unfähig, den Blick über den eigenen Horizont hinauszuweisen zu lassen, unterbreiteten die Staatsmänner vom 4. Septbr. den fremden Cabinetten nur, was sie selbst empfanden und bekundeten damit eine traurige Unerfahrenheit. Ja Gambetta schmeichelte sich sogar, durch republikanische Proclamationen, welche er aus einem Ballon herabwerfen ließ, die deutschen Armeen ihrem siegreichen Kaiser abwendig machen zu können. Nicht daran gewöhnt, die Wirklichkeit vom Schein zu unterscheiden und die Thaten ihrer Staatsmänner genau zu prüfen, um darnach zu urtheilen, übersehen die Meisten, durch eine geistreiche, verwegene Phrase geblendet, die Ungefehrlichkeit einer Handlung, und so priesen sie Jules Favre als großen Staatsmann, weil er zu Ferridres ausgerufen: „nicht eine Scholle von unserem Lande, nicht einen Stein von unseren Festungen.“ Wenig zur Selbstregierung geeignet und erschrocken vor einer Verantwortlichkeit, der sie nicht gewachsen waren, fanden sie nicht in sich selbst die Mittel, das Unheil zu dämmen und griffen zu den abenteuerlichsten Erdichtungen, um die Furchtbarkeit des Unglücks zu schildern, das sie getroffen.

Sicherlich wären die harten Prüfungen nicht fruchtlos geblieben, hätte die Nationalversammlung erkannt, daß die Einführung des obligatorischen Unterrichts ihre dringendste Pflicht war. Die letzten Debatten bezüglich des Budgets haben aber leider gezeigt, daß die Majorität dem Fortschritt gänz-

lich abgeneigt ist und ebenso vorurtheilsvoll und selbstgenügsam die Verhältnisse verkennt, wie ihre Vorgänger von 1870. Daß die von Jules Simon vorgeschlagenen Reformen einer Commission unter dem Vorsitz Dupanloup's zur Begutachtung vorgelegt sind, wird die Hoffnung auf ihre jetzige Einführung wohl kaum vermehren. Indes die Entscheidung steht bevor. „Man muß, mahnt Bréal, so lange es noch Zeit ist, ein System aufgeben, welches solche Katastrophen herbeigeführt hat, denn thun wir unsere Pflicht nicht, so werden wir dem nicht gewachsen sein, was die Zukunft in ihrem Schooße birgt.“

Ernest Stroehlin, Dr. theol.

Der Wettkampf der Entwürfe zum Reichshaus.

Als der Aufruf zur Wettbewerbung um das Reichshaus*) die Reißbreiter der ganzen Erde, soweit sie von Architecten bewohnt wird, mobil machte, trat sofort in den nächstbetheiligten Kreisen allgemein eine Befürchtung hervor. Man blickte mit stiller Sorge über den Canal und wieder zurück auf das Berliner Kaiserschloß, die Frage auf den Lippen: werden die Engländer nicht in Vortheil kommen?

Wir gestehen gern ein, daß auch uns die Unbeschränktheit der Concurrency nicht gefallen hat. Es ist eine durchaus berechtigte Forderung, daß das Versammlungshaus der deutschen Reichsvertreter von deutschen Baumeistern errichtet werde. Und es hieße ungebührlich klein denken von der Fähigkeit unserer Architecten, wollte man ihnen nicht zutrauen, daß sie auch ein solches Werk zu Stande brächten. Es ließe sich ihrer eine gute Zahl aufrufen, die unbestritten das Zeug dazu haben, wenn auch dann die hervorragendsten Meister des Schiedsgerichts ausgeblieben wären. Schwierig aber war, die besten Kräfte unter uns zur Betheiligung an dem Wettkampfe zu bestimmen. Daß der Künstler im Sinne seiner Kunst gewonnen hat, auch wenn er unterliegt, weil die Thatsache einer bedeutenderen Leistung ihn für den eigenen Mißerfolg trösten soll, ist ein Standpunkt, den man gerade bei Meistern des Faches nicht erwarten wird, besonders wo es, wie hier, einen Kampf mit offenen Visiren gilt. Ob man daher, um sich der Besten zu

*) Wir sagen „Landhaus“ für Landtagshaus, „Stadthaus“ für Stadtverwaltungshaus, — warum nicht schlechtweg „Reichshaus“ statt des beschwerlichen „Reichstagshaus“?

versichern, lieber eine enge Bewerbung in Form von Einladungen an die bewährtesten Baumeister unter Fixirung gleicher Honorare hätte wählen sollen, darf jetzt nicht mehr in Frage kommen; Thatsache ist nur, daß die überwiegende Mehrzahl der Theilnehmer verhältnißmäßig neue Namen bot, die Zahl der bekannten Meister dagegen ziemlich gering war. Immerhin darf das für andere Fälle nicht unbedingt abschrecken, den gleichen Weg zu betreten, vorausgesetzt, daß man die Entscheidung über die Ausführung der Pläne vorbehält; denn der Nutzen, den die Heranziehung junger Talente darbietet, kann weit größer sein als die Verlegenheit, welche entsteht, wenn viel Treffliches, aber nichts völlig Zutreffendes zu Tage kommt.

Das aber ist unser Fall. Die Concurrenz ist entschieden, nicht der Bau. Mit lebhaftestem Interesse folgt die gebildete Welt den weiteren Entschliessungen, die in der Sache gefaßt werden, und es wird ihr vielleicht auch möglich, Einfluß darauf zu gewinnen. Die Baukunst ist die öffentlichste aller Künste; es kann daher in Fragen dieser Art ein Seitenblick vom grünen Tische auf die Meinung der Leute recht wohl von Nutzen sein.

Die künstlerischen Voraussetzungen eines Bauwerkes sind so allgemeiner und so schlechthin vernünftiger Natur, daß man nur im eingeschränktsten Sinne von einer nationalen Architectur reden darf. Im Gebäude kann sich zunächst kaum ein persönlicher Stil des Meisters ausdrücken (wenn er es anders darf). Es ist ganz charakteristisch, daß von so unzählig vielen staunenswürdigen Leistungen der Architectur die Namen der Urheber vergessen sind; das Bauwerk macht eben im Volke den Eindruck des Naturerzeugnisses und regt die Frage nach dem Meister fast gar nicht auf. Aus demselben Grunde ist aber auch die Nationalität keine zutreffende Kategorie. Sie kann Abwandlungen und specielle Verwerthung einzelner Motive regeln, nicht aber die Structur des Baues von Grund aus. Denn diese wächst aus den Anforderungen des Zeitalters, den allgemeinen Culturverhältnissen. Hat man sich lange gestritten, ob der Spitzbogenstil deutsch oder französisch sei, so darf man jetzt, unbeschadet der erwiesenen Thatsache, daß er uns nicht ursprünglich angehört, zur Antwort geben: er ist eben mittelalterlich, d. h. künstlerischer Ausdruck der latholisch-feudalen Welt, der, einmal gefunden, zur Umgangssprache aller Culturvölker wurde und — setzen wir hinzu — genau so lange Recht hatte, als die allgemeinen sittlich-geistigen Anschauungen galten, denen er naturgemäß entsprang.

In jeder Rücksicht das genaue Gegenteil bietet die Kunst der Renaissance. Dem Zeitalter des Wiederauflebens der classischen Studien und der Erstarkung des Bewußtseins der modernen Persönlichkeit entsprungen, ist die italienische Bauweise des 15. und 16. Jahrhunderts recht eigentlich der Ausdruck der Geistesbildung, deren späte Schüler wir sind, und es ist gerade

jeht recht an der Zeit, in reformatorischem Sinne über die Ausartungen und Verflachungen des ebenfalls der Renaissance entsprungenen Zopf- und Rococowesens zurückzugreifen zu den großartigen Grundformen, welche die Grundformen der modernen Architectur schlechthin sind. Unverkennbar hat sich auch im öffentlichen Bewußtsein bei uns die Ueberzeugung festgesetzt, daß „unser Stil“ die Renaissance sei, schon darum, weil sie die bildungsfähigste aller Bauweisen ist. Das specifische Stilgefühl ist uns abhanden gekommen, unsere Neigung zu historischer Würdigung der verschiedensten Erzeugnisse des Kunstgeschmacks hat uns, wo eigene freie Wahl und Entscheidung gefordert wird, um die innere Sicherheit gebracht. Dafür ist aber unsere Geberdensprache auf allen Gebieten freier geworden, und dieser Ungebundenheit im edlen Sinne vermag schlechterdings nur die Renaissance gerecht zu werden mit ihrer Haupttendenz, vor Allem Raum und Licht zu bieten und alle Formen der Natur des Materiales gemäß durchzubilden.

Die Besorgniß vor den englischen Concurrenten bei den Plänen zum Reichshause war in Wirklichkeit gleichbedeutend mit der Furcht vor der Gothik. Und es vereinigte sich Mancherlei, die Befürchtung zu rechtfertigen. Einmal gehören die englischen Architecten zu den Wenigen, die gerade auf dem hier in Frage kommenden Baugebiet Erfahrung haben; zweitens liegen diese Erfahrungen im Umkreise dessen, was sie gothisch nennen, und drittens hat ihr practischer Sinn auch den Baugewerken höheren Ranges eine Schlagfertigkeit und ein Geschick des bestehenden graphischen Vortrags verliehen, mit welchen sich bei uns Niemand messen kann. Denn es fehlt uns sowohl an dem ausgebildeten System der Arbeitstheilung im architectonischen Zeichnungswesen, das in England längst die Form umfassender Association angenommen hat, wie auch an der Sicherheit, selbst dem laienhaften Auge die Wirkung architectonischer Ansichten verständlich und interessant zu machen, eine Kunst, welche die Engländer ihrer alleinseligmachenden Aquarellmalerei verdanken. Fast noch ungünstiger steht es mit den practischen Erfahrungen im Bereich der Aufgabe. Durch jahrhundertlange Gewöhnung an das parlamentarische Leben hat sich der Engländer einen Tact für bequeme, weiträumige Verhältnisse ausgebildet, die uns entweder ganz fremd geblieben oder nur in ihrer Anwendung auf Theater und fürstliche Wohnungen bekannt geworden sind, und hier wiederum hat Geschmack und Vorliebe der Einzelnen bestimmend eingewirkt. Was werden sollte, wenn einmal sozusagen die Nation als Bauherr aufträte, wußte wohl Niemand zu sagen. Nun ist dies über Nacht zur Wahrheit geworden, und da muß dem Angesichts der Concurrentzarbeiten mit Freude anerkannt werden, daß wir unseren Mann gestellt haben.

Es konnte nicht fehlen, daß der Wettkampf der hundert und mehr Be-

werber aus all den oben angeführten Gründen in den Augen des Publicums sehr bald zum Duell zwischen den Londoner Architecten, besonders den Scott's, und der Gruppe deutscher Künstler wurde, als deren Führer man Bohnstedt aus Gotha bezeichnen darf und dem sich u. a. Kaiser und Großheim, Gropius und Schmieden als Geschmacksverwandte anschließen. Scott, der bekanntlich schon wiederholt mit Glück gothische Wikingerzüge auf den Continent gemacht hat, bietet uns einen riesenhaften Tempelbau, der in der Grundstructur einer quergestellten Peters- oder Pauluskirche mit stark gestrecktem Langhaus nicht unähnlich ist, welches genau in der Mitte durch einen sehr verkürzten Querbau getheilt wird. Ueber der Bierung erhebt sich auf mächtigen Trommelsodeln die colossale Kuppel mit stattlicher Laterne, die Stirnseiten des Langhauses sind von je drei, theilweis ebenfalls kuppeltragenden Thürmen flankirt und selbst das Mittelhaus mit seinen drei Portalen ist von Thürmen eingeschlossen. Das Ganze gewährt einen ähnlichen Eindruck wie das Welfenschloß in Hannover, welchem der Volksmund mit den Spitznamen „Plattmenage“ seine Censur ertheilt hat. Und in Wahrheit ist der Scott'sche Plan ein Geistesverwandter dessen, was wir in weiterem Wortverstande Welfisch zu nennen gewohnt sind. In stilistischer Hinsicht macht er Ernst damit, uns die Hauptentwicklungsphasen der mittelalterlichen Bauweise vom Byzantinischen durch's Romanische zur Gothik organisch verbunden darzustellen. Zwar vor den Constructionsmitteln der specifischen französischen und deutschen Gothik hat er sich gehütet; die Vorbilder des toskanischen Baues, z. B. sehr deutlich die Taufcapelle in Pisa, wiegen vor; auch sind die Stockwerke in wagerechten Linien abgeschlossen, mit denen die Engländer schon seit Jahrhunderten die wilde Kletterkunst des gothischen Baues — ihnen wohl, der Gothik übel — im Zaum halten; so läuft auch der steile Dachstuhl horizontal; um so üppiger luxurirt es an den vortretenden Profilgliedern. Wie die in gradlinigen Kessel eingepreßte Flamme züngeln Fialen, Kranzornamente und Giebelchen an den Thürmen hinan, deren Leisten und Balustraden mit einer Unzahl von Figuren und Figürchen halbscherisch gespielt sind. Der Kumpf des Gebäudes ist bis zu völliger Aufzehrung der Mauer durch schwere gekuppelte Fenster mit stumpfen Bögen durchbrochen, aber obgleich drei lange Reihen derselben an der Front entlang laufen, bekommt doch sicherlich Niemand den Eindruck, daß es inwendig hell sein kann. Die mittelalterliche Dämmerung des Ganzen drückt, wenigstens künstlerisch, die Wirkung der Fenster, die nur da zu sein scheinen, damit man sehen könne, wie dunkel es ist.

Der Scott'sche Entwurf ist eine Kirche. Sobald man sich vergegenwärtigt, daß dieses Gebäude eben nur scheinbar ein Lang- und Querschiff umschließt, während der Innenbau programmgemäß in unendlich viele Räume

und Räumchen zerschnitten ist, bekommt man das widerwärtige Gefühl, vor einer Attrappe zu stehen. Die Preisrichter haben den Entwurf prämiirt, weil ja gar nicht zu leugnen ist, daß er eine erstaunliche Geschicklichkeit bekundet und einen pompösen Eindruck macht; auch Gründe der Artigkeit mögen bewußt oder unbewußt nebenher gewirkt haben; seine Geschmacksrichtung aber ist uns, Gott sei Dank, so fremdartig wie möglich. Er ist durch und durch latholisch und mittelalterlich. Würde er ausgeführt, so müßte man, um den Zweck und die Gestalt des Bauwerkes nur einigermaßen in stilgerechten Einklang zu bringen, den Mitgliedern des Reichstages wenigstens während ihrer Sitzungen Stolen und Heiligenscheine zugeben, eine Garnitur, die doch nicht Allen zu Gesicht stehen möchte.

Der stricte Gegenfüßler Scott's ist der Architect, der den ersten Preis davon getragen hat. Bohnstedt ist Renaissancemann und versteht nicht blos sein Handwerk, sondern hat auch wahrhaft künstlerische Gedanken. Wie die Italiener die ersten Kunstwerke begrüßten, welche der byzantinischen Taufendkünsterei ein Ende machten, so dürfen wir auch hier sagen: das sind Formen, bei denen uns wohl wird und die uns zum Gefühle edlen Behagens auch die Lust am Großen und Erhabenen vermitteln. Schon das breitlagernde gestreckte Rechteck des Grundplanes mit seinen beiden geräumigen Innenhöfen, die nicht blos Lichtschlote sind, sondern nach Art italienischer Palastbauten wirklich ein gutes Stück freien Himmels einladen, muthet erfreuend an. Der Hauptraum, der Sitzungsaal, ist fast genau in die Mitte gelegt und wird von einer flachen Glaskuppel überwölbt, die nicht Schmuckstück, sondern wirklicher Lichtspender ist. Ringsum laufen in durchaus rechtwinkliger Anlage die verschiedenen Zimmerfluchten, und wenn auch die Eintheilung selber nicht allenthalben practisch durchführbar erscheinen mag (wie denn mancher Römer des Reichstags den Architecten, mit Horaz zu reden, aus diesem Grunde zu den Schwarzen wirft), so gewährt doch die Innenstructur des Raumes die Möglichkeit zu sehr verschiedenen Auftheilungen. Das ist der Vortheil einfacher Massenfügung, wie sie uns hier entgegentritt. Von höchster Stättlichkeit und kräftiger Fülle ist sodann der Außenbau, der an der Stirnseite in einem gewaltigen, über den First der Hausmauer aufsteigenden Triumphthor ausmündet, während die ganze Vorderseite oberhalb des in derber Rustika gehaltenen Untergeschosses aus Säulenhallen besteht, welche dem Ganzen ein der Front des alten Museums in Berlin nicht unähnliches Aussehen geben. Der Geschmack der Bauglieder und des Zierwerkes nimmt Arbeiten aus der classischen Zeit der Renaissance zum Muster und hat bei aller Strenge der Durchführung schon darum den Reiz des Modernen, weil er reich und völlig auftritt. Die Profile sowohl des Stumpfes als der Glieder sind überall kräftig und lebendig; für Sculptur und Malerei finden sich die

dankebarsten Flächen. Und so ist jedenfalls der ästhetische Theil der Aufgabe meisterlich gelöst, sei es auch, daß die verhältnißmäßige Niedrigkeit der Mittelkuppel, welcher kleinere an den Ecken entsprechen, und die hiergegen übermächtig aufragende Dimension des Portales mit der Freitreppe noch manche Schwierigkeit in der Durchführung bieten mag. Auf die vermeintlich ungünstige Stellung des ganzen Gebäudes wird weniger Gewicht zu legen sein, da die Entwürfe ja, wie man hört, in Folge neuer Bedenken wegen des zu wählenden Plazes überhaupt noch in der Luft schweben.

Das Erfreulichste am Resultat der Wettbewerbung ist, daß der öffentliche Geschmack das Urtheil der Jury im Wesentlichen unterschrieben hat. Weder der Originalitätstil einzelner Concurrenten, noch die technische Declame der Herren von jenseit des Canals hat das Gefühl des Publicums dauernd beunruhigt. Soviel steht fest: gebaut werden kann und darf das Reichshaus nur in dem Sinne des Wobnstedt'schen Entwurfs und seiner stilverwandten Nebenbuhler. Der zutreffende Kunstgeist und die practische Brauchbarkeit der in Italien ausgebildeten Renaissance ist wieder einmal männiglich mit der scharfen Ede in's Bewußtsein gerückt worden. Und das dünkt uns fürerst Erfolges genug.

— ed —

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die Option. Aus Elfaß-Lothringen. — Die Dictatur ist für die Reichslande verlängert. Man kann wohl sagen, daß diese Frage in der Leipzigerstraße mehr Staub aufgewirbelt hat, als in den betroffenen Gebieten selbst. Freilich soll das nicht lange dauern; die ultramontane Partei will die Reden ihrer Heißsporne gegen das Gesetz in Tausenden von Exemplaren über das Land verbreiten. Wir werden ihr nur dankbar sein, denn sie wird dadurch vielleicht bei der Bevölkerung Interesse an einer Einrichtung erwecken, welche ihr bisher kaum dem Namen nach bekannt ist. Wenn sich über den Reichstag hier bereits eine Stimmung gebildet haben sollte, so würde dieselbe sich darauf beschränken, daß dieses eine gesetzgebende Versammlung sei, gewählt nach dem Herzen der Herren Präfecten, Unterpräfecten, Friedensrichter und Maires, deren Aufgabe ist, dem Verlangen des Vicelaisers nach einiger Opposition ihre Zustimmung zu geben. Man ist hier gewohnt, die Wahlen nur als ein Zeichen des Gehorsams gegen die gedachten Herren anzusehen, eine politische Bedeutung denselben aber nicht bei-

zulegen. Selbst in denjenigen Kreisen, welche mit den Gesetzen, die naturgemäß jetzt das Land überfluthen werden, sich zu beschäftigen haben, findet man keine Ahnung von dem Gange der Gesetzgebung, der für die Reichslande durch die Dictaturgesetze geschaffen worden ist. Daß zu jedem Gesetz außer der Sanction des Kaisers die Zustimmung des Bundesrathes nöthig ist, weiß man hier noch weniger, als die Zusammensetzung und Stellung dieses unabhängigen Theiles der gesetzgebenden und ausführenden Gewalt bekannt ist. Alles, was für die Reichslande geschieht, ja selbst die geringfügigste Entscheidung in irgend welcher Localangelegenheit geht nach Ansicht der Gesamtbevölkerung von Bismarck aus. Aber wichtiger als dieser Glaube, der dem Reichskanzler eine Berge versetzende Arbeitskraft zumuthet, ist der Umstand, daß derselbe ob dieser seiner Thätigkeit, wie der Abgeordnete Eckhardt sehr richtig betonte, hier *persona gratissima* ist. Keine Partei ist mit ihrem Anwalt bisher so zufrieden gewesen wie die Reichslande und willig übergeben sie ihm die Verfügung über ihr zukünftiges Schicksal. Es dürfte deshalb unter den ruhigeren Elementen nicht wenige geben, welche sich freuen, wenn ihnen die Gelegenheit genommen wird, gegen denselben bei den Wahlen zu stimmen. Denn der deutschen Regierung, wenn sie dazu Gelegenheit gibt, Opposition zu machen und ihr zu verstehen zu geben, daß man die durch den Frieden geschaffenen politischen Aenderungen nicht anerkenne, ist für jeden Elsaßlothringer — nicht eine patriotische Pflicht, sondern — ein Gebot der Rücksicht auf die Wältschen, welche bei ihrer binnen Kurzem bevorstehenden Rückkehr nach bekannter Sitte es Allen, welche mit den Deutschen sich eingelassen hätten, schwer entgelten lassen würden. Weil nun aber die gegenwärtige Regierung mit Erfolg die Interessen des Landes vertritt, ist es um so nothwendiger, die bei einem Vergleich mit der früheren Verwaltung sich ausdrängende Zufriedenheit mit dem jetzigen Zustand durch Nachgiebigkeit gegen die französischen Agitatoren zu verbergen, die um so leichter Gehör finden, als eine ruhmreiche Geschichtsperiode, die gesammten Verkehrsverbindungen und zahlreiche Familienbände die Trennung von Frankreich schmerzlich empfinden lassen. Jedenfalls bietet die Optionsfrage — mit dem Schreckgespenst der Conscription im Hintergrunde — noch einmal Gelegenheit für den Ausdruck der Sympathien zu Frankreich. Die Erklärung der Option kann nur nützen, wenn einstens die Franzosen wiederkommen, sie schadet aber auch nichts, denn die deutsche Regierung betrachtet sie als rechtlich ungültig, weil nicht gleichzeitig eine Verlegung des Domicils nach Frankreich eingetreten ist. Ihr ruhiges Verhalten gegenüber der herrschenden Agitation und ihr mildes Auftreten gerade gegen ihre heftigsten Gegner beginnt ohnehin den Gedanken von der Möglichkeit einer Regierung zu erwecken, welche ihre Maßregeln von der politischen Farbe der Regierten unabhängig macht. Uebrigens hat

die Optionsangelegenheit seit 14 Tagen einen unerwarteten Zwischenfall zu erleben. Täglich kommen in Uniform französische Soldaten hier an, welche sich für die deutsche Nationalität erklärt haben und in Folge dessen von ihren Regimentern entlassen werden mußten. Interessant für den Alt-Deutschen ist es zu hören, wenn die demonstrationslustige Schaar der Gaminns diese Mannschaften mit *Vive la France* begrüßt, nicht zu gedenken jenes Cabinetscourriers, dem dieselben in Straßburg auf eine in patriotischer Aufwallung gehaltene Strafrede mit Schlägen antworteten. Allerorten begegnet man jetzt solchen Soldaten, es ist unvermeidlich, daß deren Vorgehen und Berichte hier eine gewisse Wirkung äußern. Uebrigens trägt die französische Verwaltung an diesem Entschlusse derselben nicht die geringste Schuld; man benutzte die Elfaß-Lothringer, notorisch die besten Soldaten der Armee, zum strengsten Dienst. Freilich wird noch eine große Anzahl Elfaß-Lothringer in der französischen Armee verbleiben; denn dieselben stellten ohnehin ein unverhältnißmäßig starkes Contingent der Einsteher, und die Inhaber der Einsteherbureaus — *bureau de remplacement* — sind auch heut noch diejenigen, welche durch schreckliche Erzählungen von dem Dienst in der preussischen Armee am wesentlichsten die Auswanderung der jungen Burschen befördern, die sich ihnen dann in Lunéville und Nancy für ein Billiges verkaufen. Das neue französische Wehrgesetz wird diese Art von Auswanderung, welche wegen der seitens der deutschen Regierung deshalb aus militärischen Gründen zu verhängenden Strafen bei der zurückbleibenden Familie böses Blut machen muß, vielleicht etwas schwächen, noch mehr wird aber die Beendigung der ersten im October d. J. bevorstehenden Aushebung wirken.

Die im Reichstag laut gewordene Ansicht, daß mit dem ersten October die Beruhigung im Lande, d. h. ein vernünftigeres Verhalten zur deutschen Regierung eintreten werde, ist wenigstens insofern unrichtig, als sie die jetzige Aufregung lediglich von der Discussion der Options- und Conscriptiionsfrage abhängig macht. Die herrschende Unruhe der hiesigen Bevölkerung hat vielmehr ihren wesentlichen Grund in der Unsicherheit, ob und wann die Franzosen wieder als Herrscher hieher zurückkommen werden. So lange hier noch nicht an die Fortdauer der deutschen Herrschaft geglaubt wird, wird die Regierung die Furcht der Landesbewohner sich gegenüber haben, durch amtlichen Verkehr und durch Ausübung der auf das deutsche Reich als solches bezüglichen politischen Rechte sich die Rache Gambetta's und seiner Schaaren anzuziehen. Leidet doch auch hierunter der persönliche Verkehr mit den Einwohnern am wesentlichsten. Diese Besorgniß vor einem abermaligen Wechsel wird schwinden z. Th. durch die Entwicklung der Dinge in Frankreich, z. Th. und hauptsächlich durch Vertrautheit mit deutschen Einrichtungen und durch

den Eindruck des festen Willens aller Deutschen. Die Organisation der Armee und Schule wird bald vollendet sein. In nächster Aussicht steht das Handelsgesetzbuch und das Wechselrecht. Die volkswirthschaftlichen Gesetze des Reichs müssen binnen Kurzem schon im Interesse der Einheit hier zur Geltung gelangen; eine Reihe von Specialgesetzen werden erforderlich, um die namentlich in formaler Beziehung sehr guten französischen Gesetze mit der deutschen Anschauung zu vereinigen. Soll und kann diese Arbeit der Reichstag übernehmen? Die 14 Abgeordnete, die das Reichsland senden würde, selbst wenn sie sich aus Ueberzeugung den Arbeiten anschließen sollten, würden nicht im Stande sein, entscheidende Auskunft über die Art einer Reform zu geben, deren Grundsätze, obwohl in Deutschland bewährt, ihnen durchaus fremd sind. Die Dictatur, der Absolutismus hat sich gegenüber solchen Aufgaben am besten bewährt. Der jetzige Oberpräsident hat gezeigt, daß er kein Freund von Ueberstürzungen ist und selbst erst, ebenso wie bei seinen Beamten, eine längere Information verlangt, ehe er definitive Beschlüsse faßt. Die berathende Stimme der Einheimischen wird und muß gehört werden. Man überlasse zunächst den Generalräthen, deren Einberufung vielleicht [noch in diesem Jahre erfolgen wird, die provinzielle Verwaltung der Bezirke zu unterstützen; das Reich trete erst ein, wenn die staatsrechtliche Stellung der Reichslande im Princip entschieden ist. —

Ultramontane Mißerfolge. Aus Brüssel. — Die partiellen Neuwahlen für die belgische Repräsentantenkammer — 63 von 125 Mitgliedern — sind vorüber und haben an der relativen Stärke der Parteien nichts geändert. Die Liberalen erwarteten nichts Anderes, da diese Wahlen meistens, Brüssel ausgenommen, in den unter absoluter Herrschaft des Clerus stehenden Districten stattfanden. Und doch waren die Wahlen ein großer Triumph für die liberale Partei. Die 13 Vertreter von Brüssel gehörten seit vielen Jahren der liberalen Partei an. Seit langer Zeit hatten die Clericalen den Kampf aufgegeben; diesmal jedoch waren sie anderer Meinung und warfen nicht nur den Liberalen kühn den Fehdehandschuh hin, sondern kündigten im Voraus ihren Sieg als gewiß an. Die Vertheidiger des Unfehlbarkeitsdogmas waren jedoch selbst weit davon, unfehlbar zu sein, denn ihre 13 Candidaten für Brüssel sind glänzend durchgefallen. Nie vorher hatte sich in der Hauptstadt solche Einigkeit unter allen Fractionen der liberalen Partei gegen den gemeinsamen Feind gezeigt. *More catholico* hatte die Geistlichkeit keins ihrer Hausmittel — Einschüchterung, Drohungen, Verweigerung der Absolution u. s. w. — unbenuzt gelassen, um die Wahlen zu beeinflussen. Am Wahltage marschierten die Pfaffen an der Spitze ihrer Cohorten. Es war jedoch Alles vergebens, so-

gar das Denunciren der fürchterlichen Freimaurer-Gesellschaft, welcher mehrere der liberalen Candidaten angehören, als des größten Feindes des Altars und des Throns, brachte keine Wirkung hervor. Von 10,600 Wählern, die sich betheiligten, wurden die 13 früheren Abgeordneten mit einer Durchschnittsmajorität von 3500 wiedergewählt. Der Wunsch der Clericalen, die Vertretung von Brüssel entweder ganz oder theilweise in ihre Hände zu bekommen, um behaupten zu können, daß die öffentliche Meinung in der Hauptstadt zu ihren Gunsten umgeschlagen sei, ist demnach vereitelt worden.

Das Resultat hat wichtige practische Folgen. Hätte es den Clericalen gezlückt, so hätte sich die extreme katholische Partei der Regierung bemächtigt, und die gemäßigten Katholiken, welche jetzt das Ministerium bilden, und von denen ganz besonders der Finanzminister Malou die Kömlinge im Zaume hält, verdrängt. Das würde eine andauernde Bewegung nach sich gezogen haben. Die Pariser Commune ist genugsam verabscheut und lächerlich gemacht worden, und ich bin gewiß nicht geneigt, sie weiß zu waschen. Es läßt sich jedoch nicht läugnen, daß ihr eine Idee zu Grunde lag, für die sich Manches sagen ließe. Wenn in einem Lande der Antagonismus zwischen dem verdummtten, pfaffenbeherrschten Landvolf einerseits und den freisinnigen, fortschrittswilligen großen Städten andererseits der Art ist, daß den letzteren durch Ueberstimmung von ihnen verabscheute Gesetze aufgezwungen werden, so bleibt ihnen kaum etwas Anderes übrig, als um die größtmögliche Autonomie zu kämpfen. Und eine solche Bewegung wäre in Belgien um so heftiger gewesen, da die bestehenden Communalfreiheiten groß und die Leute an die Selbständigkeit der Gemeinden gewöhnt sind, der alte Blämische Gemeindegelst aber in seiner ganzen Stärke fortbesteht. Eine andere Folge des Ausgangs der Brüsseler Wahlen ist, daß den Clericalen jede Aussicht genommen ist, sich in den am 1. Juli neu zu wählenden Gemeinderath einzudrängen.

Die unter der Verwaltung des Brüsseler Gemeinderathes stehenden Volksschulen mit ihren weltlichen, befähigten und wohlbesoldeten Lehrern sind den Clericalen ein Dorn im Auge. Der Wunsch, an deren Stelle die hier und in den anderen großen Städten berühmten Bräuder der christlichen Lehre zu setzen, bleibt unausführbar, und die systematische pfäffliche Züchtung des Landvolkes erweist sich im Grunde genommen als Sisyphusarbeit, da in den größeren Städten immer wieder eine liberale Generation heranwächst.

Der entscheidende Kampf zwischen den Parteien ist jetzt bis 1874, wo die andere Hälfte der Kammer erneuert werden muß, hinausgeschoben. Während jedoch diesmal, Brüssel und das katholische Antwerpen ausgenommen, keine großen Städte zu stimmen hatten und der Mittelpunkt des Kampfes

in dem vom Clerus beherrschten Flandern lag, werden 1874 die großen Städte Gent, Lüttich, Charleroi und Mons betheilt sein. Lüttich ist wie Brüssel immer auf der liberalen Seite, aber die anderen, Gent besonders, wechseln. Vor 1870 war Gent von Liberalen vertreten, 1870 sandte es nur Clericale in die Kammer. Es wird jetzt erwartet und dahin gearbeitet, Gent und die anderen großen Städte für die liberale Sache wiederzugewinnen. Gelingt es, so ist es mit dem clericalen Regiment zu Ende.

Was aber dem belgischen Liberalismus den Siegesmuth verdirbt, ist der Mangel einer sicheren Grundlage, wie sie England, Holland und Deutschland im Protestantismus und neuerdings selbst im Judenthum fördern. Die hier bei uns landläufige Freidenkerei beruht auf Nichts als eitel Negation. Die ideale Zeit Thomas Buckle's, in der die Menschheit sich mit den höheren metaphysischen Begriffen anstatt jeder positiven Religion begnügen wird, ist noch nicht da, wenn sie anders überhaupt je anbricht. Inzwischen merken wir alle Tage sehr eindringlich, daß Organisationen wie die unserer clericalen Gegner auf die Dauer nur mit Organisationen zu besiegen sind. Wie die Dinge jetzt aber liegen, bringt uns jede neue Wette leicht wieder in die alte Gefahr. —'

Ein neuer Unglücksfall in Griechenland. Aus Athen. — Es ist, als sollte unser schönes unglückliches Land gar nicht zur Ruhe kommen: vor zwei Jahren im April die unglückliche Räubergeschichte bei Marathon; vor einem Jahre verbrannte ein griechisches Dampfschiff, und mit ihm so viele Menschen, bekannte und unbekante; in diesem Jahre trifft uns jäh und furchtbar ein ähnlicher Unglücksfall, dessen Folgen zwar in ihrer Ausdehnung nicht so schrecklich, aber immer noch traurig genug unser Herz erschüttern. Und das Traurigste bei all diesen Schlägen ist eben, daß wir Menschen uns mitschuldig füllen müssen. Diese heitere Sorglosigkeit des südlichen Lebens scheint einmal unausrottbar zu sein; wir nordischen Culturträger aber werden mit in ihre Folgen hineingerissen.

Dienstag den 4. Juni ging die königliche Privatdampfschacht Amphitrite — Capitän Sachthuris — von Piräus in See, um ihre Kessel in Triest repariren zu lassen. Das Wetter war prachtvoll und die Gelegenheit, nach Triest zu gelangen, billig und günstig. Es benutzten sie daher mehrere dem Hofe sehr nahe stehende Herren und Damen: unter ihnen der Adjutant und Freund des Königs Junk, Däne von Geburt und Seeofficier, mit Frau und zwei lieben kleinen Knaben; ferner der alte Bibliothekar des Königs Köppen, der nach Gastein, und ein persönlicher Jugendfreund des Königs aus Kopenhagen, Graf Dannenskiold, der nach der nordischen Heimat zurückreisen wollte. Dazu mehrere griechische Herren und Damen mit Dienern und Dienerinnen,

alle um „nach Europa“ zu gehen. Die Fahrt war prachtvoll am Dienstag Abend und am Mittwoch, doch ging man, da im Eälonischen Meerbusen und in der Nähe des Cap Matapan stets Wind und meist Sturm zu finden, der größeren Sicherheit wegen bei Marathonisi in der Bucht von Gytheion vor Anker. Die Damen besonders hatten darum gebeten, da sie bei dem bedenklichen Schaukeln des flachgehenden Schiffes Seelkrankheit fürchteten. Man ging fröhlich an Land, lehrte fröhlich an Bord zurück, speiste daselbst gegen 10 Uhr, und speisen auf einem bequemen, schön eingerichteten königlichen Schiffe stimmt, wie Referent bezeugen kann, nicht gerade zur Traurigkeit. Wer hätte denken können, daß wenige Stunden nachher Trauer und Wehklage, Verzweiflung und Todesgestöhn an dem Orte der Freude zu hören sein werde, da nach der Versicherung der Capitäne weder Pulver noch sonstige gefährliche Brennstoffe auf dem Schiffe vorhanden? Wozu auch auf einer Yacht, die nach Triest zur Ausbesserung geht, Pulver und Feuerwerkstoffe?

Das Schiff ist ein Dampfboot mit 4 Kesseln und 4 Schornsteinen. In erster Etage ein gemeinsamer Speisesaal und dahinter die Apartements für König und Königin. In die zweite Etage gelangt man durch eine bequeme Treppe, die vor der Thür des Speisesaales ausmündet. Unter den Zimmern von König und Königin liegen zunächst die für die Prinzen und, getchieden von diesen, 8 Kabinen zu beiden Seiten einer bequemen Messe, vorn an der Treppe das Zimmer des ersten Capitäns Sachthuris, der zugleich Adjutant des Königs und ein eifriger Muschelsammler ist. Auf der anderen Seite der Treppe sind die Kabinen der Hofdamen belegt mit den nöthigen Zimmern für deren Dienerinnen, ebenfalls zu beiden Seiten eines bequemen Damensalons. Unter diesem und den Damenzimmern befindet sich die Apotheke des Schiffes und in derselben trotz der Versicherung der Officiere 15 Oka Pulver (etwas mehr als 30 preuß. Pfund) und Feuerwerksgegenstände, als Raketen, bengalisches Feuer u. dgl.

Gegen 11 Uhr hatten sich die Passagiere zu Bette begeben und bald herrschte tiefe Stille auf dem Verdeck und in den Zimmern. Man schlief den ersten Schlaf ruhig und tief. Da hört einer der Herren, der noch gelesen und eben sein Licht gelöscht, ein leises Knattern und Knistern — und wie er verwundert horcht, plötzlich einen furchtbaren Krach — als wenn das Schiff in die Luft gehen wollte. Er fährt aus dem Bette, wie alle anderen Schläfer nackt im Hemd — der Capitän an der Spitze, eilen sie der Treppe zu, um zu sehen, was es giebt. Die Damen, die größtentheils in den königlichen Zimmern schliefen, stürzen gleichfalls jammernd und wehklagend heraus — eine schreckliche Scene in der stillen, löstlichen Nacht. Eine Feuersäule steigt aus dem Damensalon hervor — die leicht entzündlichen Feuerwerkstoffe sind explodirt, und statt des Salons, in den man vom

Verdeck hinabschauen konnte, gähnt ein feuriger Abgrund den Erschrockten entgegen. Da unten aber schläft Junf und auf der anderen Seite 2 Dienerinnen der Familie Biras.

Was ist aus ihnen geworden? Der Capitän, der erste der aus den unteren Herrenzimmern eilenden Männer, stürzt selbst in der Dunkelheit unten in einen Spalt, welchen die Explosion auch nach dort zu gerissen, und verwundet sich schwer am Fuß. Die übrigen vermeiden, vorsichtig gemacht, die glühenden Risse. Sie erreichen mit dem schwer verwundeten Officier die Treppe und das Verdeck — aber wo ist Junf? Er konnte nicht aus seiner Kabine, ohne in den gähnenden Schlund zu stürzen; — und wie ihm, so mußte es den beiden Dienerinnen ergehen. Die Mannschaft löscht — mit Todesverachtung stürzt sofort nach der Explosion ein Unterofficier der Mannschaft hinab in den feurigen Abgrund, nimmt die bisher noch unverfehrt gebliebenen 15 Oka Pulver und schleudert sie in's Meer — die einzige Rettung für das ganze Schiff. Endlich bringt man den Unglücklichen auf's Verdeck; der schöne, männliche, tüchtige Officier, von Allen, die ihn kannten, geliebt und geachtet, eine Jammergestalt. Der Unterleib und die Beine absolut verbrannt, die Hände gleichfalls, und am Kopfe schwere Brandwunden. Doch er spricht noch und verlangt nach Frau und Kindern, die mittlerweile am Land geborgen waren mit den anderen Frauen. Das Wiedersehen erlasse man uns zu schildern; Junf starb nach unsäglichen Schmerzen um 6 Uhr früh; von den beiden Dienerinnen ist die eine hier in Athen gestorben, die andere hofft man zu retten.

Wie die Catastrophe entstanden, weiß Niemand — vielleicht, daß bei der Hitze dieser Tage die leicht entzündlichen Feuerwerksgegenstände von selber Feuer gefangen. Aber konnte das nicht auch geschehen, wenn das Schiff auf der Fahrt war und auf ihm die königliche Familie sich befand? Ich enthalte mich weiterer Reflexionen. Was Junf zu seiner Rettung versucht, weiß ich nicht zu sagen; nur so viel ließ sich erfahren, daß er aus seiner Kabine tretend — er war ein tüchtiger, unerschrockener Seemann — die Lampe, die im Damensalon brennend von der Decke herabhing, zu ergreifen suchte. Er springt von der Schwelle nach ihr, faßt sie, aber das Seil, an dem sie hängt, hält den starken Mann nicht, er stürzt in den Feuerschlund, mit ihm die Decke des Salons.

Am Donnerstag Abend lief die Amphitrite wieder in Piräus ein. Am Freitag um 5 Uhr haben wir den lieben Freund zu Grabe getragen. König und Königin, die Wittve geleitend, und eine unabsehbare Menschenhaare aus allen Ständen folgten zur Ruhestätte. Im Hause segnete der deutsche Hofprediger des Königs, Hofrau, in griechischer Sprache den Sarg ein — der Zug bewegte sich zu der evangelischen Hofkirche im Palais, wo derselbe

in deutscher Sprache die Leichenrede hielt, und von da zu Fuß nach dem griechischen Kirchhof, woselbst die Familie der Frau eine Ruhestätte für ihre Todten besigt. Dort hielt derselbe Hosprediger die griechische Leichenrede. Wir betrauern ein neues, schweres Opfer griechischen Leichtsinns.

B. I.

L i t e r a t u r.

Lyrische Umschau. — Es ist nun schon ziemlich lange Zeit, daß man sich nach neuen Klängen in der deutschen Lyrik so gut wie umsonst umsieht. Die Empfindungsströmungen, welche die erste Hälfte unseres Jahrhunderts beherrschten und nach allen Richtungen hin ihren vollkommenen und theilweise classischen Ausdruck gefunden haben, sind im Laufe der Zeit wohl verbreitert, aber keineswegs vertieft, sondern eher verflacht worden und finden für den Mangel an origineller Gestaltung einen schwachen Ersatz an der reichen Fülle wiederholender Umbildungen. Auch die neueste Zeit hat beklaglich für die gewaltig entflammte und tiefinnerlich erschütterte Empfindung der Nation nur sehr vereinzelt einen adäquaten Ausdruck finden können, sei es, weil sich die alte Erfahrung bestätigte, daß die Momente tiefster Herzensbewegung diejenigen des Schweigens sind, sei es weil auch dieser Empfindung nationaler Begeisterung der poetische Ausdruck von der vorigen Generation vorweggenommen war. Jedenfalls haben sich, unberührt von der neuen Gestaltung der Verhältnisse, die früheren Strömungen in den Individuen erhalten. Was uns von modernster Lyrik vorliegt, schließt sich entweder den Meistern an, die in klarer, gedankenvoller Ruhe die Tiefe und Innigkeit ihres Gefühls entwickelten, und deutet die unveränderliche Einfachheit der Empfindungen zu einer derben, interesselosen Gesundheit aus, in der jede individuelle Eigenartigkeit verloren zu gehen pflegt, — oder es wühlt im Anklage an die Dichter des zerrissenen Herzens in den Nachtseiten der Seele und gestaltet die wüsten Gebilde einer entfesselten Phantasie zu verzerrten Emen aus, in denen die ewige Harmonie der Kunst ihre Spuren nicht mehr zu entdecken vermag. Wollte man der Lyrik trauen, so wäre die Empfindung des Zeitalters in das alltäglich Gewöhnliche und in das bizarr Excentrische auseinandergefallen: die Genremaler auf der einen, und die Makart's auf der anderen Seite herrschen auch hier. Eigenartige Klänge des Herzens, originelle Schöpfungen persönlicher Empfindungsweise sind von verschwindender Seltenheit und lohnen kaum die Mühe, mit der sie gesucht werden müssen. Auch in der Form würde man Originelles vergeblich erwarten: die Sprache hat in der Hand unserer großen Dichter eine Macht gewonnen, mit der sie den Geist der Epigonen zwingt und ihm ohne sein Wissen und

Wollen ihren Charakter aufdrückt. Wenn uns in der neuesten Lyrik etwas aufgefallen ist, so ist es die überaus häufige Anwendung des Refrains und der Wiederholungen auch im Anfang der Strophen. Ob dies im Allgemeinen ein Vortheil ist, lassen wir dahingestellt: wenn aber die von allen Seiten und in allen Richtungen wiederkehrende Grundstimmung, zu deren Ausdruck der Refrain eigentlich bestimmt ist, nicht auch im ganzen Gedichte ausgedrückt ist, so bleibt er eine langweilige Neuzerlichkeit.

Von all Diesem Beispiele und Einzelheiten anzuführen, erlassen wir uns und dem Leser. Die Umschau auf lyrischem Gebiete zeigt noch überall die frischen grünenden Wälder, in denen das deutsche Dichtervort von allen Zweigen schallt; aber es sind noch immer dieselben Weisen, die uns umfliegen, und die, welche sie gelernt haben, singen sie nicht besser, als die, welche sie gelehrt.

Um so verständlicher ist es, wenn sich das lyrische Bedürfnis immer wieder zu den Schätzen zurückwendet, die in der früheren Literatur so reich aufgespeichert liegen. Das Bedeutendere davon bequemer zugänglich zu machen, besitzen wir schon eine große Fülle von Sammlungen, welche, von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus veranstaltet, bald literaturhistorische, bald mehr oder minder specielle Zwecke verfolgen. Die neueste derartige Sammlung (Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius. Eine kritische Anthologie von Th. Storm. 2. Aufl. Hamburg, W. Mauke 1872) stellt sich lediglich auf kritisch-ästhetischen Standpunkt, vermeidet alle Gedichte, deren Schwerpunkt in ihrer literaturhistorischen Stellung beruht, und hat es sich zur besonderen Aufgabe gemacht, das Werthvollere, aber Unbekanntere hervorzuheben. Ueber die Auswahl, welche der selbst auf dem lyrischen Gebiete rühmlich thätige Verfasser zu diesem an sich sehr löblichen Zwecke getroffen hat, wollen wir mit ihm nicht rechten, da der ästhetische Geschmack zumal in der Lyrik immer individuell gefärbt bleibt; aber ein Mißverhältniß ergibt sich doch dadurch, daß, während von den großen Dichtern nur das Allerbedeutendste aufgenommen wird, die besseren Gedichte der Sterne zweiten Ranges nun einen viel größeren Raum einnehmen, als den Heroen der Literatur gegönnt ist. Ein Gedicht, das bei Goethe nicht zu den besten gehört, kann noch immer sehr viel werthvoller sein, als die besten z. B. von Eichendorff. Hierin sind die literaturhistorischen Sammlungen gerechter gewesen. — Die Reichhaltigkeit des Inhalts und die geschmackvolle Ausstattung stellen diese Sammlung den besseren ihrer Art würdig an die Seite.

W.

Die neuesten preussischen Ketzerprozesse.

Nicht zufrieden mit dem Aergerniß, das die Maßregelung des Dr. Hanne jun. wegen einer an sich ganz unverfänglichen Schrift über den idealen Christus gegeben, hat die preussische Orthodorie es vielmehr an der Zeit erachtet, durch stramme Durchführung ihrer angeblichen Bekenntnisgesetze eine Reihe von Glaubensprozessen herbeizuführen, wie sie so zahlreich und so gehässig die schlimmste Zeit der Kaumer'schen Verwaltung nicht erlebt hat. Das fromme und an traditionellen Illusionen keineswegs arme Buch von Krüger-Belthusen zieht dem Verfasser die „evangelische“ Inquisition auf den Hals, offenbar nur, weil es den mißliebig gewordenen Titel „Leben Jesu“ an der Stirn trägt; ein nassauischer Pfarrer Schröder zu Freirachdorf wird wegen Abweichungen von der Agende suspendirt, die Berliner Pastoren Visko und der alte Sydow, die in den dunkelsten Perioden der preussischen Kirchenleitung unangefochten geblieben, sollen jetzt wegen der Bestreitung der Höllenfahrt und unbefleckten Empfängniß Jesu von Nazareth in außerdienstlichen Vorträgen ihr Ordinationsgelübde gebrochen und sich mit den verschiedenen „zu Recht bestehenden“ Confessionen der brandenburgischen Kirche in Widerspruch gesetzt haben. Endlich aber scheint die ganze Bewegung, welche die preussischen Consistorien ergriffen hat, zu ihrem Ausgangspunkt zurückgekehrt zu sein, indem sich das pommersche Consistorium, freilich sehr post festum, entschloß, nun auch Hanne sen. wegen seiner bereits im vorigen Jahre erschienenen Schrift: „Die evang. Kirche im neuen Reich“ zur Rechenschaft zu ziehen.

Hiermit ist, wie gesagt, die Bewegung der preussischen Consistorien zu ihren Ausgangspunkten zurückgekehrt, denn damit, daß sich der alte Hanne in einer Greifswalder Pfarrwahlangelegenheit dem Consistorium mißliebig machte und einen Protestantenverein gründen half, hatten im Jahre 1866 diese Hudeleien begonnen, und da Hanne den salbungsvollen Ermahnungen Dorner's, sich auf eine Landpfarrei zu setzen und erst die vornicänischen Kirchenväter zu studiren, ehe er wieder mitrede, nicht nachgab, suchte man ihm sonst seine Stellung in Greifswald so unleidlich wie möglich zu machen. Am Sohne hatte man dann die Scharte ausgeweht, die man sich in dem verunglückten ersten Angriff auf den Vater geholt; jetzt soll zum Schluß auch

der Vater die Schneide preussischer kirchlicher Zucht empfinden. Nicht nur wegen der begreiflicher Weise etwas lebhaften Ausbrüche seines gekränkten väterlichen Gefühls wird der alte Hanne sich zu verantworten haben, sondern auch „wegen seiner Häresien rücksichtlich der Lehre von der Trinität, der Gottheit Christi und dessen stellvertretendem Leiden“.

Auf die Zahl von sechs gleichzeitigen Untersuchungen wegen Irrlehre hat es, wir wiederholen es, auch jenes Kirchenregiment nie gebracht, das eine Orthodorie, wie wir einst hörten, in die preussische Landeskirche einzuführen suchte, „die mit den obersten Grundsätzen des Protestantismus im Widerspruch steht und die Heuchelei im Gefolge hat.“ Daß man nun aber gerade in diesem Moment in so greller Weise vorgeht, erklärt sich in der That nur mit gewissen, in den höchstkirchlichen Kreisen umhergetragenen, weniger pietätvollen als wirksamen Mittheilungen eines Berliner kirchlichen Höflings, die im Wesentlichen auf den Vers herauskommen: „Die Welt ist noch auf einen Abend uns, man muß ihn nützen.“

Wie durch und durch pietätlos, weltlich, Kleinflug und der großen Fragen unwürdig dieses Gebahren der confessionellen Partei sei, empfindet jeder ehrliche Mann, der die Schwierigkeiten der Bekenntnißfrage einigermaßen kennt. Wir wenigstens sind überzeugt, daß die wenigen Laien, welche für die strikte Durchführung der reformatorischen Bekenntnisse eintreten, sich der Consequenzen eines solchen Verfahrens gar nicht bewußt sind. Unsere religiöse Weltanschauung ist nun einmal eine andere geworden als die des sechszehnten Jahrhunderts, selbst in Fragen, die uns schließlich viel näher angehen als die der Trinitätslehre und Christologie, wie wir denn ernstlich zweifeln, daß es heute selbst ein orthodoxer Pastor human fände, bei dem Tode ungetauft sterbender Kinder in diesem Punkt die Meinungen der Bekenntnisse den Eltern mitzutheilen. Auch von den in den Bekenntnissen vorgeschriebenen Ordnungen sind viele heut zu Tage unvollziehbar. Wie viele evang. Kirchen befinden sich denn im Einklang mit Artikel 11 der Augsburger Confession, der vorschreibt, daß man solle *privatam absolutionem* erhalten und nicht fallen lassen. So enthält der kleine Luther'sche Katechismus für Herr und Frau, für Knecht und Magd die Formeln, die sie dem Beichtiger versprechen und dann insbesondere bekennen sollen, „wie oft sie geflucht, wie oft sie unhübsch mit Worten gewesen“, dies und jenes veräußt u. s. w., auf welches eingehende Sündenbekenntniß der Beichtiger dann Absolution ertheilen soll. Desgleichen schreibt derselbe „zu Recht bestehende“ kleine Luther'sche Katechismus vor: „Des Morgens, so du aus dem Bette fährst, sollst du dich segnen mit dem heiligen Kreuze und sagen: das walte Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist. Des Abends, wenn du zu Bett gehst, sollst du dich segnen mit dem heiligen Kreuze und sprechen: das

walte Gott, der Vater, Sohn und heiliger Geist." Dennoch ist kein Zweifel, daß der Pfarrer, der in seiner Gemeinde und mit seiner Schuljugend gemäß den Weisungen dieser „zu Recht bestehenden“ Bekenntnißschrift verfahren und das sich Segnen mit dem heiligen Kreuze einführen wollte, wegen Atrypokatholicismus von seiner Gemeinde würde verklagt werden, und das Consistorium würde dann jenes andere Register seines Instrumentes spielen lassen, dessen Noten lauten: „Mangel an pastoralem Tact, Unklugheit, Eigenmächtigkeit“ u. dgl. mehr.

Dennoch sind solche practische Vorschriften der Bekenntnisse genau so ein Ausdruck der Thatsache, daß das protestantische Princip in ihnen zu einem endgültigen Ausdruck nicht gekommen ist, als jene Artikel über Trinität und Christologie, die die Reformatoren bekanntlich ungeprüft und ungesichtet aus der mittelalterlichen Kirche herübernahmen, da sie keine Neigung hatten, die Lehrstreitigkeiten des 4. und 5. Jahrhunderts nochmals durchzukämpfen. Gerade aber vor solchen Stücken nun soll der protestantische Geist heute die Segel streichen, seine Begriffe auslöschen oder sich jenes sinnlose Geklapper mit principlos durcheinander geschüttelten Wörtern einlernen, das man zum Erzeigen aller anderen Wissenschaften speculative Theologie zu nennen pflegt, und das der That nach nichts ist, als eine moderne Association aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang gerissener scholastischer Begriffe.

Ohne jeden Zweifel würde es viel leichter und eines aufrichtigen Menschen würdiger sein, in jenen practischen Dingen nachzugeben, sich des Morgens mit dem Kreuze zu segnen und absolutionem privatam einzuholen, als Begriffe nachzuplappern, die wir nicht mehr vollziehen können, und die für uns gar keine Bedeutung mehr haben. Welcher Anstoß liegt denn für uns in der natürlichen Erzeugung Jesu, da wir die Materie nicht mehr als unrein und als substantiellen Grund der Sünde ansehen? Welchen Sinn hat denn für uns die Höllenfahrt Christi, da wir doch aufgehört haben, uns die Hölle als einen bestimmten Raum vorzustellen, den die vor Christo Verstorbenen hauptsächlich bevölkerten? Welche Sorte von Geistlichen aber zieht man sich heran, wenn man die Zustimmung zu dieser Begriffswelt als das Wesentliche an einem rechten Pfarrer ansieht, und derjenige der beste Pastor heißt, der am elegantesten demonstirt, daß der eine Gott aus drei Personen besteht und dennoch einer bleibt. Haben die Herren Vermittlungstheologen denn ganz den heiligen Eifer vergessen, mit dem Rothe die kirchliche Trinitätslehre bekämpfte, daß sie nur diejenigen maßregeln, die sie selbst einstens Rothe von weither zugesendet haben? Durchsetzen wird man diese Position dennoch nicht, denn es ist ein an sich unmögliches Unternehmen, eine Generation an die Anschauungswelt einer vor dreihundert Jahren lebendigen Theologie binden zu wollen. Aber sehr unerwünschte Früchte wird man auf

dem betretenen Wege finden. Von der Betrachtung der Theologie und der Theologen und der Degeneration beider wollen wir nicht reden, denn diese datirt nicht erst von heute. Man verschärft aber ganz ohne Noth das bereits zwischen den einzelnen evangelischen Kirchen bestehende Schisma.

Wir haben es bereits erlebt, daß während die Lehrer in einer evangelischen Kirche in hohen kirchlichen Würden stehen, ihre Schüler in der Nachbarkirche zu einem Lehramt unfähig gefunden werden und ihrer, falls sie in ein solches gekommen, dennoch schließlich die Amtsentsetzung wartet. Auch das haben wir erfahren, daß man in Süddeutschland den Ruf eines orthodoxen Hofpredigers hinterlassen kann und dann in Preußen wegen Heterodoxie aus der theologischen Prüfungscommission ausscheiden muß. Wird mit der Anwendung der Bekenntnißbestimmungen nun gar ein solcher Ernst gemacht, wie er in den letzten fünfzig Jahren unerhört war, so kann es nicht fehlen, daß die territorialen Grenzen sich auf dem Gebiet der theologischen Wissenschaft sehr deutlich widerspiegeln. Selbstverständlich wird die Geschichte des Urchristenthums sich unter dem Schutz der badiſchen Kirchenrathsinstruction und der weitherzigen elsässischen und schweizerischen Lehrfreiheit ganz anders gestalten als unter dem preußischen Bekenntnißzwang. Dann aber ist es bis zu einer hessischen Dogmatik und einer preußischen Christologie nicht mehr weit, und vielleicht erleben wir's noch, daß man nicht mehr von theologischen Richtungen, sondern von theologischen Weltgegenden und rechtgläubigen Enclaven redet. Endlich aber wird man auf diese Weise lediglich den theologischen Spectakelmachern in die Hand arbeiten und die kirchlichen Persönlichkeiten immer mehr ihren wirklichen und für das Volksleben allein fruchtbaren Aufgaben entfremden. So lang solch schreiendes Unrecht geschieht und solche unerträgliche Anforderungen gestellt werden, wird der theologische Zank nicht aufhören und statt des Wetteifers in den Aufgaben der Seelsorge, der Volksbildung, der Wohlthätigkeit, werden jene widerlichen theologischen Katzbalgereien fortbauern, die eine Schule der Klopffechtereien sind, in denen aber ein wahrhaft geistliches Leben unmöglich gedeihen kann.

A. Hausrath.

Gesinnungs-Statistik der Fractionen des Reichstags.

Die nachstehenden Betrachtungen wollen versuchen, einmal die charakteristischen Erscheinungen innerhalb der Fractionen des deutschen Reichstages

zu fixiren in Bezug auf Confession und Lebensstellung ihrer Mitglieder, auf Contingentirung derselben aus den einzelnen Provinzen, Staaten und Staatengruppen. Das andere Mal wollen sie feststellen den Ausdruck der überwiegenden politischen Stimmung der Provinzen u., welchen dieselben durch die Wahl ihrer Abgeordneten zum Reichstage gegeben haben.

Bei Würdigung der letzteren Resultate muß man sich aber vergegenwärtigen, daß diese eben nur die politische Stimmung der Majoritäten darstellen, unberücksichtigt der Minoritäten, daß ferner zur Darstellung nicht gebracht werden können die Wahlbetheiligungen und Wahlbeeinflussungen. Es beanspruchen also diese Resultate nicht etwa, die politische Stimmung einer Provinz präcis auszudrücken, sondern sie wollen nur die durch die Majoritäten erzeugte Stimmung constatiren, und soweit diese die Stimmung des Landes darstellen, letztere selbst.

Als Basis ist die Zahl von 378 Mitgliedern, der Stand des Reichstags am 1. Juni d. J. festgehalten worden; die 4 unerledigten Mandate hinzugerechnet stellen die Normalzahl von 382 Abgeordneten her. Die Fractionen sind mit den bisher üblichen Bezeichnungen aufgeführt; es wird dies besonders wegen der conservativen Fraction erwähnt.

Socialdemokraten, Volkspartei und Particularisten, außer den Polen, sind wegen ihrer geringen Mitgliederzahl nicht als Fractionen zusammengestellt, sondern unter die Mitglieder ohne Fraction aufgenommen.

Bei Rubricirung der Lebensstellungen der Mitglieder ist festgehalten worden, daß Beamte und Officiere z. B. und a. D. noch in der früheren Stellung befindlich angesehen werden, wenn dieselben nicht in einen anderen Lebensberuf eingetreten sind. Als Regierungsbeamte sind nicht allein Beamte der Regierungscollegien eingereicht worden, sondern auch alle diejenigen Staatsbeamten, welche in die anderen speciellen Kategorien nicht zu vertheilen waren.

Bei Aufstellung der Reichstheile ist Preußen in Provinzen eingetheilt worden; zu Schleswig-Holstein ist Lauenburg, zur Rheinprovinz ist Hohenzollern hinzugerechnet. Die anderen Staaten sind als solche einzeln aufgeführt, soweit sie den Reichstag mit mehr als 6 Abgeordneten beschicken; die Staaten mit weniger als 6 Abgeordneten sind in 3 Gruppen zusammengefaßt:

1. Gruppe: Beide Mecklenburg.

2. Gruppe: Mitteldeutsche Staaten:

Sachsen-Weimar-Eisenach.

Sachsen-Altenburg.

Sachsen-Meiningen.

Sachsen-Coburg-Gotha.

Anhalt.	Waldeck.
Schwarzburg-Rudolstadt.	Reuß ältere Linie.
Schwarzburg-Sondershausen.	Reuß jüngere Linie.

3. Gruppe: Nordwestdeutsche Staaten:

Oldenburg.	Lübeck.
Braunschweig.	Bremen.
Schaumburg-Lippe.	Hamburg.
Fürstenthum Lippe.	

A. Fractionen.

Beginnen wir zunächst mit der Darstellung der Fractionenstärken und ihrem Verhältniß zum Ganzen:

Nationalliberale Fraction	116	Mitglieder,	30,6	Procent	vom Ganzen.
Centrum	66	"	17,4	"	" "
Conservative Fraction	52	"	13,7	"	" "
Fortschrittspartei	45	"	11,9	"	" "
Deutsche Reichspartei	36	"	9,5	"	" "
Liberales Reichspartei	32	"	8,4	"	" "
Polen	13	"	3,4	"	" "
Ohne Fraction	18	"	4,7	"	" "
	<hr/>		378.		

Ziehen wir die nationalliberale Fraction, die Fortschrittspartei und die liberale Reichspartei zusammen, so erhalten wir die liberale Richtung summiert mit 50,9 Procent:

Stellen wir derselben die Combination des Centrums und der Polen in erster Linie als antiliberal entgegen, so treffen wir auf 20,8 Procent:

In zweiter Linie stehen dann die Conservativen mit 13,7 "

sodas die Summe der antiliberalen Richtung beträgt 34,5 Procent.

In der Mitte zwischen den beiden Hauptströmungen bleibt die deutsche Reichspartei mit 9,5 Procent.

B. Confessionen.

Auf confessionellem Gebiet stellen sich die nachfolgenden Verhältnisse innerhalb der Fractionen heraus:

Fraction.	Evangel.		Katholisch.		Jüdisch.	
	Zahl.	Procent.	Zahl.	Procent.	Zahl.	Procent.
Nationalliberale	98	84,4	15	12,9	3	2,5
Centrum	3	4,5	63	95,5	—	—
Conservative	52	100	—	—	—	—
Fortschritt	41	91,1	4	8,9	—	—
Deutsche Reichspartei	26	72,2	10	27,8	—	—
Libérale Reichspartei	18	56,2	14	43,8	—	—
Polen	1	7,7	12	92,3	—	—
Ohne Fraction	13	72,2	4	22,2	1	5,5
Summa:	252	66,6	122	32,2	4	1,2

Die evangelische Confession wiegt vor

in der conservativen Fraction (ausnahmslos);

es folgen:

- die Fortschrittspartei,
- die nationalliberale Fraction,
- die deutsche Reichspartei,
- die Fractionstosen.

Fast halb und halb Mischung der beiden christlichen Confessionen

stellt dar die liberale Reichspartei.

Die katholische Confession beherrscht:

- das Centrum und
- die Polen, in gleichem Maße.

Eine eigenthümliche Erscheinung bieten die 4,5 Proc. evangelischer Mitglieder des Centrums. Sie wird erklärt durch die Bemerkung, daß hannoverscher Particularismus sie dorthin deputirt hat.

Das Centrum absorhirt von der Gesamtzahl der katholischen Abgeordneten nur 52,4 Proc.; wie weit diese Partei also das Recht in Anspruch nehmen darf, ihre Ansichten in katholischen Fragen als die Meinung aller deutschen Katholiken zu betrachten, erhellt einfach aus den Zahlen.

C. Lebensstellungen.

Wenn auch die Lebensstellung eines Abgeordneten im Allgemeinen nur in verhältnißmäßig geringem Grade Einfluß auf seine Wahl gehabt haben dürfte, so tritt auf dem platten Lande dieser Einfluß doch merklicher hervor und er findet in Vergleich der nachfolgenden Rubriken mit denen unter E auch seinen Ausdruck. Der hauptsächlichste Zweck dieser Zusammenstellung jedoch ist der Nachweis, in welchen Fractionen die Vertretung der Interessen einzelner Stände vorzüglich zu suchen und zu finden ist.

In Bezug auf die Vielsfältigkeit der Ständemischung in den Fractionen ergibt sich folgende abnehmende Reihe:

nationalliberale Fraction,
 Fortschrittspartei,
 Centrum,
 liberale Reichspartei,
 Fractionenlose,
 Conservative,
 deutsche Reichspartei,
 Polen.

Die Majoritäten einzelner Stände sind zu finden:

bei den Polen:

100 Proc. Landwirthe,

in der deutschen Reichspartei:

63,9 Proc. Landwirthe (36,1 Proc. Großgrundbesitz,
 27,8 Proc. Landwirthe,

in der conservativen Partei:

53,7 Proc. Landwirthe (7,6 Proc. Großgrundbesitz,
 46,1 Proc. Landwirthe.

In 4 anderen Fractionen behaupten die Juristen unbestritten die Majoritäten, wenn auch in geringerem Maße wie die Landwirthe in den eben-
 aufgeführten Fractionen:

nationalliberale Fraction	43,1 Proc. Juristen,
Fractionenlose	38,8 " "
Centrum	33,3 " "
Fortschritt	33,3 " "

In der liberalen Reichspartei allein hat sich keine bestimmte Majorität ausgebildet; wie denn überhaupt in dieser Fraction, übereinstimmend in den confessionellen wie auch in den Standesbeziehungen, die meisten Ausgleichs-
 gleichnisse stattgefunden haben. Man findet hier:

31,2 Proc. Regierungsbeamte,
 28,1 " Juristen,
 21,8 " Landwirthe.

Außer diesen sind noch fünf andere Stände, aber nur durch sehr geringe Majoritäten vertreten. —

Wir kommen sodann auf die Mischungsverhältnisse der Reichsbestandtheile innerhalb der verschiedenen Fractionen.

D. Reichstheile in den Fractionen.

Fraction.	Provinz Preußen.	Berlin.	Brandenburg.	Pommern.	Posen.	Schlesien.	Provinz Sachsen.	Schleswig-Holstein.	Hannover.	Westphalen.	Hessen-Rassau.	Rheinland.	Baiern.	Königreich Sachsen.	Württemberg.	Baden.	Hessen.	Mecklenburg.	Mitteldeutsche Gruppe.	Nordwestdeutsche Gruppe.
Nationalliberale.	6	—	1	—	1	6	8	2	9	—	6	5	9	7	12	10	7	6	11	10
Bahl.	5 ₁₁	—	0 ₁₁	—	0 ₁₁	5 ₁₁	5 ₁₁	1 ₁₁	7 ₁₁	—	5 ₁₁	4 ₁₁	7 ₁₁	6	10 ₁₁	8 ₁₁	6	5 ₁₁	9 ₁₁	8 ₁₁
%	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Zentrum.	2	—	—	—	—	4	1	—	4	8	2	23	17	—	2	2	—	—	—	1
B.	3	—	—	—	—	1 ₁₁	—	—	7 ₁₁	—	—	4 ₁₁	—	—	—	—	—	—	—	—
%	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Conservative.	14	—	13	8	1	5	5	—	—	2	2	1	—	—	—	—	—	—	1	—
B.	26 ₁₁	—	25	15 ₁₁	1 ₁₁	9 ₁₁	9 ₁₁	—	—	3 ₁₁	3 ₁₁	1 ₁₁	—	—	—	—	—	—	1 ₁₁	—
%	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Fortschritt.	4	6	2	1	—	4	1	4	—	3	3	—	5	8	—	—	—	1	1	2
B.	8 ₁₁	13 ₁₁	4 ₁₁	2 ₁₁	—	8 ₁₁	2 ₁₁	8 ₁₁	—	6 ₁₁	6 ₁₁	—	11 ₁₁	17 ₁₁	—	—	—	2 ₁₁	2 ₁₁	4 ₁₁
%	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Deutsche Reichs-	1	—	3	2	1	16	3	—	2	2	—	2	—	—	2	1	1	—	—	—
partei.	2 ₁₁	—	8 ₁₁	5 ₁₁	2 ₁₁	44 ₁₁	8 ₁₁	—	5 ₁₁	5 ₁₁	—	5 ₁₁	—	—	5 ₁₁	2 ₁₁	2 ₁₁	—	—	—
B.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
%	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Liberaler Reichs-	—	—	—	1	—	—	2	1	—	1	—	3	15	6	—	1	1	—	—	1
partei.	—	—	—	3 ₁₁	—	—	8 ₁₁	—	—	3 ₁₁	—	9 ₁₁	46 ₁₁	18 ₁₁	—	3 ₁₁	3 ₁₁	—	—	3 ₁₁
B.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
%	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Polen.	3	—	—	—	10	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
B.	23 ₁₁	—	—	—	76 ₁₁	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
%	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Ohne Fraction.	—	—	2	1	—	—	—	3	4	1	1	2	1	2	1	—	—	—	—	—
B.	—	—	—	5 ₁₁	—	—	—	16 ₁₁	22	5 ₁₁	5 ₁₁	11	5 ₁₁	11	5 ₁₁	—	—	—	—	—
%	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—

Es erscheinen hiernach am vielfachsten und gleichmäßigsten gemischt die nationalliberale Fraction und die Fortschrittspartei; in ihnen sind Landesmajoritäten nicht wahrnehmbar; am schroffsten treten natürlich die Majoritäten in der Fraction der Polen auf, welche nur aus Abgeordneten der Provinzen Preußen und Posen besteht. Demnächst hat die liberale Reichspartei eine bairische Majorität mit 46,8 Proc. Hierauf folgt die deutsche Reichspartei, welche sich ihre Majorität mit 44,4 Proc. aus Schlesien geholt hat; sodann das Centrum, welches beherrscht wird durch 34,8 Proc. Rheinländer mit der gewichtigen Unterstützung von 25,7 Proc. Baiern. In der conservativen Partei endlich finden wir keine ausgesprochenen einzelnen Landesmajoritäten, wohl aber eine Provinzengruppe (Preußen, Brandenburg, Pommern), welche in engem inneren Zusammenhange sich einer Majorität von 67,2 Proc. bemächtigt hat.

E. Fractionsmajoritäten in den Reichstheilen.

Wir gelangen schließlich zur Darstellung der politischen Färbung der Reichstheile, wenn wir davon ausgehen, daß die Entsendung ihrer Abgeordneten der einzige berechenbare Ausdruck der politischen Farbe ist.

Reichstheil.	Zahl der Abgeordneten.	Nationalliberal.		Centrum.		Conservativ.		Fortschritt.		Deutsche Reichsp.		Liberale Reichsp.		Polen.		Ohne Fraction.	
		Zahl.	%	Z.	%	Z.	%	Z.	%	Z.	%	Z.	%	Z.	%	Z.	%
Provinz Preußen	30	6	20	2	6,6	14	46,6	4	13,3	1	3,3	—	—	3	10	—	—
Berlin	6	—	—	—	—	—	—	6	100	—	—	—	—	—	—	—	—
Brandenburg . . .	21	1	4,7	—	—	13	61,9	2	9,5	3	14,2	—	—	—	—	2	9,5
Pommern	13	—	—	—	—	8	61,5	1	7,7	2	15,4	1	7,7	—	—	1	7,7
Posen	13	1	7,7	—	—	1	7,7	—	—	1	7,7	—	—	10	76,6	—	—
Schlesien	35	6	17,1	4	11,4	5	14,3	4	11,4	16	45,7	—	—	—	—	—	—
Provinz Sachsen	20	8	40	1	5	5	25	1	5	3	15	2	10	—	—	—	—
Schleswig-Holstein . . .	10	2	20	—	—	—	—	4	40	—	—	1	10	—	—	3	30
Hannover	19	9	47,4	4	21	—	—	—	—	2	10,5	—	—	—	—	4	21
Westphalen	17	—	—	8	47	2	11,8	3	17,6	2	11,8	1	5,9	—	—	1	5,9
Hessen-Nassau . . .	14	6	42,9	2	14,3	2	14,3	3	21,4	—	—	—	—	—	—	1	7,1
Rheinland	36	5	13,9	23	63,9	1	2,8	—	—	2	5,6	3	8,3	—	—	2	5,6
Baiern	47	9	19,1	17	36,2	—	—	5	10,6	—	—	15	31,9	—	—	1	2,1
Königreich Sachsen	23	7	30,4	—	—	—	—	8	34,8	—	—	6	26	—	—	2	8,7
Württemberg	17	12	70,6	2	11,8	—	—	—	—	2	11,8	—	—	—	—	1	5,9
Baden	14	10	71,4	2	14,3	—	—	—	—	1	7,1	1	7,1	—	—	—	—
Hessen	9	7	77,8	—	—	—	—	—	—	1	11,1	1	11,1	—	—	—	—
Mecklenburg	7	6	85,7	—	—	—	—	1	14,3	—	—	—	—	—	—	—	—
Mitteldeutsche Gruppe	13	11	84,6	—	—	1	7,7	1	7,7	—	—	—	—	—	—	—	—
Nordwestdeutsche Gruppe	14	10	71,4	1	7,1	—	—	2	14,3	—	—	1	7,1	—	—	—	—

Berschmelzen wir nun die einzelnen Fractionen in Gruppen, um größere und klarere Bilder darstellen zu können, so ergeben sich, nach ihrem inneren Wesen zusammengefaßt, zwei Gruppen, die liberale und die antilibérale, zwischen denen eine vermittelnde Fraction steht.

Die liberale Gruppe besteht aus der nationalliberalen Fraction, der Fortschrittspartei und der liberalen Reichspartei.

Die antilibérale Gruppe wird gebildet aus dem Centrum, der conservativen Fraction und den Polen.

Die Mitte bildet die deutsche Reichspartei.

An der Spitze der liberalen Gruppe stehen:

Berlin	}	mit 100	Proc.
und die beiden Mecklenburg			
Es folgen die nordwestdeutsche Gruppe	"	92,7	"
mitteldeutsche Gruppe	"	92,2	"
Königreich Sachsen	"	91,1	"
Hessen	"	88,8	"
Baden	"	78,5	"
Württemberg	"	70,5	"
Schleswig-Holstein	"	70	"
Hessen-Nassau	"	64,2	"
Baiern	"	61,6	"
Provinz Sachsen	"	55	"

Die Mittelfraction, die deutsche Reichspartei, wird durch Schlesien vertreten, welches in diese Fraction 45,7 Proc. seiner Abgeordneten gesendet hat, während der liberalen Gruppe 28,5, der antiliberalen 25,6 Proc. angehören, sodaß sich in dieser Provinz die beiden gegnerischen Gruppen in gleichen Stärken um den vermittelnden Kern bewegen.

Bei der antiliberalen Gruppe beginnen wir mit der geringsten Majorität, um den Anschluß an die Mitte nicht zu verlieren und um die Differenzen mit der gegnerischen Gruppe klarer darzustellen.

Es haben hierzu von ihren Abgeordneten gegeben:

die Provinz Preußen	53,2	Proc.
Westphalen	58,7	"
Pommern	61,5	"
Brandenburg	61,9	"
Rheinland	68,5	"

Die antilibérale Richtung hat also in keinem Reichstheile solche Majoritäten erzeugen können wie die liberale; ihr höchster Aufschwung zu 68,5 Proc. ist nur den niedrigsten Majoritäten des Liberalismus gleich.

Noch ist Hannover zu betrachten, welches durch factionslosen Particularismus zerrissen, eben keine entschiedene Majorität in sich hat zum Ausdruck bringen können; sodann sind die Verhältnisse Posen's klar ausgedrückt durch die 76,1 Proc. seiner Abgeordneten, welche der particularen Fraction der Polen angehören.

Aus all diesem kommen wir zu folgendem Endergebniß:

Die liberalen Anschauungen der heutigen Zeit brechen sich in allen Theilen des deutschen Reiches siegreich Bahn; sie steigen aus dem Gleichgewicht mit den gegnerischen Anschauungen aufwärts von der Provinz Sachsen, über Baiern, über die 1866 zu Preußen gekommenen Provinzen und über die Südstaaten in die von ihnen unbeschränkt beherrschten Gebiete der kleinen Bundesstaaten und gipfeln in der Hauptstadt des Reiches.

Den größten Widerstand finden die liberalen Anschauungen in drei östlichen Provinzen und dem ehemals isolirten westlichen Theile Preußens; aber auch hier ist der Widerstand kein übermächtiger, sondern der Liberalismus im Fortschreiten.

H. H.

Das französische Unterrichtswesen.

II. Das Gymnasium (le Lycée).

Während der Elementarunterricht in Frankreich der Neuzeit seine Entstehung verdankt und sich erst unter der Regierung Louis Philipp's regelmäßig entwickelt hat, haben die Gymnasien, in denen sich der höhere Schulunterricht concentrirt, eine umfangreiche Geschichte und lassen sich authentisch bis auf das Colleg der Sorbonne und die Klosterschule von Notre Dame zurückführen. Obwohl anfangs nur eine Zufluchtsstätte für einige wenige unbemittelte Schüler, zogen sie doch allmählig den gesammten höheren Unterricht in ihren Bereich und erfreuten sich seit dem 16. Jahrhundert allenthalben eines wohlverdienten Rufes. In manchen Beziehungen erinnert ihre innere Einrichtung an das noch bis heute in Oxford ängstlich bewahrte System. Ihre Namen, von denen einige, wie Navarra, Clermont, noch heute guten Klang haben, entlehnten sie theils ihren Gründern, theils den Provinzen, deren Söhne sie erzogen.

Die Jesuiten, welche ja die Erziehung der Kinder als ein ihnen einzig und allein zustehendes Recht in Anspruch nahmen und daher kein rivali-

fixirendes Institut neben sich duldeten, bemühten sich auf jede Weise, die Gymnasien in der Meinung Ludwig's XIV. herabzusetzen, bis sie nach jahrelangem, hartnäckigem Kampfe, in welchem Antoine Arnauld ihr Hauptgegner war, wirklich triumphirten. Aber nicht nur die Vernichtung der höheren Lehranstalten war das Ziel der heiligen Väter, vielmehr sollte es überhaupt keine Schulen geben außer den ihrigen, und um das durchzusetzen, warfen sie ihren ganzen Einfluß bei Bürgerschaft und Adel in die Waagschale. Den Jansenisten galt ihr tödtlicher Haß nicht nur wegen der Augustinischen Dogmatik und wegen ihrer strengen Moral oder ihrer engen Beziehungen zur Familie Arnauld, sondern mindestens ebenso deshalb, weil sie in ihrer Abtei Port Royal des Champs eine Schule errichtet hatten, welche den jesuitischen ganz entgegengesetzte Grundsätze lehrte. Nach 25jähriger segensreicher, ruhmvoller Wirksamkeit ward sie von den Dragonern Ludwig's XIV. gewaltsam auseinander gesprengt und so der Civilisation Frankreichs eine tödtliche Wunde geschlagen. Denn die frommen Einsiedler hatten es trotz ihres die menschliche Freiheit vernichtenden Glaubens verstanden, in ihren Schülern das Gefühl der eigenen Verantwortlichkeit dadurch zu nähren, daß sie sich an ihr Herz und ihre Vernunft wandten und wenn auch sicher, so doch zugleich unvergleichlich zart und schonend ihr Gewissen leiteten. Ihren Zeitgenossen aber waren sie durch ihre ausgebreiteten Kenntnisse und die Trefflichkeit ihrer philologischen Methode weit überlegen und lehrten die Philosophie und die vergleichende Geschichte mit einer Gründlichkeit, wie keiner der Professoren unserer heutigen Gymnasien. Freilich, wie sollten die Lehren eines Pascal, eines Lemaître de Sacy, eines Lancelot auf die am lustschwelgenden Despotenhofe von Versailles entnerzten Gemüther wirken? So blieben denn die Jesuiten die einzigen Leiter des Unterrichts und prägten ihm durch allenthalben durchgeführte Uniformität den Stempel ihres Geistes so tief ein, daß zwei Jahrhunderte es nicht vermochten, auch nur einen wesentlichen Punkt zu ändern und daß jede wichtige Reform jämmerlich scheiterte.

Denn was half es, daß der Herzog von Choiseul 1762 die Jesuiten vertrieb und die Unterdrückung des Ordens durchsetzte? Die Gymnasien erbten doch mit den Privilegien die alten centralisirenden Tendenzen und flößten dem alten Organismus nicht einen Tropfen frischen Blutes ein. Die Männer der Schreckensherrschaft aber machten in ihrer nivellirenden Wuth keinen Tisch mit allen bestehenden Lehranstalten und fürchteten jedwede Ueberlegenheit auf irgend welchem Gebiete zu sehr, um Studien ein wenig höherer Art irgendwie zu begünstigen. Ein einziges Gymnasium, das alte Colleg Louis le Grand, trotzte allen Stürmen und hielt sich bis zum Jahre 1804, wo es den Namen Lycée Impérial annahm und das Vorbild für alle Gymnasien abgab, die in den französischen Departements errichtet wurden. Na-

napoleon, der sich rühmte, Ordnung im Chaos schaffen zu wollen, gab dem gesamten Unterrichtswesen dadurch, daß er ihn im wesentlichen zu einem Verwaltungsorgan machte, einen Zusammenhang, welchen es niemals unter der alten Regierung gehabt hatte. Und so kann man die Jesuiten und ihn als die eigentlichen Begründer des heutigen pädagogischen Systems in Frankreich bezeichnen, und hat es ihnen zu danken, daß man die Gymnasien bald mit Casernen bald mit Klöstern vergleichen durfte: mit Casernen, wo der Druck militärischer Disciplin auf Kindern lastet, deren Kräfte ihm nicht gewachsen sind — mit Klöstern, wo die Trauer der Abgeschiedenheit durch das Bewußtsein freiwilliger Aufopferung der eigenen Freiheit nicht aufgehoben wird (Oréal p. 295). — Dieses Gebäude des kaiserlichen Despoten besteht noch heute ohne die geringste Veränderung, denn die Regierung der Restauration hatte wenig Neigung, den höheren Unterricht zu emancipiren und sich durch derartige Reformen dem Clerus zu verfeinden, während das Juliregiment, zumal es in seinen centralisirenden Bestrebungen von der liberalen Opposition unterstützt wurde, in allen seiner Leitung unterstehenden Lehranstalten durch ein ewiges Einerlei jedes rege geistige Leben erstickte.

Thiers überhäuft zwar in der Geschichte des Consulats und Kaiserreichs Napoleon mit Lobsprüchen, weil er den öffentlichen Unterricht geordnet und in den Gymnasien die Herrschaft der Gleichheit begründet habe, aber der große Führer der Linken fragt sich nicht, ob dies auf Kosten der Freiheit geschehen? Royer Collard, der Vater des Doctrinarismus, sprach in einer am 25. Februar 1817 in der Deputirtenkammer gehaltenen Rede sein Programm in den Worten aus: „Die Gymnasien sind auf dem Principe gegründet worden, daß der Unterricht und die öffentliche Erziehung dem Staate zukommt. Und wie das Tribunal das Monopol der Justiz und die Armee das der ausübenden Gewalt hat, so müssen die Gymnasien das Monopol der Erziehung haben.“ Louis Philipp glaubte sich durch nichts eifriger zu den demokratischen Principien bekennen zu können, als dadurch, daß er seine Söhne in das Colleg Heinrich's IV. schickte; und die gesammte liberale Partei begrüßte mit leichtfertigem Jubel das Vermächtniß Bonaparte's und der Jesuiten, gleich als hätte es in deren Absicht gelegen, die Jugend zum Selfgovernment heranzubilden. Mit je heftigerer Dringlichkeit die ultramontane Partei unter dem parlamentarischen Königthum die Freiheit des Unterrichts forderte, desto mehr wuchs in ihren Gegnern die Vorliebe für eine chimäre Gleichförmigkeit. Sie sahen in Belgien die traurigen Folgen ähnlicher Maßregeln und stimmten doch dem von Dupanloup und dem Grafen Montalembert hitzig und hartnäckig unterstützten Antrage zu. Die Privilegien der Gymnasien erschienen ihnen wie eine Art Palladium, wie das Allerheiligste, welches vor der Berührung frevler Hände geschützt

werden müsse. Selbst ihre Fehler wurden von den officiellen Vertheidigern aller Gattungen, von Villemain und Victor Cousin an bis Duruy und Jules Simon als gute Eigenschaften gepriesen. Kein Sturm vermochte seit 1848 in diese selige Ruhe Bewegung zu bringen und abgesehen von den Priesterseminarien und einigen wenigen anderen Instituten ist es dem Staate gelungen, den Unterricht als sein ausschließliches Monopol zu bewahren.

Die Gymnasien bilden das wichtigste Glied in jenem Organismus, der aus der Idee seiner Schöpfer so scharf und streng entworfen wurde, und weisen eine ganze Reihe von den Eigenthümlichkeiten auf, durch welche sich jenes System vor allen anderen — man nehme die englischen oder deutschen — principiell unterscheidet. Zunächst stehen sie in gar keiner Beziehung zu den Elementarschulen und den Universitäten, sondern sie bilden für sich allein ein abgeschlossenes Ganze. Die gesammten Studien gelten für beendet, wenn man alle Classen durchgemacht hat; man verläßt sie nicht, um sich, wie in Deutschland, auf den Universitäten die verschiedenartigsten und wichtigsten Kenntnisse zu erwerben, sondern nur mit der Absicht, eine bestimmte Carriere zu beginnen, um etwa Arzt, Advocat oder Beamter zu werden. Auch darf man das Gymnasium, will man sich wahrhaft nützliche Kenntnisse erwerben, nicht vor Ablauf von 9 oder 10 Jahren verlassen, denn die ganze Reihe der Classen wird nur als Vorbereitung zur Rhetorik und Philosophie betrachtet, und der junge Mann, welcher nicht bis zum Ende aushält, erhält von den bedeutendsten Ereignissen moderner Geschichte und von den elementarsten physikalischen Kenntnissen keine Ahnung. Kurz die Organisation ist dieselbe geblieben wie unter den Jesuiten, welche ihre Schüler eifersüchtig vor jeder Berührung mit der Außenwelt wahrten und in ihren Collegien Literatur und Logik lehrten wie man sie sonst auf den Universitäten hörte. Das Ziel, dem die Gymnasien zustreben, ist das nämliche wie im 17. Jahrhundert: die Schüler sollen gut schreiben und folglich auch gut denken lernen, sie sollen sich bemühen, für ihre Gedanken den richtigen und eleganten Ausdruck zu finden, ihr Geist soll überhaupt einen vernünftigen Zuschnitt bekommen. Andere Forderungen der Gegenwart aber — für Thatsachen ein offenes Auge und Ohr zu haben, die Wahrheit zu suchen und zu begreifen, — haben bis heute im Programm der Gymnasien keine Stelle gefunden, denn man beargwöhnt sie als unbesonnene Forderungen des kritischen Zeitgeistes.

Der wesentlich bürokratische Charakter der französischen Gymnasien offenbart sich deutlich in der Einrichtung der Verpflegungsanstalten für die Schüler, wie sie in keinem anderen Lande ähnlich existirt. Sie entwickelte sich vollständig erst unter dem ersten Consul, denn dieser schloß die Concur-

renz der Privatindustrie aus und unterstellte alle öffentlichen Unterrichtsanstalten einer genauen Ueberwachung von Seiten des Staates. Vor der Revolution gab es in Paris und in den Provinzen Pensionen, die mit den Gymnasien verbunden waren und eine beschränkte Zahl von Schülern aufnahmen (20—80), ferner von religiösen Körperschaften geleitete Seminare und endlich kleine Gymnasien, die mit Stipendien für arme Schüler versehen waren, aber außerdem auch bemitteltere aufnahmen. Ueber das prächtige Zusammenhalten und den herzlichen Verkehr zwischen Lehrern und Schülern, welcher das Familienleben völlig ersetzte, berichtet uns Marmontel, ein Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, in seinen trefflichen Memoiren. Indessen die Mißstände überfüllter Anstalten machten sich doch bisweilen geltend, so daß Rollin, welcher lange eine solche Anstalt mit Liebe zwar, aber doch mit offenem Auge leitete, es nicht über sich vermochte, diese Art der Erziehung den Eltern zu empfehlen. Die Umgestaltung ward unter Napoleon vollendet, dadurch daß er alle Gymnasien unter gemeinschaftliche Leitung brachte und die kräftigsten Maßregeln ergriff, um ihnen Schüler zu verschaffen. So verordnete ein Decret vom 15. November 1810, daß die Directoren der Anstalten Pensionäre von mehr als 9 Jahren nur aufnehmen dürften, so lange die Zahl der Schüler, welche das Gymnasium der Stadt fassen konnte, nicht voll wäre. Ein anderes Decret vom 18. Januar 1811 verbietet den Professoren, unter welchem Vorwand es auch sei, mehr als zwei Schüler als Pensionäre oder Extraneer bei sich aufzunehmen. Diese energischen Maßregeln hörten zwar mit dem Sturze Bonaparte's auf, hatten aber doch ihre Früchte getragen und wurden durch das Verlockende der Stipendien, die Empfehlungen der Directoren und durch die Wirkung des Beispiels ersetzt. So waren 1865 unter 32,000 Schülern der Gymnasien 18,000 Pensionäre. Die Folgen einer solchen Verbindung von Pension und Gymnasium sind für Lehrer und Schüler gleich nachtheilig.

In seiner mißtrauischen Vorliebe für Gleichförmigkeit und seiner eiferfüchtigen Sorge für Erhaltung der Traditionen hatte Napoleon das gesamte öffentliche Unterrichtswesen in einer Hand vereinigt und den Chef des gesamten Schulwesens*) mit den despotischsten Vollmachten versehen. Die Directoren der einzelnen Gymnasien waren einfache Beamte, die sich darauf zu beschränken hatten, die Befehle von oben auszuführen, ohne daß sie es wagen durften, in ihren Anstalten die geringste Aenderung vorzunehmen. Um das geistige Sinken der Nation noch mehr zu beschleunigen und um seiner Gewaltherrschaft eine um so festere Basis zu geben, machte Napoleon III.

*) Grand-maitre de l'Université, so ist noch heute der Titel des Unterrichtsministers.

Bischöfe, Staatsräthe, Beamte, Senatoren, kurz Leute aller Klassen zu Mitgliedern des conseil supérieur, nur nicht Männer, die etwas vom Unterrichtswesen verstanden. Mit ängstlicher Wachsamkeit hielt man alle Thüren dem Fortschritt verschlossen. Wo sollte er auch Eingang finden bei einem öden Mechanismus, wo ein Stad in das andere greift, wo die Lehrer keine Initiative besitzen, wo die eifrigsten Bestrebungen thätiger Minister an dem trägen Einerlei des ganzen Organismus scheitern?

Die beiden wichtigsten Personen des Gymnasiums, der Director (provisour) und der Sitten- und Studienrichter (censeur), gleichen, mit schwerer und ermüdender Arbeit überhäuft, weniger einem deutschen Gymnasialdirector als einem Verwaltungsbeamten. Ueber den Unterricht, die Disciplin und die materiellen Verhältnisse liegt ihnen die Oberaufsicht ob, sie müssen Rechnung führen, Gelder verwalten, müssen mit den Eltern, dem Deconomen der Anstalt und dem Minister correspondiren, müssen täglich jedes Classenjournal lesen, müssen sich womöglich zu gleicher Zeit im Sprechzimmer, im Speisesaal und in der Bibliothek befinden. Es scheint wahrhaftig, als wolle man sie durch die verschiedenartigsten Geschäfte so in Anspruch nehmen, daß ihnen jede Möglichkeit genommen sei, irgend welchen geistigen oder moralischen Einfluß auf die Schüler auszuüben. Die einzige Person, welche mit letzteren in fortwährender Verbindung steht, ist die zugleich verhaßteste und verachtetste des Gymnasiums, diejenige, welche gewöhnlich den Spitznamen pion (Bauer) führt: der Studienaufseher (maitre d'études). Es läßt sich keine traurigere Lage denken, als die dieser Diener, welche sich dem Staate opfern, schlecht bezahlt werden, mit Arbeit überhäuft sind und im steten Kampfe gegen eine dreiste, boshafte Jugend leben. So düster die Schilderungen unserer Schriftsteller und Reformatoren auch sein mögen, sie sind in nichts übertrieben, und wollten sie die Wirklichkeit wiedergeben, sie müßten mit dem scharfen Sarkasmus und dem tochenden Ingrimm eines Dickens geschrieben sein. Ein so widerwärtiges Amt wird natürlich nur von armen Studenten übernommen, die sich für die academischen Examina vorbereiten und dies Fegfeuer so schnell wie möglich durchmachen, oder gar von unfähigen Leuten, die mit irgend einer anderen Carriere gescheitert sind und oft jeden Anspruch auf Achtung verloren haben.

Was nun den eigentlichen Lehrer betrifft, so hat er gar keinen Einfluß auf die allgemeine Leitung der Studien und betrachtet sich daher als einfachen Stundengeber (donneur des leçons), der mit der Anstalt nur durch vorübergehende, lockere Bande verknüpft ist. Das Oberschulcollegium kann ihn jeder Zeit, wo er es am wenigsten erwartet, an das entgegengesetzte Ende Frankreichs schicken und hält ihn unter so hartem Druck, daß ihm auch nicht die geringste geistige Unabhängigkeit bleibt. Seine Collegen, welche die-

selbe Schule der Prüfung durchgemacht haben wie er, sind ebenfalls jeder Originalität baar, und sie wechseln zu häufig, als daß sich eine fruchtbare Gemeinsamkeit der Ansichten unter ihnen bilden möchte oder sie ein Interesse daran hätten, ernste Reformen vorzunehmen. Auch fehlt den Gymnasien meist eine hinreichend vollzählige und verständig verwaltete Bibliothek, durch die der Lehrer zur ernstesten Arbeit angeregt und an die Anstalt gefesselt würde. Der übrige Theil der Bürgerschaft des betreffenden Ortes steht aber in geistiger Beziehung so tief unter ihm — in den Provinzen gibt es nur sehr wenig Orte, wo auch nur einiges geistige Leben herrschte —, daß er sich unaufhörlich nach Paris zurücksehnt und sich keine Mühe gibt, angenehme und freundschaftliche Beziehungen zu den Bürgern zu unterhalten. Geht auch, er bliebe längere Zeit an demselben Orte, so würde er mit seinen Schülern doch nicht in ein dauerndes, engeres Verhältniß treten können; denn meist ist er durchaus auf seine Classe beschränkt und hat nicht das Recht, in einer höheren Unterricht zu geben. Welches Interesse kann er da wohl für ein Kind haben, dessen Fortschritten zu folgen ihm untersagt ist? Wie soll er sich zu eigener wissenschaftlicher Fortbildung angeregt fühlen, wenn er unaufhörlich in den ersten Elementen unterrichten muß? Ein junger Lehrer, der sich wirklich mit Vorliebe philologischen Studien hingegeben hat und der vielleicht ein ausgezeichnetes Hellenist geworden wäre, muß der nicht alle Zeit und allen Ehrgeiz verlieren, wenn er bis zum Ekel die Anfangsgründe lehren muß, und wird man es ihm verargen können, wenn er sich einer anderen Carriere zuwendet? Mußte nicht Laine, als er das Seminar verlassen hatte, zunächst in Nevers einen Professor der Philosophie vertreten, dann in Poitiers Rhetorik lehren, um schließlich in Besançon in der sechsten Classe Unterricht zu ertheilen? —

Ebenso ungünstig sind die Wirkungen dieser Pensionsanstalten auf die moralische Erziehung der Schüler. Beim ersten Anblick macht die äußerliche Ordnung, die tadellose Haltung der jungen Leute, die Pünktlichkeit bei den Arbeiten, das tiefe Schweigen während der Lehrstunden einen sehr günstigen Eindruck. Prüft man aber etwas genauer, so schwindet jede Illusion, und man sieht in ihrer ganzen Nacktheit die traurigen Folgen einer Erziehung, die einzig und allein auf Disciplin und Autorität beruht, ohne jemals auf das Gewissen einzuwirken. Kinder aller Stände werden ohne Unterschied in die Gymnasien aufgenommen, denn so erfordert es das Princip der Gleichheit. Es soll hier nicht die Rede sein von einer vorhergehenden, ebenso ungerechten, wie unnützen Auswahl: aber man müßte sehr naiv sein, wollte man annehmen, daß alle Pensionäre noch auf der Stufe kindlicher Unschuld stehen und daß die frühzeitige Verdorbenheit einzelner nicht einen verderblichen Einfluß auf die Moral der übrigen ausübt! Die Vertheidiger des

gegenwärtigen Zustandes rühmen unaufhörlich die glücklichen Folgen des Zusammenlebens, die frische und herzliche Zuneigung der Schüler zu einander und die Entwicklung wahrer republikanischer Freiheitsgesinnung. Und freilich geben die französischen Lehranstalten ein treffendes aber trauriges Bild der Democratie, wo in den einzelnen Parteien die Gewaltthätigen und Ehrgeizigen herrschen und die Schwachen und Vernünftigen gezwungen sind, sich den Grillen der Menge zu fügen. Das einzige Gefühl, welches gemeinsam alle Schüler beseelt, ist der Haß gegen die Autorität. Anstatt daß das Gesetz willig von allen aufgenommen und beobachtet werde, gilt es vielmehr als Tyrann, dessen Joch man auf jede Weise abschütteln müsse. Die oft durch willkürliche Maßregeln lange Zeit gedämpfte Wuth kommt dann von Zeit zu Zeit zum Ausbruch, und so erfährt man plötzlich durch die Zeitungen, daß die Schüler des Gymnasiums irgend einer Stadt revoltirt, die Classen verheert und Director und Lehrer beschimpft haben, sodaß zur Wiederherstellung der Ordnung das Einschreiten des Präfecten, der Polizei und der richterlichen Behörde nothwendig gewesen sei. Die Räbelsführer werden dann fortgejagt, die Anstalt wird auf einige Wochen geschlossen und nachher eine noch eisernere und peinigendere Disciplin eingeführt, bis wieder eine scheinbare, vorübergehende Ruhe herrscht. Nie hat man in solchen Fällen versucht, an die edle Gesinnung der Schüler zu appelliren, und man kennt kein anderes Mittel, sich den Respekt zu erhalten, als Mißtrauen. „Militärisch befehlen und gehorchen“, das scheint das Grundprincip zu sein, nach dem man die Schüler zu freien Menschen erziehen will. Die Folge ist dann, daß ein junger Mann von 18 Jahren für die Ausbildung seiner Fähigkeiten und die Eintheilung seiner Zeit ebenso wenig verantwortlich ist, wie ein Kind von 9 Jahren. So tritt er nun hinein in das Leben, ohne je gelernt zu haben, auf eigenen Füßen zu stehen und stürmt wie ein wildes, feuriges Roß dahin, ohne Selbstbeherrschung, Slave seiner Laune und Leidenschaft. Daß aber gerade hatte Napoleon gewollt, denn an den sittlichen Einfluß glaubte er nicht, und Unabhängigkeit des Gedankens und das Gefühl des Rechts bei seinen Unterthanen zu wecken, hütete er sich weislich.

Daher legte man auch keinen Werth darauf, Pflichtgefühl und Liebe zur Wissenschaft zu pflegen, vielmehr begnügte man sich mit der Erwerbung sogenannter „Kenntnisse“ (connaissances). Bevor wir jedoch die verschiedenen Unterrichtszweige mustern, sei über das Verhältniß der Lehrstunden (classes) zu den häuslichen Arbeiten (études) ein Wort gestattet. In Schulkreisen würde man eines Paradoxons geziehen, wenn man behauptete, daß in dem gegenwärtigen System die Lehrstunden beim Unterricht eigentlich nur eine untergeordnete Rolle spielen. Und doch ist nichts wahrer. Anstatt daß der Lehrer die Gründe einer neuen grammaticalischen Regel aus-

einandersehte und durch kritische und historische Bemerkungen das Uebersetzen eines Schriftstellers begleitete, beschränkt er sich darauf, die mündlichen Aufgaben abzufragen, die schriftlichen Arbeiten zu corrigiren und die, welche er schon zu Hause durchgesehen hat, zu vertheilen, dann dictirt er einige neue Aufgaben und läßt etwa noch eine Seite griechisch oder lateinisch, die bereits von den Schülern präparirt war, übersetzen. Die ganze Lehrstunde geht damit hin, Stoff für häusliche Arbeiten zu sammeln, wobei natürlich passive Aufmerksamkeit und gewohnheitsmäßiger Mechanismus die Stelle scharfen Denkens und genauer Beobachtung vertreten. Diese befremdliche Vertauschung der Rollen ist eine einfache Folge der Verbindung von Pension und Schule und beruht in dem Bedürfniß, durch häusliche Arbeiten die Pensionäre außerhalb der Schulzeit zur Stille und Ruhe zu zwingen. Eine so große Zahl von Arbeitsstunden ist aber für die geistige Ausbildung keineswegs vortheilhaft. Bei seinen täglichen Arbeiten ganz sich selbst überlassen, braucht der Knabe eine stille Hilfe, indem er fleißig Grammatik und Vexikon durchblättert. Letzteres ist so geschickt und bequem abgefaßt, daß der Schüler, wenn er nur hartnäckig sucht, darin die passendsten Wendungen, die feinsten Schattirungen im Ausdruck, die entlegensten Bedeutungen, ja vielleicht sogar die ganze Phrase, welche er übersetzen soll, findet. Und so liefert er denn eine fehlerlose Uebersetzung und einen trefflichen Aufsatz, ohne daß er nöthig hat, Gedächtniß und Urtheilskraft anzustrengen, einzig und allein durch Geduld und Ausdauer. Meistens wird er auf gut Glück eine von den 28 verschiedenen Bedeutungen des Wortes tenir oder von den 34 des Wortes prendre wählen; gesetzt aber auch, er habe sich mit Verständniß für die eine Bedeutung entschieden, so muß er bis zum nächsten Tage auf den Entscheid des Lehrers warten, um zu erfahren, ob seine Wahl richtig war oder nicht. Inzwischen hat er aber wahrscheinlich die Gründe seiner vor 24 Stunden getroffenen Entscheidung längst vergessen. Was bringt nun so die Arbeit dem Schüler für Nutzen, wenn bei jeder Aufgabe die Schwierigkeiten dieselben sind und er sie durch Routine, anstatt durch geistige Anstrengung bewältigt? Die Hauptsache sollte doch sein, daß der Knabe seinem Ideengange folgte und den Weg, auf dem er zum Ziele gekommen, im Gedächtniß behielte. Heut zu Tage dagegen begnügt er sich entweder mit einem stolzen „j'ai trouvé“ oder mit einem kläglichem „je n'ai pas compris“ und streicht seine Arbeit einfach durch, ohne über die Fehler auch nur im geringsten aufgeklärt zu sein. Und es ist hier noch dazu von den guten Schülern die Rede: die schlechten rechnen von vornherein auf Fehler und Strafarbeiten und verkümmern so immermehr in ihrer Unwissenheit, ohne daß sie je durch Tadel oder zweckmäßige Ermahnung zur Arbeit angeregt würden.

Ein derartiger Zustand der Gymnasien ist auch für die Lehrer kein

Vorthheil. Mit Recht klagt man über die wissenschaftliche Unfruchtbarkeit, über die geringe Zahl verständiger Schulausgaben und kritischer Commentare, welche die Professoren unserer Gymnasien besorgt haben; aber man lasse sie doch einmal frei über ihre Zeit disponiren und befreie sie von der Unzahl zeitraubender und lästiger Correcturen, so werden sie sicherlich durch kritische, geistvolle Untersuchungen die Wissenschaft fördern. Wenn ein Fremder eins unserer Gymnasialprogramme zur Hand nimmt, so wird er über die Zeit staunen, welche dem Unterricht im Lateinischen gewidmet ist. Während in Deutschland Griechisch und Lateinisch auf derselben Stufe stehen, die Grammatik auch der älteren deutschen Sprache gelehrt wird und dabei noch die sog. Realwissenschaften wie Physik, Geschichte, Geographie ihren Platz finden, wird auf unseren Gymnasien das Griechische sehr lässig betrieben und das Französische, als untergeordneter Lehrgegenstand, in philologischer Hinsicht gänzlich vernachlässigt. Und, wunderbar, dennoch sind die Kenntnisse des Lateinischen in Frankreich geringer als in Deutschland, und trotz aller Bemühungen kommen wir nur zu so entmuthigenden Resultaten. Kritische Untersuchungen und wissenschaftliche Anmerkungen werden immer seltener, denn Wenige öffnen nach Abgang von der Schule noch einmal ihren Tacitus oder Virgil, sondern die Meisten recitiren, wenn sie ihrer Schulzeit gedenken, die Parodie Verchour's: „Qui me délivrera des Grecs et des Romains?“ Hauptsächlich wird dieses wissenschaftliche Zurückbleiben durch die Methode verschuldet. Als Fontanes 1802 den höheren Unterricht reorganisirte, machte er zur Grundlage des Lateinischen die Grammatik von Lhomond, eines Gelehrten des 18. Jahrhunderts, der vielleicht vor allen am meisten der geistigen Fassungskraft der Kinder mißtraute und daher das ganze Lernen zu einer ermüdenden mnemotechnischen Uebung machte. Die Vorurtheile bezüglich des Unterrichtswesens sind aber in Frankreich so eingerosstet, daß diese erbärmliche Grammatik, trotz der Proteste aller Sachverständigen, sich bis heute in den Gymnasien erhalten hat, und daß die in historischer und philologischer Hinsicht weit höher stehende Grammatik von Burnouf nur durch den persönlichen Einfluß des Verfassers für den Augenblick hat eingeführt werden können. Noch heute gibt man in philologischen Kreisen nicht zu, daß der wesentliche Nutzen einer todten Sprache darin bestehe, daß das Kind in eine andere geistige Sphäre versetzt wird und sich daran gewöhnen soll, über den Unterschied in den grammatischen Regeln und über die der Sprache eigenthümlichen Ausdrücke nachzudenken; vielmehr scheint man jede logische Gedankenarbeit vermeiden zu wollen, und anstatt daß der Lehrer die Entstehung origineller Constructionen erklärte und das Kind in den Geist der alten Sprache eindringen ließe, begnügt er sich damit, lateinische Phrasen an die Stelle französischer setzen zu lassen und die Schüler mit Uebersetzungsrecepten

zu versorgen. Alles beschränkt sich auf mechanisches Auswendiglernen, auf einfaches Wiedergeben französischer Syntax mit lateinischen Worten. Freilich müßt es ja auch dem Schüler viel weniger, wenn er Regeln, deren Begründung ihm nicht klar gemacht wird, auswendig lernt, als wenn er eine größere oder kleinere Zahl von Beispielen seinem Gedächtniß einprägt, die es ihm leicht machen, irgend welche französische Phrase correct wiederzugeben. So copirt er genau und pedantisch sein Modell, lernt aber nicht die Verschiedenheit des Ideenganges bei dem anderen Volke begreifen. Die Lexika endlich, deren man sich in den Gymnasien bedient, begünstigen in Folge ihrer zahlreichen Notizen und zahllosen Beispiele nur die Trägheit der Schüler, jenen ausgezeichneten Instrumenten vergleichbar, die ihrem Besitzer jede geistige Frische und Originalität des Schaffens entbehrllich machen. Ich weiß nicht, ob eine so rein formale Auffassung dem Zweck der classischen Studien entspricht und ob es irgend welchen Vortheil hat, sich gewandt in einer Sprache, deren Geist man nicht begriffen hat, ausdrücken zu können. Vielmehr möchte ich behaupten, daß diese schlechte Unterrichtsmethode den größten Theil der Schüler für ein ernstes Studium der classischen Sprachen unfähig macht und jedes wissenschaftliche Interesse und den Trieb nach eigener Forschung in ihnen ertödtet.

Unter den schriftlichen Arbeiten, welche eigentlich den gesammten Unterricht ausmachen, stehen die lateinischen obenan, und von Anfang an concentriren sich in ihnen alle Anstrengungen der Schüler. Diese hohe Gunst verdanken sie den Jesuiten; denn, was diese bevorzugten, wird noch heute in den höheren Lehranstalten ganz besonders gepflegt. In seiner Abhandlung über den Unterricht eifert Rollin wiederholt gegen die ungewöhnliche Wichtigkeit, welche die heiligen Väter dem Lateinischen beilegte, und verlangt, daß die Knaben zum Lateinisch schreiben erst angehalten werden sollen, nachdem sie zuvor hinreichend Vocabeln gelernt haben und durch die Lectüre der besseren Autoren in die Ausdrucksweise und die Regeln der Sprache eingedrungen sind. Diese verständigen Vorschläge hat man natürlich nicht beachtet, und noch heute vergeht keine Woche, in der nicht ein oder zwei Arbeiten aufgegeben werden, ungerchnet der *Corrigés*, welche neue Mühe machen und in ein besonderes Heft eingetragen werden, damit sie der Schüler wieder und wieder durchlese und sich an ihnen erbaue. Die Lectüre der classischen Schriftsteller hat hauptsächlich den Zweck, den Vorrath von gewählten Ausdrücken und glücklichen Wendungen zu mehren, und man läßt einzig deshalb die schönsten Stellen auswendig lernen. So bringt denn diese Treibhauscultur auch ihre Früchte, und die Schüler der fünften Classe in Frankreich machen Arbeiten, welche für Schüler der zweiten in Deutschland zu schwierig wären! Weder der abstracteste Gedanke noch die feinste Wendung würde diese Helden in

Verlegenheit setzen, denn blind vertrauen sie den Beispielen ihrer Grammatik und der Hilfe ihres Lexika. Je moderner der Stoff ist, desto größeres Lob ertheilt der Lehrer ihren Kraftstücken, und nicht selten dictirt er ihnen Seiten aus Voltaire, Montesquieu, Bossuet zum Uebersetzen.

Ein derartiges System macht es unmöglich, sich über die geistige Entwicklung und die Kenntnisse der Schüler ein richtiges Urtheil zu bilden; denn sie erlangen eine technische Fertigkeit, welcher keineswegs ihr Wissen und ihr Urtheil entspricht, und müssen z. B., ohne Tacitus und Cicero je gelesen zu haben, doch über die Verschiedenartigkeit in der Schreibart beider Autoren Auskunft geben können. Daher ist es nicht zu verwundern, daß sich Viele durch eine so undankbare Arbeit abgestoßen fühlen und gegen das Lateinische, welches sie so ausschließlich treiben müssen, Widerwillen empfinden. Die Lectüre der klassischen Autoren dagegen erfreut sich bei weitem nicht so ausgedehnter Bevorzugung. Man begnügt sich mit einer der äußeren Form nach gewandten Uebersetzung, die mehr zu Kunststücken Gelegenheit gibt als zu einem erfolgreichen Verkehr mit dem Alterthum. Dies Verfahren ist gleich dem der schriftlichen Arbeiten von den Jesuiten eingeführt worden, da sie eine besondere Vorliebe für ausgewählte Stellen und Auszüge aus den Werken der besseren Schriftsteller haben. Denn auf diese Art gelingt es ihnen, das geistige Niveau in ihren Klassen künstlich zu erhöhen, und so können sie Kindern, die kaum Cäsar und Curtius zu lesen im Stande sind, Fragmente aus Seneca und Augustin dictiren. Deshalb halten sie, nur um den Schülern einen gewandten und gefälligen Stil beizubringen, elegante Phrasen für das Haupterforderniß einer guten Uebersetzung. Diese ausschließlich rhetorische Behandlung der Schriftsteller hat ohne jede Veränderung in den Gymnasien sich bis heute erhalten und gibt ja auch reiche Ausbeute zu herkömmlichen Bewunderungen und leeren Declamationen, mit denen man sich begnügt, anstatt kritisch den Werth dieser oder jener Lesart zu untersuchen oder zu zeigen, welche Veränderungen die Texte erlitten haben, bevor sie bis auf uns gelangt sind. Die meisten Lehrer aber lehnen die Aufgabe, kritische Ausgaben herzustellen, mit irgend einer hochtrabenden Phrase über die Redlichkeit moderner Philologie ab, und so gibt es denn nur wenige, welche die Lectüre der klassischen Autoren mit wissenschaftlichen Erklärungen begleiten, der Art, daß sie, wenn es sich um einen Geschichtsschreiber handelt, dem Schüler über geographische und geschichtliche Verhältnisse Auskunft geben, oder, wenn ein Redner gelesen wird, auf die Gebräuche, Gesetze und die Verfassung des betreffenden Volkes eingehen, oder endlich bei der Lectüre eines philosophischen Schriftstellers einen Ueberblick über die Entstehung und Entwicklung seines Systems geben. Seien wir aber nicht zu hart gegen sie, die sie wirklich auch zu wenig Gelegenheit zu einem besseren Unterrichten haben.

Denn befremdlich klein ist die Zahl der griechischen und lateinischen Autoren, welche die jungen Leute während der Dauer ihrer Gymnasialzeit kennen lernen, trotz der pomphaften Programme des Schulcollegiums. Hier ließe sich aber mit Recht das Sprüchwort anwenden: *major ex longinquo reverentia*. In Wirklichkeit hat ein Schüler der *classe rhétorique*, wenn er sein Jahr beendet hat, nicht mehr gelesen als $\frac{3}{4}$ einer Sophocleischen Tragödie, $\frac{2}{3}$ einer Rede von Demosthenes, 4 Episteln des Horaz und vielleicht 50 Seiten aus dem Cicero.“ (Bréal p. 212.) Dadurch aber, daß man am Ende der Schulzeit die Lectüre der Autoren hintansetzt und täglich kaum einen oder zwei Abschnitte, höchstens eine Seite durchlesen läßt, entfremdet man die jungen Leute dem klassischen Alterthum, und alle, die das Gymnasium verlassen, selbst diejenigen, welche sich dem Unterricht des Lateinischen und Griechischen widmen wollen, entwöhnen sich so dem Verkehr mit den edelsten Geistesern vergangener Zeiten.

Wenn die Schüler deutscher Gymnasien in dieser Beziehung den unsrigen unermesslich überlegen sind und, Dank ausgezeichneten Unterrichts, jeden einigermaßen bedeutenden Schriftsteller, dessen Werke wir noch besitzen, mit Erfolg gelesen haben, so sind die Schüler der französischen Gymnasien Heroen in der Kunst, lateinische Verse zu schmieden, und wetteifern darin mit den vorzüglichsten Scholaren von Cambridge und Oxford. Ehemals pflegte man dieses Genre, um in vergötternden Lobgesängen die Tugenden der Könige zu preisen, jetzt unter demokratischem Regimente schützt man hohe literarische Gesichtspunkte vor und hält diese Kunstfertigkeit zum Verständnis der alten Dichter für unumgänglich nothwendig. Doch, um die Wahrheit zu sagen, man hält sie nur als den integrierenden Theil eines Systems aufrecht, welches, von den Jesuiten begründet, das fortwährende Lateinischschreiben an Stelle einer geistvollen Lectüre der Schriftsteller setzt. Ein Schüler, der Woche für Woche eine Unzahl von Hexametern anfertigen muß, wird der Vergil lesen, um in den Ideengang des Dichters einzubringen und sich an seinen unsterblichen Schönheiten zu begeistern? Nein, er wird ihn nur als Quelle für Epitheta und Periphrasen betrachten und nur aus diesem Grunde ganze Gesänge auswendig lernen. Viel vernünftiger als ihre Nachfolger, hatten die Humanisten des Port Royal über diese mechanischen Arbeiten geurtheilt. „Gewöhnlich — so sagt Arnauld — ist es Zeitverschwendung, den Schülern Verse als häusliche Arbeit aufzugeben, denn unter 70 oder 80 sind nur zwei oder drei, die etwas Befriedigendes leisten, die übrigen martern und quälen sich, um schließlich doch nichts Brauchbares zu Stande zu bringen.“ Ist es da nicht weit besser, anstatt die Zeit hinzubringen und den Geist der Schüler unnütz zu ermüden, ihnen an der Hand der Dichter selbst die Regeln und das Wesen der lateinischen Poesie zu offenbaren und

mit ihnen einige Semester lang die Gesänge der Aeneis, die Stücke des Terenz, die Metamorphosen des Ovid, die Oden und Episteln des Horaz zu lesen?

So selbstzufrieden das Oberschulcollegium im Allgemeinen auch sein mag, so kann es doch nicht länger das völlige Stillstehen des griechischen Unterrichts und die scandalöse Unkenntniß der Schüler in diesem Fache ver-
 lennen. „Allerdings, so sagte am 30. Januar 1869 ein Redacteur der *Revue Critique*, haben die Schüler früherer Zeiten kein Griechisch gelernt, heutzutage aber hat es nur den Anschein, als ob sie es lernen, denn im Grunde können sie, wenn ihre Studien beendigt sind, nichts als buchstabiren.“
 Die verschiedensten Heilmittel hat man der Reihe nach ohne bemerkenswerthen Erfolg angewendet: Preise für die besten griechischen Uebersetzungen, Beachtung der griechischen Grammatik vor der lateinischen, modernisirte Aussprache u. s. f. Aber nichts kann helfen, wenn man nicht die alte Methode aufgibt, die dem Griechischen noch verderblicher ist als dem Lateinischen. Denn man befolgt auch hier das nämliche Verfahren: die Grammatik wird auswendig gelernt, schriftliche Arbeiten voller Schlingen und Schwierigkeiten werden gemacht, aus dem Zusammenhang gerissene, unverständliche Fragmente werden übersetzt, und die Lectüre der Schriftsteller wird in noch unglaublicherer Weise vernachlässigt. Glaubt man denn, junge Leute die schönste, reichste, gehaltvollste Sprache, welche je existirt hat, gelehrt zu haben, wenn man sie nach fünfjährigem Studium so weit gebracht hat, daß sie einige Gesänge Homer's, einige Scenen aus Sophocles, einen Dialog des Lucian und den Anfang einer Demosthenischen Rede herstottern können?

Täglich macht sich beim Unterricht im Französischen das unheilbare Mißtrauen fühlbar, welches man gegen die historische Methode hegt. Kein Volk befindet sich in einer so günstigen Lage, um das innere Wesen seiner Muttersprache zu erhalten, als wir, die wir beim Eintritt in das Gymnasium mit dem Lateinischen beginnen. Wäre es denn nicht so leicht, auf die Abstammung des Französischen vom Lateinischen durch einige ganz einfache Betrachtungen hinzuweisen, welche den Geist der Kritik und Beobachtung bei den Schülern erweckten? Höchst wichtige Gesetze würden scheinbare Willkürlichkeiten der Grammatik erklären, eine Reihe glücklich gewählter Beispiele könnte das Latein Vergil's dem Französischen Bossuet's nahe bringen. So würde man ein verderbliches Vorurtheil im gegenwärtigen Unterrichtssystem beseitigen. Die Schüler würden an dem Originaltext der mittelalterlichen Epopöen Geschmack finden und die ganze Periode vor Malherbe würde ihnen nicht nur als genügende Vorbereitung für das glorreiche Jahrhundert erscheinen. In der Gesellschaft von Froissard und Montaigne würden die ungen Leute für ihre Gedanken leichten Ausdruck finden lernen, und so all-

mählich zu dem freien Gebrauch ihrer Sprache zurückkehren, anstatt für ein originelles Wort oder eine Construction, die nicht von der Academie sanctionirt ist, Autoritäten aufzusuchen.

Das Lesen der Originaltexte würde aber von eben so vortheilhaftem Einfluß auf die Geschichtsstudien sein. Die Schüler gewöhnen sich gar zu leicht an ihre Handbücher, und die freilich nur seltenen Aufforderungen, Tacitus und Thucydides im Original zu lesen, werden nicht beachtet. Eine Menge unzusammenhängender Namen und Daten werden mnemotechnisch dem Gedächtniß eingeprägt, Genealogien von Fürsten und Schlachtberichte müssen gelernt werden, anstatt daß der Lehrer die Hauptereignisse einer Periode in ihrer Entwicklung und Wirkung den Schülern vorführte. Warum gibt man ihnen nicht einen Ueberblick über die gesammte Geschichte, anstatt sie bis zur vierten Klasse mit der alten Geschichte und dann bis zum Baccalaureat mit derjenigen Frankreichs zu quälen? Wäre es nicht besser, sie lernten weniger Namen französischer Generale und kleiner Scharmügel aus dem Peloponnesischen Kriege und wüßten dafür etwas von Wilhelm von Oranien oder Friedrich dem Großen?

Auf den geographischen Unterricht will ich nicht noch einmal zurückkommen, da Jules Simon lobenswerthe Verbesserungen in dieser Disciplin durchgesetzt hat und ihre Reform seit der Katastrophe von 1870 ganz besonders in Angriff genommen ist. Nur ist es zu bedauern, daß die Gymnasien nicht für mehr Karten und Globen gesorgt haben, und daß in wunderlicher Durchführung des Gemeinschaftlichkeitsprincips immer mehrere Kinder zusammen nur einen Atlas besitzen.

Bezüglich der lebenden Sprachen, deren mehrmals in den Prospecten der Gymnasien obenhin Erwähnung geschah und deren Kenntniß doch wahrhaftig jetzt für jeden gebildeten Menschen eine Nothwendigkeit ist, müßte man ebenfalls auf die alte Unterrichtsmethode Verzicht leisten, um einigermaßen glückliche Resultate zu erzielen, man müßte sich beim Baccalaureatsexamen nicht mit immer denselben hergestümperten Stellen begnügen, kurz müßte ihnen überhaupt in der Gesammtheit der Studien einen ehrenvolleren Platz anweisen. Dann müßte man auf den Vortheil, der sich aus der Kenntniß der modernen Sprachen für andere Disciplinen ergibt, hinweisen und die Schüler anhalten, sich auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie mit Zeller und Runo Fischer zu beschäftigen, in der Philologie mit den Gebrüdern Grimm und Max Müller, mit Mommsen, Max Duncker und Grote auf dem Gebiete der alten Geschichte. Aber wie soll dies möglich sein, wenn die Professoren selbst kein gutes Beispiel geben und nicht im Stande sind, irgend welche Forschungen in fremder Sprache vorzunehmen? Bréal zeigt sich für das Studium obiger Schriftsteller so eingenommen, daß er alle an-

deren bei Seite stellt und wie Plato von seinem Mustergymnasium die Dichter verbannt. Gern will ich zugeben, daß die bisherige Auswahl weder geschmackvoll noch reichhaltig war, daß man Schiller aus anderen Stücken besser kennen lernt als aus den Mäubern, und daß das englische Theater nicht in Sheridan's Rasterschule gipfelt, aber doch soll man sich dieser wenigen frischen, lebenspendenden Dafen in der Wüste unserer Gymnasien freuen und sich auf jede Weise bemühen, die Schüler mit den Werken eines Lessing und Goethe, eines Milton und Shakespeare vertraut zu machen.

Der beste Beweis für die rhetorische Richtung des gesammten französischen Unterrichts liegt in dem hohen Werthe, welchen man auf das französische und lateinische Sprechen legt. Denn hierauf werden die Schüler von Klein auf vorbereitet und hierin concentrirt sich der gesammte Unterricht. Warum aber gibt man einer Rede den Vorzug vor einer historischen oder philologischen Arbeit? Weil es die Ueberlieferung so will, welche sich auf Quintilian und Cicero und von diesen bis auf die griechischen Sophisten zurückführen läßt, jetzt aber von den Jesuiten sorgfältig erhalten wird. Trotz so gelehrter und angesehenen Autoritäten wird es doch jeder vernünftige Mensch für lächerlich halten, von den Knaben, welche noch nicht einmal ihre eigenen Gedanken richtig ausdrücken können, zu verlangen, daß sie sprechen sollen wie Bernard, Richelieu oder Mirabeau. Niemals wendet man sich in den unteren Klassen an die Vernunft der Schüler, sondern läßt sie, während sie sich mit den Klassikern beschäftigen, das Gelesene nur aus rein sprachlichen Gesichtspunkten betrachten: dann aber befiehlt man den Knaben plötzlich, über Gegenstände nachzudenken, die ihnen zur Zeit meist noch ganz unbekannt sind, und da sie nicht im Stande sind der Anforderung zu genügen, so antworten sie mit glänzenden Phrasen, die sie zufällig behalten, oder mit blendenden Ausdrücken, die sie aus unreifer Lectüre entlehnt haben. Besonders die Aufsatzthemata sind es, welche so den Schüler der Aufrichtigkeit entwöhnen, weil er sich gezwungen sieht, Redensarten zu machen. Hat er denn jemals ernstlich über die Sorgen nachgedacht, von denen der Chancelier de l'Hôpital beunruhigt wurde, als er die Toleranzedicte ausarbeitete, oder hat er je versucht, die Pläne zu erforschen, deren sich Ludwig XIV. bediente, um sich zum absoluten Souverän zu machen? Wäre es nicht weit besser, den Knaben Themata aus ihrem Gedankenkreise zu geben: etwa Gründe zur Wahl dieses oder jenes Berufes, Briefe an einen Freund über die bisher gemachten Studien, Beschreibung eines Ausflugs u. s. w. Bei der jetzigen Methode kommen sie in die Nothwendigkeit, ihre Zuflucht zu äußerlichen Phrasen zu nehmen, ohne den Gegenstand innerlich zu verarbeiten, und Lehrer wie Schüler werden veranlaßt, Gedanken auszutauschen, die ihnen in der That nicht eigen sind. Man kümmert sich wenig um den historischen Charakter

Heinrich's IV., während man ihn doch die Bürger von Paris anreden läßt, wenig um Sophocles und vertheidigt ihn doch im Prozeß gegen seine Söhne, oder um Vergil, während man ihn sich mit Mäcen über die Größe Roms unterhalten läßt. So gewöhnen sich die jungen Leute weniger daran, die Wahrheit aufzufuchen, als mit Geschick ihren Standpunkt in Rede und Gegerede zu vertheidigen. Gezwungen über Thatsachen zu reden, die sie in Hast gesammelt haben und nur oberflächlich kennen, finden sie ihre Freude daran, den Inhalt der Form zu opfern. Man muß oft über die herausfordernde Oberflächlichkeit und arrogante Unwissenheit staunen, mit der die jungen Leute das Gymnasium verlassen; oder heißt das nicht blind seiner Urtheilskraft vertrauen, wenn sie ohne weiteres über die schwierigsten Fragen urtheilen, welche gewissenhafte Gelehrte, mögen sie Philosophen, Historiker oder Juristen sein, nach langen und genauen Forschungen kaum zu entscheiden wagen? So erzieht sich die Schule ein Geschlecht prahlerischer Advocaten und frivoler Journalisten, und verschuldet sie größtentheils den Charakter der Pariser Presse, welche, anstatt wie in anderen Ländern die Leser von wichtigen Ereignissen zu benachrichtigen, ihre Aufgabe darin sieht, nur einige wenige politische und sociale Fragen, die dem Sprühfeuer ihrer Dialektik die meiste Nahrung geben, oberflächlich zu behandeln.

Viele der von Bréal dem höheren Schulwesen gemachten Vorwürfe sind nicht neu und bereits von französischen Publicisten, wie Ménan und Dollfus, sowie von deutschen Pädagogen, welche die Gymnasien des Auslands besucht haben, so von Hahn und Holzappel, erhoben worden. Darum bleiben sie doch wahr, und mögen sie den angeschuldigten Ministern und Lehrern auch hart erscheinen, so sind sie doch einer sorgfältigen Prüfung werth, denn der sichtlich ernste Mann muß selbst das herbste Urtheil kompetenter Richter höher stellen, als das trügerische Lob, welches ihn nur für seine Fehler blind macht.

Ernest Stroehlin, Doct. theol.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Frankreich und der Friede. — Die Franzosen fühlen wieder den Eigenwillen eines Herrn. Wie sehr ihre Tagespresse darüber schmolzt und zankt, dem Volke hat diese Empfindung das Vertrauen zu der Regierung nicht vermindert. Auch wir bewundern die Kunst, mit welcher Herr Thiers verstanden hat, sich auf den Schultern feindlicher Parteien im Gleichgewicht

zu halten. Bald hat er auf der rechten, bald auf der linken Seite seinen Stützpunkt gesucht, die aufbäumenden Mäcken hat er durch momentane Nachgiebigkeit, Schmeichelei, Trost, immer aber durch lange Reden unter seinen Füßen erhalten. Wäre der kleine Herr größer gewesen, es wäre ihm vielleicht schwerer geglückt. Jetzt, im zweiten Jahr seiner Herrschaft fühlt er sich bereits so fest, daß er der Majorität seiner Souveräne siegreich seinen Befehl gegenüber zu stellen wagt. Das Geheimniß seiner verhältnißmäßigen Stärke und Dauer aber liegt in den französischen Schwächen, seiner Persönlichkeit, in seinem Bündniß mit einflußreichen Generälen, endlich in dem Umstand, den die Franzosen am wenigsten eingestehen werden, daß er ihnen für die nächsten Jahre eine Bürgschaft des Friedens und erträglicher Beziehungen zu den auswärtigen Mächten, vor andern zu Deutschland gibt.

Herr Thiers ist fast unter allen Politikern Frankreichs der einzige, welchem der letzte Krieg nach Ansicht der Franzosen keine Federn aus den Schwingen seines Ruhms gerauft hat. Er hat den Friedensvertrag geschlossen und repräsentirt die von dem Sieger anerkannte Regierung, er besitzt in ausgezeichneter Weise den Stolz und das Rachebedürfniß eines Franzosen, und ihm fehlt zugleich nicht die Klugheit des Fuchses, welcher einen unzeitigen Angriff auf den widerwärtigen Bären jenseit der Vogesen zu vermeiden weiß. Niemand versteht so gut, schöngesformte Versicherungen der Friedensliebe nach auswärts zu senden und zugleich vertraulich dem Lande zu verrathen, daß die Kräfte Frankreichs für eine Zeit neuer Thaten gesammelt werden. Denn die gegenwärtige Stimmung der Franzosen gegen uns verstehen wir so, daß ihnen zwar eine Revanche in irgend welcher Zukunft als selbstverständlich gilt, daß aber allmählich die Zeit, wo sie beginnen soll, ungemüthlich wird, weil die Erkenntniß gekommen ist, ein Racheact bedürfe längerer Vorbereitungen, eine neue Organisation des Heeres, Wiederherstellung des Wohlstandes, Befestigung der inneren Verhältnisse, zu dem Allen fremde Bundesgenossen, und sei überdies kein ganz sicheres Geschäft. Soweit wenigstens ist die Entnüchterung eingetreten, Haß und Rachebedürfniß werden durch eine bessere Würdigung der eigenen Schwäche und der Stärke des Gegners niedergehalten. Langsam haben sich die Franzosen mit dem Gedanken vertraut gemacht, die letzten drei Milliarden zu zahlen und einige Jahre auf eine günstige politische Conjunction zu harren, die man gern von einem Thronwechsel in Rußland hofft. Das ist Alles, was wir zur Zeit von ihnen verlangen können.

Herr Thiers aber hing bisher aus persönlichen Gründen, gerade wie seine Franzosen, zwischen dem Wunsch nach Krieg und der Ueberzeugung, daß er ein erträgliches Verhältniß zu uns nicht entbehren kann. Er hat sicher Tage erlebt, wo ihm die deutsche Occupation des nordwestlichen Frankreichs

als die beste Hilfe für sein Regiment erschienen ist. Denn die Scheu vor den fremden Truppen und vor Einmischung der Fremden hat ein Jahr lang die Anhänger der vertriebenen Dynastien, die Anhänger Gambetta's, die Socialisten niedergehalten. Und doch forderte der französische Stolz unablässig die Befreiung des französischen Bodens, die Unterhaltung der fremden Truppen wurde für die nicht in's Gleichgewicht zu bringenden Finanzen eine schwere Last, und was noch schlimmer war, die besetzten Provinzen blieben der Machtsphäre der französischen Regierung allzusehr entzogen. Sie werden nicht freundlicher gegen die Fremden, aber selbstwilliger und unabhängiger von Versailles, sie liegen zerrüttet in ihrer militärischen und administrativen Organisation. Als Herr Thiers in die Verhandlungen über die Zahlung der Milliarden und allmähliche Räumung der occupirten Departements eintrat, kam er in die Lage, sich selbst die Stützen abzuschlagen zu müssen, welche seine Herrschaft über Frankreich tragen halfen.

Er hatte sich unterdeß bemüht andere zu finden. Es ist kein Zufall, daß er die Verhandlung erst aufnahm, nachdem er das System einer neuen Heeresorganisation gegen die Nationalversammlung und die Meinung französischer Generale durchgesetzt hatte. Die Grundzüge seines Systems sind bei uns viel besprochen, sogar in der Nationalversammlung haben französische Generale das Princip der preußisch-deutschen Heerverfassung gegen Herrn Thiers vertreten; dennoch dürfen wir uns der Anerkennung nicht verschließen, daß die neue Heereseinrichtung gerade so, wie Herr Thiers sie gewollt hat, dem französischen Wesen am besten entspricht und für uns in manchem Sinne gefährlicher ist als ein besseres System, d. h. als die Ueberführung des deutschen Princips nach Frankreich sein würde.

Die Grundzüge des neuen französischen Systems sind folgende: Fünf Dienstjahre, vier Jahre Reserve bei einer jährlichen Aushebung von 75,000 Mann, also mit einem permanenten Bestande von ca. 98,000 Mann (Officiere, prima plana, technische Branchen) eine Feldarmee von 472,000 Mann. Da die jährlich auszuhebenden 75,000 Mann nur etwa die Hälfte des waffentüchtigen Jahrganges der Auszuhebenden sind, so sollen die übrigen 75,000 Mann in kurzer Dienstzeit bis zu sechs Monaten ausexercirt und dann entlassen werden. Der zu fünf Jahren Ausgehobene vermag unter Umständen mit einem Anderen, der kurze Dienstzeit erlangt hat, zu tauschen. Die fünf Jahrgänge geben mit den Kurzexercirten und den Reservisten zusammen eine Feldarmee, welche nach Berechnung des Herrn Thiers 1,079,000 Mann erreichen wird. Die Armeecorps sind nicht, wie in Deutschland, Provinzialcorps, das alte System des Umherwerfens der Recruten durch das ganze Land dauert in der Hauptsache fort.

Die leitenden Ideen dieses Systems waren offenbar folgende: der Fran-

zose braucht eine längere als dreijährige Dienstzeit, um ein vollständig disciplinirter Soldat zu werden, ein Wiederaufwecken des Provinzialsinns durch Ausbildung der Recruten in ihrer Landschaft ist für jede Regierung Frankreichs zu gefährlich (Paris, Lyon); das Einordnen der gebildeten Jugend in das stehende Heer ist bedenklich, denn der Verlust an Intelligenz im Fall eines Krieges wird zu groß, die Weichlichkeit, Indisciplin und das aufgeregte Wesen dieser Elemente würde die Zucht im stehenden Heere nicht fördern, sondern verderben; die Möglichkeit der Substitution eines Andern wird zur Folge haben, daß die Wohlhabenden ihrer Dienstpflicht in wenigen Monaten genügen und im Fall eines Krieges doch zum Heer gezogen werden können. Es ist leicht einzusehen, daß der Uebelstand dieses Systems in der unvollkommenen Ausbildung liegt, welche der größte Theil der Infanterie erhalten wird, denn bei Cavallerie und Artillerie wird eine Dienstzeit von sechs Monaten nur in einzelnen Fällen möglich sein und die Halbsoldaten werden der Infanterie allein zufallen. Und dieser Uebelstand wird noch dadurch vermehrt, daß selbst die unvollständige Ausbildung der halbjährigen Soldaten bei den Regimentern ein ausbildendes Personal von ungewöhnlicher Stärke und Güte voraussetzen würde.*) Aber für uns wird das neue Heer doch ein Gegner sein, welcher in dem ersten Feldzug eines Krieges unsere volle Kraft in Anspruch nimmt. Denn die Schwäche desselben wird erst nach Niederlagen und bei Ausnutzung der Reserven zu Tage kommen. Und dieses Heer wird nicht wesentlich friedliebend sein, wie das unsere, sondern vielmehr ganz geeignet, als Werkzeug der eroberungslustigen Politik des Herrn Thiers oder seiner Nachfolger zu dienen. Denn das darf immer wieder gesagt werden: hätten die socialen Verhältnisse der Franzosen möglich gemacht, die gebildeten Klassen so wie bei uns zur Theilnahme am Heere heranzuziehen, so wäre allmählich der bedächtige Sinn derer, welche im Fall eines Krieges viel zu verlieren haben, auch im Heere zur Geltung gekommen, die Herren von der Presse, von der Börse und von der Tribüne werden einen Krieg erst dann nicht wie ein Hazardspiel ansehen, wenn ihre eigenen Kinder in Reich und Glied den Schrecken desselben ausgesetzt sind.

Hält man diese Schöpfung des Herrn Thiers zusammen mit dem freundlichen Verhältniß, in das er persönlich zu dem französischen Heere getreten ist, so steigert sich die Bedeutung des Militärgesetzes. Es ist Herrn Thiers gelungen, die zwei geehrtesten Führer der Armee, Mac Mahon und Chanzy sich enge zu verbinden, er benützt jede Gelegenheit, der Armee seine Theil-

*) Findet die Einstellung zweimal im Jahre statt, so hat die französische Compagnie jedes Halbjahr fast $\frac{1}{4}$ ihrer Stärke als Neueingestellte, die deutsche Compagnie nur $\frac{2}{5}$ auszubilden.

nahme und Sympathien zu zeigen. Er hat auch, wie erzählt wird, die Schwäche, sich selbst für einen Heereskundigen zu halten, gern ein kritisches Urtheil über die Operationen im letzten Kriege auszusprechen und zu erklären, wie die Sache von beiden Theilen hätte besser gemacht werden können. Ist der Geschichtschreiber Napoleon's I. irgendwo populär, so ist es bei den französischen Officieren. Offenbar liegt ihm daran, für seine Herrschaft zuverlässigere Helfer zu gewinnen, als die Parteien der Nationalversammlung. Er wird, seit er dem Heere vertrauen darf, das sein Wille neu gestaltet, die Fractionen der Nationalversammlung lärmern, habern, sich gegenseitig discreditiren lassen, bis der Tag kommt, wo er entweder von seinen turbulenten Souveränen an die Nation appellirt oder in seiner schönsten und letzten Rede verkündet, daß endlich der Tag gekommen sei, wo der Trommelwirbel seines Heeres die Reveille französischer Mache schlage..

Auf unserer Seite der Vogesen werden diese Wandlungen mit unablässiger Aufmerksamkeit verfolgt, überall auf militärischem Gebiet ist stätige Arbeit in Ausbildung der Mannschaften, Verbesserung der Bewaffnung, im Exercitium; die Erfahrungen des letzten Krieges werden verwerthet, um die Schlagfertigkeit des Heeres so hoch als möglich zu steigern.

Demungeachtet neigen wir uns zu der Ansicht, daß die Zeit viel friedlicher ist als sie aussieht. Zunächst scheint uns das Friedensbedürfniß in den Völkern allgemein zu sein, und bei den Franzosen in der That nicht geringer als bei uns. In jeder Art von productiver Arbeit ist eine merkwürdige Energie und Steigerung sichtbar, eine gute Ernte darf gehofft werden und dadurch größeres Behagen in den Völkern. Endlich steht die größte Finanzoperation bevor, welche je durch Anspannung der Geldkräfte von Europa durchgesetzt worden ist. Die Zahlung der drei Milliarden wird ganz neue Verhältnisse schaffen, deren Tragweite sich noch gar nicht übersehen läßt, von denen man aber hoffen darf, daß sie den Frieden befestigen. Ganz Europa wird der Gläubiger Frankreichs und gewinnt ein erhöhtes Interesse daran, daß dieser Staat nicht durch Kriegsgelüste zahlungsunfähig werde. Es ist Herrn Thiers seither begegnet, daß er gerade auf dem Gebiet, in welchem seine Kritik die größten parlamentarischen Erfolge errungen hat, im Budget Frankreichs, ohne Glück operirt hat. Seine Finanzpolitik droht die Verödung darin chronisch zu machen. Wie nun Frankreich zu den Lasten der neuen Schuld das große Militärbudget auf die Länge ertragen soll, ist einem Deutschen unverständlich. Wir dürfen hoffen, daß auch von Seiten der Finanzen die Nothwendigkeit einer größeren Selbstbeschränkung und eine Steigerung der Einnahmen durch friedliche Arbeit fühlbar werden wird.

In der Politik ist jedes Berechnen in die Zukunft vergeblich, aber soweit die unvollkommene Kunde, welche der einzelne Mensch von dem Werden-

den gewinnen kann, zu einer Ansicht berechtigt, dürfen wir Deutsche annehmen, daß unser Verhältniß zu Frankreich in den nächsten beiden Jahren auf Grund der Abmachungen im Friedensvertrage sich friedlich entwickeln wird. In Allem, was darnach kommt, wollen wir wachsam dem Geschiehe vertrauen, welches uns bis jetzt in den Stand gesetzt hat, den Franzosen fürchtbar zu werden.

Die practische Auseinandersetzung von Schule und Kirche. Vom Rhein.
— Die Auseinandersetzung der Schule und der Kirche steht schon lange auf der Tagesordnung, aber erst jetzt ist ihre Verschiebung auch äußerlich zur Unmöglichkeit geworden. Die Krankheit in der evangelischen Kirche droht akut zu werden, in der katholischen ist sie es bereits geworden.

Die Macht des Ultramontanismus muß gebrochen werden; das kann aber nur gründlich geschehen, wenn ihm der bisherige Einfluß auf die Erziehung der Jugend genommen wird, soweit der Staat ihm dieselbe nehmen kann. Wie weit dieser Einfluß ging, davon wie überhaupt von dem Einflusse des katholischen Clerus, haben diejenigen, welche nicht selbst in katholischen Gegenden wohnen, kaum eine Vorstellung. Man braucht nur ein Schulzeugniß, wie es in regelmäßigen Zwischenräumen an der Elementarschule ausgestellt wird, anzusehen, um davon einen vorläufigen Eindruck zu bekommen. Viel stärker wird jener Einfluß durch die täglichen gottesdienstlichen Andachten in der Kirche und die Vorbereitungen dazu, durch die größeren kirchlichen Feierlichkeiten und den Unfug der Processionen, durch die Abhängigkeit, in der die Lehrer und noch mehr die Lehrerinnen von dem Clerus stehen: jene vielfach mit Widerstreben und unter dem Gefühl des Druckes, diese meist mit gefühlvoller Hingabe, die Schülerinnen ebenfalls mit Gehorsam, vielfach mit Herzenstheilnahme oder doch mit Freude, die durch die gesammte äußerliche Zucht, den ausgebildeten Apparat der Kirche wesentlich erhöht wird.

Gottesfurcht und Christenthum ist die unentbehrliche Unterlage des Volkslebens. Sie weicht und trägt alle Sittlichkeit und ist zugleich die göttliche Wahrheit, wie sie das Volk und die gebildete Gemeinde fassen kann. Diese Frömmigkeit wurzelt um so tiefer, je mehr sie die Nahrung und die Gewöhnung, die liebgewordene Gewöhnung schon des Kindes in der Familie, in der Schule und in dem öffentlichen Gottesdienste geworden ist. Welch in Segen könnte deshalb von dem ausgehen, was die katholische Kirche in so hohem Maße, was auch die evangelische noch immer einigermaßen in ihrer Gewalt hat: — wenn diese Kirche vom rechten Geiste beseelt wäre! Wie sehr müßten wir dann wünschen, dies Band, statt es zu zerreißen, nur fester zu schlingen mit der begründeten Hoffnung, daß sich doch allmählich auch in

der katholischen Kirche eine christlich-sittliche Bildung einbürgern werde, wie wir es für die evangelische Kirche hoffen müssen. Wie könnten die jungen Geistlichen, unter denen es an besseren Elementen nicht fehlt, auf die sittliche und religiöse Erziehung, die intellectuelle und öconomische Besserung von Jung und Alt in den Gemeinden weckend und pflegend wirken, wenn sie nicht, wie dies der Fluch der römischen Jesuitenkirche jetzt fast überall ist, alle ihre Kraft auf politische und kirchliche Agitation wirfen und in der Kirche nur die rituelle und confessionelle Seite betonen. Einem solchen Clerus aber, wie wir ihn jetzt im Ganzen und Großen in der so organisierten Kirche haben, muß die Schule, muß vor allem die Volksschule aus den Händen genommen werden.

Aber Kirche ist nicht gleichbedeutend mit dieser oder jener kirchlichen Organisation, am wenigsten mit Clerus und Hierarchie. Die christliche Kirche ist, auch abgesehen von ihrer Organisation, eine große nationale geistige Gemeinschaft, eine unsichtbare, die Gemüther bindende und bestimmende Macht, die in der besseren öffentlichen Moral und Sitte sich zu erkennen gibt und durch diese das nationale Leben bestimmt. In diesem Sinne kann von einer christlichen Kirche deutscher Nation gesprochen werden, von jener Substanz religiös-sittlicher Ueberzeugung, die beiden großen Confessionen gemeinsam für heilig gilt, die zwar in der kirchlichen Organisation ihren bestimmtesten Ausdruck findet, die aber weit über die directe Theilnahme an dieser hinausreicht.

Die Consequenz der Formel „Trennung von Kirche und Staat“ braucht also nicht zu sein: Verbannung des kirchlich-christlichen Religionsunterrichtes und der Erziehung aus der Schule, sondern braucht nur verstanden zu werden von Loslösung der Schule aus dem Verhältniß, in welchem bisher die geistlichen Behörden und die Geistlichkeit als solche unmittelbar und mittelbar zur Schule standen.

Bleibt nun Pflege des christlichen und des kirchlichen Lebens für die Schule als Aufgabe stehen, und ist ein Theil dieser Pflege im Religionsunterricht und in Schulaudachten enthalten — ein Theil, denn der ganze Unterricht kann und soll dahin mitwirken durch die Person des Lehrers, aber der Theil, auf den es hier ankommt —: so entsteht die Frage: wer soll jenen Unterricht geben, diese Audachten halten? Wir fragen nicht, was die Verfassung und spätere Verordnungen sagen. Mag die Regierung zusehen, wie sie damit fertig wird. Wir antworten aus dem Bedürfniß heraus. In der Schule hat nur der Lehrer derselben den Religionsunterricht zu geben, die Schulaudachten zu halten. Er thut dies nicht als Delegirter der Kirche, sondern aus eigenem Recht der Schule d. h. der Schulgemeinde,

sei diese nun zugleich auch kirchliche Gemeinde oder Abschnitt der bürgerlichen, in confessionellen wie in unconfessionellen Schulen.

Auch in kirchlicher Beziehung sind wir ein christliches Volk. Die Jahrhunderte hindurch, in welchen wir unter dem Einfluß des kirchlichen Christenthums gestanden haben, bezeugen das zur Genüge, und wie eindringlich haben es die vollsthümlichen Kundgebungen während des letzten Krieges bestätigt! Als ein Glied dieses christlichen Volkes bete der Lehrer in der Schule und erteile er den Religionsunterricht. So tritt auch diese Seite als zu der übrigen Lehr- und Zuchtthätigkeit gehörig, als lebendige Macht, als nur expresse Aeußerung derjenigen Ueberzeugung und Gesinnung hervor, die in jedem anderen Unterrichtsgegenstande den Lehrer beseelen soll, und verliert den Schein einer außerhalb des übrigen Culturkreises stehenden besonderen Disciplin, den Schein einer Augurenlehre und einer der Seele und dem Verständniß sich entziehenden, bloß äußerlichen Ueberlieferung. Die besten Lehrer überall haben denn auch diesen Unterricht für sich in Anspruch genommen, es als eine Entwürdigung ihres Amtes und ihrer Person angesehen, wenn er ihnen genommen werden sollte. Aus diesen Gründen, nicht aus Abneigung oder gar Feindseligkeit gegen die Kirche und die Geistlichkeit, vielmehr zugleich im Interesse für beide verlangen wir den Religionsunterricht in der Schule durch die Lehrer.

Freilich muß denn auch der Religionsunterricht so gegeben werden, muß die Schulordnung so gestaltet sein, daß die Kinderseelen wohlthuend davon berührt werden, damit er nicht Plage wird durch Ueberfüllung mit Aufgaben und durch Mittheilung todten Stoffes. Das Nöthige und Fruchtbare ist ohne viel Wortmacherei vorgetragen. Dem Geistlichen bleibt der besondere kirchliche Religionsunterricht, der mit der Schule nichts zu thun hat, vorbehalten. Aber auch dieser bedarf der Reinigung und Beschränkung, um so segensreich und herzgewinnend zu werden, wie er es werden kann und soll, und wie er es tausendfältig in dem Katechumenen- und Confirmandenunterricht verständiger und fähiger Pfarrer gewesen ist, nur daß wir hier nicht davon zu reden haben.

Was oben in Bezug auf die Volksschule gesagt ist, gilt auch in Bezug auf die höheren Schulen. Auch in diesen wird der christliche Religionsunterricht aus eigenem Nationalkirchenrechte gegeben, nicht von dem Geistlichen, sondern von einem Lehrer. Immer im Geiste der Confession, in der die Schule lebt, aber nicht im Buchstaben derselben. Wie ihn Schleiermacher und R. J. Nisch, wie ihn Sailer und Overberg und Hirscher erteilt haben, wie ihn E. M. Arndt und Leopold Ranke erteilen würden, wenn sie ihn zu erteilen hätten. Auch hier empfängt der Lehrer seine Weisungen nur von der Schulbehörde. Selbst die Erlaubniß, einer Schulstunde zu-

hörend beizuwohnen, muß sich die geistliche Behörde von der Schulbehörde erbitten. — Bekanntschaft mit den Theilen der h. Schrift, die ein Gemeingut christlicher Bildung werden sollten und die zugleich Mahnung und Erquickung, Hoffnung und edlen Genuß in die Volksseele wie in die Seele der Einzelnen gießen, dazu Aneignung eines Gedächtnißschatzes von Lied, Spruch und Gesang: es läßt sich nicht sagen, welche eine Wohlthat das wäre. Alles dogmatische und dogmengeschichtliche, alles exegetische oder irgend wie sonst theologische Material, mit dem unsere Religionsstunden sich belasten, womit sie die Arbeitszeit wie die Schulstunden der Schüler zu deren Plage in Anspruch nehmen, womit sie ebenso wie mit aufdringlicher Apologetik nur Mißtrauen, Abneigung, Widerwillen erzeugen, — allen diesen Ballast muß der Religionsunterricht bei Seite werfen, jene Aufgabe allein in's Auge fassen; und damit er das könne, muß wenigstens das Abiturientenexamen auf alle Specialitäten als Leistungen im Fach verzichten.

Für diesen Religionsunterricht werden sich an jeder höheren Schule schon geeignete Lehrer finden. Es bedarf dazu keiner besonderen theologischen, sondern nur wirklicher allgemeiner Bildung und eines warmen, religiös-christlichen Interesses. Selbst in katholischen Schulen siele jeder Conflict mit der officiellen ultramontanen Kirche hinweg, wenn z. B. der Lehrer der Geschichte oder des Deutschen oder auch der Mathematik (wie dies wenigstens an einem mir bekannten protestantischen Gymnasium der Fall ist) den Religionsunterricht in den oberen Classen gäbe. Wird in katholischen Anstalten eine kirchlich approbirte Uebersetzung der Bibel zu Grunde gelegt, hält sich der Lehrer von jeder kirchlichen Polemik fern: wo sollte da ein ernstlicher Conflict mit der geistlichen Behörde herkommen oder Bedeutung gewinnen können?

Unsere Wünsche gehen freilich nach einer Seite hin noch weiter. Wir befürworten völlige Beseitigung des besonderen Religionsunterrichts wenigstens aus den oberen Classen, und statt desselben nur kurze Morgenandachten mit Lesung eines Schriftabschnittes, kurzem Gebet und einem gesungenen Vers — für evangelische Schulen etwa in der Auswahl biblischer Abschnitte, wie sie Bunsen in seinem allgemeinen evangel. Gesang- und Gebetbuch (Hamburg 1846) gegeben hat. Wir wünschen jene Beseitigung, weil wir diesen besonderen Religionsunterricht in seiner fast allgemein herrschenden Verlehrtheit und seinem verderblichen Einflusse hinlänglich haben kennen lernen. Uns handelt sich's darum, wie unsere Gymnasien wieder die allgemeinen, freudig gesuchten Bildungsstätten für den „christlichen Adel deutscher Nation“, für die Aristokratie der Bildung in unserem Volke werden können, derjenigen Bildung, die in Lust und Trieb zu weiterem wirklichen Erkennen auf jedem Ge-

biet, zu gewissenhafter Prüfung, in Fähigkeit und Liebe, zu wissenschaftlicher Arbeit sich bewährt.

Zu dem Ende noch ein Wort über den Religionsunterricht. Der herrschenden abstrakten Theorie über die irgendwie nothwendig gewordene Trennung von Kirche und Staat liegt es nahe, diesen Unterricht in der Schule den betreffenden Geistlichen als solchen zuzuweisen. Man spricht darüber wie von etwas Selbstverständlichem. Auch Männer von ernstester liberal-kirchlicher Gesinnung verlangen diese Einrichtung. Was wir für das Richtige halten, haben wir oben ausgesprochen. Der gegenwärtige Conflict in der katholischen Kirche macht es der Regierung glücklicherweise fast unmöglich, auf jene Auskunft einzugehen. Sie würde dem ultramontanen Geist in der Schule eine Stätte bereiten und immer neuen Conflicten ausgesetzt sein. Sie würden auch die evangelischen Schulen dadurch schädigen. Denjenigen, welche diese Auskunft im Interesse der Religion und der Kirche und in Folge des Principes der Trennung verlangen, müßte zum mindesten auffallen, daß die Antikirchlichen unter den Liberalen und die Hyperkirchlichen unter den Orthodoxen und unter den Feudalen — diese beiden äußersten Gegensätze — sich die Hand reichen in der Forderung, den Schulreligionsunterricht den Geistlichen zu überweisen. Für beide handelt es sich um die Herrschaft ihres Principes. Die einen wollen dadurch Religion oder Christenthum oder Kirche discreditiren, indem sie den Unterricht darin einer Kaste (denn so gilt ihnen die Geistlichkeit) zuweisen, wollen dadurch die Meinung erwecken, als gehöre jene gar nicht mehr in den Kreis allgemeiner Bildung; diese wollen ebenfalls Christenthum und Kirche als ein apartes Wunder göttlicher Octroyirung angesehen und behandelt wissen, die Gehorsam verlangt und vertheidigt werden kann. Aber schon das Princip der absoluten Trennung von Kirche und Staat ist in seiner Abstraktion falsch, unheilvoll für beide, während es scheinbar so rationell ist. Die wirklichen Zustände wollen sich aber diesem Logischen nicht fügen und sollen es nicht. Ein demokratischer Aufbau der evangelischen Kirchenorganisation, wie er jetzt vielfach verlangt wird, bedarf eines Gegengewichtes von Oben her in Anknüpfung an die geschichtlichen Zustände, wie die katholische Kirche, wenn sie nicht Papismus werden soll, der Verbindung mit der staatlichen Obrigkeit bedarf.

Eine von unten auf gebaute evangelische Kirche kann ebenso gut dahin führen, daß die Landeskirche, die wir festhalten müssen, sich zertrümmert, daß bornirter Orthodoxismus jede Berührung mit der Wissenschaft unmöglich macht, daß unsere theologischen Facultäten — diese Lebensbedingung beider Kirchen — auf den Universitäten entweder veröden oder ihre wissenschaftliche Bedeutung verlieren. Ein königlicher Oberkirchenrath mit den nöthigen Cautelen, königl. Consistorien u. a. mögen sie irrational sein und jetzt für unmög-

lich gelten, sie sind doch wesentliche Bürgschaften für die Verbindung von allgemeiner Cultur mit der Kirche; richtig besetzt, werden sie unsere Kirchen gegen Antikirchentum und Hyperkirchentum zu schützen und die Normen der Wissenschaft und die sittliche Bildung in der Religion zu vertreten im Stande sein. Daß dies von dem preussischen Oberkirchenrathe bisher nicht in richtiger Weise geschehen ist, ist nicht Schuld der Institution, sondern der erkrankten Zeit, die sich in der Reactionsströmung gehen ließ und die auch auf anderen Gebieten dieselben krankhaften Richtungen zur Herrschaft brachte. Auch in der katholischen Kirche muß die Regierung auf den kirchlichen Unterricht, auf die Ausbildung der Geistlichkeit, auf deren Befreiung aus der Willkür der Bischöfe gesetzlichen Einfluß zu gewinnen suchen. Prof. Dove von Göttingen hat in der letzten Jesuitendebatte ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht. Es ist eine Schande, daß ein so scandalöses Buch wie Gury's theologische Moral mit seinen sexuellen Ausstößigkeiten und mit seinen Bemäntelungen der baaren Lüge und Hintergehung als öffentlich anerkanntes Lehrbuch in den hessischen Priesterseminarien gebraucht werden konnte, eine Schande, daß unter Bischof Martin's Verwaltung so und so viele Priester nur provisorisch angestellt sind, daß überall die Priester ad nutum episcopi, nicht sogar wegen ihrer deutsch-nationalen Gesinnung versetzt werden konnten. Die Staatsregierung kann für solche Fälle in der betreffenden Diocese die Anwartsverliste ihres executiven Charakters entkleiden. Sie wird dies ihr Recht und diese ihre Pflicht um so ruhiger ausüben können, als sie dabei der Zustimmung der Gebildeten unter den katholischen Laien sicher sein darf. Ein Gutachten katholischer Männer der Wissenschaft aus allen Facultäten auf deutschen Universitäten über Gury's Buch z. B. würde dergleichen Fragen rasch entscheiden, würde auch in anderen Fällen wirksam sein, und ähnliche Appellationen an die Autorität der besseren öffentlichen Meinung könnten auch sonst nicht unwirksam bleiben.

J. S.

Neue Kunstblätter.

N. Massaloff. Chefs d'oeuvres de l'Ermitage impérial de St. Petersburg gravés à l'eau-forte. I. Série. Leipzig, W. Drugulin, 1872. —
 Ist es stets eine Freude, guten Anfang in guter Sache begrüßen zu können, so besonders, wenn es sich um ein Gebiet handelt, dessen Pflege gerade in unserer Zeit von hervorragender Wirklichkeit erscheint. Wiederholt haben diese Blätter Anlaß genommen, ein Wort für die Radierkunst einzulegen, die unseren Vorvätern eine bequeme Uebung, heute nach langer Vergessenheit erst schüchtern wieder hervortritt. Früher verstand es sich von selbst, daß jeder Maler neben dem Pinsel auch die Nadel führte, heute ist es namentlich in Deutschland eine Ausnahme, und die bei allem intensiven Fleiße gar dürftige Nachlese eines deutschen Maler-Radierer-Buches, die der jüngst verstorbene Andresen begonnen, läßt, wenn man den Reichthum früherer Zeit vergleicht, fast das Aussterben eines Kunstzweiges befürchten, der unserer Meinung nach an Unmittelbarkeit der Wirkung und an künstlerischem Werth unter allen Bervielfältigungsweisen obenan steht. Nicht bloß deshalb, weil bei der Leichtigkeit des Vortrags dem Künstler am wenigsten von der Frische des Schaffens verloren geht, sondern weil die Aufgabe, seine Licht- und

Schattenwirkungen an dem einfachen und doch so modulationsfähigen Schwarz-auf-Weiß der Metallplatte zu messen, so überaus bildend ist. Bei der immer zunehmenden coloristischen Neigung unserer deutschen Malerei wird gerade dieser Werth der Radierung wieder erkannt werden. Denn wie der Kupferstich vorwiegend die Form, soll die Radierung das Licht im Bilde zum Ausdruck bringen; und sie bedient sich dazu ganz anderer, leichter, aber auch feinerer Mittel als die ernste Schwester, die weder improvisiren, noch den Erfolg ihrer Arbeit durch Mannichfaltigkeit der Aetzung steigern kann. Die ganze Art des Radierverfahrens, die in geschmeidiger Grazie, man möchte sagen in künstlerischer Laune des Vortrags besteht, macht schon von selbst verständlich, weshalb uns die Franzosen darin voraus sind. Die deutschen Radierarbeiten neuer Zeit leiden fast alle an einer Schwere und Ernsthaftigkeit, die den Grabstichel nicht ganz vergessen kann. Hier dürfen wir ohne Scheu bei den Franzosen in die Lehre gehen, und es wäre sehr erfreulich, wenn ein neuerdings in Wien begonnenes publicistisches Unternehmen, das sich besonders die Förderung der Maler-Radierkunst zum Ziel setzt und der verdienstlichen Zeitschr. für bildende Kunst als Specialität ergänzend zur Seite tritt, diese Einsicht bei uns mehr und mehr in Uebung brächte. — Wir haben heute die angenehme Pflicht, ein Debut einzuführen, das in der That alle guten Instinkte des Faches, von dem wir reden, vereinigt. Herr N. Massaloff, Mitglied der Academie der Künste zu Petersburg, der seine Schule in den Pariser Ateliers, namentlich bei Flameng gemacht hat, ist mit der glücklichen Frische und Unbefangenheit der Auffassung, mit der feinsinnigen Anempfindung, welche die modernen gebildeten Russen auszeichnet, in hohem Grade begabt. Bei der Unabhängigkeit seiner Stellung hat ihn Talent und Liebe zur Sache ausschließlich geleitet und sind ihm die förderlichsten Begünstigungen zu Theil geworden. Er gibt zunächst eine Auswahl von Meisterwerken verschiedener Schulen aus der Ermitage wieder, welche bei W. Drugulin demnächst zur Ausgabe kommt. Scheinbar ohne Mühe gelingt ihm, Einheit der Handweise mit Charakteristik der Gegenstände nach ihrer künstlerischen Eigenart zu verbinden, was unmöglich wäre, stünde ihm nicht das specifische Vermögen des Radierers zu Dienst, alle Bilder gleichsam in den Zustand ihrer Entstehung zurück zu übersetzen. Es leuchtet ein, wie viel hierbei auf die Individualität des Radierers ankommt, in welchem Grade sich die subjective Auffassung mit dem Wesen seines Gegenstandes decken muß, wenn er überzeugen will. Das aber ist gerade der auszeichnende Reiz der Nadelkunst, daß sie dem Ausdruck der Persönlichkeit, dem Geiste des Nachbildners Spielraum gewährt. Und auf diese Weise machen wir angesichts dieser Blätter, denen in einiger Zeit eine Reihe Rembrandt's folgen sollen, die Bekanntschaft eines Talentos, das wir der deutschen Kunstwelt in der Gewißheit warmer Zustimmung denunciren und das, wenn es empfehlender Einführung bedürfte, diese in der Verlagsfirma findet, welche an sich schon einem Echtheitsstempel gleichkommt. Es darf aber bei dieser erfreulichen Gabe auch das Lob des Druckers (des Hrn. Eichner in der F. A. Brockhaus'schen Officin) nicht verschwiegen werden, der linken Hand des Radierers, ohne die er eben doch übel bestellt wäre. —

M. J.

Ein Besuch im alten Heliopolis.

Syrien ist ein schon von der Natur nicht sehr bevorzugtes, von den Römern aber gänzlich vernachlässigtes Land. Der Reisende hat mit unendlich viel Unannehmlichkeiten zu kämpfen, ohne dafür immer belohnt zu werden. Das Land ist sehr gebirgig; der Libanon und der Antilibanon erheben sich in ihren höchsten Gipfeln bis zu 10,000 und 11,000 Fuß, und im Taurus entspringend durchlaufen beide Gebirgszüge das ganze Land und senden ihre Ausläufer südwärts bis an die Grenzen von Arabien. Parallel mit diesen Gebirgszügen wird Syrien von Nord nach Süd von einem Thal durchschnitten, welches bei einer totalen Länge von ungefähr 100 Meilen in einer Ausdehnung von ungefähr 50 Meilen unter dem Spiegel des mittelländischen Meeres liegt. Ihr höchstes Maß erreicht diese Einsenkung in dem Thale des todten Meeres, indem der Spiegel dieses letzteren 1292 Fuß unter dem Niveau des Meeres liegt. Diese außerordentlichen Hebungen und Senkungen des Bodens vollziehen sich auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum: denn die Ausdehnung von Syrien beträgt von Süd nach Nord nicht viel über 100 Meilen, von Ost nach West zwischen 20 und 30 Meilen. Nimmt man dazu, daß Syrien zwischen dem 31. und 37. Gr. n. B. liegt, so ist es nicht zu verwundern, wenn der Reisende hier einem Wechsel der Temperatur und Witterung ausgesetzt ist, wie kaum irgendwo anders. Für die beste Reisezeit gilt der Monat April, indem es vorher zu kalt, nachher zu heiß zu sein pflegt, auch in diesem Monat die im Winter sehr häufigen und anhaltenden Regengüsse vorbei sein sollen. Ich habe leider die Erfahrung machen müssen, daß der syrische April kaum einen besseren Ruf verdient als unser deutscher. Ich war einen Theil des März und den ganzen April dort und habe nur wenige Tage gehabt, an denen ich von Stürmen, Regengüssen, Gewittern verschont geblieben wäre; Graupenwetter, selbst Schnee und Eis gehörten nicht zu den Seltenheiten. Für eine Reise, auf der man den Tag zu Pferd, die Nacht unter einem Leinwandzelt zubringen muß, sind diese Witterungsverhältnisse keine angenehme Zugabe. Die vollständige Abwesenheit von Straßen und der halsbrecherische Zustand der über die steilen, steinigen Gebirge führenden Saumpfade erhöhen die Beschwerlichkeit des Fortkommens.

Die Bevölkerung, durch Stammes- oder Religionsunterschiede getrennt, ist in einem elenden, erbärmlichen Zustande; das Land ist schlecht angebaut und die wenigen Fleißigen und Wohlhabenden sind der beständigen Gefahr der Verraubung durch die Beduinen ausgesetzt. Die Ortschaften sind mit wenigen Ausnahmen klein, schmutzig und armselig. — Auch durch landschaftliche Schönheiten wird der Reisende nicht allzuhäufig entschädigt. Die Wasserarmuth des Landes erzeugt eine verhältnißmäßig spärliche Vegetation; die Berge erscheinen meist kahl, der Baumwuchs ist dürftig. Ausnahme hiervon machen nur die nach dem Meere hin terrassenförmig sich abdachenden Gebirge, ferner einige Punkte, an denen ein glückliches Zusammentreffen von Wärme und Wasserreichthum einen üppigen Pflanzenwuchs erzeugt hat oder wo größere Sicherheit eine gesteigerte Thätigkeit der Bewohner hervorruft und eine bessere Ausnutzung des an sich nicht schlechten Bodens ermöglicht. Dies sind eben Ausnahmen, und ein getreuer Schilderer des Landes kann nur ein trauriges, fast trostloses Bild von seinem jetzigen Zustande entwerfen. Selbst der vorherrschende arabische Stamm erhebt sich fast nur in dem einzigen, unter ganz besonderen Bedingungen stehenden Damascus zu hervorragender Lebensäußerung; und dieser einzige, den Namen einer großen Stadt verdienende Ort ist für ein so ausgedehntes Territorium wahrlich wenig genug. —

Unter diesen Verhältnissen wird man mit Recht verwunderungsvoll fragen, wie es kommt, daß dieses Land nicht erst in unserem reiselustigen Jahrhundert, sondern schon früher das ersehnte Ziel so vieler Wanderer gewesen ist? Die Antwort ist einfach. Syrien gehört zu jenen Ländern, auf denen der unwiderstehliche Zauber einer bedeutenden Vergangenheit ruht. Wer Syrien nennt, erinnert sich an die Zeiten der Phönizier, an Anfang, Blüthe und Untergang des auserwählten Volks, an die Weltherrschaft der Perser, an die Siege Alexanders, an die Macht der Seleuciden und Ptolemäer, an die Herrlichkeit des römischen Reichs, an die bescheidenen Anfänge des Christenthums und an das stürmische Auftreten des Islam, an die romantischen Unternehmungen und Kämpfe der Kreuzzüge und an noch manch' andere bedeutende Perioden neuerer Zeit, aus der der Refrain „partant pour la Syrie“ nachklingt. Und wie es menschlich ist, über der Gegenwart zuweilen die Vergangenheit zu vergessen, so ist es auch menschlich, sich aus der Gegenwart in die Vergangenheit zu flüchten. Bereist man die Länder des Orients, so wird man zu dieser Betrachtung ganz besonders angeregt. So sehr es uns erfreut, beobachten zu können, wie sich ein Volk Schritt für Schritt aus dem Zustande der Barbarei und Unbildung herausarbeitet und sich aus eigenen Kräften zur Gesittung und zu einem höheren Wohlergehen empor-schwingt, so tief beleidigt es, mit anzusehen, wie da, wo einst eine hohe Cultur herrschte,

legt die trostloseste Barbarei Platz gegriffen hat. Gehen wir jene Reihe herrlicher Länder durch, die, am mittelländischen Meere gelegen, den Schauplatz antiken Lebens bildeten, so haben überall Zeit und Menschen ihr möglichstes gethan, die Spuren der Vergangenheit zu verwischen; aber wenigstens ist in manchen Ländern an Stelle des Alten etwas Neues, zuweilen Besseres getreten. Wenn das alte Rom und das alte Italien untergegangen sind, so erregen doch ein neues Rom und ein neues Italien unsere Bewunderung vor den ewig neuen Gestaltungen, in denen sich das menschliche Schaffen bethätigt. In den Ländern aber, die in die Hände der Araber und Türken gefallen sind, verhält es sich leider anders. Welche Vorstellungen erwecken uns die Beschreibungen der alten Schriftsteller von Griechenland und seinem Inselmeer, von Kleinasien, von Syrien, von Aegypten — und was finden wir, wenn wir diese Gegenden heutzutage besuchen? Hier ist die alte Cultur bis auf wenig Spuren zuerst fanatisch gewaltsam, dann trüg vernachlässigend vernichtet worden. Wo einst glänzende Städte standen, sind jetzt kaum noch Ruinen und Hütten; wo Kunst und Gewerbe blühten, schafft kaum noch ein niedriges Handwerk in hergebrachten Formen die nöthigsten Bedürfnisse des täglichen Lebens; wo ein feiner, edler, mannichfaltiger Lebensgenuß herrschte, bildet ein träges, sinnliches Wohlleben die höchste Form des Daseins. Aus der Ferne täuscht man sich leicht über die Wunder des Orients und den Werth seiner heutigen Bewohner. Reminiscenzen aus einer besseren Zeit, phantastische Erzählungen, die Anschauung vereinzelter Producte dortiger Kunst und Industrie haben den Orient zu dem Lande der Märchen, der raffinirtesten Vergnügungen, des ausschweifendsten Luxus gemacht. Man ist leicht geneigt, den Orientalen eine Lebensform zuzugestehen, die in ihrer Originalität eine gewisse Gleichberechtigung mit der unsrigen oder mit der anderer Culturvölker beanspruchen dürfte. An Ort und Stelle, wenn man nach langen, mühseligen Wanderungen durch verödete Länderstrecken einen von jenen Mittel- und Glanzpunkten orientalischen Lebens erreicht hat, läßt man sich wohl von den durch den Contrast erhöhten Genüssen zu einigermaßen orientalischer Lebensanschauung verleiten, und indem man sich mit dem Orientalen wohl befindet, gibt man ihm ein Recht, sich gerade auf diese Weise wohl zu befinden. Führt uns aber einer jener Reste der großen Vergangenheit das einstmalige Dasein einer höheren Cultur in die Erinnerung zurück, so erkennt man bald, daß Alles, was der Orientale heutzutage bieten kann, nur auf die niedrigen Seiten der menschlichen Natur berechnet ist; und dies ist das eigentliche Kennzeichen eines barbarischen Zustandes. —

Diese Betrachtungen sind nicht müßig; sie drängten sich mir unwillkürlich auf, als ich nach längerem Aufenthalte Damascus verließ, um einen Ausflug nach den Ruinen der von den Römern erbauten Tempel von Baalbel

zu machen. Und diese Ruinen selbst erhalten von diesem Gesichtspunkte aus eine Bedeutung, die ihnen, im Vergleich mit anderen aus dem classischen Alterthum, weder ihre historische Wichtigkeit, noch eine mustergiltige Reinheit der Architectur geben kann. Wahrhaft bedeutend wirken sie auf den Beschauer, wenn sie ihm als Signatur des Vorlebens erscheinen, das hier geherrscht hat. Das ist ja eben der hohe Werth architectonischer Schöpfungen, daß sie dem Boden, auf dem sie stehen, einen, soweit dies von menschlichen Dingen gesagt werden kann, unvergänglichen Stempel aufdrücken, aus dem sich der Nachkomme die Bedeutung früherer Zeiten entziffern kann. —

Ich verließ Damascus am 19. April 1870; das Wetter, das einige Tage sonnig und warm gewesen war, hatte sich plötzlich geändert; ein heftiger Sturmwind brachte Kälte und häufige Regengüsse von den Bergen herab. Um von Damascus nach Baalbel zu gelangen, muß man den Antilibanon überschreiten, und so vertieften wir uns, dem Laufe des Barada, der die Oase von Damascus bewässert, aufwärts folgend, immer mehr in die Berge. Gegen Mittag gelangten wir an eine der Hauptquellen des Barada, Ain Fidjeh, einen der schönsten Punkte Syriens. Das Nachtlager wurde bei Sut Wady Barada auf einer Plattform aufgeschlagen, die, im Rücken von steiler Felswand gedeckt, uns wenigstens einigermaßen vor den Unbilden des Wetters schützte und zugleich einen hübschen Blick auf das enge, von schroffen Höhen eingeschlossene Thal und den im Grunde liegenden Ort gestatteten. Er ist malerisch gelegen, sonst aber ebenjo ärmlich und erbärmlich, wie alle Dörfer Syriens. In den Mauern der Häuser sieht man aber hie und da eingemauerte Reste früherer Gebäude, und wenn man dem Laufe des Flusses oberhalb des Dorfes folgt, findet man mancherlei Trümmer, Portale, Ueberreste von Treppenschichten, Säulentrümmern, Reliefs und andere Fragmente zerstörter Gebäude, die darauf hindeuten, daß in diesem Thale einst beträchtliche Bauwerke standen. Vor Allem findet man weiter oberhalb die Spuren einer Straße, die hier auf eine Länge von 600 Fuß durch den Felsen gehauen ist; dann oben am Berg einen ebenfalls durch den Fels gehauenen Canal, der das Wasser ableitete und die Straße vor Beschädigung schützte. Das Werk ist großartig und wohl der Römer werth, auch deuten zwei an einer abgeschragten Felswand angebrachte Inschriften auf Straßen und Brückenbauten der Römer unter dem Kaiser Marc Aurel. Der Ort ist, wie neuere Forschungen ergeben haben, identisch mit dem alten Abila, welches Abila Lysanias genannt wurde, von dem der Evangelist Lucas (Capitel III.) sagt, daß daselbst im 18. Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius, Lysanias als Vierfürst geherrscht habe. Aus den ersten Zeiten des Islam knüpft sich ein eigenes Interesse an diesen Ort durch die eigen-

thümlichen Umstände seiner Besiznahme durch die Araber. Diesen Umständen verdankt der Ort seinen heutigen Namen. Sut Wady Barada heißt nämlich „Markt des Thales Barada“, und es ist überliefert, daß die Saracenen nach der Einnahme von Damascus im Jahre 634, das nahe gelegene Abila gerade in dem Momente überfielen, als daselbst ein alljährlich wiederkehrender Markt abgehalten wurde, zu dem ganz besonders viel Menschen geströmt waren, weil im Kloster von Abila ein Mönch lebte, der im Rufe außergewöhnlicher Weisheit und Heiligkeit stand. Der alte Name scheint sich nur in einem sonderbaren Monumente erhalten zu haben, welches in der Nähe des Ortes auf einem Hügel liegt und von den jetzigen Bewohnern als Neby Habil (Grab des Abel) verehrt wird; der Name Abila mag der wunder- und fabelgläubigen Ignoranz der neuen Herrscher Veranlassung gegeben haben, Cain's Brudermord und die Bestattung Abel's hierher zu verlegen. —

Wir verließen das alte Abila am folgenden Morgen: die Nacht war stürmisch, kalt und regnerisch gewesen und auch für den Tag waren die Aussichten schlecht. Mühsam schleppten sich die Pferde auf den steilen, schlüpfrigen Pfaden weiter und wir athmeten auf, als endlich nach sechsstündigem Klettern der letzte Gebirgsrücken erreicht war und sich die Aussicht in das weite Thal des syrischen Hochlandes eröffnete. Es war spät geworden, und Baalbel noch an diesem Abend zu erreichen, war nicht mehr möglich; zu unserm Glück, denn nachdem wir noch eine unfreundliche Nacht unterwegs zugebracht hatten, zeigte der Morgen ein freundlicheres Gesicht; der Himmel war klar, im Thal Nebel; der Westabhang des Antilibanon, an dessen Fuße wir uns befanden, lag noch in tiefem Schatten; aber uns gegenüber erhob sich, von der aufgehenden Sonne beleuchtet. Die schneebedeckte Kette des Libanon, ein herrlicher Anblick. Gegen 10 Uhr morgens gelangten wir in die Nähe der Ruinen.

Baalbel liegt hart am Fuße des Antilibanon an der Ostseite des Thales Coelesyrien (bei Strabo *ἡ κολληὴ Συρία*, das hohle Syrien genannt), das heutzutage Bekaa heißt. Es gehört trotz gänzlicher Vernachlässigung immer noch zu dem am meisten begünstigten Theilen von Syrien und war im Alterthum einer der reichsten, von zahlreichen, blühenden Ortschaften bedeckten Landstriche. Der Boden ist vortrefflich und reich bewässert; der Fluß Litany durchströmt das Thal in südlicher Richtung und aus den Bergen rinnt noch manche Quelle in die fruchtbaren Niederung herab. Die mittlere Erhebung des Thales über dem Spiegel des Meeres beträgt über 3000 Fuß; Baalbel selbst steigt bis 3533 an. Das Thal ist durchschnittlich zwei Stunden breit und durch die hohen und steilen Gebirgswälle des Libanon und Antilibanon von der ganzen übrigen Welt geschieden. — Gehört doch

Baalbel nicht zu den Orten, an denen sich bedeutende historische Begebenheiten vollzogen haben und deren Vergangenheit dadurch in ein besonders helles Licht gesetzt wird.

Baalbel scheint von jeher eine der bedeutendsten Städte dieses Thales gewesen zu sein; auf der Entstehungsgeschichte der Stadt ruht aber ein undurchdringliches Dunkel. Wir sind daher in Betreff der Geschichte von Baalbel vielfach auf das Feld der Vermuthungen, dann auf die spärlichen Aufzeichnungen einiger Schriftsteller verschiedener Zeiten und Völker, endlich auf die Anhaltspunkte angewiesen, die uns die Architectur der Ruinen selbst gibt. Bezeichnen sich nun die bedeutendsten Theile der letzteren genugsam als Werke spätrömischer Baukunst, so treten uns doch zunächst einige Reste entgegen, die man immer mit der ursprünglichen Gründung des Orts und seiner Heiligthümer in Verbindung zu bringen geliebt hat. Es erheben sich nämlich die Ruinen der Prachtbauten hoch über der Stadt auf einem gewaltigen Unterbau, der, nach allen Seiten durch steile Mauern abgeschlossen, eine Art von Akropolis bildet und, wie dies im Alterthum nicht selten war, aus den Stätten des religiösen Cultus zugleich eine, Stadt und Land dominirende Burg machte. Die Höhe des Mauerwerks beträgt über 50 Fuß vom Boden aus. Man bemerkt leicht eine Verschiedenheit der Bauart zwischen den drei unteren Steinschichten und den oberen, sowie denen auf der Seite, wie denn auch das Material verschieden ist. Dieser untere Mauertheil erscheint auf der Nordseite wieder, und zwar so, daß die Mauer, welche die Säulen des Tempels trug, nicht darauf, sondern dahinter gesetzt ist, sodaß eine äußere niedrige und eine innere hohe Mauer entsteht; zwischen beiden ist ein Zwischenraum, in dem viele Trümmer umherliegen. Dieser Theil des Unterbau's hat von jeher die Reisenden in Verwunderung und Erstaunen gesetzt. Denn hier finden sich jene enormen Steinblöcke, namentlich jene drei gewaltigen Steine, von denen der obenstehende Tempel den Namen des „dreisteinigen“ (τρίλιθον) erhalten zu haben scheint. — Diese drei Steine bilden die oberste von den drei unteren Steinschichten. In dem nach Norden gelegenen Theil dieser Mauer finden sich 9 Steine, jeder etwa 31 Fuß lang, 13 Fuß hoch und 9 Fuß 7 Zoll dick, welche alle aus einem Steinbruch im Süden der Stadt stammen, etwa 20 Minuten von den Ruinen entfernt, wo man noch heute einen auf drei Seiten schon vollständig bearbeiteten Block sieht, der jene drei noch an Länge übertrifft und dessen Gewicht auf über 20,000 Centner geschätzt worden ist; er hängt mit der einen Seite noch am lebenden Gestein fest. Wie es möglich war, solche Lasten zu bewegen, aus dem Steinbruch an Ort und Stelle zu bringen und dort auf eine Höhe von 20 Fuß zu heben, gehört zu den vielen Räthseln, die uns die Construction der alten Bauwerke aufgibt. Die Einwohner

belehren uns daher, daß Salomo diese Bauten mit Hülfe höherer Wesen ausgeführt habe; die Orientalen greifen sehr schnell zu diesem bequemen Auskunftsmittel, sobald sie die Unzulänglichkeit ihrer eignen Kräfte fühlen.

Diese Mauerreste geben uns aber noch ein ganz anderes Räthsel auf. Sie scheinen nämlich darauf hinzudeuten, daß lange vor der Entstehungszeit der übrigen Bauten hier bereits eine Plattform angelegt worden sei, die bestimmt war, ein älteres Heiligthum zu tragen. Auch spricht dafür große Wahrscheinlichkeit; denn, wenn man auch das heutige Baalbet nicht mit dem Baal Gad, dessen Josua Erwähnung thut, in Verbindung bringen darf, und wenn man es nicht minder in das Reich der Fabeln verweisen muß, daß Salomo hier für die Tochter des Pharao den Thurm am Libanon gebaut habe, „der gen Damascus schaut“, so hat doch die Ansicht viel für sich, welche die ursprüngliche Anlage von Heiligthum und Burg den Phöniziern zuschreibt. Für die Phönizier mußte diese reiche und fruchtbare Gegend im Inneren des Landes von großer Wichtigkeit sein, und noch überdies mußte ihre Karawanenstraße, die den Handel mit dem Inneren Asiens, mit Mesopotamien, Persien, Indien vermittelte, über Baalbet und Palmyra gehen. Warum sollten nicht, gleichwie Salomo Tadmor, d. i. Palmyra, in der Wüste gründete als eine Handelsstation mit dem Orient, die Phönizier einen Ort wie Baalbet schmücken und befestigen, der auf ihrer Handelsstraße lag? Daß daselbst von Alters her ein Sonnencultus herrschte, braucht uns nicht zu verwundern, wenn wir bedenken, daß Babylon der älteste Sitz des Sonnencultus war und daß dieser sich von dorthin schon in sehr früher Zeit nach den westasiatischen Ländern, nach Aegypten, Syrien, Phönizien verbreitete. — Der Annahme einer alten großartigen phönizischen Anlage, von der wir in diesen Mauerüberresten eine Probe besäßen, widerspricht nur ein Bedenken. Es wird nämlich im Alterthum großer Baulichkeiten in Baalbet, die den späteren römischen Prachtbauten vorhergegangen wären, keinerlei Erwähnung gethan. — Der Herrschaft der Phönizier folgte die der Perser, dann die der Griechen, endlich die der Römer. In dem Zeitalter des Augustus, als Syrien bereits römische Provinz war, blieb fast kein Punkt des Weltreichs unbereist und unbeschrieben. Von Baalbet findet sich nirgends eine Erwähnung und man hat sich mit Recht verwundert, daß, hätten damals schon die gewaltigen Unterbauten bestanden, nicht einer von den römischen und griechischen Geographen seinem Erstaunen über solche Bauwerke Ausdruck gegeben haben sollte. — Eine der frühesten geschichtlichen Notizen über Baalbet, oder, wie es nun in griechischer Uebersetzung hieß, Heliopolis, „die Sonnenstadt“, finden wir erst in der Geschichte des Kaisers Trajan, welcher vor seinem zweiten Zuge gegen die Parther das Orakel in Heliopolis befragte. Mit Erwähnung Trajan's treten wir zugleich in die Periode

der die Tempel, die wir heutzutage in den Trümmern bewundern, ihr Dasein unzweifelhaft verdanken.

Von dem Regierungsantritt des Nerva datirte das glücklichste Jahrhundert des römischen Kaiserreiches. Die Welt sah das seltene Schauspiel, daß die herrlichsten Länder der Erde, von der Donau und dem Rhein bis in das Innere von Afrika, von dem Atlantischen Ocean bis zum Euphrat und Tigris zu einem großen Reiche vereinigt, fast ein volles Jahrhundert lang die Segnungen einer einheitlichen, starken und weisen Regierung genossen. Die Namen des Trajan, Hadrian und der beiden Antonine bezeichnen diese Periode. Wir werden es vergeblich versuchen, uns eine richtige Vorstellung von dieser beneidenswerthen Zeit zu machen. Wo wir aber Denkmäler finden, die uns die Erinnerung an dieselbe erneuern, da lohnt es zu verweilen. — Zwischen der Herrscherin Rom und den beherrschten Ländern und Völkern hatte sich ein eigenthümliches Wechselverhältniß ausgebildet. Römische Religion, Sitte, Kunst durchdrangen vom Mittelpunkte aus alle Glieder des gewaltigen Ganzen; im Vorschreiten aber assimilirten sie sich die Elemente, die sie vorfanden, und flutheten so, durch fremde Einflüsse verändert, nach dem Centrum zurück. Namentlich der Orient übte einen bedeutenden Einfluß auf die römische Welt, und während bis tief nach Asien hinein die Reste römischer Straßen, Brücken, Burgen und Tempel die Macht Rom's bezeugen, finden wir zu Rom selbst die Architectur jener Zeit von orientalischen Elementen angesteckt. Es entstand jener römische Prachtstil, den wir in Rom selbst mehr aus Beschreibungen, als aus wohl erhaltenen Resten kennen lernen, von dem wir aber in den Provinzen, vorzüglich den östlichen noch manche bedeutende Beispiele besitzen. Unter diesen steht Baalbek obenan und indem wir eine Wanderung durch diese Stadt von Trümmern unternehmen, wird uns volle Gelegenheit geboten, uns eine Vorstellung von der damaligen Bauweise zu verschaffen. Und wenn es unserer Einbildungskraft gelingt, aus den Ruinen die einstmalige Gestalt zu reconstruiren, so werden wir auch Veranlassung haben, uns ein Urtheil über den, früher zuweilen überschätzten, jetzt eher unterschätzten Werth dieser Bauwerke zu bilden.

Der genaue Zeitpunkt der Erbauung ist nicht mit voller Sicherheit zu bestimmen. Gewöhnlich wird Antoninus Pius (138—161) als Erbauer der Tempel bezeichnet; doch beruht diese Annahme nur auf dem zweifelhaften Zeugniß eines späten Chronisten. Sicher ist aus zwei Inschriften, die sich an Säulenbasen des großen Porticus befinden, und aus einigen Münzen, daß wenigstens der eine Tempel zur Zeit des Kaisers Septimius Severus (193—211), seiner Frau Julia Domna und seines Sohnes und Nachfolgers Caracalla (211—217) bestand.

Sämmtliche Bauten, die an dem Westende der Stadt an erhöhter

Stelle vereinigt sind, bestehen aus zwei Theilen: zunächst aus einem allein stehenden Tempel, der durch einen Hauptbau mit zwei Vorhöfen und einem Porticus mit Freitreppe gebildet wird. Bevor man daran ging, die Gebäude selbst aufzuführen, stellte man eine ausgedehnte Plattform her, die den beabsichtigten Gebäuden eine hervorragende, weithin sichtbare Stellung verschaffen sollte. Das Terrain, auf dem Baalbet liegt, senkt sich vom Anti-Libanon westlich herab in die Thalebene. Daher kommt es, daß jene Plattform sich auf ihrer Westseite etwa 50 Fuß, auf ihrer Ostseite nur etwa 20 Fuß über den Boden erhebt. Dabei wurden die Reste des oben erwähnten älteren Unterbaues von den römischen Baumeistern theilweis in die neue Umfassungsmauer aufgenommen. Noch erstaunlicher, als diese aus gewaltigen Kalksteinquadern ohne jegliche Anwendung von Mörtel ausgeführten Außenmauern, sind die Innentheile dieser Substructionen. Hier ziehen sich zwei lange unterirdische tunnelartige Gänge parallel von Osten nach Westen. Sie werden von einem Quergange verbunden und es schließen sich noch zahlreiche gewölbte Gemächer an. Indem diese Gewölbe die darauf ruhenden Gebäude trugen, erhielten sie zugleich, wenn auch in spärlichem Maaße, Luft und Licht durch Oeffnungen und Canäle, die jetzt meist verschüttet sind. Ob diese Souterrains noch einen andern, als constructiven Zweck gehabt haben, ist unentschieden. Heute bildet der eine der beiden langen Tunnel den einzigen Zugang zu der Plattform und man muß lange im Dunkeln wandeln, bevor man auf steilem, abschüssigem Boden zu diesen der Sonne und dem Lichte geweihten Tempeln emporsteigt. Früher allerdings gelangte man auf einer Freitreppe aus der tiefer liegenden Stadt zu dem Porticus, der den heiligen Tempelbezirk von der übrigen Welt trennte. Diese Treppe lag am östlichen Ende der ganzen Anlage; ihre Breite betrug 180 Fuß. Von ihren Stufen ist keine Spur mehr übrig; sie sind jedenfalls abgebrochen worden, als der ganze Tempelberg von den Sarazenen in eine Festung umgewandelt wurde und es daher geboten erschien, den Zugang zu der Plattform möglichst zu erschweren.

Jetzt sehen wir an der Stelle, die einst die Treppe einnahm, nur rohe unförmliche Steinblöcke, die zu dem Unterbau gehört haben müssen, der die Stufen trug. Von der obersten Treppenstufe gelangte man auf die Plattform selbst; diese hat im Ganzen die ungeheure Längenausdehnung von etwa 1000 Fuß; die größte Breite, wenn man den kleineren Tempel, der allerdings niedriger auf einer Art Nebenplattform mit eigener Treppenanlage steht, hinzurechnet, beträgt etwa 600 Fuß. Unmittelbar an die Treppe schloß sich eine Vorhalle. Sie hatte gleiche Breite mit der Treppe, nämlich 180 Fuß, dazu 37 Fuß Tiefe; nach der Treppe zu durch 10 corinthische Säulen, rückwärts durch eine Wand mit drei Thüröffnungen, an

beiden Seiten durch zwei angebaute thurmartige Flügel abgeschlossen. Von den Säulen existiren nur noch die Sockel und Basen, von denen die zwei äußersten besonders deshalb wichtig sind, weil sie die vorhin erwähnten Inschriften tragen. Mit den Säulen ist natürlich auch Gebälk, Giebelfeld und Decke zusammengestürzt. —

Die besterhaltenen Theile dieser Propyläen sind die Flügel, in zwei Stagen aufgeführt, deren untere der Treppenhöhe, deren obere der Höhe des Porticus entspricht; sie haben in ihrem unteren Theile Eingänge in die Souterrains, oben je ein Gemach, welches sich nach der Vorhalle öffnet und mit Pilastern und Nischen reich decorirt ist. Aus der Gestalt dieser Flügel und aus den Trümmern, die allenthalben umherliegen, kann man sich den Anblick allenfalls ergänzen, den dieser große und prächtige Thorbau einstmals geboten haben muß; werthvollen Anhalt dafür geben die Zeichnungen des Engländers Wood, der Baalbet im Jahre 1751 besuchte und viele Theile der Ruinen in weit besserem Zustande vorfand, als wir sie heutzutage sehen. — Ueber dem Dachgesims erhob sich noch eine Attila, die sich über den Flügeln fortsetzte und zur Aufnahme von Statuen bestimmt war. Die Höhe des Porticus sammt Treppe betrug von dem Fuß der Treppe bis zu dem oberen Rand der Attila etwa 100 Fuß; die Säulen sammt Basis und Capitell waren 45 Fuß hoch. — Die Rückwand des Porticus zeigt drei Thüröffnungen, von denen die mittlere weit höher und breiter ist, als die beiden anderen; dieselben waren wohl ehemals durch eiserne Thürflügel geschlossen, die übrige Wandfläche durch Pilaster eingetheilt und mit Nischen und Postamenten verziert, die zur Aufstellung von Bildsäulen gedient haben müssen. Durch die drei Thüren gelangt man in drei Vorhallen, die sich auf einen sechsseitigen Hof öffnen; dieser ist so weit erhalten, daß man sich ein ziemlich deutliches Bild von seiner früheren Gestalt machen kann. Man gelangte aus diesen Höfen, die mit einem System von Gemächern und offenen säulen-getragenen Hallen umschlossen ist, durch ein neues dreifaches Thor und befand sich nun erst dem Tempel selbst gegenüber.

Gestalt und Größe dieser Gemächer ist sehr verschieden, die Hallen sind theils halbrund, theils viereckig, bald von zwei, bald von vier, im großen Hofe sogar einmal mit sechs Säulen ausgestattet; das Innere zeigt reichen Schmuck von Pilastern und Nischen. Von den Säulen steht leider keine mehr an ihrem Platze, sodaß man nur aus den umherliegenden Trümmern auf das Aussehen der ehemaligen Façade dieser die beiden Höfe begrenzenden Baulichkeiten schließen kann. Ueber dem Gesims erhob sich auch hier eine Attila, ursprünglich wohl ebenfalls mit Statuen bekrönt.

Diese reich ausgezierten Seitengemächer — Priesterwohnungen oder Versammlungsstätten — sind beträchtlich niedriger als der Porticus, und

dieser Höhenunterschied muß zu dem Eindruck des Ganzen wesentlich beigetragen, namentlich die Ueberraschung gesteigert haben, die der Anblick des Tempels demjenigen bereiten mußte, der den letzten Vorhof betrat. Noch jetzt wird das Auge des Beschauers von den wenigen Säulen, die von dem großen Tempel noch aufragen, unwiderstehlich gefesselt. Das Gebäude erhob sich auf einem eigenen Unterbau, der gegen den Hof noch erhöht war und zu dem einige Stufen hinaufführten. Er maß auf den Schmalseiten 160 Fuß, auf den Langseiten 290 Fuß, war somit bedeutend größer, als der Parthenon und stand an Umfang nur wenigen Tempeln, wie z. B. dem Tempel des olympischen Zeus in Athen nach; er hatte einen Säulenumgang von je 10 Schäften an den Schmalseiten und von je 19 an den Langseiten, zusammen 54 Säulen; die an ihrem unteren Ende einen Durchmesser von 7 Fuß 3 Zoll, oben einen Durchmesser von 6 Fuß 6 Zoll hatten, bei einer Höhe von 75 Fuß mit Basis und Capitell; sie trugen noch ein decorirtes Gebälk, welches sich sammt Fries und Gesims noch etwa 14 Fuß über den Säulen erhob.

Der einzige Ueberrest, welcher von diesem enormen Bauwerk auf uns gekommen ist, besteht in 6 Säulen der südlichen Langseite mit dem auf ihnen ruhenden Gebälk. Von den übrigen Säulen sind nur die Basen und zahllose Trümmer übrig geblieben, dagegen ist die Cellamauer so spurlos verschwunden, daß man geneigt sein könnte, Zweifel an ihrem ehemaligen Bestehen zu hegen. Man kann ein lebhaftes Bedauern darüber nicht unterdrücken, daß gerade dieser Tempel bis auf einen geringen Ueberrest der Zeit und der Zerstörungslust der Menschen hat erliegen müssen: bildete er doch den Hauptbestandtheil dieser ganzen Bauanlage. Auf ihn, seinen Glanz und seine Größe bereiteten der gewaltige Porticus und die ausgedehnten, prächtigen Höfe vor; welch' ein Anblick muß sich dem geboten haben, der einst, das letzte Thor durchschreitend, diesen Tempel in einer Höhe von über 100 Fuß vor sich aufragen sah! Und noch imposanter muß der Anblick für den gewesen sein, der das Thal durchziehend, ihn von der Westseite erblickte. Hier erhob er sich auf einem Postament von 50 Fuß Höhe, welches, wie wir vorhin gesehen haben, vermöge seiner Bauart wohl geeignet war, eine solche Last für alle Zeiten zu tragen. Der Haupttempel ist unwiederbringlich verloren und wer weiß, wie lange die 6 Säulen dem Schicksale ihrer Genossinnen noch entgehen werden.

Der kleinere Tempel ist weit besser erhalten, ja er dürfte zu den größeren Bauten aus dem Alterthume gehören, die am vollständigsten auf uns gekommen sind. Er liegt auf einer eigenen Plattform südlich von dem großen und niedriger; eine Treppe führte aus der Stadt direct zu seinem nach

Osten gelegenen Eingange empor. Auch er ist peripteral d. h. von einem Säulenumgange und zwar ebenfalls der reichsten römisch-corinthischen Ordnung umgeben; er hatte an den beiden Schmalseiten je 8, an den Langseiten je 15, zusammen 46 Säulen und maß 117 zu 227 Fuß (der Parthenon 101:227 Fuß). An der Ostseite hatte der Tempel eine Vorhalle, die von 6 Säulen in Front und noch 2 den Anten gegenüber gebildet wurden. Treppe und Vorhalle sind verschwunden; von den Säulen der Ostseite sind nur noch Trümmer übrig und dadurch erscheint der Tempel zu kurz für seine übrigen Dimensionen. Die südliche Langseite weist noch 4 wohlerhaltene Säulen auf, die übrigen liegen ganz oder theilweis in Trümmern; nur eine ist, wohl in Folge eines Erdbebens, gegen die Cellamauer gestürzt, und obwohl die Wucht des Falles so groß war, daß der Stein der Mauer, den die Säule traf, hineingedrückt wurde, so blieb die Säule selbst doch ganz, ja die Stelle, wo die Säulentrommeln aneinandergesetzt sind, zeigt kaum eine Spur dieser gewaltigen Erschütterung! Die 8 Säulen des Peristyl sind, wie schon gesagt, verschwunden; von den 8 Säulen des Pronaos sind nur noch 2 vorhanden, die sich dadurch vor den anderen auszeichnen, daß sie canellirt sind. Was aber diese Seite des Tempels am meisten entstellt, ist eine Mauer, die zwischen den beiden Anten aufgeführt die Borderwand des Tempels mit dem Portal verdeckt. Auf den ersten Anblick könnte es scheinen, als sei die Mauer ein ursprünglicher Theil des Tempels; dies ist aber keineswegs der Fall; vielmehr stammt die Mauer ebenso wie der thurmartige Aufbau über den Säulen aus der Zeit, da die Sarazenen die Acropolis von Baalbeck in eine Festung verwandelten. Eine kleine dunkle Oeffnung im unteren Theile der Mauer bildet jetzt den einzigen Zugang zum Inneren des Tempels.

Ist man, nicht ohne Mühe, durch diesen Eingang getreten, so befindet man sich unmittelbar vor dem Portale, das von jeher sowohl wegen seiner Dimensionen als durch die Pracht seiner Ausführung ein Gegenstand der Bewunderung gewesen ist. Es hat eine Höhe von 42 Fuß und ist 21 Fuß weit; seine unteren Theile sind durch Trümmermassen verschüttet; oben ist der mittlere von den drei Steinen, die den Thürsturz bilden, in Folge des Erdbebens von 1759 herabgerutscht und hängt nun seit einem Jahrhundert in sehr beängstigender Weise über dem Haupte des Eintretenden. Hat man das überdies durch reiche Ornamente ausgezeichnete Thor durchschritten, so befindet man sich im Inneren der Cella, einem Raum von 67 Fuß Breite und nahezu 130 Fuß Länge. Der hintere Theil ist erhöht und trug ein abgesondertes Gemach zur Aufnahme des Götterbildes; unter diesem erhöhten Theile befinden sich einige Gemächer, zu denen Treppen hinabgeführt haben. Die Wände der Cella sind durch Pilaster, canellirte

Halbsäulen, Nischen, Frieße und Gesimse eingetheilt und decorirt; an der Langwand bemerkt man hinter der letzten der canellirten Halbsäulen einen reichdecorirten Bogenansatz in halber Höhe der Mauer, der, rechtwinkelig aus der Langwand hervortretend, einen der wenigen Ueberreste von jenem System architectonischer Glieder bildet, durch welches der hintere erhöhte Raum des Tempels von dem vorderen verschieden war. An der Hinterwand sieht man zwei anscheinend unvollendete Pilaster, die nur bis zur halben Wandhöhe reichen; es sind deren im Ganzen vier und es ist mir unverständlich, welchem Zwecke sie gedient haben mögen; daß sie dem Gebäude ursprünglich angehörten, erhellt daraus, daß sie an den Bausteinen der Mauer selbst ausgearbeitet sind. Von der Decke sind jetzt keine Ueberreste mehr da. Wood sah noch die Ansätze von Gewölben, die seitdem herabgestürzt sind, und nimmt an, daß der Pronaos sowohl als auch die Cella von einem Tonnengewölbe überspannt gewesen seien.

Einen der merkwürdigsten Theile dieses Tempels bildet aber die Decke des Säulenumgangs. Sie ist durch Steinplatten gebildet, welche in Form einer kanten Wölbung ausgearbeitet, in Feldern verschiedener Gestalt und Größen eingetheilt und durch Ornamente und Bildwerke reich verziert sind. Auf der Nord- und Südseite haben sich Theile dieser Decke noch an Ort und Stelle gehalten, andere Stücke sind herabgefallen. Ein großes sechsseitiges Mittelfeld scheint die Büste eines Gottes enthalten zu haben; sie ist fast bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, während man an anderen Stücken noch leidlich erhaltene Darstellungen der Leda, des Ganymed, der Diana findet; die verschobenen Vierecke, die das größere Mittelfeld umgeben, enthalten Büsten von Göttern und Heroen. —

Ihre Ausdehnung und verhältnißmäßig doch gute Gestaltung haben den Ruinen von Heliopolis von jeher eine hervorragende Stelle unter den auf uns gekommenen Resten antiker Architectur gesichert. Zugleich ist aber oft bedauert worden, daß wir nicht statt dieser Monumente einer späten Zeit, andere Bauten aus besserer Periode überkommen haben. Die Handbücher der Kunstgeschichte pflegen an ihnen als Ausgeburten eines verwilderten Geschmacks mißbilligend vorüberzugehen.

Allein die kunstgeschichtliche Bedeutung derselben ist nicht zu unterschätzen und wir behalten uns vor, über sie wie über den ästhetischen Werth der Bauten von Heliopolis noch ein Wort nachzutragen.

(Schluß in nächster Nr.)

Innere Landeroberungen im nordwestlichen Deutschland.

Die Moorcultur.

Die Umwandlung wüster Landstriche in Acker, Wiesen und Waldungen ist in größerem Maßstabe bei uns noch neu. Solche großartige Meliorationen wie Frankreich sie in den Landes der Gironde und in der Sologne, Belgien in der Campine vorgenommen hat, kann Deutschland bis jetzt nicht aufweisen. Sogar das kleine Dänemark ist uns mit rühmlichem Beispiel vorausgegangen in der 1866 gestifteten Haidegesellschaft, welche den öden Theil von Jütland, die der Lüneburgischen ähnlich verrufene jütische Haide in Nadelwald und Kieselwiesen umzugestalten strebt.

Weshalb indessen hinken wir noch? Weil wir bis vor wenigen Jahren durch falsche politische Organisation gelähmt waren, die Kräfte sich für gemeinnützige Unternehmungen nirgends recht ungehindert sammeln konnten, vielmehr mannichfach nur im thörichten Kampfe gegen einander aufrieben, zu weiter aussehenden Anlagen auch durchaus das Vertrauen in die Zukunft, der Glaube an die Sicherheit und Stetigkeit der staatlichen Zustände fehlte. Kaum waren diese Hindernisse entfernt, so wuchsen dem öffentlichen Unternehmungsgeist nach dieser Seite hin Flügel. Im gegenwärtigen Augenblick sehen wir mehr oder weniger sämtliche Heiden und Moore des daran so reichen nordwestlichen Deutschland in einer einzigen, gewaltigen, vielseitig angegriffenen Melioration, durch das Zusammenwirken von Regierungen, gemeinnützigen Vereinen und Erwerbsgesellschaften begriffen. Da binnen einer gar nicht langen Reihe von Jahren hieraus sichtbare Ergebnisse hervorgehen müssen, und zwar der wunderbarsten Art, die Dichtigkeit der Bevölkerung zugleich mit dem landwirthschaftlichen Aufbau, dem Verkehrsleben und dem allgemeinen Wohlstand unerhört vermehrend, so werden aufmerksame Zeitbeobachter wünschen, heute schon einigermaßen darüber orientirt zu werden, um nachher nicht vor einem Räthsel stehen und staunen zu müssen.

Nach dem Muster der dänischen Haidegesellschaft hat sich in Schleswig-Holstein neuerdings ein gleichartiger Verein gebildet, der ebenfalls vor allem Wälder anlegen und Wiesen mit schlammhaltigem Fluß- und Bachwasser beriefeln will. Die Beforstung ist übrigens auch in der Lüneburger Haide stellenweise schon erheblich vorgerückt, dank besonders der hohen Intelligenz, mit welchem Forstdirector Durdhardt in Hannover das Forstwesen der Pro-

vinz schon vor ihrer Einverleibung in Preußen leitete. Weniger hat die ehemalige hannoversche Regierung ihre Pflicht in den ausgedehnten Mooren ihrer westlichen Landestheile erfüllt. Im Artembergischen wirft man ihr vor, nicht einmal die planmäßige Bewaldungsarbeit fortgesetzt zu haben, welche sie von der selbständigen herzoglich arembergischen Regierung im Anfang dieses Jahrhunderts überkam. Mit den Moorcolonien Ostfrieslands, diesen unglückseligen staatswirthschaftlichen Schöpfungen Friedrich's des Großen und seiner nächsten Nachfolger, wußte sie erst recht nichts anzufangen. Aus dem einen Extrem gedankenlos verschwenderischer Ausweisung von Staatsland zum Zwecke des Haideabbrennens und Buchweizenbaues fiel sie in das andere Extrem einer die armen Colonisten in Verzweiflung setzenden targen Strenge bei diesen Ausweisungen, ohne ihnen Ersatz zu verschaffen. Gleichzeitig wurde dort das eine oder andere neue Fehn — d. h. eine Moorcolonie mit Canal, der im hohen Moore allein zu jeder Jahreszeit befahrbaren Straße — angelegt, aber ohne Nachdruck und größeren Zusammenhang. Kein Wunder, wenn neben einer solchen Culturpolitik die von hannoverschem Gebiet rings umgeben eldenburgische Regierung sich auch eben nicht zu durchgreifenden Maßregeln ermunthigt fühlte. Sie unternahm in den fünfziger Jahren den ihr breitesten Moor aufschließenden Hunte-Ems-Canal, der eine Schiffahrtsverbindung zwischen Weser und Ems bezweckt, aber sie förderte denselben so langsam, daß dem ursprünglichen Tempo nach das laufende Jahrhundert die Vollendung kaum noch erlebt hätte. So blieb denn der ein patriotisches Auge tief beschämende Unterschied zwischen der fröhlich blühenden Moorwirthschaft Hollands und der kümmerlichen auf deutscher Seite vollauf betrieben. Wenig fehlte, so hätte Hannover selbst das überschüssige Wasser der oberen Ems, statt es zur Ziehung eigener Moorcanäle zu verwerthen, den Holländern für die Speisung ihrer auf's Trockene gerathenen östlichen Canalaufläuffer verkauft. Was davon abhielt, war wieder wesentlich nur die träge Gleichgiltigkeit der Welfen-Regierung gegen diese Interessen. Die Holländer boten 60 Procent Beitrag zu den Kosten der Anlage, die Hannoveraner forderten 80 Procent, und ehe man sich auf 70 Procent in der Mitte begegnet war, verschlang Preußen Hannover und erklärte alsbald, das Ems-Wasser selbst gebrauchen zu können. Wenn die Holländer nun Anschläge haben, ihre todt verlaufenden Canalarme ostwärts bis zu Ems fortführen wollen, müssen sie sich ihrerseits dem herzustellenden deutschen Canalanze anbequemen.

Um Preußen ohne Verzug an die ihm hier hinterlassene unerfüllte große Aufgabe zu mahnen, that auch der Himmel das seinige. Im Jahre 1867 schlug die Buchweizenernte völlig fehl; und da sie in den vorausgegangenen Jahren bis 1861 zurück ebenfalls nicht gerade glänzend ausgefallen

war, so entstand ein Nothstand von der nämlichen Schrecklichkeit wie der gleichzeitige in Ostpreußen, nur daß seine Beschränkung auf das dünnbevölkerte, im Winter kaum zugängliche Moorgebiet laute Klagen verhinderte, die weiterhin noch deutlich vernommen worden wären, und den furchtbaren Eindruck nur auf die schon mehr daran gewöhnten näheren Umgebungen ausdehnte. Aber es konnte doch nicht ausbleiben, daß amtliche Berichte die Kunde nach Hannover zum Oberpräsidenten und nach Berlin zu den zuständigen Ministern trugen. Da entstanden denn rettende Entschlüsse. Sie hatten sich freilich erst durch den Wust unmittelbar drängender Aufgaben hindurchzuarbeiten, welche dazumal die preussische Staatsregierung nicht minder als ihre Organe in den neuen Provinzen umlagerten. Allein sie blieben doch wenigstens nicht darin stecken. Für Ostfriesland, wo das Moor größtentheils dem Staatsfiscus gehört und die Hebung der Moorzustände folglich vorzugsweise vom Finanzminister abhängt, berief der Oberpräsident Graf Otto Stolberg auf Januar 1870 eine umsichtig zusammengesetzte Moorcommission, die sich unter dem Vorsitz des Landdrosten v. Hagemeister durch einen ausgezeichnet abgefaßten Bericht (aus Kreishauptmann Roth's Feder) und eine Reihe vortrefflicher Vorschläge ihres Auftrags entledigt hat. Im mittleren Emsgebiet, wo der Bau der moorausschließenden Canäle unter den Begriff der Landesmeliorationen fällt, weil das Moor dort überwiegend Markengenossenschaften und Einzelnen gehört, hat der Landwirthschaftsminister sich der Sache bemächtigt. Sein ausführender Arm ist vornehmlich der Geh. Regierungsrath Marcard, der im Herbst 1871 eine sehr instructive Schrift über die bereits feststehenden Pläne des Ministers veröffentlicht hat.

Hiernach wird ein langer Hauptcanal von Süd nach Nord zwischen der Ems und der holländischen Grenze durch das sogenannte Burtanger Moor laufen, gekreuzt sowohl an seinem nördlichen wie an seinem südlichen Ende und obendrein zweimal unterwegs von Canälen ostwestlicher Erstreckung, welche von der Ems aus den holländischen Wasserstraßen zustreben, der südlichste vermittelt der durch die Grafschaft Bentheim fließenden schiffbaren Bechte. Am rechten Emsufer werden die Canäle Papenburgs, bis jetzt der einzigen in höherem Grade gedeihenden deutschen Fehnanlage, in verschiedenen Richtungen weiter verfolgt; insbesondere südostwärts durch die Moorcolonien des Hümmling und des oldenburgischen Saterlandes nach dem Hunte-Ems-Canal hin, nordwärts nach dem ostfriesischen Abhauder-Fehn. Hier schließen sich dann die Canalbauten der preussischen Domonialverwaltung an. Sie zielen einerseits auf eine Verbindung der Ems mit dem Jadebusen ab, welche sich u. a. äußerst wichtig für den dort belegenen Nordsee-Kriegshafen des Reiches erweisen wird; andererseits auf eine Ueberland- und Süßwasser-Verbindung Emdens und Nordens mit Esens. Die letztere, schon in Angriff

genommen, wird einige der elendesten menschlichen Ansiedelungen, welche es in Deutschland noch gibt, mit der Welt in ständigen ununterbrochenen Zusammenhang setzen und dadurch mit der Zeit aus ihrer Verkommenheit erlösen.

So viel wetteifernde Regsamkeit ist auf das nachbarliche Oldenburg nicht ohne Einfluß geblieben. Die Regierung hat, um sich von der bekannten strengen Sparsamkeit ihres Landtags keinen Korb zu holen, zunächst in der Zulassung und Begünstigung zweier Actiengesellschaften den Weg gefunden, ihren Canalbau in ein beschleunigtes Tempo zu versetzen, ohne daß sie deswegen jedoch den eigenen Weiterbau auf Staatskosten ganz aufgegeben hätte. Dieser hat den unbestreitbaren Vorzug, daß der Staat auf die sich sehr langsam einstellende Rente des anzulegenden Capitals am ehesten warten und zugleich allerhand mittelbare Früchte, wie z. B. vermehrte Steuererträge statt der unmittelbaren, sich füglich gefallen lassen kann. Kleine Privatunternehmung ohne Staats- und Provinzialzuschüsse ist auf dem Gebiet der Fehnwägen auch in Holland selten, wo Capital doch von jeher in Fülle vorhanden, seit Jahrhunderten obendrein mit Vorliebe der Moorcultivirung zugewendet ist.

Bevor in noch ganz frisches, feuchtes Moor Canäle sicher eingeschnitten werden können, bedarf es der Abwässerung durch eigens dazu gezogene Gräben. Daher läßt sich nicht ganz genau im voraus bestimmen, wie bald so ein Canal fertig hergestellt sein wird. Binnen zehn Jahren sollte aber doch wohl das meiste von den jetzt aufgenommenen Projecten vollendet sein.

Damit wäre dann die wesentlichste, die unentbehrliche Vorbedingung gegeben für eine ganz andere Besiedelung und Verkehrsbelebung der Moorstriche als bisher, und vor allem auch für eine glückliche Umgestaltung der herrschenden Art, das Moor zu nutzen. Die verbreitetste dieser Benutzungsweisen kennt man in einem großen Theil von Deutschland nur zu gut durch den läßlichen Dampf, welchen sie in die Frühlingsluft emporsendet, den sogenannten Moorrauch: es ist die Entzündung des auf dem Moore stehenden Heidegestrüpps zu dem Zwecke, in die warme Asche Buchweizen (seltener Roggen und Hafer) zu säen. Eine traurigere Form landwirthschaftlichen Betriebes läßt sich nicht denken. Sie vergeudet nicht bloß ein kostbares Material zu wenig entsprechendem Zweck, insofern nach sechs- oder höchstens siebenjähriger Bestellung der so behandelte Acker wohl zwanzig Jahre oder noch länger brach liegen muß, bevor er sich abermals brennen und besäen läßt. Sie ist folglich der ausgesprochenste Raubbau und entwöhnt auch die ihr hingegebene Bevölkerung ganz der soliden sicher lohnenden Arbeit, welche des armen Mannes bester Stab ist. Der Buchweizen ist eine selten, dann aber überreichlich lohnende Frucht. Sein Anbau erfordert nicht allzuviel Arbeit

oder Geräth und gar keine Auslagen für Düngung, weil diese eben durch das Abbrennen der Haidepflanzen ersetzt wird, allein die Ernten scheinen immer häufiger fehlzuschlagen, sodaß man im Durchschnitt höchstens noch je eine einzige wirklich gute auf eine sechs- oder siebenjährige Brandperiode rechnen darf. Im Grunde sitzt also der Moorbauer, der seine Existenz ganz oder größtentheils auf diese eine Frucht, auf die Brandcultur gründet, förmlich in einer agronomischen Lotterie, um fünf Jahre Hunger zu leiden und im sechsten in Ueberfluß zu schwelgen. Welch' unseligen Einfluß solche jähe Schwankungen und der mit ihnen verknüpft aufreibende Wechsel von Furcht und Hoffnung auf den Charakter äußern muß, liegt auf der Hand. Es kommt hinzu, daß das Moor sich nachgerade an den meisten Stellen einem Erschöpfungspunkt nähert, wo selbst diese höchst bedenkliche Nahrungsquelle zu versiegen droht. Gewiß also kommen die practischen Anstrengungen, einen anderen Betrieb an die Stelle zu setzen, um keinen Augenblick mehr zu früh.

Daß dies geschehe, fordern nun aber auch mit beständig zunehmender Schärfe die, welche blos unter dem Moorrauch leiden ohne die zeitweilige Unentbehrlichkeit des Moorbrennens für sich oder nahewohnende Landsleute zu erkennen oder zuzugestehen. Man nimmt in weiten Kreisen mit aller Bestimmtheit an, daß der Moorrauch der Blüthe des Roggens, des Obstes, der Eichen und noch anderer Culturpflanzen schadet. Daß er für Brustkrankte lästig und schädlich sei und Augenleiden hervorzurufen vermöge, bestreiten auch seine wenigen Vertheidiger nicht. Jeder endlich weiß, wie fatal sein trüber gelber Schleier die Sonne verdunkelt, die Luft austrocknet und beunruhigt, wenn man im April, Mai und Juni eben anfangen will, sich der schönen Jahreszeit zu freuen. Auf dem Thüringer Walde lernte ihn diesen Sommer ein norwegischer Gelehrter kennen, dem ein bekannter Geograph die frisch ergrünte Landschaft zeigen wollte.

Im Namen aller dieser Opfer des fortdauernden Moorbrennens verlangte Georg von Vinde im preußischen Abgeordnetenhaus dessen gewaltsame Einstellung schon 1867, als Hannover eben an Preußen gefallen war. Minister v. Selchow mußte damals erwiedern: so schnell gehe es nicht, noch lebten zu viele Leute geradezu von der Brandcultur; aber er sowohl wie sein Finanzcollega Herr Camphausen und die oldenburgische Staatsregierung haben mit rückhaltloser Befriedigung das Entstehen eines Vereins begrüßt, der sich von 1870 ab die Vinde'sche Forderung zum Gegenstande einer systematischen und consequent bis an's Ende durchzuführenden Agitation nahm. War dies im Anfang vielleicht auch noch etwas abolitionistisch schroff geschehen, weil eben die widerwilligen Consumenten des Moorrauchs, nicht die gezwungenen Nutznießer des Moorbrennens die Organisation in's Leben ge-

rufen hatten, so hat sich doch sehr bald die mittlere Linie gefunden, auf welcher die Kenner der Moorverhältnisse mit den entschlossenen Feinden des Moorrauchs leidlich gleichen Schrittes marschiren können, und heute ist fast der letzte beachtenswerthe Widerspruch gegen das Vereinsbestreben verstummt.

Das Bestreben des Vereins gegen das Moorbrennen hat als letztes Ziel natürlich dasjenige, welches sein Name anzeigt. Aber da man in seinem Schoße freimüthig anerkennt, daß für die gesetzliche und thatsächliche Abschaffung des Moorbrennens erst noch einige Vorbedingungen herzustellen sind, so wird zunächst an dem baldigen Eintritt eben dieser gearbeitet. Die Canalbauten der beiden beteiligten Regierungen und ihrer Gehilfen — Kommunen und Actiengesellschaften — werden auf alle Art befördert. Man macht insbesondere auch darüber, daß die neuen Canäle für den wünschenswerthen ausgedehnteren Verkehr breit und tief genug angelegt werden. Die Bevölkerung aber, welcher es emporzuhelfen gilt, damit sie eines Tages auf das verderbliche Glücksspiel der Brandcultur verzichten könne, sucht man an bessere Culturmethoden je nach der örtlichen Lage zu gewöhnen. Man macht sie aufmerksam auf besonders anwendbare Sorten künstlichen Düngers, man eröffnet ihr neue Quellen natürlichen Düngers in dem Schlamm der unteren Stromläufe und dem Abfall der Städte, welche beide da, wo sie sich eben befinden, eine Plage und Gefahr für den menschlichen Verkehr in sich schließen, während der Moorboden durch sie zur üppigsten Fruchtbarkeit entwickelt werden kann. Aber nicht allein die Ueberdeckung des Moorbodens mit fettem Flußschlamm, auch diejenige mit solchem Sande, wie er sich im Untergrund fast regelmäßig findet, lohnt bei planvoller Anlage außerordentlich. Das ist die sogenannte Rimpau'sche Dammcultur, welche in allgemeine Aufnahme zu bringen und nach Verdienst berühmt zu machen der Verein gegen das Moorbrennen sich vor allem hat angelegen sein lassen, da durch Gräbenziehung der Untergrund aus jedem nicht zu tiefen Moor leicht herauszuheben ist, selbst aus dem höchsten, sobald es nur hinlänglich abgetorft worden. Die Abtorfung als bestes Mittel, den Hochmoorboden in lohnenden landwirthschaftlichen Betrieb überzuführen, wird unterstützt durch Preisaus schreiben für Schriften über industrielle Verwerthung des Torfes und vielleicht demnächst auch für die besten Torfgewinnungsmaschinen. Warum sollte dieser brauchbare Brennstoff unter Acker und Wiese ungenutzt viele Fuß tief liegen bleiben, wenn seine vorgängige Ausbeutung Wiese und Acker nur besser machen kann?

Diese mannichfaltigen, mit Behörden und anderen Vereinen sich begegnenden Bemühungen unseres Moor-Vereins werden sicherlich dafür sorgen, daß eine halbwegs vorbereitete, empfängliche Bevölkerung demnächst

das Geschenk der neuen schiffbaren Wasserläufe aus der Hand des Staates entgegennimmt. Um so eher können diese auch bei uns die Segnungen äußern, welche sie über das nördliche und östliche Holland ausgeschüttet haben. Wir werden also den allerdings bedeutenden Vorsprung unserer Nachbarn verhältnißmäßig rasch nachholen. Ehe das Jahrhundert zu Ende geht, wird, wenn nicht ganz unerwartete verhängnißvolle Ereignisse störend dazwischenfahren, der nordwestlichste Zipfel von Deutschland zwischen der Weser, der Hase und dem Meer eine wesentlich andere Physiognomie angenommen, seine Bevölkerung nahezu verdoppelt und seinen durchschnittlichen Wohlstand vielleicht mehr als verdoppelt haben.

A. Cammers.

Das französische Unterrichtswesen.

III. Die Universität (les Facultés).

Allenthalben macht sich die Nothwendigkeit gewichtiger und ruhmvoller Traditionen fühlbar, nirgends aber mehr als bei den Universitätsstudien (les hautes études scientifiques). Frankreich gab im 13. Jahrhundert den Deutschen das Muster für ihre Universitäten, in Paris und in verschiedenen Provinzialstädten besaß es für Forschungen jeder Art Organe von unvergleichlicher Sorgfalt und Trefflichkeit, aber die Unabhängigkeit aller dieser Körperschaften hat es durch seine unmäßigen Centralisationsgelüste vernichtet und muß heute unter dem geistigen Siechthum, dessen Ursachen es zu spät erkannt hat, schwer leiden. Ja, es war eine glänzende, fruchtbringende Zeit, als Abailard und Thomas von Aquino an der Sorbonne und auf dem Montagne St. Geneviève lehrten, als Tausende von Schülern aus allen Gegenden Europas sich in dem Hofe von Garlonde und um die Krambuden der Rue du Fouarre drängten. Damals begann die Wissenschaft das Joch der Kirche abzuschütteln, in heilsamer Neugier und edler, jugendlicher Unerfahrenheit betrachtete sie alles als ihre Domäne, in dem Königthum fand sie einen geistvollen Beschützer, in allen Schichten der Gesellschaft feurige Anhänger. Das war eine wahre Auferstehung des Menschengenies, welche die lebhaftesten und gerechtesten Hoffnungen erweckte. Leider aber trug sie keine dauernden Früchte.

Schon am Ende des 15. Jahrhunderts waren die Universitäten im tiefsten Verfall und verzehrten ihre Kraft in pedantischen Streitigkeiten, anstatt den

gewaltigen Strömungen des Zeitgeistes zu folgen. Jede fortschreitende Idee bekämpften sie in grimmer Intoleranz von engem Parteistandpunkte aus, und so fanden die Humanisten am Hofe Franz I., wie Budäus, Scaliger, Ramus, in ihnen ebenso heftige Gegner, wie Dante, Petrarca, Boccaccio in ihren Schwestern zu Bologna und Padua. Auch in den Hugenottenverfolgungen spielten sie eine traurig hervorragende Rolle, denn diesen waren sie die fanatischsten, weil unwissendsten Gegner und waren in allen Scenen der Tragödie eifrig thätig von der Bartholomäusnacht an bis zur Zurücknahme des Edicts von Nantes. Unter Ludwig XIV. verloren sie inmitten der lästigen, unaufhörlichen Kämpfe mit den Jesuiten den letzten Rest von Autorität und Geltung. Die Vertreibung der Protestanten war für die Wissenschaft ein unersehlicher Verlust. Denn sie hatten nicht nur in Paris durch ihre lebhaften Discussionen mit der Sorbonne eine rührige geistige Bewegung und ein eifriges wissenschaftliches Forschen unterhalten, sondern auch in verschiedenen Provinzialstädten wie Nîmes, Sédan, Saumur Akademien gegründet, welche Männer ersten Ranges wie Amyraut, Louis Cappel, Samuel Bochart zu ihren Mitgliedern zählten und Licht und Leben über das ganze Land verbreiteten. Von einem undankbaren, unklugen Könige vertrieben, setzten die Flüchtlinge in England, Holland, Norddeutschland ihre philologischen und historisch-kritischen Untersuchungen fort, und sie, die auf die glücklichste Weise die wissenschaftliche Richtung ihres Vaterlandes hätten beeinflussen können, mußten jetzt im Ausland unverweklichen Vorbeereuten. Von da an traten zwar in Frankreich von Zeit zu Zeit Männer von eminenten Begabung auf, welche keinem Fremden an Tiefe des Geistes und Umfang der Kenntnisse nachstanden, ich erinnere nur an Salmasius, Du Cange, Fréret, aber es gab keine Schule mehr, wo sich geistvolle und unermüdete Forscher zweiten Grades heranbilden konnten, die ihre Aufgabe darin gesehen hätten, begonnene Arbeiten zu vollenden und die ruhmvolle Kette der Traditionen unverfehrt zu erhalten.

Die Revolution machte mit allen Einrichtungen der Vergangenheit reinen Tisch und vollendete in dieser Hinsicht das Werk der absoluten Monarchie. Sie gestattete keinen Vermittler zwischen Staat und Individuum und übernahm daher selbst die Arbeit, in welche sich bisher Kirche, religiöse Orden, Universitäten, Corporationen und Provinzialverwaltungen getheilt hatten. Napoleon verwirklichte diese Theorien, indem er die Schule zum ausschließlichen Monopol des Staates machte. Und wie jede Schöpfung des ersten Consuls einen practischen und hierarchischen Charakter hatte, so machte er die verschiedenen Universitäten zugleich zu vollständigen Verwaltungsbehörden und beauftragte sie insbesondere mit der Verleihung von academischen Würden. Die Organisation war nicht kostspielig und die Zahl der academischen

Lehrer gering. „Il y aura — so heißt es im Decret von 1808 — auprès de chaque lycée chef-lieu d'une Académie une faculté des lettres (ou une faculté des sciences). Elle sera composée du professeur des belles lettres du lycée et de deux autres professeurs; le professeur et le censeur pourront leur être adjoints.“

So soll nach dem Plane Napoleon's der Universitätsunterricht nichts weiter sein, als ein Anhängsel des Gymnasialunterrichts und die Ratheder nichts als Belohnungen für Lehrer, welche von einförmiger Arbeit ermüdet ihre letzte Genugthuung darin finden sollen, diejenigen zu Baccalaurer zu ernennen, welche sie als ihre Schüler lange Jahre zu dieser Würde vorbereitet haben. Von dieser ruhmreichen Berechtigung abgesehen, hat sich die Art ihrer Beschäftigung nicht im geringsten geändert: die Lehrcurse haben nach wie vor keinen anderen Zweck, als auf die academischen Würden vorzubereiten und die zwischen den Sitzungen liegende Zeit auszufüllen. Der Lehrer des Griechischen interpretirt seinen Autor für das Vicentatenexamen genau ebenso, wie er vorher seinen Autor für das Baccalaureat erläutert hatte, und der Lehrer für lateinische Beredsamkeit beschränkt sich nach wie vor darauf, die Schönheiten der Dichter des Augusteischen Zeitalters zu preisen. Die Examina abzuhalten, nimmt noch jetzt den Professoren den größten Theil der Zeit in Anspruch. Viermal im Jahre dictiren sie den Baccalaureatsaspiranten Uebersetzungen, corrigiren die Abschriften und halten mündliche Prüfungen ab. Das ist ein heutzutage so allgemein eingeführtes Verfahren, daß die zumeist dabei Interessirten nicht daran denken, sich darüber zu beklagen, sondern vielmehr einen Gelehrten, welcher die von ihm gewählte Wissenschaft durch nützliche Arbeiten bereichern wollte und deshalb nicht ganz regelmäßig den Sitzungen der Academie beiwohnen könnte, einfach als einen Müßiggänger bezeichnen würden. Ja, ihr Corpsgeist geht soweit, daß sie, um nicht die Zusammensetzung ihres hohen Tribunals ändern zu müssen, Bedenken tragen, neue Mitglieder aufzunehmen, weshalb sie sich denn der Creirung neuer Lehrstühle stets widersetzen, nicht etwa aus Geringschätzung, sondern weil ihre Inhaber sich vielleicht der Tradition nicht würden fügen wollen. Das ist auch einer der Hauptgründe, weshalb sie sich gegen die Zulassung von Privatdocenten oder die Schöpfung einer analogen Einrichtung beharrlich sträuben. Jeder vernünftige Mensch klagt über das geringe Lehrpersonal und über die ungenügenden Vorlesungen, aber man fürchtet eben die Privatdocenten, weil sie eines Tages von der Academie Belohnung und eine Examinatorstelle beanspruchen könnten. Napoleon nährte dieses Mißtrauen gegen jeden nicht zur officiellen Clique gehörigen Gelehrten derart, daß er in einem Decret vom 7. April 1809 von jedem academischen Lehrer, der einen Coursus eröffnen wollte, sogar eine Geldsteuer verlangte.

Die schwachen Bande der Subordination, welche die Mitglieder der Universitäten mit dem Minister der Schulangelegenheiten verknüpfen, sowie der regierungsfeindliche Oppositionsgeist, welcher gewöhnlich die academische Jugend Frankreichs erfüllt, verstattete den individuellen Ansichten der Professoren einen bedauerlichen Einfluß. Bonapartisten, Republikaner, Clericale verlangten abwechselnd unbedingte Unterwerfung unter ihre Ansichten und mischten ihre politischen Meinungen willkürlich in jede wissenschaftliche Streitfrage. Die Vertreibung von Michelet und Quinet nach dem Staatsstreich des 2. December, die tumultreichen Kundgebungen, welche sich gegen die napoleonisch gesinnten Professoren Misard und Sainte-Beuve richteten und den gütlichen Verfasser der *Causeries* des Lundis für immer aus dem *Collège de France* entfernten, der lächerliche Feldzug, den die Bischöfe im Senat gegen eine Reihe verdienstvoller und liberaler Professoren der medicinischen Facultät unternahmen, die Entfernung Menan's vom Lehrstuhl des Hebräischen wegen eines tief ehrfurchtsvollen Ausspruchs über den Stifter der christlichen Religion, — alles dieses beweist die Festigkeit der Parteiwuth, die gerade dem liberalen Unterricht am empfindlichsten geschadet hat. Einem Professor ist es nicht gestattet, zu gleicher Zeit in der Wissenschaft und in der Politik thätig zu sein, um den Kammern in den Unterrichtsfragen als Sachverständiger zu Hand gehen zu können, so wie es Virchow und Gneist in Berlin thun und wie es vor kurzem noch Pictet und La Rive in Genf thaten. Denn ein mißtrauisches Gesetz untersagt die Verbindung beider Functionen, und so sahen sich noch kürzlich Laboulaye und St.-Marc Girardin gezwungen, um sich ganz der Nationalversammlung in Versailles widmen zu können, ihre Lehrthätigkeit an der Sorbonne aufzugeben. So sucht die Regierung auf jede Weise die Thätigkeit der Professoren einzuengen. Es sei gestattet, hier eine wenig bekannte Anekdote einzufügen, aus der sich ergibt, welchen manföhrlichen Schikanen selbst die bedeutendsten Professoren, besonders in den Provinzen, von Seiten der Regierung ausgesetzt sind. Colani, jener bekannte Professor der Theologie in Straßburg, las über das Leben Jesu. Es war kurz nach dem Erscheinen des Menan'schen Buches, Priester und Bureaukraten witterten überall Ketzerei. Da erscheint eines Tages in dem Auditorium ein Unbekannter, an der Brust den Orden der Ehrenlegion. Nach Beendigung der Vorlesung erhebt er sich und wendet sich an den beredten Kritiker mit folgenden Worten: „Ihre Vorlesung war ohne Zweifel äußerst interessant, aber sie berührte brennende Fragen, über die sich zu äußern Sie kein Recht haben. Ich glaubte, Sie wären vom Kaiser beauftragt, ausschließlich theologische Beredsamkeit zu lehren.“ „Sie haben Recht, mein Herr Examinator — erwiderte Colani — und ich halte mich auch genau in den mir von Sr. Majestät vorgesteckten Grenzen, aber das protestantische

Seminar von Straßburg, welches von der Centralverwaltung ganz unabhängig ist, hat mich in gleicher Weise beauftragt, über das Leben Jesu zu lesen. Und das haben Sie soeben vernommen. Ich muß überdies bemerken, daß die Vorlesung nicht öffentlich ist und daß ich das Reglement verletzt habe, indem ich Sie nicht aufforderte, sich zu entfernen."

Der höhere Unterricht in Frankreich, wie ihn Napoleon geregelt hat, besteht aus zwei ganz verschiedenen Arten von Instituten: aus den Ecoles spéciales, welche nur eine bestimmte Zahl von Zuhörern fassen und wo die Disciplinen in festgesetzter Ordnung vorgetragen werden (Ecole polytechnique, Ecole Normale) und aus den Facultés des sciences et des lettres, welche jedem offen stehen und dazu bestimmt sind, die neuesten wissenschaftlichen Forschungen in die Öffentlichkeit zu bringen. Die Physiognomie der letzteren überrascht den Ausländer unangenehm, ist aber bereits zu oft richtig beschrieben worden, als daß es nöthig wäre, hier näher darauf einzugehen. Bréal sagt unter anderem: „Während der ganzen Vorlesung wird die Thür unaufhörlich geöffnet und geschlossen, unablässig gehen und kommen die Leute, die Mienen der Zuhörer tragen das Gepräge der Langeweile, jede der Vorlesungen bildet ein abgerundetes Ganze mit Einleitung und Schluß, der Professor spricht fast immer in dictatischem, zuweilen auch declamatorischem Tone und tummelt sich gern auf Gemeinplätzen, die, wenn sie auch nichts Neues enthalten, doch vielleicht einmal Zeichen des Beifalls hervorrufen.“ Der Unterricht, welcher unter solchen Verhältnissen erteilt wird, trägt daher auch einen ganz besonderen Charakter. Es handelt sich nicht, wie auf den deutschen Universitäten, darum, einer Anzahl von Schülern die alten und neuen Resultate der Wissenschaft in scharfer Beleuchtung vorzutragen, sondern es kommt darauf an, ein durch den Zufall bunt zusammengewürfeltes Auditorium durch Mednertalent zu amüsiren und zu fesseln, da es sich sonst morgen eben so leicht zerstreut, wie es sich heute zusammengefunden hat; denn es besteht, abgesehen von den Studenten, aus Repräsentanten aller Klassen der Gesellschaft. Wie soll man aber alte Autoren vor Personen interpretiren, die weder lateinisch noch griechisch kennen? Wie soll man Leuten, die einzig und allein zerstreut sein wollen, Interesse für den Streit über ein philosophisches System einflößen? Wie zukünftige Historiker Quellentunde lehren, wenn keiner von ihnen je einen Originaltext gesehen, geschweige ein Manuscript gelesen hat? Wie soll man in einer physikalischen Vorlesung die Wichtigkeit einer trigonometrischen Formel beweisen, wenn die Zuhörer nichts weiter wollen als amüsante Experimente? Strenge Wissenschaftlichkeit läßt sich mit solcher Oberflächlichkeit nicht vereinen, und so fällt sie gar bald der Eucht zu gefallen und dem Streben, die meisten Zuhörer und den rauschendsten Beifall zu haben, zum Opfer. Denn diejenigen Professoren sind am

beliebtesten, welche sich in leicht faßlichen Allgemeinheiten bewegen und sich in oratorischen Spielereien gefallen, ganz nach Art der Redner des sinkenden Römerthums. Die einen wenden sich an die Moral, was ja in derartigen Versammlungen stets Anklang findet, und halten anstatt einer Vorlesung eine sittige Laienpredigt, die anderen benutzen die auf dem Gymnasium gesammelten literarischen Kenntnisse als Grundlage für eine Reihe geistvoller Unterhaltungen, noch andere endlich beschäftigen und entzücken ihre Zuhörer durch ihre Anspielungen und das Feuer ihrer Polemik. Da nun unter den Candidaten nicht der für hoffnungsvoll gilt, welcher sich durch originellen Geist und große Kenntnisse auszeichnet, sondern wer sich am correctesten und gewandtesten auszudrücken vermag, so müssen sie sich nach dieser Richtung hin, seit sie die Ecole normale verlassen haben, ausbilden. Denn solche Vorlesungen, bei denen das Hauptgewicht auf die äußere Form gelegt wird, sind viel schwieriger und erfordern weit mehr Zeit und Mühe, als Vorlesungen wissenschaftlicherer und darum nützlicherer Art in Anspruch nehmen würden. Auch doch der Vortragende immer daran denken, Tag für Tag ein unbekanntes Publikum zu fesseln und zugleich dem Urtheil seiner alten Zuhörer zu genügen, was um so schwieriger ist, als diese längst alle Kunstgriffe kennen und mit ihren Ansprüchen selbst Gelehrten wie Regouvé und Laboulaye und den bedeutendsten Rednern von Paris lästig geworden sind.

Die nothwendige Folge solcher Verirrungen war schnelles Sinken des geistigen Niveaus. Gelehrte ersten Ranges, deren Namen an unvergänglichen Entdeckungen haften, sahen sich gewandte Schwäger vorgezogen und vermochten es nicht, sich eine strebsame Zuhörerschaft zu erhalten. Orientalisten kamen aus allen Gegenden Europas, um bei Sylvestre de Sacy zu hören, aber unter seinen Schülern fanden sich nur wenig Franzosen, weil ihnen für seine Vorlesungen die nöthigen Vorkenntnisse im Hebräischen und Arabischen fehlten. Ebenso haben vor allen die Deutschen die Vorlesungen von Eugen Burnouf besucht, um ihre philologischen Studien in Paris zu vervollständigen. Und noch heute haben einige der bedeutendsten Mitglieder des Collège de France, z. B. Renan, weil ihre Vorträge einen wahrhaft wissenschaftlichen Charakter und strenge Methode haben, nur eine kleine Zahl von Schülern. Die Meisten sind auf diesem Wege schon so weit gekommen, daß sie für den Werth von Originalforschungen kein Verständniß mehr haben und die Resultate der Quellenstudien ungläubig zurückweisen. So erhält sich noch heute die Weltgeschichte von Bossuet, so alt sie auch schon sein mag, in den academischen Kreisen und gilt für bedeutender als Mommsen's römische Geschichte. Die Manuscriptensammlung aus dem griechischen und lateinischen Alterthume in der Pariser Nationalbibliothek ist die kostbarste von allen, welche existiren, aber ihre Schätze werden zum größten Theil von Deutschen

und Holländern für ihre philologischen Arbeiten ausgebeutet, und an sie mußten sich die Didot's wenden, als sie die herrlichsten Klassikerausgaben veranstalteten. Die Universität betrachtete diese Arbeit mit bösem Blick und beschuldigte die Deutschen der Textfälschung, während diese doch in Wirklichkeit sich nur bemühten, den wahren Text wiederherzustellen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Sorbonne unvergleichliche Glanzperioden gehabt hat und daß sich in den Annalen der fremden Nationen wenig Vorlesungen finden werden, denen vergleichbar, welche 1830 zu gleicher Zeit Guizot, Cousin und Villemain hielten. Aber es genügt nicht, wie Renan trefflich bemerkt, daß ein Institut von Zeit zu Zeit ausgezeichnete Generale hervorbringt, sondern Soldaten für den Bedarf des täglichen Lebens muß es heranbilden, es soll nicht nur Männern von außergewöhnlicher Begabung eine Laufbahn sichern, sondern auch mittelmäßigen Talenten. Ein Schüler zweiten Ranges von Ranke, Böhl oder Ritter wird im Stande sein, an dem wissenschaftlichen Leben unserer Zeit Theil zu nehmen und wird auf einem begrenzten Gebiete seiner Wissenschaft etwas tüchtiges leisten können: welche jämmerliche Rolle würde aber ein mittelmäßig begabter Schüler Michelet's, Cousin's oder Villemain's spielen?

Alles bisher Gesagte bezog sich nur auf Paris, die Licht- und Lebensquelle Frankreichs, das ewig thätige Centrum, wo es gelingt, alle Lücken zu verbergen: aber man gehe in die Provinz, wie offen liegt da der geistige Indifferentismus am Tage! welche völlige Einöde aller Orten! In löblichem Bestreben hat man in einigen Provinzialhauptstädten Facultäten gegründet, und man sollte denken, daß große Städte wie Lyon und Bordeaux oder ehemals berühmte Academies wie Aix, Dijon und Poitiers den Professoren hinreichend geistige Hilfsquellen bieten und dieselbe Rolle spielen müßten wie Jena, Göttingen, Heidelberg. Aber auch nicht die geringsten Hoffnungen findet man verwirklicht, und auf keine Weise ist es gelungen, in einer der Provinzialstädte wissenschaftliches Leben und Streben zu erwecken. Denn zunächst ist schon die Zahl der Professoren zu gering und sind sie pecuniär zu schlecht gestellt, um in einer Stadt, wohin sie durch die Caprice eines Ministers verbannt sind, heimisch zu werden und den Anforderungen des höheren Unterrichts zu genügen. — Was sind aber auch fünf Professoren für eine Facultät, an der Philosophie, Geschichte, alte und neue, nationale und ausländische Literatur gelehrt werden sollen, oder was vermag eine so kleine Zahl an einer Facultät, welche die mathematischen Wissenschaften in ihren verschiedenen Unterabtheilungen, als Physik, Chemie u. s. w. umfassen soll? Und wenn sie wenigstens noch frei über ihre Zeit verfügen und ihre Vorlesungen den Bedürfnissen ihrer Schüler, sowie den neuesten wissenschaftlichen Forderungen anpassen dürften, anstatt daß jede Aenderung des Pro-

gramms vorher dem Ministerium angezeigt werden muß, welches mißtrauisch gegen allen Fortschritt eifrig die Aufrechterhaltung der Traditionen bewacht! Seine Macht geht soweit, daß es jede Aenderung in den Vorlesungen untersagen und neue Resultate, die ihm gefährlich erscheinen, zu lehren einfach verbieten kann. Als daher ein berühmter Professor in Straßburg einmal über Zellengewebe lesen und das Stillschweigen, welches die Histologie auf allen französischen Universitäten darüber beobachtete, brechen wollte, wurde ihm durch einen Ministerialbefehl bedeutet, daß er ein einfacher Beamter sei und daß er sich auf die Aufzählung der verschiedenen Zweige der beschreibenden Naturwissenschaft zu beschränken habe. Von einer autonomen Verwaltung der Academies, welche, wie die Senate der deutschen Universitäten, der Initiative der Professoren Spielraum läßt, kann unter einem so despotisch centralisirenden Regiment natürlich gar nicht die Rede sein. Denn das Universitätspersonal ist nichts weiter als ein Aggregat von Beamten, deren jeder in seinem bestimmten Ressort seine Aufgabe genau dem vorgeschriebenen Reglement nach zu erfüllen hat. Darunter ist die einflußreichste Persönlichkeit der Quästor, welcher die inneren Angelegenheiten leitet, die Jurisdictionslisten führt, die Examina bucht, das Rechnungswesen unter sich hat und in Wirklichkeit auch die etwaigen Streitigkeiten schlichtet. Im Rector, welcher keiner Facultät angehört und mit den Professoren nur auf dem Fuße förmlicher Höflichkeit verkehrt, ist die Centralgewalt vereinigt; während die Decane nur ein äußeres Ehrenamt bekleiden, da ihnen nicht einmal mit dem Minister ohne Vermittlung des Rectors zu correspondiren gestattet ist. Die Mitglieder der Facultäten hinwiederum verhandeln in ihren monatlichen Sitzungen nur unbedeutende Sachen: Feststellung der Zeit für die einzelnen Vorlesungen, Uebermittlung von Bittschriften der Studenten an den Minister, unaufhörliche Klagen über zu geringe Besoldung. Ja, ihre Befugnisse sind so beschränkt, daß ihnen nicht einmal das Recht Diplome anzufertigen zusteht.

Studenten gibt es aber überhaupt nur in geringer Anzahl, zumal in den Facultés des sciences et des lettres und fast scheint es, als ob die Regierung alle Hebel in Bewegung setzte, um gerade diese ihrer Zuhörer zu berauben. Denn alle diejenigen, welche nach academischen Graden streben und sich dem Unterrichtswesen widmen wollen, werden durch die Ecoles spéciales von jenen fern gehalten, ebenso wie den jungen Juristen und Medicinern, denen eine vielseitige Bildung für ihren Beruf von ganz besonderem Werthe ist, durch die vorgeschriebene Hintansetzung gemeinwissenschaftlicher Vorlesungen der Besuch unmöglich gemacht ist. Was bleibt den Facultés also? eine mehr oder minder große, jedenfalls immer unsichere Zuhörerschaft, zusammengewürfelt aus verabschiedeten Officieren, aus Rentiers, die sich auf anständige

Weise zerstreuen lassen wollen, aus Damen, welche sich wie im Theater oder in der Kirche, so auch in den Vorlesungen Rendezvous geben und etwa noch aus einigen Leuten niederen Volkes, die sich im Winter in dem Auditorium wärmen oder im Sommer darin schlafen wollen. Sollte das nicht schon allein genügen, um dem Dozenten einen wissenschaftlichen Vortrag unmöglich zu machen?

Obwohl in den juristischen und medicinischen Facultäten der Unterricht strenger ist, so lassen sich doch auch hier die verderblichen Folgen des bureaukratischen Systems noch mit Händen greifen. Denn jene beschränken sich einfach darauf, die Studenten zu Advocaten heranzubilden und ihnen, nachdem sie ein mit mathematischer Gleichförmigkeit abgehaltenes Examen bestanden haben, die nöthigen Diplome einzuhändigen, aber von der wissenschaftlichen Bewegung unserer Zeit wissen sie nichts und reduciren ihr Programm auf ein Minimum von Kenntnissen. Gute Practiker mögen sich wohl auf diese Weise erzielen lassen, nie aber wissenschaftlich bedeutende Juristen. Um endlich jedes eigene Leben in den juristischen Facultäten zu ersticken, hat die Regierung die Preisbewerbungen für Professuren in Paris concentrirt und die Provinzialfacultäten der fähigsten Schüler beraubt. Die medicinischen Provinzialfacultäten in Montpellier und Straßburg und die in einigen Provinzialstädten errichteten Vorbereitungsanstalten, leisteten zwar zuweilen recht tüchtiges, aber ihnen fehlten die erforderlichen pecuniären Mittel sowie jede Möglichkeit eigener Initiative und autonomischer Verwaltung. Die bedeutendste unter ihnen, Straßburg, zählte zwar zu ihren Professoren Gelehrte ersten Ranges und hielt ihren alten Ruf aufrecht, aber sie fiel der Parteistellung der verschiedenen Minister zu Paris zum Opfer und sah sich selbst die allernothwendigsten Existenzmittel verweigert. Doch lassen wir dem Decan der Facultät, Professor Schützenberger, das Wort: „Die Bibliothek der medicinischen Facultät — so berichtet er — wurde unter einem öconomischen Vorwande mit der der übrigen Facultäten vereinigt und in einem neuen, einen Kilometer entfernten Saale aufgestellt. Alle Proteste des Decans blieben fruchtlos. Das anatomische Museum ist in vollständigem Verfall, weil die Absetzung des vom Minister ernannten Directors nicht durchzusetzen ist, obwohl er sein Amt, mit welchem keine Besoldung verbunden ist, anderer lucrativerer Arbeiten wegen von Grund aus vernachlässigt. Auch ist der Vorsteher der Sammlungen gar nicht im Stande, sie zu conserviren, denn zur Erhaltung eines anatomischen Museums bedarf es der Erneuerung der einzelnen Präparate, und dazu fehlt es an den nöthigen Mitteln. Ebenso ist das zoologische Museum, eines der schönsten Europas mit einer Fülle außerordentlich seltener Exemplare, lächerlich gering dotirt und mehrt sich nur, Dank den zahlreichen

wissenschaftlichen Verbindungen und dem selbstlosen Eifer seines Directors Schimper."

Eine Reform des Universitätsunterrichts in Frankreich kann nur fruchten, wenn man damit beginnt, das Unterrichtsbudget zu vermehren. Denn soll über Chemie, Physiologie oder Akustik gelesen werden, so bedarf es eines Laboratoriums und der nöthigen Apparate, eine Vorlesung über Paläographie und Kritik erfordert eine Anzahl Manuscripte, eine Vorlesung über Epigraphie eine Sammlung französischer und ausländischer Inschriften. Die Bibliotheken der Provinzialfacultäten sind in Folge des bureaukratischen Systems in einem Zustande bejammerenswerther Dürftigkeit. Um irgend ein Buch anzuschaffen, bedarf es zunächst einer Eingabe an das Facultätsbureau. Nach etwa einem Monate verläßt dann die betreffende Liste das Bureau des Rectors, um zur Prüfung in Paris vorgelegt zu werden. Beliebt es den Ministerialbureaus, welche über die Gesuche der Facultäten zu entscheiden haben, anzuerkennen, daß es vielleicht nicht unangemessen wäre, die Autorisation zur Anschaffung des gewünschten Buches zu ertheilen, so geht dann der Bescheid zunächst wieder an den Rector und dieser vermittelt ihn dem Decan u. s. f. Eine solche Kleinigkeit wandert so von Montpellier nach Paris und von Paris nach Montpellier durch eine endlose Reihe von Bureaus, und eine Unzahl von Briefen und Rapporten sind erforderlich, um nach vielleicht drei Monaten die bejahende oder verneinende Antwort zu bringen. Es ist klar, daß bei einem so tyrannischen Verfahren zu den wissenschaftlichen Arbeiten oft die nöthigsten Quellen fehlen: seien es Bücher oder Brochüren, Zeitschriften oder wissenschaftliche Register. Hoffte man aber, um diesen Mängeln abzuhelfen, auf die Bibliotheken der Städte, so würde man sich ebenso sehr täuschen. Denn Paris bestrebt sich immer mehr, ein zweites Alexandrien zu werden, der einzige gemeinsame Centralpunkt aller Gebildeten, die einzige Stadt Frankreichs von origineller Productivität, und duldet keine Rivalen neben sich. Die wenigen Provinzialbibliotheken aber, welche kostbare Werke besaßen, mit denen sie sich zur Zeit der Revolution aus Klöstern bereichert, achteten ihrer nicht und liefern jetzt als Leihbibliotheken den biedereren Bürgern schlechte Romane. Kataloge sind dem Publikum weder zugänglich, noch sind solche seit 1830 überhaupt erschienen. Einer meiner Freunde wollte kürzlich in einer Stadt an der Loire Nachforschungen anstellen. Lange Zeit muß er den Bibliothekar suchen, bis er ihn endlich auf seinem Landhaus bei der Weinlese findet. Als er ihm nun die gesuchten Schriften nennt, erwidert ihm der literarische Winzer, der freilich nicht den Geist eines Paul Louis Courier hatte, achselzuckend: Wir haben die Localitäten so oft ändern müssen und sind so oft von Pontius zu Pilatus geschickt worden, daß wir schließlich die Bücher einfach in

den Kisten verpackt gelassen haben.“ Die Thätigkeit der in solche Einöden verschlagenen Professoren leidet bitter unter dieser Apathie für alle geistigen Interessen, und so sind denn, abgesehen von einzelnen lobenswerthen Ausnahmen, die meisten ihrer Schriften nichts als dürftige Compilationen voll pomphafter Phrasen. Da sie ganz in der äußeren Form aufgehen, so fehlt ihnen jeder Ernst und jedes richtige Urtheil. Straßburg allein glänzte, Dank seiner protestantischen Einrichtungen und seiner vorwiegend deutschen Cultur, wie eine Leuchte in immer mehr dunkelnder Nacht.

Diesen noch milde gehaltenen Vorwürfen, welche seit lange von den urtheilsfähigsten Männern wieder und wieder erhoben wurden, pflegen die Vertheidiger des gegenwärtigen Systems die Trefflichkeit der Ecoles spéciales entgegenzuhalten, weil diese Studien jeder Art förderten und das Talent durch Concentration auf einen bestimmten Punkt trefflich auszubilden verstanden. Ihre Entstehung verdanken sie der Revolution, welche voll Haß gegen die Universitäten wie überhaupt gegen alle Rechte des Mittelalters die Wege zu den einzelnen Berufsstellungen möglichst zu ebnen suchte. Denn man konnte sich die Heranbildung der Gelehrten nicht anders als dadurch möglich denken, daß man vermittelst der Examina und Preisbewerbungen die bedeutenderen Köpfe auswählte, um sie dann den Specialvorlesungen der hervorragendsten Lehrer zuzuweisen. Wo könnten, so meinte man, Orientalia anders studirt werden, als auf einer Schule, wo Sylvestre de Sacy den Unterricht in den orientalischen Sprachen überwachte, wie anders Mathematik als unter Leitung eines Laplace, Poisson und Lagrange? Dies war der Grundgedanke, welcher nach und nach die Ecole polytechnique, die Ecole normale, die Ecole des Mines u. a. entstehen ließ. Die glänzenden Resultate, welche einige derselben noch heute erzielen und die Erfolge, deren sich die meisten in der ersten Periode ihres Daseins erfreuten, gewannen ihnen schnell die öffentliche Meinung und schienen den Plan ihrer Gründer zu rechtfertigen. Indessen läßt sich doch nicht leugnen, daß sie für die Studierenden sehr bedenkliche Unzuträglichkeiten mit sich bringen.

Zunächst haben sich die jungen Leute bereits in einem Alter für einen Beruf entscheiden müssen, wo sie eines umsichtigen Urtheils noch nicht fähig waren und bei der Häufigkeit der bevorstehenden Examina wenig an die Zukunft dachten. Denn diese Entscheidung fällt in Frankreich schon in die Mitte der Gymnasialzeit. Der allgemeine Unterricht dauert an und für sich schon nicht so lange wie in Deutschland und England und ist durch Einführung der Specialabtheilungen auf den Lyceen — man theilt die Schüler von den mittleren Klassen an in Normaliens, Polytechniciens und Marins — noch mehr verkürzt. So sucht man nun vor allem Jahre zu gewinnen d. h. so schnell als möglich den allgemeinen Unterricht zu beenden. Die

Folge ist eine geistige Unreife, die sich im späteren Leben grausam rächt, ein völliger Mangel an humanistischer Bildung, an Wißbegierde und Fassungskraft, wie es bei einer Treibhauscultur die unvermeidliche Folge ist. Und wenn auch zu den Studirenden der Ecoles spéciales die intelligentesten und eifrigsten Leute gehören, so entsprechen sie später doch nicht den glänzenden Hoffnungen, welche sie anfangs erweckten, größtentheils wohl in Folge der geringen Erholung und Freiheit, die ihnen gegönnt wird. Denn die zahlreichen Examina mit ihren umfassenden Anforderungen ermüden den Geist mühsam und überhäufen ihn mit Gedächtnißkrum, der ebenso schnell vergessen, wie mühsam gelernt wird. Sind die Examina aber einmal absolvirt, dann gibt es nur Wenige, welche aus geistigem Interesse ihre wissenschaftlichen Arbeiten fortsetzen, die Meisten werfen vielmehr herzensfroh alles Studium bei Seite. Der Zudrang zu den Ecoles spéciales ist aber um so bedeutender, daß man sich genöthigt sieht, eine künstliche Auswahl zu treffen, und wie Carnot, ein alter Generalinspector dieser Anstalten, behauptet, sollen die Studien in Folge dessen durchschnittlich sehr gesunken sein. Die Anforderungen des Licentiatenexamens zeigen natürlich ganz das Princip des Gymnasialunterrichts, und wieder sind es nur die formell und äußerlich abgerundeten Arbeiten, die man verlangt. Oft wird man einen Candidaten wegen mangelhaften Versbaues zurückweisen, auf eine culturhistorische Arbeit aber oder eine Prüfung in den Autoren selbst legt man kein Gewicht. Einzig und allein hat sich das Doctorat in dem allgemeinen Verfall auf seiner Höhe erhalten, Dank Victor Leclerc, welcher lange Zeit als Decan die Schicksale der Sorbonne leitete. Denn er machte die Erlangung der Doctorwürde von Jahr zu Jahr schwieriger, und wenn es ihm auch nicht gelang, rhetorische Thesen ganz auszuschließen, so ermuthigte er doch durch sein Urtheil zu Arbeiten tieferen Gehalts.

Um alles Licht in einem Punkt zu sammeln, überließ man das übrige Land absichtlich der tiefsten Finsterniß. Je mehr sich alles in Paris anhäuften, desto öder wurde es in den Provinzen. Die Facultés des sciences et des lettres wurden ihrer natürlichen Zuhörer beraubt, Männer, die einem bescheidenen Centrum die nützlichsten Dienste geleistet haben würden, zogen sich jetzt ganz zurück oder verzehrten ihre Kräfte in der Hauptstadt unter fruchtlosen Versuchen, sich eine Thätigkeit zu schaffen. Ferner bleibt wahr, daß, so zahlreich die Lehrstühle an den Ecoles spéciales auch sind und so glänzend sie dotirt sein mögen, die gleiche Elasticität doch nicht vorhanden ist, wie auf einer Universität, wo alle Zweige menschlichen Wissens vertreten sind und wo der Begründer einer neuen Lehre jederzeit in der Lage ist, ohne Hinderniß seine Vorlesungen zu eröffnen. Auch bildet sich in den jedem äußeren Einfluß abgeschlossenen Anstalten sehr bald eine träge Tradi-

tion, deren bedenkliche Folgen sich nirgends fühlbarer machen, als in der Ecole normale. Einige Zweige, in denen früher ausgezeichneter Unterricht ertheilt wurde, franken jetzt an einer überlebten Methode, andere, die sich später weiter entfalteten, vermochten nicht die Scrupel des Directors zu überwinden. Bei den Studirenden andererseits sind die Maximen vorwiegend die nämlichen, wie bei den Schülern der Gymnasien: sie wollen nur einen eleganten und correcten Styl schreiben lernen und suchen sich ängstlich vor neuen Anforderungen zu wahren. Die Ecole normale bringt heut zu Tage ausgezeichnete Publicisten, geistvolle Romanschriftsteller und tüchtige Literaten hervor, wenige ihrer Schüler würden aber den Endanforderungen eines gediegenen Unterrichts genügen, denn nur wenige besitzen eine rechte culturhistorische und philologische Bildung. Unter den Preisgekrönten vom Jahre 1850 sind treffliche und geistreiche Männer wie Taine, About, Weiß, Prevost-Paradol, aber keiner von ihnen hat sich je um eine Professur beworben, keiner außer Taine eine Arbeit tieferen Gehaltes hervorgebracht.

Der Universitätsunterricht leidet noch an einer Menge anderer Uebelstände, die Bréal richtig hervorhebt und die, was kein Patriot verkennet, schnelle und durchgreifende Reformen durchaus nothwendig machen. Frankreich darf seine Universitäten nicht ohne Nachtheil für ganz Europa vernachlässigen und muß, will es nicht geistig gänzlich verfallen, auf alle seine verderblichen Gewohnheiten verzichten. Das Vorwiegen der Democratie und die Einführung des allgemeinen Stimmrechts zwingen es andererseits, den Massen eine gesunde und gründliche Erziehung zu Theil werden zu lassen und mehr das Niveau der Bildung zu heben. Es wäre zu wünschen, daß nach all dem Unheil sich alle Parteien zu diesem Werke der Emancipation vereinigten, eingedenk der Worte Friedrich Wilhelm's nach der Schlacht bei Jena: „An geistiger Kraft muß der Staat wiedergewinnen, was er an physischer Stärke verloren hat.“*)

Ernest Stroehlin, Dr. Theol.

*) Einer freundlichen Mittheilung aus Landau verdanken wir die interessante Nachricht, daß der Verfasser des in diesen drei Artikeln besprochenen Buches über das französische Unterrichtswesen, Hr. Michel Bréal, ein Kind der Pfalz, der ältere Sohn des 1839 zu Landau verstorbenen Advocaten Bréal ist und das Bürgerrecht der Stadt Landau heute noch nicht aufgegeben hat.

Die Enthüllung des Steindenkmals.

Eine alte Ehrenschild, vor fünfzehn Jahren eingegangen, wurde endlich am neunten Juli gelöst, das Standbild Stein's, des volksthümlichsten deutschen Staatsmannes vergangener Tage, in Nassau, dem alten Stammsitze der Reichsfreiherrn von Stein, feierlich enthüllt. Am 25. October 1857 hatte sich aus Anlaß der Jubelfeier des hundertjährigen Geburtstages Stein's ein Comité zur Errichtung eines Nationaldenkmals gebildet; aber lange Zeit währte es, ehe die Mittel zur Herstellung desselben gesammelt waren. Im Jahre 1858 war das Comité gezwungen, eine neue Ansprache an die Vertreter Stein's zu richten und ihre opferwillige Theilnahme von neuem anzuregen. Und als im Jahre 1860 der Aufruf zu einem Arndtdenkmale einen begeisterten Widerhall fand und wenige Wochen hinreichten, um die Kosten des viel großartigeren Werkes vollständig zu decken, da klagt ein Mitglied des nach Heidelberg verlegten Comité's, es gehe Stein, wie es Goethe gegenüber Schiller gehe, für den Mitter habe das Volk keinen rechten Sinn und kein volles Verständniß, eine gewisse vornehme Einsamkeit hafte an dem Freiherrn, während der Volksmann Arndt unmittelbar zum Herzen der Nation spreche. Und dennoch meinen wir, kommt Stein's Denkmal jetzt nicht zu spät, ja wäre es in den fünfziger Jahren errichtet worden, ein Denkmal unerfüllter Hoffnungen und erfolgloser Thätigkeit, dann wäre es in Wahrheit zu frühe gekommen. So meinte auch Dahlmann, der zum Eintritt in das Comité aufgefordert, sich damals dessen entschieden weigerte. Wenn ich Bedenken trage, schrieb er (18. Juli 1858) zurück, wie das entschieden der Fall ist, der mir zugekommenen, an sich ehrenvollen und von mir dankbar erkannten Aufforderung zur Mitwirkung am Stein'schen Denkmal mich anzuschließen, so beruht dies auf dem Zusammenhange meiner vaterländischen Ueberzeugungen. Unsere vaterländischen Wunden lassen sich nun einmal mit Flittern nicht zudecken und ich theile den hitzigen Denkmaleifer unseres Zeitalters nach keiner Richtung hin. Ich frage: Können wir mit Ehren um das Denkmal eines Heros uns scharen, dessen bestes Wollen un-
 aufgehörtlich in Frage gestellt wird? Wenn einmal Deutschland wieder zu verdienten Ehren gebracht ist, dann wird der Mann des Grundbaues, Stein, die erste Größe sein, deren wir Alle gedenken, und das in unserem Herzen ihm längst errichtete Denkmal möge dann auch in die Außenwelt treten. Bis dahin würde ich warten. Denkmale üben leider keine schöpferische Kraft."

Wir haben gewartet, und dürfen nun gehobenen Hauptes um das Denkmal uns scharen, denn Deutschland ist endlich zu verdienten Ehren gekommen und das Beste, was Stein gewollt, zur That geworden. Wir denken nicht anders über Stein, als wir vor den großen politischen Erfolgen und

innern Verfassungsreformen über ihn dachten, aber wir denken jetzt mit fröhlicher Empfindung an ihn, und könnte dem Bilde, das des Künstlers Hand so wahr und würdig gestaltet, durch eine Zaubermacht Sprache verliehen werden, kein flammendes Zorneswort, keine bittere Rede würde den Rippen entströmen, sondern, was dem Lebenden so selten vergönnt war, Befriedigung aus ihm sprechen. Der stolze Reichsritter sähe das deutsche Reich wieder emporgerichtet, allerdings in neuen Formen, aber Stein war der letzte Mann, eigensinnig an dem Ausgelebten festzuhalten. Der Feind der Kleinstaaterei, in deren Bestand er die größte Gefahr für Deutschlands Unabhängigkeit entdeckte, würde das Uebel wohlthätig beschränkt gewahren, der tapfere Vorkämpfer für freie Selbstverwaltung die Grundsätze der letzteren allgemein anerkannt, wenn auch nicht allgemein durchgeführt schauen, der für Preußens Wohl und Größe erglühte Staatsmann würde über die glänzende Macht, zu welcher Preußen nach langem, schwerem Ringen emporgestiegen ist, aufjauchzen. Jetzt erst gewinnt Stein's Leben und Wirken die volle Bedeutung. Wunderbar, der Mann, der auf seine Reichsritterschaft ein so großes Gewicht legte, daß er lieber auswandern wollte, als sich der nassauischen Landeshoheit unterwerfen, der als ihm das erste preußische Gehalt ausbezahlt wurde, Thränen vor Scham vergoß und das Geld auf die Erde warf, hat doch den besten Theil seines Lebens im preußischen Dienste zugebracht und was er als preußischer Staatsmann und im Interesse Preußens gethan und geschaffen, das schwebt in hellster Erinnerung, wenn seine Verdienste um Deutschland gepriesen werden. Der Stern Friedrichs des Großen wies ihm in seiner Jugend den Weg; daß er dem letztern als Mann nicht untreu wurde, beweist, wie stark und fest sein Glaube an die nationale Bestimmung des preußischen Staates war. Denn wahrlich leicht wurde ihm der Dienst in Preußen nicht gemacht. Nichts ist trauriger, als der Brief Friedrich Wilhelm III. vom 3. Juni 1807 an Stein, in welchem der König seine Abneigung gegen den besten und größten Staatsmann, den er besaß, offen kundgibt und in den Tagen der größten Noth sich mit dem Retter des Staates überwarf. „Ich hatte Vorurtheile gegen Sie, ich hielt Sie für einen denkenden, talentvollen und großer Conceptionen fähigen Mann; ich hielt Sie aber auch für excentrisch und genialisch, das heißt mit einem Wort für einen Mann der, da er immer nur seine Meinung für die wahre hält, sich nicht zum Geschäftsmann an einem Flecke paßt, wo es immerfort Berührungspunkte gibt, die ihn bald verdrossen machen würden. Ich habe mich leider nicht anfänglich in Ihnen geirrt, sondern ersehen müssen, daß Sie als ein widerspenstiger, tropiger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet,

aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt." Nichts ist betrübender als dieses Zeugniß, wie wenig Stein verstanden und gewürdigt wurde, aber nichts ist auch erhebender, als die Selbstverleugnung Stein's, der trotz aller herben Erfahrungen nicht aufhörte, seine Kraft für den preussischen Staat hinzugeben, diesen die Kränkungen nicht entgelten ließ, welche eine bössische Partei ihm bereitete. Wäre Stein von Character weniger aufbrausend und jähzornig gewesen, glimpflicher in Beurtheilung der kleinen und bösen Menschen, sein persönliches Leben wäre gewiß in glatterem Strome dahingeflossen, schwerlich würden wir aber sein Andenken so feierlich segnen und heute die Enthüllung seines Standbildes als Nationalfest begehen. Heute ziemt es sich überhaupt nicht, sorgfältig Licht und Schatten abzuwägen und mit peinlicher Sorgfalt seine Verdienste und seine Irrthümer zu scheiden, das wird der eingehende Geschichtsschreiber thun. Heute gilt es, das Bild des einzigen Mannes sich gut einzuprägen, welcher der Gegenwart ihr volles Recht gab, in ihrem lebendigen Boden seine Schöpfungen Wurzeln schlagen läßt, welcher aber auch für die Größe der Vergangenheit den begeisterten Sinn nicht gewahrt hat und die Zeichen der Zukunft zu deuten versteht. Untrennbar verbunden bleibt Steins Namen mit der Wiedergeburt Preußens aus den Jahren größter Schmach, doch auch ewig verknüpft mit dem großen Werke, welches uns die beste Kunde unserer Vergangenheit gibt und die Herrlichkeit und Größe unserer Vorfahren enthüllt. Auch die deutsche wissenschaftliche Gemeinde feiert die Enthüllung des Steindenkmals, sie steht aber nicht abseits von der großen nationalen Gemeinde. Die monumenta Germaniae, welche Stein gegründet und bis zu dem letzten Athemzuge gefördert, sind gleichfalls eine nationale That, entstammend der Begeisterung für das gemeinsame Vaterland, welche die Freiheitskriege geweckt, entsprungen der Ueberzeugung, daß die politische Noth nicht so furchtbar gewachsen wäre und nicht so lange gedauert hätte, wären wir der nationalen Würde und unserer Vergangenheit besser eingedenk gewesen. Ein Werk der strengsten Forschung und der gediegensten Arbeit haben die monumenta Germaniae doch auch dazu beigetragen, die Kreise der Wissenschaft dem nationalen Leben und dem deutschen Staatswesen näher zu bringen, sie haben deutsche Gesinnung verbreitet und die Sehnsucht nach einem gesunden und kräftigen politischen Dasein wach erhalten. Wir preisen den conservativen Staatsmann, welchem das Verständniß einer großen Vergangenheit eine feste Richtschnur für das gegenwärtige Leben verleiht, wir reichen ihm die Palme, wenn er sich einen weiteren Blick über das unmittelbar Gegenwärtige hinaus erworben hat und gut und klar denkt, um die Gesetze der Entwicklung rechtzeitig zu begreifen.

Als nach der von Stein unbedingt verdamnten Julirevolution die politische Luft auch in Deutschland in heftige Bewegung gesetzt wurde, sah

er den Weg, den eine verständige Regierung in Preußen einschlagen müsse, deutlich vorgezeichnet. „Es rückt ein neues Geschlecht heran, es drängt sich in alle Canäle des bürgerlichen Lebens, es bildet sich unter dem Einflusse der neuesten Weltgeschichte, der Zeitungen, der politischen Schriften, es fühlt in sich Jugendkraft, Drang zum Handeln, Ehrgeiz, Habucht, Neid unter den verschiedenen Ständen der Nation beseelen es, daß der Funken des politischen Brandes überall glimmt, das zeigt sich in ganz Europa — rathsam ist es, die Flamme zu leiten, ehe sie zerstörend wirkt. Die Theilnahme der Nation an der Gesetzgebung und Besteuerung halte ich für ein kräftiges Mittel, beide Zweige zu vervollkommen, und für eine Erziehungs- und Bildungsanstalt, die den wohlthätigsten Einfluß auf das practische und theoretische Leben des Volkes hat.“ Sein Ruf nach allgemeinen Reichstagen verhallte, noch ein halbes Menschenalter lang galt als Doctrinär und verblendeter Widerspenstiger, der in denselben einstimme und — am Enthüllungstage des Denkmals steht der Präsident des deutschen Reichstages zu Füßen desselben und spricht die Worte der Weihe.

So ist also geworden und hat Leben empfangen, was Stein vor sechszig Jahren gerathen und gehofft. Und so ist manches Andere geworden und besteht in ungetheilter Anerkennung, was er vergeblich ersehnt und eifrig, aber zunächst erfolglos angestrebt hat. Eines freilich, wo so vieles sonst besser geworden, ist jetzt schlimmer, als es zu Zeiten Steins gewesen. Wo ist der große Prälat, anerkannt und geschätzt als Christ und Priester, der heutzutage gegen die niedrige Pfaffheit und deren Vorliebe, „Dubenstücke früherer Jahrhunderte dem obsturen Publico aufzutischen“, mannhaft zu Felde zöge, die „Reformation des katholischen Kirchenwesens“ als eine große, würdige Aufgabe priese? wo ist der Pfarrer, dem der Ruf der „frommen, wackeren Mannes“ unangetastet bliebe, wenn er die Jesuiten eine „giftige natterische Gesellschaft, die unser Deutschland beinahe ein Jahrhundert mit Aufruhr, Krieg und Mord erfüllt hat“ schildert und ihre Vertreibung vom deutschen Boden billigt? Die Spiegel und Fey sind ausgestorben, die mit physischem Höllenseuer bekannten Droste-Bischering dagegen haben die zahlreichste Nachkommenschaft hinterlassen. Doch auch das wird anders und besser werden, wenn wir Stein nicht allein bewundern, sondern auch nachahmen, seine unerschütterliche Kraft, seine Beharrlichkeit, seinen Zornmuth uns aneignen und bewahren.

Es ist ein gutes Zeichen, daß das erste nationale Denkmal, welches nach den großen, berauschenden Siegen der letzten Jahre dem deutschen Volke vor die Augen tritt, dem Andenten Steins gewidmet ist, der in „tieferem Sinne als König Heinrich, der blos Festungen bauen konnte, der Städteerbauer von Deutschland geworden“, denn dieses Denkmal ist ein Wahr-

zeichen, daß nur die Anspannung der höchsten sittlichen Kräfte, nur das weise gespendete Maß geordneter Freiheit unser Volk vor dem Verfall bewahrt, aus der tiefsten Noth gerettet hat, es ist ein Mahnzeichen, daß wir nicht ausruhen dürfen in trägern Genuß, beharren vielmehr in ununterbrochener geistiger und sittlicher Arbeit, nicht vergessend die Vergangenheit, eingedenk der Zukunft.

9. Juli.

Anton Springer.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Vom modernen Italien. Aus der Emilia, 6. Juli. — Es gab eine Zeit und sie ist nicht gar so lange vorüber, wo der Reisende aus Norden, wenn er die Alpen überschritten, nach allem anderen eher fragte, als nach dem heutigen Zustande des Landes, nach dem öffentlichen Leben und Sitten seiner modernen Bewohner. Über diese marmorne Vergangenheit der Kirchen, Paläste, Statuen und Gräber schien das lebende Geschlecht nur hinzuwachsen wie eine Vegetation der Ruinen, an sich bedeutungslos, scheinbar einzig dazu bestimmt, die malerische und poetische Größe ihres historischen Spaliers in heiterem Contraste desto stärker hervorzuheben. Dazu kam, daß in diesem gelobten Lande der Erinnerungen alles so viel früher historisch wird, als bei uns: schon die jüngstverstorbene Generation zeigt sich hier allenthalben eingegangen in die objektive Ruhe monumentalen Daseins; naiv, wie man ihr bei Lebzeiten begegnet ist, hält man hernach ihr Bildniß fest, ohne ängstlich daran herumzudeuten. Bei uns verkennt und vergißt man so gern, um in später und mühsamer Forschung das Verkannte und Vergessene mit kaumendem Besinnen wieder ans Licht zu ziehen: italienische Denkmäler sind Werke des Andenkens, unsere deutschen hat meist das Nachdenken aufgerichtet. Welche Fülle beredter Inschriften auf die junge Einheit der südlichen Nation an Stadthäusern und Glockenthürmen! Selbst auf ihren garstigen Frankzetteln erscheinen den Columbus und Dante gegenüber die Gavour und Manin. Im Atrio von San Marco ruht in feierlicher Einsamkeit die Asche des Venezianers in ernstem von Löwen getragenen Sarkophage; zahlreich erheben sich die Bildsäulen des Piemontesen, den sogar in den Corridoren der Gasthöfe genrehafte Fresken feiern, nirgend aber ist er würdiger dargestellt als in Mailand. Ohne jede alterthümelnnde Heuchelei in Tracht oder Geberde steht er da, wie er war, im einfachen Rode, die breite Bronze gestalt strich kräftig ab gegen den lichten Sommerhimmel; auf den Stufen des schlichten

Granitsockels aber sitzt die Muse der Geschichte, frei und leicht, als wollte sie nur eben einen Augenblick ausruhen vom beschwerlichen Gange durch die sonnige Straße, mit anmuthiger Wendung biegt sie vom Beschauer sich ab und schreibt in den Granitblock mit großen Zügen den einzigen Namen: Cavour. Doch nicht die Staatsmänner allein, deren Ruhm auch dem geringsten einleuchtet, auch die Gelehrten erfreuen sich anschaulicher Unsterblichkeit inmitten dieses ungelehrten Volkes. Unfern dem Hafen von Como baut Volta seine geheimnißvolle Säule in Marmor auf; in den Hofarkaden der Akademien, auf den geräumigen Treppenabsätzen der Bibliotheken, in deren kühlen Sälen sie ihr fleißiges Leben still hingebracht, dauern die Forscher und Sammler des 17. und 18. Jahrhunderts im Abbilde fort; bis auf die letzten Jahre herab führt das Ehrengewölbe im Composanto von Bologna die Büsten seiner abgeschiedenen Bürger, die sich durch Kunst oder Kunde, in Denken und Handeln um das liebe Heimwesen Verdienst erworben haben. Und auch sie bilden keine todte Masse, keine bloße Sammlung historischer Mineralien, anständiger Verstäubung geweiht; wie die Eeltreiber in Tivoli von Horaz reden, als hätten sie vorgestern noch mit ihm getrunken und zur Guitarre gesungen, so hört' ich im Hofe einer Ausspannung zu Modena den einen Fuhrmann auf den anderen schelten, daß er nicht Achtung genug vor dem großen Muratori hege, der da draußen auf dem Corso della Via Emilia die bescheidene Haltung seines thätigen Daseins auch im Standbilde treulich bewahrt.

Alledem nun gegenüber erschien dem nordischen Wanderer die jedesmalige Gegenwart Italiens lange Zeit nur wie eine Versuchstation zum Anbau monumentaler Kunst, dies bewegliche Volk fast als eine große Modellkammer für Maler, Bildhauer, Dichter und Operncomponisten. Hier freute man sich, einer Modanna oder Cäcilia Masael's leidhaftig zu begegnen, oder man traf gar entzückt noch auf eine echte Brutusnase, selbst Shylos und Julien schienen nicht ausgestorben, Masaniello sang nach wie vor seine Barcarolen. Dazwischen bärtige Brigantengesichter, Pfaffenköpfe, selten, dann aber um so frappanter mit den Herrscherzügen eines Innocenz, gesellige Scenen aus dem Decamerone, Stellungen nach Dante oder Michelangelo, Bauern und Handwerker, die das wenige von Kleidern und Falten, was sie an sich trugen, doch mit altrömischer, wenn auch plebejischer Gravität zu werfen und zu halten wußten. Daß in diesem ganzen Leben und Treiben trotz aller scheinbaren Mühe ungemaine Geschäftigkeit herrsche, konnte keinem tieferen Blicke entgehen; Göthe hat das in ausführlicher Analyse entwickelt; aber zu welchem Ziele jene Geschäftigkeit hinstrebe, war nicht abzunehmen. Alles schien nur auf Erhaltung und Fortleben bedacht: wie gestern, so heut und morgen; von Fortschritten konnte der Fremde nichts bemerken, weil der

Einheimische nichts davon wissen wollte. Worin gerade für den Liebhaber der Vergangenheit der unvergleichliche romantische Reiz lag, diese Stabilität der in sich so leichtflüssigen Masse konnte den Freund der Zukunft doch nur mit Trauer erfüllen.

Daß dem nun heute ganz anders sei, muß, wer irgend seit 1859 Oberitalien wiederholt besucht hat, freudig anerkennen. Ich sage ausdrücklich Oberitalien, denn daß von Rom ab gen Süden noch alles kaum im Werden des Werdens begriffen ist, läßt sich freilich nicht leugnen. Dieselben Italia-missimi, die ein Jahrzehnt über bis zur Heiserkeit nach Roma capitale geschrieben haben, klagen heut ungefragt, daß die Hauptstadt ein Hause von Ruinen sei, ein capo morto, in das erst Leben und reales Sein hinein kommen müsse; aber es werde kommen, es werde, setzen sie hinzu; nichts vermöchte sie an ihren Hoffnungen irre zu machen. Von Unteritalien aber oder von Sicilien und Sardinien sprechen sie mit besorgter Geringschätzung. Die Sache liegt doch sehr anders als bei uns im Reiche. Auch da hat einmal, in der Zeit des sächsischen Hauses und wiederum in den jüngsten Tagen, der kräftigere Norden entschieden die Herrschaft ergreifen müssen, aber wie bald doch schloß sich ihm der Süden zu gemeinsamem Handeln an! In Italien wird noch Jahrhunderte lang Arbeit und Leitung allein beim Norden sehen, zumeist bei dem Lande diesseits des Apennin.

Man sollte aufhören, die Bedeutung der Städte nach dem Bestande ihrer Einwohnerzahl abzuschätzen; auch in der Statistik ist, trotz ihres Namens, das statische Element weit minder wichtig, als das dynamische. Wie nicht der Stand des Barometers, sondern seine Veränderung die meteorologischen Prozesse verräth, so ist die Bewegung der Bevölkerung, des Handels und Wandels das vornehmste Wetterzeichen für die politische Atmosphäre. Da ist denn keine Frage, daß Mailand die erste Stadt Italiens ist. Auch Genuas Handel freilich schwingt sich mächtig auf, aber die Cultur dort ist durchaus einseitig die eines großen Küstenplatzes; es steht im Börsenberichte voran, damit ist sein Werth völlig bezeichnet. Die anderen großen Communen Oberitaliens können nicht ernstlich in Betracht kommen: Turin sinkt leider sichtlich, von Venedig läßt sich höchstens urtheilen, daß es eben wieder zu sich komme, Florenz behauptet sich in seiner wunderbaren Herrlichkeit und das will allerdings viel sagen. In Mailand aber waltet modernes Leben in freudigster Bewegung; man ist erstaunt, wenn man von vier zu vier Jahren wiederkehrt, was diese Leute bauen und unternehmen, wie sich alles regt, Industrie und Handel, wie gleichmäßig Bürgersinn und mannichfache Bildung verbreitet sind. Eine der elegantesten Städte der Welt — der Abend-corso der Patrizier auf der Wallpromenade sucht seinesgleichen — aber durchweg solide Pracht: die Galleria Vittorio Emanuele bildet den schönsten und

großartigsten Bazar, den man ausdenken mag. Auf's lebhafteste leuchtete mir diesmal die Wahrheit einer Aeußerung Mommsen's ein, der übrigens bei allen Italienern von wissenschaftlicher Cultur weitaus den größten Namen unter unseren heutigen Forschern besitzt, daß Italien gegenwärtig nur eine wahre Hauptstadt habe: Mailand. Ist die Gotthardbahn dereinst fertig, so wird es noch viel kräftiger emporkommen.

Nach Mailand nimmt unstreitig den zweiten Rang Bologna ein; italienische Offiziere, die in Garnisonen umhergewesen, fällten das nämliche Urtheil. Ohne Zweifel verdankt es sein modernes Gedeihen der Lage am Kreuzpunkt der Bahnen von Florenz und Livorno nach den Donauländern, von Lyon und Mailand nach Brindisi, d. h. nach dem Orient. Auch hier imposante Neubauten, alle mit den überaus stattlichen Bogengängen geschmückt, die sich so nirgend wieder finden; der ganze Charakter der Stadt jedoch, der beweglichen wie der unbeweglichen, massiver, gewichtiger, ernster, materieller als der Mailands; die Zunamen *la grassa* und *la grande* bezeichnen den Unterschied hinlänglich, man möchte Bologna wohl mit Köln vergleichen, für Mailand fehlt uns ein Seitenstück, an Lebensart kommt ihm in Deutschland das so viel kleinere Frankfurt am nächsten. Das sind nun die alten Hauptfeinde unserer großen staufischen Friedrichs, diese beiden stolzen Communen, die Sieger von Regnano und Fossalta; wer aber möchte sich noch heute darüber betrüben? Im Gegentheil, wir erkennen gern an, daß sie auch damals im Sinne der Geschichte den Fortschritt repräsentirt haben. Tröstet uns Deutsche doch leicht ein anderes Moment, genealogischer Natur: an den Lombarden ist die durchgreifende Einwirkung der germanischen Kolonisation stets erkannt und anerkannt worden, in der Emilia aber müssen die langobardischen Eroberer womöglich noch gründlicher ausgeräumt haben. Der äußere Anschein wenigstens spricht dafür; während man in Ravenna, dieser löstlichen Relequie der Völkerwanderungszeit; nur mit großem Aufwande von Enthusiasmus ein paar Duzend Heruler- oder Gothengestalten aufstreibt, die der Schatten des Odoaker und Theoderich würdig wären, fallen in der eigentlichen Emilia, ganz besonders unter den Bauern, welche die fruchtbaren vielgetheilten Fluren abseiten der schnurgeraden Römerstraße mit Mais, Korn und Wein bestellen, die wirklich riesenhaften Männergestalten auf, dazu große Gesichter mit keineswegs feinen oder schönen, sondern eher massigen Zügen von ruhigem, ja festem Ausdruck. Merkwürdig, daß die Frauen recht abweichenden Typus zeigen; sie sind unverhältnißmäßig kleiner und weit schwärzer an Augen und Haaren; gehen sie neben einander her, so ist's, als hätte eben erst der langobardische Eindringling mit der Tochter des römischen Provinzialen ansiedlerische Beziehungen angeknüpft. Wer sich des robusten Hirten im Vordergrund von Corregio's Nacht entsinnt, hat die Männer

von Parma und Modena vor sich. Auch diese beiden stillen Städte sind seit der Aera Cavour wenigstens nicht zurückgegangen. Die Este's und Farnesen sind fort, aber der Viehhandel, auf dem der Wohlstand dieser Ländchen vorzugsweise beruht, hat trotzdem nicht verloren; von den Universitäten spürt man äußerlich wenig, doch macht sich die große Kriegsschule von Modena vortheilhaft bemerklich.

Politisiert wird wenig, das Tagesgespräch beherrschen zwei ganz andere Ereignisse: der Dammbbruch des Po und der Prozeß Agnoletti. Das „vornehmste“ Element hat sich einmal wieder weit gefährlicher erwiesen, als das polternde Feuer, der Schade am Besuw reicht nicht entfernt an den von Ferrara, wo alles aussieht wie im tiefsten Winter. Die Sammlungen dauern noch fort, der Ertrag scheint jedoch nur mäßig zu sein; ich wohnte in Bologna einem großen Concerte zum Besten der Verunglückten bei, das nur sehr spärlich besucht war. Wichtiger ist der Steuererlaß, den die Regierung den Poanwohnern wie den Opfern des Besuws bewilligt hat. Endlich fällt der Strom entschieden, endlich ist auch die genügende Zahl von Arbeitern zur neuen Eindeichung aufgebracht worden. Stürme, Gewitter, Hagelschläge, Windhefen dauern indeß noch in Oberitalien fort; wie immer entgilt auch diesmal Europa überhaupt die übermäßige Hitze jenseits des Oceans durch einen kühlen und regnerischen Sommer. „Schlechtes Wetter“ nennt's der Italiener, unser einem aber ist wohl dabei; fand doch schon Bruder Salimbeni von dem wir neulich unsere Leser unterhielten, als er vor 600 Jahren hier in der Emilia seine Chronik schrieb, das Messelesen und Psalmen-singen „in der Sommerszeit, wenn die Flöhe quälen und die Nächte kurz sind und die Wärme intensiv,“ mehr lästig, als erbaulich.

Die Aufregung über die Wassersnoth ist mit dem Strome selbst in beständiger Abnahme, dagegen wächst von Tag zu Tag noch die Spannung, welche der Prozeß Agnoletti, der vor der Mailänder Jury geführt wird, hervorgerufen. Der Angellagte, aus der hohen Gesellschaft von Ferrara, hat, nachdem er sein eigenes Vermögen durchgebracht, auch das seiner mailändischen Gattin zerrüttet, bis sie endlich nach jahrelanger liebevoller Geduld seinem Leichtsinne Schranken zu setzen unternahm, ja nach Scheidung von dem Unverbesserlichen verlangte. Zur Rache dafür ertränkt er im Januar dieses Jahres das eigene einzige Kind, einen lebenswürdigen Knaben, im Stadtgraben zu Mailand. Die Geschichte ist von einfacher Scheußlichkeit und, da die That erwiesen, eigentlich ohne alles juristische Interesse. Danach fragen freilich die Damen der Mailänder Aristokratie nicht, die es für gleich bedauerlich halten würden, die Verhandlung gegen Agnoletti oder Verdi's Aida nicht gehört zu haben. Doch gewann die Sache allerdings an Bedeutung durch den Versuch der Vertheidigung, durch Zeugen und Aerzte den Beweis

für angeerbten und eigenen Wahnsinn ihres Klienten zu erbringen. Wir Deutsche kennen dies moderne Asyl der „Unzurechnungsfähigkeit“ aus den Prozessen Chorinsky und Zastrow zur Genüge. Dennoch vermag ich darin nicht bloß eine bequeme Ausflucht der Anwälte zu erblicken. Sehr merkwürdig hob ein Sachverständiger der Bertheidigung hervor, daß Agnoletti zwar keinerlei intellektuellen Irrsinn verrathe — davon konnte niemand eine Spur an ihm entdecken —, wohl aber moralischen Wahnsinn. „Wie die intellektuellen Theile des Individuums,“ sagte er „so können auch seine moralischen Theile erkranken. Agnoletti fehlt es nicht an Verstand, aber seine Leidenschaft übertrifft und überwindet seinen Verstand.“ Wir halten es in der That für das Anzeichen eines feiner entwickelten sittlichen Gefühls, wenn man in besonders gräßlichen Verbrechen eine so außergewöhnliche Abweichung vom Durchschnitte der Menschlichkeit erkennt, daß man geneigt ist, sie eigens als unvernünftige d. h. doch eben unmenschliche, wenn man will auch als wahnwitzige zu bezeichnen. Nur vergesse man nicht, daß für diese moralische Eigenart des Irrsinns schon längst auch ganz besondere Heilanstalten bestehen, die Zuchthäuser, und daß für die gefährlichsten unter diesen sozusagen im Herzen Berrückten eine auf immer bändigende Zwangsjacke bereit liegt, der Tod. Zum Tode wird man zwar Agnoletti schwerlich verurtheilen, denn auch die Aerzte der Staatsanwaltschaft haben den Geschworenen Beachtung der „nervösen“ Natur des Angeklagten empfohlen; ein Anwalt hat den Trumpf ausgespielt, daß es den Bertheidigern vornehmlich darauf ankomme, durch diesen Prozeß in der Stadt, wo Beccaria gelebt und gedacht, auf's neue Protest gegen die Todesstrafe einzulegen. Die Leitung des Präsidenten, die Reden der Aerzte und des Staatsanwalts darf man als musterhaft bezeichnen, über die Bertheidigung erhalten wir erst morgen Bericht.

Ein eigenthümlicher Vorfall hat sich an den Prozeß angeschlossen. In einem Kaffeehause ruft ein Bürger aus: „Es geschieht der Signora de Capitani schon recht! Warum nehmen sich unsere Mailänder Mädchen nicht einheimische Männer, sondern hergelaufene Fremde!“ Ein anderer Gast bedeutet ihn, er selbst sei von außerhalb und verbitte sich derlei Rede, denn in Italien gebe es keine Fremdlinge mehr. Ein Duell, in dem der Mailänder leicht verwundet ward, gab der nationalen Auffassung recht. Man sieht: der alte italienische Communalgeist eifert noch fort. Auch wirthschaftlich macht er sich geltend; überall im Kleinverlehre herrscht der Halbfranzösettel, oft von den geringsten Communen ausgethan, wie Sassuolo, Rolo, San Polo d'Enza u. s. f.; die zahlreich aufblühenden Genossenschaften, denen hierzulande keinerlei Socialdemokratie entgegenwirkt, werfen gar Scheine von nur 20 Centesimi auf den Markt. Die Bedeutung des Communallebens

geht aber am deutlichsten daraus hervor, daß die Clericalen sich soeben zu energischer Betheiligung an den Gemeindewahlen entschlossen haben; in Neapel fordert ein geharnischter Hirtenbrief dazu auf, der Papst selbst hat sich in gleichem Sinne ausgesprochen. Hier will man den Hebel ansetzen, um „Religion und Moral zu retten,“ d. h. um von den Gemeinden aus auch den Staat umzuwälzen. Ueber die kirchliche Frage, die auch hier durchaus im Vordergrund steht, wäre viel zu sagen; ich verspare mir's auf ein andermal, wenn ich von einem Ausfluge nach dem nahen Canossa berichte.

Nur das will ich erwähnen, daß auch die Sympathien und Antipathien der Italiener nach außenhin eben von kirchlichen Gesichtspunkten bestimmt werden: das ist's, warum sie mehr noch als um dynastischer Artigkeiten willen zu Deutschland stehen. Bismarck als Jesuitenzertreter, Thiers als Pfaffenheld, das sind die Themata der wöchentlichen Caricaturen. Ein echt italienisches Bild brachte neulich der Fischietto: Germania, nackt und blondköpfig, schüttelt ihr Hemd zum Fenster aus, man bemerkt darauf große schwarze Insekten in Form von Jesuitenhäuten. „Man kann ihr's nicht verdenken,“ lautet die Unterschrift, „aber schlimm für die Leute draußen auf der Sañe, denen das Zeug auf den Pelz regnet!“ Uebrigens beschränkt sich die Feindschaft gegen Frankreich auf einige journalistische Plänkelleien mit den ultramontanen Blättern drüben. Man ist hier sehr vorsichtig und friedliebend. Der erste Jahrgang einjähriger Freiwilliger ist kürzlich zu den Manövern nach Gallarate gerufen worden, wo sie in ein Regiment formirt werden; mit jabelndem Gebrüll fuhren die Jäger vorüber; sie machten doch einen sehr anderen Eindruck als die unseren. Ueberhaupt —, doch das mag wohl auch hier nur vereinzelt vorkommen, daß einem, wie mir neulich im Coupé, ein Capitän über den Unsinn dynastischer Kriege Vortrag hält; der Mann faselte und spielte den Humoristen. Im ganzen hat sich der dynastische Sinn eher gehoben: welch überschwengliches Lob schütten die hiesigen Zeitungen über den guten Amadeo aus, weil er die Verfassung nicht gebrochen! Man läßt im übrigen die hohe Politik laufen und widmet sich ernstlich den wichtigen inneren Aufgaben. Volksschulen und Volksbibliotheken werden errichtet, Anzeigen materieller „Gründungen“ allerart erfüllen die Journale. Selbst der alte Spießgeselle Garibaldi ist wieder ganz Cincinnatus außer Diensten. In eine amtliche Liste hat er sich neulich schlechthin als „Ackerbauer“ eingetragen; wirklich gewinnt er dem rauhen Felsboden seiner Weigeninsel treffliche Früchte ab, auch die Austern, die er angepflanzt, thun ihre Schuldigkeit. Wie schade für seinen Ruhm, daß ihn nicht auch 1870 Bienenvaterjorgen oder sonst irgend ein ländliches Geschäft auf Caprera dabeingehalten!

Alfred Dove.

Eindruck des Jesuitengesetzes am Rheine. Aus Bonn. — In den letzten Wochen ist so viel über die Jesuitenfrage gesprochen und geschrieben worden, daß nur das brennende Interesse, welches dieselbe gerade für unsere Gegner hat, ein Wort dazu noch entschuldigen möge.

Vor vier Jahren wurde von uns ein Mann aus dem hiesigen Volke, wie ihn der Reichstagsabgeordnete für Bonn in seiner Rede vom 19. Juni 1872 so drastisch schilderte, von uns gefragt, wie er denn jetzt mit den preu-

hisches Regiment zufrieden sei. Die Antwort war: „nun ganz gut, thut sie doch den Priestern und dem Papst nichts zu Leide!“ Wie derselbe Mann aus dem Volk heut antworten würde, — wer die katholischen Invektiven gegen die Regierung in letzter Zeit gelesen hat, weiß es und Hr. v. Kesseler hat es dem Reichstag öffentlich berichtet. Den Reichstag nun haben diese Aeußerungen „des Mannes aus dem Volke“ zu schallender Heiterkeit hingerrissen. Wir können nicht läugnen, daß sie auf uns den entgegengesetzten Eindruck gemacht haben, weil wir die tiefste Frage an uns richten mußten: wie wird es enden, wenn man einer solchen Bevölkerung ein solches Gesetz giebt? Darauf mußten wir auf Grund der Kenntniß der hiesigen Verhältnisse antworten: die erste Vorlage des Bundesrathes über das Jesuitengesetz war ein kühner und entschlossener Schritt der Regierungen, ihre Billigung und Potenzierung seitens des Reichstages ein schwer wieder gut zu machender Mißgriff.

Es ist eine traurige Wahrheit, wenn Hr. v. Kesseler sagt: daß sich gerade in das Herz des schlichten Mannes die Jesuiten eingenistet hätten und daß bei dem Gedanken, die Patres könnten entfernt werden, es ihm sei „als wenn man ihm das Herz aus dem Leibe risse.“ Die Ergebenheit für die Jesuiten und die Abhängigkeit von denselben, wie man sie im Rheinlande so häufig, namentlich beim niederen Volke findet, läßt sich schwer in übertriebener Weise schildern. Und das hat seinen guten Grund, denn der Jesuite ist dem hiesigen gemeinen Mann das Ideal schlechthin. Um das zu verstehen, vergegenwärtige man sich nur einen Augenblick, was denn den Idealismus des Volkes ausmacht. Die Religion ist das Höchste, zu dem sich sein Gefühl erhebt, und die Lehre derselben bildet, was nicht zu unterschätzen ist, das einzige theoretische System, welches er kennen lernt. Sie erfüllt also zugleich die Anforderung seines Verstandes. Wer erfahren will, wie intensiv die Befriedigung hierüber sich geltend macht, der höre etwa der Disputation eines Dorfphilosophen über religiöse Themata zu. Er wird finden und, wenn er einen Blick auf seinen eigenen Erkenntnißgang wirft, auch begreifen, daß die scholastischen Begriffsentwickelungen des Katechismus gerade von den denkenderen, scharfsinnigeren Individuen mit unendlichem Behagen verbreitet werden. Die Religion ist, kurz gesagt, für das Volk der Bildungsinhalt. Ihre Quellen sind die Priester, Priester κατ' ἐξοχήν aber ist, bei uns wenigstens, der Jesuit. Der Jesuitismus ist nichts weiter als die Lehre, daß die katholische Religion, wie sie von oben herunter decretirt wird, die Religion überhaupt sei. Ist der Satz einmal in Fleisch und Blut übergegangen, so erscheint Alles das, was von Ferne als Ungeheuerlichkeit angesprochen wird, als einfache stricte Consequenz und wird als solche hingenommen. Eine liberale Zeitung stellte neulich als Beispiel priesterlicher Extravaganz folgenden Ausspruch hin, den ein Pfarrer in seiner Predigt gethan haben soll: „Die Kirche kann Alles. Ich sollte es Euch eigentlich nicht sagen, aber — sie kann sogar den Vatemord vergeben.“ Wir möchten mit Bestimmtheit behaupten, daß dieser Satz nie von einer katholischen Kanzel ausgesprochen worden ist; denn daß die Kirche den Vatemord vergeben kann, ist für den Katholiken so einfach und selbstverständlich, daß ein solcher nie auf den Einfall kommen würde, über diese Lehre ein entschuldigendes Wort zu verlieren.

Ob aber die Principien des Jesuitismus Eigenthum des hiesigen katholischen Volkes geworden sind? Wir müssen die Frage, wenn auf das Wort „katholisch“ ein Accent gelegt werden soll, ganz unbedingt bejahen. Der gesammte Religionsunterricht, ja der gesammte Unterricht des Volkes ist seit Jahren jesuitisch. Die Pfarrer mögen gesinnt sein wie sie wollen: jeder Katechismus, den ihre Schüler in die Hände nehmen, ist von Anhängern, wenn nicht Mitgliedern des Ordens verfaßt, somit der ganze Unterricht von ihnen gefärbt. Wir könnten sogar aus dem höheren Unterrichtswesen die abenteuerlichsten Beispiele davon mittheilen — doch hier handelt es sich nur darum, die Vorstellungen, welche dem hiesigen Volke geläufig sind, zu charakterisiren. Dieselben ruhen auf der Grundlage der jesuitischen Anschauungen Religion und Kirche. Dabei erscheint natürlich der Diener der Kirche selbst als Repräsentant aller idealen Bestrebungen. Ganz abgesehen davon, daß er der Vermittler göttlicher Gnadenschätze ist, bietet er Belehrung, Bildung und — Beispiel. Denn auch das darf nicht verkannt werden. Der Weltliche steht hier im allgemeinen in günstigem Ruf. Die straffe Disciplin und zum Theil auch die eigene Ansicht von seiner Aufgabe haben den Clerus dahin gebracht, daß er durchgängig von seinen gläubigen Untergebenen als Vertreter der sittlichen Aufgaben betrachtet wird. Einzelne Ausnahmen werden nicht dem Stand zur Last gelegt, und selbst wenn deren viele sind, erwidert dem Gläubigen das ihn umgebende Mangelhafte — wie stets — als vereinzeltes. In all diesen Beziehungen ist aber der Jesuit das Prototyp und das Ideal des Geistlichen, und so faßt ihn das Volk auch auf. Der Landpfarrer stellt ihn seiner Zuhörerschaft dar als einen Mann, der sich von allen Fesseln der Sinnlichkeit losgerissen hat, um nur der Religion zu dienen. Selbst wenn er wollte, kann er nicht anders, theils weil der Befehl der Oberen ihn hindert, theils weil sonst die Consequenz aus seinen Deductionen verloren ginge. Wenn der Jesuit als Missionär erscheint, geht ihm der Ruf seiner Frömmigkeit, seiner Niedrigkeit, eventuell auch eine interessante Bekehrungsgeschichte voraus. Er entzückt die Zuhörerschaft durch seine Beredsamkeit. Er predigt vorwiegend zwei Dinge: Moral (und zwar speciell clericale Moral, d. h. solche, welche auf die Angehörigkeit der Kirche gegründet ist) und Apologie, wobei er an dem ein für alle Mal seinen Zuhörern eingepprägten Trugschluß „das Dogma ist richtig, weil es von der Kirche stammt und die Kirche ist die wahre, weil sie die richtigen Dogmen hat“, eine Basis findet, auf die er nicht bloß alles Mögliche baut, sondern vermittelt deren er auch noch seinen Zuhörern das Gefühl einer logischen Entwicklung beibringen kann.

Wollte man einer derartig eingenommenen Gemeinde gegenüber den Satz im Ernst behaupten, daß die Jesuiten gemeinschädlich, im Einzelnen gar unmoralisch seien, so wäre das einzig mögliche Resultat davon hier zu Lande eine solide Tracht Prügel.

Selbst festgewurzelten Vorstellungen nun, solche verkehrte Ueberzeugungen, wie sie mit dem Leben und Weben eines großen Theiles der Rheinlande und Westphalens verwachsen sind, wird kein Reichsgesetz zu beugen im Stande sein. Noch nie in der Weltgeschichte hat ein Gesetz Glauben und Ueberzeugung der Menschen austrotten können, so wenig die edle Ueberzeugung des Weisen als die idiotische des religiösen Fanatikers. Ein Gesetz

kann nie zwingen, verkehrte Ansichten aufzugeben, es kann nur zwingen, Ansichten zu verbergen, die dann bei günstiger Gelegenheit stets um so mächtiger sich geltend machen werden. Ein Gesetz kann vor allen Dingen nichts aufheben, was eine Folge des eigentlichen Zustandes der Gesellschaft ist. Die hiesige Bevölkerung will unter der geistigen Anrechtenschaft der Jesuiten und Pfaffen stehen, ihr innerer Zustand erheischt diese Herrschaft: und darum wird kein Gesetz sie diesem Zustand entheben können. Man vertreibe die Jesuiten und statt daß sie, wie bisher, als Lehrer und Prediger werden verehrt werden, wird man sie von jetzt ab als Märtyrer bewundern und heilig halten.

Die verkehrte, oft so unbegreifliche Richtung der religiösen Fanatiker und frommen Schwärmer — unter Katholiken sowohl wie Protestanten — entspringt ihrem tiefsten Wesen nach aus mangelhafter Bildung. Dagegen aber hilft kein Gesetz, dagegen hilft nur ein, jetzt so oft herbeigewünschtes Mittel: Volkserziehung! Man ersetze den oben geschilderten Idealismus durch einen richtig geleiteten, d. h. man bessere die Volkserziehung in den Rheinlanden und in Westphalen, und in einem Menschenalter werden die Jesuiten ausgestorben sein. Man verbiete heut einigen hundert Jesuiten den Aufenthalt in deutschen Landen, und wenn man die Bildung des Landes nicht hebt, wird man innerhalb eines Menschenalters deren viele Tausende haben.

Doch es möge nicht scheinen, als wenn wir der großen Majorität freisinniger Männer, die das Jesuitengesetz sanctionirten, nur Vorwürfe machen wollten. Ein Gutes hat das in so guter Absicht gegebene Gesetz jedenfalls: wir sind für den Augenblick die Jesuiten los. Allerdings nur die Jesuiten im schwarzen Rock. Den Bösen sind wir los, die Bösen sind geblieben! Ob eben dieser Vortheil, daß der Jesuit nur noch im geheimen und indirect wirken kann, daß er nicht mehr „im heiligen Rock“ sich dem Volke nahen darf, von großer Bedeutung sei, bleibe dahin gestellt. Leider ist zu fürchten, daß die jesuitisch gesinnte Pfarargeistlichkeit das volle Erbe der vertriebenen Seelsorger und Beichtväter antreten wird. Der größte Segen des Gesetzes, hoffen wir, wird der sein, daß es den Anfang bildet zu einem wirklichen, energischen Vorgehen der Regierung gegen die Elemente des Katholicismus, die den Staat gefährden. Und daß das Treiben des fanatischen Katholicismus staatsgefährlich ist, darüber haben die letzten Monate glücklicher Weise den Blindesten die Augen öffnen können. Wenn man in der „deutschen Reichszeitung“ liest: (Nr. 171 Beibl.) „... Den hohen Regierungen lebt der gute Pius viel zu lange. Alle Ursache für uns Katholiken, mehr wie je zu wachen und zu beten, daß an unserem lieben heil. Vater nicht eine neue Gewaltthat und diesmal an Leib und Leben geschieht. Heutzutage ist ja Alles möglich, insbesondere wo jetzt in Rom Banditenhaufen, die nur gedungen und losgelassen zu werden brauchen, hausen. Dem Grundsatz „der Zweck heiligt die Mittel“ huldigen nicht die Jesuiten, wohl aber andere gewisse Leute, die unseren Lesern wohl bekannt sind.“ — Wenn man ferner die täglichen Correspondenzen desselben Blattes aus Straßburg und aus dem Elsaß verfolgt, die jede Maßregel der Deutschen mit höhrender Erbitterung angreifen und die wohlgemeintesten Bestrebungen der dortigen Beamten mit dem schmutzigsten Geifer besudeln, die fast schlimmer als einst die Welschenpartei in Hannover das Volk gegen die herrschende Ordnung aufzuwiegeln

und zu erbittern streben: dann begreift man die Nachsicht der Regierung kaum, daß sie ihren oft verhöhnten, aber in diesem Falle mit vollstem Recht anwendbaren Haß- und Verachtungsparagraphen nicht zur Ausführung bringt. Die Gesinnungen jenes Blattes nun sind ein Spiegel der Gesinnung derjenigen Leute, welche an der Spitze der jetzigen katholischen Bewegung stehen: das Staatswohl wird für nichts geachtet, wenn durch Förderung desselben der priesterliche Einfluß geschädigt wird. Das Volk aber, das wohl treuer und aufrichtiger an seinem Vaterlande hängt und selbständig nie sich der herrschenden antideutschen Bewegung angeschlossen haben würde — wissen sich die „Vertreter Gottes“ durch die jetzt täglich gehörte Lehre, „daß man Gott mehr gehorchen muß als den Menschen“ nur zu gefügig zu machen.

Hier zu Lande hätten wir gewünscht, das erste Geschütz, welches für die Führung deutscher Interessen in den Kampf vorgeführt ist, wäre ein anderes gewesen als das Jesuitengeschütz. Jetzt aber gilt es, für den Augenblick energisch und ohne Wanken den begonnenen Streit durchzukämpfen und für die Folge warm dafür zu sorgen, daß die fortgeschrittene Erziehung und Bildung des hiesigen Volkes in Zukunft Zustände wie die jetzigen unmöglich macht, damit das neue deutsche Reich nicht mehr lange zu fürchten braucht, seinen Fuß am „Stein des Anstoßes“ zu verlegen! —

B—W.

Kleiner Weltausstellungszank. Aus Wien. — Es war vorauszu-
sehen, daß der in Nr. 26 dieser Zeitschrift dem Project einer Weltausstellung
in Wien gewidmete Aufsatz officiöse Entgegnungen hervorrufen und daß
von anderen Seiten wenigstens werde versucht werden, die Schatten in jener
Darstellung ein wenig lichter erscheinen zu lassen — wie dies in durchaus
anständiger und durchaus anständiger Weise in der „Deutschen Zeitung“
geschehen ist. Ueberraschen mußte es dagegen, daß das vornehmste der soge-
nannten „Bankblätter“, die Neue Freie Presse, sich beeilte, jenen Aufsatz in
allem wesentlichen theils ausdrücklich, theils durch Schweigen zu bestätigen.
Das genannte Blatt tritt freilich formell polemisch in der Sache auf; und
wenn es auch seit dem Tode des Dr. Friedländer höchst auffallende Einbuße
an Geist erlitten hat, den anmaßlichen und rohen Ton, durch den seine
Belemit sich Berühmtheit verdient hat, weiß es noch ganz gut zu hand-
haben. Der Aufsatz ist eine „Schimpferei“, der Verfasser ein „mißvergnüg-
ter tschechischer oder deutscher Schmierer“, einer von Jenen, welchen „die
beimächtige Presse die Thür weist“, die Aufnahme des „frivolen“ Geredes,
der „perfiden Verleumdungen“ verräth seitens der Redaction dieser Wochen-
schrift, welche sich übrigens der Anbetung der N. Fr. Pr. zu erfreuen hat,
„eine mit Neid und Bosheit fast identische Kritiklosigkeit“.

Nach einer so gründlichen Widerlegung alles dessen, was im „Neuen
Reich“ gesagt worden war, hätte das gute Blatt sich siegestroh zur Ruhe
begeben können. Geschrieben war ja der Artikel nur für Personen, welche
den incriminirten Aufsatz nicht gelesen haben, und in solchen wäre die Ueber-
zeugung erneuert worden, daß „die norddeutsche Presse es sich noch immer
nicht abgewöhnen“ könne, den Oesterreich feindseligen Correspondenzen „eine
bequeme Ablagerungsstelle zu bieten“. Schon der Hinweis auf „unser neid-
loses, ja theilnehmendes Betrachten der Erfolge deutscher Waffen“ war zuviel

in den Spalten des genannten Blattes, dessen höchst zweideutige Haltung im Winter 1870 noch Jedermann hierzulande in Erinnerung ist. Aber die N. Fr. Pr. hat auch aus dem Aufsatz herausgelesen, daß die Generaldirection der Weltausstellung die Wiener Blätter durch Bestechung für sich gewonnen habe, und in dem Punkte ist sie äußerst empfindlich. Zum Beweise des Gegentheils erklärt sie, nicht „den Anwalt der Weltausstellungen überhaupt machen zu wollen, deren Werth von gar Manchem als problematisch hingestellt“ werde, ebensowenig die „autokratische Manier“ des Herrn v. Schwarz, dem allerlei unangenehme Eigenschaften nachgesagt werden, in Schutz zu nehmen: sie gibt zu, daß es vielleicht besser gewesen wäre, mit der Ausstellung zu warten, bis Wien, in seiner Entwicklung vorgeritten, die mit dem Prozesse überraschen Wachstums verbundenen Mißstände würde überwunden haben. „Gewiß, solche Erwägungen und Bedenken waren vor zwei Jahren nicht unberechtigt“. Jetzt aber, da man solche Erwägungen und Bedenken — zu denen beiläufig auch gehört, daß ein namhafter Arzt aus der Beobachtung der Laufbahn der Cholera und dem Zusammenströmen so großer, ungenügend untergebrachten Arbeitermassen zu den Donauregulirungs-, Wasserleitungs-, Ausstellungsarbeiten u. s. w. mit Bestimmtheit das Auftreten der Epidemie für das nächste Jahr folgerte — jetzt, da man solche Erwägungen und Bedenken ignorirt hat, seien derartige „Ausführungen baar alles Geistes und aller Sachkenntniß“. Nun bei allen Himmlischen, einen beredteren Vertheidiger konnte sich ihr Correspondent nicht wünschen! Unbesonnen ein großes Werk unternehmen und dann um jeden Preis es zu Ende führen, nur weil es einmal angefangen ist, — darin mögen die Gelehrten der N. Fr. Pr. „Geist und Sachkenntniß“ erblicken, gewöhnliche Menschen haben dafür andere Bezeichnungen.

Im übrigen wollen wir der Zeitung freundschaftlich rathen, bei diesen und ähnlichen Anlässen nicht so viel in Patriotismus und Bürgerthum zu „machen“. Wir wissen, daß es andere und bessere Mittel gibt, „uns der gebildeten Welt als Pfleger der Cultur zu zeigen“ als die sogenannten Weltausstellungen. Wir kennen den Patriotismus, der an dem Bestande Oesterreichs allerdings ein großes Interesse hat, weil kaum ein anderer Staat der Stochjobberei so viel Spielraum gewährt. Wir kennen die Sorte von Bürgerthum, deren ganzes Sinnen und Trachten darauf geht, sich durch erkaufte oder erbettelte Orden über das — Bürgerthum zu erheben. Wir kennen jene Gesellschaftsschichten, deren ganze Bedeutung auf einem über Nacht zusammengerafften Besitze beruht, die alle schlechten Gewohnheiten eines verkommenen Junkerthums angenommen haben, und weil ihnen die Väterlichkeit des Emporkömmlings anklebt, durch ihren Uebermuth den Haß des Arbeiters noch viel mehr reizen und herausfordern als es je ein leichtsinniger Adel gethan hat. Jene Schichten erkennen und verehren in der N. Fr. Pr. ihr bedeutendes Organ, in deren Namen darf sie reden: daß das wahre, arbeitssame, bürgerstolze, unabhängige Bürgerthum von ihr nichts mehr wissen will, das hat sie wohl zur Genüge erfahren. Darum steht ihr auch der hochfahrende Ton sehr übel zu Gesicht, der vielleicht einmal unseren Provinzblättern imponirte.

Voltaire und sein neuester Biograph.*)

Alexander der Große wollte, wie uns Plinius erzählt, nur von dem größten Maler seiner Zeit gemalt sein. In der Voltaire-Biographie von Strauß, die soeben in dritter Auflage erscheint, hat einer der größten Erbauer auf geistigem Gebiet zwar nicht unter den Mitlebenden, doch unter den Nachgeborenen seinen geistigen Apelles gefunden, das wird wohl niemand, dem über den Künstler wie über das Urbild seines Gemäldes ein Urtheil nicht, in Abrede stellen.

Die Einleitung des ersten Vortrags läßt keinen Zweifel darüber, in wieviel höherem, freierem und vielseitigerem Sinne als seine Vorgänger, auch den geistreichen Condorcet nicht ausgenommen, Voltaire's neuester Biograph die Aufgabe aufgefaßt hat, seinen Helden in seiner ganzen Individualität und seiner dadurch bedingten Stellung und Bedeutung in der Geschichte darzustellen. Anknüpfend an Goethe's Bemerkung (in den Anmerkungen zu Mameau's Nessen), daß, analog wie in Ludwig XIV. ein französischer König in höchstem Sinne, so in Voltaire die sämtlichen spezifisch französischen Verdienste (und Untugenden) in sich vereinigend der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller erstanden sei, hat Strauß, nicht im Widerspruch mit diesem als zutreffend erklärten Ausspruch, sondern in Ergänzung desselben und im Hinblick darauf, daß gerade im 18. Jahrhundert die Franzosen unter den gewissermaßen jahrhundertweise in der vorwiegenden Einwirkung auf die Weltentwicklung sich ablösenden Culturvölkern Europas den Höhepunkt eingenommen, Voltaire in erster Linie als den Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts bezeichnet. In der That aber könnte man sich versucht fühlen, auch keineswegs im Widerspruch weder mit der Goethe'schen noch mit der Strauß'schen Anschauung, sondern nur in modificirender Erweiterung derselben, in Voltaire, unbeschadet seines spezifischen Franzosenthums und seiner ebenso unbestreitbaren Eigenschaft des echten Repräsentanten seines Zeitalters, dennoch zugleich den vorgeschrittensten Kosmopoliten seiner Nation und daneben,

*) Voltaire. Sechs Vorträge von David Friedrich Strauß. Dritte Auflage. Leipzig. 1872.

wenigstens in seinen freieren und lichterem Momenten, den am weitesten über den geistigen Gesichtskreis des 18. Jahrhunderts hinausschauenden Sohn des letzteren zu erblicken. Trotz seines durch und durch französischen Naturells und seiner entschiedenen, vielfach blinden Eingenommenheit für die wirklichen und vermeintlichen Vorzüge Frankreichs und der Franzosen hatte keiner seiner Landsleute ein offeneres Auge, ein regeres und vielseitigeres Interesse für die Eigenthümlichkeiten sowie für die geistigen und besonders auch die politischen Errungenschaften anderer Völker, war keiner emsiger darüber aus, sie zu studiren und dies Studium, zunächst freilich im Interesse seines Vaterlandes practisch zu verwerthen. Hinsichtlich seiner Stellung zu England, welchem gegenüber bei ihm nicht ein Schatten der alten, ebenso bornirten als damals allgemeinen französischen Nationalantipathie zu spüren ist, genügt es, an seine Vertiefungen in die Werke und Leistungen eines Locke, Newton, Shaftesbury, Bolingbroke, Pope und deren thätige und wirksame Ausbeutung für die Förderung des Culturprocesses in Frankreich zu erinnern. Ja, auch Shakespeare's Genie entging ihm nicht, und trotz seines ungenügenden Verständnisses und der besonders in seinen späteren Jahren zur Schau getragenen Geringschätzung des Briten ist dessen Einführung in Frankreich und der dadurch vorbereitete Umschwung auf Voltaire zurückzuführen, mit welcher Enttäuschung derselbe sich auch diese letztere Ehre verbitten würde. Selbst den Deutschen ist der vieljährige und geraume Zeit hindurch eng vertraute und befreundete Correspondent des größten deutschen Fürsten jenes Jahrhunderts auch geistig näher getreten, als gewöhnlich angenommen wird. Wenn er die deutsche Literatur weniger beachtete als sie es vielleicht theilweis schon damals verdiente, so lag die Schuld wohl nicht so sehr an exclusiv französischem Dünkel und Vorurtheil auf seiner Seite, als an dem leidigen Umstande, daß sie sich ihm gerade in den Personen des Leipziger Musageten Gottsched und seines Protegé, des Hermannsfängers Freiherrn von Schönau, präsentirte und recommandirte, deren devote Huldigungen er mit verbindlichen Complimenten zu beantworten nicht verfehlte. Die Verdienste eines Leibniz und Wolf wußte er, wenn er auch ihre Philosophie im Einzelnen bekämpfte, nach Gebühr zu würdigen und feierte sie gelegentlich sogar in überschwänglichen Ausdrücken. Auf die Geschichte Deutschlands verwandte er ein jahrelanges emsiges Studium und befundete in dem Ergebniß desselben, seinen Reichsannalen wie auch in den betreffenden Abschnitten des *Essai sur les moeurs et l'esprit des nations* trotz aller vielgerügten Mängel dieser Werke in Einzelheiten, mindestens einen unbefangeneren und lichtvolleren Einblick in den Gang und Geist der Geschichte unseres Volkes im Großen und Ganzen, als sein Landsmann, der Pater Joseph Barre in

der seiner Zeit hochgerühmten weitschweifigen Verarbeitung desselben Stoffes in 11 dicken Quartbänden. Ueberhaupt mag hier in Bezug auf Voltaire's vielbefritteltete Leichtfertigkeit und Unzuverlässigkeit in seiner Geschichtschreibung, die übrigens ein Historiker ersten Ranges wie Robertson (Hist. of Charles V.) ganz anders beurtheilt, die Bemerkung am Platze sein, daß seine vermeintlich unzähligen Irrthümer und Ungenauigkeiten weit öfter im Allgemeinen vernehm gerügt, als, wenigstens in wesentlichen Dingen, einzeln gewissenhaft nachgewiesen sind. Daß Voltaire endlich auf dem stammverwandten Boden des italienischen und spanischen Volksgeistes sowie in der Geschichte und Literatur dieser Länder, obwohl er sie nie betreten, sich mindestens ebenso heimisch zu machen gewußt wie in England und Deutschland, wo er so merkwürdige Lehr- und Wanderjahre durchlebt, ließe sich aus seinen Schriften vielfach belegen.

In Rücksicht auf die hier angedeutete äußere und geistige Versatilität des alten Proteus dürfte es allenfalls zulässig sein, von den vier Perioden, die Strauß durchaus sachgemäß seiner Biographie Voltaire's zum Grunde legt, die erste, die Jugend- und Lehrjahre bis zur zweiten Gefangenschaft in der Bastille (1726), zugleich als die noch rein französische, sodann die Zeit des Exils jenseit des Canals mit seiner tiefen, fruchtbaren und bedeutungsvollen Nachwirkung bis zum Tode der Marquise du Châtelet (1749) als die englisch-lothringische, hiernächst die wenigen, aber vielbewegten, zum Theil drangsalvollen Jahre am Hofe Friedrich's mit den auf das Berwürfniß folgenden Irrfahrten von Potsdam bis zur Uebersiedelung an den Genfer See (1755) als die deutsche, das dreiundzwanzigjährige Asyl seines Alters endlich in Delices und Ferney (bis 1778) als die schweizerische und die vollendet weltbürgerliche Station seines Lebens zu bezeichnen.

Wie durch die angedeutete kosmopolitische Vielseitigkeit Voltaire's die Stärke und der Umfang seiner practischen schriftstellerischen Einwirkung auf das gesammte Ausland wesentlich mitbedingt war, so ermöglichte das vorhin erwähnte, wenigstens zeitweise Hinausschauen dieses Normal-schriftstellers des 18. Jahrhunderts über den geistigen Gesichtskreis seiner Zeit die längere Dauer seines Ansehens und Einflusses auch für spätere Jahrhunderte. Es ist hierbei nicht etwa allein an die von ihm freilich kräftiger und erfolgreicher als von irgend wem durchgeführte Bekämpfung der altüberkommenen, damals formell und factisch noch herrschenden Vorurtheile und Mißstände in Staat und Kirche zu denken, sondern namentlich auch an seinen Gegensatz zu den ihm als verwerfliche Uebertreibung und Verirrung erscheinenden vermeinten Consequenzen des dem alten entgegnetretenden, in der Theorie schon völlig entwickelten religions- und staatsphilosophischen Systems, zu dem vollständigen Materialismus und Atheis-

mus wie er in den Schriften eines Holbach und La Mettrie culminirte, und zu dem politischen Radicalismus des Jean Jacques Rousseau — Richtungen, deren Anhängern der gemäßigte Liberalismus Voltaire's als längst überwundener Standpunkt einer feigen und unhaltbaren Halbheit erscheinen konnte.

Erst einem noch fortgeschritteneren und unbefangeneren Geschlechte war es vorbehalten, Voltaire wieder mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem es in seiner philosophischen Mäßigung, seinem reinen und einfachen, von den Frommen freilich anathematisirten, von den eigentlichen Starkgeistern seiner Zeit dagegen bemitleideten und behohlnlächelten Deismus und seiner auf den lautersten Humanitätsprincipien basirten Freiheitslehre, in jenem System, dessen Lösungsworte er in dem bekannten Segensspruche an Franklin's Enkel der Nachwelt sterbend vermachte (Strauß, S. 338 f.) die Ahnung und practische Anbahnung des Wahren und darum endgültig Guten erkannte. Als den psychologisch und culturhistorisch scharfblickendsten und zugleich beredtesten Wortführer dieses jüngeren Geschlechtes aber können wir nur den Verfasser der kritischen Beleuchtung des Lebens Jesu bezeichnen, der in diesen sechs Vorträgen über Voltaire, nicht etwa, wogegen er sich mit Recht verwahrt, eine Lobrede oder Apologie desselben geliefert, sondern mit unübertrefflich klarer Objectivität in des merkwürdigen Mannes Individualität sowie in der Stellung desselben zu seiner Zeit überzeugend dargethan hat, wie Voltaire seinem Naturell und äußeren Entwicklungsproceß nach nur zu dem werden konnte und mußte, was er wirklich geworden ist, wie die durch jene Grundfactoren seines Lebens bedingten hellen Licht- und tiefen Schattenseiten seines Wesens, seines sittlichen Charakters sowohl wie seiner geistigen Begabung, die von seinen Beurtheilern meistens zu weit auseinander gehalten werden, keine summarisch absprechende Beurtheilung zulassen, wie vielmehr gerade eine solche, in gleichem Grade vielleicht beispiellose Combination der anscheinend unvereinbarsten Eigenschaften die apodictische Herabsetzung Voltaire's von unbefangenen Standpunkte aus mindestens ebenso unberechtigt erscheinen läßt wie einst die überschwänglichen Apotheosen seiner unbedingten Verehrer.

Wie bereits bemerkt worden, hat Voltaire zu der freieren philosophischen und politischen Anschauung eines wahrhaft erleuchteten Zeitalters sich auch nur in seinen lichtereren Momenten erhoben oder, bezeichnender gesagt, emancipirt, und die Ansichten, wozu er sich dann bekannte, dienten nur dazu, ihn in der Achtung seiner sonstigen Gesinnungsgenossen und Mitstrebenden herabzusetzen, ohne ihn doch seinen geschworenen Widersachern und Verfolgern, den Gläubigen und Conservativen correctester Art, im mindesten näher zu bringen oder gar zu versöhnen. Sie waren es aber auch, die ihm von ent-

gegengesetzten Seiten den Vorwurf der Inconsequenz, ja zu Zeiten unausgleichbare Widersprüche mit sich selbst zuzogen; und man muß zugeben, daß dieser Vorwurf schwerer, als irgend eine der sonst wider ihn vorgebrachten Anschuldigungen zu widerlegen ist. Wie aber in seinen Meinungen Voltaire nicht in allen seinen Schriften und in allen Lebensperioden derselbe erscheint, so treten uns auch in seinem sittlichen Verhalten die bestreudendsten Widersprüche entgegen: Züge servilster Schmeichelei neben dem rückhaltlosesten Freimuth, kleinliche Gewinnsucht und Kargheit neben großmüthiger, aufopfernder Freigebigkeit; die maßloseste Nachsicht gegen seine literarischen Widersacher bei unerschöpflicher Nachsicht und Langmuth gegen Andere, die ihn materiell geschädigt und seine Güte mißbraucht; die selbstgefälligste Eitelkeit neben oft selbstentäußernder Bereitwilligkeit, guten Rath anzunehmen und fremde Ueberlegenheit auch in solchen Fächern, die von den Bestrebungen seines eigenen Ehrgeizes nicht ausgeschlossen waren, anzuerkennen.

Strauß hat solche widersprechende Züge gebührend hervorgehoben und die unwürdigen und gehässigen nicht etwa zu rechtfertigen gesucht, wohl aber mit psychologischer Schärfe erklärt und eben damit allerdings zu ihrer Entschuldigung das Beste gethan. Zur Charakteristik des Dämonischen und zugleich Chamäleonartigen in Voltaire's Natur gibt ihm eine biblische Reminiscenz ein ebenso treffendes als heiteres Gleichniß an die Hand. „Mein Name ist Legion!“ konnte Voltaire's Dämon mit jenem des Gergeseners sprechen: in der Legion aber waren neben den bösen auch zahlreiche gute Geister, und selbst von den erstern eigneten sich nur wenige, in Schweine, wohl aber manche in Stagen oder Affen zu fahren.“ —

Unter den zahlreichen älteren und neueren Quellen über Voltaire, welche Strauß benutzt hat, vermiffen wir nur das seiner Zeit epochemachende Werk des Genfer Predigers Louis Felix Bungener: *Voltaire et son temps, études sur le 18. siècle* (2 Bde., Paris et Genève, Cherbuliez 1851). Ein in clericalem Interesse mit solcher Tendenz und solchem Geisicht geschriebenes Buch gelegentlich von einem Kritiker wie Strauß etwas näher beleuchtet zu sehen, hätten wir besonders auch im ästhetischen Interesse dringend gewünscht. Doch bescheiden wir uns, daß letzterer zur Berücksichtigung dieser in Deutschland überhaupt wenig beachteten schweizerisch-französischen Verkleinerung Voltaire's und des „sogenannten Aufklärungsjahrhunderts“ um so weniger Anlaß hatte, da es von vornherein seine Absicht war, sich in seinem Werke auf dem deutschen Standpunkt zu halten; da er als Deutscher zu Deutschen redend ihn darzustellen gedachte, „wie er, in seiner Zeit und unter seinem Volke erwachsen, als Mensch und als Schriftsteller gewesen ist, auf alle gebildeten Völker, das deutsche mit inbegriffen, gewirkt hat und für alle Zeiten von Bedeutung bleibt“.

Die plastische Belebung der Jugendumgebung Voltaire's beginnt mit einem Blicke in das Jesuitencollegium, aus dessen Pflege und Unterricht der berühmteste Freigeist der katholischen Christenheit hervorging wie einst der Apostel Paulus aus der Schule der Pharisäer und Martin Luther aus der Zelle des Mönchthums hervorgegangen war. Es reihen sich daran Arouet's intimste, bis in sein späteres Lebensalter mit Liebe gepflegte und zum Theil für dasselbe bedeutungsvolle und einflußreiche Jugendfreundschaften: seine ersten poetischen Versuche; seine Einführung bei der alten Aspasia Mignon de l'Enclos, die ihm ein Legat aussetzt sowie die folgenreichere in die große Welt, namentlich in die geistreiche und lockere Tempelgesellschaft durch seinen Vathek, den Abbé Châteauneuf; die Unzufriedenheit seines Vaters, des ehrenfesten und gegen die ihn ungerührt scheinende Lebensweise des Sohnes, noch mehr aber gegen dessen Wahl der Literatur und Poesie zum Lebensberuf entschieden eingenommenen Notars und Cassirers des Rechnungshofes; des Studenten Entsendung nach Holland im Gefolge des französischen Geschäftsträgers Marquis v. Châteauneuf; die hier angesponnene erste Liebschaft mit Pimpette Dunoyer und in Folge dessen die unfreiwillige Rückkehr und die Beschwichtigung des väterlichen Unwillens durch ernstern Angriff des juristischen Studiums und Eintritt in die Kanzlei Maître Alain's, wo die Verbindung mit Thiriot, dem fidus Achates durch's Leben, angeknüpft wird; der Aufenthalt beim alten Marquis Caumartin auf St. Ange, der durch seine Begeisterung für Heinrich IV. und lebendige Traditionen aus der Glanzperiode Ludwig's XIV. zu späteren Hauptwerken Voltaire reichen Stoff und ernste Anregung gibt. Nach dem Tode des ebengenannten Königs, aus dessen Regierungszeit seine freimüthige Strafsode „sur les malheurs du temps“ sowie etwas später (1716) seine wirklich schwungvolle und fulminante Anklage wieder die Gewaltacte der „Chambre de justice“ Erwähnung verdient hätte, folgt seine erste Collision mit der Staatsgewalt in Anlaß theils mit, theils ohne Grund ihm zugeschriebener Pasquille, namentlich auf den ihm später wohlgeneigten Regenten, deren perfider Denunciation er die erste, auch durch ein naïv humoristisches Gedicht von ihm verewigte Haft in der Bastille und demnächst eine kurze Verbannung aus Paris verdankt. Sodann das Aufgehen seines dramatischen Sterns mit dem glänzend aufgenommenen Debut des Oedipe auf dem Theatre français, in welcher Erstlingstragödie sich schon das Tendenziöse seiner Dramaturgie offenbart und von deren Dedication an die Mutter des Regenten (die geb. Prinzessin Elisabeth Charlotte von der Pfalz) die Annahme des Namens Voltaire datirt, die man durch die Deutung als Anagramm von Arouet l(e) j(eune) wohl kaum ganz befriedigend erklärt hat. Die abermalige Anschuldigung als Autor eines satyrischen Gedichts zieht ihm eine zweite, wiewohl sehr milde Ver-

bannung zu, der Tod des Vaters (1722) einen Prozeß um die Erbschaft mit seinem eigennütigen und fanatisch jansenistisch gesinnten Bruder. Aus der Fülle der Einzelheiten dieses ersten Abschnitts erwähnen wir noch Voltaire's auf einer Reise nach Brüssel angeknüpfte, aber bald in die bitterste Feindschaft übergegangene Verbindung mit dem dort im Exil lebenden berühmtesten französischen Dichter J. B. Rousseau und die probhaltigere, besonders für seine philosophische Richtung einflußreiche Freundschaft mit dem gleichfalls aus seiner Heimat verbannten Lord Bolingbroke auf dem Landgut La Source in Touraine; die Liebchaft mit Susanne Vivry, welche dem Dichter nachträglich zu dem allerliebsten, von Strauß in meisterhafter Uebersetzung mitgetheilten Gedichte: *Los vous et les Tu**) Anlaß gab.

Die Geschichte der Entstehung und ersten Ausgabe der *Henriade* ist darum charakteristisch für das damalige Régime in Frankreich, daß wegen der in dem Gedichte schüchtern genug hervortönenden Anklänge politisch und besonders religiös-freisinniger Meinungen der Dichter die Erlaubniß, seine locale Berherrlichung des Gründers der Dynastie dem regierenden Könige zu widmen, ja sogar die Erlaubniß zum Druck derselben nicht zu erlangen vermochte, und daß der Entel eines in der *Henriade* ursprünglich hochgeachteten Helden und bis dahin einer von Voltaire's prononcirtesten Gönnern, der Herzog von Sully, dem Dichter nach einer vor des Herzogs Händel durch bezahlte Banditen von Chevalier Rohan ihm zugesügten Mißhandlung jeden Beistand kalt und hochmüthig versagte, was Voltaire bekanntlich bewog, die Glorification Maximilian Sully's aus der *Henriade* zu streichen und den freilich unbedeutenderen Duplessis-Mornay als Heinrich's Vertrauten an seine Stelle zu setzen. —

Als besonders anziehende Stücke in den übrigen fünf Vorträgen heben wir hervor: Voltaire's fruchtbares Hineinleben in die englische Gesellschaft und Literatur, und nach der Heimkehr (1729) die vielfache literarische Verwerthung seiner überseeischen Beobachtungen und Studien, zunächst in den ihrer Zeit epochemachenden, ihrem Verfasser aber auch neue Verfolgungen zuziehenden „englischen Briefen“; die an den materiellen Ertrag der *Henriade* sich knüpfende Erörterung seiner Finanzspeculationen und überhaupt in seinem Leben und seiner literarischen Stellung eine so wichtige Rolle spielenden öconomischen Verhältnisse, die schon damals und noch ganz neuerlich in dem betreffenden giftigen Werke Nicolardot's den Gegenstand ebenso ungerechter als

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß Götter eine weit minder gelungene Uebersetzung dieses ganzen Gedichtes ohne Angabe des Originals seiner eigenen Gedichtsammlung einverleibte, sowie später Bürger, der in solchen Plagiaten überhaupt stark war, seinen Gedichten unter dem Titel „Das vergnügte Leben“ (Der Mensch muß denken u.) eine fast wörtliche Uebersetzung von Voltaire's Impromptu: „Il faut penser etc.“

gehässiger Verunglimpfungen abgaben; die Eröffnung seiner historiographischen Thätigkeit mit der Geschichte Karl's XII, wozu er wiederum durch die mündlichen Mittheilungen eines Augenzeugen und Theilnehmers der erzählten Begebenheiten, des in London mit ihm bekannt gewordenen Holsteiners Fabricius, eines der vertrauten Begleiter des Schwedenkönigs in der Türkei, sich zuerst angeregt fand; die Epistel an Urania (1732), Voltaire's später von Strauß (S. 259 ff.) in profaischem Auszuge mitgetheiltes Glaubensbekenntniß und gewissermaßen der poetische Prolog zu seinen späteren, sämmtlich mehr oder weniger polemischen Schriften über Religion und besonders über positives Christenthum; die Aufführung der Zaire, welche als der Höhepunkt seines ihm jederzeit am meisten am Herzen liegenden dramatischen Dichterruhms passend als Ausgangspunkt für eine ausführliche Digression über Voltaire's dramatische Leistungen überhaupt benutzt ist, unter welchen Strauß neben der Zaire die Alzire und den Tancréd am höchsten stellt und deren Besprechung den Verf. zu Bemertungen über das Verhältniß des französischen Theaters zu dem der Alten und der Engländer und zu manchen anderen dahin gehörenden lehrreichen Betrachtungen führt. Doch dürfte außer den gleichfalls näher in Betracht gezogenen Dramatisirungen antiker, besonders auch römischer Stoffe als ein echt Voltaire'sches Tendenzdrama wohl noch der Orphelin de la Chine Erwähnung verdient haben, eine Tragödie, in welcher, wie Referent bei einer früheren Gelegenheit bemerkte, die Idee des endlichen moralischen Triumphs gesetzlicher Ordnung und Gesittung über die rohe Gewalt des Despotismus, nachdem sie seiner zermalmenden physischen Uebermacht unterlegen, wenigstens so eindringlich wie dies in einem classisch französischen Drama möglich ist, durchgeführt wird.

Die interessanteste Episode des zweiten Abschnitts, ja in mehr als einer Beziehung der ganzen Biographie, bildet Voltaire's sehr wissenschaftliche, dabei aber auch nichts weniger als platonische Verbindung mit seiner „göttlichen Emilie“, der geistreichen und gelehrten Marquise du Châtelet (1733 bis 1749), deren anziehender und lebensvoller Darstellung bei Strauß (S. 88—123) zweckmäßig gruppirte Notizen über andere gleichzeitige, zum Theil auch im innern Zusammenhang damit stehende Momente zwanglos eingestochten sind. So die Schilderung des gelehrten Stilllebens in Cirey, dem Landsitz der Marquise, die Entstehungsgeschichte und ästhetische philosophische Würdigung der Bucelle, unter Beifügung des Exordiums dieses berühmten Gedichts in zierlich gefälliger Nachdichtung (S. 102), die kurze Hofgunst Voltaire's und seine endliche Aufnahme in die französische Academie (1745), sammt allen die Freude über diese lange vergeblich erstrebte Ehre weit überwiegenden herben Verdrießlichkeiten, die Händel mit Desfontaines und Freron, der dramatische Wettstreit mit dem älteren Crébillon,

endlich der zweijährige Aufenthalt am Hofe des polnischen Königs Stanislaus in Luneville bis zu dem von Voltaire trotz ihrer genial tolerirten und entschuldigtem Untreue schmerzlich beklagten Ende der Marquise (1749).

Der im dritten Abschnitt enthaltene Bericht über den 42jährigen brieflichen und zeitweilig auch persönlichen Verkehr Voltaire's mit König Friedrich II., welcher auf die Eröffnung der Correspondenz durch Friedrich im Jahre 1736 zurückgehend, in der meisterhaften Darstellung des bössartigen Zerwürfnisses culminirt (S. 153—183), bildet unseres Dafürhaltens den hellsten Glanzpunkt des Buches und zugleich in seiner völlig klaren und unbefangenen Objectivität, vermöge deren der Verfasser sich mehr auf die Seite des Königs stellt oder vielmehr unwillkürlich darauf zu stehen kommt, den diametralen Gegensatz zu dem wuthschäumenden Gallenerguß, womit der gute selige Benedey („Friedrich der Große und Voltaire, 1859“) seinem patriotischen Grolle gegen Voltaire Luft machte. — In Voltaire's Berliner Zeit fällt u. a. die Vollendung des *Siecle de Louis XIV.*, welchem auch der sonst gegen seine historischen Arbeiten ziemlich strenge Schlosser (*Geschichte des 18. Jahrh.*, Bd. II., S. 458) eine gewisse Anerkennung zollt. Gleichwohl müssen wir zugeben, unseres Verfassers günstige Meinung gerade über dieses Werk nicht völlig theilen zu können, da uns im Widerspruch mit Strauß (S. 148) bedünken will, als ob Voltaire doch die Augen gegen die häßlichsten Flecken an seinem Ideal eines Königs im ganzen nur allzu nachsichtsvoll verschließt.

Nach gebührender Berücksichtigung der Beziehungen Voltaire's zu verschiedenen anderen deutschen Fürsten und Fürstinnen, wie der Herzogin von Gotha, auf deren Wunsch er die *Annalen des deutschen Reiches* schrieb, des Landgrafen von Hessen-Kassel, den er in Wabern besuchte, und des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, bei dem er nach der bösen Frankfurter Katastrophe in Schwetzingen ein willkommenes Asyl findet, sodann des längeren, auch für seine literarische Thätigkeit nicht ungenutzten Aufenthaltes im Elsaß und demnächst in Lyon, wo sich ihm die leidige Gewißheit aufdrängte, daß in Frankreich für's Erste seines Bleibens nicht sei, geleitet Strauß den Ruhelosen am Schluß des dritten Vortrags (S. 188) an das Ufer des Genfer Sees, wo „sein Leben ein Stilleben wird, aus einem Strome gleichsam zum ruhigen See“. — Mit der Niederlassung in *Dolices* (ursprünglich *Brangins*), das drei Jahre später mit dem etwas weiter von Genf im französischen Grenzgebiet (*Pays de Gex*) belegenen *Ferney* vertauscht wurde, beginnt eine neue Periode in Voltaire's Leben, die nach Strauß' früherer Bemerkung „darum nicht die schlechteste ist, weil sie die letzte war“, die vielmehr mit Recht schon in der Einleitung „in jeder Hinsicht als die bedeutendste und schönste seines langen und reichen Lebens“ bezeichnet wurde.

Völlig sachgemäß läßt Strauß (S. 194) mit der „veränderten Beschaffenheit seines Stoffes, des Lebens von Voltaire, nun auch eine veränderte Behandlung“ eintreten. Es wird sonach „die bisherige chronologische mit der Sachordnung vertauscht, die der Thätigkeit Voltaire's auf ihren verschiedenen Gebieten nachgeht.“ Wir finden im vierten Abschnitt, nächst einer allgemeinen Charakteristik von Voltaire's schriftstellerischer, insbesondere seiner rastlosen polemischen Thätigkeit, eine compendiöse Musterung seiner bedeutenderen Romane und Erzählungen, unter welchen wir dem vielverletzten „Candide“ einen höheren Platz vindiciren möchten, als unser Verfasser demselben einräumt, wie wir denn unser günstigeres Urtheil über ihn schon vor langen Jahren näher zu begründen versuchten.*) Doch ist Strauß, indem er den Grundgedanken des Romans als interessant sowie dessen Fülle an überraschenden oder drolligen Scenen und an witzigen Wendungen anerkennt, weit entfernt, in den Ton Bungeners einzustimmen, für den „der infernalische Candide nur eine der Episoden dieses ununterbrochenen Krieges V.'s gegen die Vorsehung ist.“ — Bei Erwähnung der von Strauß nach Verdienst gewürdigten kleineren Dichtungen Voltaire's, insbesondere der poetischen Erzählungen, vermissen wir ungern jede Erinnerung an seine aus diesem Zeitraume datirenden, zum Theil des Inhalts wie der Form wegen sehr beachtenswerthen poetischen Episteln, namentlich auch des dazu gezählten tief empfundenen Gedichts an den Genfer See**), das wir unbedenklich dem Schönsten, was V. je geschrieben, an die Seite stellen.

Voltaire's allerdings in bewußtem Gegensatz zu Bossuet's beschränkt biblischer Auffassung der Weltgeschichte geschriebener, jedoch nur von kurz-sichtigeren und einseitigeren Geistern als er selbst war, für eine einseitige Anlage des Christenthums erklärter *Essai sur les moeurs et l'esprit des nations* gibt dem Biographen (S. 207—211) zu scharfsinnigen Vergleichen mit Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit und Hegel's ähnlich betitelter Werke Gelegenheit, und des Siebenzigjährigen jugendlicher Feuereifer für die Ehrenrettung Calas' wird Veranlassung zur Anerkennung seiner sonstigen practischen Bemühungen, Grundsätze der Toleranz, des Rechts, der religiösen und bürgerlichen Emancipation auch im Leben zur Geltung zu bringen.

Im fünften Abschnitt des Buches, welcher sich ausschließlich mit Voltaire's Thätigkeit auf philosophischem und theologischem Gebiete beschäftigt, ist

*) In der Einleitung zu einer 1844 in Leipzig bei D. Wigand erschienenen, den 1. Band einer Auswahl aus Voltaire's Schriften bildenden commentirten Uebersetzung.

**) In deutscher Nachbildung in des Referenten: „Voltaire als politischer Dichter“, in Wigand's Epigonen, I. Leipzig 1847.

der Verfasser des Lebens Jesu in seinem Elemente, und schwerlich dürfte aus den zahlreichen betreffenden Schriften Voltaire's, worunter einige von den, die einschlagenden Fragen anscheinend nur spielend und nebenbei behandelnden den ernst wissenschaftlicher gehaltenen an Wirksamkeit nicht nachstehen, ein klares und überflüchtliches Gesamtbild seines philosophischen Systems und seiner Stellung zum Christenthum mit vollendeterer Meisterschaft herzustellen sein, als es Strauß hier auf wenigen Bogen in gefälligster Form geliefert hat. Er greift dabei seiner vorhin erwähnten Andeutung gemäß auch auf hierher gehörige Schriften aus früheren Perioden zurück und besonders dient ihm darunter der bereits im J. 1734 geschriebene, von V. selbst nie veröffentlichte *Traité de métaphysique* als Leitfaden. Er vertheidigt ihn (wenn anders dieser Ausdruck für diesen Defensor so recht paßt!) gegen den Vorwurf des Atheismus, da V. das Dasein des höchsten Wesens nicht nur aus Zweckmäßigkeitsgründen, sondern als subjectiv wirklich von ihm anerkannte metaphysische Wahrheit und Nothwendigkeit gelehrt habe. Dagegen erscheint sein Unsterblichkeitsglaube, für welchen er gegen seine wahre, zu Zeiten unzweideutig genug hervortretende Ueberzeugung nur die von Strauß mit dürren Worten (S. 250) als bettelhaft bezeichnete Argumentation der Nützlichkeit dieses Glaubens vorzubringen wisse, dem letzteren als zweifelhaft und jedenfalls sehr schwankend.

Unter den von Strauß hervorgehobenen Schriften Voltaire's zur Darlegung seines Verhaltens zum Christenthum, wobei seine Ansichten vom Urchristenthum und der Person Jesu von der Polemik gegen die nach seinen Begriffen seit dem 4. Jahrhundert ausgeartete Kirche sehr zu unterscheiden sind, ist von vorwiegendem Interesse der Excurs über den Pfarrer Meslier (S. 263 ff.), den ultra-radicalen Freigeist und Vorläufer der Revolution sowohl in seinen religiösen wie in seinen noch excentrischeren und darum von Voltaire kläglich desavouirten politischen Anschauungen, dessen berichtigtes „Testament“ dem Buche am Schluß (S. 401—439) in vollständigen mit Erläuterungen begleiteten Auszuge beigelegt ist. Hinsichtlich des *Diner du comte de Boulainvilliers* (S. 267), das Strauß gleichfalls wichtig genug geschienen, um es unter den Beilagen (S. 359—400) in vollständiger Uebersetzung mitzutheilen, müssen wir der Meinung Anderer beistimmen, daß Voltaire es sich mit der Aufstellung eines Strohmannes, wie des Abbé Couet als Apologeten des Christenthums gegen die Angriffe des Grafen und Freret's, doch wohl etwas zu bequem gemacht hat.

Im sechsten Abschnitt, wo Strauß auf Voltaire's äußere Erlebnisse und damit in Verbindung stehende Rundgebungen seit der Niederlassung in Ferney (1758) zurückkommt, wird u. a. sein Verhältniß zu J. J. Rousseau, unstreitig eine der unerquicklichsten Seiten seines Lebens, in Erinnerung gebracht. Doch können ihm dabei zu einiger Entschuldigung Rousseau's nicht minder unteug-

bare Schwächen und Bizarrerien gereichen und den Verehrern des einen wie des anderen zum Troste die auch von Strauß (S. 355) angestellte Betrachtung, daß beide einander im Leben so widerwärtige Männer vom französischen Volke mit richtigem Instinkt einer als des andern ergänzende Hälfte („Kopf und Herz am Genius ihres Jahrhunderts“) im Pantheon aufgestellt worden.

In erfreulichem Gegensatz zu den unwürdigen, in der *Guerra civile de Genève* auf's äußerste getriebenen Feindseligkeiten gegen den verhassten Rival steht Voltaire's freundliche Aufnahme und Pflege, Ausbildung und Versorgung einer Großnichte Corneille's. Strauß findet gerade in dieser idyllischen Episode in Voltaire's Greisenalter das unzweideutigste Symptom eines in seinem Kern, wenn nicht die Dämonen der Eitelkeit, Rachsucht oder sonstiger böser Leidenschaften es beeinflussten, guten und wohlwollenden Naturells und hat die bezüglichen Briefe und Briefextracte im Original mitgetheilt.

Zu den weiteren Einzelheiten des letzten Abschnitts von Voltaire's Leben gehört sein devoter Verkehr mit den beiden russischen Kaiserinnen Elisabeth Petrowna und Katharina II., der seinem Ruhm vielleicht den empfindlichsten Eintrag that, jedoch in Betreff Katharinens in seiner Anschauung der orientalischen Händel einige Entschuldigung finden mag, der erneuerte Briefwechsel mit Friedrich II., seine zum Theil ergötzlichen Reibungen mit der Geistlichkeit, die Specialitäten über sein Temperament, seine Lebensweise, besonders auch seinen Fleiß; die Personalien der Nichte Denis, in deren ungünstiger Schilderung die Secretäre B.'s und seine übrigen Bekannten so einstimmig sind wie die Freunde Rousseau's in ihrem Widerwillen gegen dessen Therese Levasseur; die leidigen nie endenden literarischen Fehden, das rege Interesse des Achtzigers an den Welthändeln, insbesondere seine Freude an der Thronbesteigung Ludwig's XVI.; endlich seine vielbesprochene letzte Reise nach Paris, wo er die glänzendsten, als saturnalisch qualificirten Triumphe feierte und unter Rosen fast erstickt wurde. —

Es genügt für unseren Zweck, auf diese mannichfachen, in der Darstellung des Biographen das regste Interesse gewährenden Specialien hinzuweisen, insbesondere auch auf das unübertreffliche Seelengemälde der Schlußbemerkung, die eben vermöge der intensiven Gedankenfülle jedes Satzes den Versuch einer analytischen Andeutung verbietet. Dagegen wird gestattet sein, zum Schluß eines Umstandes zu gedenken, der in dem übrigens mit eben so vollendeter Harmonie als compendiöser Vollständigkeit ausgeführten Gesamtbilde von Voltaire's geistiger Individualität und literarischer Bedeutung vielleicht als eine Lücke zu bezeichnen sein möchte, wir meinen die bis auf eine beiläufige Erwähnung bei Strauß fast gänzlich ignorirten Studien und Leistungen B.'s in der Mathematik, den Naturwissenschaften und diesen zunächst verwandten Disciplinen. Bekanntlich hatte B. seit seinem Aufenthalt

in England, besonders angeregt durch das Studium Newton's und später vor allem durch den wissenschaftlichen Wettstreit mit seiner gelehrten Freundin, der Marquise du Châtelet, sich diesen Beschäftigungen mit Vorliebe und Ausdauer hingeeben. Sie füllten Jahre lang einen nicht geringen Theil seiner Zeit und ihre literarischen Ergebnisse sind in mehreren Bänden seiner ges. Werke niedergelegt, ungerechnet die zahlreichen dahin gehörenden Artikel des Dictionnaire philosophique, wie es denn auch nicht fehlen konnte, daß sie auf seine ganze philosophische Richtung, beziehungsweise selbst auf seine Poesie wesentlichen Einfluß übten. Ebenso bekannt aber ist es, daß seine Widersacher und Verächter unter Mit- und Nachlebenden nicht minder als bei der Aburtheilung über seine poetischen, historischen und philosophischen Meinungen auch gegenüber seinen Bestrebungen im naturwissenschaftlichen Gebiet mit der geringschätzigsten Kritik bei der Hand waren, wobei namentlich auch Dugener nicht zurückblieb. Um so erwünschter war es, daß neuerdings eine wissenschaftliche Autorität ersten Ranges, Hr. Du Bois-Reymond, Gelegenheit nahm, Voltaire's Bedeutung und Wirksamkeit als Mathematiker und Physiker einer eingehenden Prüfung zu unterziehen und dadurch zu einem ganz anderen Resultate gelangte. In dem am 30. Januar 1868 gehaltenen akademischen Festvortrage: „Voltaire in seiner Beziehung zur Naturwissenschaft“ resumirt der Redner seine anziehenden, mit zahlreichen Belegstellen ausgestatteten Betrachtungen über des alten Sceptikers Lucubrations in der bezeichneten Sphäre der Wissenschaft im Wesentlichen dahin (S. 19), daß Voltaire's naturwissenschaftliche Kenntnisse „die Grundlage seiner natürlichen Theologie und seine unerschöpfliche Kistkammer in dem doppelten Kampfe gebildet hat, den er gegen die Orthodoxie und gegen den Atheismus bis zum letzten Hauche geführt;“ daß er seit seinem Aufenthalt in England wie mit naturwissenschaftlichem Geiste gesättigt erscheine; daß dieser Geist es gewesen, der ihn zum Anhänger von Locke's Empirismus machte, ihn einnahm gegen das, was er l'esprit de système nannte, was uns Speculation heißt, ihn überall nach dem zureichenden mechanischen Grunde der Erscheinungen suchen ließ und so seine rationelle und realistische Auffassung vieler Fragen bedingte, die vor ihm kaum aufgeworfen oder nach den Formeln der Schule und nach hergebrachter Autorität beantwortet wurden.“ Dieser Auffassung der naturwissenschaftlichen Seite in Voltaire's Wesen und Wirken, womit auch deren Darstellung in Dugle's History of civilization übereinstimmt, entspricht es, wenn wir bei einer früheren Gelegenheit (1847) den gründlichen Kenner Newton's als den ersten in der Reihe jener Denker bezeichneten, die in Frankreich durch Aufhellung und Verbreitung der Naturkunde ihr Bestreben, den Zustand der Menschheit mit der Natur wenigstens annähernd in Einklang zu bringen, mit glänzendem Erfolg unter-

stüßten, und unter welchen nächst Voltaire sein Freund und Macheiferer Condorcet einen ehrenvollen Platz einnahm und die später in Franz Arago (dem Aelteren, nicht zu verwechseln mit seinen Herren Söhnen!) einen der hervorragendsten und gefeiertsten Vertreter fanden. Und eben in Hinblick auf die hier in Rede stehende, für die gerechte Würdigung Voltaire's in seiner geistigen Totalität nicht außer Acht zu lassende Eigenschaft desselben schien es angemessen, Du Bois-Reymond's ihrer Betrachtung vorzugsweise gewidmete Schrift in Erinnerung zu bringen.

Ellissen.

Wir glauben, diesem Aufsatz am schicklichsten die nachfolgende Notiz anzufügen zu sollen, welche auf Strauß Bezug hat und in mehr als einer Hinsicht erfreuen darf; den Hinweis nämlich auf die soeben erschienenen:

Essais d'histoire religieuse et mélanges littéraires par D. F. Strauss, tradits par M. Charles Ritter; avec une introduction par E. Renan. Paris, Michel Lévy 1872.

Ist es von jeher selten gewesen, wenn andere als streng fachwissenschaftliche Werke aus dem Deutschen in's Französische übersetzt wurden, so scheint seit dem Kriege das Interesse, welches das gebildete Publicum jenseits der Vogesen an deutschen Büchern nahm, sich fast auf die militärischen und publicistischen Schriften beschränken zu wollen. Um so erfreulicher ist das Erscheinen des angezeigten, dem Andenten Sainte-Beuve's gewidmeten Buches, das die deutsche Essay-Literatur auf's glänzendste vertritt. Es wäre natürlich überflüssig, bei dieser Gelegenheit Strauß zu empfehlen: wir sprechen nur von H. Ritter's Uebersetzung, der Deutsche wie Franzosen zu gleichem Danke verpflichtet sind. Mit feinstem Geschmacke sind aus Strauß' verschiedensten Schriften theils einzelne Aufsätze, theils solche Partien ausgewählt, welche ein Ganzes bilden, und auch außer dem Zusammenhang verstanden und genossen werden können. So sehen wir versammelt: den Vortrag über Nathan den Weisen, über Justinus Kerner, über den Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, das 18. und 19. Jahrhundert und das Christenthum, (Einleitung und Schlußworte aus dem Buche über H. S. Reimarus), den Protestantismus im 19. Jahrhundert (Vorrede zu Hutten's Gesprächen), zahlreiche Stücke über des Verfassers und seiner Freunde Jugendjahre aus der Biographie Christian Märklins; einen bedeutenden Beitrag haben ferner die kleinen Schriften geliefert, die uns so tief in D. F. Strauß' Gemüthsleben blicken lassen: ich nenne nur den rührenden Aufsatz: „meine Mutter.“ Die Uebersetzung muß eine meisterhafte genannt werden, und erfüllt vollkommen die Erwartungen, die man aus einer bereits früher veröffent-

sichten Probe*) sich bilden konnte; die strenge Eleganz, die sonnenhelle Klarheit, die Schärfe und die Tiefe des Ausdrucks, alle diese Vorzüge, die den Verfasser des Lebens Jesu anerkanntermaßen zu einem der ersten deutschen Stilisten machen, sind auf's glücklichste wiedergegeben, und jeder, der sich einmal damit befaßt hat weiß, mit welchen endlosen Schwierigkeiten der Uebersetzer aus dem Deutschen in's Französische zu kämpfen hat. Und doch können wir einen gelinden Zweifel nicht unterdrücken, ob das Buch den Nutzen haben wird, den es stiften kann und soll: manches darin ist zu deutsch, um ein ächt französisches Publikum, das überdieß fast nur ein protestantisches sein kann, anzuziehen und zu fesseln, die französische Schweiz ist zu orthodox, um sich mit Strauß zu befreunden — desto mehr Lob verdienen alle, die das schöne Buch in die Welt gesandt: die Verleger für die vortreffliche Ausstattung, E. Menan für den Versuch eines versöhnlichen Tons in der Empfehlung an seine Landsleute und vor Allem Ritter für seine Initiative und seine Uebersetzung.

W. G.

Das Goethe-Haus in Rom.

Die Stätte, die ein edler Mensch betrat, ist zwar von selbst schon eingeweiht und es sollte keiner Veranstaltung bedürfen, um ihren Zauber nachfolgenden Geschlechtern wirksam zu erhalten. Dennoch freveln Zufall und Ueberlieferung nur zu häufig gegen diesen Satz, wenn es darauf ankommt, die allgemeine Stätte des Aufenthaltes durch Straße und Haus zu specialisiren. So drohte es selbst der Stelle zu gehen, an welcher Goethe in seiner zweiten Heimathstadt, in Rom, gewohnt hat.

Als dem Schreiber dieser Zeilen von der römischen Stadtbehörde der schöne Auftrag zu Theil wurde, die Wohnhäuser berühmter Männer der Vergangenheit zu bezeichnen, damit denselben ein äußerliches Merkmal des Gedächtnisses angefügt werden könne, gehörte es zu seinen ersten Sorgen, die Wohnung Goethe's ausfindig zu machen. Da fand sich nun, daß die lebende Erinnerung über Erwarten schwach und unzuverlässig geworden war. Die 85 Jahre, die seit Goethe's Eintritt in die ewige Stadt verflossen waren, hatten diese Erinnerung an Ort und Stelle so gut wie völlig verwischt. Nun ist freilich das Verhältniß der beiden unsterblichen Namen Rom und

*) *Monologues théologiques*, 1867. *Deux Discours*, Genf 1868.

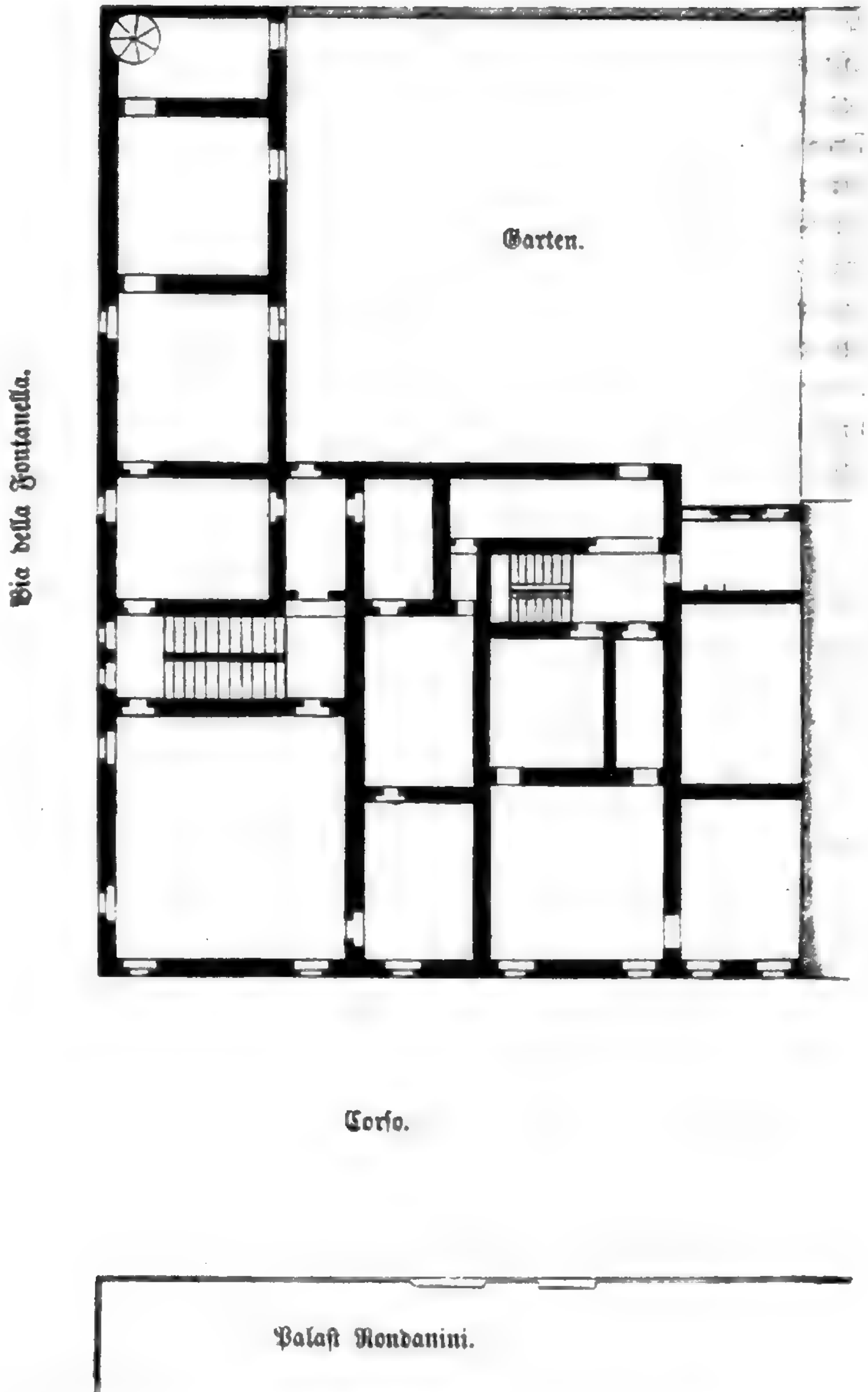
Goethe so bedeutungsvoll und so unutilgbar, daß wir auf genauere Kunde kleiner äußerlicher Umstände wohl verzichten dürften, aber bei Männern solcher Art ist uns kein Moment, das auf ihr Leben Bezug hat, unerheblich; weiß doch Jedermann, wie sehr gerade kleine Neußerlichkeiten im Stande sind, die Vorstellungskraft anzuregen. Goethe's Wohnung aber ist ein gemeinsames Hausheiligthum der Römer und der Deutschen; der Bürger der Stadt, in welcher dem Dichter der Iphigenie das Leben im großen Stile aufging, und der Landsgenosse, der als Wanderer herüberkommt, seine Spur zu suchen, fragt mit gleichem Gemüthsinteresse nach dem Goethe-Haus.

Bei dem Wirrniß der Ueberlieferung konnte nur Goethe selbst als Bädeler dienen. Wenig Tage nach seiner Ankunft in Rom, am 8. November 1786, schreibt er: „ich heiße nun der Baron gegen Rondanini über“, und unterm 25. December: „gegen uns über im Palast Rondanini steht eine Medusenmaske u. s. w.“ Nun wissen wir, daß er eine kleine Stube im Hause seines Freundes Tischbein inne hatte. Dieser schrieb unterm 9. December 1786 folgendermaßen über seinen Quartiergenossen an Lavater: „Er beehrte von mir ein kleines Stübchen, wo er schlafen und ungehindert arbeiten könnte, und ein ganz einfaches Essen, das ich ihm denn leicht verschaffen konnte, weil er mit so Wenigem begnügt ist.“ In seiner Selbstbiographie (II, 33) erzählt Tischbein, daß er am 24. Januar 1783 bei seiner zweiten Ankunft in Rom auch seine alten Wirthsleute „in der Strada Babuina“ wieder heimgesucht habe; aber 3 Jahre nachher finden wir ihn nicht mehr dort. Denn als Goethe von seiner im Februar 1787 angetretenen Reise nach Neapel zurückkam, am 6. Juni d. J., stieg er dem Palast Rondanini gegenüber in Tischbein's Hause ab. Die nahe Beziehung der Hausgenossen wird noch durch den Umstand bestätigt, daß Goethe während zeitweiliger Abwesenheit seines Wirthes, der im Sommer des Jahres seinerseits nach Neapel gegangen war, dessen Zimmer und Atelier bezog. „Ich habe ein schönes Quartier“, schreibt Goethe Ende Juni 1787, „gute Hausleute. Tischbein geht nach Neapel, und ich beziehe sein Studium, einen großen kühlen Saal.“ Dies nun ist das Haus Rondanini gegenüber. Das bestätigt ein anderer Brief Goethe's vom 5. Juli, worin die Nähe der Porta del Popolo erwähnt wird („eine halbe Stunde von dem Thor, an dem ich wohne“); und aus einer Tagebuchbemerkung vom Monat Juli („störende Naturbetrachtungen“), in welcher Goethe einer im Atelier Tischbein's veranstalteten Musikaufführung erwähnt, wird klar, daß die Fenster dieses Zimmers auf den Corso sahen: „Auf einmal nun zog unsere zwar anständige, aber doch stille Wohnung dem Palast Rondanini gegenüber die Aufmerksamkeit des Corso auf sich.“ Die Belegenheit der Wohnung wird dann noch einmal (Bericht vom November) beim Besuche Christoph Kayser's genau an-

gegeben: „Da er (Kaiser) denn auch nicht säumend mit dem Kurier durch Italien hindurch flog, sehr bald bei uns eintraf und in dem Künstlerkreis, der sein Hauptquartier im Corso, Mondanini gegenüber, aufgeschlagen hatte, sich freundlich aufgenommen sah.“ Im April des folgenden Jahres, als Tischbein's Rückkehr bevorstand, räumte Goethe die bequemere Wohnung wieder und zog in den Oberstock desselben Hauses, den er (Bericht vom April 1788) also beschreibt: „Die oberen Räume waren den unteren gleich, die hintere Seite jedoch hatte den Vortheil einer allerliebsten Aussicht über den Hausgarten und die Gärten der Nachbarschaft, welche, da unser Haus ein Eckhaus war, sich nach allen Seiten ausdehnte. Hier sah man nun die verschiedensten Gärten, regelmäßig durch Mauern getrennt, in unendlicher Mannichfaltigkeit gehalten und bepflanzt: dieses grünende und blühende Paradies zu verherrlichen, trat überall die einfach edle Baukunst hervor: Gartensäle, Balcone, Terrassen, auch auf dem höheren Hinterhäuschen eine offene Loge, dazwischen alle Baum- und Pflanzenarten der Gegend.“

Aus diesen Bemerkungen geht hervor, daß Goethe sowohl bei seinem ersten als bei seinem zweiten Aufenthalte in Rom dem Palast Mondanini gegenüber gewohnt hat: das erste Mal in einem ihm von Tischbein abgetretenen Stübchen, dann in dessen Atelier, endlich in einem Zimmer darüber. Als Hauptanhaltepunkte diente für meine Nachforschungen: 1. die Bezeichnung des Hauses als „anständig“, 2. daß es eine Straßenecke bildete und 3. einen Saal mit Fenstern nach dem Corso hinaus enthielt, sowie endlich 4. daß sich hinter demselben Gärten mit regelmäßigen Mauerabtheilungen erstreckten.

Der Palast Mondanini (oder Mondinini) nahe bei Porta del Popolo am Ende des Corso ist aller Welt bekannt, und auch das berühmte Medusenhaupt, dessen Goethe erwähnt. Ausdrücklich nennt er zu vier verschiedenen Malen das vis-à-vis seiner Wohnung und zwar so, daß man gradüber verstehen muß. Nun befindet sich gradüber vom Palast Mondanini nur ein Haus von anständigem Aussehen; es trägt die Nr. 18, ist jetzt Eigenthum der Signori Bracci und bildet die Ecke der Via della Fontanella. Aber schon der Augenschein lehrt, daß das Gebäude, wie es jetzt ist, nicht der Zeit von Goethe's damaligem Aufenthalte angehört; auch der Saal mit den Fenstern nach dem Corso hinaus findet sich nicht. Allein ein günstiger Zufall hat sowohl den Aufriß wie auch den Grundplan des früheren Gebäudes erhalten, und diese im Besitz der jetzigen Eigenthümer befindlichen Zeichnungen, von denen die eine hier mitgetheilt wird, gewähren die Beweismittel zur Feststellung der Identität.



Grundriß von Goethe's Wohnhaus in Rom vor dem Jahre 1833.

Der Umbau hat im J. 1833 stattgefunden, und zwar hatte das alte Haus dieselbe Grunderstreckung wie das jetzige. Es bestand aus einem Halbgeschoss und zwei oberen Stockwerken; die erste Etage zählte 7 Fenster nach dem Corso hinaus von ungleichmäßigen Abständen, die zweite nur 5, da sie um 2 Fensterbreiten am hinteren Ende, von der Ecke aus gerechnet, kürzer war als die erste. Das Haus war ursprünglich mit 2 Thüren und 2 Treppenaufgängen versehen; äußerlich Eins, umfaßte das Gebäude zwei verschiedene Häuser mit verschiedenen Besitzern. Auf das Aussehen des Gebäudes, wie es der noch vorhandene alte Aufriß zeigt, paßt der Ausdruck „anständig“ durchaus. Bei der Renovation, welche einige Verschönerungen durch Karnise und andere Bauglieder hinzufügte, wurde die Zahl der Fenster, die überdies nunmehr in gleiche Abstände gerückt sind, auf 6 beschränkt, aber den beiden oberen Stockwerken ein drittes aufgesetzt und anstatt der beiden früheren Eingänge ein einziger für das ganze Haus in der Mitte angebracht, wie denn auch das Ganze in eine Hand überging. An der Höhe des Untergeschosses und der beiden ehemaligen Stockwerke ist übrigens nichts geändert.

So überzeugend nun auch diese Aufschlüsse über die äußerlichen Veränderungen des Hauses schienen, so unsicher wurde ich doch wieder, als ich die innere Structur verglich. Denn den von Goethe erwähnten Saal suchte ich lange vergebens. Endlich jedoch entdeckte ich ihn in den beiden Eckzimmern, von denen das eine zwei Fenster nach dem Corso, das andere zwei Fenster nach der Via della Fontanella hat. So war der Ort wirklich gefunden, nach dem ich mit Unruhe geforscht, nur daß freilich, als ich hinausschaute, das Fenster nicht mehr klang, aus welchem vor Zeiten Angelica Kaufmann herüber gegrüßt hatte.

Im Uebrigen ist am Innern des Hauses nicht gar zu viel verändert, ausgenommen, daß, wie erwähnt, die beiden ehemaligen Treppen einer einzigen neuen gewichen sind und daß eine Reihe Zimmer in der nach Via della Fontanella gerichteten Seite jetzt den Blick auf die Gärten verschließt. Ganz hat jedoch die wandelnde Zeit die freundliche Aussicht nicht zerstört; denn wenn man auf die nach dem Garten sich öffnende Loggia tritt, erfreut noch heute dasselbe Grün, dieselben Gärten und Veranden, die einst Ihren größten Landsmann entzückten. Zwar wird der Duft der Vegetation durch ein unten zur Linken aufgeführtes niedriges Bauwerk etwas ferner gerückt, aber der ganze Complex ist bis auf die regelrechten Mauerzüge und sogar bis auf die mit Blumen geschmückte Halle, deren Goethe gedenkt, noch heutigen Tages vorhanden.

Im Garten da unten (er ist jetzt freilich ein Stück schmaler geworden), wo Goethe am 30. Juli 1787 zu einem kleinen Fest geladen war (Bericht vom April 1788), zog damals, wie der Nachbar erzählt, ein alter geistlicher Herr

mit großer Sorgfalt seine Vimonen „in verzierten Vasen von gebrannter Erde“, und auch von diesem anmuthigen Merkmal findet sich noch heute ein Ueberrest in einer Anzahl hübscher Töpfe aus Terracotta, in denen jetzt Orangen blühen. Wer war jener Priester? Zu Anfang unseres Jahrhunderts gehörte die größere Hälfte des Hauses, und zwar die Seite, wo Goethe wohnte, einer Dame Namens Costanza Moscatelli, der andere Theil dem Canonicus Don Giovanni Martini. In ihm vermuthen wir wohl mit Recht den Vimonenfreund. Endlich stellen sich auch „die guten Hausleute“ noch ein, deren Tischwein und Goethe rühmlich erwähnen. Den ersten Stock des Hauses nämlich hatte seit langer Zeit die Familie Terziani inne, und diese wird vermuthlich gemeint sein.

Durch diese Feststellungen glaube ich die Angabe widerlegt zu haben, welche Heinrich Sebastian Hüsgen in seinem Kunstmagazin (Frankfurt a. M. 1790, S. 439) von Goethe's römischer Wohnung 1786 gegeben hat, indem er bemerkt: „G. wohnte daselbst unter seinen Landsleuten auf dem spanischen Platz.“

Das richtige Goethe-Haus in Rom trägt heute eine Gedächtnistafel mit der Inschrift:

IN . QUESTIA . CASA .
IMMAGINO . E . SCRISSE . COSE . IMMORTALI .
WOLFANGO . GOETHE .
IL . COMVNE . DI . ROMA .
A . MEMORIA . DEL . GRANDE . OSPITE .
POSE
MDCCCLXXII. *)

Rom, Sommer 1872.

Prof. Gnoli.

Die Ruinen von Baalbek-Heliopolis.

(Schluß zu vor. Nr.)

Die Baukunst des classischen Alterthums, seitdem sie in Griechenland zu mustergültiger Vollenbung ausgebildet worden war, hatte im Laufe der Zeiten und im Wechsel der Ereignisse manche Wandlungen erfahren. Ihre ursprüngliche Reinheit und maßvolle Schönheit wurde zuerst beeinträcht-

*) In diesem Hause wohnend schrieb Wolfgang Goethe Unsterbliches: Des zum Gedächtniß errichtete diese Tafel die römische Stadtgemeinde i. J. 1872.

tigt, als die Siegeszüge Alexander's griechische Cultur nach Asien und Afrika trugen; damals zuerst wurden Pracht und Genuß Hauptfordernisse öffentlicher Bauten. Die Römer, die nach und nach alle Länder und Völker und mit ihnen alle Gebiete menschlicher Thätigkeit unter ihr Joch beugten, bemächtigten sich auch der griechischen Architectur und drückten ihr den Stempel ihres, wenn auch großartigen, so doch einigermaßen rohen und rücksichtslosen Geistes auf. Sie eigneten sich die griechischen Architecturformen äußerlich an, vermischten sie mit mancherlei fremdländischen Elementen und verwendeten sie mit großer Freiheit zu den mannichfaltigsten Zwecken. So schufen sie Werke, in denen wir zwar das innere, gleichsam organische Leben, die strenge Beobachtung der feinsten ästhetischen Gesetze, wie sie sich in den griechischen Bauten der besten Zeit dem Beschauer enthüllen, vermissen, die aber immerhin als originelle Schöpfungen eines gewaltigen Volkes, als Werke einer bedeutenden Culturepoche imponiren müssen.

Die Bauten von Baalbet entstanden, wie wir bereits gesehen haben, am Ende der letzten Glanzperiode römischer Herrschaft; sie tragen in hervorragender Weise alle die Eigenschaften zur Schau, die die schönen Traditionen römischer Baukunst bildeten, zugleich aber auch die Mängel, die auf einen nahen Verfall hindeuten. —

Das Erste, was wir bewundern, ist die vollendete Technik, die alle Schwierigkeiten und Hindernisse mit der größten Virtuosität überwunden hat. Die Bauten sind sämtlich aus schönem marmorartigen Kalkstein erbaut, der in der Nähe von Baalbet bricht, und zwar ohne jegliche Anwendung von Mörtel; an einzelnen Stellen war Marmor verwendet, so an dem Portal des kleineren Tempels; die Säulenschäfte in den Höfen scheinen, nach den Ueberresten zu schließen, Monolithe von Granit gewesen zu sein; auch ist wohl nicht daran zu zweifeln daß die Römer ihrer Liebhaberei für Verwendung bunter Marmorarten auch hier nachgegeben haben; jetzt findet man nur noch wenig Reste davon. — Durch große zu bedeutenden Höhen emporgehobene Werkstücke zeichnen sich nicht nur die unteren Mauern, sondern auch die Tempel aus. Die Säulenschäfte am großen Tempel sind nur aus drei Stücken zusammengesetzt, einige der Säulen des kleineren Tempels nur aus zwei Stücken, und wie fest sie zusammengefügt waren, haben wir oben durch ein merkwürdiges Beispiel belegt. Ein wahres Meisterstück ist die Sella-mauer des kleineren Tempels. Alle Anstrengungen der Natur und der Menschen haben nicht vermocht, die Quadern zu verrücken und noch heutzutage ist es unmöglich, in ihre Fugen, wie sich ein früherer Reisender ausdrückt, auch nur mit einer Messerklinge einzudringen.

Aus dem Bewußtsein des Könnens entspringt immer die Kühnheit der Entwürfe. Und in der That, die Großartigkeit des Planes ist nicht minder

zu bewundern wie die Vollendung in der Ausführung. Großartig war der Plan durch seine gewaltigen Dimensionen, nicht minder aber durch die geniale Benutzung des Raums und der landschaftlichen Umgebung. Hoherhoben über die Thalfläche, im Rücken die steilen Abhänge des Antilibanon, stehen die Tempel und Tempelhöfe an bedeutender Stelle und bezaubern das Auge durch jenen Adel der Formen, der alle Werke antiker Architectur auszeichnet. Von welcher Seite man kommen mag, überall bietet sich ein neuer überraschender Anblick; am deutlichsten aber erkennt man, mit wie feinem Geschmac der Baumeister die Gebäude der landschaftlichen Situation anzupassen gewußt hat, wenn man auf der Ostseite in den höheren Theilen der Stadt steht. Von dort aus gesehen erscheint die ganze Gruppe auf dem tieffastigen Grunde der Thalebene und über ihr erhebt sich in der Ferne der Libanon mit seinen mächtigen und schönen Linien. Veruht hier die malerische Wirkung auf weiser Berechnung, so schlug doch gerade diese Rücksicht auf's Malerische zum Nachtheil der römischen Architectur aus. Auch dafür liefert uns Baalbel hinreichende Beweise. Indem die römischen Baumeister von den Regeln der griechischen Baukunst, die auf dem innersten Wesen der architectonischen Glieder beruhten, willkürlich abgingen und den inneren Organismus des Bauwerkes seinem äußeren Reize aufopfert, mußten sie schließlich zu einer rein decorativen, überladenen und endlich geschmacklosen Bauart gelangen. Die Tempel von Baalbel stehen sozusagen noch auf der Grenze: wollten wir allerdings auf sie die Regeln der Vitruv anwenden, so würden wir nur Ausnahmen finden. Um nur Einiges zu erwähnen, ist z. B. die korinthische Ordnung, die überall vorherrscht, mit großer Freiheit behandelt; unter die Basis der Säulen ist noch ein Sockel untergeschoben, die Canelluren hat man sich fast allenthalben erspart; in den Vorhallen des kleineren Tempels stehen canellirte Säulen neben nichtcanellirten; die Intercolumnien sind an den Vorderfronten willkürlich verbreitert und im Verhältniß zu der Stärke und Höhe der Säulen allenthalben zu eng. Was aber am meisten in die Augen fällt, ist die Auflösung der Wandflächen in eine Unzahl architectonischer Glieder, die trotz ihrer Ueberladung mit Ornamenten durch einförmige Wiederholung ermüden und den Beweis liefern, daß äußerlicher Reichthum den inneren Mangel an Erfindungskraft nie verdecken, geschweige denn ersetzen kann. Am eintönigsten sind in dieser Hinsicht die Höfe, die mit ihrem Nischen- und Säulenwerk stark an Bopfbauten erinnern. Indessen wenn wir auch hier bereits die Vorbilder für die Ausschreitungen der späteren Renaissance sehen, so ist Baalbel doch vor allzugroßen Geschmacklosigkeiten bewahrt geblieben. Die Ornamentik steht, an sich betrachtet, noch auf sehr hoher Stufe der Vollendung. Denn wenn man auch von der weisen Mäßigung der Griechen, die den ornamentalen Schmuck auf ganz bestimmte

architectonische Glieder beschränkt hatten, abgegangen war, so besaß man doch noch Verständniß genug für die wirksame Vertheilung der Zierrathe, deren breiter und etwas schwulstiger Charakter allerdings auch die Schwächen der Ornamentik aus der römischen Kaiserzeit an sich hat.

Es ist ein interessantes Zusammentreffen, daß unweit der beschriebenen Tempel die Ruine eines Gebäudes steht, welches, offenbar späteren Ursprungs, uns in der Geschichte der römischen Baukunst um einen Schritt weiter und dem Verfall näher führt. Es sind Ueberreste eines kleinen Rundtempels von ganz eigenthümlicher Gestalt. Die Cella selbst war rund, umgeben von 6 Säulen, welche einen Architrav trugen, der zwischen je 2 Säulen einen nach der Cellamauer gewendeten Bogen bildete; dadurch hat das Gebäude eine sechseckige Gestalt erhalten; der Tempel hatte eine Vorhalle und ein großes Portal. So anmuthig auch die Ruine des Gebäudes inmitten einer üppigen Vegetation erscheinen mag, so zeigt ihre Bauart doch schon deutliche Spuren der Verwilderung; die Formen sind barock, die einzelnen Theile plump, die Ornamente theilweis sehr roh. — Dieser Tempel hat von jeher für ein Heiligthum der Venus gegolten, auf deren in Baalbel neben dem Sonnencultus heimischen Dienst sich eine Schriftstelle bezieht, die auf den Ueberfluß an schönen Frauen, den sogen. „Libanotinnen“ deutet.*) Auch dieser Vorzug von Baalbel ist leider mit so vielen anderen Herrlichkeiten verloren gegangen. Ueberhaupt überdauerte die gute Zeit Syriens die Vollendung der Tempel von Baalbel nur um Weniges, ja manche Anzeichen lassen schließen, daß die Anlage selbst niemals ganz vollendet worden ist.

Aus einem blühenden, reichen Lande ward nach und nach eine Einöde, die Städte entvölkerten sich, die Bewohner verarmten, die Tempel verfielen. Zuerst kamen die Bürgerkriege, dann die Religionskriege. Baalbel, wo der Cultus der Sonne und der syrischen Aphrodite allerdings einen sehr ausschweifenden Charakter angenommen haben mochte, scheint sich lange gegen das Eindringen des Christenthums gewehrt zu haben, und aus dem dritten Jahrhunderte wird der grausame Märtyrertod eines Christen Gelasinus ausdrücklich berichtet. Constantin's Gewaltmaßregeln machten dem Widerstand ein Ende; er hob den heidnischen Cultus auf und scheint den kleineren der beiden Tempel in eine christliche Kirche umgewandelt zu haben; wenigstens findet man daselbst die Fundamente von zwei Mauern, welche, mit der Längswand der Cella parallel laufend letztere in drei Schiffe getheilt haben müssen. Die Fundamente sind offenbar aus späterer Zeit als der Tempel selbst und

*) „Heliopolis, quae propinquat Libano monti, mulieres speciosas pascit, quae apud omnes nominantur „Libanotides“, ubi Venerem magnifice colunt; dicunt enim ibi habitare et mulieribus gratiam formositatis dare.“

können recht wohl der Umwandlung des letzteren in eine Kirche gedient haben. Wenn Constantin sich mit solcher Veränderung begnügte, so heißt es von Theodosius, er habe die Tempel der Götzen überhaupt zerstört. Ob er die erste Hand an die Tempel von Baalbel gelegt hat, wissen wir nicht; doch ist die Vermuthung ausgesprochen worden, er habe den großen Tempel abgebrochen und aus seinen Trümmern eine Basilica in der Mitte des großen Hofes erbaut; und allerdings finden sich an dieser Stelle umfangreiche Reste eines jetzt freilich nicht minder zerstörten Gebäudes.

Hatte es Jahrhunderte gedauert, bis das Christenthum die alten Stätten der heidnischen Cultur in Besitz genommen, so trat dagegen der Islam mit unwiderstehlicher Raschheit auf. Schon im Jahre 636, im 15. Jahre der Flucht, befand sich der Ort in den Händen der Muhamedaner. Von diesem Zeitpunkte an verschwindet der Name Heliopolis, den die Stadt in der ganzen Periode griechischer und römischer Herrschaft getragen hatte, und das alte Baalbel tritt wieder in seine Rechte und hat seitdem fortbestanden. Die spärlichen Nachrichten, die uns die Geschichte von den ferneren Schicksalen der Stadt und ihrer Tempel aufbewahrt hat, beziehen sich lediglich auf Kämpfe, Eroberungen, Plünderungen. Der Tempelberg wurde in eine Festung umgewandelt und war lange Zeit hindurch Gegenstand blutigen Streites erst zwischen den arabischen Herrschern unter sich, dann zwischen diesen und den Kreuzfahrern; aus jener Zeit stammen die sarazenischen und christlichen Umbauten, die so arge Verunstaltung anrichteten; das große Portal wurde vermauert, auf den Flügeln thurmartige Aufsätze aufgeführt, die Umfassungsmauern mit Zinnen versehen; auch der kleinere Tempel erhielt eine Art Wachtthurm, von dem noch Ueberreste vorhanden sind. Aus der Zeit der Kreuzzüge scheint ein umfangreiches Gebäude an der Südostecke der Plattform zu stammen; den Eingang bildet ein elegantes sarazenisches Portal, im Innern befinden sich in zwei Stockwerken mehrere Zimmer und ein größerer Saal, der die Form des griechischen Kreuzes hat und zu kirchlichen Zwecken gedient haben mag; er ist spitzbogig und die Fensteröffnungen werden durch Schießscharten vertreten. —

Eine schlimme Katastrophe kam über Baalbel um das Jahr 1400, als es von Timur und seinen asiatischen Horden erobert wurde. Auch zahlreiche Erdbeben haben zur Zerstörung der Prachtbauten beigetragen. Das schlimmste aber, was Baalbel widerfahren konnte, war seine Unterwerfung unter das türkische Reich. Unter dem Fluche türkischer Regierung ist Stadt und Land verfault. Die alten Tempel dienen als Steinbruch für jeden, der bequemes Baumaterial braucht: die Massen von Eisen, die einst dazu verwendet waren, die einzelnen Theile zusammenzuhalten, sind längst der Habgier der Einwohner zum Opfer gefallen. — Unter diesen Umständen ist es immer noch

wunderbar, daß wenigstens Einiges von den alten Bauten auf uns gekommen ist. Wie lange freilich die Ruinen dem gänzlichen Untergange noch trotzen werden, ist ungewiß; das nächste Erdbeben kann z. B. die sechs Säulen des großen Tempels vollends zu Fall bringen. Wenn man die Zeichnungen von Wood aus dem Jahre 1751 betrachtet, so bekommt man einen niederschlagenden Eindruck von den Zerstörungen, die das letzte Jahrhundert mit sich gebracht hat, und kann sich eine Vorstellung machen, wie kläglich das alte Heliopolis nach weiteren 100 Jahren aussehen wird.

Der letzte Eindruck von Baalbek hat sich mir durch zufälliges Spiel des Wetters verdüstert. Am Abend nach einem herrlichen Tag schickte ich mich an, den Ort zu verlassen, um noch vor Einbruch der Nacht das nächste Quartier zu erreichen. Da thürmte sich Gewölk über den Libanon, heftiger Wind erhob sich, bald war der Himmel bedeckt und der Sturm trieb mir den Regen in's Gesicht. Als ich einige hundert Schritte geritten war, wandte ich mich zu letztem Rückblick um, die untergehende Sonne brach noch einmal hervor und übergieß Säulen und Tempel mit grellem Gluthschein, um sie alsbald in um so tieferem Dunkel verschwinden zu lassen. Der Anblick war so überraschend, daß er mir bedeutungsvoll erschien. Bezeichnen doch die Bauten von Heliopolis den Scheidepunkt einer glänzenden Zeit, und wenn auch anderswo ein neuer Tag erstanden ist, auf jenen Stätten altclassischen Lebens ruht für immer die Nacht der Barbarei. —

Conrad Fiedler.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Pfassenothe am Rhein. Aus Cleve. — „Was habt Ihr aus unserm Rheinland gemacht!“ wurde jüngst im Reichstag von beredtem, jurnendem Munde der Centrumspartei zugerufen. Von der Bitterkeit der Empfindung, die aus diesen Worten spricht, glaubte wohl jeder patriotische Hörer oder Leser etwas mitzufühlen. Aber ein volles Echo konnten sie doch nur hier finden; wem die kleinen Erlebnisse jedes neuen Tages neuen Anlaß geben bei sich auszurufen: was hat man aus dem gepriesenen Rheinland gemacht! der erst fühlt den vollen Schmerz und den ganzen Bohn; den die gegenwärtige Lage dieser Provinz von einem frei und deutsch schlagenden Mannesherzen fordert. Verschiedentlich sind in neuester Zeit in der Oeffentlichkeit Stimmen laut geworden, die fast wie Hilferufe aus höchster

Noth ernstlichere Theilnahme und planvolleres Handeln von Seiten der Leiter unseres Staates verlangten oder auch erflehten. Ob irgendwo Eindruck damit gemacht worden ist, können wir nicht wissen. Daß es nicht überflüssig sei, einen gleichartigen Ruf auch unsererseits zu erheben, ist nur zu gewiß.

Wenn man den politischen Particularismus eines Kleinstaats als Caricatur des gesunden Patriotismus verurtheilt, so gestattet man doch einem Stamm oder einer Provinz gern ein frohes Bewußtsein von dem, was sie Gutes und Eigenes hat. Dem Rheinland gegenüber ist dies mit besonderer Liberalität seit lange geschehen. „Die Mädchen so frank und die Männer so frei, als wär' es ein adlig Geschlecht“; das ist in wenig Worten der Anerkennung oder des Selbstbewußtseins fürwahr genug. Vielleicht ist der Zweifel erlaubt, ob das Volk je so viel war, als es galt. Es wollte uns längst scheinen, daß dasselbe seit geraumer Zeit wenigstens an dem ernstesten geistigen Streben anderer Theile des Vaterlandes keinen gleichen Antheil genommen, daß der Begriff der idealen Pflichterfüllung, dessen Entwicklung und energische Aufnahme das Mittel zur Größe Deutschlands war, hier weniger gelte, daß die Arbeit der Charakterbildung weniger geschätzt werde. Die natürlichen Wirkungen des „beglückenden“ Krummstabregiments treten in einem großen Theil der Provinz bis heute zu Tage, in einem anderen lähmt das niederländische Phlegma freie Geistesbewegung, die Noth des Lebens in den Gebirgsgegenden abseits vom Strome verurtheilt einen dritten Theil zur Unbedeutendheit. Diese Momente haben seit lange zusammengewirkt. Und heute ist das Volk hier zu einer geistigen Abhängigkeit, einer geistlichen Knechtschaft gelangt, die das oben erwähnte Wort von der Männerfreiheit nur als heitere Ironie oder auch bittere Satyre gelten läßt, und das Prädicat „adelig“ nur etwa im Sinn eines päpstlichen Gefolgsadels verdient. Natürlich meinen wir mit „Volk“ nicht bloß die ungebildete Menge und rechnen ihr's nicht an (obgleich es schon eine traurige Wahrheit ist, daß unsere so oft mit dem 16. Jahrh. verglichene Zeit an geistiger Empfänglichkeit auch des gemeinen Mannes ganz offenbar hinter jenem Jahrhundert zurückbleibt): die ultramontanen Wahlen wären nicht zu Stande gekommen, wenn nicht auch die gebildeten und gebildetsten Stände zum großen Theil mit auf jener Seite ständen. Und darin liegt das Erbärmliche.

Der Unterschied aber zwischen Diesen und der freien patriotischen Partei ist jetzt zu einem wirklichen Gegensatz, einem tief feindlichen geworden. Eine ganz und gar unheimliche, gewitterschwere Luft liegt über dem schönen Rheinlande. Vor zwei Jahren war man auch hier fortgerissen zur Begeisterung für den Ehrentampf. Aber es waren nicht Wenige, die mit einer gewissen

reservatio mentalis Antheil nahmen, und seitdem ist man — wie rasch! — zum Mißtrauen, zum Groll, zum bittersten Haße hinübergegangen, oder hinübergehört worden. O über die vermeintliche Harmlosigkeit des Unfehlbarkeitsdogmas! Der Beschluß des Vaticanum war mehr als eine verlorene Schlacht für uns. Er hat aus der katholischen Kirche hinausgedrängt, was Bildung und Charakter hatte und was der Kirche noch Bildungsfähigkeit und achtungswerthes Geistesleben verleihen konnte. Diese Elemente wollte man nicht mehr, und geblieben ist nur eine willenlose, unfreie, ganz gefügige Masse; die Hierarchie ist unendlich gestärkt. Rom mag wohl der Altlatibelen spotten, denn diese haben freilich Nichts gewonnen als sich selbst, Nichts gerettet als ihre Ehre. Das Nächste ist jetzt, die gesichteten und erprobten Massen vorzubereiten auf die Eventualität körperlicher Kämpfe. Das Nächste? Nein, man ist ja längst mitten darin oder schon fertig mit dieser Aufgabe. Die organisirte Revolution im deutschen Reich, das ist gegenwärtig die clericale Genossenschaft. Was im Geheimen geschieht, im Reichstuhle, in Schulen, im persönlichen Verkehr, in Vorträgen vor geschlossener Gesellschaft, kann man ahnen, schließen aus dem, was öffentlich geschieht. Die auf's Heußerste gereizte Intoleranz gegen Andersdenkende bricht ja gar nicht selten durch in Handlungen brutaler körperlicher Gewalt. Vor Allem vergeht keine Procession, die nicht mit dieser widerlichen Ausschreitung verbunden wäre. (Warum diese herausfordernden und für Viele demüthigenden öffentlichen Aufzüge vom paritätischen Staat nicht aus der Oeffentlichkeit verwiesen werden, ist schier unbegreiflich!) Am letzten aber zeigt die Situation die urplötzlich zu einer staunenswerthen Blüthe gelangte kleine pfäffische Presse. Es gibt schwerlich noch ein Landknechtchen in der Provinz, das nicht sein schwarzes Parteiblatt besäße. Und diese wie Pilze aus der Erde schießenden Blätter, von unfehlbaren Geistlichen auf in der That sehr geschickte Art geleitet, mit dem Prädicat der unfehlbaren Wahrheit selbst versehen, haben vom Augenblick ihrer Entstehung an so viele auf's Glauben eingeeübte Leser als die Gemeinde treue Glieder zählt. Man fixirte kürzlich die Zahl solcher rheinischer Zeitungen auf 87; ist diese nicht verbürgt, so kommt ein Ueberschlag doch derselben nahe. Und ein so stattlicher Chor predigt Tag für Tag den Krieg mit dem deutschen Reich in dünnen Worten, und Tag für Tag — wir leben rasch! — gewinnt er weiteren Boden, macht er tieferen Eindruck. Daß die Vertreter des Staates auf diese Presse eifrig achteten, kann man schwerlich behaupten; wir haben noch Nichts davon bemerkt. Man kann's ihnen auch größtentheils nicht übel nehmen; denn der seelengute „Staat“ läßt seinen Beamten die Freiheit, ihre eigene Richtung zu haben, wenn diese Richtung auch nach Süden, über die Alpen geht, und läßt sie liebenswürdiger Weise grade da ihr

Amt bekleiden, wo sie unter möglichst vielen Vettern, Basen, Beichtvätern u. s. w. sich befinden.

Welches sind unter solchen Umständen unsere Aussichten? Man nannte den Rhein früher wohl des heil. römischen Reiches Pfaffengasse. Harmloser Zustand! Er ist jetzt etwas ganz Anderes: in seinen gediegensten Theile wenigstens fühlt sich das Rheinland mehr als eine päpstliche Provinz denn als sonst irgend Etwas. Man konnte schon seither an vielen Orten interessante Vergleiche anstellen zwischen der Pracht und Begeisterung bei Feier eines päpstlichen Ehrentags und der sehr partiellen Theilnahme an der Freude eines patriotischen Festes. Das Reich ist auf dem Wege, eine gewaltige Zahl seiner Bürger in tödtlicher Feindschaft sich ablösen zu sehen, und wenn eines Tages alle reichsfeindlichen Elemente sich zusammenschließen und außer verschiedenen anderen Dämonen der des religiösen Fanatismus, der Dämonen oberster, dies Ganze bewegt, so hat man einigen Grund zur Besorgniß, ob denn am rechten Orte Weisheit und Kraft genug sein wird, solchen Feind zu dämpfen. Entbrennt ein neuer Krieg, worauf man doch gefaßt sein muß, will man dann von diesen Elementen Treue erwarten? Es wird hier trefflich dafür gesorgt, daß die jungen Männer, die dem Kaiser den Fahneneid leisten sollen, in katholischen Gesellenhäusern u. dgl. durch Geistliche auf's Beste belehrt werden, wie es zwischen Reich und Kirche steht und wie man's mit beiden zu halten hat.

Die Aufregung ist gegenwärtig, in Folge des Jesuitengesetzes, eine ungeheure. Von der Nothwendigkeit eines blutigen Kampfes sind gutkatholische Kreise überzeugt. Zu jenem Gesetz hat sich die Regierung drängen lassen, und man glaubt gewiß im Reiche ziemlich allgemein, wir seien damit im energischsten Kampfe oder schon im besten Siege gegen den Ultramontanismus begriffen. Weit entfernt! Ob voller Ernst damit gemacht werden soll, ist ja noch fraglich. Daß vollster Haß darüber entbrannt ist, desto gewisser. Sind die öffentlich als solche sich bekennenden Mitglieder des Ordens der Gesellschaft Jesu wirklich die eigentlichen und einzigen Störenfriede, so können sich die Früchte ihrer Ausweisung doch erst in 30 Jahren zeigen, denn die gegenwärtige Generation gehört ihnen und bleibt ihnen treu. Aber unsere Gegner haben so Unrecht nicht, wenn sie von einer Trennung der Jesuiten von der übrigen Kirche Nichts wissen wollen. Ganz richtig ist freilich nicht, daß diese nur die höchste Blüthe der wahren katholischen Bildung darstellten: dafür aber ist es wahr, daß ihr Geist das Ganze längst durchdrungen und erfüllt hat. Was einige süddeutsche Pfarrer bereits erklärt haben, daß sie sich ganz Eins fühlen mit den Patres, werden und müssen nahezu alle erklären.

Und thut denn der Staat, was er thun darf, was er zu seiner Noth-

webr zugleich und zum letzten Heile auch seiner katholischen Bürger thun muß? Was die nächsten Monate uns von Schritten unserer Regierung bringen werden, wissen wir nicht. Auf's Bestimmteste aber müssen wir hiermit erklären, und es wird wohl Manchen gewaltig enttäuschen: die Rheinprovinz hat bis jetzt trotz der seit mehr als Jahresfrist in Berlin gehaltenen stattlichsten Reden von einem durchgreifenden, planvollen Handeln der Regierung noch Nichts bemerkt! In Folge des Schulaufsichtsgesetzes ist hier — ein geistlicher Inspector nicht bestätigt worden! Wie Vielen mag wohl die Ueberwachung der Schulen im Interesse des Staates ernstlich am Herzen liegen? Von einem derselben in einer östlichen Provinz ist es bekannt, daß er einem staatsfeindlichen Vereine angehört; da bekommt er von der Behörde — nicht die Absetzung, sondern die Aufforderung, binnen 14 Tagen auszutreten, widrigenfalls ihm sein Inspectoramt genommen werde! Die Regierung mache Ernst mit jenen Theorien, lasse Männer für diesen Beruf ausbilden und scheue die Geldausgabe nicht: dies ist ihre erste Pflicht. Neben den öffentlichen müssen auch die Privatschulen der Geistlichen aufgehoben werden, die in weitem Umkreise der Bevölkerung ihr Gepräge aufdrücken. Ferner müßte der Presse eine ganz andere Rücksicht geschenkt werden. Blätter, die im nationalen Sinne den Kampf sich zur ernstlichen Aufgabe machen, giebt es nur sehr wenige. Keine der größeren rheinischen Zeitungen erreicht auch nur von fern die Klarheit und Energie, womit die Weserzeitung von diesen Dingen redet, der das Gebiet so viel weniger nahe liegt. Am eifrigsten ist das in Grefeld erscheinende „Rheinische Wochenblatt“, das indeß, so viel wir wissen, bis jetzt keine Aufmunterung empfangen hat, wohl aber eine gerichtliche Verurtheilung. Das ist ein sonderbarer Dank für eine Wacht am Rhein, die auch diesen Namen verdient und deren Vorpostendienst sicher nicht als der behaglichste zu betrachten ist. So erfahren auch die Localblätter viel mehr Hemmung als Förderung ihrer etwaigen Versuche, einen kräftigern Ton anzuschlagen. Aber ist es ein Wunder? Ob man in Berlin noch gar nicht daran gedacht hat, auf die persönliche Stellung der Beamten zur brennendsten nationalen Frage ein Auge zu werfen, wir wissen es wieder nicht. Thatsächlich bietet sich uns in dieser Beziehung so manches ganz unbegreifliche Schauspiel. Der Bod des Sprüchworts als Gärtner bezeichnet eine sehr harmlose Verwendung im Vergleich zu der mancher Leute als Staatsdiener. — Bis jetzt ist unser Gegner nur gereizt; er rüstet nun zum Kampfe, er sammelt seine Kräfte und ist heute dreimal so gefährlich als vor den letzten Schritten. Den besten Willen und die höchste Einsicht bei den Leitenden vorausgesetzt, wird es der unermüdlischen Arbeit von Jahrzehnten bedürfen, um ein erträgliches Verhältniß im Lande wieder herzustellen. Wo ist der Moltke für diesen Feldzug?

Zum Gedächtniß Thorbecke's. Aus Holland. — Das letzte Mal konnte ich Ihnen von lautem Festesjubel berichten, der in ganz Niederland wiederhallte, heute muß ich von Leid und Trauer schreiben, die ebenso allgemeinen Wiederklang fand. Ich komme spät mit dieser Erinnerung an Thorbecke, der am 4. Juni im 74. Lebensjahre dem Land entrissen ward, aber zu Pflichten der Pietät ist immer die rechte Zeit. Während nun bei jenem Feste, das ich Ihnen beschrieb, hauptsächlich das niedere Volk handelnd auftrat, fällt die Trauer vor Allen den Gebildeteren zu. Die Zeitungen brachten Tage lang fast nichts als Berichte über die letzten Augenblicke des Todten, Betrachtungen, die sich an diesen Todesfall knüpfen, Schilderungen der Beerdigung &c. Hauptsächlich war das im Haag erscheinende „Vaterland“ hierbei führend (welches beiläufig bemerkt, seit kurzer Zeit auch in französischer Ausgabe „pour les étrangers“ erscheint). War die Theilnahme allgemein, so war es auch das Lob und die Verehrung für den Verstorbenen, in das sogar die ultramontanen Blätter, in der Art freilich reservirt, einstimmten, da sie gleichzeitig Rehrseiten seines Charakters hervorzuheben nicht vermieden. Nachdem dieser Zoll der Dankbarkeit gegen die Person des Verewigten abgetragen, beschäftigte man sich in der Presse und vielfachen Wählerversammlungen mit Vorschlägen, sein Andenken zu ehren. Hoffentlich wird das nächste und leicht herzustellende Erinnerungszeichen, eine Gedenktafel an seinem Geburtshause in Zwolle, ohne Zögern hergestellt. Da Thorbecke kein Vermögen hinterläßt, hielten es Volksvertretung, wie die Regierung gleichmäßig für ihre Pflicht, für die Hinterbliebenen zu sorgen. Kurz, Niederland beweist sich dankbar, wie es kann und in höchst achtungswerther Weise. — Und der Mann hat nicht nur durch das, was er für sein Vaterland geleistet, sondern auch durch die uneigennützig Weise, wie er es geleistet, Dank verdient. Einige oratorische Uebertreibungen ausgenommen, ohne die es in solchen Fällen ja nirgends abgeht, so ist eine solche einhellige Meinungsäußerung eines Volkes vielleicht mehr werth als Nationalbelohnungen. Aber man muß auch nicht vergessen, wenn man Thorbecke's Andenken ehrt, daß er zwar als Organisator nach Innen sehr viel Gutes gewirkt hat, daß aber, um ihn gleich neben Jan de Witt zu setzen, ihm die eigenthümlich wichtige Stellung des Rathspensionaris zwischen England, Frankreich und dem deutschen Reich fehlte, um eine Superiorität auch in der äußeren Politik zu entfalten. Wie Thorbecke zuletzt gegen Deutschland gesinnt war, kann ich nicht sagen. Nur so viel weiß ich, daß das Jahr 1866 auch in seinem klaren Urtheil eine anhaltende Trübung anrichtete, die sehr beklagenswerth war. Aber es ist eben der Fluch eines großen Staatsmannes im kleinen Staate, bedeutende Umgestaltungen bei den Nachbarn, auch wenn sie noch so naturgemäß sind, mit den Augen des Argwohns zu betrachten. Wir jedoch

dürfen einen solchen Mann, wenn er seine Laufbahn beschloß, aus dem Ganzen seines Lebens beurtheilen und ihm deshalb Irrungen des Alters zu Gute halten, weil sie seiner Jugend fremd gewesen. Seine Ansichten über das gegenseitige Verhältniß der stammverwandten Nachbarländer, wie er sie in den dreißiger Jahren aussprach, habe ich Ihnen früher einmal mitgetheilt. Er hatte Gelegenheit, Deutschland und deutsches Leben kennen zu lernen: denn bevor er 1825 als Professor in Gent angestellt wurde, von wo er bei Gelegenheit der Trennung Belgiens und Hollands in gleicher Eigenschaft nach Leyden übersiedelte, hatte er sich einige Jahre in Gießen und Göttingen aufgehalten, an ersterer Universität sogar eine Zeit lang gelehrt! Popularität hat er bei uns erst spät errungen. Nachdem er 1848 an der Revision der Verfassung hervorragenden Antheil genommen, trat er nicht in das erste, nach den neuen Bestimmungen berufene Ministerium, aber er war nachmals zu drei verschiedenen Malen Minister. Er war der Führer der liberalen Partei, und doch mußte er kurz vor seinem Tode zum dritten Male sein Entlassungsgesuch einreichen, weil die eigene Partei die Annahme des Gesetzes über die Einkommensteuer, welches das aus ihrer Mitte hervorgegangene Ministerium vorlegte, verwarf. In Folge ihres Votums sind nun nämlich viele Abgeordnete von ihren Wählern zur Rede gesetzt, aber Gesetz und Ministerium waren gefallen, vielleicht zum Theil als Opfer jenes übertriebenen Selbständigkeitsgefühls, das sich nicht einmal dem Staate unterordnen mag. Man erkennt zwar den Mangel an productiven Geistern, und konnte sich doch nicht überwinden, ihm, der als ein solcher anerkannt war, in seinen Ideen zu folgen. Man fühlt den Druck erstarrter Formen, aber man will sie erweitert haben ohne Uebernahme von Lasten, und gerade diese können, indem sie zu freierer Thätigkeit anspornen, allein heilkräftig wirken. Bei dem allzu häufigen Wechsel ist es nachgerade nicht leicht, neue Ministerien zu bilden. Ein conservatives würde sich schwerlich jetzt halten können. Kein liberales aber, auch wenn er selbst keinen Sitz darin hatte, war unbeeinflusst von Thorbecke, und das mußte ihre freie Bewegung hindern. Vielleicht, daß so der Tod des mächtigen Mannes auch sein Gutes haben kann, indem andere noch schlummernde Talente zur Geltung kommen können. — Die letzte Bestimmung Thorbecke's war seinem anspruchslosen Leben gemäß. Er hatte jede officiële Feierlichkeit für sein Begräbniß verboten. Trotzdem war durch freie Betheiligung der Leichenzug riesenhaft: die Beamten, Kammermitglieder, Abgeordnete der Wahlvereine gaben dem verehrten Todten das letzte Geleite. Bei den Beerdigungen in Holland geht keineswegs immer ein domino (Prediger), jedesmal nur die allernächste Familie und Freundschaft mit. Nach dem sei es durch den etwa anwesenden Prediger oder einen der anderen Begleiter, am Grabe gesprochen

nen Worte dankt einer der nächsten Angehörigen für die Begleitung. So redeten an Thorbecke's Grab der Finanzminister, der Justizminister und der Präsident der zweiten Kammer, worauf Thorbecke's Sohn einige Worte des Dankes erwiderte. Möge der Geschiedene dem Lande bald und würdig ersetzt werden und der Troß des großgesinnten Liberalismus, den er vertrat, bei uns nicht mit ihm ausgestorben sein!

Zwei Männer vom Wort Gottes. Aus den Alpen. — Je länger und stärker die Wogen der Zeit an das lecke Schifflein Petri heranschlagen, je enger und fadenscheiniger wird auch der Mantel der christlichen Liebe bei seinen schwärzlichen Inzassen, ja es scheint fast, als ob es bestimmt sei, daß Nothheit und Dummheit unter dieser Klasse niemals anssterben sollten, und sei es auch nur, um den Menschen ein Beispiel vorzuführen wie er — nicht sein soll, also ein Apostolat der Abschreckung.

Nachfolgende zwei Beispiele, die in den letztverfloffenen zwei Tagen vorfielen und bei allen gebildeten Schweizern die größte Entrüstung hervorriefen, geben einen neuen erbaulichen Beweis für obige Behauptung.

Vor einigen Tagen fiel am Aeschegraben in Basel ein Gärtner beim Anbinden der Weinstöcke an eine Mauer so unglücklich von der Leiter auf einen mit scharfen Spigen versehenen Gartenzaun, daß derselbe im vollen Sinne des Wortes gespißt wurde, nur mit Mühe wieder heruntergehoben werden konnte und der Tod alsbald erfolgte. — Als der Verunglückte beerdigt wurde und außer der Wittwe und den Kindern auch eine große theilnehmende Menschenmenge, meistens Katholiken, das Grab umstanden, ließ sich der katholische Pfarrer Zurt, ein Jesuit und Zelot erster Klasse, also vernehmen: „Dieses Unglück, liebe Leidtragende, kam nicht von ungefähr, sondern es geschah nur, weil der Verunglückte so wenig in die Kirche ging und seine Kinder statt katholisch, protestantisch erziehen ließ ic.“ Man kann sich leicht denken, daß diese Worte nur mit Murren und Empörung angehört wurden, da die Anwesenden zufälliger Weise nicht bloß als Katholiken, sondern auch als Menschen mitfühlten. Als der Zelot hierauf noch weiter redete und statt der Trostworte in langer Vitanei bloß die alleinseligmachende katholische Kirche predigte, wuchs die Entrüstung der Zuhörer so sehr, daß man sich zu Demonstrationen hinreißen ließ, die den Schwarzrock veranlaßten, auf seine Sicherheit Bedacht zu nehmen, d. h. zu fliehen. Die Basler Katholiken lassen sich, beiläufig erwähnt, Vieles bieten — sie würden sonst nicht den so oft durch allerlei Lächerlichkeiten bekannt gewordenen und bald von dieser bald von jener Cantonsregierung wegen Unverschämtheit und gesetzwidrigen Gebahrens zurecht gewiesenen Schirmherrn der Jesuiten, Bi-

Isidor Sachat, so lange unter sich dulden — aber diese abscheuliche Intoleranz ging ihnen denn doch zu weit.

Wie begreiflich, war man überall, als die Sache bekannt wurde, auf's Tiefste empört über diesen Act der Rohheit, und alle Blätter (die der stoc-ultramontanen Sippe natürlich ausgenommen) ließen es nicht an sehr derben Jurathweisungen und bitteren Wahrheiten fehlen, so daß der fromme Herr schließlich unter allerlei Schönmalereien in einer Zeitung sich zu rechtfertigen suchte. Was er erreichte, war, daß die Sache noch Anlaß zu amtlichen Erhebungen gab, wobei die Rohheit Jurt's am Grabe des Verunglückten festgestellt wurde, worauf die Regierung dem Zeloten sehr ernstlich seine Pflichten in Erinnerung brachte und ihn bei etwaiger Wiederholung ähnlicher Scenen mit gebührenden Strafen bedrohte.

Der andere Fall betrifft das Unglück des Privatdocenten Dr. P. aus Ihrer Stadt und das Benehmen des katholischen Pfarrers zu Brigels im Canton Graubünden bei seiner Beerdigung.

Der Führer, welcher den Unglücklichen auf die einsame Höhe geleitet hatte, wo er sich erschoss, machte von dem Vorfalle Anzeige, worauf der Vorstand der Gemeinde Brigels sofort den Bezirksarzt und den Kreispräsidenten benachrichtigen ließ, die sich an die Unglücksstätte begaben, die nöthigen Untersuchungen vornahmen und die Leiche nach Brigels schickten, um sie begraben zu lassen. Nun kam die Reihe der Humanität an den Pfarrer. Der erklärte, daß es mit seinen Begriffen des Christenthums unvereinbar sei, den Leichnam auf christliche Weise zu bestatten. Darüber geriethen die Brigelser in Aufregung und ersuchten den Prediger der Nächstenliebe, bei der bischöflichen Curie telegraphisch um Erlaubniß zu einem christlichen Begräbniß zu bitten. Dazu wollte sich aber derselbe nicht verstehen, sondern bestand auf der Weigerung des Kirchhofs. Der Gemeindevorstand wandte sich nun an die Cantonsregierung, welche erwiderte, daß die Bestattung in kirchlicher Weise im Gottesacker zu geschehen habe. Der Herr Pfarrer wollte sich aber einmal nicht fügen und holte endlich Weisung über sein Verhalten bei der bischöflichen Curie ein. Diese gab ihre hochweise Meinung dahin ab, daß, wenn ein Zweifel über die Religion (!) und den Selbstmord des Betreffenden vorliege, der Verstorbene christlich begraben werden könne. Da salbete der Brigelser Pfaff sein christliches Gewissen dadurch, daß er nicht, wie es hier Sitte ist, hinter dem Sarge herging, sondern längere Zeit vorher sich auf dem Friedhofe einfand, keine der sonst üblichen Ceremonien vornahm und nur einige kalte Worte an die Anwesenden richtete, aber nur weil die Regierung ihm befohlen, ihrer Weisung zu gehorchen und der Bischof gnädigst die Erlaubniß dazu gegeben hatte.

In Zürich soll in dieser schönen Zeit des pfäffischen Uebermuths ein Zwingliedenkmal in Erz errichtet werden. Das Standbild soll über Lebensgröße werden, — möchte es wenigstens lebenskräftig genug ausfallen, um uns in den Säuberungskampfe gegen den Ultramontanismus beizustehen.

Auch „gemellenburgert“ wird noch in der freien Schweiz Viele wollen es hier einmal ganz am Platze gefunden haben. Neulich wurde der Scheiterhaufen aus ungebrannter Asche (vulgo Stod) wider Erwarten einmal zur Strafe der Intoleranz in Uebung gesetzt. Vier junge Bursche, die von der auch in St. Gallen wirthschaftenden ultramontanen Kotte aufgehebt waren, beschädigten böswilliger Weise das Eigenthum des Professor Völker, woraufhin das Bezirksgericht Altstätten den Einen mit vier, und die Anderen mit acht Rutenstreicheln vergnügte. G.

Das sächsische Nationalprogramm. Aus Siebenbürgen. — Die magyrischen Blätter sind wüthend über die Einigung der Siebenbürger Sachsen. Vandesverräther sind sie, die die ungarische Staatsidee nicht anerkennen wollen, ja sie träumen von einer Intervention Deutschlands zu ihren Gunsten, zu ihrem eigenen Vortheil wollen sie die Gleichberechtigung vernichten — solche und ähnliche Anklagen tischen jene Blätter ihren gläubigen Lesern auf. Es ist ein bemerkenswerthes Zeichen, daß sie gegen das aufgestellte sächsische Nationalprogramm nur auf diese Weise aufzutreten vermögen; denn es ist ja eine alte Geschichte, wenn keine Gründe aufzutreiben sind, so wird man grob. Ein einziges Pester Blatt hat sich tiefer mit jenem Programm beschäftigt, und dieses kann nicht anders als ihm das Zeugniß ausstellen, „daß es sich vollständig innerhalb der Grenzen des vaterländischen Patriotismus hält, der den ungarischen Staatsgedanken zu seinem Leitstern gewählt hat“ und „daß es sich nicht um eine Drohung noch um sonstige unzulässige Ziele handelt, die darin zu entdecken nur demjenigen möglich werden könnte, der cum ira et studio sich mit der Kritik des ganzen Vorkommnisses befaßt“.

Dem unbefangenen Blick wird es auf's erste schon einleuchten, warum die ungar. Zeitungen in solche Aufregung gerathen sind. Die Einigung an sich ist in ihren Augen schon ein Verbrechen. Daß diese Deutschen, die bis jetzt in innerer Zwietracht haderten, ihrer Zerbröckelung und Entnationalisirung einig entgegen arbeiten wollen, das regt ihren Groll so gewaltig auf, und die Erkenntniß, daß es eine Täuschung war zu glauben, es sei gar nicht mehr der Mühe werth, mit uns zu rechnen, das erhöht ihn.

Sehen wir uns kurz das Nationalprogramm etwas an. Der erste Punkt betont ausdrücklich das Prinzip der Untheilbarkeit der Länder der ungar. Krone und die Verwerfung aller Bestrebungen, welche auf Voderung der im Jahre 1867 zu Stande gekommenen Ausgleichsgesetze hinzielen, und Alles, was erforderlich ist, den ungar. Staat mehr und mehr zum Rechtsstaat zu gestalten, ist bereitwillig anerkannt. „Wahrhaftige Existenzbedingungen desselben, die Bedingungen einer guten Gesetzgebung, einer gerechten Justiz, einer geordneten Verwaltung dürfen niemals verweigert werden.“ Auch der Constitutionalismus findet ausdrückliche Betonung. Als eine Hauptaufgabe des nächsten Reichstages wird aufgestellt, die Entwicklung der vaterländischen Industrie zu fördern, eine geordnete Verwaltung zu schaffen u. s. w. Was die viel-

verletzten „Sonderrechte“ und „Freiheiten“ betrifft, so heißt es im Nationalprogramm ganz deutlich, „daß die besonderen Wünsche und Forderungen der Sachsen nirgends auf antiquirte Sonderrechte, am wenigsten auf Forderung der Staatseinheit gerichtet, vielmehr mit dieser vollkommen vereinbar sind.“

Wo liegt denn hier der Widerspruch gegen die ungarische Staatsidee, wo das „Strampeln“ gegen die ungar. Verfassung und Gleichberechtigung? Oder ist es vielleicht nicht berechtigt, was ein anderer Punkt fordert? Obgleich „die auf Gesetzen und Verträgen beruhenden Rechte“, deren der 43. Gezapartikel von 1868 in § 10 erwähnt, dem Sachsenland viel Weitergehendes gewährleisten, so wird dem Staate gegenüber in allem Wesentlichen nur jene Summe municipaler und Gemeinderechte in Anspruch genommen, die das Gesetz den Municipien und Gemeinden im allgemeinen eingeräumt hat. „Wir wollen die freie Gemeinde, den autonomen Kreis und auch hinfort den Bestand des alle Kreise umschließenden municipalen Bundes.“ Es sind das unentbehrliche Bedingungen eines gedeihlichen Lebens, und dem Staate wird kein volles Recht gegeben. Ebenso wenig kann es Anstoß geben, daß eine Revision des Sprachgesetzes von 1868 als dringendes Bedürfnis bezeichnet wird, und gar nichts kann eingewendet werden gegen die Forderung, „daß die an sich vollberechtigte Staatsidee, die nothwendige Einheit, die Existenz des Staates niemals vorgeschützt werden darf, um Uebergriffe auf andere, gleichfalls berechnete Lebensgebiete zu beschönigen.“

Doch genug! Der einstimmige Zorn der ungar. Blätter zeigt nur soviel klar, daß es für Sachsen hoch an der Zeit war, sich unter einander zu verständigen. Die Verwirklichung unseres Programmes ruht zum Theil in den Händen der Abgeordneten, die jetzt zum Reichstag gewählt werden — aber ohne die Wahlschlachten und blutigen Kämpfe, die in Ungarn bei dieser Gelegenheit an der Tagesordnung sind. —

Philosophische Literatur.

Geschichte der alten Philosophie von G. H. Lewes. Berlin. Verlag von R. Dopenheimer 1871. — Auf die Geschichtsschreibung der Philosophie ist bekanntlich der eigene philosophische Standpunkt des betreffenden Historikers von nicht geringerem Einfluß, als die kritisch-historische Arbeit desselben. Der Verfasser des vorliegenden mit angenehmer Klarheit und fast populärer Darstellung geschriebenen Werkes steht auf dem Standpunkte von Comte. Der britische Schriftsteller erklärt sich offen als einen Anhänger des Verfassers der „positiven Philosophie“, und die lange Einleitung seines Werkes, in der er das Wesen der Philosophie, ihr Verhältniß zur Religion und Wissenschaft u. erörtert, beruht eingeständener Maßen auf Anschauungen Comte's. Auch im Uebrigen ist von Selbstständigkeit bei Lewes nicht viel die Rede; sein Buch ist eine Compilation, aber eine geschickte, geistvolle, ihren Zweck, ein weiteres Publikum über die Philosophie zu belehren, völlig erfüllende

Compilation. Die Darstellung ist rein sachlich und vermeidet mit Ausnahme weniger Punkte alle außerhalb des Gegenstandes selbst liegenden Gesichtspunkte. Einen Vorzug von andern europäischen Völkern wird Jeder der britischen Nation zuerkennen müssen: sie ist in stetiger, naturgemäßer Entwicklung, unter Vermeidung gewaltsamer und plötzlicher Transaktionen zu der modernen Staatsform und den neuen politischen Ideen gelangt. Diese größere Ruhe, Sicherheit und Klarheit im Denken und Handeln, die uns Enthusiasten auf dem Continent nur zu oft als berechnende Kälte erscheint, erfrischt uns fast in jedem von englischer Hand geschriebenen Werk und ist auch ein unbestreitbarer Vorzug des Buches von Lewes. Trotzdem ist seine Auffassung fast nirgends originell, oft schief, ja unrichtig, z. B. in seiner Schilderung der Sophisten, in der er sich an das bekannte Buch Grote's über Sokrates anlehnt, die Darstellung wird nicht selten matt und wirkt bisweilen ermüdend durch unnöthige Breite. Das Urtheil über den zweiten Band, der in deutscher Uebersetzung noch nicht vorliegt, wollen wir uns bis zum Erscheinen derselben vorbehalten, doch wird es noch mißlicher ausfallen, denn wie soll sich eine Geschichte der Philosophie in Deutschland sehen lassen dürfen, in der Schopenhauer nicht einmal genannt wird?

Ungeachtet dieser mannigfachen und unverkennbaren Mängel hat das Buch, correct und geschmackvoll übersetzt, wie es uns vorliegt, in Deutschland mannigfache Chancen ein Lesepublikum zu finden, und namentlich verdienen die ersten 107 Seiten, die Einleitung, bei der geringen Bekanntheit der Meisten mit der Lehre Comte's eine warme Empfehlung; nicht als ob wir sie für völlig richtig hielten, sondern als Anregung und Propädeutik zum Denken. Aber jeder deutsche Leser wird wohl gleich uns überrascht sein, wenn er das Buch zu Ende gelesen oder doch durchblättert hat und nun plötzlich in dem Kapitel: „Schluß der alten Philosophie“ findet, daß das ganze Buch eine Tendenzschrift ist! In der That, der Brite hat eingeständener Maßen sein Buch nicht sowohl geschrieben, um eine historische Darstellung der alten Philosophie zu geben, uns möglichst klar und faßlich den Verlauf derselben in ihren verschiedenen Erscheinungen vorzuführen; dies Alles war ihm vielmehr nur Mittel zu dem eigentlichen Zweck, zu zeigen, daß jene ganze Thätigkeit des griechischen Geistes eine Sisyphusarbeit war, ein Haschen nach Phantomen, das Suchen von etwas Unerreichbarem; kurz eine möglichst überflüssige und vergebliche Arbeit, die besser unterblieben und auf wichtigere Geistesgebiete verwendet worden wäre. Das Buch von Lewes ist also gewissermaßen in pathologischem Interesse geschrieben; er wollte uns eine große Verirrung des menschlichen Geistes zeigen, um von ähnlicher Thätigkeit abzuschrecken. Der geistreiche und gelehrte Schriftsteller enthüllt sich hier als Manchestermann, er verlangt von dem geistigen Streben der Menschheit nach Vervollkommnung und Veredelung, nach gesteigerter und vertiefter Erkenntniß von Welt und Leben, einen bestimmten praktischen Nutzen; der Selbstzweck des Forschens wird nicht anerkannt! Wir begegnen diesem materialistischen Standpunkt bei der Beurtheilung künstlerischer und wissenschaftlicher Erscheinungen nicht selten auf britischem Boden, u. A. hat schon Macaulay vor Jahren in einem Aufsatz über Bacon seinen Landsleuten plausibel zu machen versucht, daß Sokrates und Plato recht

bedeutende Menschen im Uebrigen gewesen wären, deren Leistungen aber schon deshalb für uns keinen Werth hätten, weil jene Denker nichts „erfunden“ hätten.

Vergleichen Anschauungen bedürfen bei uns nicht eigentlich der Widerlegung; soll man dem Leser kurz begreiflich machen, was die Redensarten von der „Erfolglosigkeit“ philosophischer Bestrebungen bedeuten, so mag es vielleicht durch eine Parallele aus einem anderen Gebiete geistiger Thätigkeit angedeutet werden. Der Manchestermann sagt: Die Philosophie giebt vor, die Wahrheit zu suchen, erkennen zu wollen, was die Welt im Innersten zusammenhält; aber hat sie es bisher gefunden? Jeder bestimmt es anders, und die immer erneuten Versuche beweisen, daß die früheren nutz- und erfolglos waren. — Hat er Recht, dann kann man auch fortfahren: Die Kunst giebt vor, das Schöne im Raum darzustellen, sie strebt nach der Verbesserung ihrer Ideale. Aber wer hat sie bis jetzt vollkommen erreicht? Vielleicht Phidias und seine Zeit für die Plastik, die Männer des Cinquecento für die Malerei? Es giebt ja aber immer noch Menschen, denen das in jenen Zeitaltern Erreichte nicht genügt, die immer noch nach neuen Zielen in der Kunst jagen. Also weil diese in der langen Zeit, wo sie ausgeübt wird, zu einem letzten, von Allen als vollkommen anerkannten Ziel noch nicht gelangt ist, ist sie überhaupt nutzlos und überflüssig. — Etwas ähnliches gilt von jeder historischen Entwicklung und Fortpflanzung geistiger Thätigkeit: mit jener materialistischen Theorie der Geschichte der Philosophie steht und fällt der Werth aller idealen Bestrebungen des menschlichen Geistes.

Die eben gekennzeichneten Angriffe auf philosophische Bestrebungen und ideale Geistesrichtung sind weder neu und originell, noch sind sie auf Großbritannien allein beschränkt. Der große Unterschied, der zu allen Zeiten die Menschen in zwei Hauptklassen getheilt hat, in Himmelsstürmer und Tagelöhner, und der seinen tiefsten Ausdruck in dem größten Werk unseres größten Dichters gefunden hat, besteht auch heute noch. Der gute Genius unseres Volkes hat uns bisher immer so geleitet, daß wir es vorgezogen haben, den heiligen Weg nach dem Wunderland der Wahrheit immer und immer wieder zu suchen, statt in Gemüthsruhe auf dem breiten Felde des gewöhnlichen Wissens zu bleiben. Deutschland gilt schon seit lange als der Stammsitz des „Idealismus“; dies wußte oder ahnte Shakspeare, als er seinen über die ächtsten Räthsel der Welt grübelnden Dänenprinzen von einer deutschen Universität zurückkehren ließ. Heute sprechen es bewundernd oder spottend alle andern Nationen aus, zur sprichwörtlichen Phrase ist das „Volk der Dichter und Denker“ geworden, das in zweifelhaften Fällen es selbst vorgezogen hat zum Don Quixote zu werden, nur um nicht Sancho Pansa sein zu müssen. In dieser Tradition aber beruht unsere Größe. Der crasse Materialismus macht von verschiedenen Seiten Angriffe auf die Philosophie; als kirchliche Orthodoxie ist er am widerwärtigsten, aber auch am plumpsten und ungefährlichsten; doch auch den Materialismus der Naturwissenschaften, der es versucht, die Welt und das Leben nach nur mechanischen Gesetzen zu erklären, werden wir überwinden, obwohl er schon deshalb weit bedeutender ist, weil er oft die edelsten und geistreichsten Vertreter hat und mit einer sehr berechtigten und großartigen Richtung in der Wissenschaft eng verbunden zu sein pflegt. Die dritte Form, in welcher der Materialismus die Philosophie

anfeindet, ist die Religion des Nutzens, der wenn auch in feinerer Weise die genannten englischen Schriftsteller huldigen. Es gilt, sich von diesen nicht immer böß gemeinten, aber stets gefährlichen Angriffen nicht beirren zu lassen, die Waffen gegen sie bietet die Philosophie selbst, d. h. die wahre, kritische, idealistische Philosophie; denn auch in ihr gilt das durch seine Einfachheit schon zur Trivialität gewordene Wort, daß von jeher nur der Idealismus schöpferisch und neugestaltend gewirkt hat. F—r.

Die Philosophie des Grafen von Shaftesbury nebst Einleitung und Kritik über das Verhältniß der Religion zur Philosophie und der Philosophie zur Wissenschaft. Von Dr. G. Spicker, Freiburg i. B. Verlag von C. Trömer, 1872. — Von den zahlreichen Culturelementen, unter deren wunderbar günstigem Zusammenfluß sich die glänzende Epoche der deutschen Geistesentwicklung zu Ende des vorigen Jahrhunderts entfaltete, ist die englische Moralphilosophie keines der unbedeutendsten. Der ethische Naturalismus, mit dem die Nachfolger J. Locke's auf das moralische Gefühl als die Basis der praktischen Philosophie hinwiesen und der theils direct, theils auf dem Umwege der deutschen Popularphilosophie, der Mendelssohn'schen und Herder'schen Schriften seinen Weg zu den deutschen Geistern fand und schließlich in den begeisterten Rhapsodien Jacobi's seine Stirn gegen die Alles zermalmende Schärfe der kritischen Philosophie richtete, — dieser ethische Naturalismus ging triebkräftig in das Blut jener Generation über, die in Sturm und Drang das ewige Urrecht der Natur proclamirte, und die Lehre Shaftesbury's, daß alles Hohe und Edle aus dem Enthusiasmus stamme, sprach das Geheimniß dieses Zeitalters der grenzenlosen Genialität aus. Andererseits die Rehrseite dieser Empfindungsüberschwänglichkeit, die nüchtern scharfe Kritik der Aufklärung, fand ihr Vorbild in der vorurtheilslosen Klarheit, mit der die englischen Denker die Sagungen des Glaubens behandelten, und auf die deutsche Bibelkritik hat sicher der geistvolle Witz eines Shaftesbury größeren Einfluß ausgeübt, als der Tieffinn des Schöpfers der Bibelkritik, Spinoza's. So haben die englischen Moralisten gleichmäßig auf die beiden Richtungen eingewirkt, aus deren Vereinigung die gedankenschwere Gährung der deutschen Geister hervorging, den leidenschaftlichen Naturdrang des Genies und die zersetzende Arbeit der aufklärenden Kritik, — diese beiden Richtungen, die so diametral sie einander gegenüberstehen, dennoch in der rücksichtslosen Forderung, aus dem Zwange unnatürlicher Verhältnisse zur Natur und zur Vernunft zurückzukehren, ihren gemeinsamen Ursprung haben und deren Ausschreitungen nach beiden Seiten hin erst in dem Hellenismus der classischen Periode ihr Maas fanden.

Es ist jedoch nicht dies culturhistorische Interesse, aus welchem der Verfasser des vorliegenden Werkes seinen Gegenstand behandelt. Die teleologisch-optimistische Verwandtschaft Shaftesbury's mit Leibniz, seine kritische Uebereinstimmung mit den Wolfenbüttler Fragmenten, seine Einwirkung auf Wieland, Schiller, Herder u. s. w. sind nur nebenbei durch Anziehung von Parallelstellen angedeutet, während der Verfasser nach kurzer biographischer Skizze in vier Theilen (Religion und Christenthum; Tugend und Religion; Philosophie; Kunst und Literatur) den Inhalt der Sh.'schen Schriften in übersichtlicher Ordnung und in gewandter Darstellung entwickelt. Auch auf

den Ursprung der Sh.'schen Anschauungen aus dem Sensualismus der englischen Philosophie wird nur vereinzelt Rücksicht genommen, sodaß in der Hauptsache die Weltanschauung des Moralisten, abgelöst von ihrer geschichtlichen Stellung, nur ihrem eigenen Gedankengehalte nach vorgeführt wird.

Es hängt dies im Wesentlichen damit zusammen, daß es dem Verfasser mit seiner Schrift weniger darauf ankam, der historischen Erscheinung Sh.'s gerecht zu werden, als vielmehr die Stellung desselben zu den noch immer schwebenden Fragen über das Verhältniß der Philosophie zur Religion einerseits und zu den exacten Wissenschaften andererseits darzustellen und daran die eignen Gedanken über diese Fragen zu knüpfen. Es ist die Philosophie des Verfassers selbst, welche unter der Flagge Shaftesbury's auf den literarischen Ocean segelt. Die „Einleitung“ und die der Darstellung der Sh.'schen Philosophie folgende „Kritik“ können nur sehr indirect als solche betrachtet werden: sie liefern höchstens einleitendes und kritisches Material, sie nehmen auf die Gedanken Sh.'s gar keinen directen Bezug, und indem sie dem Leser die Vergleichen mit denselben überlassen, entwickeln sie ganz unabhängig davon den Standpunkt des Verfassers. Dieser sagt sich natürlich mit der kritischen Schärfe, welche den Epigonen Kants so sehr viel leichter wird als dem vorigen Jahrhundert, von jeder erkenntnistheoretischen Bedeutung des Glaubens los: aber auch die Philosophie und namentlich die Metaphysik erscheint ihm in sehr zweifelhaftem Lichte, und indem er die vollkommene Subjectivität aller, besonders auch der empirischen Erkenntnis in Geschichte und Naturwissenschaft behauptet, erklärt er, daß die Philosophie, für welche er den Namen der Anthroposophie vorschlägt, sich lediglich mit der Selbsterkenntnis des Menschen zu beschäftigen habe, da all unser Denken aus dem Kreise seiner eignen Bewegung nicht herauskommen könne. Indes möchte es uns doch scheinen, als ob es aus diesem Kreise einen Ausweg gäbe. Denn soviel auch in der Wahrnehmung nach den Entdeckungen der Kritik der reinen Vernunft und der modernen Physiologie von unserer eignen Verstandsthätigkeit enthalten ist, so bleibt doch immer in ihr ein Rest von objectiver Beziehung, mag sie nun auf Etwas außer uns oder auf Etwas über uns gehen. Welches dieser Rest sei, das zu untersuchen ist recht eigentlich die Aufgabe der modernen Erkenntnistheorie. In der That, jene „Anthroposophie“, — des lehrt schon die Geschichte in Sokrates und Kant — ist der Anfang aller Philosophie: aber sie ist auch nur der Anfang.

W. W.

Philosophische Monatshefte. Herausgegeben von Dr. Ascherson, Prof. Dr. Bergmann, Dr. Bratuschek. Berlin. F. Henschel. VIII. Bd. 1872. (Jährlich 10 Hefte à 3 Bog. Thlr. 3). — Die philosophischen Monatshefte, welche von Dr. Bergmann, jetzt ord. Professor an der Königsberger Universität, im Jahre 1868 gestiftet und bisher herausgegeben wurden und sich der regen Mitwirkung anerkannter Namen erfreuten, beginnen in diesem Jahre einen neuen Lauf. Bisher wurde diese Monatschrift redactionell und decamär allein von Dr. Bergmann getragen. In die Arbeit der Redaction treten jetzt Dr. Ascherson von der Berliner Bibliothek und als eigentlicher geschäftsführender Redacteur Dr. Bratuschek, Docent an der Berliner Universität, der seine Kenner der platonischen Philosophie, ein. In weiterem

Umfange stützt sich die Zeitschrift auf die Thätigkeit des neu gegründeten „philosophischen Vereins“ in Berlin, an dessen Spitze Hr. Prof. Harms steht und dessen Schriftführer der neue Verleger der Zeitschrift, Hr. Fr. Henschel ist. Alles dies läßt erwarten, daß diese Veränderung eine entschiedene Förderung der Hefte bedeuten und daß der Inhalt durch die Theilnahme der hervorragendsten philosophischen Kräfte Deutschlands, sowie durch die Erweiterung referirender und bibliographischer Mittheilungen noch mehr an Reichthum und Interesse gewinnen werde. Denn es wird von dieser Zeitschrift auch in ihrer neuen Gestalt die volle Ausdehnung des vortrefflichen Princip's aufrecht erhalten, auf welchem sie gegründet wurde, daß sie nämlich, ohne selbst einer bestimmten Schulrichtung zu folgen, allen philosophischen Standpunkten zur freien Entfaltung Raum geben wolle. Solchen Erwartungen entspricht der Inhalt der bereits erschienenen Hefte (Doppelheft 1 und 2 und Juliheft). Das Doppelheft eröffnet Dr. Bratuschek mit dem elegant geschriebenen Anfang einer Biographie Trendelenburg's, deren Fortsetzung bei der sorgfältigen und liebevollen Behandlung eine reiche Ausbeute verspricht; es folgt eine Abhandlung von E. Hermann „über die logische Frage der Philosophie in der Gegenwart“, in welcher mit Recht die Objectivität des Denkens als das noch immer ungelöste Problem der Philosophie bezeichnet wird. Dann von J. Weisz ein kritischer Bericht über die Entwicklung der italienischen Philosophie dieses Jahrhunderts im Anschlusse an ein Werk von Louis Ferri. Den Glanzpunkt des Hefes bildet ein Vortrag von Prof. Bergmann „über die neue Theorie der Zeit von Dr. Eiffert“ eine eingehende Kritik, welche zugleich den Weg zu einer eigenen Lösung des Problems auf Grund des metaphysischen Standpunktes des Vortragenden anbahnt. Dann finden sich bibliographische und andere Notizen, Recensionen, und schließlich wird auch dem personellen Interesse des Lesers durch den Anfang biographischer Mittheilungen, welche sich allmählich auf alle Vertreter der Philosophie auf deutschen Universitäten und auf alle Verfasser philosophischer Werke erstrecken sollen, in vielleicht allzu hohem Grade Nahrung geboten. Das dritte Heft bringt außer einer Fülle kleinerer Mittheilungen und dem Anfang einer Selbstanzeige über ein größeres Werk „Grundriß der Lebensgeschichte der Menschheit, von Friedrich Freihold“, das ausführliche Referat einer Vortrags von Prof. Wäzner über Steinthal's Sprachphilosophie und besonders eine vortreffliche Abhandlung „über relative und absolute Bewegung“ von D. Viebmann, womit derselbe seine beiden früher erschienenen Abhandlungen „Ueber die Phänomenalität des Raumes“ und „Ueber subjective, objective und absolute Zeit“ zu einer gediegenen Kritik der vielumfreiten transscendentalen Aesthetik von Kant vervollständigt.

Es geht ein dunkles Gerücht um, wonach sich das Interesse der deutschen Nation der lang verschmähten Philosophie allmählig wieder zuzuwenden beginne. Wenn daran etwas Wahres ist, so möge es sich durch eine rege Theilnahme an diesem verdienstlichen Unternehmen nicht nur von Seiten der Universitäten und höheren Schulen, sondern auch der gebildeten Kreise in weiterer Ausdehnung bestätigen!

H—W.

Die Familiengeschichte der Sprachen.

In die Reihe der Naturwissenschaften, deren Pflege in unserer Zeit eine immer mehr in den Vordergrund der culturgeschichtlichen Entwicklung tretende Bedeutung annimmt, gehört auch die Sprachwissenschaft. Da der menschliche Geist mitten in der Natur steht und ihren Einwirkungen fortwährend unterworfen und von ihnen bedingt und bewegt ist; da uns die Sprache die deutlichste Erkenntniß der Seele vermittelt, so weit das überhaupt für uns möglich ist; da diese ferner gerade auf dem Zusammenhang von Leib und Seele beruht: so ist die Sprachwissenschaft nicht anders als die Psychologie unter die Naturwissenschaften zu rechnen. August Schleicher, einer ihrer hervorragendsten Vertreter, hat diese Zusammengehörigkeit genau nachgewiesen („die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft“, Weimar 1863, und „die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen“, Weimar 1865). Die Methode der Forschung ist hier wie dort die nämliche: sie besteht in genauer Beobachtung des Objects und in darauf gebauten Schlüssen. Das Object, an dem die Sprachwissenschaft ihre beobachtende und beschreibende Thätigkeit übt, ist die Sprache oder vielmehr die Sprachen der Erde, und eine ihrer Hauptaufgaben ist die Ermittlung und Beschreibung der sprachlichen Sippen und Sprachstämme, d. h. der von einer und derselben Ursprache abstammenden Sprachen, und die Anordnung dieser Sippen nach einem natürlichen System. Beschäftigung mit der Sprache im allgemeinen gehört allerdings auch in das Bereich der Sprachwissenschaft, und grade auch für diesen sprachphilosophischen Theil hat sie in den letzten Decennien sehr fruchtbare Gesichtspunkte eröffnet, indem sie einerseits dafür erst die empirische Grundlage geschaffen hat, ohne welche alle früheren Speculationen auf diesem Gebiete z. B. über den Ursprung der Sprache, unter denen die Schrift Herders in weiteren Kreisen am allgemeinsten bekannt sein dürfte, in sich haltlos waren, andererseits diese Fragen auf das Gebiet der Psychologie herüber gespielt hat, während man früher mit apriorischen Grundsätzen der Logik an ihre Lösung heran trat und mit äußerlich gesetzten Kategorien die Sprache im allgemeinen wie die Einzelsprachen meistern zu müssen glaubte. Wir können erst heute recht beurtheilen, wie voreilig alle jene älteren Versuche unternommen waren, da uns die höchsten und letzten Fragen auf diesem

Gebiete noch ungelöst gegenüber stehen, trotz des ungeheuren Materials, das die letzten fünfzig Jahre auf diesem Felde angehäuft haben, oder vielmehr gerade deshalb, weil dasselbe erst in der Zukunft eine allseitige Durcharbeitung und Verwerthung zu hoffen hat.

Das Alterthum hatte von der wissenschaftlichen Behandlung einer fremden Sprache keine Ahnung; die Sprachen der Barbaren, wie die Griechen und Römer alle anders redenden Nationen nannten, wurden nur des politischen und commerciellen Verkehrs halber von Einzelnen gelernt, und wir haben noch heute häufig unter der Ungeschicklichkeit und Unwissenschaftlichkeit zu leiden, mit welcher Namen und Vocabeln einer fremden Sprache von ihnen in die eigene übertragen wurden. In's Mittelalter hinein pflanzte sich die Pflege der lateinischen Sprache fort, zunächst als Sprache der Kirche, dann überhaupt als Organ des gesammten wissenschaftlichen Lebens dieser Zeit. Neu hinzu kam nach dem Untergange des oströmischen Reiches durch die Türken, die dadurch veranlaßte Flucht griechischer Gelehrten nach Italien und das Bekanntwerden der geistigen Schätze des griechischen Alterthums im Abendlande das Studium des Griechischen, das durch die mit der Reformation Hand in Hand gehenden Humanisten einen ungeahnten Aufschwung nahm, aus der Beschäftigung mit dem Urtext der Bibel neue Nahrung zog und in Folge dessen als Schwester sich das Hebräische zugesellte. Aber dieses Studium des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, das unter dem Namen der Philologie bis auf unsere Zeit sich in so ehrenvoller Weise fortgesetzt hat, freilich nicht ohne auf manchen Punkten bedenkliche Spuren von Altersschwäche zu zeigen, ist sehr weit verschieden von dem, was man Sprachwissenschaft nennt. Die Philologie ist ein lediglich instrumentales Sprachstudium, die Sprache gilt wesentlich als Mittel, sich des Inhalts und Geistes der Literaturproducte eines fremden Volkes zu bemächtigen und wird blos soweit grammatisch und lexikalisch durchforscht, als sie für diesen Zweck ausgiebig ist; daran hat die Philologie nie gedacht, eine Sprache um ihrer selbst willen zum Gegenstand des Studiums zu machen, die Beschäftigung damit als Selbstzweck anzusehen, den Gesetzen ihrer inneren Entwicklung nachzuspüren und sie als den Ausfluß der psychologischen Organisation eines Volkes zu betrachten. Ein Philologe verlangt Schriftwerke von irgend welchem culturhistorischem Werthe, dem Sprachforscher ist die Sprache des armen litauischen Bauern oder der schnalzende Dialect eines Hottentotten ebenso werthvoll wie die Sprache Homer's oder Kalidäsa's.

Allmählich mußte indeß die bunte Mannichfaltigkeit der Sprachen der Völker der Erde in Europa bekannt werden. Die Entdeckungstreffen der Engländer und Spanier nach Amerika und Australien und die sich daran anschließende Thätigkeit christlicher Missionäre unter den Heidenvölkern der

neuen Welt, denen auch heute die Sprachwissenschaft unendlich viel verdankt, die Eroberungskriege Rußlands in Innerasien und Englands in Ostindien führten die Bekanntschaft mit einer Unmenge anders redender Völker herbei und zwangen der Welt den Glauben auf, daß die Verwirrung beim babylonischen Thurbau denn doch eine größere gewesen sein müsse, als man bisher annehmen zu dürfen gemeint hatte. Es wird auch heute noch nicht allen lebendig bewußt sein, daß die Zahl der Sprachen der Erde nach einer ungefähren Schätzung nicht weniger als neun hundert beträgt; eine interessante im Jahre 1870 in Petersburg herausgegebene Sammlung, die das Vater- Unser in den Sprachen Rußlands enthält, umfaßt allein 108 Sprachen und Mundarten. Besonders letztere sind es, die sich so lange nicht bloß von Seiten der Laien, sondern sogar der Sprachforscher grobe Unterschätzung haben gefallen lassen müssen; und doch fließen in ihnen nicht selten weit lauterere Quellen sprachlicher Ueberlieferung als in der durch Literaturwerke fixirten Schriftsprache. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, die Dialecte unserer Muttersprache einer wissenschaftlichen Behandlung zu unterziehen. Die Volksmundarten steigern die Zahl der Sprachen um ein erhebliches; die Zahl der italienischen Dialecte, die übrigens selbständige Literatur haben, beträgt zwanzig, und im Französischen werden ungefähr vierzehn gezählt; das Neugriechische soll sogar siebenzig unterscheidbare Mundarten haben, von denen freilich viele auf einen sehr kleinen Kreis beschränkt sein müssen, wie es auch in Hinterindien Dialecte gibt, die nur noch von einzelnen Familien gesprochen werden.

Die ungeheure Menge der Sprachen, die auf diese Weise allmählich, hauptsächlich im Laufe des vorigen Jahrhunderts bekannt wurden, mußte schon von selbst dazu auffordern, sich in ihrem Umkreise einigermaßen zu orientiren und eine Art von Eintheilung derselben zu versuchen. Von wissenschaftlicher Behandlung war allerdings noch keine Rede; man fertigte Vocabelverzeichnisse, zum höchsten kurze Abrisse der Grammatik an und verstieg sich allenfalls dazu, Ausdrücke für denselben Gegenstand aus verschiedenen Sprachen einfach neben einander zu stellen. Von allgemeinerem Interesse dürfte es sein, daß die Kaiserin Katharina die Große von Rußland neben ihren sonstigen Amusements auch Zeit und Lust fand, nicht bloß derartige Bestrebungen zu unterstützen, sondern selbst mit Hand anzulegen an die Ausarbeitung eines Wörterbuchs, das 285 Wörter in 51 europäische und 149 asiatische Sprachen übersetzt enthielt. Nach ebenso äußerlichen Gesichtspunkten ist das auch heute noch einer gewissen, freilich bloß historischen Verühmttheit sich erfreuende Sammelwerk „Mithridates“ von Adelung angelegt, das seinen Namen von jenem sprachkundigen orientalischen Sultan lieh, der, wie erzählt wird, im Stande war, sich mit jedem einzelnen Soldaten seiner bunt

zusammengewürfelten Armee in dessen Muttersprache zu unterhalten. Das der Anordnung der Sprachen zu Grunde liegende Eintheilungsprincip ist im wesentlichen ein rein geographisches. In das Dunkel, das alle bisherigen Versuche nur unsicher umhertappen ließ, fiel nun plötzlich ein Lichtstrahl von Osten her; es war das Bekanntwerden des Sanskrit gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, der Sprache, in welcher die heiligen Schriften der Inder geschrieben sind. Man hat heutzutage kaum mehr eine Ahnung davon, in welcher Weise diese Entdeckung und die sich daran anknüpfenden Consequenzen damals die ganze gebildete Welt electrisirten; der Laie betrachtet jetzt das Sanskrit höchstens mit einer aus ehrfürchtiger Scheu und gelindem Schauder gemischten Empfindung, jenes, weil das Vorurtheil noch immer verbreitet genug ist, als sei es die Mutter aller Sprachen, dies, weil die Schriftzeichen desselben an Fremdartigkeit und Sonderbarkeit die hebräischen noch zu übertreffen scheinen. Der Dichter Friedrich Schlegel war der erste, der sich nicht scheute, in seinem Buche „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder“ die Folgerungen aus jenem Ereigniß, die der bisherigen Tradition geradezu in's Gesicht schlugen, offen auszusprechen; mochten seine Anschauungen über Sprache und Sprachentwicklung noch so unklar und mystisch sein, wie er denn auf diesem Felde wie im Grunde überhaupt bloß Dilettant war, immerhin war es ein genialer Griff, das Sanskrit als die Schwester der vornehmsten europäischen Sprachen zu erkennen und diese Sprachen unter dem Namen der indogermanischen als eine untrennbare Gruppe hinzustellen. Auch sein Bruder August Wilhelm war thätig auf diesem Felde; er stellte unter anderem jene feine Unterscheidung von analytischen und synthetischen Sprachen auf, die besonders das Verhältniß der neuen Tochtersprachen zu den älteren, z. B. der romanischen zur lateinischen, so treffend bezeichnet. Bald folgte Franz Bopp, der von 1833—52 seine vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen herausgab, ein Miesenwerk, das noch für lange Zeiten hinaus die Grundlage für alle Studien auf diesem Gebiete bilden wird; es folgten die Brüder Grimm, die das auf weiterem Felde Gewonnene für die deutsche Muttersprache zu verwerthen und fruchtbar zu machen begannen; endlich die große Zahl derer, die in die Fußtapfen jener großen Vorbilder traten und durch allgemeinere oder speciellere Forschungen sich im Dienste der Sprachwissenschaft einen Namen machten.

Doch wir sind mit den letzten Andeutungen bereits in das engere Bereich der indogermanischen Sprachforschung eingetreten. Um uns einen Standort zu einem etwas weiteren Rundblicke über die Sprachen der Erde zu gewinnen, müssen wir zurückgreifen und den Namen des Mannes nennen, der der modernen Sprachwissenschaft die Bahnen vorgewiesen hat, die sie im wesentlichen heute noch wandelt. Nicht zufällig ist dieser große Sprachforscher

der Bruder des berühmtesten Naturforschers unserer Zeit: es ist Wilhelm von Humboldt, der, seit er zum ersten Male in einem Briefe an unseren Dichter Schiller es ausgesprochen, die Sprache set ein organisches Ganzes, sein Leben daran setzte, um die Verwirklichung dieser Sprachidee in den verschiedensten Sprachen der Erde nachzuweisen. Er betonte zuerst den Zusammenhang der Sprache mit der Individualität des Sprechenden, eine Auffassung, die sich seitdem besonders durch die theils widerlegende, theils ergänzende Kritik Humboldt's durch Steinthal immer mehr Bahn gebrochen hat und den seitdem versuchten Eintheilungen der menschlichen Sprachstämme mehr oder weniger zu Grunde liegt. Die Verschiedenheit der Sprachen in ihren lautlichen Mitteln wird, um mit Steinthal zu reden, bedingt durch die Verschiedenheit der Zwecke, welche durch diese lautlichen Formen erreicht werden sollen, das heißt durch die Verschiedenheit der Weisen und Formen, in denen sich die Völker die Anschauungen bildeten. Den Einleitungsgrund für die Classification der Sprachen, wie sie im Anschluß daran versucht worden ist, gibt das Verhältniß von Stoff und Form und seine morphologische Erscheinung. Es gibt Völker, welche keinen Ausdruck haben für die äußeren und inneren Verhältnisse, in denen die Gegenstände zu einander stehen und die wir durch unsere Verhältnißwörter, Bindewörter, Casus u. s. w. ausdrücken: sie vermischen Stoff und Form und drücken die Formverhältnisse in materieller Weise durch Stoffbezeichnungen aus. Ihnen allen fehlen wahrhaftige Nominative und wahrhafte Verba finita. Von ihnen scheiden sich durch eine tiefe Kluft diejenigen, welche einen Ausdruck für die Formverhältnisse gefunden haben. Beide Klassen stellen mit den Uebergangsformen die drei Stufen der Isolirung, Agglutination und Flexion dar, Ausdrücke, die auf Humboldt zurückgehen. In den isolirenden Sprachen werden die Sprachwurzeln, d. h. die im Anfange der Sprachschöpfung entstandenen Lautgruppen, einfach neben einander gesetzt; einen Schritt weiter haben die agglutinirenden (ankleimenden) gethan, die durch eine freilich ganz äußerliche Aneinanderfügung oder Einverleibung von Wurzeln dem Verständniß zu Hilfe kommen und die Zusammengehörigkeit sowie die Beziehungen der einzelnen Begriffe auszudrücken streben. Am höchsten stehen die flectirenden Sprachen mit wirklicher Abwandlung der Wurzeln. — Die niedrigste Stufe unter den formlosen Sprachen nehmen die Sprachen Hinterindiens ein, die die Wurzeln in steter Aufeinanderfolge aneinander reihen und alle Formverhältnisse in größter Weise durch Stoffbezeichnungen ausdrücken. Sehr nahe steht ihnen der äußeren Erscheinung nach das Chinesische, und doch besteht zwischen beiden ein tiefer Unterschied: der Chinese hat zwar auch keine Formwörter, er weiß aber den Ausdruck der Formbeziehungen in der schärfsten und vollständigsten Weise durch die Stellung seiner einsilbigen Wurzelwörter zu ersetzen, ein Umstand,

der das Studium des Chinesischen zu einer ebenso schwierigen wie interessantesten Beschäftigung für den Sprachforscher macht und psychologisch darum höchst anziehend ist, weil diese Sprache ein wunderbar getreues Abbild der conservativen Starrheit und logischen Consequenz in dem Charakter dieses Volkes ist; ein auffallenderer Contract ist wohl selten dagewesen als der zwischen den Mitteln und den Leistungen der merkwürdigen Sprache des Reiches der Mitte.

Den Sprachen Hinterindiens schließen sich wie geographisch so auch in ihrem grammatischen Bau die Sprachen an, welche auf den Inseln des ostindischen Archipels und Australiens gesprochen werden und die man unter dem Namen der malayisch-polynesischen Sprachen zusammenzufassen pflegt. Sie kommen bei mannichfachen Abweichungen im einzelnen darin überein, daß sie das Verständniß der im übrigen auch durch die Stellung der Wurzelwörter ausgedrückten Formbeziehungen durch kleine Vorsatzsilben zu unterstützen suchen. Einen an geographischer Ausdehnung noch größeren Ländercomplex nehmen die ural-altaischen Sprachen ein; sie werden gesprochen von den Völkern, die vom ochotskischen und japanischen Meerbusen im Osten Asiens zwischen dem Eismeere und dem Altaigebirge bis zum Ural und zur Wolga und nach Europa hinein in Finnland und Lappland, ferner südlich davon von der Mandchurei durch die Mongolei, Turkestan, die Bucharei und Tatarei bis in die Türkei wohnen oder wandern; die am meisten nach Westen vorgeschobenen Ausläufer dieses Sprachstammes sind die Esthen, Liven und Magyaren. Es gibt in dieser Familie, für die Max Müller auch den Namen „turansische“ geschaffen hat, Sprachen, die, was den Wohlklang betrifft, zu den vollendetsten der Erde zu zählen sind; der echte Sprachgeist aber fehlt ihnen, und der Geist allein ist es, der die Sprache schafft. Auch sie haben sich nicht darüber erhoben, die Nebenvorstellungen, welche an sich relativ-selbständige Wörter sind, durch mechanische Zusammenfügung mit der Hauptvorstellung zu vereinigen, und sie schaffen Worte, die im Princip gleich sind den ungeheuerlichen Wortgebilden der amerikanischen Sprachen, welche Begriffe, die wir in einem Satze zu vereinigen pflegen, durch Einverleibung in den Hauptbegriff zu Einem Körper zusammen zu schweißen.

Von allen diesen Sprachen sind durch eine tiefe Kluft geschieden die beiden Sprachfamilien, die allein von Anfang an neben den Ausdrücken für die Begriffe auch Ausdrücke für die Beziehungen derselben gehabt haben und in Folge dessen es zu einem völlig adäquaten Ausdruck der geistigen Anschauungen gebracht haben: die semitische und die indogermanische. Inwiefern diese beiden Sprachstämme wieder unter einander verschieden sind, das ist in der Kürze nicht gut darstellbar und führt zu tief in die Werkstätten sprachwissenschaftlicher Gelehr-

samkeit, mit der wir die Geduld des Lesers nicht gern auf die Probe stellen möchten. Nur das mag bemerkt werden, daß diese Unterschiede nicht derartig sind, daß man nicht hätte die Annahme wagen dürfen, diese beiden Sprachstämme hätten einst einen einzigen ausgemacht, eine Frage freilich, über die noch lange die Acten nicht werden geschlossen werden können. Die Hauptglieder des semitischen Stammes sind das Syrische, Chaldäische, Arabische und Hebräische. Am höchsten steht der indogermanische (auch indoeuropäische, arische oder sanskritische) Sprachstamm; ihm gehören die culturgeschichtlich bedeutendsten Völker an, die Indier, Griechen, Römer, Germanen, deren Literatur zum Theil in eine sehr frühe Zeit hinauf reicht, so daß wir im Stande sind, hier am besten die allmähliche Entwicklung und den Verfall der Sprache zu studiren. Von der wichtigen That der Entdeckung dieses Sprachstammes ist schon oben die Rede gewesen; der Begriff desselben ist heut so ziemlich Gemeingut aller Gebildeten geworden. Trotzdem begegnet man noch häufig unrichtigen Vorstellungen darüber. Eine der verbreitetsten davon ist, das Sanskrit als die Mutter aller hieher gehöriger Sprachen aufzufassen. Nichts ist unrichtiger als das: das Sanskrit steht zum Griechischen, Lateinischen, Deutschen nicht im Verhältniß einer Mutter-, sondern einer Schwestersprache. Die wirkliche Muttersprache, deren Existenz wir annähernd zweitausend Jahre v. Chr. ansetzen können, ist uns begreiflicher Weise aus literarischen Denkmälern nicht mehr bekannt; man ist indeß im Stande, aus den Tochtersprachen dieselbe mit annähernder Sicherheit zu reconstruiren; so hat uns die Neuzeit nicht blos eine grammatische Darstellung und ein Wörterbuch derselben gebracht, sondern ein hervorragender Vertreter dieser Wissenschaft hat sich sogar den Scherz gemacht, eine Fabel in ihr zu componiren.

Die Heimat dieses Urvolkes wird gewöhnlich in die Tiefebene von Turan verlegt, zwischen Ural, Volga und Hindukuh; eine neuere Ansicht setzt sie in die Steppen des südlichen Rußland; die neuesten Hypothesen aber, nach denen sie weiter nach Nordwesten, wo möglich nach Deutschland und dem nordwestlichen Frankreich vorgerückt wird, haben in sich wenig Anspruch auf Beachtung.

Die weitere Entwicklung dieses Sprachstammes haben wir uns etwa so zu denken. Aus unbekanntem Ursachen, durch feindliche Nachbarvölker gedrängt oder durch die zunehmende Verödung der ausgebeuteten Steppe zur Auswanderung genöthigt, zog das Urvolk in zwei großen Strömen nach West und nach Südost. Der letztere Zweig, die Arier, sonderte sich nach geraumer Zeit in die Granier und Indier, von denen jene von dem Hochplateau von Iran Besitz ergriffen, diese in das Thal des Indus und später des Ganges herabstiegen. Die Sprache der letzteren ist aber das Sanskrit, jetzt eine todte Sprache wie Griechisch und Lateinisch, und blos von den

Brahmanen zum Zweck des Verständnisses der alten Religionsbücher getrieben; die ältesten Denkmäler desselben, die Hymnen des Rigveda, reichen bis circa 1500 v. Chr. hinauf. Die ungeheuer umfangreiche Literatur der Indier ist reich an den duftigsten Blüten; das reizende Drama Sakuntala von Kalidāsa ist neuerdings durch Wolzogen's Bearbeitung auch der deutschen Bühne gewonnen und das lieblich rührende Märchen von Mal und Damajanti ist durch Rückert's meisterhafte Nachbildung allbekannt. Auch in der Sprache der Granier haben wir ein Denkmal von hohem Alter und hoher culturgeschichtlicher Bedeutung: das auf Zoroaster zurückgeführte Religionsbuch des Zend-Avesta. Der nach Nordwesten gewanderte Zweig des Urvolkes setzte sich im mittleren Europa fest, wie man Grund hat anzunehmen westlich einer Linie von Königsberg bis zur Krim; doch entstand eine Scheidung zwischen Nord- und Südeuropäern, deren Grenze vielleicht der Rhein, die Mainlinie, die nordböhmischen Gebirge und die Karpathen bezeichnet haben mögen. Ein Theil des südlichen Volkes überfluthete Gallien und Spanien und überschritt den Canal; es sind dies die am meisten nach Westen vorgeschobenen Glieder des Stammes, die Kelten, von deren Sprache heute noch das Wallisische, das Armorikanische in der Bretagne, das Irische, das Gälische auf der Westküste von Schottland und der Dialect der Insel Man dürftige Ueberbleibsel sind. Die übrigen drangen nach einer geraumen Zeit des Zusammenweilens als Gräcoitaliker, theils in Italien, theils — durch das Gebiet der Drau und Sau durch Makedonien und Thessalien — in Griechenland ein. Das Griechische, dessen ältestes Denkmal die Gedichte Homer's sind, hat sich als Neugriechisch mit mannichfacher Entstellung bis heut erhalten; von den italischen Sprachen hat es die römische zur höchsten Ausbildung gebracht, die nach dem Untergange des römischen Weltreichs die sechs romanischen Sprachen erzeugte, das Portugiesische, Spanische, Italienische, Provençalische, Nordfranzösische und Walachische. Der nördliche Zweig schied sich in den germanischen und den littauisch-slavischen; auf ein längeres Zusammenleben beider läßt die mehrfach hervortretende engere Verwandtschaft der Sprachen schließen. Das Littauische wird heut nur noch von einer geringen Zahl Bauern in Preußisch-Littauen und den angrenzenden Theilen Rußlands gesprochen; aber hoch interessant ist es, daß einzelne Formen desselben an Alterthümlichkeit denen des Sanskrit gleich kommen. Südlicher breiteten sich die Slaven aus, die die heutigen Russen, Bulgaren, Croaten, Slavonen, Polen, Böhmen und Wenden umfassen. Die germanischen Sprachen endlich theilt man am angemessensten in vier Gruppen: das Gothische, das uns durch die Bibelübersetzung des Wulfila (um 350 n. Chr.) bekannt ist, das Niederdeutsche, dem das Englische, Friesische, Flämische, Holländische und Plattdeutsche angehören, das Oberdeutsche, in seiner heutigen Gestalt un-

tere Schriftsprache, und das Scandinavische, die Sprache der Eddalieder, die Mutter des Schwedischen, Norwegischen und Dänischen.

Die ungeheure Größe der Aufgabe, welche die Sprachwissenschaft zu lösen hat, wird vielleicht auch aus dieser unvollkommenen Skizze einigermaßen zum Bewußtsein gekommen sein. Es handelt sich nicht bloß darum, die Sprachen der Erde ihrem Baue nach zu erforschen und darzustellen, sie zu einzelnen Sippen zusammenzufassen und die verschiedenen Grade ihrer Verwandtschaft festzustellen; im Hintergrunde steht die höhere Aufgabe, zu untersuchen, in welcher Weise sich die Verschiedenheit des menschlichen Empfindens und Denkens bei den so mannichfach organisirten Nationen in dem durch die Sprache vermittelten Ausdruck reflectirt. Aber auch als Hilfswissenschaft hat die Sprachwissenschaft eine hohe, nicht zu unterschätzende Bedeutung. Wie es an der Hand dieser Wissenschaft gelungen ist, uns von dem Culturzustande längst untergegangener Perioden der Menschheit ein treues Bild zu geben, aus den Hieroglyphen Aegyptens und den Keilschriften Assyriens und Persiens die Geschichte einer Zeit zu lesen, die Jahrtausende vor der unseren liegt, wie die Vergleichung der Sprachen schon überraschende Lichtblicke auf Wanderungen der Stämme, auf volkswirtschaftlichen Verkehr und Gedanken-Austausch zwischen verschiedenen Nationen geworfen hat; wie wir durch die von den religiösen, sittlichen, politischen und socialen Verhältnissen unseres indogermanischen Urvolkes eine treue Anschauung bekommen haben: so dürfen wir hoffen, daß es mit Hilfe der von Jahr zu Jahr bedeutender werdenden Mittel dieser Wissenschaft gelingen wird, uns Zeiträume zu entschleiern, die vor aller Geschichte liegen, wo wir durch das Medium der Sprachen, die die ersten Eindrücke eines Naturvolkes zu aufbewahren, Völker erstehen, aufsteigen, verharren und versinken sehen werden, von denen die Geschichte keine oder nur dürftige Kunde bringt. Und wie der Apostel der neuen Naturlehre, Darwin, der den ganzen Bestand unserer jetzigen organischen Natur durch natürliche Züchtung erklärt — d. h. durch genealogische Abstammung und der aus ihr folgenden mehr oder minder starken und raschen Abänderung der Typen und durch Verdrängung der minder lebensüchtig angelegten Wesen durch stärkere, — selbst zur Erläuterung seiner Ansicht die Entwicklung der Sprachen aus einander zum Vergleich herbei zieht, so wird vielleicht der Sprachwissenschaft die Aufgabe zufallen, in dieser Frage das letzte Wort zu sprechen.

Gustav Meyer.

Der Suez-Canal.

Als das große Werk der Durchstechung des Isthmus von Suez im Jahre 1860 begonnen wurde, behaupteten englische Ingenieure, es sei unmöglich, einen Schiffahrtskanal zwischen dem mittelländischen und rothen Meere herzustellen. Damals waren allerhand Geschichten und Ansichten verbreitet; so hieß es u. a., das Niveau des einen Meeres (ich glaube des rothen) stehe um ein Bedeutendes höher als das des anderen. Angeblich war diese Ansicht durch die Engländer verbreitet worden, um das Publikum abzuschrecken und es am Zeichnen der Actien zu verhindern. Ferner wurde von Engländern die Ansicht aufgestellt, daß die Becken der Bitterseen, welche bekanntlich, obwohl sie erheblich unter dem Meeresspiegel liegen, ganz trocken waren, sich nie vollkommen füllen würden, weil in Folge der großen Flächen mehr Wasser evaporiren würde als der Canal von beiden Seiten zuführen könne. Natürlich hat sich dies als unrichtig erwiesen und die Bitterseen sind jetzt so wohl gefüllt, daß man mit großen Dampfern mit voller Geschwindigkeit fahren kann. Selbst die Voraussetzung, daß der Canal sehr schnell zuschwemmen würde, scheint sich nicht zu bestätigen, und somit fallen alle von Engländern, als einstmaligen prinzipiellen Feinden des Canals ausgestreuten Argumente, um den Canal unmöglich zu machen, in das zusammen, was sie von Anfang an waren, nämlich gehässige Erfindungen, um etwas zu vereiteln, wovon sie befürchteten, daß es ihnen schädlich werden könne.

Wenn man jetzt die Bewegungen auf dem Canal ansieht, so wird sofort klar, wer am meisten durch den Canal gewinnt, oder ich will lieber sagen: wer ihn am meisten benutzt und in vieler Beziehung auch den meisten Nutzen daraus zieht. Um nur ein Beispiel zu geben, will ich erwähnen, daß die in Indien stationirten englischen Truppen, die doch fortwährend gewechselt werden, jetzt auch den Weg durch den Canal nehmen, während sie früher um das Cap zu gehen pflegten und seit etwa 12 Jahren per Eisenbahn von hier nach Suez eine Entfernung von 226 engl. Meilen befördert wurden. Also jetzt werden sie in England eingeschifft und an ihrem Bestimmungsorte ausgeschifft. Da diese Transportdampfer von bedeutender Größe und Tiefgang sind, so muß der Canal doch wohl die nöthige Tiefe haben und er kann also wohl seit seiner Eröffnung (vor 2 $\frac{1}{2}$ Jahren) noch nicht wieder sehr arg versandet sein. Es wird natürlich fortwährend etwas gearbeitet, um einzelne Stellen wieder zu vertiefen, an denen sich etwas Sand gesammelt hatte, was natürlich nicht ganz ausbleiben kann, wenn man einen Canal durch eine zum Theil aus nichts als Sand bestehende Wüste gräbt. Jene Stellen, wo der Untergrund felsig oder von

feiter Erde ist, werden natürlich viel seltener des Ausbesserns bedürfen. Wie wenig nachzubessern für nöthig erachtet wird, geht daraus hervor, daß sämtliche Angestellte und Arbeiter, die jetzt noch am Canal beschäftigt sind, sich nicht über 1000 beziffern, und davon sind wohl die mit dem Nachbessern beschäftigten die Minorität. Denn ein Canal von 85 engl. Meilen Länge mit verschiedenen Stationen zum Anlern der Schiffe und zum Ausweichen zweier sich begegnenden Schiffe, welche Stationen durch Telegraphen verbunden sind und von wo aus die Aufsicht geführt wird, bedarf wohl vieler Angestellter, auch muß man nicht unberücksichtigt lassen, mit welcher enormer Schwierigkeit die Compagnie zu kämpfen hatte, nämlich mit Mangel an Süßwasser, und daß Port Said (42 engl. Meilen von Ismailia) kein Trinkwasser besitzt, sodaß die Compagnie in Ismailia Wasserwerke angelegt hat und Port Said durch eine Röhrenleitung damit versieht.

Das Heer der Angestellten muß nach alle dem ganz enorm sein und jedenfalls die Zahl der zum Ausbessern verwendeten Personen übersteigen. Ich habe bei diesem Punkte so lange verweilt, um nachzuweisen, daß der Canal bestehen kann ohne die Gefahr, durch colossale Nachbesserungsarbeiten alle Einnahmen zu erschöpfen oder wohl gar bankrott zu werden. Keins von beiden scheint zu befürchten, sondern es scheint sogar Aussicht vorhanden, daß die Actionäre bald Zinsen erhalten. Einstweilen schuldet die Compagnie zwar Zinsen seit 1870 auf die Stammprioritäten, doch sollen jetzt Fonds vorhanden sein, alles Rückständige zu zahlen. Man spricht davon, den Zoll zu erhöhen, welchen die Schiffe zu zahlen haben. Augenblicklich beträgt derselbe 10 Frcs. per Ton Register und es soll beabzweckt werden, ebensoviel per Ton burden zu erheben. Durch diese Maßregel und durch das beständige Wachsen der Frequenz glaubt man selbst den ältesten Actionären Zinsen zahlen zu können. Ob sich eine so sanguinische Hoffnung erfüllt, muß man abwarten. Daß übrigens die Frequenz im Steigen ist, unterliegt keinem Zweifel, und diejenigen, welche früher am meisten gegen den Canal eingenommen waren, benutzen ihn gerade am meisten, nämlich die Engländer. Von 6 Schiffen, die durch den Canal gehen, sind 5 englische. Darum ist es auch natürlich, daß England den Canal zu kaufen wünscht, doch scheint einstweilen wenig Aussicht vorhanden, daß ein Verkauf zu Stande kommt, denn bei den Erwartungen, die man jetzt hegt, steigt den jetzigen Eigenthümern der Muth wieder und somit steigen wohl auch ihre Forderungen. England wird sich aber wohl hüten, die Summe zu zahlen, welche der Canal gelostet hat, d. h. welche durch die Hände der Suez-Canal-Compagnie gegangen ist. Es waren nicht weniger als 444,000,000 Francs. Doch wir kommen auf die Frequenz zurück: Im Januar passirten den Canal 130 Schiffe, im Februar 104, und wie gesagt $\frac{5}{6}$ Engländer. Ich habe

schon erwähnt, daß die Truppen für Indien jetzt auch diesen Weg nehmen, außerdem entstehen in England neue Schiffahrtslinien oder Gesellschaften, die Dampfer bauen zum speciellen Zweck, durch den Canal den Handel mit dem Osten zu vermitteln. So laufen gegenwärtig in Glasgow 6 neue ziemlich ansehnliche Dampfer vom Stapel, von denen der eine in diesen Tagen durch den Canal ging. Diese 6 Dampfer sollen speciell von Glasgow auslaufen und nicht nach den Orten gehen, die durch die Post berührt werden. So ging der erwähnte Dampfer direct nach Mangron und hatte in Glasgow 1000 Tonnen Kohlen eingenommen, mit denen er nach Indien und wieder bis zurück in's mittelländische Meer kommen sollte. — Aber auch andere Länder sandten Dampfer direct nach dem Osten durch den Canal, d. h. sie haben eine regelmäßige Dampfschiffahrtsverbindung eröffnet.

Vor allen Oestreich und Italien. Der österreichische Lloyd und die italienische Gesellschaft Rubatini senden regelmäßig Dampfer durch den Canal. Die englische Post geht einstweilen noch über Land, doch wird die P. O. C. wohl auch bald gezwungen werden, den Canal zu benutzen, denn von der Subvention für die Post und den Passagieren allein kann die Gesellschaft doch keine hohen Zinsen geben, und auf die Dauer kann sie die Concurrnz mit den anderen Dampfern doch nicht aushalten, die, weil sie durch den Canal gehen, die Waaren zu einem weit niedrigeren Frachtsatz befördern können als die P. O. C., welche die Waaren in Suez ausladen und dann 226 engl. Meilen per Eisenbahn befördern muß und endlich wieder die Spesen des Einschiffens in Alexandrien zu zahlen hat. Auf die Dauer kann das nicht gehen, und ich erwarte, daß die Aenderung noch in diesem Jahre geschieht. Es ist gegenwärtig einer der Directoren der P. O. C. aus London hier und es ist höchst wahrscheinlich, daß derselbe in dieser Angelegenheit verhandelt. Ich muß noch erwähnen, daß die Postdampfer diesen Hafen gewöhnlich etwa 20 Stunden nach Eintreffen des von Indien kommenden Dampfers in Suez verlassen, und daß das Passiren des Canals 12 bis 15 Stunden dauert. Besonders sorgt die Canal-Compagnie dafür, daß Postdampfer nirgends aufgehalten werden und hält dafür alle etwa im Canal befindlichen Dampfer an, um den Postdampfern den Weg frei zu machen. Freilich haben die Dampfer, welche von Europa kommen, einen etwas längeren Weg nach Port Said als nach Alexandrien, etwa 130 engl. Meilen, allein dafür ist auch die Einfahrt in den dortigen Hafen leichter und bei jedem Wetter möglich und auch zu jeder Stunde, während man in diesen Hafen nur bei Tage einlaufen kann und bei stürmischem Wetter oft nur mit vieler Mühe und Vorsicht. Und dasselbe gilt natürlich auch für das Auslaufen.

Der Einfluß, welchen der Canal seit seiner Eröffnung auf den Handel

Aegyptens gehabt hat, ist bis jetzt nur sehr gering, doch ist nicht zu bezweifeln, daß derselbe jedes Jahr bedeutender werden wird. Es ist selbstverständlich, daß die Einkünfte der Eisenbahn stark beeinträchtigt werden, denn früher wurden doch auch schon viele Waaren von Indien und China aus über Suez nach Europa verladen und umgekehrt, und von solchen Waaren gehen jetzt nur noch die, welche die P. O. C. transportirt mit der Eisenbahn. Dies hat natürlich mit dem Handel des Landes nichts zu thun, doch fängt die Eisenbahn auch anderwärts an, durch den Einfluß des Canals zu leiden. Es beginnen nämlich verschiedene Alexandriner Exporteurs damit, Baumwolle, Baumwollsammen und auch Getreide von den Districten, die östlich vom östlichen Nilarme (Damiette) liegen, auf den Süßwasserkanälen und durch den Menzeleh See direct nach Port Said oder an den Suez-Canal bis in die nächste Nähe von Port Said zu bringen und von dort aus nach Europa zu verladen. Und andere Districte, die keine schiffbaren Süßwasserkanäle haben, senden dieselben Producte per Eisenbahn den kurzen Weg nach Ismailia anstatt die theure Eisenbahnfracht bis Alexandrien, was dreimal so weit entfernt ist, zu zahlen. Auf diesen beiden Wegen ist in diesem Winter sehr viel verladen worden, ohne Alexandrien zu berühren. Es steht bestimmt zu erwarten, daß der Suez-Canal mit der Zeit noch viel mehr Verkehr mit dem Inneren des Landes vermitteln und denselben also Alexandrien entziehen wird. Bis jetzt sind die Canäle nach dem Suez-Canal ja vom Innern des Landes und überhaupt vom Nil aus nur sehr unbedeutend, allein es ist ein großer Canal im Bau begriffen, der den Nil bei Cairo mit dem Suez-Canal bei Ismailia verbinden soll. Derselbe soll in wenigen Monaten fertig werden und wird bei jedem Wasserstande des Nils mit den größten Nilbarken zu befahren sein. Die Folge dieses Canals dürfte sein, daß sehr wenig Getreide mehr über Alexandrien verschifft werden wird, wenigstens werden die Gegenden, welche südlich von Cairo liegen, und die doch ganz besonders Getreide produciren, d. h. Oberägypten und ferner alle Districte in der Nähe dieses Canals sowie am Nil unterhalb Cairo aber doch etwas entfernt von Alexandrien, wahrscheinlich in Zukunft alle ihre Producte nach Ismailia senden. Dennoch glaube ich nicht, daß Ismailia dadurch ein Handelsplatz werden wird, das heißt daß es irgend größere Bedeutung erlangt, sondern es wird einfach wie jetzt der zweite Hafen Alexandriens bleiben. Wahrscheinlich wird aber in Zukunft mehr Getreide von Cairo aus direct nach Europa verladen werden, was jetzt gar nicht geschieht, d. h. Cairo wird vielleicht in Zukunft der Getreidemarkt Aegyptens werden und Alexandrien diesen Zweig des Handels entreißen. Das Getreidegeschäft, welches bekanntlich von colossaler Größe ist, befindet sich fast ausschließlich in Händen der Griechen und

ist durchaus unsolide, sodaß die Ton angebenden Häuser Alexandriens dadurch gar nicht berührt werden. Denn selbst jetzt schicken diese Griechen ihre Leute auf die Dörfer, um dort die Producte des Landes zu kaufen und häufig genug gehen dieselben den Nil hinauf und warten auf die dort eintreffenden Barken, wenn vielleicht gerade irgend ein Artikel, der aus jener Gegend kommt, plötzlich sehr stark gestiegen ist, wovon noch keine Kunde bis Oberägypten gedrungen sein kann. Die Griechen suchen, wie gesagt, so nahe als möglich bei der Quelle zu schöpfen, und werden also schon dafür sorgen, daß das Getreide nicht bis Alexandrien gebracht wird und durch die theure Fracht per Eisenbahn oder die schwierige Beförderung auf dem nach Alexandrien führenden Canal, der im Sommer, d. h. zur Zeit des niedrigsten Nilstandes, um welche Zeit auch das meiste Getreide verschifft wird, sehr schlecht zu befahren ist, vertheuert wird. Dieser vom Nil nach Alexandrien führende Canal, welcher erst von Mehemmed Ali angelegt worden ist, würde im Sommer ganz trocken sein, wenn er nicht durch Dampfmaschinen mit dem nöthigen Wasser aus dem Nil gespeist würde. Jener Canal, der nach Ismailia führt, soll so tief angelegt sein, daß er, wie gesagt, auch bei niedrigem Wasserstande schiffbar ist. Dadurch wird dann natürlich der Exporthandel eine bedeutende Veränderung erfahren und wahrscheinlich auch nach und nach der Transporthandel. Alle die Schiffe, welche die Landesproducte von Ismailia abholen werden, können doch nicht gut ohne Ladung nach Aegypten kommen, oder sollen sie etwa ihre Ladung in Alexandrien lassen und dann leer nach Ismailia gehen? Das wäre widersinnig, da doch der bei Weitem größere Theil aller Waaren, die hier gelandet werden, nach dem Innern weiterbefördert wird. Meiner Ansicht nach werden dann directe Linien zwischen Liverpool und dem Suez-Canal eröffnet werden und jeder, der Waaren nach Cairo oder nach den östlichen Theilen Unterägyptens bezieht, sie über Port Said oder Ismailia kommen lassen.

Für Baumwolle wird Alexandrien wahrscheinlich nach wie vor der Markt bleiben, von welchem das große Quantum aus verschifft wird, weil man jeden Ballen oder Sack besonders untersuchen muß und weil sich die Export-Commissionshäuser nicht darauf einlassen können, auf den Dörfern umher zu reisen und gerade diejenige Qualität zu suchen, die sie für ihre Kunden zu kaufen beauftragt sind.

Ueber die Zukunft der drei Orte Port Said, Ismailia und Suez läßt sich schwer jetzt schon eine Ansicht festhalten. Einstweilen ist Suez zurückgegangen und man nimmt an, daß es etwa 6000 Einwohner eingebüßt hat seit der Canal eröffnet worden ist. Die Folge davon ist, daß sehr viele Häuser leer stehen und die Miethen sehr billig geworden sind. Man muß

also wohl annehmen, daß Suez durch den Canal commerziell verloren hat und bis jetzt dieser Verlust noch nicht wieder ersetzt worden ist. Handelsbeziehungen von Suez aus nach Häfen im rothen Meere finden eigentlich gar nicht statt, sondern Suez ist nur der Hafen und die Einwohner sind nur die Spediteure der von und nach Aegypten gehenden Waaren.

Ueber Ismailia habe ich schon gesprochen. Dieser mitten im Sande angelegte Ort, der in wenigen Jahren entstanden ist, allein jetzt wieder zu verfallen anfängt, wird schwerlich je eine commerzielle Bedeutung bekommen. Es wird eben ein kleiner Hafen werden, ohne aber selbst Handelsplatz zu sein. Es wird wie Suez weiter nichts thun, als die von und nach dem Innern des Landes gehenden Waaren spediren.

Port Said scheint für den Importhandel am wenigsten Interesse zu haben. Ich habe schon bemerkt, daß es für den Export schon etwas Bedeutung erhalten hat und daß besonders viel Baumwollsammen dahin gesandt wird; vielleicht dehnt sich dies auch noch aus, allein der Ort selbst kann schwerlich je etwas Anderes werden, als der Hafen und Speditionsort für einen kleinen Theil von Unterägypten. Es liegt durchaus nicht central und hat nur eine mangelhafte Verbindung zu Wasser mit dem ziemlich entfernt gelegenen fruchtbaren Lande. Es wird ein Kohlendepot werden für die Schiffe, welche von Süden kommen, wird auch wohl einige Dörfer mit Kohlen versehen, allein sonst wird es schwerlich irgend etwas von Belang importiren.

Die Wichtigkeit des Suez-Canals für den Export ist also bereits erwiesen und es steht zu erwarten, daß er auch auf den Import von einigem Einfluß sein wird. —

Wer von Alexandrien aus die Reise durch den Canal machen will, findet jetzt leicht Gelegenheit dazu, da die Dampfschiffverbindung zwischen hier und Port Said eine regelmäßige ist. Wir fuhren in diesem Frühjahr auf einem russischen Dampfer, der nach Beirut ging und wie alle Schiffe, die um diese Jahreszeit nach Syrien fahren, einen Theil Passagiere an Bord hatte, welche das Osterfest in Jerusalem feiern wollten. Man verläßt den Hafen von Alexandrien um 3 Uhr Nachmittags und wir hatten sehr bewegte See, da Mitte März die Aequinoctialstürme toben. Abukir passirt man noch vor Sonnenuntergang, die Leuchtthürme von Rosette und Damiette strahlten schon durch die Nacht. Wir landeten am folgenden Morgen in einem kleinen Boot in Port Said. Auf den großen Platz, an dem mehrere Hotels liegen, münden eine Anzahl Straßen, deren Häuser durch Bretterdächer an der Front entlang vor der brennenden Sonne geschützt sind, kein Baum, kein Strauch begegnet dem Auge. Das Schiff, das uns für die

Weiterfahrt aufnahm, machte seine erste Reise und hatte die Strecke von Glasgow bis Port Said in 14 Tagen zurückgelegt. Die Maschine war in bester Ordnung und so lag es wohl an der schlechten Führung des Piloten (jedem Dampfer wird von der Canal-Compagnie einer zugetheilt), daß wir schon wenige Kilometer von Port Said entfernt zum ersten Mal aufliefen und so im Ganzen sieben Mal. Einmal kostete es große Mühe, uns wieder flott zu machen, der erste Officier mußte mit einem Theil der Mannschaft an's Land gehen und mit Hilfe von Tauen mit großer Anstrengung das Schiff befreien. In Folge dieser Verzögerungen langten wir erst bei einbrechender Dunkelheit in Ismailia an und mußten die Nacht über in den Bitterseen liegen bleiben. Die Fahrt bis Ismailia ist einförmig: an den öden Sandufeln des schmalen Canals bilden die kleinen Stationshäuschen und die Riesen-Baggermaschinen die einzige Abwechslung. Die Landschaft gewinnt nur, wenn man den Mensaleh und den Tinsah-See passirt, da man hier einen großen Wasserspiegel vor sich hat. Viel schöner ist die Strecke von Ismailia bis Suez, die wir ohne Störung zurücklegten; zur Linken sieht man bald die syrische Küste mit den Bergen des Sinai in der Ferne, zur Rechten das mächtige Atala-Gebirge, das zu der schönen Lage von Suez am rothen Meere einen majestätischen Hintergrund abgibt. Wir fuhren noch eine Stunde lang im kleinen Segelboot, während unser Dampfer den Weg nach Bombay fortsetzte, es war gerade die Zeit der Ebbe und deshalb ein großer Umweg nöthig, um zu landen. In dem großen englischen Hotel in Suez ist jetzt wenig Verkehr, da die Engländer fast immer ohne Aufenthalt nach Indien weitergehen. Das Hotel ist wie die Häuser in Indien gebaut in der Weise, daß die durch Verandas geschützten Zimmer nach dem Hof führen, der auch theilweis überdacht werden kann. Die hier zur Bedienung verwendeten Malaien haben sich die englische Sprache vollkommen angeeignet, sie tragen ihren Turban von weißem Musselinstoff viel malerischer verflochten als die Araber und zeichnen sich vor diesen durch schöne Gesichtsbildung aus. In Suez war es schon sehr warm, wir hatten Abends 15 Grad R. Zwischen Suez und Ismailia ist regelmäßige Bahnverbindung, die wir zur Rückfahrt benutzten. Ismailia hat ein vorzügliches französisches Hotel, wie hier auch hauptsächlich der Canal-Verwaltung angehörende Franzosen wohnen, deren Häuser und Gärten sich durch Geschmack auszeichnen. Besonders schön ist der Garten, den der Director der Süßwasserwerke (ebenfalls Franzose) sich inmitten der Wüste geschaffen hat. Durch die günstige Bewässerung wird es möglich, hier alle europäischen und ägyptischen Gemüse und Früchte zu ziehen. Der große Palast dagegen, den der Vicekönig in Ismailia bei Gelegenheit der Canaleröffnung aufführen ließ, ist ebenso wie der ihn umgebende Garten dem gänzlichen Verfall preis-

gegeben. Von Ismailia geht die Bahn weiter und scheidet sich in Zagazig in zwei Schienenstränge, von denen der eine nach Alexandrien, der andere nach Cairo führt.

Ein Canonist des vorigen Jahrhunderts über die „Exclusiva“ bei der Papstwahl.

Das Recht der weltlichen Mächte, gegen die Wahl einer mißliebigen Persönlichkeit zum Papste Veto einzulegen, im Kirchenrechte mit dem Namen „Exclusiva“ benannt, ist in jüngster Zeit Gegenstand mehrfacher publicistischer Erörterungen geworden.

Die historische Untersuchung hat zu dem Resultate geführt, daß dieses Recht als der letzte Ueberrest eines früher viel weiter gehenden Einflusses der Staaten auf die Papstwahl zu betrachten ist. Wenn dieser Einfluß mehr und mehr schwand und schließlich von der selbständigen Besetzung des römischen Stuhles auf die ablehnende Stimme bei der Wahl zusammenschrankte, so verkennen wir nicht, daß diese Erscheinung mit der erfolgenden Scheidung kirchlicher und staatlicher Machtsphäre zusammenhängt, und wir werden nicht an, zu erklären, daß auch jenes Veto der Staatsgewalt in demselben Momente wegfallen muß, in welchem jener Scheidungsproceß zu seinem Abschlusse gediehen sein wird. Heute nun wird Niemand behaupten, daß dieser Zeitpunkt schon eingetreten ist, und die Staatsgewalten würden um so weniger veranlaßt sein, auf ihr Einspruchsrecht zu verzichten, als die Stellung, welche die katholische Kirche gegen die Fundamentalsätze des modernen Staatsrechts einzunehmen beliebte, und ihre zahlreichen Uebergriffe in das rein staatliche Gebiet es jedem Staate zur Pflicht machen, auf die in kurzem bevorstehende Papstwahl scharfes Augenmerk zu haben.

Es ist nicht die historische Thatsache allein, daß weltliche Mächte das Recht der Exclusive mit ausdrücklicher Zustimmung und Anerkennung der Curie beansprucht und ausgeübt haben, welche auch heute noch diesen Mächten das Recht der Intervention gegen eine feindselige Papstwahl gibt; diese historische Thatsache könnte bei geänderten Verhältnissen ihre Beweiskraft verlieren; sondern es ist das jeder Staatsgewalt inhärirende Recht der Selbstvertheidigung, welche für die moderne Staatsgewalt das Recht involvirt, dem Staate durch eine feindselige Papstwahl drohende Gefahren mit allen zu Gebot stehenden Mitteln fernzuhalten.

Daß die Betrachtung dieses Rechts der staatlichen Exclusive vom rein politischen Gesichtspunkte dem katholischen Kirchenrechte selbst keineswegs fern steht, dafür möge das Zeugniß einer auf dem Gebiete des Kirchenstaatsrechts von kirchlicher Seite anerkannten Autorität, des zu Mitte des vorigen Jahrhunderts an der fürstbischöflichen Universität zu Würzburg als Professor des Kirchenrechts wirkenden Decans des Collegialstifts zu Sang Johann Kaspar Barthel sprechen, welcher sich in einer Abhandlung über das Recht der Exclusive*) folgendermaßen äußert:

„Dieses Recht der Exclusive pflegen die deutschen Kaiser auszuüben, jedoch nicht als ein Ueberbleibsel altkaiserlicher Territorialgewalt über die Stadt Rom und den römischen Bischofsstuhl, . . . vielmehr glaube ich andere Gründe aufzufinden und in Folgendem sachgemäß darzustellen, aus denen sich ergibt, daß jenes von den Kaisern bei der Papstwahl geübte Recht auf Rücksichten der Gerechtigkeit und Billigkeit beruht.“

„Der Hauptgrund liegt meines Erachtens darin, daß der Staat sich selbst und seine Rechte vertheidigen darf. Denn wenn es nach Natur- und Völkerrecht dem weltlichen Herrscher gestattet ist, nicht allein gegenwärtigen Schaden und Nachtheil, sondern auch mit Wahrscheinlichkeit in der Zukunft drohenden vom Staate abzuwehren; warum sollte dem Kaiser nicht erlaubt sein, durch seine Exclusive, dieses unschädliche, besänftigende, dem Frieden der ganzen Christenheit zuträgliche Mittel, von dem Gipfel der bischöflichen Gewalt einen Mann fern zu halten, den begründeter Verdacht belastet, er möchte, unruhigen Geistes, auf Zwist und Streit lossteuern oder, dem Kaiser feindselig, seinen gewaltigen Einfluß einem anderen Könige oder mächtigen Fürsten leihen? Ganz besonders ist diese Frage in dem Falle zu bejahen, wenn er schon durch die That Beweise einer dem Kaiser feindseligen Gesinnung gegeben hat. Dieser Grund wird gestärkt durch die nähere Betrachtung der kirchlichen und politischen Bedeutung der Papstgewalt. Würde ein so gesinnter Mann auf den päpstlichen Stuhl gehoben, so drohten dem Kaiser Gefahren von allen Seiten; denn ein solcher würde, mit der päpstlichen Tiara geschmückt, gewaltigen Einfluß in weltlichen Dingen und die Macht gewinnen, die Waffen gegen den Kaiser zu ergreifen und sich mit anderen dem Kaiser feindlichen Mächten zu verbinden; und was er mit eigener Waffengewalt nicht ausführen könnte, das würde er durch Mißbrauch seiner geistlichen Machtfülle und durch feindlichen Rathschlag in's Werk zu setzen suchen; denn vermittelt des Clerus, der kirchlichen Congregationen und Orden, die dem Papst stets nur allzu sehr unterthan sind, kostet es leichte Mühe, die Völker, die den Priestern lieber als den Fürsten glauben und

*) J. G. Barthel, Opuscula iuridica tom. II. pag. 342. 83.

jenen rascher als diesen folgen, zu verführen, daß sie sich auf des Papstes Seite stellen, wenn dieser zum wilden Kampfe gegen den Kaiser in die Trompete stößt, oder daß sie einem auswärtigen Könige und seiner dem Kaiser feindlichen Partei oder bundespflichtigen, gegen den Kaiser aufrührerischen Mächten aus einem allzugroßen, weder aus Ueberzeugung noch aus Klugheit entspringenden Feuereifer Beistand leisten, oder daß die eigenen Unterthanen, widerspenstig gegen die Zügel von Kaiser und Reich, als Rebellen wider den angestammten Fürsten das geheiligte Band der Treue zerreißen. Denn ein Papst von solch feindseliger Gesinnung, der durch seine Erhebung den menschlichen Leidenschaften keineswegs entrückt ist, besitzt in den Blitzstrahlen seiner Censuren, Excommunicationen und Interdicte ebensoviele Mittel um in den zum Aufruhr geneigten Völkern die Kampfwuth mehr und mehr zu entflammen und des Kaisers Reich und Herrschaft der schwersten Gefahr und allgemeiner Friedensstörung entgegen zu führen. — Da aber dem Kaiser Alles daran gelegen sein muß und er vor seinem Gewissen verantwortlich ist, das Reich und seine angestammten Länder in Friede und Sicherheit zu erhalten, auch alle Mittel zur Erreichung dieser Vortheile zu gebrauchen, so sehe ich durchaus nicht ein, warum er nicht auch das Recht haben sollte, jene Exclufive bei der Papstwahl zu üben.

Auch braucht er nicht, wie man vielleicht einwenden könnte, abzuwarten, bis der Papst den Kampf beginnt oder zum Streite rüstet, denn bei Gegenständen von so eminent politischer Tragweite, bei denen ein einmal zugefügter Schaden gar nicht oder nur mit großer Schwierigkeit regenerirt werden kann, ist der allgemeinen und in der Politik mit Recht recipirten Regel zu folgen, daß es besser sei, sein Recht unter Dach und Fach zu schützen, als für die geschehene Verletzung ein Heilmittel zu suchen; und nach dieser Regel zu in dem in Frage stehenden Falle um so mehr zu handeln, als ein sicheres Mittel zur Hebung des daraus entstandenen Unheils kaum zu finden sein dürfte; denn die Entfernung eines solchen Mannes von dem einmal eingenommenen Stuhle Petri ist äußerst schwierig, wenn nicht unausführbar.“

Es wird kaum möglich sein, mit besseren Gründen, als es hier ein latholischer Priester thut, die Nothwendigkeit der Exclufive vom Standpunkte des Staates zu vertheidigen. Aus dieser Beweisführung ergibt sich aber auch mit logischer Nothwendigkeit, daß man sich das Recht der Exclufive nicht als ein ererbtes Recht genau bestimmter Staaten zu construiren braucht, sondern dasselbe jedem Staate vindiciren darf, für den vermöge der Zahl latholischer Unterthanen, die er umfaßt, die Persönlichkeit des jeweiligen Papstes von politischer Bedeutung ist.

Jene Ausführungen des bischöflichen Professors sind aber auch aus einem weiteren Grunde von hohem Interesse: es spricht sich in denselben ein

so durchaus richtiges Verständniß für die Aufgabe des Staates aus, daß jeder Staatsmann der Gegenwart die daselbst niedergelegten Grundsätze bereitwillig unterschreiben kann. Vergleicht man hiermit die Doctrinen, die von der heutzutage in der katholischen Kirche herrschenden Partei über Recht und Pflicht des Staates verbreitet werden, so gewinnt man einen neuen Beleg für die Behauptung, daß es nicht der Staat ist, welcher seine Stellung zur Kirche, sondern die katholische Kirche, die ihre Stellung zum Staat verändert hat.

L. S.

Erinnerungen aus dem alten Reich.

Unsere Zeit, welche auf Erforschung, auf Darlegung organischer Entwicklungen ihr Hauptaugenmerk gerichtet hat, ist auch auf dem Gebiet der Geschichte mit Vorliebe unter diesem Gesichtspunkte thätig. Und wie es für den Naturforscher nothwendig ist, sein Wissen auf Beobachtung der unscheinbarsten Einzelheiten zu stützen, ebenso unerläßlich ist für den Historiker die möglichst genaue Kenntniß des Materials bis in's Kleinste, denn nur diese giebt die Möglichkeit, das leitende Gesetz zu finden. Mit regem Interesse wird daher Alles aufgenommen, was zur Vermehrung des authentischen Materials beiträgt und es einem größeren Kreise zugänglich macht. So begrüßen wir mit Freuden die Herausgabe der wichtigen und interessanten Berichte venetianischer Gesandten, welche die Wiener Academie der Wissenschaften als dankenswerthe Ergänzung zu der früheren reichen Publication Alderi's kürzlich veröffentlicht hat*). Es sind sogenannte Finalrelationen — einige vollständig, aus anderen nur Auszüge — welche die Botschafter der Republik Venedig nach der Rückkehr von ihrem Posten dem Senat vorzulegen verpflichtet waren, und in denen sie eine genaue Uebersicht dessen, was sie geleistet, so wie die Resultate der von ihnen gesammelten Erfahrungen zu einem umfassenden Bericht zusammenstellen mußten.

Bekanntlich zeichneten sich die italienischen Diplomaten, und unter ihnen besonders die venetianischen, durch Schärfe des Blickes und feine Beobachtungsgabe aus. Dabei kommt es ihnen vor allem darauf an, dem Senat

*) Fontes rerum austriacum. Oestreichische Geschichtsquellen. Herausgegeben von der historischen Commission der kaiserlichen Academie der Wissenschaften in Wien. Zweite Abtheilung. XXX. Band.

die strengste Wahrheit zu berichten, damit dieser danach seine Maßregeln zum Besten der Republik ergreife. Nicht umsonst erwähnen die Gesandten, daß sie weder Mühe noch Kosten gescheut, der Republik zu nützen, soweit es in ihren schwachen Kräften steht; sie geben einen mehr oder minder gedrängten, klaren Ueberblick über alle Verhältnisse des Landes, in dem sie weilten, über seine Hilfsquellen, seine inneren und äußeren Zustände, Gerichtsbarkeit, Heerwesen; eine genaue Berechnung der Einkünfte und Ausgaben; sie schildern die Producte, welche jede Provinz hervorbringt, den Zustand des Handels; sie geben eine Charakteristik ihrer Bewohner, wobei den Deutschen neben Hervorhebung ihrer großen Waffentüchtigkeit und ihres Geschickes für mechanische Arbeiten leider auch das Zeugniß der Trunksucht fast regelmäßig ausgestellt wird. „Die Deutschen sind beinahe Alle immer betrunken, sie halten den Trunk nicht allein für kein Laster, sondern für etwas großes und tugendhaftes, und achten Diejenigen, welche sich nicht betrinken wollen, für schlechte und unbedeutende Menschen, weil sie sagen, daß ein Betrunkener alles, was er auf dem Herzen hat, frei heraus sage und daß nur ein Schurke nicht trunken will, weil er befürchtet, in der Trunkenheit seine Tücke auszulandern: man sagt auch, daß die Fürsten, wenn sie betrunken sind, häufig so schwierige und wichtige Dinge beschließen, welche sie sonst nie beschlossen hätten, jütemal sie sich in der Lustigkeit der Weinlaune zu allem hinreißen lassen.“

Als besonders anziehend möchten wie die Charakteristiken der Kaiser bezeichnen, woran sich diejenigen ihrer Familien, der bedeutendsten Staatsmänner und Heerführer schließen. Hier treten uns so manche Details entgegen, so mancher dem Leben abgelassene Zug, daß das Bild oft den frappanten Eindruck des Porträts macht, in welchem ja auch die Maler Venedigs so Außerordentliches leisteten. Dann folgt meist eine Aufzählung aller Befehle des Kaisers, des Einkommens, das sie ihm gewähren, wie der Kosten, die sie ihm verursachen, nebst Erwähnung der speciellen Verfassungen der einzelnen Provinzen, und endlich eine übersichtliche, eingehende Darstellung über das Verhältniß des deutschen Kaisers zu den übrigen europäischen Fürsten, wie auch zu den ihm feindlich oder freundlich gegenüberstehenden Herrschern.

Der Kaiser wird im Kreise seiner Familie geschildert, die Kosten, welche deren standesgemäße Erhaltung ihm verursacht, werden aufgezählt, wobei sich als Resultat nach der Berechnung aller Einnahmen und Ausgaben meist ein ziemlich bedeutendes Deficit ergibt, was den Gesandten z. B. berechtigt, von der „Armuth des Hauses Habsburg“ zu sprechen. Doch nicht nur die Einkünfte des Kaisers selbst werden der hohen Republik berichtet, auch die seiner vornehmsten Untergebenen werden genau angegeben, so wie die Einkünfte des Clerus und die der vornehmsten Geistlichen speciell. Besonders betont wird

dann die Stimmung des Kaisers und seiner Umgebung gegen die Republik, wie sie in directer Kundgebung hervortritt oder aus dem Verhalten und aus Aeußerungen gegen den Gesandten gefolgert wird. —

Die dritte Relation enthält einen eingehenden Bericht über den Feldzug Kaiser Karl's gegen den Schmalkaldischen Bund, den der Gesandte — Alois Mocenigo — im Gefolge des Kaisers mitmachte; er weiß nicht, ob der Erfolg mehr dem Muth und der Umsicht des Kaisers oder den Fehlern der Protestanten zuzuschreiben ist. Hin und wieder sind seine diplomatischen Winke eingestreut über die Art und Weise, wie Venedig diesen oder jenen Umstand zu seinem Vortheil benützen könne.

Die achte Relation — Bericht Johann Michele's und Vunardo Donate's über ihren Aufenthalt bei Kaiser Rudolf II., dem sie die Beileidsbezeugung Venedigs über Maximilian II. Tod überbracht — enthält manches eingehende über die Persönlichkeit, aus dem Leben und Treiben des Erzherzogs Ferdinand, den seine Verbindung mit der schönen Welferin mit dem Zauber der Romantik umgeben.

Sehr eingehend und anschaulich ist die Schilderung, welche Johann Michele im Jahre 1571 von Maximilian II. entwirft. „Der Kaiser ist am 1. August 1527 geboren, jetzt also 44 Jahre alt; von Gott wahrlich mit vielen Gaben ausgestattet, auch in Hinsicht auf das Aeußere, worauf es bei einem Fürsten ja so sehr ankommt; sein Wuchs ist hübsch und gut proportionirt, obgleich die Beine im Verhältniß zu dem übrigen Körper ein wenig zu dünn sind. Seine Erscheinung zeigt eine wahrhaft königliche und kaiserliche Majestät; sein Gesicht ist ernst, aber dieser Ernst wird durch eine solche Anmuth und Liebenswürdigkeit gemildert, daß Jeder, der ihn erblickt, die tiefste Ehrfurcht mit einer Mischung unendlichen inneren Wohlgefallens empfindet. Sein Teint ist hell und rosig, die natürliche Farbe der Deutschen. Seine Augen sind höchst lebhaft, gleich zwei hellen Lichtern, und bringen bis auf den Grund dessen, das sie betrachten. Sein Bart ist kastanienbraun, bis jetzt hat er noch gar keine oder nur sehr wenig weiße Haare. Er kleidet sich nicht nur zierlich und mit vielem Geschmac, sondern auch prachtvoll und reich. Seine Tafel ist prächtiger als die aller anderen Fürsten; es wird mit großem Pomp und höchster Kleinlichkeit servirt; man kann nichts Appetitlicheres sehen (was gerade bei einem Deutschen um so seltener und bemerkenswerther ist) als seine Majestät bei Tisch, denn der Kaiser bedient sich selbst und nimmt die Dienste des Vorlegers nur sehr wenig oder gar nicht in Anspruch. Und da es gute Kost ist, so ist er für gewöhnlich täglich zwei Mal und sehr mäßig, nie mehr als drei oder höchstens vier Mal; und ein Mal wenigstens, zuweilen zwei Mal, trinkt er dazu mit Zimmt gelochtes Wasser; außer bei Banketten, denn wenn er Gesellschaft und

eine Anzahl von Gästen bei sich hat, trinkt er nach deutscher Sitte meist Jedem einmal zu, um ihn zu ehren. Er ist höchst anmuthig in allen Bewegungen; und wenn er im traulichen Gespräch mit Damen oder mit seinen Vertrauten ist, dann wird er neckisch, leutselig und sehr lebhaft; doch selbst beim Scherzen behält er immer einen leichten Ernst bei, der ihn nur noch liebenswürdiger und angenehmer macht. Er kennt alle Spiele, alle Fabeln, alle Scherze, alle Vorzüge und Mängel der Völker; sodaß man sich keine Unterhaltung vorstellen kann, welche der mit ihm gleichläme, und daher gilt er mit Recht für einen vollendeten Cavalier und Hofmann. Freund der Jagd, doch nicht in dem Uebermaß wie es sein Vater war, pflegt er sie mehr, um sich Bewegung zu machen, hauptsächlich zur Erhaltung der Gesundheit und zur Erholung nach den Anstrengungen und Arbeiten, als aus besonderer Passion. Er ist großer Freund der Musik, für welche sehr viel verausgabt wird, denn seine Kapelle übertrifft an Anzahl und Talent der Musiker ohne Zweifel die jedes anderen Fürsten. Der Kaiser findet so viel Vergnügen daran, daß er zu sagen pflegt, wenn er nur seiner Neigung und keinem Schmach folgen wollte, so würde er nie etwas anderes treiben, und er ist selbst Musiker, denn er singt seine Stimme sicher und thut es bisweilen privatim in seinen Gemächern. Seine Majestät hat seit einigen Jahren an körperlicher Gesundheit und Klüftigkeit verloren, da er nicht nur an Podagra leidet, sondern auch noch an seinem alten eingewurzelten Herzleiden, wozu seit einiger Zeit noch ein Nierenleiden mit Ansatze zum Stein gekommen, welches ihn 30 oder 40 Stunden lang mit großer Heftigkeit überfällt. Nun zu den inneren Gaben. Der Kaiser hat einen regen Verstand und wunderbaren Scharfsinn; er begreift und erkennt sofort die Natur und Beschaffenheit eines Jeden, der vor ihm erscheint, und kaum spricht man mit ihm, so weiß er auch schon, wohinaus man will. Sein Verstand ist mit einem ausgezeichneten Gedächtniß gepaart; er erinnert sich an alles, und wenn er Leute wiederseht, auch Privatpersonen, so erkennt er sie sicher. Er spricht beinahe alle Sprachen und übertrifft darin auch alle anderen Fürsten der Jetztzeit; außer seiner Muttersprache, der deutschen, welche er, wie man sagt, nicht nur ausgezeichnet spricht, sondern darin so beredt ist, wie die ersten Redner, so daß er auf den Ständeversammlungen jeden überrascht — auch redet er lateinisch, italienisch, spanisch wie ein Eingeborener; französisch versteht er vollkommen, doch hat er keine Übung im Sprechen. Außerdem spricht und versteht er böhmisch und versteht ziemlich gut ungarisch, so daß er sieben Sprachen kann. Aber in welcher Sprache er auch mit einem verkehrt, besonders in Staatsangelegenheiten, wenn er mit den Gesandten der Fürsten verhandelt, immer ist er zu bewundern, und man kann wahrlich sagen, daß die Staatsangelegenheiten sein specielles Fach sind, so gut behan-

delt er sie, und bezeichnet sie stets mit den richtigen Ausdrücken, sowohl in den Vorschlägen wie in den Antworten, welche er meist aus dem Stegreif zu geben pflegt. Er ist eifrig und höchst geduldig bei Verhandlungen und Audienzen, zur großen Freude seiner Untertanen und derer, die mit ihm zu thun haben; jeden Tag, wenn er seiner Gewohnheit gemäß öffentlich gespeist hat, läßt er jeden — er sei noch so niedrig und gering — vor sich und gestattet mit größter Geduld, daß man ihm auf den Bescheid, welchen er ertheilt, zwei, drei Mal etwas erwidere. Und um die Abfertigung der Geschäfte zu beschleunigen (denn es geschieht alles auf dem Wege geschriebener Bittschriften) gibt er häufig seine Privatvergnügungen auf. Bescheide erhält man an diesem Hof (um die Wahrheit zu sagen) leichter und schneller als an jedem anderen, zum großen Pobe seiner Majestät und der Beamten. Er ist der größte Feind des Müßiggangs; nie verliert er eine Stunde, er thut immer etwas. Wenn nichts anderes vorliegt, so pflegt er eigenhändig Gold- und Silbersachen zu arbeiten; jetzt beschäftigt er sich mit der Destillation von Oelen, Wassern und Mineralen, worin er wunderbare Geheimnisse kennt. Außer diesen Beschäftigungen hat er jetzt noch eine, die ihm sehr zusagt, und der er alle Zeit widmet, welche er den Geschäften entziehen kann, nämlich die Anlage eines Gartens eine halbe Meile von Wien, der wirklich königlich und kaiserlich ausfallen wird.“

„Doch um auf die hauptsächlichsten und wichtigsten Punkte zu kommen: er ist ein höchst gerechter Fürst, der, so viel man weiß, niemals jemand unrecht gethan noch zugegeben, daß andere es thaten. Höchst milde von Natur und aller Strenge abgeneigt, straft er ungern, besonders wenn es sich um Blut handelt; er thut wohl auch im übrigen so viel Gutes als er kann und soweit seine Kräfte reichen, und wenn er nicht für freigebig gilt, weil er nichts gibt, da er (um die Wahrheit zu sagen) eher geizig und genau als das Gegentheil ist, so muß man ihn doch entschuldigen wegen der Knappheit, in welcher seine Maj. sich befinden, wie jedermann weiß. — So offen wie er im Berathen und Besprechen von Anderer Angelegenheiten ist, so vorsichtig ist er bei den eigenen, und im Verschweigen und Verbergen dessen, was ihn selbst betrifft. Zu Lebzeiten seines Vaters pflegte er dessen Regierungsweise zu tadeln, da es ihm schien, als ob dieser zu sehr von den Beamten abhängt, weil er ihnen zu viel Autorität einräumt, besonders in der Verwaltung der Geldangelegenheiten. Jetzt sieht er, daß es nicht möglich ist, anders zu verfahren, und wird böse und empfindlich, wenn ihn jemand an das erinnert, was er damals geäußert. Was nun die Religion betrifft (um das nicht zu übergehen, was bei den Fürsten hauptsächlich beachtet wird, vorzüglich in diesen Zeiten), so gibt der Kaiser äußerlich niemand Mergerniß oder Gelegenheit zu murren: da er wie andere Katholiken lebt und den

Messen öffentlich beizwohnt, doch nur an Festtagen; bei den höchsten Festen geht er auch zur Vesper, bei jedem Fest hört er aber die Predigt, welche er nie versäumt; er hat einen katholischen Prediger, welchen ihm der Erzbischof von Mainz empfohlen. Er ehrt Priester und Fromme und duldet nicht, daß man sie schädigt oder beleidigt, und obgleich er alle Tage ohne Unterschied Fleisch isst, thut er es doch nicht ohne Dispens, den er schon in den ersten Jahren erhalten, gleich dem König von Spanien, der Kaiserin, seinen Kindern, kurz allen Mitgliedern dieses Hauses. Dies in Bezug auf das Aeußere. Das Innere weiß und kennt Gott. Aber sei er im Innern, was er wolle, nach außen kann er durchaus nicht anders denn als Katholik sich zeigen: er würde sonst alle Autorität verlieren sowie den Gehorsam, welchen man ihm noch leistet, weil die katholische Partei mit den wenigen Kejnern, die ihr in Deutschland bleiben, allein noch die geringe Autorität, die der Kaiser in Deutschland hat, aufrecht erhält; durch ihren Gehorsam und ihre Ehrfurcht wird er auch von den anderen Parteien mehr geachtet und respectirt. Denn wenn Se. Maj. sich änderte und die Religion wechselte, so wüchste es keinem Zweifel, daß alle die anderen, und besonders die Prälaten, durch sein Beispiel gezwungen sein würden, das Gleiche zu thun, um ihre Güter nicht zu verlieren. Und wenn sie alle dieselbe Religion hätten, so würde der Kaiser, da er keine eigene Macht hat, eben so viel gelten wie jeder andere private Fürst; der Rücksicht zu geschweigen, welche Se. Maj. in diesem Punkt auf den König von Spanien (vorzüglich so lange die Hoffnung auf Nachfolge währt) und auf den Papst nimmt, schon um nicht Veranlassung zu Excommunicationen zu geben. — Trotz all dieser von Gott erhaltenen Gaben ist doch Se. Maj., obschon ein Fürst, nicht frei von Unvollkommenheiten, gleich allen Menschen; der Kaiser ist nämlich innerlich stolz und hochmüthiger als sein Vater, der schon hochmüthig genug war. Er ist leicht aufgebracht und wird es täglich mehr, da er sich über die geringste Sache ärgert, die nicht nach seinem Willen geht. Er würde auch rachsüchtig sein, wenn ihn jemand beleidigte, denn er vergißt Beleidigungen nicht leicht; man glaubt auch, daß er sich sehr verstellt und anders denkt als er spricht, denn obgleich sein Lachen und seine Anmuth Zeichen eines offenen, freimüthigen Wesens, wie es die Deutschen meist haben, zu sein scheinen, wird es doch anders ausgelegt, und man sagt, er sei falsch und verstelle sich wie die Spanier. Einige tadeln auch, daß er mit Worten mehr verspricht als einem Fürsten zieme. Sehr geschickt ist er, Gesandte wie andere Leute, die mit ihm verhandeln, in Verwirrung zu bringen, wenn jemand auf die Worte und auf den anfangs erhaltenen Eindruck achtet und sich nicht beständig mit dem Fortgang der Unterhandlungen befaßt. Im übrigen hat Se. Maj. ganz und gar jene Größe des Geistes und jene hochfliegenden Ideen eingebüßt,

welche sie früher in Bezug auf Kriege und große Unternehmungen hatte; denn der Kaiser weiß es recht wohl, daß er in der Meinung der Leute verloren und jene großen Erwartungen, welche man in den ersten Jahren von ihm hegte, nicht erfüllt hat, und zwar durch den Ausgang des letzten Krieges mit den Türken im Jahre 1566, dessen schlechte Leitung Sr. Maj. zugeschrieben wird. Daher hat der nun nicht länger in Bezug auf sich selbst verblendete Kaiser, dem zuvor jedes große Unternehmen, das er versuchte, klein erschien (einen solchen Einfluß hatte die Meinung, welche er von sich selbst hatte, und die Schmeichelei Anderer auf ihn!) jetzt nach den gemachten Erfahrungen seine Gesinnung geändert und sich — dem Beispiel und dem Verfahren des Vaters folgend — auch entschlossen, ruhig zu leben, wenn er nicht über Gebühr gereizt wird und die Veranlassung nicht größer ist als jetzt.“ —

Ebenso ausführlich wird auch Karl V. geschildert. Auf einen immer sich wiederholenden Refrain dieser Berichte dürfen wir jetzt mit besonderer Genugthuung blicken: das sind die Zeugnisse von der Uneinigkeit der Deutschen. Den Schluß jedes Berichtes bildet immer eine feine Insinuation der vielen Kosten, welche der Gesandte zu tragen gehabt, überhaupt Persönliches in Bezug auf das Personal der Gesandtschaft, Lob der Untergebenen, Versicherung des eigenen unbegrenzten Dienstes für die hohe Republik.

Die 9. und letzte Relation enthält den Bericht der 4 Gesandten, welche die Kaiserin Maria, Wittve Maximilian II., 1581 auf ihrer Reise nach Spanien im Namen der Republik empfangen und durch das venetianische Gebiet geleitet haben. Der Bericht ist in mancher Beziehung — z. B. in Angabe der Ursachen, welche die Kaiserin zu dem Entschluß, in's Kloster zu gehen, veranlaßt — höchst charakteristisch; und da wir annehmen dürfen, daß es in unserem schnell und viel reisenden 19. Jahrhundert nicht uninteressant sein möchte, etwas über die Art und Weise zu erfahren, wie eine deutsche Kaiserin des 16. Jahrhunderts reiste, so ist es uns wohl gestattet, mit einem etwas ausführlicheren Auszug aus diesem Bericht zu schließen.

„Sobald der hohe venetianische Senat den Entschluß J. Kaiserl. Maj. erfahren, auf ihrer Reise nach Spanien über Friaul zu kommen, wählte er uns vier — Michele, Soranzo, Tiepolo und Correr — zu seinen Gesandten, um J. Maj. zu empfangen und bis an die Grenze des venetianischen Gebietes zu begleiten. Wir nahmen diesen Auftrag unserer Pflicht gemäß bereitwilligst an, und nachdem wir nach bestem Ermessen für Beamte und für die nöthige Dienerschaft gesorgt, um vor allem die Würde des Staates zu repräsentiren, und die Abreise J. Maj. erfahren hatten, welche am 30. August Wien verlassen hatte, von wo sie in zwanzig Tagen die Reise bis nach Pontieba machen wollte, so machten wir uns auch am 12. September auf, trotz-

dem daß dieser Tag so rauh, so windig und regnerisch war, daß alle, die uns abreisen sahen, sich höchlichst wunderten. Aber wir wußten, daß unsere Zeit sehr knapp war, wenn wir die Grenze noch erreichen wollten, um J. M. dort bei der Ankunft zu empfangen; darum begaben wir uns in höchster Eile über Treviso, Conegliano, Sacile und Spilimbergo in fünf Stationen nach Benzone: da wir dort erfuhren, daß J. M. an demselben Tage (es war der 16.) von Villacio nach Treviso gereist sei, um am nächsten Tage Pontieba zu erreichen, und es uns nicht rathsam schien, weiter zu gehen wegen der Dürftigkeit der Quartiere (da Pontieba ein kleiner Flecken mit nicht mehr als 20—25 Häusern ist), so beschloßen wir zu bleiben, wo wir waren und den Signor Giulio Savorgnano nach Pontieba zu senden, damit J. M. dort jemand vorfände, der sie im Namen der Regierung empfinde. Er begab sich mit nur 20 Pferden dahin und vollzog den Auftrag höchst ziemlich. Am folgenden Tage, Montag 18., als J. M. jenen Ort verlassen, um Benzone zu erreichen, empfangen wir sie zwei Meilen davor auf einer Wiese, bei der sich das Thal etwas erweitert, und wo auch der Allerchristlichste König im Jahre 1574 empfangen worden war. Es lief sehr würdig und glänzend ab, denn wir kamen in Begleitung einer zahlreichen Gesellschaft von Edeln, darunter der Hauptlehensträger des Landes, sodaß wir die Zahl von 80 Pferden überschritten. Bei der Begrüßung geschah nichts weiter als daß Ihrer Maj., nachdem ihre Sänfte hielt, damit wir — vom Pferde gestiegen — sie anreden konnten, einige Worte des Willkommens gesagt wurden: alles übrige, hieß es, werde ihr an einem geeigneteren Orte und zu gelegenerer Zeit mitgetheilt werden. Nachdem sie uns mit sehr heiterer Miene und einer gleichfalls kurzen Antwort empfangen, wiederholten wir die Bewillkommnung bei dem Erzherzog Maximilian, ihrem Sohne, welcher zu Pferde war, nachdem wir nicht unterlassen hatten, zuvor der Prinzessin Margaretha, welche mit in der Sänfte J. Maj. reiste, die schuldige Reverenz zu machen. Dann auch wieder unsere Pferde besteigend, setzten wir die Reise bis zur Stadt fort, wobei wir vor dem Erzherzog herritten. Aber bei dem Einzug in die Stadt, der zu Pferde geschah und nicht zu Wagen, ritt ich, Pichele, als Aelterer, immer neben ihm. Nach der Ankunft in Benzone, welche Abends stattfand, stiegen wir sammt seiner Hoheit und all den übrigen Herrschaften ab, geleiteten J. Maj. bis in ihre Gemächer und beurlaubten uns alsdann; wir ritten an dem Abend noch vier Meilen weiter, weil wir im Gebiet von Gemona logiren wollten, um dem Hof in Benzone eine größere Anzahl von Nachtquartieren freizulassen.

Am folgenden Tage machten wir uns auf, ohne zu J. Maj. zurückzukehren (denn das wäre ein Rückweg gewesen) und begaben uns Alle, wir sowie der Hof, nachdem wir den Tagliamento auf einer zu diesem Zweck

errichteten Brücke passirt, nach Spilimbergo. In jenem Ort nun, wo wir uns am folgenden Morgen zur Messe J. Maj. eingefunden (wie es mit dem Oberhofmeister verabredet worden) und ihr danach die Beglaubigungsschreiben des Senats überreicht hatten, besorgte Signor Correr alles Nöthige bei J. Maj. wie bei S. H. dem Erzherzog und erhielt von beiden die leutfeligste Antwort.“

„Während der übrigen Reisetage fuhren wir in derselben Weise fort, Abends beim Absteigen J. Maj. zugegen zu sein, um sie in ihre Gemächer zu führen und Morgens bei der Messe uns einzufinden, weil uns dadurch Gelegenheit ward, ihr immer vertrauliche Mittheilungen über das zu machen, was vorging; und ebenso machte es auch J. Maj. mit uns.“

„Nun erlauben wir uns kurz die Ordnung zu berichten, in welcher der Hof reiste. Zuerst, weit voraus vor J. M. kamen einige böhmische Wagen, etwas weniger als 50, alle von sehr starken Pferden gezogen und sehr schwer beladen. Nach diesen Wagen kam die Dienerschaft, männliche und weibliche, einige zu Pferde, andere in ungarischen oder deutschen Wagen in sehr langer Reihe, die meisten darunter auch von sechs und keiner von weniger als vier Pferden gezogen, so daß es im Ganzen, die Lastwagen mitgerechnet, mehr als 500 Pferde sein mochten. Auf diese folgten einige Reservepferde, welche von berittenen Dienern geführt wurden. Darauf kam das Gefolge S. H., und die Diener der Edelleute, 150 oder mehr Personen, alle deutscher Sitte gemäß, gleich gekleidet in schwarzes Tuch, immer zu Dreien und ausgezeichnet beritten; jeder nach dortigem Brauch mit doppelten Pistolen am Sattelbogen; vier Trompeter ritten voraus. Diesen folgten, gleichfalls zu Pferde, zwölf Wagen S. H., ihrer Sitte gemäß immer einer hinter dem anderen, und dann kamen acht Wagen J. M. mit ihrem Gouverneur und zwei Wagen des Hauptmanns der Leibwache. Dann kamen die Edelleute und die vornehmsten Barone in großer Anzahl, aber unter einander, und nach ihnen die Graduirten, die Hauptleute u. s. w., die Oberkammerdiener J. M. und S. H., mit den Herren von Harrach, Graf Claudio Trivulzi und Don Johann Borgia, Obersthofmeister; zuletzt kam der Erzherzog allein, vor J. kais. M., welche seit zwei Tagen wegen des steinigten Weges mit ihrer Prinzessin Tochter per Sänfte reiste; den ganzen übrigen Theil der Reise war J. M. immer zu Wagen, und hatte in ihrem eigenen Wagen zur Gesellschaft drei Damen; von den beiden auf dem Bordersitz war eine die Tochter ihrer Oberkammerfrau, Wittve gleich J. M., etwa 45 Jahre alt; die andere war Signora aus dem Hause Osorio, spanische Edle, auch Wittve und in gleichem Alter; im Fond aber, zur Linken J. M., saß eine junge Dame von etwa 18 Jahren, Namens Johanna, Tochter des Baron Bernstein, Oberstkanzlers von Böhmen; sie ist eher anmuthig als schön, aber höchst

tugendhaft, spricht und schreibt (wie man sagt) fünf Sprachen, nämlich außer ihrer Muttersprache, dem Böhmischem, deutsch, lateinisch, spanisch und italienisch. Von den beiden letzteren haben wir es bei verschiedenen Unterhaltungen mit ihr selbst erprobt. Dieser Eigenschaft wegen liebt J. M. sie sehr und nimmt sie mit nach Spanien in der Absicht, sie dort an irgend einen hohen Herrn zu verheirathen, weil sich weder in Deutschland, noch in Böhmen wegen der Religion und aus anderen Gründen eine Heirath gemacht hat, die den Beifall J. M. — welche sie wie eine Tochter betrachtet — wie den ihrer Familie gefunden. — Hier dürfen wir auch nicht verschweigen, daß es im Anfang der Reise, vor Venzona, ein oder zwei Tage lang etwas unordentlich zuging, zum Witzfallen J. M., weil das Volk haufenweise kam, wobei Neugier sie zu sehen, und den Wagen so umringte, daß die Leute es wagen, ohne allen Respekt den Kopf sogar bis hinein zu stecken, wobei sie großen Staub erregten und der Kaiserin dadurch viel Hitze und Ungemach verursachten; doch dem ward bald abgeholfen; denn da J. M. wünschte, Niemand von uns, der Autorität besäße, zur Seite zu haben, um das Andrängen des Volkes zu verhindern, sandten wir Signor Francesco Soranzo dorthin, welcher mit dem ungemeinen Geschick, das er durch große Erfahrung bei Hof und im Verkehr mit Fürsten auf seinen vielen Reisen erlangt, sehr gut dafür sorgte, indem er bis zum Ende der Reise beständig neben dem Wagen J. M. blieb und sich durch seine große Anmuth und Liebenswürdigeit nicht allein die Zuneigung der Ersten des Hofes, sondern auch die J. M. selbst erwarb, so daß sie, um ihm ein bleibendes Zeichen ihrer Zufriedenheit zu geben, ihn bei der Abreise, als besondere Gunst, mit einer goldenen Kette beehrte. — Hinter J. M. kamen die Prinzessin, dann noch etwa zwölf bis vierzehn Wagen, alle, gleich dem der Kaiserin, mit schwarzem Tuch beslagen und größtentheils sechsspännig, mit den adligen und vornehmsten Damen, Böhminnen, Deutschen, Spanierinnen und Italienerinnen; nur die Oberkammerfrau, eine Dame von 60 Jahren und darüber, befand sich in der Sänfte der Kaiserin. Diesen Wagen folgte eine Wache von 30 Bogenschützen, in schwarzer Rüstung, nach deutscher Sitte, mit dem Helm auf dem Kopf und sechs Pistolen am Sattelbogen; doch sie waren nicht immer bewaffnet, nur bei Einzügen. Außer dieser verittenen Wache war auch eine Wache zu Fuß da, aus 50 Hellebardieren (Trabanten genannt) bestehend, welche beim Einzug in ein Gebiet, schwarz gekleidet mit ihren deutschen Mänteln, J. M. begleiteten und von beiden Seiten ihren Wagen umgaben. Sie wurden dann in den Quartieren von ihrem Hauptmann als Wachen an die Hauptthüren des Palastes, die Treppen, Zimmer und Vorzimmer vertheilt, wie es Sitte der Fürsten ist. Der ganze Zug ward auf mehr als 1200 Pferde und mehr als 1400 Menschen geschätzt.

Ihre Maj. reiste auf unserm Gebiet eine Strecke von über 220 Meilen: diese Reise dauerte 17 Tage, die drei mitgerechnet, an welchen J. M. geruht; einen nämlich in Sacile, um vielen ihrer Wagen, die noch zurück waren, Zeit zur Ankunft zu geben, und zwei in Padua, theils um zu ruhen, theils wegen ihrer Andacht in der Kirche; 13 Stationen sind auf der Reise gemacht, da J. M. täglich nur eine Tour machte, wie es bei großen Cavaliaden Brauch und auch nicht anders möglich ist; man ist immer da zu Mittag, wo man zu Abend gegessen.“

„Ueberall ward J. M. mit dem ganzen Hofe so gut empfangen und nicht allein in den größten wie in den kleinsten Quartieren bequem logirt, sondern in einigen so glänzend, daß man in den eigenen kaiserl. Wohnungen kaum mehr wünschen konnte: wie z. B. in Sacile von den edlen Magazzoni, die wahrlich nichts unterließen, ihre Majestät zu ehren, in dem ebenso prachtvollen wie trefflichen Hause, das sie besitzen, und das über hundert herrliche Betten enthält: in Conegliano von dem edlen Cavalier Montalbano, von dem man sagt, daß er bei dieser Gelegenheit für Hausgeräth mehr als 4000 Scudi ausgegeben: in Treviso im Palast der Edlen von Bressa; in Padua in dem hochberühmten Palast der Arena, von dem jeder wohl weiß, daß er auch ohne alle Vorbereitung jeden König aufnehmen kann. Doch J. M. verweilte in diesem Quartier nur eine Nacht, da sie am folgenden Tage nach dem Mittagessen in den Palast des Herrn Giacomo Cornaro übersiedelte, weil er in der Nähe der Kirche des hl. Antonius steht, in welcher J. M., wegen der besonderen Verehrung, die sie für diesen Heiligen hegt (da er Portugiese und aus Vissabon war) zur Vesper blieb und am andern Morgen die Messe hörte.“

„Aber außer der Bequemlichkeit und Pracht der Quartiere, die überall herrschte, darf man etwas nicht übersehen, was diesem Staat zum großen Ruhm gereicht: die herrlichen Einzüge in alle Städte, wobei so viel Volk zusammentief, daß es schien, als ob nicht eine Stadt, sondern als ob das halbe Italien zusammengeströmt sei. Diese Einzüge geschahen in vorzüglich schöner Ordnung; die Bewaffneten des hohen Senates mit ihren Anführern zogen J. M. ein oder zwei Meilen vor die Stadt entgegen und geleiteten sie, alle reich geschmückt, mit schönen Waffen und Pferden, und vertheilten sich dann in die Straßen, durch welche der Zug ging. Beim Betreten der Städte ward J. M. an den Thoren von den vornehmsten Edlen empfangen, von Gelehrten und Cavalieren, unter reichen Baldachinen von Sammet und Brokat, und ward dann bis zu ihrem Quartiere geleitet: in den Straßen zeigte sich ihr eine Mannigfaltigkeit von Ehrenpforten, die im Verhältniß zu der kurzen Zeit, welche man zu ihrer Herstellung gehabt, recht hübsch waren, und alle passende und schöne Inschriften trugen.“

„Ein hoher Senat und männiglich wird mit größtem Erstaunen und mit größter Befriedigung hören, daß in einer so langen Zeit, während eines solchen Weges und in so zahlreicher, aus so verschiedenen Nationalitäten bestehenden Gesellschaft keine Unordnung vorgekommen (mit Ausnahme einer einzigen), und daß im Gegentheil alles in größter Ruhe und bester Ordnung vor sich gegangen. Wir hatten nicht nur fleißige, treue und arbeitsame, sondern unermüdbliche Beamte gefunden. Alles ist zur allgemeinen Befriedigung ausgefallen, sowohl J. M. wie des ganzen Hofes, Spanier wie Deutscher, Diener wie Herren. Jeder rühmt von ganzem Herzen nicht allein die Bequemlichkeit und die Pracht der Quartiere, sondern auch die Reichlichkeit und Fülle aller Vorräthe, sowie die Liebenswürdigkeit und Bereitwilligkeit der Hausherren beim Empfang, und bei der Behandlung ihrer Gäste. Alles das gerichte dieser hohen Republik zu desto größerem Lobe, weil man kurz vorher das Gegentheil erfahren, bei dem schlechten Empfang und der schlechten Behandlung, welche sie, wie Alle gestehen, nachdem J. M. Oestreich verlassen, in den Ländern des Erzherzogs Karl, in Steiermark, Kärnthén, Krain, durchgemacht: so daß der hohe Senat die größte Ursache hat, befriedigt zu sein, denn wenn er auch Ausgaben gehabt, so sind doch diese Kosten sehr wohl anerkannt und gewürdigt worden, und die Kaiserin wird nicht versäumen, sowohl den Kaiser, ihren Sohn, wie den königlichen Bruder davon in Kenntniß zu setzen, beides Fürsten, welche für den hohen Senat von großer Bedeutung sind.“

„Wir wollen nun ferner erwähnen, daß J. M., wie jeder weiß, die älteste der beiden Töchter ist, welche Karl V. neben König Philipp mit Isabella, Prinzessin von Portugal, Tochter des Königs Don Emanuel, hatte. Die Kaiserin ist jetzt 53 Jahre alt, da sie 1528 geboren worden, ein Jahr jünger als ihr Bruder, der König. Als sie jünger war, war sie ihm von Gesicht wie in den ganzen Aeußeren sehr ähnlich. Ihr Mund ist ein wenig schief, wenn sie spricht, die Unterlippe etwas vortretend, wie beim Vater, beim Bruder und bei beinahe allen vom Hause Oestreich. Ihr Teint ist ziemlich hübsch, obgleich mehr in's Dunkle, als in's Helle spielend. Man sieht im Gesicht und auf den Wangen noch die Spuren der Blattern, welche sie als junges Mädchen hatte. Früher war sie stärker als jetzt, wo sie ziemlich mager geworden, und kann daher Ermüdung und Anstrengung besser ertragen als sonst, wie sie auf dieser Reise bewiesen, denn sie hat frischere Farben bekommen und ist auch stärker geworden, besonders seit ihrer Ankunft in Italien; sie sagt ganz offenherzig, daß sie seit dem Betreten des venetianischen Gebietes das Land der Verheißung erreicht. Sie ist sehr klein von Wuchs, obgleich sie sich nach Sitte der spanischen Damen durch Absätze an den Schuhen nachhilft. J. M. heirathete im Jahre 1548 Maximilian,

damals König von Böhmen, Erstgeborenen des Kaiser Ferdinand, obgleich sie Bruderskinder waren. Er begab sich zur Hochzeit nach Spanien und residirte drei Jahre lang mit ihr dort am Hofe. Im Jahre 1551 begaben sich beide nach Deutschland. J. M. ist von 1548 bis 1576, wo er starb, mit dem Gatten vereint gewesen, also 27 Jahre lang, und sie haben 15 Kinder gehabt, 9 Knaben und 6 Mädchen. — J. M. läßt sich in derselben Weise bedienen wie ehemals. So wird sie z. B. bei Tafel (um diese Einzelheiten zu erwähnen) nur von ihren Damen bedient, von denen eine das Amt des Küchenmeisters und Vorschneiders versieht, und die Speisen, welche von den Bagen aus der Küche hergebracht werden, hinstellt und wieder abräumt; an der Thür des Zimmers werden die Schüsseln von den Bagen den Damen gereicht und von diesen servirt; eine andere Dame bekleidet das Amt des Mundschenten; sie reicht J. M. zu trinken, denn die Kaiserin ist gewöhnt zu trinken, trinkt jedoch stets Wasser; früher ungemischt, doch jetzt, seit sie sehr krank war, abgekocht und mit etwas Medicin, und gewöhnlich mit ein wenig Holz darin: aber so kalt wie möglich, mit Eis, wenn es solches gibt. Sie ißt immer Fleisch (da sie Dispens vom Papste erhalten) und nie Fisch, auch während der Fastenzeit und der Festtage; sie ißt gewöhnt, täglich drei Mal zu essen. In ihren Gemächern hat sie durchaus keinen Schmutz mehr, sondern schläft in einem einfachen Bette von Tuch und will nicht, daß man irgend eine Art Baldachin weder in ihren Saal noch in ihr Vorzimmer stelle; und wenn sie zur Messe oder zu einem anderen Gottesdienst geht, in der Kirche oder im Hause, so will sie nicht, daß man ihr etwas zum Knien unterlege oder gar etwas zum Anlehnen dabei aufstelle, sondern sie kniet wie eine einfache Privatperson auf einen Teppich nieder. Sie will auch nicht, daß man ihr bei der Messe das Evangelium oder ein Bild zum Küssen reicht. Sie kleidet sich auch einfach wie eine Privatperson, in einen etwas leichteren Stoff oder in schwarzes Tuch, je nach der Jahreszeit; mit ihren Schleiern oder weißen Rinnen, welche ihren Hals umschließen und bis auf die Brust hängen, und mit dem Mantel darüber, welcher über den Kopf gezogen wird, gerade wie ihn die Nonnen tragen, kann nur, wer sie genau kennt, sie von anderen gewöhnlichen Frauen unterscheiden. J. M. ist so religiös und fromm wie irgend möglich; sie versäumt den Gottesdienst nie, und will an Festtagen immer zwei Messen hören, eine stille und eine gesungene. Sie benutzt häufig die hl. Sacramente, beichtet und communicirt sehr oft; sie ist zugleich sehr leutselig und gnädig, um nicht zu sagen demüthig, über alles wohlthätig und barmherzig; je mehr sie hätte, desto mehr würde sie geben. Daher ist sie nicht nur arm, sondern mit bedeutenden Schulden belastet. Da Kaiser Maximilian, ihr Gatte, kein Testament gemacht, so hat sie von ihm gar nichts erhalten, und es bleibt ihr nur das Einkommen aus

ihrer Mitgift, dreißigtausend Scudi jährlich, welche sie im Königreich Neapel angewiesen erhalten: doch das ist auf einige Jahre verpfändet, wie einem hohen Senate wohl bekannt. Es mag wohl sein, daß J. M. etwas Silberzeug, etliche Kleinodien, nebst einigem anderen Geräth besitzt, das sie bei sich hat und verwenden kann. Jene Schulden haben im Verein mit ihrer besondern Hinnneigung zum Klosterleben J. M. hauptsächlich mit zu dem Entschluß bewogen, der Welt zu entsagen, auf Rath und Ueberredung ihres Beichtvaters, eines Franziskaners, und eines Jesuitenpaters Beltrando, welche sie begleiten; sie sagen ihr rund heraus, daß J. M. das Heil ihrer Seele nicht erlangen kann, wenn sie nicht zahlt und diejenigen befriedigt, denen sie etwas schuldet: da sie nun weiß, daß sie das nur kann, wenn sie keine Ausgaben macht, so hat sie den festen Entschluß gefaßt, gleich nach ihrer Ankunft in Madrid in ein Nonnenkloster zu gehen, zu den Barfüßerinnen. Das größte Lob, das ihr der Kaiser, ihr Gatte, ertheilte, war, daß sie sich nicht in Regierungsgeschäfte mischen wolle — der König von Spanien würde als große Mühe haben, sie von ihrem Vorsatz abzubringen; wenn es ihm gelänge, würde er wenigstens sofort ihre Schulden zahlen müssen.“

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Neue Urtheile über Rußland. Aus Petersburg. — Je mehr sich Rußland aus dem Zustande geistiger Erstarrung und materieller Schwäche zu einem gesunden, kräftigen Leben entwickelt und sich den Einflüssen des Bestens öffnet, um so dankbarer nehmen wir die Belehrungen entgegen, welche uns über seine kolossalen Anstrengungen, ein ebenbürtiges Glied der europäischen Völkerfamilie zu werden, von wirklich unterrichteter Seite zufließen, und aus diesem Grunde kann ich nicht unterlassen, in diesem Jahre der Moskauer Ausstellung die Aufmerksamkeit auf das im vorigen Jahre erschienene Werk eines anonymen Verfassers zu lenken, das zwar viel zu Controversen Anlaß gibt, aber doch als eine sehr interessante Erscheinung bezeichnet werden muß.*) Zur Zeit sieht es freilich noch trübe genug aus. Alle durch Kaiser Alexander veranlaßten Reformen, die darauf abzielen, das Volk materiell und geistig zu heben, haben bis jetzt nur dazu geführt, ein wirtschaftliches Chaos zu erzeugen und jene socialen und politischen Gährungen hervorzurufen, die in einem um so grelleren Lichte erscheinen, als wir gewohnt gewesen sind, Rußland als das Land des unbedingten Gehorsams, als völlig regierungstreu anzusehen.

Der Verfasser des oben angeführten Buches nennt sich einen Russen; wir wagen jedoch zu bezweifeln, daß er wirklich ein solcher ist, wenn er auch

*) Rußland am 1. Januar 1871. Von einem Russen. Leipzig, Verlag von Ducker und Humblot. 1871.

gern ein russischer Unterthan sein oder gewesen sein mag. Mit solcher Schärfe, die nicht ganz selten in Ungerechtigkeit übergeht, würde kein Russe von seinem Vaterlande reden. Indessen kann der Werth der Schrift dadurch sicher nicht vermindert werden, denn die klare unparteiische Betrachtung aller Verhältnisse, die ihm nicht abzuspochen ist, könnte dadurch nur gewonnen haben. Seine Darstellung der russischen Verhältnisse ist deshalb von höchstem Interesse, weil er sich eine ungemeine Fülle von Daten zu verschaffen gewußt hat, deren Wichtigkeit wir, soweit sie auf anderem Wege zu unserer Kenntniß gelangt sind, constatiren können. Nur können wir manchmal nicht mit dem auf diese Angaben gebauten Raisonnement übereinstimmen.

Es ist fast kein Gebiet des öffentlichen Lebens, das der Verfasser nicht zum Gegenstand seiner Forschung gemacht hätte. Er beginnt mit einem Bericht über die Fortschritte der Steinkohlen- und der Eisenproduction. Der Reichthum Rußlands an Kohlen aller Art, vom Antracit bis zur Braunkohle, ist wahrhaft kolossal und im Verhältniß zu der dünnen Bevölkerung des Landes geradezu unerschöpflich. Die großartigsten Kohlenlager, die bis jetzt aufgefunden wurden, liegen am Don und Donez, dann in den Gouvernements Nowgorod, Tula, Kaluga, Miäsan, Kiew und Cherson, ferner an manchen Stellen im Ural und im Kaukasus. Sehr schwierig ist freilich noch meistens der Transport der Kohlen von den Productionsorten, weil es noch gar vielfach an Eisenbahnen fehlt. Gleich bei dieser Gelegenheit kann der Verfasser nicht unterlassen, einen Ausfall gegen die Regierung zu machen, der uns unbegründet scheint. Er sagt nämlich, es seien der Regierung zahlreiche Vorschläge zu neuen Kohlenbahnen gemacht, dieselben aber leider bisher fast gar nicht beachtet worden, was kaum begreiflich sei, wenn die Apathie der Bürocratie nicht hinlänglich bekannt wäre. Dagegen läßt er etwas später der Regierung in diesem Punkte durchaus Gerechtigkeit widerfahren. Ohne Zweifel sind unter den zahlreichen jüngst projectirten Bahnen eine Anzahl Kohlenbahnen gewesen. Was Rußlands Eisenproduction betrifft, so ist dieselbe bis jetzt noch bei weitem nicht im Stande, den eigenen Bedarf des Landes zu befriedigen. In den letzten Jahren stellte Rußland selbst durchschnittlich $12\frac{1}{2}$ Mill. Pud Eisen her, während 20 Mill. Pud eingeführt wurden. Wenn aber erst den Eisenwerken die nöthigen Steinkohlen durch die Eisenbahnen zugeführt werden können, während das Eisen selber dann auf diesen Bahnen zurückgebracht und von diesen ab im ganzen Lande vertheilt wird, so muß auch die Einfuhr von Eisen aus England und Schweden, die augenblicklich allerdings noch im Zunehmen begriffen ist, nach und nach abnehmen und zuletzt vielleicht ganz aufhören.

Ungemein interessant und mit offenbar großer Sachkenntniß geschrieben ist das Kapitel von den Eisenbahnen. Der Verfasser zeigt, wie verschieden die russischen Verhältnisse in dieser Beziehung von denen anderer Länder sind, und daß namentlich der Waarentransport den Personentransport so ganz bedeutend übersteigt, während im westlichen Europa häufig das umgekehrte Verhältniß stattfindet, wie denn auch der Verkehr auf den Zwischenstationen in Rußland verhältnißmäßig sehr gering ist. Der Verfasser behauptet dabei, daß manche Bahnen, namentlich auch die Petersburg-Moskauer und die Petersburg-Warschauer, durchaus keinen belebenden Einfluß auf das Land, das sie durchschneiden, ausüben, während dies wiederum an anderen Orten,

wie an der von Moskau nach dem Süden und Osten auslaufenden Bahnen in sehr hohem Grade der Fall sei. Wir bedauern den Mangel bestimmter statistischer Nachweise hierfür, da uns selbst der Zustand besonders der Petersburg-Moskauer Bahn andere Eindrücke gegeben hat. Er wirft auch der Regierung vor, daß sie bei der Concessionirung der in Asien zu erbauenden Bahnen es sich vorbehalten habe, für den vierten Theil ihrer Ausdehnung (es ist übrigens sogar der dritte Theil) die Richtung und zwar aus strategischen Rücksichten selbst zu bestimmen, ein Verhältniß, welches wir selbst anders beurtheilen. Frankreich hat es sehr zu bereuen gehabt, daß es keine directe Eisenbahnverbindung zwischen Metz und Chalons resp. Paris hatte. Die Entwicklung des Verkehrs in der rentabelsten Weise ist gewiß eine Sache, die jeder Regierung am Herzen liegen muß, allein die Sicherung des Landes darf doch auch nicht außer Acht gelassen werden. — Die Angaben über die Gesammtlänge der russischen Eisenbahnen, welche unser Buch enthält, sind etwas zu niedrig gegriffen. Dieselbe machte zu Anfang dieses Jahres nicht 9600, sondern 10530 Werst ($1504\frac{2}{7}$ M.) aus und sie hatte gegen das Vorjahr um 35 % zugenommen. Dabei waren dann noch 3624 W. (der Verfasser sagt 3500) im Bau begriffen; Rußland wird also bald 2000 M. Eisenbahnen besitzen (England hatte 1867 gegen 3000 M.), eine recht hübsche Illustration zu der albernen Phrase Lord Russell's, die er in einer aus Anlaß der Pontusfrage entstandenen Broschüre zum Westen gab, nämlich daß Rußland im Punkt des Verkehrswezens mit der Türkei auf einer Stufe stände.

Beim Kapitel der Landwirthschaft spricht der Verfasser sehr ausführlich über das Rußland eigenthümliche Institut des Gemeindebesitzes. Daß dieser der Entwicklung und dem rationellen Betriebe des Landes hinderlich ist, liegt an der Hand; allein es ist doch die große Frage, ob derselbe nicht bei dem niedrigen Culturzustande des größten Theils der Bewohner noch vorläufig eine Nothwendigkeit ist. Bei dem stets steigenden Werth des Aorns aber wird der Vortheil gewiß bald die Leute zu der Einsicht bringen, daß die Einzelwirthschaft gewinnbringender ist als der Gemeindebesitz. Der Verfasser sieht auch hier sehr schwarz und will nicht recht daran glauben, daß durch die Aufhebung der Leibeigenschaft in wirthschaftlicher Beziehung ein Fortschritt gemacht sei. Ist es doch gewiß sehr schwer, so kurz nach einer so radicalen Reform schon ein zutreffendes Urtheil über die Wirkungen derselben zu fällen, so lassen sich schon jetzt die segensreichen Folgen derselben spüren. Wir finden solche zum Beispiel in dem raschen Steigen der Kornerzeugung und der damit in Verbindung stehenden erhöhten Kornausfuhr. Das dadurch erwiesene Wachsthum der Hilfsquellen des Landes kann aber doch unmöglich anders verstanden werden, als daß entweder die Arbeitskraft oder die Masse des angebauten Landes oder beides zugenommen hat, und dies hat in dem Umfang, wie dies in der That geschehen ist, nur durch Aufhebung der Leibeigenschaft bewirkt werden können.

Den Zustand der Bauern schildert unser Berichterstatter geradezu als unerträglich, denn „der Bauer scheint nur für die Staatskasse zu arbeiten und für sie zu leben“, „die Steuern, die dem Bauern auferlegt sind, seien so drückend, daß er sie nicht durch das Erträgniß seines Ackers, sondern durch Nebenarbeiten decken müsse“. Wenn dabei die Höhe der Steuern zu

durchschnittlich 12 Rubel angegeben wird, so dünkt uns das unhaltbar. Dies tritt ganz besonders klar hervor bei einem Rechenexempel, das der Verfasser aufstellt. Er erzählt nämlich, wie den Privatbauern bei der Emancipation der Werth der Dessätine Land zu 31 Rubel 19 Kopeken angerechnet sei; nun hätten die Bauern von jeder Dessätine an Grundsteuer 2 Rubel 68 Kopeken zu entrichten, also 9 % des Capitalwerthes. Nun ist eine Dessätine Land ungefähr = $\frac{1}{4}$ Morgen preussisch und der Verfasser führt an, daß der Bauer auf wenigstens 5 Rubel pr. Tonne als Erlös für seinen Roggen rechne. Darnach würde aber der russische Bauer auf einer Grundfläche von 1 Morgen Land nur 2 Tonnen Roggen erzielen! Es ist bei der außerordentlichen Verschiedenheit der Boden- und Absatzverhältnisse in Rußland geradezu unmöglich, so wie es der Verfasser thut, eine Durchschnittsberechnung aufzustellen, die ungefähr für alle Fälle zureichend sein soll. War es dem Verfasser darum zu thun, das Loos des russischen Bauern als unerträglich zu schildern, so durfte er sicher nicht sich auf eine solche Beweisführung einlassen.

Ueber Rußlands Handel bringt das Buch sehr viele interessante Notizen, allein es läuft dabei doch mit unter, daß der Verfasser den Ueberschuß des Werthes der Ausfuhr aus Rußland über den der Einfuhr für das Decennium von 1858—1868 zu 174 Millionen Rubel oder zu 80 Millionen jährlich anschlägt, und daß diese günstige Handelsbilanz freilich dem traurigen Bilde sehr widerspricht, welches er von der Zukunft des Landes entwirft. Mit dem Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr in einem Lande und umgekehrt ist es überhaupt ein eigen Ding. Der Werth der Gegenstände läßt sich doch stets nur sehr annähernd berechnen, und aus dieser scheinbaren Differenz einen Schluß auf den wirthschaftlichen Zustand eines Landes ziehen zu wollen, wäre höchst gewagt, unserer Meinung nach unthunlich. Je mehr ein Volk producirt und an andere Völker abgibt, desto mehr wird es auch wiederum von ihnen einführen, und je weniger es ausführt, desto geringer wird auch der Werth der Waaren sein, die in dasselbe hineingebracht werden. Wenn Norwegen z. B. für 10 Millionen Thaler Holz und Fische verkauft, wird es dafür nicht für 20 Millionen Thaler Colonial- und Manufacturwaaren einkaufen, sondern es wird der Werth der letzteren genau nach dem Werth des im Auslande Abgesetzten bemessen werden. Dies ist dem Verfasser nicht klar, sondern er nimmt für Rußland durchaus willkürlich eine jährliche Unterbilanz für die Ausfuhr an. Er wirft hier den Staatshaushalt und die Wirthschaftsverhältnisse des Volkes durcheinander. Wie will nun aber der Verfasser diese seine Beweisführung aufrecht erhalten, nachdem er S. 15 über den Handel Englands angeführt hat, daß dort der Werth der Ausfuhr im Jahre 1868 zu 227 Millionen Pf. Sterl., der Werth der Einfuhr aber zu 295 Millionen Pf. Sterl. angegeben ist? Diese Differenz hätte nach der Theorie des Verfassers durch eine Staatsanleihe von 68 Mill. Pf. St. gedeckt werden müssen!

Was der Verfasser über die Verwaltung im Allgemeinen; dann über die kirchlichen und Schulverhältnisse sagt, müssen wir als sehr richtig und zutreffend bezeichnen. Das sind die Dinge, in denen er am Besten zu Hause ist. Nicht so in Betreff der militärischen Angelegenheiten; denn hier ist sein Urtheil oft befangen, was namentlich stark hervortritt bei Begründung der

Anschauung, daß sich die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nicht für die russischen Verhältnisse passe. Thatsache ist jedoch, daß die große zur Ausarbeitung von Vorschlägen über die Umordnung der russischen Wehrverhältnisse niedergesetzte Commission u. a. auch das Institut der einjährig Freiwilligen mit gewissen Modificationen zur Annahme vorschlägt.

Obgleich dem politischen Zustande Rußlands nur geringer Raum in unierem Buche gewidmet ist, scheint uns doch dieses Kapitel der eigentliche Kern der Arbeit zu sein und die Tendenz des Verfassers so recht eigentlich an den Tag zu legen. Wir gestatten uns nur ein ernstes, statistisch begründetes Bedenken über die Darstellung der Verhältnisse Polens. Der Meinung gegenüber, daß diese Provinz einer vollkommenen Zerrüttung, der Vernichtung der Landwirtschaft und jedes Unternehmungsgestes und demnach allmählicher Verarmung entgegengehe, ist es doch auffällig genug, die Summen der Zollerhebungen in Polen seit 1866 bedeutend zunehmen zu sehen. In jenem Jahre betrug die Zolleinnahme 6,596,000 R., 1867 aber 8,296,000 R. und 1868 7,52,000 R. *) Ginge das Land seinem Ruin in der schrecklichen Weise entgegen, wie unsere Schrift annimmt, so würden die Zolleinnahmen sicher in eben dem Maße gesunken sein, wie sie jetzt gestiegen sind. Daneben ist überdies sicher, daß die Bodencultur gerade jetzt, in Folge der von der Regierung vorgenommenen Vertheilung von Land an die Bauern einen Aufschwung genommen hat, wie Polen ihn bis dahin nie gesehen. Das Land hat sich überhaupt unter der fürsorglichen Administration des Grafen Berg in allen Beziehungen ungemein gehoben, und besonders hat Warschau ein ganz anderes Aussehen gewonnen, der polnische Schmutz, der dieser schönen Stadt eigenthümlich war, ist entfernt worden, und die prachtvolle Weichselbrücke hat den Verkehr Warschaus vervielfältigt. — Hiernach tritt auch die Bemerkung des Verfassers in anderes Licht, wonach die übermäßige Truppenmacht Rußlands im Frieden nothwendig sei, um die militärische Regierung der Westprovinzen möglich zu machen, es müsse aber das Regierungssystem zu Grund aus geändert werden, „damit nicht die Bevölkerung aller übrigen Theile des Reiches an Polen verblute“. Wahrscheinlich haben ihm die 700,000 Soldaten vorgeschwebt, welche Rußland unter den Fahnen hält und er hat davon wohl einen guten Theil auf Polen berechnet. Es mag ihm gehen, wie so manchem Anderen, der an die ungeheuren Truppenconcentrationen in Polen glaubt, die alljährlich namentlich in österreichischen Zeitungen figuriren. Seit 1865 ist die Truppenmacht in Polen nicht um einen Mann verstärkt worden, sondern es sind im Gegentheil sämtliche dort stehenden Truppentheile — mit Ausnahme der 3. Gardedivision — auf den niedrigsten Friedensfuß gesetzt worden. Von den 56 Infanterie- und Cavalleriedivisionen, die das russische Heer zählt, stehen in Polen 8²/₃, gewiß eine so geringe Zahl, wie sie bei der hohen strategischen Bedeutung des Landes für Rußland nur eben möglich ist. Die Effectivstärke jener Truppenmacht beträgt gegenwärtig kaum 50,000 Mann, und wenn wir damit die Friedensstärke des deutschen Heeres vergleichen, so wird man jene russische Truppenstärke in Polen, dessen Bevölkerung jetzt 5,310,000 Menschen ausmacht, kaum zu hoch finden können. — C. v. S.

*) Zeit 1869 ist Polen mit Rußland in Zolleinheit getreten.

Sorgen einer deutschen Stadt Angesichts der Cholera. Aus Königsberg. — Die Schreckensberichte aus Kiew vom Herannahen der Cholera sind durch alle Zeitungen gegangen; aus Moskau erfährt man wahrscheinlich nicht die Wahrheit, da die Ausstellung nicht gestört werden soll, und daß die Krankheit auch in Petersburg ausgebrochen, scheint nicht mehr in Abrede gestellt werden zu können. — Bereiten wir uns also immerhin auf das Schlimmste vor. Königsberg hat seit 1831 nicht weniger als 14 Cholera-Epidemien durchgemacht, warum sollte ihm die fünfzehnte erspart bleiben, da sich inzwischen die Verhältnisse nicht geändert haben? Die Wasserleitung, auf die große Hoffnungen gesetzt waren, ist nicht fertig, und es gibt böse Zweifler, die mit der Frage nicht zurückhalten, ob sie überhaupt jemals fertig werden wird, ob nämlich, wenn die Röhren glücklich gelegt und die Druckwerke eingerichtet sind, sich auch das zur Versorgung der Stadt erforderliche gute Wasser in die Röhren finden wird. Vorläufig wird, obgleich die Arbeiten schon weit vorgeschritten und die ursprünglich bewilligten Mittel verausgabt sind, von Zeit zu Zeit noch immer darüber heftig gestritten, aus welchem Material die Röhren hergestellt werden müssen, um die Anlagen zu sichern, ein schlimmer Beweis für die Uebereiltheit und Unzuverlässigkeit der Vorarbeiten. Nach dem Anschläge sollten Thonröhren zur Verwendung kommen; sie wurden in England bestellt, bei der Ablieferung gut befunden, auf der ganzen Strecke außerhalb der Stadt bis zu den Quellgebieten, aus denen der Wasserzufluß kommen soll, in die Erde versenkt. Die Zweifler schüttelten die Köpfe: die Cementverdichtung könne sich nicht dauerhaft beweisen; die schwachen Wände würden den Einflüssen unserer strengen Winter nicht genügenden Widerstand leisten können u. s. w. Sie schienen Recht zu behalten; schon nach einem Jahre zeigten sich Mängel, die nun auch die Vertrauensseligen bedenklich machten. Man erforderte neue Gutachten und Supergutachten, und die Väter der Stadt beschloßen, einen Nachcredit zu bewilligen und nun wenigstens den ganzen Rest der Leitung von Eisen herzustellen, auch auf einer besonders gefährdeten Strecke die schon gelegten Thonröhren zu entfernen und eiserne an die Stelle zu setzen. Ich weiß nicht, wie viel Tausende von Thalern sich damit als nutzlos in die Erde geworfen ergaben. Aber man konnte sich doch trösten, mit einem Vehrgehalte davongekommen zu sein und dafür nun um so zuversichtlichere Aussicht gewonnen zu haben, ein dauerhaftes Werk zu errichten. Leider brachten die Nachproben Resultate zu Tage, die alle übelsten Voraussetzungen der Schwarzseher noch übertrafen: ein ganz unverhältnißmäßig großer Theil der auf einer bestimmten Strecke gelegten Thonröhren zeigte sich zerbrochen, zerpalten oder sonst beschädigt, und man mußte befürchten, daß die ganze Leitung untauglich geworden sei oder in wenigen Jahren untauglich werden würde. Es ist deshalb wieder geplant und wieder gerechnet und endlich der Antrag bei der Stadtverordnetenversammlung eingebracht, die sämmtlichen Thonröhren auszugraben und durch eiserne zu ersetzen, zu diesen und anderen Verbesserungen auch das Sümichen von 400,000 Thlr. nachträglich zu bewilligen. Das ist viel für eine arme, noch mit einer hohen Kriegsschuld belastete Stadt, und deshalb ein Schrei der Entrüstung bei den lieben Steuerzahlern, die schon bisher über unerträgliche Lasten seufzten. Plötzlich schlägt die Stimmung zu Gunsten der Thonröhren um: es wird ja mit den Spalten und

Klagen nicht so viel auf sich haben, meinen die Sanguiniker, indem sie die
 Taube zuknöpfen, laßt nur erst das Wasser durch die Leitung fließen und sie
 verdichtet sich ganz von selbst. Gebt Acht, krächzen die Unglücksraben dazu,
 die Eisentröhren, die für schweres Geld — namentlich bei jetzigen hohen
 Eisenpreisen — angeschafft werden sollen, nützen auch gar nichts; die
 Erfahrung auswärts und selbst hier am Orte hat bereits unwider-
 leglich ergeben, daß das Wasser einen unerträglichen Eisengeschmack
 annimmt und in den Haushaltungen nicht zu brauchen ist; auch
 verstopfen die Eisentröhren sich in Folge des Oxidirens schnell, und der Koft
 zehrt sie so schnell auf, daß nach längstens 25 Jahren die ganze Anlage er-
 neuert werden muß — um Himmelswillen nur nicht Eisen! So spricht sich's
 in allen öffentlichen Vocalen beim Glase Bier hin und her. Niemand ver-
 traut den technischen Leitern, Jeder weiß das Einzig-richtige, und den Vätern
 der Stadt, die entscheiden sollen, raucht der Kopf. Die Cholera aber wird
 auf alle diese Bedrängnisse nicht die mindeste Rücksicht nehmen und ihre
 Opfer fordern. Ob uns übrigens die Wasserleitung, wenn sie einmal alle
 Hindernisse glücklich überwunden haben wird, von ihr zu befreien im Stande
 sein kann, steht noch sehr dahin. Königsberg ist aus mehr als einem Grunde
 eine sehr ungesunde Stadt. Der ganze alte Theil derselben mit reichlich
 einem Drittel sämmtlicher Bewohner (nach der Zählung von 1864: 32,176
 von 94,640) liegt in der Thalmulde des Pregel, nur 10—20 Fuß über
 dem Nullpunkt des Pregels auf feuchtem Grunde, es giebt hier kaum ein
 Haus, in dem nicht der Stoa weit über die untere Etage hinaufreicht. Nicht
 viel besser situirt sind aber die oberen Stadttheile, denn hier verbreitet der
 Schloßteich, der 39 Morgen Wasserfläckerfläche bietet und schon seit Jahr-
 hunderten keinen genügenden Abfluß gehabt hat, in jedem Frühjahr bei Auf-
 gang des Eises und in jedem Sommer bei Einwirkung der Sonne seine
 wahrhaft mephitischen Ausdünstungen. Was sind nicht schon für Pläne ge-
 schmiedet, diese gefährliche Zierde der Stadt — denn eine Zierde ist bei alle-
 dem der Schloßteich mit seinen schönen Gärten an den terrassirten Ufern
 hinauf — ganz zu beseitigen, oder wenigstens unschädlich zu machen! Es
 gäbe wohl ein Mittel, den Wechsel im Bassin zu beschleunigen und dadurch
 eine Selbstreinigung herbeizuführen, aber es ist kostspielig: durch die Stadt
 läuft ein offener Fluß: könnte man es verschütten und sein Wasser durch
 den Schloßteich führen, so wäre nach zwei Richtungen hin geholfen; aber der
 Fluß treibt Mühlen und diese müßten erst von der Stadt aufgekauft wer-
 den, und billig sind sie nicht zu haben. So wird's noch lange beim Alten
 bleiben. Den hauptsächlichsten Nahrungstoff findet aber die Cholera in der
 Armut der Bevölkerung selbst; ein großer Theil derselben ist schon unge-
 und auch unter sonst ganz regulären Verhältnissen, kein Wunder daß Epi-
 demien jeder Art auf den schwächsten Widerstand stoßen. Es war ein ver-
 dienliches Werk des Magistrats, daß er, nicht ohne erhebliche Kosten, die
 Resultate der Volkszählung von 1864 nach dem Beispiel Berlins, zusammen-
 stellen ließ und veröffentlichte. Ein Vergleich dieses Berichtes mit den äh-
 nlichen Berichten anderer großen Städte gibt den unwiderleglichsten Beweis
 von der traurigen Lage der Königsberger Einwohnerschaft. Das Wohnungs-
 verhältniß einer Stadtbevölkerung ist jedenfalls von dem tiefgreifendsten In-
 teresse für deren Gesundheit. Nun ist aber beinahe die Hälfte aller Königs-

berger Wohnungen im Parterre gelegen, und die Parterrewohnungen sind fast sämmtlich feucht, nur ein Drittel der Wohnungen liegt eine, nicht ein Sechstel zwei Treppen hoch; ein Stadttheil, wenig über dem Fluß gelegen, hat sogar nicht weniger als 89 pCt. Parterrewohnungen. Von allen Königsberger Wohnungen haben Zweidrittel (!) nur ein heizbares Zimmer, und die Vertheilung dieser Wohnungen mit nur einem heizbaren Zimmer über die Stadt hin ist so ungleichmäßig, daß ein Stadttheil deren nur 22 pCt. mit 13 pCt. der Bewohner, ein anderer 89 pCt. mit 87 pCt. seiner Bewohner nachweist. Dabei gibt es doch wieder keinen einzigen Stadttheil, in welchem nicht auf die Wohnungen mit einem und zwei heizbaren Zimmern zusammen mehr als die Hälfte seiner sämmtlichen Wohnungen kommen. Für ganz Königsberg kommen durchschnittlich auf eine Wohnung 5 Bewohner, auf ein Zimmer 2,7 Bewohner, aber auf dieses Zimmer in den Wohnungen, die überhaupt nur ein Zimmer haben, 4,5 Bewohner. Aber das ist eben nur der Durchschnitt. In Wirklichkeit sind 28 Proc. sämmtlicher Wohnungen dieser untersten Klasse mit fast 45 Proc. sämmtlicher Bewohner dieser Klasse überbevölkert, d. h. mit 6—30 Bew. besetzt, und zwar concentriren sich die überbevölkerten Wohnungen ganz besonders stark in einzelnen Stadttheilen, die auch aus anderen Gründen schon ungesund sind. Vergißt man nun nicht, daß meist ganze Häuser nur Wohnungen mit einem Zimmer haben und daß wieder fast nur überbevölkerte Wohnungen in diesen Armenkassernen zusammenliegen, so werden hier die wahren Herde der Cholera gefunden sein, und es wird nicht mehr auffallen, daß im vorigen Jahre in wenigen Tagen aus einem einzigen, nicht einmal großen Hause 21 Choleraleichen fortgetragen werden konnten. Dazu kommt die Gefahr, die dem Gesundheitszustande der Stadt aus dem fortwährenden Zuzuge einer großen Zahl armer und kranker russischer Juden erwächst, die von der Grenze herüber-eilen, um hier ärztliche Hülfe zu suchen, und deren Sterblichkeitsziffer eine sehr große ist. Man kann sich den Schmutz und die Abgerissenheit dieser Menschen nicht widerwärtig genug denken. Möge die Regierung rechtzeitig Maßregeln treffen, das Einschleppen der Krankheit zu hindern. Wir haben besten Grund zu der Annahme, daß die Wohnungsverhältnisse in Königsberg jetzt noch viel trauriger sind als vor acht Jahren, da die Armenbevölkerung sich rasch vermehrt, die Baulust sich vermindert hat und die Wohnungen der untersten Classe vermuthlich noch mehr vollgestopft sind. Einen Cholera-Sommer wie den vorigen möchten wir ungern wieder erleben.

N—s.

Berichtigungen.

Seite 14, Zeile 22 lese man statt Ravelene: Ravelene, ebend. ff. das: do, ebend. ff. 38 ff. Coqueret: Coquerel, S. 23, ff. 31 ff. Orleans: Burgund, S. 123, ff. 43 ff. Seguer: Gegend, S. 148, ff. 19 ff. QUESTIA: QUESTA, S. 168, ff. 37 ff. Phänomenalität: Phänomenalität, ebend. ff. 39 ff. transsententalen: transscendentalen.

Ausgegeben: 26. Juli 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Hans Sachs.

Der Eifer, mit welchem die Schätze unserer älteren Literatur seit einiger Zeit einem größeren Publikum zugänglich gemacht werden, ist in sehr erfreulicher Weise auch dem immer noch zu wenig gekannten größten deutschen Volksdichter, dem lebenswürdigen Nürnberger Meister Hans Sachs zu Gute gekommen. Der Literaturfreund ist durch die neuen Drucke in den Stand gesetzt, sich sein Bild mit einer gewissen plastischen Vollständigkeit zu erneuen, was früher der schwer zugänglichen Ausgaben halber wenigstens nicht überall möglich war. Möchte jedoch nun auch ein kunstvoller und unterrichteter Bearbeiter der großen Menge, ja dem gemeinen Manne einen Dichter wieder vorführen, aus dem sie mehr lernen können, als aus vielen Bänden moderner lyrischer und dramatischer Ergüsse, und möchten auch unsere modernen Dichterlinge sich von neuem in das kernhafte Wesen dieses schlichten Menschen versenken, um wenigstens zu begreifen, warum er so viel und sie so wenig mehr wirken. Einige Grundzüge seines Wesens zu zeichnen, versucht die nachfolgende Darstellung, welche die zahlreichen werthvollen literarhistorischen Arbeiten neuester Zeit über Hans Sachs zum Anlaß nimmt.*)

Hans Sachs war 9 Jahre jünger als Luther und 23 Jahre später geboren als sein genialer Landsmann Albrecht Dürer. Sein Vater war ein Schneider. Zur Zeit seiner Geburt herrschte in Nürnberg eine Seuche, an der auch seine Eltern schwer erkrankten. Der guten Leute hat der Dichter noch in späten Jahren mit ehrerbietiger Dankbarkeit gedacht, und zwar wohl auch aus dem Grunde, weil sie ihm einen höheren Unterricht zu Theil werden ließen, als ihn viele seiner Standesgenossen erhielten. Sie brachten den Knaben in eine gelehrte Schule, in welcher sein aufgeweckter Geist sich der wissenschaftlichen Unterweisung mit hohem Fleiße hingab. Er hat hier Unterricht im Lateinischen und im Griechischen erhalten, hat Astronomie, Feld-

*) Reinhold Köhler, Vier Dialoge von Hans Sachs. — R. Gödecke, Dichtungen von Hans Sachs. I. Geistliche und weltliche Lieder. — Julius Tittmann, Dichtungen von H. S. II. Spruchgedichte. — Adalbert v. Keller, Hans Sachs. Bd. 1—5. (Bibl. d. lit. Vereins N. 102—106). — Außerdem die Schriften von J. L. Hoffmann, G. A. Mayer (Herrig's Archiv 40) und Rachel: Reimbrechung und Dreireim im Drama des H. S. u. a. (Freib. Gymnasial-Programm).

meskunst, Naturkunde getrieben, mit besonderer Begierde aber sich der Gesangeskunst beflissen und schon als Knabe manch liebliches Saitenspiel erlernt. Allein bereits mit dem 15. Lebensjahre verließ er diese gelehrte Bildungsstätte wieder, die ihm auf keinen Fall einen so umfangreichen Schatz des Wissens mitgetheilt hatte, daß er sich einem gelehrten Berufe hätte widmen können. In späterer Zeit nennt er sich daher auch einen ungelehrten Mann, der weder Latein noch Griechisch verstehe.

Schon in diesen Jahren hat er wohl den Unterricht seines verehrten Lehrers der Dichtkunst, des Meistersingers Dienhart Nunnenbeck, genossen. Zwei Jahre darauf verließ er dann sein geliebtes Nürnberg und zog in die Welt. Er hat Regensburg, Passau, Salzburg, Hall, Braunau gesehen, er ist in Wels, München und Landshut gewesen, hat Würzburg, Frankfurt, ferner von Rheinstädten Coblenz, Köln und Aachen besucht und ist auch durch Thüringen gen Leipzig gewandert. Ueberall in den größeren Städten zogen ihn die Meistersingerschulen an: der gelehrige und sinnige Handwerksgefell erlernte der Verse und Töne ein gut Theil und versuchte sich endlich auch in eigenen Strophen. Seine poetische Berufung durch die Musen setzt er selbst in sein 19. Jahr während seines Aufenthalts in Wels. Dieser Zeit gehört als erstes größeres Gedicht ein tief empfundenes Liebeslied an. Im Jahre darauf dichtete er seinen ersten Bar im langen Warnerton. In München hatte er bereits hervorragenden Antheil an der Meistersingerschule; in Frankfurt leitete er selbst die Uebungen derselben. Wenn er, wie aus einem Gedicht hervorzugehen scheint, in Wels nahe Beziehungen zu dem Hofgesinde des Kaisers Maximilian gehabt hat, so ist er vielleicht zwei Mal in dieser Stadt gewesen. Jenes Gedicht, dem die Notiz entnommen ist, wurde im Jahre 1518 abgefaßt. Die Hauptperiode seiner poetischen Wanderjahre ist jedoch im Jahre 1516 beschlossen.

Nach seiner Rückkehr ist er in Nürnberg selbständiger Zunftgenosse geworden und schloß dann zu Aegidi des Jahres 1519 seinen Ehebund mit Rünegund Kreuzer, mit der er 41 Jahre (bis 1560) in der Ehe gelebt hat. Sie war dem Dichter eine liebe, den Segen des Hauses zu Rath haltende Wirthin, der er einen ehrenden Nachruf widmete. Als sie einst dem greisen Witwer des Nachts im Traum erscheint und er sie mit einem Kuß empfangen will, schwebt sie wie ein Schatten von ihm und antwortet ausweichend auf seine Frage über die Wohnungen der Seligen. Ein ähnliches Traumgesicht hatte Sachs einst in seiner Jugend gehabt, wo ihm sein Meister Dienhart Nunnenbeck dieselbe Antwort ertheilte. Von den sieben Kindern aus seiner Ehe hat keins das Ende des Dichters erlebt; nur die älteste Tochter hinterließ ihm 4 Enkel.

Es war wohl das Gefühl der Vereinsamung, welches ihn trieb, als

Siebenundssechzigjähriger einer Siebzehnjährigen, der schönen Barbara Harscher im August 1561 die Hand zu reichen. Eine fein schlechte und stille Hochzeit verband das dem Alter nach so ungleiche Paar.

Das sind die wenigen Nachrichten, welche uns über die persönlichen Verhältnisse des Dichters Aufschluß geben. Sie sind viel zu geringfügig, um ein wirklich individuelles Bild des Volksdichters daraus zu gestalten. Wir könnten ihnen höchstens noch die Muthmaßung hinzufügen, daß das schöne und heitere Gleichgewicht seiner Seele, welches die Mehrzahl seiner Gedichte durchzieht, doch auch eine Frucht des Kampfes zu sein scheint. Auf des Vaters Geheiß entsagte der Jüngling in München einer Neigung, von der er selbst gesteht, daß er dabei die Ehre außer Acht gelassen habe. Und auch in den Mannesjahren, in der Zeit seines größten männlichen Selbstbewußtseins, drohten ihm Gefahren. Der launige, selbstgewisse Mann hatte Stunden, wo ihn Essen, Trinken und Saitenspiel nicht sehr erfreute; es fiel ihm die Erinnerung an den königlichen Sänger David und an Bathseba schwer auf die Seele. Gott habe ihm alle guten Gaben gegeben und er ihm nicht gedankt. Dies sind aber auch meines Wissens die einzigen Zeugnisse für die Vermuthung, daß auch seine fest in sich begründete ethische Natur Schwankungen ausgesetzt gewesen ist.

Seiner poetischen Fähigkeiten ist der Handwerker wohl zuerst inne geworden, als er die Leichtigkeit wahrnahm, mit welcher ihm die Sprache alle ihre Schätze zu Gebote stellte. Schon im Jahre 1516 hatte der bürgerliche Sänger und Dichter in Würzburg von seinen Kunstgenossen den Namen Hans Rosengart erhalten, womit man ohne Zweifel an den älteren Rosenkätz erinnern wollte.

Niemand konnte von der Gabe der Dichtung einen höheren Begriff haben als unser Meister. Mit einer gewissen peinlichen Genauigkeit führte er über die Erzeugnisse seiner Muse wie über einen ihm von außen her zugefallenen Gewinn Buch und bezeichnete selbst die Tage, an welchen ihm die Kinder seiner poetischen Laune geschenkt wurden. Viele seiner Dichtungen sind Gelegenheitsgedichte, andere verdanken ihre Entstehung nach seiner eigenen Aussage der Bitte ehrbarer Personen und selbst städtischer Gemeinwesen wie Wien, Frankfurt, Hamburg, Lübeck u. a. Als er den ersten Band seiner Sammlung nach sorgfältiger Verbesserung drucken ließ, hatte er bereits eine zweiundvierzigjährige Dichterlaufbahn zurückgelegt. Er gesteht, daß er selbst neben seiner Handarbeit den Eingebungen der Muse gelauscht hat. Als er durch den Beifall, welchen der erste Folioband gefunden hatte, ermuntert einen zweiten folgen ließ, veröffentlichte er in diesem ausschließlich bisher ungedruckte Stücke. Nicht auf die Gelehrten wollte er durch diese Dichtungen wirken, die gerade diesen zweiten Band seines mannichfaltigen Inhalts

wegen eher ein Monstrum oder Meerwunder nennen würden, sondern vorzugsweise auf den gemeinen Mann. Ihm sollte das Buch ein offenes Lustgärtlein an offener Straße sein mit süßfruchttragenden Bäumen zur Speise der Gesunden und mit scharfen und bitteren Wurzeln und Kräutern zur Arznei für kranke Gemüther. „Desgleichen findet man darin wohlriechende Beiel, Rosen und Lilien, aus denen man kräftige Wasser, Del und Saft destilliren und bereiten mag, die abkräftigen und schwachen Gemüther zu stärken und wieder aufzurichten; auch endlich mancherlei schlechte Gewächs und Feldblümlein oder Klee, Distel und Kornblümlein, doch mit schönen lieblichen Farben, die schwermüthigen, melancholischen Gemüther fröhlich und leichtsinnig zu machen.“

Die poetische Empfänglichkeit, von welcher sich der Dichter in der ersten Zeit beseelt fühlte, suchte mit einem wahren Heißhunger nach Stoffen. Griechische und römische Geschichtsschreiber und Dichter, wie Herodot, Xenophon, Plutarch, Livius, Plinius, Sueton und andere, ferner namentlich auch Homer und Ovid, mittelalterliche Geschichts- und Schwanksammlungen wie die Gesta Romanorum, vor allem Boccaccio, die deutsche Volksliteratur der unmittelbar vorausgegangenen Zeit und viele andere einheimische und fremde Schriftsteller haben dem Dichter seine Stoffe geliefert. Ganz besonders hat er auch der Bibel nicht nur viele Fabeln seiner dramatischen Dichtungen entlehnt, sondern er hat sogar ganze Bücher wie die Psalmen, das Buch Jesus Sirach, die Sprüche Salomo's und andere in Verse gebracht und mit allegorischen Nußanwendungen versehen.

Demn ebenso hoch wie die unmittelbare Lust am Schaffen steht unserem Sachs die Wirkung seiner Gedichte. Er ist mit Bewußtsein didactischer Dichter. Gottes Ehre zu mehren, den Schwachen ein Lehrer der Tugend zu sein und den Schwermüthigen, welche unter der Last des Lebens einhergehen, ein freundlicher, scherzhafter Gefährte zu werden — das sind ungefähr die Ziele, auf welche sein Dichten lossteuert.

Hans Sachs ist in den ersten Jahren seiner poetischen Thätigkeit in den Gleisen der früheren Meistersinger einhergegangen. Dies und eine gewisse leidenschaftslose Besonnenheit scheint auch ein Grund zu sein, weshalb seine Jugendgedichte das Hauptthema jugendlicher Poeten, die Liebe, nur spärlich berühren. Es war kein Mangel ritterlichen Gefühls, was den Mann im Schurzfell daran hinderte: ihm stand der holde Laut des Volksliedes in seiner ganzen Innigkeit wohl zu Gebote. Allein das bürgerliche Bewußtsein des Dichters überwand nicht nur den eigenen leidenschaftlichen Drang, sondern beeinflusste auch seine Dichtung. Lieb ist Leides Anfang — ist schon früh sein Grundsatz. Und dürfen wir ein späteres Gedicht deuten, so sind es gerade die Mäusen selbst gewesen, welche ihn in eine andere Bahn gewiesen haben:

Drum spar dein Lieb bis in die Ehl
 Dann halt ein Lieb und keine meh!
 In mittler Zeit deine Liebe richt
 In unsern Dienst auf die Gedicht.
 Darin sein wir dir hilflich gern,
 All deiner Bitt willig gewähren,
 Denn wird dein Nam mit unsern Gaben
 Gedächtniswürdig auferhaben
 Durchaus in ganzem deutschen Land.
 Ich neigt mich, dankt ihren Genaden,
 Erbot mich ihrem Dienst gutwillig,
 Der Venus abzusagen billig —.

Was unsern Dichter jedoch schon in seinen jungen Jahren auszeichnet,
 ist der hohe Ernst, mit welchem er seine Dichtung religiösen Gegenständen,
 vornehmlich auch dogmatischen Lehren widmet. Schon im Jahr 1514 sang
 er von den Geheimnissen der Gottheit und des Sacraments.

Auffallender Weise verstummt der Volksdichter in den erregten Jahren
 1520—1523 gänzlich; wahrscheinlich wohl, weil es die Jahre sind, in wel-
 cher sich in ihm der Umschwung vollzog, der ihn zu einem begeisterten An-
 hänger der Reformation, zu einem Laienpriester derselben machte. Erst in
 letzterem Jahre läßt Hans Sachs in der „Wittenbergischen Nachtigall“ sein
 begeistertes Preislied auf Luther erschallen, eine Ermahnung an das deutsche
 Bürgerthum, sich von den Gegnern nicht wieder in die Lügen und Menschen-
 sужungen zurückführen zu lassen. So hatte er sich denn in gleicher Weise
 wie Albrecht Dürer vom Papstthum abgewendet, der bereits i. J. 1521
 auf die Nachricht von Luther's Entführung auf die Wartburg in sein Reise-
 tagebuch verzeichnet hatte: „Lebt er noch oder haben sie ihn gemordet, was
 ich nicht weiß, so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit willen,
 und darum daß er gestraft hat das unchristliche Papstthum. O ihr alle
 frommen Christenmenschen helfst mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen
 Menschen“. Und auch Hans Sachs ließ in seiner Nachtigall dem frohen
 Gefühle der Befreiung von einer schweren geistigen und materiellen Last
 Worte. Die ganze äußere Verdienstlichkeit der Werke ist ein Trug. Nun
 hört es auf

Mit Mönich, Nonnen, Pfaffen werden,
 Mit Kutten tragen, Kopf bescheren,
 Tag und Nacht in Kirchen plärren

— — — — —
 Mit Gertenhauen, kreuzweis Liegen,
 Mit Anien, Reigen, Buden, Biegen,
 Mit Glockenläuten, Orgelschlagen,
 Mit Räuchern und mit Glocken Tausen,
 — — — — —

Mit Wallfahrt und den Heiligen dienen,
 Den Abend fasten, den Tag feiern,
 Mit Beichten nach der alten Leiren,
 Mit Bruderschaft und Rosenkränzen,
 Mit Abblaslesen, Kirchenschwänzen,
 Mit Pacemlüssen, Heiltumschauen,
 Mit Refßisten und Kirchenbauen --

Er erklärte sich entschieden für die Reformation, während der Rath seiner Vaterstadt immer noch das Ansehen des alten Cultus schützte. Noch verbot derselbe den Verkauf von Luther's Schriften und seines Bildnisses und ließ sogar die Buchläden visitiren und ungehorsame Buchhändler einsperren. Ja im Jan. 1523 gestattete er den Druckern, alle ihnen während des Reichstags zugehende Schriften gegen Luther ungestraft zu veröffentlichen. In-
 dessen die Bewegung wuchs trotzdem; man druckte Pasquille, Schmählieder auf Mönche und Nonnen ertönten in den Straßen, auch während der Processionen. Noch im März untersagte der Rath den Mitgliedern der Pfarreien zu St. Sebald und St. Lorenzen, wie sie es erbeten hatten, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu reichen, verbot ferner den Fleischgenuß zur Fastenzeit und hielt die Ordnung während des Gottesdienstes durch Soldaten aufrecht. Mitten unter solchen Verhältnissen hat der Dichter, gewiß schon damals von hohem Ansehen unter seinen Kunst- und Handwerks-
 genossen, seine Stimme erschallen lassen. Er schien der Führer des ehrsamem evangelischen Bürgerthums gegen den Rath und seine von ängstlicher Berechnung aller Verhältnisse ausgehenden Maßregeln werden zu wollen. Ja er spricht die rücksichtslose Sprache des gemeinen Mannes: was seit vierhundert Jahren in der Kirche gelehrt und geübt worden ist, war nichts als Lüg und Trug, womit die Römlinge die Deutschen verführt haben. Und doch hat der ungelehrte Dichter mitten in der allgemeinen Aufregung das Maß nicht verloren. Ja er nimmt bald wieder zu der kirchlichen Bewegung eine bestimmte, kluge, in gewisser Beziehung versöhnliche Stellung ein.

Schon im folgenden Jahre (1524) ließ sich der Meister und zwar diesmal in ungebundener Rede vernehmen. Seine Nachtigall hat den tiefsten Unwillen der Altgläubigen herausgefordert. „Was geht das geistliche Wesen den tollen Schuster an? Er soll mit Leder und Schwärz umgehen und nicht mit der Schrift; es scheint, als ob der Teufel in den Schuster vernäht sei. Wie hat er den allerheiligsten Vater den Papst, die heiligen Väter und uns — die Chorherren — ausgeholtht, wie ein Holzhiebub!“ Solchen Anklagen gegenüber mußte sich der Schuhmacher verantworten. Und auch der ungelehrte Laie hält als getaufter Christ an seinem Rechte auf freie Forschung aus der Bibel fest. In lebhaftester, witzigster Wechselrede bekämpft Hans

Sachs Hauptangriffspunkte der gegnerischen Lehre, wie die Fürsprache der Heiligen, das Fasten u. a., „denn ein Christgläubiger dient Gott allein im Geist und in der Wahrheit und seinem Nächsten mit den Werken der Liebe, denen weder Schild, Helm noch Wappen angehängt wird. Und da meinen nun die Werkheiligen, solche Christen thun gar nichts mehr, weil sie mit ihrem Lavenwerk nicht mehr umgehen. Aber freilich wollen nun auch viele, die sich lutherisch nennen, an dem frommen Mann einen Deckmantel ihrer Unschicklichkeit suchen: nun meinen sie, es sei mit dem Fleische schon genug gethan, obwohl Luther die christliche Freiheit zur Erledigung der armen Gewissen angezeigt und ausdrücklich gewarnt hat, sich vor ärgerlichen Handlungen zu hüten und dem Worte Gottes zum Nachtheil mit der That zu schwärmen und gleich den Unbesinnten zu rasen.“ Offen und ehrlich, ja in dem Bewußtsein, daß ihn manche für einen Heuchler und Abtrünnigen ansehen werden, gesteht er ein, daß mit dem Fleisshessen, Rumori, Pfaffenständen, Habern und Verspotten und allem unzüchtigen Wandel der evangelischen Lehre großer Abbruch gethan ist. Machen doch die Römlinge der neuen Lehre den Vorwurf, daß man an ihren Anhängern noch keine guten Früchte spüre, daß sie ihr nur in den Dingen anhängen, welche dem Leib wohlthun.

Und doch ist es eine übersichtige Betrachtungsweise, welche den ethischen Fortschritt der Reformation leugnen will: sie sieht nur auf den großen Haufen, welche jetzt wie ehemals mit lästerlichen Sünden einherfährt. Allein sein sündiges Leben wird in kurzer Zeit fallen durch den Fall der evangelischen Pölime wie einst die Stadtmauer von Jericho! Diese Hoffnung stimmt freilich wenig zu dem tieferen Urtheile über das Wesen der Menschennatur, welches Sachs in demselben Tractat ausspricht, nach welchem Fallen und Aufstehen währet für und für, bis endlich im Tode der alte Adam ganz untergeht; alsdann kommt ein vollkommen geistlich Leben, dessen wir hier in dem Reibe der Sünden mit nichts warten dürfen. In diesen Grundanschauungen über das Wesen der Menschennatur verharret sein milder Sinn bis an das Lebensende.

Allein trotzdem findet sich keine Spur einer Abweichung von den dogmatischen Grundlagen der neuen Confession. Ja seine Liederdichtung, welche vorzugsweise die Jahre 1524—1528 umfaßt, ist im hohen Grade dogmatisch. Auch jetzt ging er übrigens in diesen Bestrebungen noch zu weit. Mit dem nürnbergischen Reformator Osiander gab er im Jahre 1527 einen mit Berfen versehenen polemischen Bilderbogen heraus, der ihm einen Verweis des Rathes zuzog, sich alles Schreibens zu enthalten und seines Schuhmachens zu warten.

Hans Sachs ist während seines ganzen Lebens ein einfach gläubiger

Christ gewesen, der sich der Widersprüche, die in seinem Innern unvermittelt neben einander lagen, wohl kaum bewußt geworden ist. Der kluge, verständige, Welt und Menschen mit so reinen und klaren Augen anschauende Dichter verlangt auch eine einfache, widerspruchslöse Hingabe an die Grundlagen des Glaubens: er ist ein erbitterter Gegner der neuen dogmatischen Wissenschaft. Er beklagt wiederholt auf das schmerzlichste, daß die Theologie so spitzfindig geworden ist, daß niemand vorn und hinten zu unterscheiden wisse. Die Hoffahrt der Gelehrten, deren jeder seinen Ruhm und seinen eigenen Nutzen sucht, die einander um kleiner Ursachen willen lästern, schmälern, schmähen und schänden und mit ihrem zänkischen Leben ein böses Exempel geben, ist die Ursache, daß der gemeine Mann vom Wort hinfällt, daß seine Geringschätzung die Geistlichen selbst trifft:

Und wird das Wort durch sie veracht,
Das ihr unnütz Gezäul nur macht,
So wird das heilig Wort unfruchtbar,
Wie höchlich überall ist ruchtbar,
Weil sich der Lai und gemeine Mann
Hart und vielfältig ärgert dran.

Das ist das Urtheil eines frommen Laien über jene Entwicklung der Kirche, welche unsere Kirchengeschichten als die Periode der neuen Dogmenbildung bezeichnen. Wer möchte läugnen, daß er damit den auffallendsten Schaden der Kirche ebenso maßvoll wie bestimmt bezeichnet hat: wer möchte sich nicht der Höhe der Gesinnung des schlichten und ungelehrten Mannes erfreuen, welche von der Voraussetzung ausging, daß die Kirche nicht ihrer selbst, sondern der Christen halber vorhanden sei? —

Diese Anschauung beruht auf dem Verhältniß, in welchem dem Dichter die vergängliche sinnliche Erscheinung mit dem Unveränderlichen und Ewigen zusammenhängt. Für ihn gibt es einen Dualismus zwischen beiden Welten, wie ihn das gewöhnliche Auge sieht, überhaupt nicht: auch der Gottgläubige braucht die Welt, Gewalt und Ehre wie Jedermann — doch nur zur Nothdurft, etwa wie seinen Gürtel oder seinen Schuh. Man erkennt, Hans Sachs ist ein Laienpriester, wie ihn unsere Literatur nicht wider aufzuweisen hat. Bei allem Ernst seiner religiösen Gesinnung geht ihm die Freude an Welt und Leben doch nicht verloren. Und wenn sich auch sein milder Sinn von den dreißiger Jahren an merkbar verdüstert, so ist ihm doch der Glaube an das Edle und Hohe im Leben nicht abhanden gekommen.

Seine Freude an der Gegenwart aber tritt vielleicht am vollsten zu Tage, wenn er das Lob der geliebten Vaterstadt selbst singt. Wie ein blühender Rosengarten liegt sie — nach einem Worte Luthers das Auge und das Ohr Deutschlands — vor ihm, umhegt und geschirmt von 2 Mauern

mit 183 Thürmen. Die zahlreiche, gescheite, reiche und mächtige Bürgerschaft ragt nicht nur durch die Ausdehnung ihres Handels und den Fleiß ihres Handwerks, sondern auch durch den Eifer in allen Künsten weit hervor.

Wer da zu Künsten ist geneiget,
Der findt allda der rechten Keren,
Und wellicher Kurzweil will lehren,
Fechten, Diegen und Saitenspiel,
Die findt er klüßlich und subtil.

Im Innern herrscht Eintracht zwischen Gemeinde und Rath, feste bürgerliche Ordnung, ein weises und fürsichtiges Regiment.

Mit der lebhaftesten Verehrung blickt unser protestantischer Volksdichter auch auf die höchste Reichsgewalt. Sein stark ausgeprägtes religiöses Bewußtsein hat diesem Gefühle nicht den geringsten Eintrag gethan. Den festlichen Empfang des römischen Königs Ferdinand im Jahre 1540 beschreibt er mit sichtlichem Behagen. In einem um 8 Jahre älteren Liede wieder die blutdürstigen Türken, welches Kaiser, Fürsten, Adel und Städte, ja sogar Bauern und Landsknechte zum Kampf aufruft, widmet er dem großmächtigen Kaiser Karl V. eine begeisterte Strophe. Auch im schmalkaldischen Kriege verläßt ihn dieser reichsbürgerliche Glaube an das Haupt des römischen Reichs deutscher Nation nicht. Des Adlers Herz steht in Gottes Hand, der es mit göttlicher Wahrheit erleuchten kann, daß aller Schade nicht über die Frommen, sondern über die Nachtvögel ausgeht.

Mit dem Beginn der dreißiger Jahre wird freilich seine Stimmung erheblich ernster, ja trübe. Das Leben entspricht seinen hohen ethischen Anforderungen doch allzu wenig; und seine rührenden Klagen über das Elend der Zeit entbehren häufig der hoffnungsvollen Aussicht auf endliche Besserung. Nachdem alle Pläne einer politischen Reformation mißglückt sind, nachdem auch der ethische Schwung der Bewegungsjahre erlahmt ist, scheint er selbst des Glaubens geworden zu sein, welchen er früher an den Altgläubigen tadelte, daß die dogmatische Reformation nur allzu unbedeutende Früchte auf dem Gebiete des sittlichen Lebens zeitige. Dem Jahre 1530 gehört die Klage der wilden Holzleut über die ungetreue Welt an, die sich zu den Thieren des Waldes zurückgezogen haben, um unter einander in Frieden und Einigkeit zu leben. Das Sprachtalent des Dichters erschöpft vergebens alle nur möglichen Fügungen, um diesem Mißbehagen einen vollen oder wenigstens einen immer gemäßerem Ausdruck zu geben. Noch ergreifender ist die Wolfsklage über die bösen Menschen. Keiner von den unzähligen Vergehungen der Menschen hat sich der Wolf schuldig gemacht: er hat nie geheuchelt, nie gemeuchelt, nie falsches Spiel getrieben, keinen Mein-

eid geschworen; er ist kein Mordbrenner, kein Kirchenräuber, kein Zauberer gewesen; er hat nie Simonie getrieben, nie Ketzerei geübt, keinen Ablasskram aufgerichtet, kein Bisthum verkauft; er war kein Räsjäger, kein Terminirer, er ist weder päpstlich noch lutherisch gewesen; es hat ihn weder Acht noch Bann getroffen, — und trotzdem verdammen ihn die Menschen, ohne ihn auch nur zu hören. Jupiter aber verspricht bei der großen Aenderung, welche auf der Erde eintreten soll, auch des Wolfes zu gedenken, um ihm wieder aus Acht und Bann zu verhelfen. Der schwermüthige Dichter schaut in dieser Zeit mit tiefer Betrübniß auf den verderbten Zustand der Welt. „Frau Treu ist todt, Frau Wahrheit unterdrückt, Frau Freundschaft flüchtig, die vier Angeltugenden gefangen. Auch die Künste sind gemein und unwerth geworden“: die neun Musen begeben sich wieder in ihre alte Heimat nach Griechenland; lassen Deutschland kunst- und verstandlos. Merk doch du,

Wie Wucher und Betriegerei
So unverschämt in Deutschland sei,
Wer Geld hat, der hat was er will,
Deshalb so gilt die Kunst nit viel!

Die Lebenstage unseres Dichter waren eben in eine wirthschaftliche Entwicklung gefallen, welche der heutigen ähnlich ist. Eine bedeutende Vermehrung der Bedürfnisse in allen Ständen hatte einen früher ungekannten Luxus geschaffen. Ein außerordentlich hoher Zinsfuß — Luther spricht von 10—40 Procenten — erleichterte die Vermehrung des großen Capitals, welches schon damals den kleinen Gewerbetreibenden zu unterdrücken drohte. Hans Sachs steht natürlich auf Seiten des schwächeren Theils, er führt die Sache des kleinen Mannes, des mittleren Besitzes, und bekämpft den neu hereinbrechenden Luxus, welcher alte Ordnungen aufhebt. Wie es der König dem Kaiser gleich thut, so geht es abwärts bis zum Edelmann. Dem Adel folgen die Städte, dem Reichen der gemeine Haufe: überall hat sich das Uebermaß an die Stelle der goldnen Mitte gesetzt, sodaß nothwendiger Weise nur Bedrückung und Wucher das Ende sein kann. Auch Hans Sachs sieht schon die Armuth mit dem Reichthum streiten und weist beide darauf hin, daß keins ohne das andere bestehen kann. Beide müssen sich unter seinem Segensspruche die Hände reichen.

Aber dem großen Besitz ist er doch von Herzen nicht gewogen, er spricht von Räubern und Finanzern, von Vorkäufern, Wucherern, falschen Juristen und Rechtsverlehrern, von solchen, die nur mit dem Tausend umgehen und dabei doch große Herren bleiben. Vornehmlich sind es jedoch auch die Fürsten, denen der Dichter einen großen Theil des socialen Elends zumißt. Ja er

ist geneigt, in ihnen die wilden Thiere zu erblicken, mit welchen im Ezechiel Jehova dem Volk Israel droht.

In späteren Jahren gewinnt jedoch der unverwüßliche Humor des frohsinnigen Dichters seine alte Kraft wieder. Er findet den Gottesfunken auch in der trägen Masse und zeigt uns da, wo er zu fehlen scheint, in harmlosester Faune die grotesken Mißbildungen der Zeit. In diesen Jahren hat seine epische Gestaltungsgabe eine so wunderbare Kraft, daß sie sich im heitersten Spiel der schwierigsten und ernstesten Aufgaben unterfängt und sie vorwurfslos hinausführt. In kindlicher Harmlosigkeit wagt sie sich an das Heiligste, sie dringt in den Himmel selbst ein, sie verkehrt mit Gott wie einst Homer mit den Göttern des Olymp. Hierher gehört der herrliche Schwank „Die ungleichen Kinder Eva“, der, obwohl eine fremde Erfindung, doch in der Ausführung eine unglaubliche Naivetät der Anschauung athmet. Gott hegt das Verlangen, selbst zuzusehen, wie Eva mit ihrer zahlreichen Familie nach der Vertreibung aus dem Paradiese mit Adam Haus hält. Er läßt ihr daher durch einen Engel sein Vorhaben kund thun. Eva schmückt voller Freude das ganze Haus mit Gras, Blumen und Maien und schickt sich darauf auch an, dem Herrn ihre Kinderschaar, lauter Knaben, vorzuführen. Sie bilden zwei Klassen, die einen sind schön, die anderen häßlich und mißgeschaffen. Nur die ersten soll Gott sehen. Sie werden gebadet und geschmückt, bekommen neugewaschene Hemden und erhalten darauf auch Anweisung, wie sie sich vor Gott neigen, ihm die Hand bieten und ihn emporheben sollen. Den weniger glücklich ausgestatteten Theil ihrer Nachkommenschaft entzieht sie jedoch dem Auge Gottes, sie verbirgt sie in die Streu, ja einige sogar in das Ofenloch. Gott aber segnet die wohlgebildeten und feingezogenen Knaben und macht sie zu Königen, Grafen, Mittern, reichen Kaufherren und Gelehrten. Da holt die zärtliche Mutter auch die schmutzigen und ungeschlachten Buben aus ihren Verstecken, um auch für sie Gottes Segen zu erbitten. Und nun macht Gott den ersten zum Bauer, den andern zum Fischer, einen dritten zum Schmied, womit freilich Eva's hochgehende Wünsche keineswegs erfüllt sind. Es bedarf erst einer Belehrung Gottes über Stand und Beruf der Menschenkinder, die sich ihren Fähigkeiten anpassen müssen. Derselbe Stoff wird vom Dichter auch als Comödie behandelt, und in dieser Bearbeitung geht die drollige Individualisirung noch weiter. Während Abel mit seinen fünf frommen Brüdern Gott in wohlgefälliger Weise empfängt, behält die böse Klotte die Hüte auf dem Kopfe, ja Cain gibt gar die linke Hand. Während die ersten die Hauptstücke mit der lutherischen Erklärung aufzusagen wissen und Belohnungen zugesichert erhalten, geben jene nur mangelhaft Bescheid oder erklären, daß Alles zu schwer ist. — Von eben so hohem Werthe ist ein anderer Schwank „Der

Schneider mit dem Panier". Sct. Petrus hat sich durch die Bitten eines friernden Schneiders, der sich auf Erden gar manchmal fremdes Tuch aneignete, bewegen lassen, ihm auf kurze Zeit ein Plätzchen hinter dem Himmelsfenster anzuweisen. Während darauf Gott mit den Engeln die Seele eines frommen Pfarrers gen Himmel führt, beschaut der Schneider die Herrlichkeiten des Himmels und läßt sich sogar auf dem Stuhle Gottes nieder. Von hier sieht er auf der Erde ein armes Weib Wäsche von einem Baune stehlen. Obwohl er einst selbst oft genug auf Erden das Tuch „nach der Maus“ geworfen hat, geräth der selige Mann doch so in Zorn, daß er den Fußschemel Gottes nach der Diebin wirft, die von dem Wurfe erlahmt. Als Gott wieder im Himmel erscheint, verbirgt sich der Schneider abermals hinter dem Ofen, wird aber gar bald von Petrus hervorgezogen und vor Gott geführt, der ihn übel anlächelt.

Bisweilen tragen diese Schwänke, welche religiöse oder kirchliche Stoffe behandeln, eine leisere oder gröbere satirische Färbung, namentlich wenn es sich um katholische Dinge handelt. Am wirkungsvollsten scheint mir in dieser Beziehung das Lied von einem Landsknecht zu sein, der mit Sct. Niclas an der Straße Würfel spielte. Sct. Niclas gewinnt, und der ehrliche Landsknecht gibt ihm das gewonnene Geld in seinen Stock. Darauf läuft er in's Dorf und erzählt es dem Pfarrer, der sofort als Pfleger des Heiligen das Geld in Empfang nimmt. Aber unser Landsknecht wagt sein Glück mit dem Heiligen noch einmal um eine höhere Summe. Und diesmal verliert Sct. Niclas. Unter Drohungen, den Pfarrhof anzuzünden, zieht er sie nun auch von dem Geistlichen ein. Ein ähnlicher drastischer Humor waltet in einer weniger bekannten, wenn auch aus Boccaccio entlehnten Geschichte. — Ein reicher Mann in Florenz ist von einem Kezernermeister im Kloster eingesperrt: er hatte die Blasphemie begangen, zu sagen, sein Wein sei so gut, daß ihn Gott selbst süß finden werde. Da vernahm er im Kloster die Versicherung, daß Gott in jener Welt fromme Gaben hundertfältig vergelte, und erheuchelte daher große Betrübniß über das der Mönche daselbst wartende Schicksal:

Weil ihr all Tag in dem Kreuzgang
 Gebt also manigfältig
 Suppen und Kraut, ganz Kessel voll,
 Den Armen ausgekündert,
 So euch für jeden Kessel soll
 Dort wieder hundert werden,
 Wo wollt ihr mit der Suppen hin?
 Ihr müßt darin ersaufen.

Dieser Gattung von Schwänken stehen auch die übrigen Landsknechtsschwänke nahe, in denen der Dichter die harte, sich weder um Himmel noch

Hölle kummernde Natur der ehernen Kriegsmänner seiner Zeit verewigt hat. Wir erinnern uns an einige abermals in den Himmel selbst verlegte Scenen. Trotz der Warnungen Gottes hat Sct. Peter einige dieser vor der Himmelsthür rumorenden Gesellen in die Wohnungen der Seligen eingelassen, wo sie indessen nicht nur bald zu den Würfeln greifen, sondern einander auch trumm und lahm schlagen. Als sie Petrus wieder hinausstoßen will, greifen sie selbst gegen ihn zur Wehre, sodaß er auf Gottes Befehl durch einen Engel vor der Himmelsthür die Trommel rühren lassen muß, worauf natürlich alle den wohlbekannten Tönen zulaufen. Sct. Petrus aber schließt nun wohlweislich die Thür, und seitdem ist auch kein Landsknecht wieder in den Himmel gekommen. Aber die wilden Gesellen bieten in ganz gleicher Weise auch den Teufeln Trotz. Als einer derselben auf Lucifer's Veranlassung die Hölle auch mit dieser Gattung sündiger Menschen bevölkern will und sie im Wirthshaus bei ihren Spielen und Gelagen auffucht, sieht er sich außer Stande, an sie heranzukommen. Die Landsknechte sind gar zu fromm. Jeden Becher bringt einer dem andern mit dem Wunsche: Den ~~mit~~ Dir Gott gesegnen, lieber Stallbruder. Bekümmert sitzt der Teufel hinter dem Ofen, wo gerade ein Huhn zum Braten bereit hängt. Und als nun gar der eine dem andern befiehlt, das Huhn, „den armen Teufel“ zuzurichten, gibt der wirkliche Teufel, der das Wort auf sich bezogen hat, schleunigst Fersengeld und ertheilt Lucifer den Rath, Mönche und Nonnen statt der Landsknechte aufzunehmen.

In nicht wenigen dieser Scherzgedichte spielt auch die Thierwelt eine Rolle; sie gehören zu den anmuthigsten Schildereien unseres Dichters. Allen voran steht hier das Regiment der anderthalb Vögel Deutschlands, in welchem der Dichter eine Königswahl der Vögel schildert — ähnlich wie Luther von Coburg aus an seine Tischgesellen einen scherzhaften Brief aus dem Reichstage der Malztürken, d. i. der Dohlen schrieb — und das darauf folgende Fest mit unnachahmlicher Schalkheit und Sinnigkeit beschreibt. Ein anderer Schwank dieser Art ist mit einer politischen Anwendung versehen. Eines Wintermorgens sieht der Dichter etwa 200 Hasen neben der Straße Reichstag halten, in welchem über die Barbareien eines alten Jägers Klage geführt wird. Man beschließt, den Jäger zu fangen und mit dem Tode zu bestrafen. Bald sieht sie der Dichter mit ihm aufziehen; darauf sitzen sie zu Gericht, blasen in das Jägerhorn und bestimmen, daß er zur Strafe für seine Unthaten gebraten werden soll. Dasselbe Todesloos trifft natürlich auch die Hunde. Der Dichter selbst steht bei Seite und zielt auf die Herren aller Art, die ihre Unterthanen bedrücken.

Mehrere von diesen drolligen Erzählungen scheinen auf nationale Gebrechen und Schwächen und gegenseitige Stammesneidereien hinzudeuten.

Bornehmlich ist es die Einfalt der bairischen Bauern, welche Sachs in mehreren Bildern dem Gelächter preisgibt: einige solcher Geschichten sind in dem Orte Fünfsing localisirt. Es sind die Fünfsinger, die ehemals keine andere Kleidung als ein großes Tuch hatten, in welches sie ein Loch machten, um den Kopf durchzustechen, denen die Geschichte vom Schneider Krebs nach-erzählt wird.

Mit Vorliebe werden auch die Schwaben gehandelt. Sonderbarer Weise ist es persönliche Muthlosigkeit, was er ihnen vorwirft. Das stärkste Stück ist das vom Bauer, der, vom Lärm einer Hummel in seinem Wetzsteinbehälter erschreckt, auf der Flucht in einen Rechen tritt und von diesem beim Aufschnellen im Rücken getroffen, sich dem unvorhandenen Feinde gefangen gibt.

Viele ähnliche Späße enthalten eine mahnende Weisung oder gehen geradezu in das belehrende Gleichniß über. Hans Sachs weist mit warnenden und strafenden Worten auf die Gebrechen der Zeit in allen Ständen und Berufszweigen hin, um an die Stelle der Selbstsucht, der Streitsucht, der Böllerei, der Gaunerei bei Kleinen und Großen, der Unwissenheit, der Faulheit, der Unsauberkeit einer höheren Moralität, einer feineren und edleren Sitte des bürgerlichen Lebens den Weg zu bahnen. Wenn unser Dichter im Uebrigen mehr ein klarer Spiegel seiner Zeit ist, so zeigt er gerade in diesen didactischen Stücken, wie besserungsbedürftig das gesellige und gesellschaftliche Leben der Zeit war, wie sehr sich edlere Naturen nach anderen Formen des Umgangs, nach einer feineren Ausprägung der ganzen Persönlichkeit auch im Aeußeren sehnten.

Allein eine tiefere Seite, welche einer vollständigen culturhistorischen Würdigung noch immer bedarf, berührt Hans Sachs, wenn er von der Streitsucht, der Unmäßigkeit, der Unsauberkeit, mit einem Worte der Unweiblichkeit der Frauen aus dem mittleren Bürger- und Bauernstande berichtet. Mit Humor gewürzt erscheint die Unsitte der Böllerei in der Geschichte von der Bäuerin, welche täglich acht Eier in Schmalz aß; er gibt ironische Anweisungen für den äußeren Anstand bei Tische; er straft die weiblichen Dienstboten, nimmt sich aber auch ihrer Klagen gegen die Herrschaft an. Der Schall schmiegt sich bei seinen nächtlichen poetischen Wanderungen dicht an Fensterläden und Hausecken an, erzählt uns von dem Kampfsprach einer Hausfrau und ihrer Hausmagd, er belauscht den bösen Zwist der Ehegatten und beschreibt uns die neunerlei Häute einer bösen Frau. Seine Muse führt ihn zu den Kirchweihen z. B. nach Gumpelsbrunn, wo die Bauern einander mit den Stiefeln treten oder den Nasentanz auf-führen:

Indem die Pfeifer beid aufspiffen,
 Einander sie zum Nasen griffen,
 Zogen einander an den Reiben
 Und sprungen her nach den Schalmeyen,
 Bei zweinzig Person, Mann und Frauen,
 Daran ich meine Lust thät schauen. —

Niemand hat wie Hans Sachs das grobironische, schlaffenmäßige Gepräge der Zeit zu so köstlichen Humoresken zu verwerthen gewußt. Wir ent schlagen uns der Neigung, die grotesken Bilder vorzuführen, in denen sich ihm die Fasnachtsschlemmerei, die Trägheit, die Narrheit, der Eigennutz u. a. lebhaftig darstellen, um uns noch einen Augenblick seine zur Warnung der Jugend gedichteten Schwänke vom Schlaraffenland anzusehen. Ganz auf gleicher Linie mit dem drolligen Hauptgedicht steht der neckische Zeichnung halber der demselben Kreise angehörige Sturm auf den vollen Berg im Schlaraffenlande. Hier fand der Dichter einst zwei wunderbar gerüstete Heerhaufen, den einen des Angriffs, den anderen der Abwehr gewärtig. In voller Rüstung schickt sich der erste an, den vollen Berg zu stürmen:

Ihre Schanzkörb waren Weinsäß,
 Ihr Schild von großen Kandeln war,
 Die züntens mit Bratwürsten an,
 Ließens auf ihre Feinde abgahn.
 Ihr Hütten waren groß Weinkeller,
 Ihr Harnisch waren Schlüssel und Teller,
 Weintrichter warn ihr Sturmhaube,
 Ihr Pulverflask gebraten Taube.

Allein der Sturm ist erfolglos; der Berg wird mit gleich ausgezeichneten Waffen vertheidigt. Das Schloß war mit einer Bastei verwahret,

Die war gemauert von Hirsbrei,
 Sunst ging ringsweis um dieses Schloß
 Von Lebersülz ein tiefes Moß,
 Ein Thuem geflochten von Leberwürsten
 Darauf da hättens ihren Fürsten
 Bachum zu oberst auf dem Thron.

Beide Parteien machen endlich Waffenstillstand bis zur nächsten Fasnacht.

Daß dies alles heut zu Tage gar manchem Ohr befremdend klingt, obgleich Sachs niemals das Gemeine und Niedrige gesucht hat, sondern ihm sogar mit Fleiß ausgewichen ist, versteht sich. Der fruchtbarste deutsche Dichter, ja einer der fruchtbarsten Dichter aller Völker und aller Zeiten — man berechnet, daß er über 6600 Dichtungen, und darunter mehrere hundert dramatische Spiele fertigte — umfaßte eben so ziemlich das ganze bürgerliche Leben seiner Zeit, und das war nicht immer erquicklich.

Die letzten Jahre des Lebens verfloßen dem hochbetagten Greise in völliger Ruhe und Abgeschlossenheit. Unter einem Bildnisse Andreas Herneßens, welches aus dem Todesjahre Hans Sachsen's stammt, befinden sich die Worte:

Ein Kind war ich auf der Welt geboren,
Zum Kind bin ich auch wider worn,
Denn all mein Kräfte hab ich verlorn.
Gott bescher mir ein seligs End
Und nehm meine Seel in seine Händ,
Geb mir auch ein fröhliche Urständ.

Der Sage nach saß der Greis schweigend an seinem Tisch, vor sich Bücher, namentlich die Bibel, ganz ohne Antheil an der Welt, deren fröhlichem Treiben er einst mit so empfänglichem Sinne gelauscht hatte, nicht einmal im Stande, auf freundliche Anrede zu antworten. Am 20. Januar 1576 im 82. Lebensjahre entschlummerte er, ein echtes Abbild seiner Zeit nicht bloß, sondern in seiner wackern Gesinnung auch ein treffliches Vorbild derselben. —

J. D. Opel.

Der Kindersegen der armen Leute.

Zu den verbreitetsten socialen Behauptungen gehört wohl die, daß arme Leute mehr Kinder zu haben pflegen als die Reichen. Es ist das eine statistische oder Quantitätsbehauptung wie so viele leichtsinnig aufgestellt werden, meistens ohne irgend eine Berechtigung. Statistisch genügend, d. h. an einer hinreichend großen Anzahl von Beobachtungen ist fast noch Nichts darüber ermittelt worden, und doch bieten die Volkszählungen und Steuerrollen die Möglichkeit, diese sociale Capitalfrage ohne gar zu große Mühe statistisch endgültig zu entscheiden, namentlich wo, wie in Deutschland, bei den Volkszählungen die alten Haushaltungslisten durch die Individualzählkarten verdrängt worden sind.

Gerade durch die Zählkarten, welche, wenn auch nicht für die Aufnahme der Volkszählung, so doch aber für die Bearbeitung derselben in Deutschland zum ersten Mal in Berlin bei der vorletzten Volkszählung, nämlich der von 1867, angewendet wurden, ist es dem Director des statistischen Büreaus

*) H. Schwabe, die Berliner Volkszählung vom 3. December 1867, Berlin 1869.

der Stadt Berlin, Dr. Schwabe, möglich gemacht worden, zum ersten Mal statistisch an einem großen Material der Frage nach dem Kindersegen näher zu treten.

Für Berlin will Schwabe gefunden haben, „daß die Zahl der Kinder, welche auf eine Familienhaushaltung kommen, mit jeder Wohlhabenheitsklasse zunimmt“ oder wie er es an einer andern Stelle als Schlüßresultat seiner Betrachtungen ausdrückt: „Angenommen, es sei wahr, daß die unteren Classen in Berlin im Verhältniß mehr Kinder erzeugen als die besser situirten, — eine Behauptung, die ich trotz aller Autoritäten so lange bezweifle, bis sie statistisch bewiesen ist — jedenfalls hat die Zählung ergeben, daß sie im Verhältniß weniger Kinder haben als die wohlhabenden Classen.“

Ein, wie Schwabe selbst sagt, „eigenthümliches Resultat“ der Statistik! Aber doch nicht eigenthümlicher und auch nicht mehr dem eingewurzelten Vorurtheil widersprechend als z. B. das andere, wonach nicht der Monat November mit seinen vielen trüben Tagen der Monat der meisten Selbstmorde ist, sondern die heitersten Sommermonate Juli und August. Die allgemeine Meinung konnte mit der größeren Kinderzahl in den armen Familien gerade so gut durch eine Reihe frappanter Einzelbeobachtungen irrefeleitet worden sein, wie sie es unbedingt war bei dem „Selbstmördermonat November“. Und gar Vieles spricht dafür, daß über wenige auffallende Einzelfälle die vielen nicht auffallenden Fälle gänzlich übersehen werden und dem statistisch nicht geschulten Verstande ein Zerrbild vormalen. Sie wollen unter hunderten von Beispielen nur wenige anführen: Wenn ein Eisenbahnunglück passirt ist und ein paar Leute sind verwundet oder getödtet, so ist das für die davon Betroffenen allerdings einerlei, ob zur selben Zeit Millionen von Reisenden unbeschadet ihr Ziel erreichen, allein alle Welt glaubt sich bei einem solchen Unglücksfall auch schon vor geschehener Untersuchung berechtigt, über die unverantwortliche Nachlässigkeit der Eisenbahnverwaltung zu schreien, ohne daran zu denken, wie vieler Tausende und Aber-tausende Leben durch die zahlreichen im Eisenbahndienst angewandten Vorsichtsmaßregeln gesichert wurden. Oder wenn irgendwo Jemand Hungers stirbt, schreit wieder die ganze Welt über die Hartherzigkeit der Menschen und der ganzen Armengesetzgebung, ohne zu bedenken, wie vieler Tausende Leben durch private und öffentliche Wohlthätigkeit erhalten werden. Ganz ähnlich ist es nun auch mit dem übergroßen Kinderreichthum der ärmeren Classen. Wenn ein wohlhabender Familienvater stirbt, so ist kein äußerer Grund vorhanden zu besprechen, wie viel Kinder derselbe hinterläßt, es ist gesorgt für die Kinder; ferner wenn in den ärmeren Classen kinderlose Familienväter oder Väter von nur wenigen Kindern sterben, ist auch kein

Grund vorhanden, darüber viel zu lamentiren, wohl aber jedes Mal, wenn ein armer Familienvater viele Kinder hinterläßt. In den Zeitungen und im Gespräch der Leute wird jeder Fall, in welchem ein Armer viele Kinder hinterließ, besprochen, alle Fälle aber, in denen die Hinterbliebenen keine Noth trifft, bleiben gänzlich unberücksichtigt, namentlich alle Fälle, in denen ein wohlhabender Vater viele Kinder hinterläßt. Das Bild im Kopfe der Menge, und auch der gebildeten Menge, setzt sich also zusammen nur aus den Einzelnothfällen der ärmeren Classen, alle anderen weit überwiegenden Fälle bleiben dabei völlig unberücksichtigt. Außerdem ist noch zu berücksichtigen, daß selbst wenn alle Fälle bekannt würden, in denen ein wohlhabender Vater viele Kinder hinterläßt, doch die Fälle mit den vielen Hinterlassenen der Armen die der Reicheren überwuchern, da der Wohlhabenden nur wenige, der Armen aber viele sind. Unsere Zeit ist eben noch ganz und gar nicht statistisch geschult, d. h. nicht darauf aufmerksam gemacht, das „relativ“ häufige Vorkommen gewisser Erscheinungen gegenüber den absoluten Zahlen zu berücksichtigen.

Um nun unserem Gegenstand näher zu treten, so ist mit dem allgemeinen Vorurtheil, das ich übrigens selbst dem bloßen Gefühl nach nur zu sehr zu theilen geneigt bin, gar nichts gesagt; es ist sehr wohl möglich, daß die Statistik nur zeigt: die Wohlhabenheit hat keinen Einfluß auf die durchschnittliche Zahl der Kinder per Familie, aber auch möglich, daß mit der Wohlhabenheit die Zahl der Kinder steigt, oder auch möglich, daß mit der Wohlhabenheit die Zahl der Kinder fällt.

Außerdem ist möglich, daß verschiedene Länder oder Stadt und Land darin einander durchaus nicht ähneln, sowie es denn Schwabe auch gar nicht einfällt, das Resultat, welches er für Berlin gefunden zu haben meint, gleich zu generalisiren; er geht selbst vielmehr mit Mißtrauen an das, was die trockenen Zahlen ihn gelehrt haben. Ja er hätte nur mit noch mehr Mißtrauen daran gehen sollen, dann würde er vielleicht gefunden haben, daß seine Zahlen ihm gar nicht das sagen, was er zu hören meinte.

Wie erhält Schwabe aus der Berliner Volkszählung das Material für die Beurtheilung der Wohlhabenheit, da directe Angaben darüber nicht gemacht sind? Er glaubt sie zu erhalten aus gewissen Angaben über die Wohnungen, welche die Berliner Volkszählung über die Angaben der allgemeinen Zollvereinszählung hinaus verlangt und erhalten hat, Angaben, welche nach den mannichfaltigsten Richtungen hin, mehrfach in mustergiltiger Weise, von Schwabe für die Socialstatistik Berlins ausgebeutet worden sind.

Schwabe nimmt die Zahl der heizbaren Zimmer, welche in der Wohnung einer jeden Familienhaushaltung sind, als Kriterium der Wohlhabenheit und unterscheidet 7 Wohlhabenheitsclassen, nach den Wohnungen mit

leinem, mit 1, 2, 3, 4, 5—7, 8 und mehr heizbaren Zimmern, und setzt zu jeder seiner Wohnungs- oder Wohlhabenheitsklasse die Zahl der Kinder, welche durchschnittlich in jeder solchen Wohlhabenheitsklasse auf eine Familienhaushaltung mit Kindern kommen, indem er alle Familienhaushaltungen ohne Kinder ganz ausläßt. So bekommt er folgende Tabelle:

Auf 1 Familienhaushaltung mit Kindern in der Wohl-							
habenheitsklasse mit							
0	1	2	3	4	5—7	8 u. m.	im
heizbaren Zimmern							Durch-
kommen Kinder:							schnitt
1,88	2,34	2,49	2,54	2,55	2,76	3,07	2,43

Zu leugnen ist hiernach allerdings nicht, daß in den Haushaltungen um so mehr Kinder auf eine Familie kommen, je mehr heizbare Zimmer eine Wohnung enthält. Leider sind wir nicht im Stande, eine Gegenprobe zu machen und zu fragen: wie viel heizbare Zimmer kommen durchschnittlich auf eine Familie mit 1, 2, 3, 4, 5—7, 8 und mehr Kindern? Ich glaube, wir würden finden, daß je größer die Kinderzahl ist, um so mehr heizbare Zimmer durchschnittlich die Wohnungen enthalten; doch folgen wir erst noch einem Augenblick unserem Gewährsmann. Schwabe zeigt, daß auch in jedem der 16 Stadttheile Berlins mit wenigen Ausnahmen (15 unter 96 Fällen) die Kinderzahl mit der Zahl der heizbaren Zimmer einer Wohnung steigt, wie die auf nächster Seite (228) stehende Tabelle angibt, in welcher wir die 15 Ausnahmefälle mit einem Minuszeichen (—) hervorgehoben haben.

Schwabe erhebt selbst eine Menge Einwürfe, welche sich namentlich dagegen vorbringen lassen, daß die Zahl der Kinder, welche in der Haushaltung bei den Eltern leben, in allen Wohlhabenheitsklassen auch ungefähr der Anzahl von Kindern entspräche, welche die Eltern überhaupt mit einander erzeugen hätten: es würde hier zu weit führen, auf die geistvolle, wie mir scheint im Wesentlichen gelungene Widerlegung dieses Zweifels einzugehen, es muß in dieser Beziehung auf die Arbeit von Schwabe verwiesen werden. Aber selbst wenn die Zahl der Kinder, welche bei den Eltern im Hause wohnen und die Zahl eigener Kinder sich überhaupt einander nicht deckten, so wäre auch die Frage noch immer interessant genug, ja vielleicht in wirthschaftlicher Beziehung noch wichtiger: ob die Armeren zu gleicher Zeit bei sich mehr oder weniger Kinder zu unterhalten hätten als die Reicherer? Diese Frage scheint nach den Daten von Schwabe kaum anders beantwortet werden zu können, als daß den Armeren zu gleicher Zeit weniger Kinder anderweit zur

(Tabelle zu Seite 227.)

No.	Stadttheile.	Auf je 1 Familienhaushaltung mit Kindern in der Wohnungsklasse mit								im Durch- schnitt
		0	1	2	3	4	5—7	8 u. m.		
1	Berlin	2,06	2,40	2,63	*) 2,66	2,82	3,05	3,36	2,61	
2	Alt-Öln	2,00	2,13	2,50	2,58	—2,29	2,91	3,05	2,35	
3	Friedrichs Werder	1,00	2,22	2,34	2,40	2,78	2,88	3,44	2,45	
4	Dorotheenstadt	1,50	2,13	2,36	—2,33	2,63	2,72	2,76	2,39	
5	Friedrichstadt	1,33	2,17	2,30	2,48	2,56	2,68	3,03	2,36	
6	Friedrichst. außerb.	2,32	—2,00	2,34	—2,15	2,30	—2,27	2,88	2,27	
7	Schönb. u. Templh.	1,93	2,27	2,51	—2,48	2,52	2,64	3,04	2,43	
8	Louisenstadt	1,76	2,21	2,44	2,53	2,31	2,81	3,23	2,36	
9	Neu-Öln	2,29	—2,24	2,61	—2,21	2,40	2,74	2,95	2,41	
10	Stralauer Revier	3,08	2,26	2,58	2,74	2,85	3,00	3,46	2,43	
11	Königsstadt	2,39	—2,36	2,48	2,66	2,97	3,23	3,60	2,50	
12	Spandauer Revier	1,48	2,26	2,36	2,53	2,71	2,98	3,25	2,39	
13	Spand. Rev. auß.	1,82	2,43	2,64	2,67	2,70	3,09	4,02	2,51	
14	Frdr.-Wilhelmsst.	1,63	2,31	2,31	—2,14	—2,25	2,88	2,60	2,29	
15	Moabit	1,71	2,60	2,96	3,01	3,72	—3,68	3,00	2,74	
16	Wedding	2,29	2,67	3,22	3,64	—3,14	—3,00	1,00	2,79	
1—16	Ganz Berlin	1,88	2,34	2,49	2,54	2,55	2,76	3,07	2,43	

Fast fallen als den Reicherer. Die Richtigkeit obiger Antwort anzuzweifeln wäre nur möglich, wollte man die Menge von heizbaren Zimmern, über welche eine Haushaltung verfügt, als Maßstab der Wohlhabenheit bezweifeln. Und diesen Zweifel wollen wir aussprechen. Die Zahl der heizbaren Zimmer ist ein sehr schlechtes Kriterium für den Wohnungsraum und für den Werth dieses Wohnungsraumes. In Bezug auf Wohnungsraum können 2 Logis mit je vier heizbaren Zimmern ein sehr verschiedenes Raumquantum enthalten, je nach Größe der heizbaren Zimmer und der Menge der hinzukommenden nicht heizbaren Zimmer, in Bezug auf den Miethwerth der Wohnung ist die Zimmerzahl ein noch schlechteres Indicium, denn zu den obigen Differenzen im Wohnungsraum tritt noch namentlich hinzu, daß 2 räumlich ganz gleich große Wohnungen sehr verschiedenen Werth haben, nach dem Stockwerk, in welchen die Wohnung liegt, nach der Lage zur Straße, ob Hinterhaus oder Vorderhaus, und namentlich nach dem Stadttheil. Außer dem ist ja auch nicht einmal der Miethwerth einer Wohnung ein sicherer Maßstab der Wohlhabenheit, da je wohlhabender unter sonst gleichen Umständen eine Familie ist, sie um so weniger Procennte ihres

*) Bei Schwabe steht 2,46, das ist aber ein Druck- oder Rechenfehler, denn laut Tabelle XXXVI, S. 110 kommen auf 512 Haushaltungen mit 3 Zimmern 1361 Kinder, d. h. 2,66 per Haushaltung.

Einkommens auf die Wohnung verwendet.*) Um aus dem Miethwerth der Wohnung die Wohlhabenheit zu finden, muß also bei Wohlhabenden der Miethwerth mit einer höheren Zahl multiplicirt werden als bei den Armeren.

Die Anzahl heizbarer Zimmer einer Haushaltung ist aber auch nicht immer der Größe einer Familie entsprechend, sondern oft ist eine Wohnung aus mannichfachen Gründen viel größer. Einmal kann die Haushaltung eine über die natürliche Familie (Mann, Frau und Kinder) hinaus erweiterte sein, indem man außer den Dienstboten und etwaigen Verwandten noch Gewerksgehilfen, Chambergarnisten, Schlafburschen oder sonstige Personen in seine Haushaltung aufnimmt. Eine solche erweiterte Haushaltung braucht natürlich mehr Zimmer. Auch wende man nicht ein, daß man für die genannten Personen nicht heizbare Zimmer braucht, sondern sich mit unheizbaren begnügen kann. Es ist allerdings richtig, daß man sich mit nicht heizbaren Zimmern vielfach begnügen kann, aber man findet nicht nach Belieben größere Wohnungen mit vielen unheizbaren Zimmern, sondern man muß, wenn man überhaupt viel Zimmer braucht, nolens volens Wohnungen mit viel heizbaren Zimmern nehmen, und kann dann höchstens dieselben ungeheizt lassen. Gerade Gewerksgehilfen bilden aber in den größeren Wohnungen einen größeren Procentsatz aller Haushaltsangehörigen als in den kleineren Wohnungen.

	Zu den Wohnungen mit	waren die Gewerksgehilfen Proc. aller Haushaltsglieder:
0 heizbaren Zimmern		0,5 Proc.
1	" "	1,1 "
2	" "	2,5 "
3	" "	3,7 "
4	" "	3,9 "
5—7	" "	3,3 "
8 u. mehr	" "	5,6 "
		durchschnittlich 2,3 Proc.

Diejenigen Haushaltungen ferner, welche viel Gewerksgehilfen bei sich wohnen haben (namentlich das Handwerk) brauchen außerdem, da Wohnungsraum und Fabricationsraum hier oft in einander fließen, viel Zimmer für den Geschäftsbetrieb. So kommt es, daß Wohnungen mit vielen Zimmern nicht immer eine große Wohlhabenheit, sondern nur ein großes Raumbedürfnis anzeigen.

*) Vergl. hierüber u. a. E. Laspeyres: Das Wohnungsbedürfnis. Baltische Monatschrift 1870.

Endlich haben selbst, wenn die Haushaltungen über die natürliche Familie nicht hinausgehen, sehr verschiedene Wohlhabenheitsclassen das gleiche Wohnungsquantum inne. Um ein imaginäres Beispiel zu gebrauchen: eine Familie von 7 Personen mit 1000 Thlr. Einkommen wird ebensogut eine Wohnung von 4 heizbaren Zimmern beanspruchen, als eine Familie von 5 Personen mit etwa 1500 Thlrn. oder eine Familie von 3 Personen mit etwa 2000 Thlrn. Ebenso wird vielleicht eine Wohnung von 2 heizbaren Zimmern beansprucht von einer 5-häuptigen Familie mit 500 Thalern Einkommen, einer 4-häuptigen Familie mit 1000 und einer 3-häuptigen von 1500 Thlrn. Einkommen. Mit andern Worten: eine jede Familie rückt unter sonst gleichen Umständen bei gleicher Wohlhabenheit in eine größere Zimmerzahl hinauf, je zahlreicher die Familie ist, oder die gleiche Wohnung ist nur bei gleicher Familienstärke ein Zeichen durchschnittlich gleicher Wohlhabenheit.

Mit Vorstehenden glauben wir plausibel gemacht zu haben, daß die größere Zimmerzahl die nothwendige Folge einer größeren Familie ist, wenigstens von einer gewissen Wohlhabenheitsgrenze an, bei der man überhaupt wählen kann, auf welches Bedürfnis man mehr Geld wenden will. Aber auch in den untersten Wohnungsclassen möchte ich nicht zugeben, daß die Familien, welche kein heizbares Zimmer haben, unbedingt die ärmsten sind, denn daß die zweite Stufe mit 2,34 Kinder so beträchtlich viel mehr Kinder haben sollte, als die erste mit 1,88 Kindern, d. h. um 25 pCt. mehr oder schon auf jede 4. Familie ein Kind mehr, will mir nicht triftig scheinen. Ich erkläre mir die Erscheinung vielmehr so. In der untersten Stufe d. h. in Wohnungen mit keinen heizbaren Zimmern wohnen Familien ziemlich gleicher Wohlhabenheit wie in den Wohnungen mit einem heizbaren Zimmer, aber es sind Familien, welche keine ganz kleinen Kinder haben, Familien, in denen vielleicht alle Familienglieder am Tag auf Arbeit oder wenigstens außer Haus z. B. auf Bettel zc. gehen, also solche, welche nur eine Schlafstelle brauchen. Die Familien, welche zahlreicher sind, haben meistens noch kleinere Kinder, da in den unteren Classen die Kinder schon in jungen Jahren aus dem Hause gehen, folglich viel Kinder zu Hause nur existiren, wenn die ältesten noch nicht ausziehref, die jüngsten also noch ganz klein sind. Zum Glück ist die Zahl der Familien, welche kein heizbares Zimmer haben, sehr klein, in ganz Berlin nämlich 1114 Familien worunter 620 Familien oder 56 pCt. ohne Kinder, hingegen sind Familien mit 1 heizbaren Zimmer 49,639 worunter 18,811 oder 38 pCt. ohne Kinder.

Schwabe macht seine Berechnungen, indem er alle Kinder nur auf die Haushaltung mit Kindern; bezieht setzt man statt dessen die Kinder in Rap-

port mit allen Familienhaushaltungen, so wird die Differenz in der Kinderzahl noch größer, wie die folgende Berechnung lehrt:

Wohnungen mit	Auf eine Familienhaushaltung kommen Kinder:
0 heizbaren Zimmern	1,21
1 " "	1,67
2 " "	1,90
3 " "	1,90
4 " "	1,93
5—7 " "	2,13
8 und mehr "	2,46
	Durchschnitt 1,80

Für die Berechnung der durchschnittlichen Kinderzahl in einer Familie ist die Zusammenfassung der Haushaltungen mit und ohne Kinder freilich nicht richtig, da unter der Familienhaushaltung ohne Kinder auch viele Haushaltungen von Unverheiratheten sind, während bei Schwabe, was auch falsch ist, viele Haushaltungen mit Verheiratheten, welche noch keine Kinder oder nicht mehr Kinder im Haus haben, fehlten. Eigentlich muß die Zahl der ehelichen Kinder auf die Familienhaushaltungen mit ehelichem Haushaltungsvorstand bezogen werden, die wahre durchschnittliche Kinderzahl liegt also wohl zwischen der vorstehenden und der weiter oben mitgetheilten Zahlenreihe.

Nach dem Gesagten wäre es wohl der Mühe werth, einmal direct die Frage nach der Kinderzahl statistisch vorzunehmen; vorausgehen muß jedoch eine andere indirecte Ermittlung des Wohlhabenheitsgrades und der durchschnittlichen Kinderzahl der Familienhaushaltungen, welche überhaupt Kinder haben. Das Mittel hierzu ist die Berliner communale Einkommensteuer. Durch dieselbe sind wir in Stand gesetzt, wenigstens die durchschnittliche Wohlhabenheit der 16 Berliner Stadttheile annähernd festzustellen, indem wir das Durchschnitts-Einkommen aller Communalsteuerpflichtigen jedes Stadttheiles berechnen. Damit ist allerdings nicht das Durchschnittseinkommen aller Stadttheilsbewohner ermittelt, sondern das der untersten Classen mit weniger als 300 Thlr. Einkommen fehlt darin. In Berlin mußten für 1869 zur Communaleinkommensteuer beitragen*) 13,061 Haushaltungsvorstände, das heißt ungefähr die Hälfte aller Haushaltungsvorstände, ihr gesamntes steuerpflichtiges Einkommen bezifferte sich auf 70,114,985 Thlr., folglich war das Durchschnittseinkommen der Steuerpflich-

*) Vergl. E. Bruch: Zur Organisation der Wohlthätigkeits Armenpflege in Berlin. Die Wohlstandsverhältnisse nach den Resultaten der Gemeinde-Einkommensteuer in Berlin und seine Entwicklung. Jahrgang 1870, Seite 165.

tigen = 960 Thlr. Dieses Durchschnittseinkommen von ganz Berlin stimmt nun aber keineswegs mit dem aller 16 Stadttheile, sondern es schwankt von 493 Thalern im Wedding bis auf 2536 Thaler in der Dorotheenstadt. Ordnet man nun, wie auf der folgenden größeren Tabelle geschehen ist, die 16 Berliner Stadttheile nach Reihenfolge der Wohlhabenheit ihrer Einkommensteuerepflichtigen mit dem reichsten Stadttheil (Dorotheenstadt 2536 Thaler) anfangend und endigend mit dem ärmsten (Wedding 493 Thaler) so kann man mit dieser Wohlhabenheit die auf die einzelne kinderhabende Haushaltung fallende Zahl vergleichen.

Kinderzahl per Haushaltung in Berlin verglichen mit der Wohlhabenheit.

No.	Stadttheile.	Drschn.-Eink. d. Haushalt. m. mehr als 300 Thl. Eink.	Die Wohnung. v. 4 u. mehr Zimmer in Proc. aller.	Durchschnittszahl der Kinder in Wohnungen mit heizbaren Zimmern							
				0	1	2	3	4	5—7	Sum.	Alle.
1	Dorotheenstadt	2536	30,5	1,50	2,13	2,36	2,33	2,63	2,72	2,76	2,39
2	Friedrichstadt außh.	2180	39,7	2,32	2,00	2,34	2,15	2,30	2,27	2,88	2,27
3	Friedrichswerder	1339	21,1	1,00	2,22	2,34	2,40	2,78	2,88	3,44	2,45
4	Alt-Cöln	1164	15,0	2,00	2,13	2,50	2,58	2,29	2,94	3,05	2,35
5	Friedrichstadt	1153	3,2	1,33	2,17	2,30	2,48	2,56	2,63	3,03	2,36
6	Berlin	1045	17,6	2,06	2,40	2,63	2,66	2,82	3,05	3,36	2,61
7	Neu-Cöln	1038	18,0	2,29	2,24	2,61	2,21	2,40	2,74	2,95	2,41
8	Moabit	1021	4,9	1,71	2,60	2,96	3,01	3,72	3,68	3,00	2,74
9	Schöneberg	925	15,2	1,93	2,27	2,51	2,48	2,52	2,64	3,04	2,43
10	Friedrich-Wilhelmst.	909	20,5	1,63	2,31	2,31	2,14	2,25	2,38	2,60	2,29
11	Spandau	819	10,6	1,48	2,26	2,36	2,53	2,71	2,98	3,25	2,39
12	Königsstadt	707	8,2	2,39	2,36	2,48	2,66	2,97	3,23	3,60	2,50
13	Louisenstadt	703	10,7	1,76	2,21	2,44	2,33	2,31	2,81	3,23	2,36
14	Stralau	628	5,2	2,08	2,26	2,58	2,74	2,85	3,00	3,46	2,43
15	Spandau außerhalb	547	3,1	1,82	2,43	2,64	2,67	2,70	3,09	4,02	2,51
16	Wedding	493	1,6	2,29	2,67	3,22	3,64	3,14	3,00	1,00	2,79
	1—4. Stadttheil	1926	29,1	2,16	2,11	2,38	2,32	2,45	2,50	2,90	2,35
	5—8. "	1110	18,2	1,69	2,30	2,46	2,53	2,65	2,80	3,10	2,46
	9—12. "	830	12,1	1,94	2,29	2,43	2,51	2,65	2,83	3,11	2,42
	13—16. "	645	6,8	1,88	2,32	2,52	2,67	2,47	2,89	3,39	2,44
	1—8. Stadttheil	1410	22,2	1,79	2,24	2,43	2,46	2,58	2,66	2,98	2,42
	9—16. "	710	8,5	1,90	2,32	2,52	2,58	2,54	2,86	3,24	2,44
	1—16. Stadttheil	960	12,1	1,88	2,30	2,50	2,55	2,56	2,76	3,08	2,43

Faßt man die 8 reichsten Stadttheile: Dorotheenstadt, Friedrichstadt außerhalb, Friedrichswerder, Alt-Cöln, Friedrichstadt, Berlin, Neu-Cöln, Moabit, und die 8 ärmsten: Wedding, Spandau außerhalb, Stralau, Louisenstadt, Königsstadt, Spandau, Friedrich-Wilhelmstadt, Schöneberg zusammen, so ist das Durchschnittseinkommen der reicheren Hälfte von Berlin 1410 Thlr., das der ärmeren aber nur 710, also fast genau die Hälfte. In Wahrheit freilich differirt die Wohlhabenheit der beiden Stadthälften viel mehr, denn es

ist, wie gesagt, nur die Durchschnittswohlhabenheit der Haushaltungsvorstände mit mindestens 300 Thlr. Einkommen, ermittelt. Die Ärmeren, welche gar keine Communeinkommensteuer zahlen, sind aber in den äußeren Stadttheilen, die schon die Ärmeren unter den Steuerpflichtigen enthalten, zahlreicher vertreten, als in den inneren wohlhabenderen Stadttheilen, so daß die Durchschnittswohlhabenheit der Steuerpflichtigen und Nichtpflichtigen zusammen, in den armen Stadttheilen sich viel, in den reicheren nicht viel niedriger stellt. Der Unterschied bleibt nicht 1:2, sondern wird vielleicht 1:3.

Wie stellt sich nun die Kinderzahl per Kinderhaushaltung hierzu? Bei 6 unter den 7 Wohnungsgraden ist die Zahl der Kinder in den ärmeren Stadttheilen etwas größer als in den reicheren Stadttheilen.

In den Wohnungen mit:	ist in den Familienhaushaltungen mit Kindern die Durchschnittszahl der Kinder: in den		
	reichen Stadtth.	armen Stadtth.	in den reichen + oder -
0 heizbaren Zimmern	1,79	1,90	- 0,11
1 " "	2,24	2,32	- 0,08
2 " "	2,43	2,52	- 0,09
3 " "	2,45	2,58	- 0,13
4 " "	2,58	2,54	+ 0,04
5—7 " "	2,66	2,86	- 0,20
8 u. mehr " "	2,99	3,24	- 0,25

Hiernach sollte man unbedingt meinen, in allen Wohnungsarten zusammen müßte die Kinderzahl in den ärmeren Stadttheilen auch ein ganz Theil größer sein als in den reicheren, das ist aber nicht der Fall, sondern die reicheren Stadttheile haben im ganzen Durchschnitt nur 0,02 Kinder weniger per Haushaltung, die reicheren Stadttheile nämlich haben 2,42, die ärmeren 2,44 Kinder, also fast genau gleichviel. Wie ist das möglich, wird man fragen, daß wenn nur in einer einzigen und zwar gar nicht zahlreichen Wohnungsclassse von 4 heizbaren Zimmern die Reicheren 0,04 Kinder mehr, in allen 6 anderen Classsen aber 0,08—0,25 Kinder weniger haben, doch im Durchschnitt aller 7 Wohnungsclasssen nur 0,02 Kinder auf die Haushaltung der Reichen weniger kommen? Uns fiel dieses Endresultat für alle Wohnungen auch auf, aber wir fanden die Erklärung darin, daß die Wohnungen mit nur ein oder zwei heizbaren Zimmern, deren Inhaber durchschnittlich kleinere Kinderzahl haben, in den reicheren Stadttheilen viel weniger Procennte aller Wohnungen ausmachen als in den ärmeren, hingegen die großen Wohnungen mit viel Zimmern und durchschnittlich viel Kindern in den reichen Stadttheilen viel mehr Procennte aller Wohnungen ausmachen als in den ärmeren.

Dadurch stellt sich die Durchschnittszahl der Kinder in den ärmeren Stadttheilen gegen das oberflächliche Vermuthen so verhältnißmäßig niedrig, und die der reicheren Stadttheile verhältnißmäßig so hoch, daß der Unterschied in der Kinderzahl armer und reicher Familien noch nicht 1 pCt. beträgt. Wir können die Kinderzahl füglich in den beiden Wohlhabenheitsstufen als gleich ansehen.

Kann aber, dürften Ungläubige einwenden, nicht doch die Kinderzahl der Wohlhabenden größer sein als die der Ärmeren? Damit dieses möglich wäre, müßten in den armen Stadttheilen die wenigen Reichen außerordentlich viel Kinder haben, um zusammen mit den vielen Armen, welche wenig Kinder haben sollten, den Durchschnitt von 2,44 Kindern hervorzubringen, und umgekehrt in den reichen Stadttheilen müßten die wenigen Armen auffallend wenig Kinder haben, um zusammen mit den vielen Reichen, welche viele Kinder haben, den Durchschnitt von 2,42 zu geben. Wie wäre es aber möglich, daß in den ärmeren Stadttheilen die wenigen Reichen übermäßig viel Kinder und in den reichen Stadttheilen die wenigen Armen überaus wenig Kinder haben sollten? Nach den Stadttheilen kann sich doch nicht der Kinderreichtum, resp. die Kinderarmuth richten!

Fragen wir nach den Resultaten unserer statistischen Untersuchung, so genügen dieselben unserer Ansicht nach nur, um zu zeigen 1) daß das von Schwabe gefundene Resultat: die ärmeren Familien hätten in Berlin durchschnittlich weniger Kinder als die wohlhabenderen, aus der Berliner Wohnungsstatistik sich nicht nachweisen läßt. 2) Daß in Berlin vermuthlich die Kinderzahl der Wohlhabenderen und der Ärmeren sich die Waage hält. Einen unbedingt sicheren Anhalt giebt aber unsere Untersuchung noch nicht, nicht einmal für Berlin, geschweige denn für größere Gebiete, die landläufige Meinung vom größeren Kindersegen in den ärmeren Classen ist jedenfalls statistisch noch nicht widerlegt.

Wenn man statt die wohlhabenderen und ärmeren Theile einer Stadt mit einander zu vergleichen, ganze Länder nach der durchschnittlichen Wohlhabenheit mit einander vergleichen könnte, so würden wir gewiß auf interessante Aufschlüsse kommen, da wir die durchschnittliche Zahl der auf eine Ehe kommenden (nicht der in der elterlichen Haushaltung noch lebenden) Kinder aus vielen Ländern kennen. Die Schwierigkeit liegt hier nur darin, die Länder nach ihrer durchschnittlichen Wohlhabenheit zu ordnen, denn unserer Meinung nach sind alle Aufstellungen darüber (wie Engel sagen würde) nicht inductiv, sondern intuitiv gefundene Resultate, wir setzen darum nach Dettinger's Moralstatistik in der folgenden Tabelle die Zahl der Kinder, welche auf eine Ehe kommen, hauptsächlich hieher, um zu zeigen, wie große Differenzen in Europa vorkommen.

Es kamen auf eine Ehe

in den Niederlanden	4,88 Kinder
Norwegen	4,70 "
Preußen	4,60 "
Baiern	4,55 "
Schweden	4,52 "
Sachsen	4,35 "
England	4,33 (P) "
Holstein	4,32 "
Belgien	4,23 "
Dänemark	4,18 "
Hannover	3,72 "
Frankreich	3,46 "

Also in den Niederlanden kommen ca. 41 pCt. mehr Kinder auf jede Ehe als in Frankreich. Gerade Frankreich wird man doch nun sicher nicht für ein armes Land halten, was es sein müßte, wenn die größere Armuth in erster Linie oder überhaupt nur in hervorragender Weise die Kinderzahl niederhielte.

Endlich könnten wir aus der Verschiedenheit von Stadt und Land Schlüsse auf den Einfluß der Wohlhabenheit ziehen, wenn wir wüßten, ob durchschnittlich die Landbewohner reicher oder ärmer wären als die Städter, denn mit der ganz geringen Ausnahme des Königreichs Sachsen, wo auch die Landbevölkerung einen industriellen Charakter hat, sind überall die Ehen auf dem Lande viel kinderreicher als in den Städten. Warum die folgenden auch nach Dettinger gegebenen Ziffern von den obigen abweichen, können wir hier nicht erörtern:

Länder.	Wirkliche eheliche Fruchtbarkeit.		
	Stadt.	Land.	Land.
Frankreich	2,03	2,34	0,31 +
Niederlande	2,49	3,07	0,58 +
Dänemark	2,14	2,58	0,44 +
Schleswig	2,54	2,83	0,29 +
Holstein	2,36	2,90	0,54 +
Sachsen	2,77	2,64	0,13 —
Hannover	2,08	2,68	0,60 +
Preußen	2,56	3,13	0,57 +

Fragen wir zum Schluß, ob die endgültige Lösung dieser Frage möglich und ob sie leicht zu erzielen ist, so können wir unbedingt Ja sagen. Schon das Material der letzten Volkszählung in Deutschland kann leicht

dafür in genügender Weise mit einer kleinen nachträglichen Eintragung auf die eine Art von Zählarten brauchbar gemacht werden, freilich wieder nur für die Frage, welche auch Schwabe und wir bisher ausschließlich untersuchen konnten, nämlich die nach der Zahl der Kinder, welche im elterlichen Hause sich befinden.

Bei der letzten Volkszählung mußten die Haushaltungsvorstände außer den Individualzählarten für jede einzelne Person ihrer Haushaltung noch ein zweites Formular B ausfüllen, nämlich das Verzeichniß der in der Haushaltung zur Zählungszeit Anwesenden mit Angabe der Stellung im Haushalt, ob Vater, Mutter, Sohn, Tochter etc. Wenn man unter den in der Haushaltung Anwesenden die Kinder, also die Söhne und Töchter, durch einen Strich oder ein Kreuz leicht kenntlich machte, so könnte man die Kinderzahl jeder Haushaltung und Durchschnittskinderzahl gewisser Arten von Haushaltungen finden, wenn man auf jedem der betreffenden Haushaltsverzeichnisse die Wohlhabenheit der Haushaltungsvorstände, d. h. ihre Jahreseinnahme angäbe. Direct kann das geschehen durch Benutzung der Steuerlisten in den Staaten, welche eine Art von allgemeiner Einkommensteuer haben, also wie z. B. Preußen mit Ausnahme der Mahl- und Schlachtsteuerpflichtigen Städte, die alle Stände treffende Classensteuer und die classificirte Einkommensteuer. Es wäre das freilich ein ziemlich umständliches Verfahren, allein ohne Umstände kann man statistisch fast Nichts ermitteln, und die Umstände wären doch nicht so groß, daß daran die Ermittlung scheitern sollte. Eine solche Benutzung der Steuerrollen ist z. B. mit großem Nutzen für Berlin und Hamburg vorgenommen worden zur Beantwortung der Frage, wie viel Procent ihres Einkommens verschiedene Wohlhabenheitsclassen auf die Wohnung verwenden.*) Wenn die vorgeschlagene Ermittlung des Einkommens aus den Steuerrollen zu umständlich ist, dann kann auch schon das Material der Volkszählung allein zur Beantwortung unserer Frage dienen, nur nicht mit derselben Genauigkeit.

Auf der Individualzählkarte jedes Menschen ist unter Nr. 7 der „Stand, Rang, Beruf, Erwerbszweig, Arbeits- oder Dienstverhältniß“ angegeben. Die bei den Haushaltungsvorständen hierbei gemachte Angabe müßte in einen möglichst prägnanten Ausdruck auf das Verzeichniß der in der Haushaltung Anwesenden übertragen werden. Aus diesen Angaben wird man leicht gewisse Stufen der ungefähren Wohlhabenheit bilden können, z. B. 1) ländliche und städtische Tagelöhner und Arbeiter, 2) Kleingrundbesitzer, Fabrikarbeiter und Gefellen, 3) Handwerksmeister,

*) Vergl. u. A.: E. Laspeyres, Das Wohnungsbedürfniß. Baltische Monatschrift. 1870. S. 113 ff.

Kleinhändler, Beamte, Commis &c., endlich 4) Großhändler, Fabrikbesitzer, Rentiers, Großgrundbesitzer. Mit diesen 4 Stufen könnte man sich schon begnügen und brauchte dann nur zu untersuchen, ob die durchschnittliche Kinderzahl in diesen 4 Wohlhabenheitsclassen die gleiche oder jene nach oben oder endlich jene nach unten fallende ist. Unvollkommen bliebe diese einfache Ermittlung freilich, bei einer neuen Volkszählung wäre sie sehr viel leichter zu erreichen, wenn man auf Untersuchung dieser Frage gleich bei Aufstellung der Frageliste Bedacht nähme. So könnte man den verheiratheten oder verwitweten oder geschiedenen Haushaltungsvorstand gleich direct fragen: Wie viel Knaben und Mädchen er besessen, wie viel Knaben und Mädchen davon noch leben, und wie viele Knaben und Mädchen davon noch beim Haushaltungsvorstand leben. Stellte man diese Fragen bei einer einzigen Volkszählung und setzte man die Angaben in Verbindung mit den Steuerrollen, so könnte diese einzige Volkszählung unsere Frage endgültig entscheiden. Würde bei derselben Volkszählung auf der Zählkarte des Vaters nicht nur das Alter des Vaters, sondern auch das der Mutter bemerkt, so könnte zu gleicher Zeit eine höchst wichtige Frage der statistischen Beantwortung näher gebracht werden: ob nämlich für das Ueberwiegen der Mädchen oder der Knaben in einer Ehe das Altersverhältniß der Eltern von Wichtigkeit ist, eine Frage, welche bekanntlich von Seddler und Hofacker zuerst aufgestellt, lange von vielen Statistikern acceptirt, neuerdings aber namentlich von Moirot in Dijon und von Breslon in Zürich in ihrer Berechtigung angezweifelt worden ist. Ueberhaupt könnten die Volkszählungen von Anfang an gleich auf die Beantwortung vieler streitiger Fragen angelegt werden, worauf einzugehen hier natürlich nicht der Ort ist.

Dorpat, 1872.

Dr. E. Laspeyres.

Zur Erinnerung an Christian Friedrich von Stockmar.

Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Christian Friedrich von Stockmar, zusammengestellt von Ernst Freiherrn von Stockmar. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn, 1872.

Unter den deutschen Staatsmännern, welche von Gründung der heiligen Allianz bis zur Erhebung Preußens unter König Wilhelm I. eine wesentliche Einwirkung auf die Politik und das Schicksal der europäischen Staaten und Dynastien ausgeübt haben, war Christian Friedrich Stockmar einer der einflußreichsten und bedeutendsten. Ihm ist eigenthümlich, daß er seinen wohl-

thätigen Einfluß nur ausnahmsweise in officieller Stellung, bei weitem den wichtigsten als vertrauter Berather von Fürsten und von Politikern, die in den Geschäften standen, geltend machte. Seine Person und Thätigkeit sind charakteristisch für die letzte Periode unserer geschichtlichen Entwicklung, in welcher das fürstliche Hausinteresse noch auf dem ganzen Continent Europas im Vordergrund stand, entweder im offenen Kampf mit den nationalen Interessen oder unsicher bemüht, sich denselben anzupassen.

Aus einer wohlhabenden bürgerlichen Familie Coburgs geboren, als praktischer Arzt während der Freiheitskriege für die militärische Krankenpflege mit größter Aufopferung thätig, wurde Stockmar vertrauter Geschäftsführer des Prinzen Leopold von Coburg, kurz vor dessen Vermählung mit Prinzess Charlotte, der präsumptiven Thronerin von England. Tief eingeweiht in die englischen Verhältnisse, in vielfacher Verbindung mit englischen Politikern, arbeitete er nach dem Tod der Prinzess Charlotte für die griechische Throncandidatur des Prinzen Leopold. Er übte eine bedeutsame, zuweilen maßgebende Thätigkeit in den großen Konflikten, durch welche das Königreich Belgien geschaffen und befestigt wurde, er wurde darauf Berather der Prinzessin Victoria vor und bei ihrer Thronbesteigung; er war es, welcher die Vorbildung des Prinzen Albert für die politischen Aufgaben eines Gemahls der Königin von England leitete. Seit der Vermählung desselben wurde er der treue und verehrte Rathgeber des königlichen Paares. In der deutschen Bewegung des Jahres 1848 erschien sein Rath auch deutschen Politikern und am preußischen Hofe beehrungswerth. Er trat zu der jetzt regierenden Königsfamilie von Preußen in vertrautere Beziehungen und fand in der Vermählung der Prinzess Victoria mit dem Kronprinzen die Erfüllung eines Wunsches, den er für Preußen und Deutschland lange gehegt. Solche langjährige Thätigkeit wurde zum Heil für andere, weil Stockmar als ein guter und kluger Mann Eigenschaften in seinem Wesen vereinigte, welche sich selten in sicherem Gleichgewicht neben einander behaupten. Er war seinen hohen Freunden wahrhaft anhänglich und gemüthvoll ergeben — und sie zählten in Wahrheit unter den besten ihrer Art — aber er hielt sich gegen sie in größter Selbständigkeit und Aufrichtigkeit und sprach zuweilen seine Ueberzeugungen so rückhaltlos aus, daß er hohem Stolz etwas zumuthete. Er war vorsichtig und discret wie wenige, aber er hatte dabei im Grunde einen feurigen Eifer und in seinem Urtheil eine entschlossene Größe, er gab ihnen immer die höchsten Gesichtspunkte, er stützte sie auf die edelsten Motive, er bewährte ihnen ein feines Verständniß für alles werdende und imponirte zugleich durch den Scharfsinn seiner Kritik. Die Art, wie er seine Unabhängigkeit bewahrte, seinen Rath nie aufdrängte, sich erst suchen ließ, dann aber ein völliges, sicheres Urtheil und durchaus praktische Vorschläge zu geben

wußte, das war wahrhaft bewundernswerth. Er verstand wie wenige die Kunst, seine Ideen und Vorschläge in die Seelen Anderer zu leiten und beobachtete gern, wie in Anderen lebendig wurde und durch sie zur Ausführung kam, was er für sie erfunden hatte. Wenn ein Mal vorkam, daß die Maßnahmen, welche er gewollt hatte, von denen, welchen die Ausführung zufiel, gegen ihn selbst als ihre eigenen Ideen geltend gemacht wurden, dann hatte er so seine besondere stille ironische Freude. Vermöchten wir, das Geflecht der leitenden Gedanken, Interessen und Leidenschaften, aus welchen zuletzt auf dem politischen Webstuhl die fertigen Thatsachen entfallen, immer vollständig zu übersehen, wir würden wahrscheinlich bei den meisten großen Actionen, welche von 1831 bis 1863 in Mitteleuropa die Gegenwart vorbereiteten, den guten Einschlag Stockmars erkennen. Er selbst wußte wohl, daß die stille Arbeit, zu welcher ihn die Verhältnisse zwangen, eine unablässige Aufopferung der eigenen Individualität forderte. Nie ist seinem Verdienst der Lohn geworden, welcher dem Staatsmann im Amte nach gelungenem Werk durch den Dank der Zeitgenossen, die Anerkennung des Geschichtsschreibers gespendet wird. Aber die geheime Resignation, die er allerdings zuweilen fühlte, störte ihm nie die Freude und Energie seines Wirkens. Und man meine nicht, daß dies Anonyme seiner Thätigkeit zuletzt doch seine eigene Wahl gewesen ist. Welche andere Rolle blieb ihm übrig? Er war in England, in Belgien, sogar in Preußen ein Fremder. Seine ganze großartige Wirksamkeit wurde allein dadurch möglich, daß er den Ansprüchen und dem Ehrgeiz der Anderen niemals als Rival in den Weg trat. Wie vermochte ein Deutscher, ein Liberaler aus bürgerlichen Kreisen, der nur auf sich selbst stand, durch amtliche Stellung Einfluß zu gewinnen in einer Zeit, in welcher die Regierung des größten deutschen Staates selbst fast ganz ohne Einfluß auf die Geschichte Europas war.

Lange haben die persönlichen Bekannten Stockmar's das vorliegende Buch ersehnt. Zuerst deshalb, weil der Verstorbene einen unveräußerlichen Anspruch hat, von seinen Landsleuten doch einigermaßen gewürdigt zu werden. Es war unleidlich, daß einer unserer besten Männer aus über Zeit noch über den Tod hinaus verkannt und in Mißachtung abgefertigt werden sollte. Hatte er sich, da er lebte, für Andere geopfert, so sollte doch wenigstens die Nachwelt wissen, was er werth war. Und ferner, was er geholfen hat in Belgien, in England, was er gewollt hat für Deutschland schon vor 1848 und nachher, das ist den Deutschen auch darum wissenswerth, weil es geeignet ist, uns ein bescheidenes Selbstgefühl zu kräftigen. Er war einer von uns, ein freisinniger Patriot, eine originelle und sehr ehrwürdige Verkörperung unserer Volkskraft während einer Periode, in welcher wir wahrhaftig keinen Ueberfluß an Politikern mit großem Urtheil hatten. Endlich

mußte auch die Geschichtschreibung auf ihrem Recht bestehen, manches von dem zu erfahren, was er gewußt und gethan hat. Gerade er, wahrhaft, scharfsichtig und unbefangen, der die werdenden Dinge so genau und so prüfend beobachtete wie ein Arzt die Krankheitsprocesse, gegen die er Heilung zu bringen hat, er, der in den Kreisen, die sich spröde gegen die Definitivität abschließen, so heimisch war wie wenig Andere, er vermag nicht selten als der einzige sichere Zeuge gegen Unwahrheiten zu dienen, gegen Blendwerk und Phrasen, welche dem modernen Geschichtschreiber das Urtheil weit häufiger bewirren, als seine gläubigen Leser für möglich halten.

Das vorliegende Werk ist von F. Ernst v. Stockmar, dem Sohne des Verstorbenen, redigirt. Er war der Vertraute des Vaters, im Besitze der hinterlassenen Aufzeichnungen, Correspondenzen und Actenstücke, mit Personen und Geschäften, welche in die letzte Zeit seines Vaters fallen, genau bekannt, durch seine Persönlichkeit und durch frühere Thätigkeit in der Diplomatie als Universitätslehrer am jungen Hofe von Preußen in ausgezeichneter Weise für diese Arbeit gerüstet. Allerdings waren deshalb dem Sohne manche Rücksichten gegen Lebende auferlegt, und das Werk lüftet nicht ganz den Schleier, welcher die Thätigkeit des Vaters den Zeitgenossen verhüllte. Tactvoll und mit einer liebenswerthen Bescheidenheit ist der Herausgeber bemüht, seinen Antheil an dem Buche mehr zu verstecken als herauszuheben. Wer aber näher zusieht, erkennt überall seine leitende Hand, nicht nur in der Auswahl dessen, was aus dem Nachlasse mitgetheilt wird, auch aus dem ergänzenden, die Einzelheiten verbindenden Bericht und zuweilen aus seinem Urtheil, wenn er auch seinerseits die Kunst der Stockmar, andere für sich sagen zu lassen, was sie selbst inspirirt haben und am besten darstellen könnten, mit unablässiger Entsamung zu üben weiß. Den reichen Inhalt des Werkes müssen wir uns begnügen kurz aufzuzählen. Auf eine biographische Skizze folgt: Prinzess Charlotte von England und ihre Schicksale, Geburt der Königin Victoria, die griechische Throncandidatur des Prinzen Leopold, Wellington von 1829—1852, Polignacs Plan zur Umgestaltung der Karte von Europa 1829, die Gründung des belgischen Staates und König Leopold's Stellung zu England, Englische Politik von 1830—1834, das Lager von Kalisch 1835, Vermählung der Donna Maria von Portugal 1835—1836, Thronbesteigung der Königin Victoria und Vermählung mit dem Prinzen Albert; aus den Jahren 1841—1846, die spanischen Heirathen von 1840—1847, die deutschen Angelegenheiten 1848 und die folgenden Jahre, die orientalische Verwickelung 1852—1856; aus den letzten Lebensjahren Stockmar's bis 1863. Dazu als Anhang zwei politische Aufsätze Stockmar's: „die erste Kammer in der constitutionellen Monarchie“ und „über den Verfassungseid des Heeres“.

Die einzelnen Abschnitte, im Ganzen, wie man sieht, nach der Zeitfolge geordnet, sind von ungleichem politischen Interesse, sie umfassen weder die ganze Thätigkeit des Verstorbenen, noch ist immer seine Betheiligung in den Vordergrund gestellt, aber sie sind mit nicht gewöhnlichem Geschick ausgewählt, um das allmähliche Werden der wichtigsten politischen Ereignisse in jener Periode zu zeigen und die betheiligten Personen und Verhältnisse durch das Urtheil Stockmar's zu charakterisiren. Nach dieser Richtung ist das Werk eine Geschichtsquelle ersten Ranges, welches eine Fülle von unbekanntem Thatsachen bietet und durch die kurze schlagende Charakteristik zahlreicher Fürsten und Staatsmänner auch dem wißbegierigen Leser lehrreich wird. Es überrascht und erfreut, wie oft die Charakteristik, welche Stockmar der Vater während einer Action von den Betheiligten gibt, mit dem übereinstimmt, was die spätere Folgezeit an ihnen erwiesen hat. Hier sei z. B. nur an das erinnert, was er in seiner Zeit über Wellington und Kaiser Nicolaus gesagt hat. Für alle, welche nicht selbst in großen Staatsgeschäften arbeiten, hat das Werk noch einen besonderen Reiz. Es lehrt an einer Reihe von Beispielen, wie in der Politik wichtige Geschäfte zu Stande kommen, während die daran Betheiligten schieben und geschoben werden, während Leidenschaften und kühle Berechnung zusammenwirken und hindern, und wie zuletzt doch das Richtige trotz vieler Quersüge der Individuen mit einer gewissen Naturnothwendigkeit sich geltend macht.

Was wir, als das Publicum, etwa noch an dem Werke zu wünschen haben, wäre nur größere Vollständigkeit und Reichlichkeit in Darstellung der verbenden Dinge, in Schilderung der handelnden Personen. Der Leser hat die Empfindung, daß er immer die Wahrheit, zuweilen neue und überraschende Wahrheit erhält, daß aber der Herausgeber nicht selten mehr weiß als er sagt. Während aber das Publicum die Discretion des Herausgebers manchmal mit einem gewissen Bedauern empfinden wird, kann man sich wohl denken, daß manche Betheiligte, namentlich hohe Persönlichkeiten, die Meinung hegen werden, in dem Werke sei schon allzuviel den Lesern gegönnt. Denn ungern sehen die Mächtigen der Erde sich selbst und die Charaktere von ihresgleichen öffentlich beurtheilt. Obgleich sie sehr geneigt sind, die großen Angelegenheiten des Staates als persönliche Interessen aufzufassen, möchten sie doch für fürstliche Arbeit das Recht in Anspruch nehmen, über jeder Kritik zu stehen. Man empfindet bei der Lectüre des vorliegenden Werkes, daß der Herausgeber seine nächste Pflicht, die Pietät gegen das Andenken des Vaters tactvoll mit den Rücksichten auf noch Lebende zu vereinigen gewußt hat, aber auch, daß ihm dadurch die schreibende Hand gebunden war. Nur ungern wird der Historiker die Hoffnung aufgeben, daß Manches, was jetzt nicht gesagt werden durfte, nicht für immer der geschichtlichen Kenntniß entzogen bleibe.

Wenn das Bild des verstorbenen Staatsmannes aus dem Werk seines Sohnes als das eines bedeutenden und ehrwürdigen Mannes entgegentritt, der möge auch daran denken, daß die schwierige und opfervolle Thätigkeit eines geheimen, nicht amtlichen Berathers der Könige nur ausnahmsweise und unter ganz besonderen Umständen erspriesslich sein kann. Nicht Jedem sichert die Befreiung von Verantwortung und der sichere Standpunkt, welcher sich außerhalb der Geschäfte leichter bewahrt, auch das bessere Urtheil. Wer den Konflikten, den Sorgen, Abspannungen und Versuchungen, welche die Macht bereitet, und den Rücksichten, welche Verantwortung und das Bedürfnis der Popularität auflegen, völlig enthoben ist, der wird leicht von den Rücksichten, durch welche das Amt gewonnen und bewahrt wird, zu gering denken und mit Ungeduld seine idealere und edlere Auffassung geltend machen. Als der seltenste Zug Stockmar's ist uns immer nicht der erschienen, daß er den Fürsten, welche ihm vertrauten, große Auffassungen und leitende Gesichtspunkte zu geben wußte, sondern vielmehr der andere, daß er, wo ihm nicht entschiedene persönliche Unwürdigkeit gegenüber stand, immer mit den Staatsmännern im Amt als mit politischen Freunden verkehrte, daß er überall ihr persönliches Vertrauen zu gewinnen und zu bewahren wußte, und daß sie so gern wie ihre Herren neidlos und in fester Ueberzeugung von seiner Uneigennützigkeit um seinen Rath und seine Hilfe warben. Darin liegt in der That das eigentliche Geheimniß seiner großartigen Wirksamkeit. Er vermochte nur darum ein guter Berather der Fürsten zu werden, weil er zugleich ein treuer politischer Freund der Männer war, welche durch ihre amtliche Stellung das Recht hatten, das Vertrauen der Fürsten zu beanspruchen. Mit welcher Ueberlegenheit er in der Stille Manchen von ihnen beurtheilte, erfahren wir jetzt aus seinem Nachlaß. Daß er trotz dieser inneren Kritik immer durchaus loyal, ehrlich und in freundlicher Gesinnung mit ihnen verkehrte, das war seine Größe. Und so zu handeln vermochte er, nicht weil er klug, sondern weil er gut war. G. F.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Spanische Sommerindrücke. Madrid, Anfang Juli. — Die reguläre politische Sommerlethargie ist hier schon vollständig herrschend, der Sturz Serrano's, des „hübschen“, jetzt freilich stark gealterten Generals, der dies Mal nur drei Wochen die Freude des spanischen Portefeuilles genoss, gehört zu den vergessenen Dingen, und das gegenwärtige Ministerium Jo-

rilla, dessen Ernennung den Radicalen gegenüber kein geringes Zugeständniß war, macht mit seinen unbedeutenden Classen ebensowenig von sich reden, wie der Carlismus, der in den nördlichen Provinzen nur noch schwache Lebenszeichen von sich gibt. Im Geheimen freilich werden die Parteien das verworrene Spiel ihrer Machinationen unverändert fortsetzen, das Conspiriren, die Politik der plötzlichen Gewaltstreichs, ist bekanntlich eine Leidenschaft der Spanier, und das Unvorhergesehene kommt hier niemals überraschend. Ueber dem Chaos dieser Parteien das Amt des Herrschers zu üben, ist eine Aufgabe, deren Schwierigkeit kaum überschätzt werden kann. Die Partei der monarchisch gestimmten Liberalen ist nicht eben stark im Lande, das „junge Spanien“ ist vorwiegend republikanisch, zum Theil socialistisch, die Moderados und Progressisten dauern fort in verschiedenartigen Modificationen, und der Adel, auch wenn er nicht carlistisch ist, behauptet gegen den ausländischen Monarchen noch immer eine sehr reservirte Haltung. Selbst ganz öffentlich zeigt sich dies: bei dem allabendlichen Corso im Prado, den der König regelmäßig besucht, wird er von der aristokratischen Gesellschaft nur selten begrüßt.*)

Zu diesen Spazierfahrten findet sich die vornehme Welt von Madrid stets zahlreich ein, sie sind das Rendezvous, das sie sich täglich gibt, und für jeden, der in der höheren Societät prosperiren will, ist eine Equipage, in der er sich des Abends im Prado zeigen kann, eine Nothwendigkeit. Ein besonderer Theil des Prado, der „Salon“, eine breite, sorgfältig gepflegte Allee, ist den Spaziergängern eingeräumt, deren dichte, in langen Zügen auf- und abwogende Menge jeden Abend den munteren Anblick eines öffentlichen Festes gewährt. Die reizende Mantilla der Frauen, die in den Städten der Provinz noch überall herrschend ist, zeigt sich hier nicht allzuhäufig, sie wird von der Pariser Mode immer mehr verdrängt, von dem langen Schleppkleid dagegen scheint sich die Grandezza der Madrider Damen nicht trennen zu wollen. Gegen neun Uhr strömt ein Theil der Promenirenden regelmäßig ab nach dem benachbarten Parle Owen Retiro, wo ehemals der kunstfertige Philipp IV. seine poetischen Hoffeste gab und wo jetzt in der Regel auf der lustigen Sommerbühne die Offenbachsade ihr Wesen treibt. Die beiden Haupttheater, in denen man kaum etwas Anderes zu hören bekommt als Berdische Opern, sind gegenwärtig geschlossen. National ist die spanische Bühne schon lange nicht mehr, selbständige Leistungen hat sie in neuerer Zeit, einige schmale Tendenzstücke abgerechnet, weder in der Oper noch im

*) Ueber die glückliche Wendung, welche seit dem Attentat auf König Amadeo eingetreten zu sein scheint, kann erst später berichtet werden, wenn die Akten über den Fall weiter vorgerückt sind. D. Red.

Drama hervorgebracht, und die classische Bühnenliteratur ist so gut wie vergessen. Will man ein originales Schauspiel sehen, so muß man die Plaza de Toros aufsuchen. Das Stiergefecht ist die volksthümliche Tragödie, an der sich die Schaulust der Menge am liebsten befriedigt. Während des Sommers versammeln sich jeden Sonntag Tausende um dieses blutige Spectakel, das trotz allem, was man vom Standpunkt des Sport daran rühmen kann, doch im Grunde nur barbarisch ist und mit den Gladiatorenkämpfen ziemlich auf gleicher Stufe, auf die Masse des Volkes nothwendig einen verrohenden Einfluß üben muß.

In der äußeren Façon des Lebens ist Madrid im Ganzen eine treue Copie von Paris, wenn auch immer nur eine Copie. In baulicher Hinsicht kann es sich seinem Vorbild nur wenig vergleichen. Der königliche Palaß am Manzanares, dessen Bau unter Philipp V. (1737) von dem Italiener Sacchetti begonnen wurde, ist ein Werk von großartigen Verhältnissen und frei von den Ausschweifungen des Rococostils. Außer einzelnen stattlichen Gebäuden aber, die in der glücklichen Regierungsperiode Karl's III. entstanden, gibt es nur sehr wenige Architekturwerke, die ein künstlerisches Interesse erwecken. Das Museum am Prado, die Aufbewahrungsstätte der kostbarsten Kunstschätze, ist ein ziemlich plumper Prachtbau, dessen unschöne Anlage durch den prahlerischen Säulen- und Statuenschmuck nur um so augenfälliger wird. Am meisten interessirt noch neben einigen vornehmen Privatgebäuden der neuesten Zeit das Haus der Cortes, in welchem der Pariser Deputirtenpalast glücklich imitirt ist. Die öden Umgebungen Madrids bieten nichts, was dem Ueberdruß an seiner architectonischen Eintönigkeit abhelfen könnte. Der Escorial, den man von hier aus mit der Eisenbahn in zwei Stunden erreicht, ist bekanntlich ebenso armselig, als colossal, ein Widerspruch, der überraschend erscheint, auch wenn man auf denselben vorbereitet ist. In der Cartuja bei Granada befindet sich eine Kapelle, an deren tollem Schnörkelstil sich die Erfahrung machen läßt, daß die Architektur auch lachenerregend und geradezu komisch wirken kann. Zu dieser Grimasse des baulichen Luxus hat man am Escorial den Gegensatz der lahlsten Monotonie und dürrsten Astele. Aus schweren Granitblöcken aufgeführt, ohne jeden architectonischen Schmuck, ohne die geringste Gliederung der Flächen, mit den kleinen, zum Theil vergitterten Fenstern, erscheint diese Residenz Philipps II. in dessen unermäßigem Reiche die Sonne nicht unterging, wie ein ungeheures Gefängniß. Das Innere der traurigen Steinmasse mit den düstern Gängen und Hallen, in deren dumpfige Kälte kein warmer Hauch des Tages dringt, entspricht dem morosen Eindruck des Außern. Von großartiger Anlage ist die dem heiligen Laurentius geweihte Kirche, die den Mittelpunkt des finstern Baues bildet; hier, scheint es, konnte Herrera, der Baumeister des

Escorial, der sonst völlig an die Vorschriften Philipps gebunden war, mehr der eignen Eingebung folgen. Die hohe Kuppel und die gewaltigen Massen römisch-corinthischer Ordnung sind von imposanter Wirkung, aber auch dieser Raum hat etwas Ledes und Schweres, der mönchische Geist Philipps hat auch ihm seinen Stempel aufgeprägt. Seltsam erscheinen, bei der außerordentlichen Armuth der architektonischen Ornamentik, die Gewölbefresken, die Luca Giordano erst unter Karl II. hier ausführte, ohne jedoch mit dem lichten Element der Farbe den kalten und finstern Ernst des Raumes irgendwie anshellen zu können; das große Treppenhaus des Escorial zeigt gleichfalls eine Reihe von Fresken des großen Schnellmalers, die zu seinen besten Leistungen gehören. Ein enges Gemach mit nackten Wänden in der Nähe des Hochaltars war das Audienz- und Arbeitszimmer des Königs, eine Zelle daneben, deren mit kleinem Fenster versehene Thür unmittelbar auf den Platz des Hochaltars führt, die Betkammer, in der er starb. In dem unterirdischen Raume des sogenannten Pantheon ist seine Leiche neben der Karls V. beigesetzt.

Die Gegend am Fuße der Guadarrama, in welcher Philipp dieses Denkmal seines bigotten Despotismus errichtete, ist eine der ödesten Spaniens, eine Wüste, von mächtigen Steinblöcken übersät, mit niederem Gebüsch nur spärlich bestandene Ebene, deren rauhe Eintönigkeit vollkommen zu dem Character des seltsamen Baues stimmt. Wie der Contrast einer fremden Welt wirkt inmitten solcher Gegenden, an denen das mittlere und nördliche Spanien sehr reich ist, die Erinnerung an den üppig blühenden Reichthum des westlichen Küstenlandes und des Südens. Die fruchtbaren Umgebungen Valencias, das reizende Alicante, die Palmenhaine von Elche und vor Allem Granada, das landschaftliche Eldorado Spaniens mit der märchenhaften Pracht der Alhambra bilden zu diesen Wüsteneien einen Gegensatz, den die Phantasie nicht größer ersinnen kann.

Indem wir der Alhambra erwähnen, dürfen wir nicht unterlassen, die Sorgfalt rühmend hervorzuheben, mit der man bemüht ist, diese glanzvollsten Ueberreste der maurischen Architektur in ihrer Integrität zu erhalten und durch geschickte Restauration vor dem Verfall zu schützen. Es verdient dies um so größere Anerkennung, als im Uebrigen fast aller Orten für die Conservirung der Kunstdenkmäler sehr schlecht gesorgt ist. Hierin, wie in dem Eifer der archäologischen Forschung steht Spanien hinter den modernen Bestrebungen Italiens auf gleichem Gebiet weit zurück. Von Seiten des Staats ist immer nur wenig zur Förderung solcher Bemühungen geschehen; während der letzten Jahre hat die Academia de Nobles Artes zu Madrid jeder Unterstützung desselben entbehrt, sie war deshalb genöthigt, ihre wissenschaftlichen Publikationen völlig zu sistiren, und erst ganz vor Kurzem hat der erste Band des neuen, von Pedro de Madrazo verfaßten Catalogs des Museum del Prado, der bereits 1868 vor der Septemberrevolution zur Hälfte gedruckt war, veröffentlicht werden können.

Spanien, das auf eine so reiche und bedeutende Cultur zurückblicken kann, hat die mächtigsten Anstrengungen nöthig, um in dem Bereich der modernen Bildung auch nur im Entfernten eine ähnliche Stellung zu erobern, wie jene Cultur sie in früheren Jahrhunderten bezeichnete. Kein Land hat so sehr wie dieses unter der Gefangenschaft katholischer Geistesdespotie ge-

litten. Das achtzehnte Jahrhundert hat Spanien nach Schlegels Worten verschlafen, und die größere Hälfte des gegenwärtigen mit revolutionären Velleitäten hingebracht. Die friedliche Entwicklung ist für das Land jetzt einfach eine Bedingung seiner moralischen Existenz. — 0 —

Die Sommerfrische des Kaisers. Aus Gastein. — Kaiser Wilhelm und Gastein sind fast untrennbare Begriffe geworden. Wie einst der alte Klaushebart im quellenverwandten schwäbischen Wildbad, sucht heute unser kaiserliches Greisenhaupt im Hochgebirge des Salzkammerguts Stärkung und Verjüngung. Nicht nur der eingeweiht scheinende Zeitungsbericht, ein jeder weiß beim Herannahen der Badezeit davon, daß der Kaiser im Spätsommer voraussichtlich das Gasteiner Bad besucht. Und wenn um den Weltfrieden bangt, ob er neue Friedensgefahren im Osten oder im Westen heraufkommen wähnt, der nimmt die kaiserliche Badereise als Thermometer der guten Aussichten. Wer dagegen dem Weltlauf skeptischen Blickes folgt, wer unsere Zustände der in unberechenbarer Reihe von Ausbruch zu Ausbruch führenden Vulkanarbeit vergleicht, wird die Frage erwägen, ob in der Stille der Alpen nicht doch irgend eine Ueberraschung, die Europa in Staunen setzt, vorbereitet werden soll. Für die große Mehrzahl der Deutschen, denen wir uns beitrechnen, ist der kaiserliche Besuch in Gastein das Zeichen, daß der hohe Herr nach den Sorgen und Anstrengungen dieser Jahre ohne Gleichen neue Kraft an dem Orte gewinnen will, dem er sie schon so manches Mal in friedlichen Tagen verdankt hat, und alle Anzeichen sprechen dafür, daß diese einfachste menschliche Absicht dieses Mal die einzige ist.

In Gastein selbst wird der kaiserlichen Badereise noch in anderer Weise entgegengesehen. So gute Destreicher die Gasteiner und die einheimischen Kurgäste gewiß sind, so darf man annehmen, daß wenn vom „Kaiser“ schlechtweg gesprochen wird, es neun Male unter zehn Malen nicht die apostolische Majestät in Wien und Ofen, sondern unser Kaiser ist. Die österreichische Kaiserfamilie sendet, seit Erzherzog Johanns Tode, keins ihrer Mitglieder nach dem abgelegenen, dem Schienennetz noch entrückten Alpenort. Sie soll, wie man sagt, für das Bad keine besondere Zuneigung hegen. Was Wunder, daß die Gasteiner das Erscheinen des freundnachbarlichen Herrschers freudig begrüßen, der bei aller Einfachheit des Auftretens ganz unwillkürlich Leben und Verkehr in höhere Schwingung versetzt, dessen Anwesenheit die Saison auf eine außergewöhnliche Höhe führt. Wie meist knüpft sich an den kaiserlichen Besuch jedoch zunächst ein materieller Gedanke und dieser materielle Gedanke bewegt die ganze kleine von majestätischen Bergriesen eingeschlossene Welt. Keine andere als die die Zeit erfüllende Wohnungsfrage bringt Einheimische wie Fremde in lebhafteste Spannung. Und nur wer Gastein selbst kennt, kann sich recht vergegenwärtigen, warum die Frage nicht weniger ernst, vielleicht sogar noch ernster als in unsern großen Städten auftritt. So alt das Bad, dessen ersten und fast einzigen Gasthof bereits der zwölfte Straubinger führt, so wenig ist das unschätzbare Capital, mit dem die Natur den Ort begabt, schon zu wirklicher Verwerthung und Ausbeutung gekommen. Die Zahl der Gäste ist wohl gewachsen, den Anforderungen der Zeit auch manches Zugeständniß gemacht, allein das, was das Bad sein könnte, ist es bei weitem noch nicht.

Die einige Stunden von Gastein vorbeizuführende Eisenbahn soll wie so vieler Orten den Mann brechen, sie soll auch hier Wunder wirken. Vor der Hand ist von dem Wunder aber nichts zu spüren und die Wohnungsnoth nimmt, wie nur die Saison in Gang kommt, alsbald einen beträchtlichen Umfang an. Dachkammern und Mansarden, die mit dem Comfort des Obersten Denfert in den Casematten von Velfort gewiß auch nicht im entferntesten wetteifern können, werden bevölkert, und der wählerische Anbäumling, dem der Zufall ein besseres Unterkommen in die Hand spielt, thut gut, rasch zuzugreifen. Man denke, was unter solchen Verhältnissen der Besuch des „deutschen Kaisers“ sagen will. (Der uns Deutschen rasch wieder vertraut gewordene Ausdruck scheint über die Lippen der Oestreicher zu kommen, wie wenn er ihnen nie fremd geworden wäre!) Weggehen und Wegbleiben von so und so viel Gästen ist mit ihm gleichbedeutend.

Dem materiellen Gedanken gefellt sich eine Empfindung bei, die wir kaum näher zu bezeichnen brauchen. Der Kaiser ist auch in Gastein ein werther gern gesehener Gast. Seine Leutseligkeit und Anspruchslosigkeit haben ihm auch hier die Herzen gewonnen und man spricht von ihm einigermaßen wie von einem alten Bekannten. Ein in langem Kriegsdienst ergrauter Jäger soll, wie uns erzählt wurde, fest und feierlich entschlossen sein, ihm ein paar ausgezeichnet schöne Spinalhahnsfedern zu überreichen, „weil er sich mit den Franzosen so gut gerauft habe“. Die weichere Gemüthlichkeit, die in Deutschösterreich zu Hause ist, überträgt sich auf Beziehungen, die wir „draußen im Reich“ vielleicht zu sehr der rein menschlichen Mitempfindung entkleiden.

L i t e r a t u r.

Die Religion und die Religionen; von H. Seydel. Leipzig, J. G. Fiedel, 1872. — Die religiöse Frage ist über Nacht zu einer brennenden geworden. Wie Schuppen fällt es den Meisten von den Augen und die Kreise, welche sich die Träger der modernen Cultur nennen, begreifen nun, welche schwere Schuld sie durch den Indifferentismus und durch den Stolz auf sich geladen, mit dem sie auf die Aufgeklärtheit des Zeitalters pochten; sie sehen ein, wie sie, geblendet von dem Lichte ihrer Cultur, die Nacht nicht bemerkt haben, welche, tief wie zu allen Zeiten, um sie her lagerte. Und in dem Momente, wo schon die dunklen Mächte ihre Kreise um die jugendfrische Schöpfung zu ziehen beginnen, welche, aus den Principien der modernen Cultur allein hervorgewachsen, recht eigentlich zum Träger derselben bestimmt ist, in diesem Momente klast eine verderblich tiefe Kluft auf zwischen einer geringen Minorität und der großen Masse, die selbst da zu suchen ist, wo wir von Bildung zu reden gewohnt sind. Wenn daher der große Moment irgend eine Aufgabe stellt, so ist es diejenige, das wissenschaftliche Verständniß der gewaltigen Frage mit lebendiger Theilnahme in immer weiteren Kreisen zu verbreiten. — Alle Einseitigkeit aber und aller Fanatismus in der Auffassung der großen Ideen des Menschengeschlechts beruht in dem Unverständniß ihres historischen Werdens. Abgelöst von ihrer geschichtlichen Entwicklung werden die Gebilde des historischen Processes für die psychologische Auffassung zu jenem Einzigem, Unvermitteltem, in die Geschichte Hinein-

gefallenen, vom Himmel Herabgesandten, als welches sie den rücksichtslosen Fanatismus zu begründen im Stande sind. Auch unsere Wissenschaft ist zu einer wirklich berechtigten Stellung des religiösen Problems erst durch das Bewußtsein der historischen Kritik gelangt: denn jene rein negative Kritik, welche der Nationalismus des vorigen Jahrhunderts in seiner absoluten Auffassungsweise betrieb, konnte nur zu einer vollständigen Verständnißlosigkeit für eins der größten Probleme der Menschheit führen. — Wenn daher als positives Heilmittel gegen die religiöse Verblendung einzig und allein auch in weiteren Kreisen das Verständniß für die historische Entwicklung des religiösen Ideengehalts der Menschheit betrachtet werden kann, so möchten wir in diesem Sinne dem vorliegenden Werk eine möglichst weite Verbreitung wünschen. Entstanden aus Vorträgen, welche der Verfasser im deutschen Protestantenverein zu Leipzig gehalten, bietet es uns in durchsichtiger, allgemein verständlicher und stilistisch schön gebildeter Form eine zusammenfassende, klar und übersichtlich disponirte Darstellung der Geschichte der Religionen, aufsteigend von der „Religion der Furcht“ des ersten Naturzustandes unseres Geschlechtes, wie er noch jetzt in den untersten Stufen menschlicher und beinah nur menschenähnlicher Existenz angetroffen wird, bis zu der Religion der Liebe, in der die edelsten Fäden menschlicher Entwicklung und doch zugleich noch so unendlich viele Reste der früheren Stufen zusammenlaufen, daß man sagen darf, daß auch sie die historische Wirklichkeit des in ihr angelegten Ideals der „Gottmenschheit“ noch lange nicht, am wenigsten vielleicht in den specifischen Formen ihrer geschichtlichen Cultureristenz erreicht hat. Das verdienstliche Buch beansprucht in keiner Weise, der Wissenschaft neue Resultate der religionsgeschichtlichen Forschung zuzuführen, es wendet sich vielmehr nur an den weiteren Kreis des religiösen Interesses, um demselben eine faßliche und übersichtliche Zusammenstellung der vorhandenen Resultate zu übermitteln. Den acht Vorlesungen „über die geschichtliche Entwicklung der Religion in der Menschheit“ schließen sich, um den vollständig freien und lediglich historisch-kritischen Standpunkt der modernen Wissenschaft auch zur christlichen Ueberlieferung zu kennzeichnen, zwei Vorträge „über die evangelischen Wunderberichte“ und ein Vortrag „der historische Jesus und die moderne Kritik“ als willkommene Ergänzung an. — In dem letzten jener acht Vorträge wird zum Schluß etwas angedeutet, was auch von anderen Seiten in jüngster Zeit nicht unbetont geblieben ist, die Frage, ob nicht die Zeit reif sei zur Bildung einer deutschen Nationalkirche. Es wird gewiß Niemand daran zweifeln, wie berechtigt es ist, wenn die deutsche Nation, einig in so vielen hohen Dingen, nun auch in einem der höchsten aller menschlichen Interessen einig zu sein wünscht. Ob dieser Wunsch erfüllbar ist, bleibe dahingestellt; noch mehr, ob er im allgemeineren Interesse der Cultur wirklich zu hegen ist. Eins wenigstens scheint uns, wenn irgend etwas, die Geschichte des Protestantismus gelehrt zu haben, daß nämlich die Bildung und die Freiheit gegen nichts mißtrauischer zu sein haben, als gegen eine Kirche, die aus ihrem eigenen Schooße hervorgegangen ist. —

W. W.

Das höhere Schulwesen in Elsaß-Lothringen.

Je näher der Schluß der Optionsfrist heranrückt, um so mehr wächst in der Bevölkerung des Reichslandes die Aufregung, die Unruhe, die Geiztheit. Diese Erscheinung war leicht vorauszusehen und wurde auch schon im vorigen Jahre von allen, die mit den hiesigen Verhältnissen bekannt waren, vorausgesagt. Die unausbleiblichen Folgen dieser gespannten Lage zeigen sich denn auch in einer Reihe von kleinen Conflicten, die, an sich ohne Bedeutung, auf beiden Seiten die Stimmung verbittern. Bald ist es eine Verabredung der städtischen Feuerwehr, bald die Wegnahme der Schilder mit französischen Straßennamen, bald eine Beleidigung, die deutschen Beamten, insbesondere den Elsäffern, die in deutschen Staatsdienst getreten sind, zugefügt wird, was den Anlaß hierzu gibt. In den meisten dieser Fälle liegt die Schuld auf beiden Seiten, in einer krankhaften Reizbarkeit der Bevölkerung und in einem schroffen Auftreten der Beamten. Im täglichen Leben, in der gewöhnlichen Verwaltungspraxis wird eben zu leicht die theoreti-
sch anerkannte Thatsache, daß die Bevölkerung in einem krankhaften Zustand sich befindet und demgemäß behandelt werden muß, außer Acht gelassen. Nur zu häufig glaubt man, durch allzu große Milde gegenüber der Bevölkerung gesündigt zu haben und will diese Sünde, meist am unrechten Orte, durch ein energisches und rücksichtsloses Eingreifen wieder gutmachen. Man glaubt hie und da nöthig zu haben, zu imponiren. Man vergißt dabei völlig, daß die Regierung in allen wichtigen Fragen mit größter Energie vorgegangen ist, so in der Optionsfrage, der Militärfrage, der Etatenfrage, und daß die getadelte Milde hauptsächlich nur darin besteht, daß die Regierung sich an Gesetz und Recht gehalten und keine Willkürherrschaft hier eingeführt hat. Glücklicher Weise ist dem Lande in der Person eines Oberpräsidenten eine Garantie gegeben, daß diese, aus Ungeduld und Mägnauth hervorgegangenen Gelüste vieler Deutscher nach größerer Energie nicht zur Herrschaft gelangen. Aber leider zeigt es sich hier nur allzu deutlich, wie wenig der Sinn für Gesetzmäßigkeit, die heilige Scheu vor den Schranken des Gesetzes uns in Fleisch und Blut übergegangen sind. Viele in ihren heimatlichen Staaten äußerst liberale Männer (und auch Zeitungen) machen es der Regierung zum Vorwurf, daß sie sich in Elsaß-Lothringen

durch die Gesetze die Hände binden läßt und nicht nach dem augenblicklichen Interessen der Politil, oder vielmehr der Bequemlichkeit handelt.

Wichtiger als die obenerwähnten kleinen Conflictc, die im Elfaß wenigstens gegenwärtig im Vordergrund des Tagesinteresses stehen, sind einige Maßregeln, die in den letzten Wochen von der Regierung ergriffen worden sind. Vor allem ist die Verordnung betreffend das Abiturientenexamen nach Vollendung der Gymnasial- und Realgymnasialstudien vom 6. Juni 1872 von weittragender Bedeutung. Es ist hiermit ein weiterer Schritt zu der Reorganisation des Secundärschulwesens geschehen. Im Laufe des Januars 1870 waren die drei großen Staatslyceen zu Straßburg, Metz und Colmar, die man als Herde der französischen Agitation ansah, geschlossen. Die Eltern waren in Folge dessen genöthigt, ihre Söhne in Privatanstalten zu schicken: oder, nach Beendigung des Krieges, in französische Anstalten. Auch viele der städtischen Collegien (d. h. kleinere Gymnasien, die von den Gemeinden gegründet und unterhalten werden) stellten ihre Thätigkeit ein oder wurden geschlossen. Man hatte sich hierdurch des Vortheils beraubt, bei der Reorganisation der Secundäranstalten an die vorhandenen sehr zahlreich besuchten Anstalten anzuknüpfen, andererseits aber auch reinen Tisch für die Neuschöpfungen erhalten. Indes blieb, abgesehen von einem verunglückten Versuche, das Lyceum in Straßburg neu zu gründen, das Secundärschulwesen gänzlich unbeachtet, bis im Herbst 1871 ein besonderer Commissar nach dem Reichslande geschickt wurde mit dem Auftrage, die Lyceen und Collegien zu reorganisiren. Mit großer Energie wurde nun in überraschend kurzer Zeit das Versäumte nachgeholt. Binnen wenigen Wochen konnten die 3 Lyceen und 16 Communalcollegien wieder eröffnet werden. Bei der drängenden Eile war es allerdings unvermeidlich, daß bei der Auswahl der neuerufenen Lehrer (die französischen Lehrer mit wenigen Ausnahmen hatten das Land verlassen oder waren zu einer ferneren Verwendung nicht tauglich befunden) nicht immer mit der gehörigen Umsicht zu Werke gegangen werden konnte und daß manche ungeeignete Persönlichkeit angestellt wurde. Vielfach kam es auch mit den Gemeinden, die sich weigerten für die neuen deutschen Anstalten die Summen fortzuzahlen, mit denen sie bisher ihre Communalcollegien erhielten, zu Conflicten. Die allzuhäufige und in unnöthig scharfer Form ausgesprochene Verurtheilung der bisherigen Anstalten und des französischen Systems des Secundärunterrichts erbitterte, der geringe Spielraum, welcher der französischen Sprache in dem Unterrichtsplan gewährt wurde, trat den bisherigen Anschauungen und Gewohnheiten verletzend entgegen. Dazu kam dann die allgemein politische Antipathie, welche die Bevölkerung den deutschen Anstalten entgegenbrachte. All dies macht es erklärlich, daß viele der neugegründeten Anstalten nur ein kümmerliches Leben

führen und bessere Zeiten abwarten müssen. Dagegen haben einige Anstalten einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen und vereinigen mit den Söhnen der eingewanderten deutschen Familien eine beträchtliche Zahl von jungen Elsäffern, so das Lyceum zu Straßburg, die Collegien zu Buchsweiler, Weissenburg, Saarburg u. a. Indes steht selbstredend die Zahl der Schüler dieser Anstalten weit, weit hinter der zurück, welche die Anstalten vor dem Kriege aufzuweisen hatten. So besuchten im Departement Niederrhein allein im Jahre 1869 etwa 1700 Schüler die Lyceen und Collegien, während heute in allen drei Bezirken die Schülerzahl sich nur auf 1500 beläuft. Dies ist theils verursacht durch die Auswanderung vieler Familien, deren Söhne vor dem deutschen Kriegsdienst zurückschrecken, theils aber auch durch den vermehrten Besuch der Privatsecundärschulen, die bisher in ihrem alten Bestande gelassen werden mußten. Es sei uns gestattet, auf diesen sehr wichtigen Punkt etwas näher einzugehen. Es sind zu unterscheiden die kirchlichen Anstalten und die reinen Privatanstalten. Ersteren sind vom Staate die Privilegien der juristischen Persönlichkeit gegeben. Sie standen bis zum Jahre 1850 unter strengster Aufsicht des Staates. Sie durften nur solche Schüler aufnehmen, die sich dem geistlichen Stande bestimmten, die Zahl ihrer Schüler war für ganz Frankreich auf 20,000 festgesetzt; die Directoren mußten von der Regierung genehmigt, die Lehrer mußten vor ihrer Anstellung die schriftliche Versicherung geben, daß sie keinem geistlichen Orden angehörten, der in Frankreich nicht gesetzlich zugelassen sei. Aber diese Beschränkungen hat das Gesetz vom 15. März 1850 entfernt. Die Zahl der Schüler ist unbeschränkt, die Anstalten, kleine Seminarie genannt, können aufnehmen, wen sie wollen. Die Anstalten stehen einzig und allein unter Leitung des Bischofs. Directoren und Lehrer werden ohne jede Einmischung des Staates vom Bischof ernannt, sie brauchen eine staatliche Prüfung nicht gemacht zu haben. Die Staatsaufsicht erstreckt sich nur auf die Moralität, die Gesundheitspflege und Reinlichkeit und auch in dieser Beschränkung nur dem Buchstaben des Gesetzes nach. Die französischen Inspectoren der Academie waren von dem Minister angewiesen, ohne vorheriges Einverständnis mit dem Bischof die Anstalten nicht zu betreten. Wohl aber genießen sie einiger bedeutender Staatsprivilegien. So sind sie der Gewerbe- (Patent-)Steuer nicht unterworfen. Derartige Anstalten bestehen zu Straßburg, Colmar, Zillisheim (Ober-Elsaß), Metz und Finstingen. Die Zahl der Schüler ist seit 2 Jahren bedeutend gestiegen; in Straßburg von 430 auf ca. 650. Der Staat hat kein Mittel, um sich nur eine Einsicht in die Organisation der Anstalt, die Lehrmethode, die Befähigung der Lehrer u. zu verschaffen. Director des kleinen Seminars zu Straßburg ist ein Abbé Muro, ein anerkanntes Haupt der ultramontanen-französischen Partei des

Landes. In ähnlicher rechtlicher Stellung wie die katholischen kleinen Seminarien steht das protestantische Gymnasium zu Straßburg. Diese altberühmte Anstalt des Protestantismus steht unter der unmittelbaren Leitung und Aufsicht des bisherigen protestantischen Seminars und des Directoriums der Kirche Augsburgischer Confession. Die Lehrer werden von dem Directorium unter staatlicher Genehmigung ernannt, einer weiteren staatlichen Aufsicht ist aber, wie die katholischen Anstalten, auch das protestantische Gymnasium nicht unterworfen. Es wird erhalten aus den Einkünften der mit der Thomasstiftung verbundenen Stiftungen der hohen Schule und des sog. Corpus pensionum, der Staat gibt keine Beiträge. Das protestantische Gymnasium ist die Vorbereitungsschule für die protestantischen Jünglinge des Elfaßes, die sich der Wissenschaft widmen wollen; es war bis vor etwa zwanzig Jahren eine Zufluchtsstätte des deutschen Geistes und der deutschen Wissenschaft. Zwar drang schon seit 1825 die französische Sprache als Unterrichtssprache immer weiter vor, aber Directoren wie Bruch (1829 bis 1849) trugen dafür Sorge, daß die Pflege der deutschen Sprache und deutschen Wissenschaft nicht vernachlässigt wurde. In neuerer Zeit wurde die Anstalt mehr und mehr französisirt. Viele Lehrer aus dem Innern Frankreichs wurden angestellt, der Studienplan nach dem der Lyceen umgewandelt, die deutsche Sprache nur nebenbei noch gelehrt. Auch hier ist die Zahl der Schüler seit zwei Jahren sehr bedeutend gestiegen, sie betrug 1869 590; heute über 700.

Außer diesen öffentlich-kirchlichen Anstalten bestehen noch eine große Reihe von Privatanstalten, die von geistlichen Orden geleitet werden. Im Elfaß haben die Frères de la Société de Marie Pensionate zu Straßburg, St. Hippolyt und Rembs, die Frères de la doctrine chrétienne ein Pensionat zu Mayenheim, in Lothringen bestehen unter Leitung geistlicher Orden Anstalten zu Metz, Siesel und Bitsch. Alle diese sehr zahlreich besuchten Anstalten unterstehen der staatlichen Aufsicht nur in Bezug auf die Moralität, Gesundheit oder Reinlichkeit der Gebäude. Der Staat soll zwar auch darüber wachen können, daß in ihnen nichts gelehrt werde, was den Staatsgesetzen zuwiderläuft; aber wie ist eine so beschränkte Controle zu führen? Noch selbständiger sind die geistlichen Erziehungsanstalten für Mädchen, in denen fast die gesammte katholische weibliche Jugend aus den höheren Ständen des Landes erzogen wird. Im Elfaß (für Lothringen fehlen uns die Angaben) hat die Congregation des Glückseligen Peter Fourier je eine Erziehungsanstalt zu Straßburg und Molsheim; die Congregation vom heiligen Herzen Jesu ein Pensionat zu Runkheim, das sehr zahlreich besucht ist; die Schwestern von St. Vincenz de Paula fünf Pensionate zu Gebweiler, Mappoltzweiler, Ruffach, Straßburg, Hagenau, und drei höhere Töchterschulen

ohne Pensionat zu Straßburg, Colmar und Mühlhausen. Die Congregation von Portieux hat ein Pensionat zu Lutterbach. Wir sprechen hier ausschließlich von den höheren weiblichen Erziehungsanstalten, nicht von den weiblichen Elementarschulen, die fast sämmtlich in der Hand der geistlichen Congregationen sind.

Es ergibt sich hieraus, daß der Unterricht fast der gesammten Jugend der höheren Stände des Reichslandes sich in der Hand von Personen befindet, die principiell deutschfeindlich sind und die, wenn wir von dem protestantischen Gymnasium zu Straßburg absehen, principiell der gesammten modernen Cultur und Geistesfreiheit den Krieg erklärt haben. Es ergibt sich aber auch daraus, daß es die heilige Pflicht des Staates ist, hiergegen anzukämpfen. Es handelt sich um die Zukunft des Landes, es handelt sich um die Hoffnungen, die ganz Deutschland an den Wiedergewinn des Reichslandes geknüpft hat. Der erste Schritt ist durch die angeführte Verordnung vom 6. Juni 1872 geschehen. An die Stelle der französischen Examina für das Baccalauréat ès lettres und ès sciences ist das deutsche Abiturientenexamen getreten. Die Prüfung findet statt bei den Lyceen und bei denjenigen höheren öffentlichen Lehranstalten, welchen die Berechtigung hierzu vom Oberpräsidenten beigelegt wird. Zunächst ist das Zeugniß der bestandenen Prüfung nur das Zeugniß der Reife für die Universität und wird als Bedingung der Zulassung zu Staatsprüfungen gefordert. Unzweifelhaft wird aber den Anstalten, welche das Recht der Abiturientenprüfung haben, auch die Berechtigung ertheilt werden zur Ausstellung gültiger Zeugnisse über die Qualifikation zum einjährig freiwilligen Militärdienst. Damit ist ein indirecter Zwang für die Anstalten vorhanden, den Anforderungen der Regierung Genüge zu leisten. Die Forderungen, die gestellt werden, sind aber nicht gering und stimmen im Ganzen mit den an die preussischen Gymnasien gestellten überein. Doch ist hervorzuheben, daß Religion weder ein Gegenstand der schriftlichen noch der mündlichen Prüfung ist. Für eine Uebergangszeit sind übrigens Mildeverungen angeordnet; den Schülern ist die Wahl gelassen, in welcher Sprache sie das Examen abhalten wollen, nur müssen sie im Stande sein, die Fragen des deutschredenden Examinators zu verstehen. Auch wird durchaus nicht verlangt, daß die Anstalten von heute auf morgen die vorgeschriebenen Resultate erzielen. So ist beispielsweise dem protestantischen Gymnasium, das noch ganz in französischer Weise organisiert ist, für dieses Jahr die Berechtigung ertheilt worden, daß an demselben die Prüfung stattfinden kann. Will dasselbe auch für künftige Jahre das Recht erhalten, so wird man sich zu einer Reorganisation nach deutschem Muster, zur Entfernung der chauvinistischen Lehrer und zur Anstellung deutscher Lehrer entschließen müssen, selbst auf die Gefahr hin, daß die Schülerzahl

sinken sollte. — Aber wird dieser erste Schritt, der Erlaß der Prüfungsverordnung, genügen? Hat der Staat hiermit seine Pflicht erfüllt? Wir glauben nicht. Nicht nur, daß die weiblichen Erziehungsanstalten hierdurch gar nicht getroffen werden, auch viele Anabeninstitute, die sich in geistlichen Händen befinden, werden lieber auf die Rechte der Prüfung verzichten, als sich dem staatlichen Lehrplan unterwerfen, und selbst wenn sie dies thun, wird damit die in ihnen liegende Gefahr nicht beseitigt. Die Staatsaufsicht ist nach wie vor durch das Gesetz allzusehr beschränkt. Wir bedürfen vielmehr dringend ein neues Gesetz, betreffend die Staatsaufsicht über die Privaterziehungsanstalten. Um wirksam zu sein, müßte dies Gesetz folgende Bestimmungen enthalten:

1. Die kleinen Seminarien sind nur für die Erziehung von jungen Leuten bestimmt, die sich dem geistlichen Stande widmen wollen. Die Zahl der Schüler ist deshalb eine beschränkte und wird nach dem durchschnittlichen Bedürfniß berechnet. Ueber diese Beschränkung kann sich die Kirche durchaus nicht beklagen, sie bestand in Frankreich bis 1850 und war von niemand anderem eingeführt worden als von König Karl X. durch die königliche Ordonnanz vom 16. Juni 1828. Externe Schüler dürfen nicht aufgenommen werden. Die Lehrer und Directoren müssen eine staatliche Prüfung bestanden haben und zu ihrer Anstellung ist staatliche Genehmigung erforderlich. Sie dürfen einem geistlichen Orden oder Congregation nicht angehören. Die Anstalt muß den vom Staate aufgestellten Lehrplan annehmen und ist nach jeder Seite hin der Staatsaufsicht unterworfen.

2. An den übrigen Lehr- und Erziehungsanstalten für Knaben wie für Mädchen können nur Lehrer und Lehrerinnen angestellt werden, welche eine staatliche Prüfung bestanden haben. Der staatliche Lehrplan muß von diesen Anstalten angenommen werden, über die von den staatlichen Inspectoren eine eingehende und unbeschränkte Aufsicht ausgeübt werden muß. Mitglieder geistlicher Orden und Congregationen können nur mit staatlicher Genehmigung eine Anstalt errichten oder an einer Anstalt angestellt werden.

Wir gehören durchaus nicht zu denjenigen, welche das Land mit neuen Gesetzen überschütten wollen oder der Ansicht huldigen, unsere deutschen Gesetze seien in jeder Beziehung besser als die französischen. Im Gegentheil, wir sind in dieser Beziehung höchst conservativ; aber so nothwendig es war, den Schulzwang einzuführen, so nothwendig es war, die Militärpflicht einzuführen, so nothwendig ist es, die Staatsaufsicht über die Privatlehranstalten durch Gesetz einzuführen. Der Verlust eines Jahres wirkt auf diesem Gebiete auf Jahrzehnte. Es handelt sich hier darum, das wahre Fundament einer geistigen Vereinigung des Reichslandes mit Deutschland zu legen. Hat der Staat durch ein solches Gesetz die Aufgabe wieder aufge-

nommen, welche er sich in Frankreich durch die ultramontane Partei hat aus der Hand winden lassen, dann kann die Regierung für eine Uebergangszeit alle nur möglichen Milderungen eintreten lassen. Wir würden unbedenklich dem Wunsche der städtischen Bevölkerung nachgeben und der französischen Sprache ein größeres Gebiet im Lehrplan lassen, als dies in jetzigen Lyceen und Collegien der Fall ist. Nicht auf die Sprache kommt es in erster Linie an, sondern auf den Geist, in dem die Anstalt geleitet ist. Die Bevölkerung aber legt zunächst noch den größten Werth darauf, daß ihre Kinder des Vortheils, im Besiz zweier Sprachen zu sein, nicht verlustig gehen. Der Staat muß hierauf Rücksicht nehmen, wenn er nicht will, daß fast alle wohlhabenden Familien ihre Kinder in französische Erziehungsanstalten unterbringen. Anders verhält es sich mit dem Unterricht der französischen Sprache in den Volksschulen. In den deutschredenden Bezirken dürfte dasselbe auf dem Lande unbedenklich in Wegfall zu bringen sein. M.

Ein abenteuernder Literat der Diadochenzeit.

Eine unserem modernen Literatenwesen analoge Erscheinung bietet uns schon die Entwicklung der hellenischen Literatur in ihrer späteren Entwicklung nach Alexander dem Großen dar. Auch dort folgte der genialen naiven Production der Blüthezeit die tiefere und breitere Entwicklung der Wissenschaft und des Gelehrtenthums und dann besonders seit dem Ende des vierten Jahrhunderts vor Chr. Geb. in dem Streben, das Gewonnene mit encyclopädischer Vielseitigkeit theils der sich erweiternden, aber auch verfallenden Bildung zugänglich, theils für den eigenen Lebensgenuß nutzbar zu machen, die Popularisirung der früheren poetischen und kritischen Production von Seiten der sogenannten Philosophen und Rhetoren, welche mit mehr oder weniger Esprit die Schwächen des verkommenden socialen Lebens für ihre Interessen ausbeuteten. Schon in den Sophisten des 5. Jahrhunderts sieht etwas von dem, was die Literaten des 4. und 3. Jahrhunderts charakterisirt. Aber neben und nach jenen machte sich doch noch die eigenthümliche poetische Production, z. B. des Euripides und Aristophanes, die großartige Historik des Thukydides, das anmuthige Erzählertalent des Xenophon, die patriotische Beredsamkeit eines Demosthenes und die solide Wissenschaft eines Platon und Aristoteles geltend. Nach Alexander hört dies alles allmählich auf — das Alexandrinerthum und der Hellenismus unter den Römern, wenn

auch meist solider und relativ nützlich für deren Cultur, gibt doch für das Frühere keinen Ersatz und hat kein selbständiges frisches Leben. In dieser Beziehung ist allerdings zwischen unserer und der damaligen Zeit und auch zwischen den Literaten beider Epochen ein bedeutender Unterschied. Bei den Griechen war, trotz des Esprits und Geschmacks, im Leben, im Staate, in der Literatur schon alles verkommen oder in allmählicher Auflösung begriffen, während wir modernen Culturvölker uns noch der frischesten hoffnungsreichen Regsamkeit der Kräfte in einer an fortschrittlicher Entwicklung zur Humanität in der ganzen Geschichte unvergleichlichen Zeit und, wenn auch auf dem Gebiete der schönen Literatur und Kunst weniger genial und ideenreich als vor 70, 80, 100 Jahren, doch auch hier solcher Bestrebungen erfreuen können, die nach genügender Ausbeutung der gewonnenen Schätze für den Staat und das practische Leben eine bedeutendere Literatur- und Kunst-epoche für die Zukunft als wahrscheinlich scheinen lassen. Daher stehen die namhaften Literaten der Gegenwart — ganz abgesehen von bedeutenderen poetischen und wissenschaftlichen Productionen Einzelner unter ihnen — in der Tagesliteratur und in ihrem Leben meistens achtbarer da, als die der besprochenen griechischen Epoche, während aber auch unsere wie Unkraut wuchernde niedere Journalistik eine Unzahl theilweise nicht unbegabter, aber in Leichtfinn und Roth verkommener Existenzen auf diesem Gebiete erzeugt hat, wie sie unter den Griechen und Römern in solcher Menge und Art nicht vorhanden sein konnten.

Auf der Grenzscheide zwischen der soliden Production und dem üppig emporwuchernden Literatenthum tritt bei den Hellenen ein sehr talentvoller Rhetor hervor, welcher aus dem Boden seiner Heimat erwachsen und durch die Temperatur seiner Zeit entwickelt als ein sehr charakteristischer Typus seiner Art betrachtet werden muß, der Athener Demetrios Phalereus. Seine leichtfertige Lebenslust und geistige Gewandtheit war das Erbe seines Volkes, eine sehr vielseitige gelehrte Bildung verdankte er der vorhergehenden Epoche, seiner frühesten Jugendzeit, und sein ledere, abenteuerlustiger Ehrgeiz, der ebenso nach dem Ruhm eines Gelehrten wie ohne allzu ängstliche Gewissenhaftigkeit nach politischer Geltung strebte, ward durch die damalige Zeitströmung in der hellenischen Welt und besonders durch die politischen Zustände Athens geweckt und großgezogen. Eine eigenthümliche Mischung von wissenschaftlichem Eifer und frivoler Genußsucht, von kluger Resignation und ledern Uebermuth, von wohlwollender Thätigkeit und egoistischer Willkür, von naivem Sichgehnlassen und schlauer Berechnung — alles temperirt durch eine starke Dosis Eitelkeit, welche derartigen Leuten stets eigen ist, machen ihn zu einem keineswegs achtbaren, aber doch interessanten Charakter, in dem sich die Vorzüge und Schwächen der Athener damaliger Zeit concentriren.

Als Athen nach dem durch Demosthenes erregten Aufstand gegen die Macedonische Herrschaft 322 von Antipater seiner Freiheit und seiner Verfassung beraubt worden war, verwaltete der greise Patriot Phokion, der sich seiner Stadt zu Liebe in die Verhältnisse schickte, umsichtig und ehrlich, aber natürlich nothgedrungen nach Antipater's Weisung die Angelegenheiten Athens. Die alten Institute der Archonten, des Rathes, der Volksversammlung und der Volksgerichte blieben erhalten, aber nur der Form nach: ein großer Theil der Bürger war verbannt, der Census erhöht, Rath und Volk hatten nur über das zu berathen und zu beschließen, was ihnen vorgelegt wurde. Es war dies eine stille, aber für die zur Selbstverwaltung unfähig gewordenen Athener glückliche Zeit, die aber für dieselben leider keine Lehrzeit wurde. Nach Antipater's Tode suchten dessen alter Waffengenosse Polysperchon und Antipater's Sohn Kassander als Nebenbuhler sich Athens zu bemächtigen. Jener, der sich eher der Stadt näherte, versprach den Griechen die frühere Freiheit und die alten demokratischen Verfassungen. Die bis dahin zurückgetriebenen Demagogen setzten in Athen das Volk in Bewegung und hezten es gegen Phokion auf, der von Alexander, dem Sohne Polysperchon's, preisgegeben als angeblicher Verräther der Freiheit den Giftbecher trinken mußte. Nach wenigen Monaten demokratischer Jubellust kam aber Kassander, bemächtigte sich der Stadt und machte 317 den Demetrios Phalereus zum unbeschränkten Gouverneur der Stadt. Dieser hatte sich rechtzeitig aus der Stadt geflüchtet und zum Kassander begeben. Doch hier muß zunächst auf das frühere Leben des Abenteurers zurückgeblidt werden. Freilich sind die in den alten Quellen zerstreuten Nachrichten über ihn so dürftig und theilweise unzuverlässig, daß es nicht ganz leicht ist, ein deutliches Bild desselben zu gewinnen.

Demetrios, der Sohn eines Slaven, war in der Athenischen Hafenvorstadt Phaleron wahrscheinlich um 345 vor Ehr. Geb. geboren. Wie er sich seine vielseitige Bildung verschafft hat, ist unbekannt; jedenfalls hat der philosophische Literat Theophrastos, der Philosophie und Naturwissenschaften zeitgemäß und für sein finanzielles Interesse geschickt zu popularisiren verstand, bedeutenden Einfluß auf ihn geübt. Während Phokion die Angelegenheiten Athens leitete, schloß sich der mittellose Demetrios ihm an und wurde ihm vielfach nützlich. War dies doch damals der einzige Weg, seinen politischen Ehrgeiz einigermaßen zu befriedigen, denn die Verhältnisse ließen eine selbständige politische Agitation nicht zu. Gewiß hat der junge strebsame Mann schon zu der Zeit als geschickter Rhetor und als gewandter Schriftsteller sich einen guten Namen gemacht, wenn auch ein guter Theil seiner wissenschaftlichen Production in den langen Zeitraum seines Aufenthaltes in Aegypten fallen mag. Die bekannten Comödiendichter Diphilos und

Menander waren seine Freunde. Seine Lebensweise soll damals sehr einfach und bescheiden gewesen sein, denn ohne solche Genügsamkeit hätte er sich in Phokion's Gunst schwerlich erhalten können. Während der demokratischen Erhebung in Athen nach Antipater's Tode flüchtete er sich, wie schon erwähnt, zum Kassander. Diesem war er als ein Freund des Phokion, des Opfers der für Polysperchon sich erhebenden Demagogen willkommen; seine Bekanntschaft mit den Verhältnissen Athens, seine Liebenswürdigkeit und sein Talent zu schwindeln erwarben ihm das Vertrauen Kassander's, der ihn zum Gouverneur von Athen machte — eine von ihm selbst wohl kaum erwartete Erhebung, die wohl auch uns nicht so gar auffällig sein wird, wenn wir bedenken, daß Literaten unseres Nachbarvolks, wenn es 1870 gesiegt hätte, die Cassagnac und About, wohl auch in unseren deutschen Städten, freilich nach ihrer Eigenart und der herberen Stimmung der Bevölkerung gegenüber, eigenmüthiger und brutaler eine ähnliche Rolle hätten spielen können.

Daß Demetrios nach einem Phokion durch keine Verschwörung, kein Attentat bedroht, zehn Jahre lang in Athen gewirthschaftet hat und gefeiert worden ist, darf bei dem Charakter der verkommenen Athener damaliger Zeit nicht auffallen. Athen war damals die noch immer wohlhabende Stadt des Lebensgenusses und des Fremdenverkehrs mit blühendem Gewerbe und Handel, mit nicht mehr solidem, aber immer noch anmuthigem, die ganze Bevölkerung durchdringendem Sinn für Kunst und Bildung, voll von weitberühmten geistreichen Duhldirnen (Hetären), welche mit den Philosophen und Literaten öffentlich verkehrten und sie in ihren Hörsälen besuchten, voll von bestechlichen Beamten und spitzfindigen Advocaten, von literarischen Notabilitäten und eleganten Bummlern. Das Volk war leicht erregbar, frivol, liederlich, eitel, aber begabt mit Esprit, und liebte vor allem den Glanz und die Phrase. Der Charakter des Demetrios war ganz geeignet, ein solches Volk zu leiten. Natürlich stand er viel höher als dasselbe. Er wußte es anständig zu befriedigen und doch auch für seine Interessen zu benutzen, geschützt von der macedonischen Besatzung und durch den Rückhalt, den er an Kassander und seinen Bundesgenossen hatte. War er doch seinem Naturell nach kein brutaler Tyrann, im Gegentheil wohlwollend und gegen sich und andere möglichst nachsichtig; er strebte nach Popularität und wo er seine Stellung mißbrauchte, ging er nicht weiter als ihm ein glücklicher Instinct oder kluge Vorsicht gestattete, und wußte immer den guten Schein und den Anstand zu wahren. Die Wohlhabenden waren zufrieden, da sie vor demokratischer Anarchie und vor Kriegsgefahr sicher waren durch den Schutz der Besatzung, denn Kassander war Herr von Griechenland und im Bunde mit Ptolomäos von Aegypten; die asiatischen Prätendenten konnten an ein Unternehmen gegen Griechenland jetzt nicht denken. Das arme Volk aber

wurde mit gutem Verdienst, mit Festlichkeiten und Phrasen befriedigt. Verderben hat Demetrios die Athener keineswegs. Er hat nur ihre Verderbniß für sich anständig ausgebeutet, zufrieden damit, ihnen Ruhe, seinem materiellen und geistigen Lebensgenuß und sich selbst eine behagliche Existenz verschafft zu haben, gerade so wie zu unserer Zeit freilich in viel großartigerem Stile Napoleon der Dritte während des Empire's.

Mit der leichtfertigen Zuversicht eines jeden Abenteurers und der klauen Berechnung eines geschickten Spielers übernahm und verwaltete Demetrios das ihm übertragene Amt. Die Verfassung wurde scheinbar im Interesse der Demokratie verändert, indem der Censur etwas herabgesetzt wurde. Dies hatte natürlich keine Bedeutung, da diese jetzt politisch berechtigten ärmeren Bürger doch nur über das entscheiden konnten, was ihnen vorgelegt wurde und theils aus Furcht vor der bewaffneten Macht, theils im Interesse des populären Gouverneurs nach seinem Wunsche beschließen mußten; demagogische Agitationen waren unter solchen Verhältnissen nicht denkbar. Wegen jener scheinbaren Erweiterung der politischen Rechte rühmte sich wohl Demetrios, daß er die Demokratie nicht beseitigt, sondern wieder hergestellt habe. Von seinen Verwaltungsgrundsätzen wissen wir wenig. Wahrscheinlich hat er manches von Phokion's Apparat in sein Regiment mit herübergenommen und geschickt weiter ausgebildet. Cicero, der seine Geschichte genau kannte und seine Schriften noch lesen konnte, spricht öfters mit solcher Hochachtung von seinen staatsmännischen Grundsätzen und seiner Regierung, daß ein solches Urtheil nicht ganz ohne Grund sein kann, wenn auch der gelehrte griechische Staatsmann, der die Demokratie niedergehalten hatte, dem konservativen römischen Politiker in einem zu günstigen Lichte erscheinen mochte. Eine Hauptsache war die finanzielle Basis seiner Regierung, und da wußte sich Demetrios bestens zu helfen. Die Athener durften nicht mit neuen Steuern behelligt werden: davon kommt keine Spur vor. Demetrios bezog reichliche Subsidien vom Kassander und vom Ptolomäos, dem an der sicheren Stellung seines Bundesgenossen in Griechenland viel gelegen war, zur Unterhaltung von Truppen für Sicherung der Stadt gegen innere und gegen äußere Feinde, so daß die Gesamteinnahme des Gouverneurs ungefähr 1½ Million Thaler betrug. Da die Organisation der Truppen ohne Controle ganz in seiner Hand lag, so beschränkte er sich auf das Nothwendigste, warb und unterhielt viel weniger Soldaten als vorgesehen war, und was er ersparte, verwendete er nebst dem, was von den Einkünften aus der Stadt übrig blieb, theils auf Festlichkeiten und nicht zu kostbare und nützliche Bauten, welche das Volk befriedigten, theils für sich zu einem lippigen Leben, an dem er aber auch viele Gäste theilnehmen ließ, die ihm dadurch gewogen wurden. So gefiel es den Athenern; ihr Gebieter, den sie sich nun einmal gefallen

lassen mußten, sollte in dem glänzenden Athen, in der von den Göttern vor allen Städten vorzugsweise hoch begnadigten Stadt, glänzend auftreten. Demetrios war noch nicht 30 Jahre alt, als er in Athen an die Spitze trat, also in voller Jugendkraft und demnach beflissen, diesen Vorzug zu eigener Lustbefriedigung und zum Nutzen der Stadt, sowie zur Befriedigung seiner eitlen Landsleute geltend zu machen. Sein elegant ausgestattetes Haus war der gastliche Sammelplatz für Freunde, für Schriftsteller, Philosophen und Künstler, für Buhldirnen und schöne Jünglinge, die sich ihm preisgaben. Der Verkehr mit solchen fand nach damaliger Sitte keinen Anstoß. Besonders widerwärtig aber war es, daß sich junge Männer der besten Familien zu unsittlichen Verbindungen mit ihm drängten. Es werden aber auch intime Verhältnisse des Demetrios mit Ehefrauen erwähnt. Vielleicht hielten es deren Männer auch für eine Ehre, daß ihre Frauen dem unwiderstehlichen Manne gefielen. Doch trotz alledem wußte Demetrios in allen diesen Dingen einen gewissen Anstand zu bewahren. Daß er sich nach Art der damaligen Elegants schminkte, die Haare färbte, mit Sorgfalt putzte, kann nicht auffallen. Wo er auftrat, erschien er liebenswürdig durch freundliche Ansprache, geistvolle Unterhaltung, witzige Rede; seinen anmuthigen Blick (*χαριτοβλέφαρος*) rühmten die Hetären, welche mit ihm verkehrten. Statt der ziemlich außer Mode gekommenen kostspieligen Aufführung von Tragödien ließ er bei Festen von Rhapsoden Homer's Gesänge recitiren — eine dem Volke willkommene Neuerung. Die öfters vorkommenden Festlichkeiten waren einfach und billig, desto mehr imponirten seltener veranstaltete großartige Feste. Industrie und Handel, Wissenschaft und Kunst wurden ohne zu großen Aufwand mit Geschick unterstützt. Neben allem diesem ließ er eine strenge Polizei üben, welche Ordnung hielt und fetsam genug zur Befriedigung der ärmeren Bürger nach gesetzlichen Bestimmungen dem Luxus der Reichen entgegentreten mußte, wie bei häuslichen Festlichkeiten und zur Beschränkung des Aufwandes bei Leichenbestattungen und Grabdenkmälern, während er doch selber einem luxuriösen Leben nicht abhold war. So hielt er sich zehn Jahre nicht nur ganz ungeschädet, sondern hochgeehrt und beschmeichelt, wie wenige, die unter solchen Verhältnissen ein Gemeinwesen verwaltet haben. Bei einem Bacchusfeste pries ihn, wie er als Archont in festlichem Schmucke auftrat, der Chor als „den Mann schön wie die Sonne, von edelster Abkunft, den Mann mit freundlichem Sinne“. Und — allerdings nur begreiflich bei dem damaligen Wohlstand der Athener und der Fülle künstlerischer Production, welche Denkmäler schuf wie man bei uns Gärten anlegt — 360 Statuen nach der Zahl der Tage des Athenischen Jahres, meistens von Bronze, sogar darunter Reiterstatuen und Bigen, wurden während seiner Regierung ihm zu Ehren in und bei Athen errichtet.

Da trat plötzlich 307 die Katastrophe ein, welche Demetrios gewiß schon längst als möglich erwartet hatte. Der ihn stürzte, war auch ein junger Abenteurer gleiches Namens aber anderer Art, durch Kriegsrühm glänzend, den sich der Phalerier Müglich erspart hatte, übermüthiger und gewaltthätiger als der seitherige Beherrscher von Athen, Demetrios Poliorketes, wie er später genannt wurde, der geniale Sohn des in Asien mächtig gewordenen Antigonos. Dessen alter Vater hatte den Kampf mit Ptolomäos und den asiatischen Prätendenten erneuert: der abenteuernde Sohn ging nach Griechenland, um hier festen Fuß zu fassen und bedrohte Athen, natürlich seinem Vorgeben nach als Befreier der von Kassander unterjochten Griechen. Er erschien mit starker Macht vor den Häfen der Stadt, ehe Kassander herbeikommen konnte, und während sich noch Dionysios, der Besizer des festen Hafenplatzes Munychia, wacker vertheidigte, verließ Phalerens, der bei der Aufregung des Volkes den Boden unter sich wanken fühlte, in der Stille Athen und begab sich zum Demetrios Poliorketes, schwerlich mit der Illusion, seine Stellung zu behaupten, sondern nur um mit heiler Hand aus der schlimmen Lage herauszukommen. Er hatte sich nicht verrecknet. Der Sieger nahm ihn sehr liebenswürdig auf mit der Bemerkung, daß er einen Mann von solchem Charakter und solcher Bildung nicht gefährden werde und entließ ihn. Demetrios Phalereus begab sich zunächst nach Theben, wo ihn des Poliorketes Gunst schützte, und dann zum Bundesgenossen Kassander's, zum Ptolomäos Soter in Aegypten, wo er eine freundliche Aufnahme und eine ehrenvolle Wirksamkeit fand, wie sie seinem Talente, seinem Wissen und der Reife seines vorgerückteren Alters entsprach, denn er war damals bald 40 Jahre alt.

Poliorketes wurde von den Athenern mit unsinnigem Jubel empfangen, als „Gott“ proclamirt: die Statuen des Phalereus wurden sämmtlich umgewürzt und das Material zum Schimpf des früheren Herrschers theilweise zu Gefäßen für unsauberen Gebrauch verarbeitet. Ein früherer Demagog Stratokles gewann das Vertrauen des Demetrios, der bald wieder nach Asien zurück mußte, und unter der Leitung jenes Menschen ging es in Athen so wild zu, daß sich alle Bürger, die etwas zu verlieren hatten, nach dem Phalerier zurückzuehnten. Das zweite Mal kam Demetrios Poliorketes nach der vergeblichen Belagerung von Rhodos 303 nach Athen. Damals blieb er längere Zeit und ließ sich das üppige Schandleben gefallen, welches ihm die zügellosen Demagogen zurichteten. Im Tempel der jungfräulichen Göttin, in dem er hauste, feierte er die schändlichsten Orgien. Stratokles verlangte einmal einen Volksbeschuß, „daß alles, was Demetrios thue, vor den Göttern heilig und gegen die Menschen gerecht sei“. Dem von der Volksgunst verwöhnten Tyrannen wurden die Schmeichler widerwärtig: er verhöhnte sie

und die ganze Stadt. Als Abgeordnete der Stadt eine von ihm verlangte Extrasteuer von 300,000 Thaler brachten, schenkte er sie, wie erzählt wird, in Gegenwart der Ueberbringer seiner Maitresse, der schon alternden, aber immer noch durch Geist und Kunst fesselnden Lamia, deren Günst schon der Phalerier genossen hatte, mit den Worten: „Kaufe dir dafür Schminke“. Und derselben Lamia bauten die Thebaner dem Tyrannen zu Liebe einen Tempel der „Aphrodite-Lamia“. So waren die Nachkommen der Helden von Marathon und Salamis, von Leuktra und Mantinea heruntergekommen. —

Doch nun zurück zu dem weiteren Lebenslauf des zum Ptolomäos geflüchteten ehemaligen Gouverneurs von Athen. Dem die Künste und Wissenschaften liebenden Könige stand er jetzt thätig in dem, was die solide Grundlage seiner Wirksamkeit gewesen war, geistvoll fördernd zur Seite. Ist auch die prachtvolle Aufstellung der berühmten Alexandrinischen Bibliothek und das dortige Museum mit seinen Akademikern erst das Werk seines Nachfolgers, des Königs Ptolomäos Philadelphes gewesen, so hat es doch Demetrios vorbereitet und in diese Zeit fällt jedenfalls ein großer Theil seiner umfassenden literarischen Thätigkeit. Seine leider durchweg verloren gegangenen Schriften zählen zu fünfzig aus allen Gebieten des Wissens, Geschichtliches, Politil, Philosophie, Reden und rhetorische Schriften, Literaturgeschichte, Grammatik, Exegese namentlich zu Homer's Gedichten, dazu noch dichterische Versuche in aesopischen Fabeln und Hymnen. Cicero nennt ihn den gelehrtesten altgriechischen Redner, Quintilian den letzten griechischen Redner. Zwar machte er nach dem Zeugnisse der Alten den Uebergang von der idealen und strengen Redeweise der altgriechischen Redner zu einer auf das Nützliche berechneten practischen Eloquenz, zur nüchternen Popularisirung der Gedanken und des gelehrten Wissens der vorhergehenden Zeit (Cic. de leg. III, 6) und eine sophistische Redefertigkeit machte sich bei ihm geltend, aber er wurzelte noch in den alten Traditionen und sein Stil war klar und elegant. Bemerkenswerth ist eine als Fragment erhaltene Aeußerung des Demetrios: „Man müsse im Hause vor seinen Eltern, außer demselben im Verkehr vor denen, auf die man trifft, und in der Einsamkeit vor sich selber Scheu und Achtung haben“. War dies auch vielleicht, als er es äußerte, eine berechnete Phrase, so konnte er doch die ernste Wahrheit dieser Maxime in den beiden letzteren Beziehungen selbst erfahren haben. Denn wie man sich zu den Menschen, mit denen man verkehrt, und bei stiller Selbstbetrachtung zu sich selber stellen soll, das hatte er in seinem bewegten Leben lernen können.

Aber auch eine, wenngleich beschränktere politische Wirksamkeit war dem klugen Mann noch vergönnt. Ptolomäos bediente sich vielfach seines Rathes in Regierungsangelegenheiten, und es wird behauptet, daß er den König, der

mit seinem Sohne und Nachfolger in Mißhelligkeiten war, gegen diesen einzunehmen bemüht gewesen sei. Dies führte zur zweiten Katastrophe und zum Ende seiner Lebenslaufbahn. Denn nachdem er 24 Jahre lang in Alexandrien gelebt, starb sein Gönner Ptolomäos Soter und der nachfolgende Sohn, welcher dem Fremdling nicht gewogen sein konnte, verbannte ihn, den ungefähr sechzigjährigen Mann, im Jahre 284 nach Oberägypten. Dort soll er bald darauf in Folge des Bisses einer giftigen Schlange gestorben sein. Hätten die damaligen griechischen Democraten Journale gehabt, so würden sie die Schlange wahrscheinlich als den rächenden Genius der griechischen Freiheit gepriesen haben. Dennoch aber war er, soviel er gesündigt haben mochte, jedenfalls mehr werth, als alle griechischen Freiheitsschwärmer der Diadochenzeit.

Dr. A. G. Helbig.

Nach Canossa; Tempi passati!

Sobald man sich in der Lombardei oder im ebenen Piemont über die Kronen der Maulbeerbäume und der rehentragenden Ulmen erhebt, die dem hinausstrebenden Blicke rings anmuthige, aber enge Schranken setzen, vom Karmordache des Mailänder Doms oder von den Wällen Novaras, selbst aus dem Fenster des Eisenbahnwagens: überall sieht man im Norden und Westen das mächtigste Gebirge des Erdtheils steil emporsteigen; vom leeren Spitzegel des Monte Viso bis hinaus über den thronförmigen Ortler, recht inmitten die breite Masse des Monte Rosa, an deren jähren Wänden der ernalleuchtende Schnee bis zur halben Höhe herabreicht: alles scheinbar eine einzige Gipfelfette, durch die man sich umhegt und eingefriedigt fühlt, abgeschlossen, ja abgeschnitten von der nordischen Heimat. Man begreift, daß da droben Sprachen und Völker ihre Grenze haben wie das Wetter seine Scheide, man versteht, warum diese Italiener seit Jahrhunderten vermeint haben, als wohnen sie in einem inneren Sonderbezirke der Welt, warum ihnen mehr als allen anderen Nationen das Erscheinen fremder Heerschaaren auf ihrem Boden, so oft es auch über sie erging, immer als ein Einbruch in ein von der göttlichen Hand der Natur selbst abgestecktes Heiligthum erschienen ist. Und doch ist diese unvergleichliche Naturgrenze erst spät im Verlaufe der Geschichte zur nationalen geworden, das wahre Alterthum hat sie als solche nicht gekannt.

Südlich vom Po verliert man alsbald die Alpen aus dem Gesichte, sie

tauchen unter den flachen Horizont hinab; dafür aber erscheint wie zum Ersatz ein anderes Gebirge gegen Mittag: von Turin über Piacenza bis nach Rimini an der adriatischen Küste sieht man sich zur Rechten stets von dem nämlichen stattlichen Zuge des Appennin begleitet; in gemessenem Abstände läuft er neben der Schienenstraße her, in laftiges Blau gekleidet, nicht entfernt mit der Größe der Alpen zu vergleichen — nur spärlich gewahrt man im Sommer Schneeflecken in den Schluchten der Abhänge, wie vom Zufall vergessen, die Gipfel ragen nackt empor — doch aber von bedeutenden Formen; die Ketten des Jura, die noch am ersten an ihn erinnern, müssen gegen ihn gehalten monoton und uninteressant heißen. Von einem Meere zum andern riegelt dies Gebirge die eigentliche Halbinsel ab, der nordische Wanderer steht vor einer zweiten Mauer, erst hinter ihr beginnt das antike Italien, der Schauplatz der nationalen Geschichte, die wir nach dem römischen Namen allein zu nennen pflegen. Wie oft hat man den weltgeschichtlichen Ernst des Moments hervorgehoben, der die römischen Waffen über den Sund von Messina rief! Aber von gleicher Bedeutung war der andere Augenblick, da sie diesseit des Appennin erschienen. Jenes war ein Schritt in die Vergangenheit, von den griechischen Colonien aus führte er die Römer über das alternde Mutterland bis in die greisenhafte Welt des Orients; hier im Norden aber stießen sie die Pforten einer unermesslichen Zukunft auf, die Alpen, damals beidenthalben von verbrüdereten Stämmen bewohnt, hielten die Eroberer nicht ernstlich ab, bis fast an die äußersten Grenzen der Kelten, bis zu den jugendlichen Völkern der Germanen vorzudringen. Man sieht, wie beide Ereignisse einander abgewandt berühren gleich den Gesichtern des Janus: seine welthistorische Mittelstellung zwischen antikem und modernem Dasein hat das römische Volk eingenommen, als es fast zur selben Zeit den einen Fuß über's Meer und den anderen über die Felsen setzte.

Erst die germanischen Wanderungen, aus denen die modernen Nationen hervorgegangen, haben die Alpen zur Völlergrenze umgeschaffen, dem nördlichen Appennin aber haben sie seine trennende Kraft nicht wieder verliehen. Das natürliche Hemmniß, das dies Gebirge dem Menschen entgegenwirft, offenbart sich, sobald man in's Innere vordringt, doch als weit erheblicher, als man von fern zu glauben geneigt ist; die Bahn durch die genuesische Bocchetta wie die von Bologna nach Pistoja zählen zu den tunnelreichsten der Erde, mehr als vierzig Mal muß man im Bauche der Kalkberge den Rauch der schwer arbeitenden Maschine schlucken, ehe sich der erquickende Blick aufthut in den lieblichen Garten Toskanas. Trotzdem ist die mittlere und moderne Geschichte stets leichten Ganges über diese Berge hinweggeschritten; hinüber und herüber hadert die Eifersucht der Städte, greift die

begehrliche Herrschaft der Fürsten, der große Krieg endlich, der doch in der nahen Poebene seinen Lieblingsstiz aufgeschlagen, der selbst das entlegene Unteritalien nicht ungern heimgesucht hat, ja vor den Alpen nicht zurückgeschreckt ist, er weiß vom nördlichen Appennin keine Erinnerungen zu erzählen. Allein die Schlachtfelder sind nicht die einzigen Stationen auf dem langen Leidenswege der erlösenden Ideen, den wir Weltgeschichte nennen, oder, wenn man ja will, so gibt es Schlachtfelder des Geistes, wo die Thränen der Einzelnen fließen statt des Blutes der Völker. Zu solchen Wahlstätten bedarf es breiter Flächen nicht, eine Felsenspitze bietet Raum genug dafür, auch im Appennin sucht man sie nicht vergebens, den unvergänglichsten Nachruf aber genießt unter ihnen Canossa.

Wir Deutsche sind an diesen unvergeßlichen Namen erst jüngst wieder so lebhaft erinnert worden, daß es der Entschuldigung kaum bedarf, wenn wir versuchen, auch einmal von dem äußeren Schauplatze der großen tragischen Handlung ein flüchtiges Bild zu zeichnen. Wird doch überdies Canossa bis heut nur spärlich besucht; von unseren Volksgenossen sind's wenige Historiker, Maler und andere Romantiker, die hinaufsteigen; an den Mauern der Ruine liest man wohl eine Anzahl italienischer Namen, aber selbst die Parmesen, die von ihren Brücken und Wällen aus den spitz aufragenden Burgfelsen inmitten des düstigen Gebirges deutlich zu unterscheiden wissen, räumen meist ein, daß sie selber niemals droben gewesen; die Briten endlich zeigen kein Interesse für den abgelegenen Ort, auch Lord Byron hat ihn nicht besucht, wie wohl es sonst diesem Donquixote unter den Poeten angegangen hätte, nachdem er als Aeander den Hellespont überschwommen und als Gefangener unter den Bleidächern gefessen, auch einmal als büßender Heinrich drei Wintertage lang in echtem Schnee barfuß im härenen Hemde sich von den Wechselstürmen bald troziger, bald zerknirschter Gefühle durchschauern zu lassen. Schreiber dieser Zeilen, kein Romantiker von Fach, hätte sich doch aus sehr realistischen Gründen gern etwas Schnee auf seinem Pilgerzuge gefallen lassen, denn ein Julisonntag im Appennin vermag auch dem Ungläubigen und Unbußfertigen die Qualen der Höllengluth gar empfindlich in Leib und Seele zu brennen.

Die Sonne stieg eben röthlich über die grenzenlose Fläche der Poebene herauf, als der leichte Einspänner das stille Reggio verließ, dessen moderne Bewohner mit barbarischer Besessenheit fast jede Spur der größeren mittelalterlichen Geschichte ihrer Stadt von Häusern und Kirchen weggetilgt haben. Kein Wölkchen stand am Himmel, kein Lusthauch spielte durch die Baumwipfel, noch schwiegen selbst die Giebeln, aber schon waren die Menschen auf den Beinen: kleine Züge von Landleuten, die den Sonntag unter den Herrlichkeiten der Stadt verbringen wollten und früh aufgebrochen waren, um

Staub und Hitze zu meiden. Meist kommen sie zu Fuß, wenige nur mit dem Ochsengespanne, lauter stattliche Gestalten, ernstbaste Gesichter, die Weiber oft in bunter Tracht, das Kopftuch schützend über den Nacken herabgelassen. Ein prächtiges Land, das sich von der emilischen Straße aus gegen das Gebirge hin sacht ansteigend ausbreitet! Zwischen den hohen grünen Maisstauden und den goldgelben Weizenfeldern ziehen die Ulmen und Maulbeerbäume in unabsehbaren Reihen hin, Nebengewinde verbinden die Nachbarstämme, niederhängend unter der Last der Trauben, auch aus dem dunklen Gezweige der stützenden Bäume selbst lacht überall das lichtere Weinlaub freundlich hervor. Die Straße ist durch kräftige Steineichen eingefast, deren zartere Blätter die minder auseinanderstrebenden Nester dichter einhüllen, als bei unseren nordischen Eichen geschieht. Alles stand in vollster Frische, obwohl der Thau der Nacht im ersten Augenblicke von der Sonne aufgezehrt worden war, aber häufige Steinpfeiler, welche die Richtung unterirdischer Wasserleitungen anzeigen, verriethen die Sorgfalt, mit der hier der Mensch das köstlich seltene Element seinen Pflanzungen zum Segen herbeizubringen, zu sammeln und zu hüten weiß. Der Straße zur Seite, deren einstige Bedeutung für die Verbindung der Emilia mit Massa und Carrara noch der begleitende Telegraph bezeichnet, liegen heitere und wohlhabige Dörfer, all die hellfarbig glänzenden Häuser aus Stein erbaut, häufig öffnet sich das obere Geschoss in einer einfachen Loggia; am stattlichsten ragt allemal die schmucke Kirche hervor, anscheinend viel zu groß für die umgebende Häusermenge, doch dient sie auch den Bewohnern der zahlreichen Villen zum Sammelorte, die einzeln nach allen Seiten hin weit über die fruchtbare Landschaft zerstreut sind. Sobald nun der Boden ernstlich ansteigt, erscheinen die Schlösser der Reichen, in krönender Lage auf den cypressentragenden Hügeln oder drunten im Thal von regelmäßigen Teichen umgeben, alle, so viel man im Vorüberreifen erkennen kann, aus dem vorigen Jahrhundert; mit der Pracht der Anlage kämpft oft bereits der Verfall; sie sind sorgfältig verschlossen und unbewohnt, die heutigen Besitzer ziehen den geselligen Glanz des städtischen Treibens in Florenz oder Bologna dem Landleben ihrer Väter vor. Dennoch dominiren diese Herrenhäuser noch immer ästhetisch wenigstens über die Gegend; die auf den Höhen haben wohl ihr eigenes Kirchlein zur Seite, doppelt imposant, geistlich und weltlich, schauen sie so auf die freie, aber bescheidene Bauernwelt in der Tiefe hernieder.

Erst an den Rändern des eigentlichen Gebirges beginnen die Reste des Mittelalters. Die Burgen, die einst auch die Ebene reichlich erfüllten, sind längst bis auf den letzten Stein abgetragen und anderwärts vernutzt worden, so gut wie die Thurmcastelle der edlen Familien innerhalb der Städte; auf den Felsspitzen aber hat man die Trümmer stehen und liegen lassen wie sie

konnten und mochten, den Baustein, dessen man bedurfte, brach man besser und bequemer aus den Rippen der frühentkleideten Berge selber. Auf den ersten Blick nun gewahrt man sogleich ansehnliche Spuren der Macht der großen Gräfin Mathilde. Rechts abseits von der Straße, nach der Thalmündung zu, aus der die Enza in breitem Bette hervorrinnt, wohnt am Abhänge die Gemeinde Quattrocastella, die ihren Namen einem Complex von vier festen Schlössern verdankt, welche noch heut in Ruinen eine malerische Gruppe bilden. Im elften Jahrhundert gehörten sie der reichen Gebieterin von Canossa, im zwölften kamen sie wie die Hauptburg selbst an das Basillengeschlecht, das den Namen Canossa zu seinem eigenen Namen erklor. Sie lagen, wie ein Chronist von Reggio erzählt, je einen Balistenwurf von einander entfernt, formirten also ein kleines Festungsviereck, das mit den artilleerischen Mitteln jener Zeit wohl zu vertheidigen war; stattliche Paläste bargen sie in sich, Thürme und Kapellen, Ritter und Damen trieben darin ihr vornehmeres Wesen. Schon im 13. Jahrhundert aber war's mit solcher Herrlichkeit vorüber, das Herrengeschlecht zerstörte sich und seine Sitze in unaußhörlichen Fehden; was die Waffen der belagernden Städter übrig gelassen, fiel aus eigener Schwäche nach und nach in Schutt zusammen; das einzige Dianello ist auch nach dem Aussterben der Familie Canossa bis heut ledlich erhalten.

Man verliert die Gruppe aus den Augen, sobald die Straße in's Gebirge tritt; die Landschaft wird rauher, zur Seite hat man im engen Thale den Crostoloßuß, oder vielmehr sein breites trockenes, mit wüstem Kallgeröll erfülltes Bett. Wie oft wissen die Annalen des Mittelalters von den Verheerungen zu erzählen, die das wüthende Bergwasser im Frühling angerichtet! Auch jetzt ist's nicht anders, wie man aus den Spuren junger Ueberschwemmungen erkennt; aber im Hochsommer — heut wie ehemals — zeigen fast alle diese italienischen Flüsse und Bäche das nämliche dürre Gesicht; kaumbar zwecklos wölben sich die massiven grauen Brücken hoch über die öde Ghiara (so heißt das Riesbett nach dem lateinischen glarea), zwischen deren gluthstrahlenden Geschieben nur hie und da gelbliche Lachen und Pfützen den Thalmweg des verdunsteten Flusses andeuten. Für's erste wird man auch sonst beim Eintritt in den Appennin enttäuscht: die vordersten Bergreihen sind oben unangenehm gerade abgeschnitten, die schroffen Abhänge sehen im eigentlichen Sinne des Wortes etwas schäbig aus; am meisten vermißt der Nordländer den Wald: wo sich Grün zeigt, ist's nur niedriges Buschwerk, dazu noch sehr undicht über die Felswand zerstreut, die ein scheidiges Ansehen dadurch erhält; Kallstaub und Sonnenlicht überziehen alles mit einem eintönig gelben Schimmer. Nur im Thale selbst, um die Dörfer herum erscheint kräftigeres vegetatives Leben, Eichen, Rußbäume und Kastanien, das

Flußbett geleiten Pappeln, Erlen und die unter allen Zonen ausdauerndsten Weiden.

Im Dörfchen Pecorile verläßt Straße und Wagen, wer nach Canossa hinauf will. Der Ort steht fast verlassen, Männer und Weiber sind droben in der weithin prangenden Kirche von Casola; in der Schenke ist nur ein halberwachsenes Mädchen zurückgeblieben, mit ernstern dunklen Augen, in all ihrem Schmutze bewegt sie sich mit vieler Würde und setzt Brot, Ziegenkäse und Landwein auf den rohen Holztisch, als gälte es eine königliche Tafel zu beschicken. In schwerverständlichem Dialecte beschreibt sie den einfachen Weg, sie selber ist natürlich niemals auf der Burg gewesen. Auch der Beturin von Reggio weiß nicht Bescheid, obwohl er zwanzig Jahre lang als Postillon zwischen Massa und Reggio herüber und hinüber gefahren. Er will heut mit hinauf, um doch auch einmal zu sehen, was es dort gibt. Ein anstelliger Bauer meldet sich freiwillig als Führer, er schneidet Fächer und Stäbe von einem Eichenbusch und die Wanderung beginnt. Es ist derselbe Weg, den einst König Heinrich gezogen: zuerst geht's durch Felder und Gärten bergan; die Bauern, die aus der Kirche kommen, betrachten neugierig den Fremden, der zu solcher Jahreszeit auf die Höhe will; wie man um den Kirchberg biegt und das wüste Seitenthal des Campolabaches hinaufschaut: plötzlich, überraschend ist Canossa im Hintergrund emporgestiegen.

Es ist ein isolirter Bergkegel, wie sie so häufig in der rauhen Alp begegnen; am entschiedensten erinnert er — ohne alle historische Ideenverbindung — an den Hohenzollern. Bis in die Einzelheiten der Gestalt reicht die Aehnlichkeit: bis zu drei Vierteln der Erhebung ist bei beiden die Steilheit noch gemäßigt, dem Wasserthurm auf solcher Höhe beim Hohenzollern entspricht hier das Kirchlein San Paolo, erst von da an ragt in schroffer Kühnheit der eigentliche Felsgipfel in die Luft, daran, darin und darauf die Burg, aber Hohenzollern im schönsten Glanze kräftigen Lebens, Canossa ergraut, verwittert, zertrümmert, verödet. Eine Stunde lang schreitet oder springt man gar beschwerlich in der Ghiara der Campola dahin, zwischen den Massen loser Kollsteine erscheinen auch ganze Strecken festen naaktgespülten Kalkfelsens; dann geht's fünf Minuten durch ein Wäldchen von Eichen und wilden Kastanien aufwärts, darauf eine Viertelstunde über kümmerliche abschüssige Weide, dann trifft man auf schmaler Fläche das Kirchlein und ist erstaunt, ein Dörfchen dabei zu finden, das sich, halb im Gebüsch versteckt, in gleicher Höhe rings wie ein Halsband um das trohige Berghaupt herumzieht; die spärlichen Felder liegen wie die Mehrzahl der Hütten nach der südlichen Rückseite des Berges zu. Der eigentliche Burgfels hat die Form eines riesenhaften, etwas verschobenen Würfels, drohend hängt nach Nordwesten die kahle gelblichgraue Kalkwand über; Wind und Wetter haben ihre

Linien dareingegraben, ein paar gewaltige Brocken liegen abgestürzt am Fuße, doch wohl schon aus vorhistorischer Zeit. An der grünbewachsenen Südwand windet sich der schlechte Pfad empor, am kreisrunden Schloßbrunnen vorüber zum einzigen noch übrigen Bogenthor, hinter dem man die Plattform des Gipfels erreicht. Es wird wohl dem innersten der drei Mauerringe angehört haben, von denen die Geschichte berichtet, da der Brunnen natürlich noch im unfriedeten Raume lag.

Ein alter Landmann hat sich noch angeschlossen und spielt geschwätzig den Kastellan. Das Interesse dieser Leute ist doch allerorten das gleiche: in der Aussicht rühmt er, daß man diese oder jene große Stadt deutlich oder undeutlich erkennt; seine ganze Romantik beschränkt sich auf das Schauerliche, einen Kellerraum erklärt er mit Geberden des Entsetzens für ein Verlies und versichert, drunter stede noch ein zweites, gräßlicheres im Boden. Die Ruinen bieten an sich nichts Merkwürdiges dar; sie zerfallen in drei Abtheilungen, zwei gegen Osten hangen noch durch eine aufrechte Wand zusammen, die dritte Gruppe liegt westlich, durch einen kleinen grünen Platz von jenen gesondert. Vielleicht barg diese das Kloster und seine Kirche, von deren Reliquien und Schätzen, Stiftungen der Vorfahren Mathilde's, der ~~Widwe~~ Wittve der Gräfin so viel zu erzählen weiß. Hier stehen die Mauern nur noch ein paar Schuh hoch, auf der Ostseite dagegen zeigen die Wände noch verschiedene Stockwerke, durch die kleinen Rundbogenfenster blickt man weit in die Ebene hinaus. Alles ist fest auf den Fels gemauert, vom gleichen Kalkstein sind die Werkstücke genommen, imposant genug von Sicherheitswegen, wenn man da jäh in die Tiefe blickt, aber winzig, eng, gedrückt für ein modernes Auge; man begreift kaum, wie der gräßliche Troß, Abt und Könige drin ausgekommen sind. Heut hat sich statt ihrer eine reiche und bunte Pflanzenwelt angesiedelt, Blumen in üppigster Fülle, Thymian besonders verbreitet einen fast betäubenden Duft; herrlicher Ephen hält das Gemäuer umstrickt, inmitten eines alten Gemachs, nun unter freiem Himmel, hat ein wilder Feigenbaum Wurzel geschlagen, wie ein lebendiger Deckpfeiler steht er da, ausgreifend nach dem verschwundenen Gewölbe.

Ist so schon die Stätte selbst freundlich genug ausgeziert, so entfaltet sich die Aussicht rundum in unbeschreiblicher Pracht. Nach Norden zu schweift der Blick allenthalben über die absinkenden Ränder des Gebirges hinweg in die unermessliche Ebene, die in tiefblauen Duft gehüllt, gegen den Horizont hin scheinbar anschwellend, fast wie ein Meer erschiene, zeigte nicht der breite Silberstreif des Po, der hie und da in Windungen aufschimmert, erst das wahre flüssige Element in seiner glitzernden Beweglichkeit an. Das glänzende Parma liegt so übersichtlich draußenvor hingebreitet, daß man Kuppeln und Paläste, Brücken und Straßenzüge einzeln aufzählen mag; Reggio guckt nur

eben hinter den nahen Willenhügeln hervor, von Modena taucht einzig der hohe Glockenthurm, die Ghirlandina, nadelartig aus den leichtwogenden Dünsten auf. Geradaus, gegen Reggio, überschaut man das Thal, das wir heraufgekommen, die Heerstraße nach dem Mittelmeer wendet sich von Becorile aus rechts von uns ab und klimmt mühsam im Zickzack eine walbige Wand empor, hinter der sie im Innern des Gebirges verschwindet; es ist, als wichen die modernen Gedanken, die dort den Telegraphen durchzittern, scheu vor dieser Wohnstatt mittelalterlichen Spuks und schlugen sich seitwärts in die Büsche. In der Richtung auf Parma zu ist das Gebirge durch das breite Steinthal der nun auch völlig versiegten Enza zerspalten — die alte Grenze der beiden Herzogthümer —, ansehnliche Ortschaften zeigen sich im Grunde, auch sie freilich dermaßen in Kalk eingestäubt, daß sie kaum von dem Schuttgerölle des Flußbettes zu unterscheiden sind. Am Ausgange des Thals hält die Artillerie ihre Uebungen, man sieht sie nicht, aber von Zeit zu Zeit schüttert ein dumpfer Schuß herauf, gleichsam Stundenschläge der Neuzeit, die mit herbem Anachronismus die Seele wachrufen aus den dämmernden Träumen von Canossa. Kehrt man sich um, so erblickt man den mächtigen Aufbau des Appennin; zahllose Ketten, durch Querriegel durchbrochen oder verbunden, alle scharfumrandet, bald kahl und hell, bald an den Lehnen dunkel bewachsen, thürmen sich hinter einander empor bis zu den zackigen Hochgipfeln des Hauptzugs, die auch hier mit dem Ehrennamen „Alpen“ benannt werden; um sie lagert leichtgeballtes Gewölk, von sonnebestrahlten Schneeflecken durchblitzt, ein klares Luftblau mildert in der Ferne den erhabenen Ernst der harten, stolzen Felsprofile. Merkwürdig ist auch der Vordergrund nach Süden zu gestaltet: von der halben Höhe unseres Berges zweigt sich hier ein schmaler Rücken ab, der stundenweit hinzieht bis an's Enzathal; er trägt das wohlerhaltene Castell Rossena, das ebenso wie Canossa vielfach in den Fehden des 13. Jahrhunderts erwähnt wird; zwischen beiden Schlössern aber gähnt eine überaus rauhe und wilde Kluft auf, deren jähe, nackte, ausgefurchte Wände an ihrer grauen Oberfläche die Spuren winterlicher Schnee- und Eisrutsche tragen. Wohl mag ein steinerner Sinn, der da hineinschaut, sich noch mehr in eisiger Starrheit verhärten, wohl mag ein nach dem Ewigen suchendes Auge, wenn es hier von Gipfel zu Gipfel bis zu dem stillen Wandel der Sterne emporschweift, der Erde mit all ihrer Scheingröße gern vergessen.

Der Betturin hat sich schlafen gelegt in den Schatten einer Epheumauer, die Bauern plaudern über Witterung und Ernte, der Wanderer aus Norden erhält eine Frist, die Geister der Vergangenheit um sich zu versammeln. Zweimal hat Castell Canossa für die Weltgeschichte Bedeutung gehabt, beidemale als Zufluchtsort: 951 barg hier Otto, der Ahn Mathilde's, der

das Felsenest vom Bischof von Reggio zu Lehen trug, die schöne Verfolgte, Königin Adelheid, durch deren Hand Otto der Große Italien gewann; fünf-
 vierzig Jahrhunderte später schützte die große Gräfin ihren geistlichen Freund
 Gregor wider die vermeintlichen Feindesabsichten des bußreisenden Königs
 Heinrich. Wie eng beide Ereignisse zusammenhängen, empfindet der Deutsche
 nur zu sehr; dahin führte die kühne Kaiserpolitik, die Otto durch
 seine italienische Verbindung eröffnete: das vom Untergange gerettete Papst-
 thum richtete sich auf wider die Macht seiner Helfer und feierte einen
 Triumph, wie er wenigstens theatralisch großartiger niemals vorgekommen.
 Ich schildere die winterliche Scene nicht wieder, die uns alle schon in den
 Tagen der Schulzeit die Einbildungskraft hat erstarren, das Herz aber hin-
 nachlassen lassen, ich erinnere nur daran, daß die heutige kritische Geschichts-
 schreibung die Auffassung des fremdartigen Vorgangs doch einigermaßen ver-
 bessert und dadurch erleichtert hat.

Danach ist die Buße Heinrich's eine rein politische Maßregel gewesen,
 gegen die rebellischen deutschen Fürsten, die zu anderem nationalem
 Hange und noch die Schande dieses Jammers tragen müssen. Um ihre
 persönlichen Bedenken zu entkräften, ertrug der König bittend von Gregor
 nicht wider dessen Willen die Versöhnung; gerade dadurch, daß er die könig-
 liche Würde wegwarf und als einfacher Sünder vor den gestrengen Priester
 stand, übte er einen unwiderstehlichen Zwang über diesen aus, der auch
 gegen einen bloß scheinbar Neutigen keine Waffen mehr besaß. Eben deshalb
 hat Gregor so lange mit seiner Gnade gezaudert; weniger die hehren Augen-
 blicke des Sieges wollte er verlängern, als den peinlichen Frieden hinaus-
 schieben, der ihm eine politische Niederlage eintrug; indem er geistlich über
 das Menschenmaß hinausstieg, ist er weltlich unterlegen, und er wußte das,
 Heinrich's Geschick ist später wahrlich reich genug an tragischen Momenten
 gewesen, als zuletzt auch seine Söhne verführt und treulos wider ihn auf-
 standen; zu Canossa aber war ohne Frage Gregor die tragische Figur,
 wovon man freilich nicht, wie so häufig mißbräuchlich geschieht, eine trau-
 erliche Figur verstehen muß. Es war die Peripetie seines Lebens und der
 Sache, die er vertrat, ein Gipfel, der einmal erreicht, auch sofort überschritten
 werden mußte. Für Gregor persönlich ging's von da an sofort abwärts bis
 zum Tode in der Verbannung; die Kirche hat noch ein paar ähnliche Mo-
 mente höchster Erhebung, die zugleich stets Ueberhebung ist, gefeiert, dann
 hat auch ihre Stunde geschlagen.

Gregor hat den deutschen Fürsten seines Anhangs die Scene von Ca-
 nossa in einem Briefe beschrieben, der einem Entschuldigungsschreiben sehr
 ähnlich sieht; nicht aber das — wie man heut erwarten möchte — ent-
 schuldigt er, daß er Heinrich so lange und so kläglich habe stehen lassen, son-

bern umgekehrt, daß er selbst dadurch doch endlich zur Gnade bestimmt worden sei. Nur deshalb erzählt er, wie alles um ihn her mit Bitten und Thränen auf ihn eingedrungen sei, erstaunt über die ungewöhnliche Härte seines Sinnes, wie man nicht apostolisch strenge Würde, sondern tyrannisch wilde Grausamkeit in seinem Bezeigen erkannt habe. Ihm selbst, muß man annehmen, war sein Verfahren in ganz anderem Lichte erschienen, gewissermaßen natürlich und jedenfalls gerecht; sind ihm hernach bei der Versöhnung die Thränen in die Augen getreten, so waren es nicht im mindesten Thränen der Reue, sondern der menschlichen Rührung, die auch ihn einmal nach einem so außerordentlichen Schauspiel überkam. Wenn Ludwig Häusser in seinen ergreifenden Vorträgen über deutsche Geschichte den Auftritt von Canossa mit kräftigen Zügen geschildert hatte, so fügte er nicht ohne Bitterkeit hinzu, es sei doch der heraufgekommene Proletarier in Gregor gewesen, der Sohn des armen Bäuerleins aus den toskanischen Maremmen, der seine Weide daran gehabt, den höchsten Herrscher der Christenheit so tief vor sich erniedrigt zu sehen. Gewiß geschieht Gregor damit Unrecht; es wäre, als wollte man behaupten, die Männer, die über Karl I. oder Ludwig XVI. das Todesurtheil gesprochen, hätten sämtlich kein anderes Motiv dazu gehabt, als den persönlichen Kitzel, den König, zu dessen Stellung sie so lange aus dem Staube hätten aufsehen müssen, nun recht gründlich von ihren eigenen rächenden Händen in den Staub und tiefer noch in's Nichts herabgestürzt zu sehen. Einige Bösewichter mögen so empfunden haben, die meisten aber wurden ohne Zweifel so gut wie Gregor von einer Idee beherrscht, vor der ihr persönliches Lust- und Nachgefühl verschwand. Häusser legte übrigens in seiner Darstellung besonderes Gewicht auf das Gottesurtheil beim Abendmahl, das nach Lambert's Erzählung Gregor zum abermaligen Triumph über Heinrich angerufen haben soll; die Kritik verwirft heut diese Geschichte als eine Erdichtung gerade der Gegner Heinrich's in Deutschland; wäre sie aber wahr, so müßte man annehmen, daß auch hierin Gregor im ruhigen Gefühle seines Rechts, sozusagen naïv verfahren sei. Wer wird nicht heut die Gedanken verurtheilen, in deren Dienste dieser Mann die Welt umzugestalten gewagt hat? Daß ihn aber die Illusion antrieb, es seien rechte, ja göttliche Gedanken, kein Kenner der Geschichte darf es leugnen.

Diese Ideen nun selber darf man allerdings Emporkömmlinge nennen und hierauf gründet sich die wilde Rücksichtslosigkeit, mit der sie zerstörend um sich griffen; in diesem auf das Unpersönliche übertragenen Sinne trifft Häusser's Deutung zum Ziele. Das ist ja das Wesen aller Revolutionen, geistlicher nicht anders als weltlicher, daß ganze Seiten und Richtungen des menschlichen Gesamtlebens, die bisher verdrückt und verkümmert gewesen, durchbrechend zum Siege kommen über andere; die Individuen, die dabei zu

handeln scheinen, sind doch in Wahrheit nur geleitete Agenten, besäßen sie selbst den Herrengeist und den Eisenkopf eines Gregor. Wie lange Jahrhunderte des Alterthums über war die Innerlichkeit des menschlichen Gemüths dienen gegangen im hartherzigen Staatsleben einseitig großer Nationen! Im Christenthume spricht sie sich und ihren Weltberuf aus, die Herrlinge der Germanen fassen sie bei der Hand und führen sie in's politische Leben ein; von da an schmiedet sie sich Waffen und strebt, ihrer Friedensnatur vergessend, zur Herrschaft auf. Die Welt mußte sie einmal versucht haben, diese Hierarchie, um sie unerträglich zu finden; der Ueberhebung des Papstthums in Gregor danken wir's, daß wir heut gewirigt und lächelnd auf das gebeugte Papstthum niederblicken. Die Tage von Canossa belehrten die Mitwelt, daß über alle brutale Gewalt des Schwertes und der Königsrührung eine richtende Kraft der Ideen gesetzt ist, sie belehren die Nachwelt, daß Ideen, die sich mit weltlicher Gewalt zu Urtheilsspruch und Herrschaft gürten, sich damit selber schon ein höheres Gericht bei reiner geistigen Mächten der Zukunft bestellen, vor dem sie den Lohn ihrer eigenen Thaten empfangen werden.

In der Eingangshalle von San Marco zu Venedig bezeichnen rothe Porphyrlplatten die Stelle, wo Kaiser Friedrich I. vor Papst Alexander III. gekniet, den Irrthum eines ganzen Herrscherlebens reumüthig belegend. Vor einem Menschenalter schon hat Ranke scharf hervorgehoben, wie viel mehr diese Begegnung zu bedeuten hatte, als die flüchtige und fast rein persönliche Demüthigung Heinrich's zu Canossa. Fast man aber nicht Barbarossa's Politik allein, sondern die seines Hauses im Zusammenhang in's Auge, so erscheint auch der Friede von Venedig nur als ein bald verfliegendes Moment. Das Uebergewicht der kirchlichen Gewalt, das dort „vollständig anerkannt“ ward, haben Heinrich VI. und Friedrich II. wieder gelugnet, bekämpft und wenigstens rechtlich nie zum Siege kommen lassen; es factisch zu stürzen, dazu bedurft' es freilich der Volkskraft der zum Selbstgefühl emporwachsenden Nationen Europas, vor allen anderen der deutschen. Mit kühler Ruhe konnte Joseph II. vor dem Bilde im Saale des großen Rathes im Dogenpalast, das die venezianer Begegnung prunkend darstellt, im „tempi passati!“ aussprechen.

Tempi passati! das ist das Gefühl, das noch stärker und tröstlicher selbst als in Venedig dem Wanderer in Canossa das Herz erfüllt. Als ich beim Hinabsteigen im Dörfchen am Berge den Bauern, die mit Kirschwein und Quellwasser, mit Münzfunden und beschriebenen Steinen herbeikamen, die Geschichte von Gregor und Heinrich zu erzählen versuchte, war es den meisten zum Gelächter wie etwas Unglaubliches, einer fragte geradezu, wie das möglich gewesen. In Pecorile saßen die Burschen beim Kartenspiel in

der Schenke, die noch eben die Messe gehört. Der katholische Gottesdienst ist ihnen allen ein Bestandtheil des alltäglichen Lebens, weder sie noch ihre Kinder und Enkel werden sich davon lossagen, aber ihre Leidenschaften werden durch diese Fragen nicht mehr aufgeregt; in den nämlichen Tagen erkocht die nationale Partei in ganz Italien, und in Oberitalien zumal den entschiedensten Sieg bei den Municipalwahlen über die Clericalen. So lange die römische Kirche das nationale Interesse der Italiener wie heut mit bitterer Feindschaft verschmäht und bestreitet, wird selbst die italienische Nation sich nie wieder vor ihr demüthigen. Und die deutsche? Es war der eigentliche Fürstenstand des alten Reichs, der das Kaiserthum auf den Aufweg nach Canossa schickte, im neuen Reich ist, hoffen wir, dafür gesorgt, daß, gäb' es je wieder so bösen Willen, ihm doch die Macht zu schaden benommen wäre durch vereinte Wachsamkeit von oben und unten.

Mit den Localgewalten von Canossa hat die Geschichte freilich weit schneller aufgeräumt. Als der Lehnsmann des Bischofs von Reggio im 10. Jahrhundert die Burg erbaute, lag auch die Stadt Reggio selbst noch schlummernd unter den Fittigen des Bisthums; in Schutz und Gnaden des Grafengeschlechts und vornehmlich Mathilde's selber kam sie still empor, im 12. Jahrhundert erhob sich die Gemeinde zur Selbständigkeit und zwang die ritterlichen Herren von Canossa als Bürger in ihren Verband. 1255 endlich zog die Bürgerschaft von Reggio im Bunde mit einzelnen Gliedern der Familie vor das Schloß, weil die Herren Vettern drinnen auf der Landstraße der Commune geraubt hatten; damals ist der Fels wüst gelegt bis auf den heutigen Tag. Auch die communale Herrlichkeit von Reggio ging noch vor Ende des 13. Jahrhunderts zu Grunde, die Este's richteten ihre Macht darüber auf, die nun auch für immer verschlungen worden in die nationale Einheit. Leicht und gern hat das Landvolf des Appennin diese letzte Wandlung über sich ergehen lassen, an die früheren hat es kaum eine Erinnerung bewahrt; nur die große Gräfin lebt noch im Munde der Leute, doch war es gelehrte und literarische Tradition allein, die ihre Gestalt wieder hergestellt hat. Eine der wirksamsten Frauen aller Zeiten, gerade dadurch, daß sie als Weib gewirkt hat, in dienendem Anschluß an den größten männlichen Geist ihrer Zeit! Wie müßte es sie schmerzen, sähe sie heut nicht Castell Canossa allein, sondern den Felsen selbst, auf welchen die Kirche Roms gegründet ward, verwittert und den gebieterischen Bau der Jahrtausende auf ihm zertrümmert, durchhallt von den eintönigen Klagen eines Greises, dem die Geschichte nicht einmal die schmerzliche Genugthuung des Exils gönnt, daß er enden könnte wie Gregor mit der stolzen Selbsttäuschung: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Unbill gehaßt, darum sterb' ich im Elend!“

Alfred Dove.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die jüngste Entscheidung des preussischen Oberkirchenraths. Aus Sachsen. — Mit begreiflicher Spannung hat man in der ganzen evangelischen Kirche der vor längerer Zeit angerufenen Entscheidung des evangelischen Oberkirchenraths in der Visco'schen Angelegenheit entgegengesehen. Dem nimmt auch gegenwärtig der anhebende Kampf wider den ultramontanen Katholicismus das öffentliche Interesse vorwiegend in Anspruch, so bricht sich doch auch die Erkenntniß in immer weiteren Kreisen Bahn, daß ein innerer Zusammenhang zwischen allen diesen mannigfaltigen kirchlichen Kämpfen vorhanden sei. Je unzweideutiger nun der plötzlich hervorbrechende, unerhörte Verfolgungseifer der preussischen Orthodorie auf das Vorgefühl ihres wankenden Einflusses hinwies und auf das Bestreben, die Katastrophe durch glänzende Entfaltung aller bereiten Wuchtmittel noch für eine Zeit hinauszuhalten, um so größere principielle Bedeutung erhielt diese erste Entscheidung der obersten Kirchenbehörde in einem der in Scene gesetzten Reyerproceffe. Nicht als ob man von ihr ein entschiedenes Eintreten für das bedrohte Recht der freieren Richtung in der evangelischen Kirche hätte erwarten dürfen; lediglich darum handelte es sich, ob und in wie weit sie eine thätige Theilnahme an dem von den Consistorien eröffneten Feldzuge wider die Liberalen für angezeigt halten würde. Und dies letztere ist in dem nun veröffentlichten oberkirchenrätlichen Bescheide auf die Eingabe des Dr. Visco in bemerkenswerth geringem Maße geschehen. — Zwar hatte der seiner Zeit schon durch den bekannten Vortrag Visco's über das apostolische Glaubensbekenntniß hervorgerufene Erlass des Consistoriums der Provinz Brandenburg die Vermuthung nahe gelegt, daß die bekannte Zwei-Seelen-Theorie auch auf diese Behörde nicht mit Unrecht angewendet werden dürfte. Dem während darin einerseits gegen den Verfasser dieses Vortrags Beschuldigungen schwerster Art ausgesprochen wurden, als sei er der ihm durch das Ordinations-Gelübde auferlegten Pflichten nicht in genügender Weise angedenk gewesen, habe wissenschaftliche Behauptungen unbedacht, Verdächtigungen über seine Amtsgenossen leichtthin ausgesprochen und sei dann bemüht gewesen, durch deutende Erklärungen die Folgen seines Vorgehens abzumildern, so nahm doch andererseits das Consistorium von Einleitung einer Disciplinar-Untersuchung „zur Zeit“ Abstand. Ja dasselbe sprach sich sogar, gewiß zur freudigen Ueberraschung vieler, ganz im Sinne des Visco'schen Vortrags dahin aus, „daß die Bedeutung des Apostolicums und seiner einzelnen Aussagen für unsere Kirche nicht von dem Sinne abhängt, der mit diesen Aussagen zur Zeit ihrer Aufnahme in das Bekenntniß oder in der späteren katholischen Kirche verbunden worden“ und „daß der evangelische Geistliche in evangelischen Sinne und Verstande, nicht in dem Sinne längst überwundener Auffassungen, auf das Apostolicum verpflichtet sei und dasselbe in diesem Sinne im Unterricht zu lehren und vor versammelter Gemeinde zu bekennen habe.“ Um so mehr war Dr. Visco berechtigt, ja verpflichtet, über dies widerspruchsvolle Verfahren des Consistoriums beim Oberkirchenrath Beschwerde zu führen und denselben um Aufhebung des ihm erteilten Verweises zu bitten. Der am 16. Juli erlassene Bescheid

dieser Behörde schließt sich nun, wie zu erwarten stand, in der Auffassung des Thatsächlichen lediglich an den Erlaß des brandenburger Consistoriums an und erklärt es daher für gerechtfertigt, die „Verfügung des königlichen Consistoriums vom 23. Februar d. J. dahin aufrecht zu erhalten, daß dem Dr. Visco wegen des durch Haltung und Veröffentlichung seines Vortrags über das apostolische Glaubensbekenntniß bewiesenen, zu Mißverständnissen und Aergerniß Anlaß gebenden Verhaltens ein ernster Verweis zu ertheilen sei“. Dagegen erwidert der Oberkirchenrath auf die Beschwerden Visco's „ohne in's Einzelne zu gehen“, Folgendes: „Es gereicht Ihnen zur Ehre daß Sie nicht als ein Anderer amtlich und außeramtlich erscheinen wollen, indem sie sich als verpflichtet erkennen, in und außer dem Amte keine andere, als die evangelische Lehre auszubreiten. Wir nehmen deshalb auch nicht an, daß der Vorwurf der Unwahrhaftigkeit Sie treffe, ebensowenig aber auch der des Bruches Ihres Ordinationsgelübdes und bemerken gleichzeitig hierzu, daß, wäre ein solcher Seitens des Consistoriums angenommen worden, dasselbe offenbar die Eröffnung förmlicher Disciplinar-Untersuchung gegen Sie für nothwendig erachtet haben würde. Ferner ist, nachdem Ihnen durch diese Behörde ein Verweis zuerkannt worden ist, keineswegs wie Sie zu meinen scheinen, damit Ihr ganzes amtliches Leben und Ihre Ehre in Frage gestellt, noch auch ist vorbehalten, in jedem Augenblick auf diese Sache zurückzukommen und Sie zur Niederlegung Ihres Amtes aufzufordern. Nicht von einem beliebigen Gutdünken der Behörden, sondern lediglich von Ihnen selbst wird es abhängen, wie deren zukünftiges Verhältniß zu Ihnen sich gestalten wird.“ — Wir meinen diese Sprache ist deutlich und wird den plötzlich erwachten consistorialen Eifer wohl einigermaßen abkühlen. Mit vollkommenem Rechte faßt auch die protestantische Kirchenzeitung den Erlaß des Oberkirchenraths als eine Ehrenerklärung für Dr. Visco auf, und das brandenburger Consistorium wird in ihm kaum etwas anderes als eine in die üblichen officiellen Formen gehüllte entschiedene Zurechtweisung erkennen können. Aber freilich auch der Oberkirchenrath bleibt noch weit davon entfernt, der freieren theologischen Richtung die ihr zukommende Stellung in der evangelischen Kirche einzuräumen. Denn auch er erklärt es „für gerechtfertigt“ einem Geistlichen „einen ernsten Verweis“ zu ertheilen, wegen eines außerkirchlichen Vortrags, in dem derselbe längst gesicherte Resultate theologischer Wissenschaft einem Kreise gebildeter Hörer mittheilt: ihm einen solchen Verweis zu ertheilen wegen eines Vortrags, der seinerseits wiederum durch das unerhörte Vorgehen der kirchlichen Behörde gegen den jüngeren Hanne förmlich provocirt worden war. Auch der Oberkirchenrath zeigt sich überaus empfindlich gegen ein tadelndes Wort, das Dr. Visco über orthodoxe Amtsbrüder gebraucht hat und findet seinerseits kein Wort des Tadelns gegen die maßlosen Schmähungen — Auswuchs am Leib der Kirche, den Modergeruch überfüllter Todtengebeine verbreitend, ist ein neuerdings beliebter Kraftausdruck — welche von einzelnen lutherischen Eiferern, von Kirchentagen und sogenannten Synoden in edlem Wettstreit wider die Vertreter der freieren Theologie, mit besonderem Ingrimm wider alle Mitglieder des Protestantenvereins, geschleudert zu werden pflegen. Fürwahr, die protestantische Kirchenzeitung hat vollkommen Recht, wenn sie dem Oberkirchenrathe zuruft: „Sieht denn die Behörde nicht ein, daß die sogenannte kirchliche Pinte, selber nur

das Product der theologischen Arbeit eines Jahrhunderts, ein geschichtlich notwendiger Factor in dem kirchlichen Organismus dieser Zeit ist, und als solcher positiv nur wirksam werden kann, wenn er endlich, der aufreibenden Arbeit fortdauernder Selbstvertheidigung enthoben, zur rechtlich gesicherten freien Entfaltung seiner eigenthümlichen Gaben übergehen kann?"

Der Bescheid des evangelischen Oberkirchenraths schließt mit einer warmen Anerkennung der Verdienste Visco's um Bekämpfung der Unsittlichkeit in Berlin und mit der „herzlichen Ermahnung, seine Gaben und Kräfte hinfert lieber solchen nothwendigen Arbeiten der christlichen Liebe zuzuwenden, als Dingen, die nur Zank und Streit gebären, aber nicht Frucht schaffen, sondern Mißtrauen wecken, Gemeinschaftsbände lockern und die nachhaltige Kraft für das gemeinsame Werk schwächen“. Auch wir würden dieser Mahnung freudig zustimmen, wenn es dem Oberkirchenrathe gefallen wollte, dieselbe an die gesammte evangelische Theologenwelt, und nicht zuletzt an seine Bekannungsverwandten in ihr zu richten. Es ist in der That hoch an der Zeit, die Unfruchtbarkeit dogmatischen Haders, der die deutsche Kirche lange genug verübet hat, einzugestehen, die Gleichberechtigung aller auf dem Boden des Evangeliums erwachsenen kirchlichen Richtungen anzuerkennen und dadurch, wie der Oberkirchenrath sagt, „die heilenden Mächte des Evangeliums der Welt, die ihrer so sehr bedarf, zu Gute kommen zu lassen“. Hoffen wir, daß es ihm selber unter seinem neuen Oberhaupte gelingen werde, diejenige verhängene Beurtheilung der gegenwärtigen kirchlichen Lage zu gewinnen, welche ihm eine erfolgreiche Förderung dieser großen Aufgabe einzig ermöglicht.

Weitere Münzaufgaben. Vom Rhein. — Von den beiden früheren Schwierigkeiten der Münzreform, wo das Gold herzunehmen sei und wie das überschüssige Silber mit möglichst geringem Verlust zu verkaufen sei, ist das erste ganz gelöst, aber die französischen Zahlungen bringen wenigstens noch nach Gold in's Land und der Verkauf des Silbers scheint auch in den Händen zu sein. Bei den jetzigen niedrigen Silberpreisen würde es nicht unvortheilhaft sein, den Verkauf unserer Vorräthe hastig zu betreiben. Ein großes Hemmniß ist es aber, daß die Goldprägung nicht schneller forttritt. Es ist gewiß, daß Deutschland mehr als 1500 Mill. Mark in Gold nöthig hat, wenn der Verkehr in Gold vor sich gehen soll. Da nur 20 Mill. Mark bisher geprägt sind und täglich etwas über 1¼ Mill. Mark dazu kommt, so ist klar, daß wir in 2 Jahren frühestens eine ausreichende Menge Gold haben werden, um die Goldwährung einzuführen, also um Mitte 1874. Es fragt sich aber, ob wir nicht schon weit früher, um Anfang 1873, dazu übergehen können, die neue Rechnungsweise in ganz Deutschland einzuführen. In den Thalerländern, also in ⅔ des Reichs, wäre dazu kaum etwas Besonderes zu thun; in Sachsen gar nichts, in Preußen wären einige Kupfermünzen einzuziehen andere im Werthe zu erhöhen (1 und 2 Pfennigstücke). In den Guldenländern freilich müßte das ganze Silbergeld ersetzt werden durch Stücke von 2 Mark, 1 Mark, 50 Pf., 20 Pf. *) und durch Kupferstücke. Das ist eine umfassende, aber so wichtige

*) Diese 20 Pf. sind 7 Kreuzer, auch könnten norddeutsche Dreier dorthin geworfen und = 1 Kreuzer (3 statt 2½ Pf.) gesetzt werden. Der Uebergang würde dadurch erleichtert.

Sache, daß wohl einige Wochen hindurch die Goldprägung ausgesetzt werden könnte, um diese Scheidemünzen herzustellen. Die Hoffnung ist noch nicht aufzugeben, daß der Reichstag im Herbst die Zeit finden wird, die Silbermünzen des neuen Systems zu beraten. Wenn dann die sämmtlichen Eisenbahnen, Posten, Zoll- und Steuerbehörden u. die neue Rechnung eingeführt so würde bald Jedermann folgen und wir würden durch einen politisch und wirthschaftlich so nothwendigen Verschmelzungsproceß die 6 bis 7 Rechnungsweisen bald los sein, die jetzt noch die deutsche Einheit entstellen. Um diese frühere Einführung der neuen Zahlung zu erleichtern und die Unterbrechung der Goldprägung verantworten zu können, ist es ganz zweckmäßig, die Friedrichsd'or u. noch nicht so bald einzuziehen, sondern ihren Werth an Mark zu tarifiren; ein Friedrichsd'or gleich 17 Mark, ein Napoleonsd'or 16 Mark u. s. w. Dann würde es an Zahlungsmitteln nicht einmal vorübergehend fehlen.

Was die Ausprägung neuer Silbermünzen angeht, so würde sie mit großen Verlusten verbunden sein, wenn sie nach dem ganzen Werthe des Silbers gegen Gold, nach der sogenannten Doppelwährung stattfinden sollte. Die alten preussischen Thaler haben allmählich 2—3 pCt. durch Abnutzung und Verschlebung verloren; die 10 Sgr. und 5 Sgr. Stücke noch weit mehr; die Stücke von 2½ Sgr. und darunter waren von Anfang an unterwerthig und Scheidemünze, also eine Art Creditgeld. Bei den Theilstücken des Guldens ist es ebenso. Es ist daher sehr willkommen, daß ein so kostspieliges Verfahren, welches der ganzen Münzreform bedenkliche Schwierigkeiten entgegenzusetzen würde, auch sonst nicht gebilligt werden kann. Denn die Motive, welche dem Gesetz betreffs der „Ausprägung von Goldmünzen“ (4. December 1871) beigegeben waren, deuteten ganz richtig darauf hin, daß unsere Münzreform nicht auf eine gleiche und feststehende Werthung von Gold und Silber neben einander hinauslaufen dürfe, sondern auf die reine Goldwährung, bei welcher Silbermünzen überhaupt nur als unterwerthige Scheidemünze bis zu einem beschränkten Betrage umlaufen können. Ebenso ist es ja in England und in Bezug auf den kleinen Verkehr (von 2 Frcs. an abwärts) auch in Frankreich. Es ist also nothwendig, den Silbermünzen, damit sie nicht in's Ausland gehen können und nicht eingeschmolzen werden, einen etwas zu hohen Werth beizulegen. Es darf also einem Stück, das gleich 2 Mark (20 Sgr.) sein soll, nicht wie früher 11½ Gramm Silber gegeben werden, sondern nur etwa 10,4 Gramm. Dann ist das Werthverhältniß von Gold zu Silber gleich 14½ angenommen, während es sonst 15½ ist. In den französischen und englischen Silbermünzen ist es fast ebenso angenommen. Der Staat kann also dann aus einem Pfund Silber 96 Mark herstellen, während er bisher nur 90 Mark daraus gewann. Durch diesen Vortheil wird das sonst so kostspielige Herstellen der abgenutzten Silbermünzen für das Reich zwar keineswegs gewinnreich, aber doch auch nicht so sehr verlustbringend.*) Nähme man den Werth der Silbermünzen

*) Nehmen wir an, daß 120 Mill. durch Silberscheidemünzen in Deutschland umlaufen, an welchen 15 pCt. Verlust zu berechnen ist (also 18 Mill.) und 1440 Mill. anderes Silber, an welchem 2 pCt. Verlust (als 28,8 Mill.), so wäre Gesamtverlust 46,8 Mill. Mark. Künftig würden in Silber nothwendig sein pro Kopf 12 Mark, also 500 Mill., darauf würde zu 7 pCt. Mindertwerth ein Gewinn von etwa 34 Mill. Mark ge-

nach geringer, so würde die Versuchung, dieselben durch Falschmünzerei nachzumachen, zu groß werden.

Welche neue Silbermünzen zu prägen sind, wird sich im Reichstag bald herausstellen. Wahrscheinlich wird man 2 Mark, 1 Mark, 50 Pf. und 20 Pfennige genügend finden. Um den Groschen (Zehner) wird sich vielleicht ein heftiger Kampf erheben. Es entspräche unseren Gewohnheiten im Norden sehr, ihn auch ferner zu besitzen. Aber wir könnten es nur um einen allzu hohen Preis. Nämlich daß wir bei diesem Groschen wie bisher ein klein wenig Silber in eine große Menge Kupfer stecken und uns dadurch nicht nur den Spott der anderen Völker zuziehen, sondern auch das in den Schiedmünzen steckende Silber sozusagen fortwerfen. (Grote, Geldlehre S. 97) Die Engländer haben in ihren Münzen $\frac{925}{1000}$ Silber, die Franzosen $\frac{835}{1000}$; wir gehen in unseren Fünfgroschenstücken bis auf $\frac{520}{1000}$ herunter, aber das ist noch nichts gegen unsere Groschen, die haben nur $\frac{210}{1000}$ Silber und am schlimmsten steht es mit dem bayerischen Silberkreuzer, der nur $\frac{167}{1000}$ Silber enthält. Natürlich sieht man nach kurzer Zeit nichts mehr von diesem Silberschimmer. Man kann nun zwar zuweilen hören, daß das Silber durch den Kupferzusatz härter würde, das ist bis zu einem gewissen Grad richtig, aber nur bis auf einen gewissen Grad, und ein anderes Uebel wird mit der Kupfermenge immer größer. Der Schwanz der menschlichen Hand zerstört chemisch das Gold gar nicht, das Silber wenig, das Kupfer bedeutend, so daß mit der Auflösung des Kupfers die Silbertheilchen zugleich weggeätzt werden. Es ist gewiß daran festzuhalten, daß man unter $\frac{500}{1000}$ nicht herabgehen sollte. Ist das der Fall, so ist das 2 Sgr. (20 Pf.) Stück nicht viel über 2 Gramm schwer (2,08), also nicht wesentlich von dem jetzigen Groschen verschieden. Ein kleineres Silberstück würde, wie die Erfahrung an unseren Sechsern und sonst gezeigt hat, nicht mehr brauchbar sein, zu leicht verloren gehen etc. Man wird also, wie die andern Länder, Kupfermünzen dafür eintreten lassen, die man ganz so leicht machen kann, als man will. Denn sie haben ja jowie die bisherigen Silbergroschen und Kreuzer keinen eigenen Werth, sondern sind eigentlich nur Anweisungen. Man braucht also 5 Pfennige in Kupfer nicht schwerer zu prägen als die jetzigen Vierpfennigstücke. Unser Geldsystem würde dann mit Goldstücken von 20 und 10 Mark, Silbermünzen von 2 Mark, 1 Mark, 50 Pf., 20 Pf. und Kupfermünzen von 5, 2, 1 Pf. recht gut bestehen sein. Vollkommen ist es nicht, aber dem englischen System ist es überlegen durch decimale Gliederung, dem französischen durch Kleinheit der Münzung und Sicherstellung der vollwerthigen Ausprägung und der Circulation überhaupt.

L i t e r a t u r .

Ang. Koberstein's Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 5. umgearb. Aufl. von Karl Wartsch. Bd. I und II. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1872. — Soviel auch an deutscher Literaturgeschichte geschrieben wird, von Forschern und Dilettanten — diesen namentlich bot sie

nicht werden, so daß etwa 12,8 Mill. Mark Verlust blieben. Natürlich sind solche Berechnungen wenig zuverlässig.

jahrzehntelang ein Lieblingsfeld für ihre Scheinarbeit — noch fehlt es nicht minder wie für die politische deutsche Geschichte an einer durchweg befriedigenden oder gar durchaus erfreulichen Gesamtdarstellung. So gewiß über die innere Geschichte unserer Literatur Gervinus, über die äußere Roberstein das beste Totalwerk geliefert, ebenso gewiß ließen sich gegen beide von Kennern und Laien die gewichtigsten Einwände, die berechtigtesten Wünsche erheben. Beide sind nach dem Tode ihrer Urheber einem und demselben Manne zur Wiederherausgabe überantwortet worden; Gervinus gegenüber läßt sich nicht wohl etwas Besseres thun, als ihn walten zu lassen in Wahrheit und Irrthum, so mächtig war einmal die Individualität dieses sonderbaren Geistes, bei Roberstein liegt die Sache anders: hier gilt es, das nützliche und vielgebrauchte Handbuch eines überaus fleißigen deutschen Gelehrten vom alten Schlage, dessen Person fast aufging in Eifer und Treue des Sammelns und Sichtens, auf die höhere Stufe gegenwärtigen Wissens zu erheben. Karl Bartsch war dazu durch seine ausgebreitete Kenntniß der modernsten Fachliteratur vorzüglich ausgerüstet; wenn namentlich in den Citaten zur mittelalterlichen Literatur sein eigener Name nun fast auf jeder Seite begegnet, so entspricht dies doch nur dem wirklichen Verhältniß, in dem seine unvergleichliche schriftstellerische Fruchtbarkeit zu den selteneren — deshalb freilich nicht geringeren — Leistungen der Fachgenossen steht. Die ersten 4 Perioden der Roberstein'schen Geschichte erscheinen so nach einem Vierteljahrhundert allerdings in völlig verwandelter Gestalt, denn gerade für die mittelalterliche Geschichte unserer Dichtung hat die unermüdlige Forschung einer ganzen Generation inzwischen die reichsten Erträge gewonnen; vieles von dieser Nacharbeit gehört noch Roberstein, manches Bartsch an, wir nehmen beides mit gleichem Dank entgegen. Daß der neue Herausgeber an Stelle der Lachmann'schen Auffassung der Nibelungenfrage, der Roberstein in aller Strenge gefolgt war, eine eigene vermittelnde gesetzt hat, wird niemand rügen, da auch die abweichenden Anschauungen nebenher hervorgehoben werden und dies ganze Lehrbuch überhaupt nicht Dogmen einprägen, sondern in selbständiges Studium einführen will. Daß der böse Spul des „Wiener Schlummerliedes“ S. 60, wenn auch in seiner Echtheit angezweifelt, noch im Texte selber erwähnt wird, ist dagegen nicht zu verzeihen. Für die Zustände der Schulen und der gelehrten Bildung in der früheren Kaiserzeit überhaupt hätten Wattenbach's „Geschichtsquellen“ manchen schärferen Zug ergeben, sie finden sich auffallender Weise weder benutzt noch citirt. Solchen Kleinigkeiten gegenüber muß jedoch mit dem entschiedensten Lobe das schwierige Unternehmen Bartsch's begrüßt werden, das Buch Roberstein's durch bessere Nahrung des Textes auf Kosten der Noten aus einem brauchbaren auch zu einem lesbaren zu machen. Roberstein's Werk war ohne sein eigenes Wollen aus einem geschickten Grundrisse zu einem ungeschickten Handbuch emporgekommen: schon jetzt hat es durch Bartsch unschätzbar an Manier und Beweglichkeit gewonnen, möchte der Herausgeber bei späteren Auflagen, die einem so unentbehrlichen Buche nicht fehlen können, noch entschiedener in seinen äußeren Reformen vorgehen.

a/D.

Ueber den dermaligen deutschen Stil.

In einem Kreise wissenschaftlicher Männer ward unlängst die Aeußerung gethan, einen Stilisten wie Dr. Fr. Strauß besitze denn doch Norddeutschland nicht. Das war nun freilich weit über das Ziel hinausgeschossen, wie es immer geht, wenn man die geistigen Kräfte und Eigenschaften verschiedener deutscher Provinzen mit äußeren Schranken umzäunen will. Derlei muß gründig gerichtet werden. Dieses im Gespräch hingeworfene Wort hatte indeß die Folge, daß es zu den nachfolgenden Erörterungen Anlaß gab. Einer nämlich, der die genannte Aeußerung bezweifelte, mußte sich doch nach der Hand die Frage stellen, ob es nicht wohlgethan und an der Zeit wäre, diese Behauptung zwar nicht in horizontaler Richtung, d. h. mit Rücksicht auf geographische Lage und nach der Mainlinie, wohl aber so zu sagen in verticaler aufrecht zu halten. Mit anderen Worten: er fühlte sich getrieben, alles Ernstes den Nachweis zu versuchen, daß allerdings Dr. F. Strauß einer von denen sei, dessen Schreibart dem Höhepunkt entspreche, den man von einem guten deutschen Stilisten unserer Tage erreicht und eingehalten zu sehen berechtigt sei. Das Ergebnis des Nachdenkens über diese Frage und im Beweis, daß dem so sei, wollen die folgenden Zeilen vorlegen. Schicken wir einige harmlose Sätze voraus, die wohl jeder Leser zuzugestehen die Güte haben wird.

Es gibt einen gewissen deutschen Prosaстиl, den man nach sicher zu bestimmenden Merkmalen als einen wirklich und unzweifelhaft guten bezeichnen kann. Die Grundlagen desselben, im Mittelalter gelegt, sind besonders im 16. Jahrhundert, vor Allem durch Luther's Bibelübersetzung, befestigt und sicher gestellt worden, die damals noch vorhandene Unsicherheit und Ungefügigkeit auf der einen, der Einfluß des Lateinischen auf der anderen Seite hat sich nach der Reformationszeit viele Jahrzehnte lang gesteigert und im 18. Jahrhundert ist die deutsche Schreibart noch durch ein weiteres störendes Element, durch das Ueberwuchern des Franzosenthums, entstellt worden. Unsere sogenannte klassische Periode hat sodann nicht nur alles Fremdartige, so weit es unberechtigt war, gründlich beseitigt, sondern auch den Bau zu demjenigen Abschluß gebracht, den ein gebildetes Volk sich zur Aufgabe stellen und vollbringen muß und der schon in den Satzungen der alten Rhetorik,

daß man solle *emendate, dilucide, apte, ornato dicere*, klar bezeichnet ist. Seitdem aber ist die Arbeit nicht stille gestanden, sondern auf dem neugelegten Fundament ist in unserem Jahrhundert viel Neues und Schönes aufgerichtet worden, es hat sich eine bestimmte moderne Schreibart gebildet, von der gesagt werden kann, daß sie, vornehmlich in Betreff des *ornato dicere*, ihre besonderen Eigenthümlichkeiten und Vorzüge besitze. Für jeden Gebildeten ist es ein berechtigtes, je nach Umständen dringendes Bedürfniß, sich von diesen Merkmalen eines guten Stils überhaupt und den Eigenthümlichkeiten der jeweiligen Schreibart seiner Zeit insbesondere klare Rechenschaft zu geben und einen sicheren Maßstab zu gewinnen, wonach er Andere, vornehmlich aber sich selbst, zumal wenn er Schriftsteller ist, messen kann. Glaubt man auf Grund prinzipieller Untersuchung einen solchen Maßstab gefunden zu haben, so ist es bei der auf diesem Gebiet derzeit herrschenden Anarchie eine Art Nothwendigkeit, nach diesem Maßstab irgend einen einzelnen Schriftsteller der Gegenwart in's Auge zu fassen, der einerseits durch seine Leistungen zu der Annahme berechtigt, daß er derer einer sei, die das Ideal annähernd verwirklicht haben, andererseits der stimmfähigen deutschen Lesewelt in den weitesten Kreisen bekannt ist. Als ein solcher darf mit Recht, keineswegs als Einziger, aber doch so gut als Einer, eben Strauß bezeichnet werden, sofern er auf den verschiedensten Gebieten, in philosophischen und theologischen, wie ästhetischen, geschichtlichen und politischen Productionen sich hervorgethan hat und daher vor den meisten anderen ihm an sich Ebenbürtigen einen besonders umfassenden Leserkreis besitzt, zudem aber durch seine neuesten Veröffentlichungen, die Schrift über Voltaire, den Briefwechsel mit E. Renan u. a. m. so recht in den Vordergrund der Oeffentlichkeit gerückt ist.

Ein weitverbreiteter Aberglaube besagt: wer sein eigenes Ebenbild vor sich sehe, müsse bald nachher sterben. Diesem Wahn vom zweiten Gesicht ähnlich ist da und dort die Meinung herrschend, es sei, wenn auch nicht beim Einzelnen, so doch bei einem ganzen Volke ein Beweis von abnehmender Kraft, von unschöpferischer Greisenhaftigkeit, wenn es anfangs sich im Spiegel zu besehen, d. h. über sich zu reflectiren; mindestens gelte dies von den Selbstbetrachtungen und den darauf gegründeten Theorien über die eigene Sprache und Schreibart. Man verweist uns auf die Nachtheile einer Sprach-academie nach Art der französischen und warnt hier vielleicht mit scheinbarem Recht vor einem deutschen Einheitsstaat. Allein ein Anderes ist eine solche romanische Einschränkung des Sprachgeistes, die allerdings auf ganzen Generationen wie ein Alp lasten kann und uns für alle Zeiten ferne bleiben möge, ein Anderes eine jedem Volke, freilich nicht in seiner Heldenzeit und Jugendperiode, wohl aber in seinem gereiften Mannesalter gar wohl an-

stehende Selbstschau und Selbstgesetzgebung auch in sprachlichen Dingen. Es ist doch gewiß ganz und gar unverfänglich, vielmehr recht wohlgethan, wenn eine einzelne Wissenschaft oder Kunst und so auch die Darstellungskunst eines Volkes sich je und je über sich selbst besinnt, sich Rechenschaft gibt über die Stufe, die sie dermalen erreicht oder noch nicht erreicht hat, sich ihrer Fortschritte, aber auch etwaiger Mängel bewußt wird und so für ihre weitere Arbeit sich feste und klare Gesetze bildet. Das hat z. B. der römische Sprachgeist gethan, als er zur Zeit der lebendigsten Regsamkeit und gewisser Vollendung, seinen Cicero die verdienstvollen rhetorischen Schriften verfassen ließ. Dieser Geist hat sich dadurch doch nicht hindern lassen, nachgehends wieder andere Werke mit neuer originaler und in ihrer Art guter Schreibart, z. B. von einem Livius und Tacitus auf geschichtlichem, einem Quintilian auf rhetorischem Boden in's Leben zu rufen. Zu einer solchen Selbstbesinnung auch über ihre Kunst zu reden und zu schreiben fühlt sich aber eine Nation niemals mehr aufgefordert, als wenn sie angekommen ist an einem Meilenstein ihres politischen Lebens und in ihrer Stellung zu anderen Völkern sich auf eine neue, höhere Stufe gehoben fühlt.

Noch mehr: selbst eine gewisse Nöthigung zu diesen Erörterungen liegt vor. Es wurde vorhin zunächst ganz im Allgemeinen darauf hingewiesen, daß es allerdings einen guten modernen Stil von eigenthümlicher Art gebe. Worin derselbe bestehe, darüber sollen die folgenden Erörterungen das Nähere feststellen; hier aber muß vorerst auf die Rehrseite der Sache das Augenmerk gerichtet werden. Können wir sagen, daß es hinsichtlich der Schreibart in allen namhaften Schriftstellern — denn nur von solchen kann die Rede sein — durchweg so steht, wie es sein soll? Ist nicht vielmehr das Andere wahr, daß in deutschen Landen noch immer namentlich wissenschaftliche Schriften gedruckt werden, die zwar ihrem Inhalt nach verdienen, als wirkliche Meisterwerke des deutschen Geistes zu gelten, zugleich aber einzig durch die Mängel, Untugenden und Marotten in der Form derart sich selbst im Wege stehen, daß sie, statt wie sie's könnten und sollten, bahnbrechend auf die weitesten Kreise im In- und Ausland zu wirken, im besten Falle bleibende Frucht nur bei ihren Schulen und unbedingten Verehrern bringen, die geduldig genug mit den Goldkörnern auch manche Spreu hinnehmen, wo nicht gar bewundern und nachahmen? Wie wenig wir Grund haben, diese Frage zu verneinen, wird im Verlaufe erhellen, wenn auf einzelne solche Verirrungen des modernen Stils die Rede kommt.

Und hierbei ist besonders verdrießlich, daß in den meisten Fällen nicht sowohl Fahrlässigkeit oder nicht zuzurechnende Gewöhnung, als absichtliche Misachtung des Richtigen die Schuld trägt. Vor fünfzig Jahren noch fand man es ganz natürlich, daß der deutsche Gelehrte ein gewisses Schlafrock-

monopol auch in Betreff des Stils habe. Und auch jetzt noch erträgt's und entschuldigt's der Fachmann, wenn sein Colleague von der Feder ihn durch Breite der Darstellung, ungelente Perioden, Fehler in den Unterscheidungszeichen u. dergl. unangenehm berührt, falls nur der Inhalt gut ist. Etwas Anderes aber sind die wirklichen mehr oder weniger bewußten Unarten des Stils, von denen wir unten handeln werden. Hier erwächst der öffentlichen Stimme eine Pflicht, laute Einsprache zu erheben.

So sagen wir denn: weil die Schreibart unserer Tage unbestreitbar in vielen Vertretern des Schriftthums eine gewisse, höchst beachtenswerthe Höhe erreicht hat, darf gar wohl der Eine und Andere —, und weil sie andererseits mitunter bedauerliche Abirrungen von dem Ideal wahrnehmen läßt, muß er, zumal angesichts des entscheidenden Wendepunktes in unserem Volksleben, diese Selbstschau anstellen und einreißender Willkür Schranken zu setzen suchen. Und in diesem Betracht dürften die nachfolgenden Bemerkungen nicht ganz unwürdig erscheinen, sich auch in ernster Zeit Beachtung zu erbitten.

Die deutsche Gelehrtenrepublik, die Schriftsteller wie deren Leser und Kritiker, hat in ihrem Kreis eine der nationalpolitischen nicht unähnliche Aufgabe zu lösen, daß auch im Reich unserer Sprache eine mit edler Freiheit gepaarte feste Einheit herrschend werde.

Stellen wir nun die genauere Ueberschau an über die Kennzeichen einer wirklich guten deutschen Prosa, wie wir sie theils überhaupt, theils ausgestattet mit besonderen Eigenthümlichkeiten in unseren Tagen verlangen. Der Standpunkt, den unsere Untersuchung einzunehmen hat, muß ein möglichst hoher sein, nur die Spitzen der deutschen Literatur in's Auge zu fassen suchen: die prosaische Darstellungsform nämlich in tüchtigen, wissenschaftlichen Werken aus den Gebieten der Geschichte, Welt- und Naturkunde, Philosophie, Theologie, Staatslehre und Philologie, wie in dichterischen Erzeugnissen, so weit sie nach Form und Inhalt als gebiegene Arbeiten von bleibendem Werthe gelten können. Nur solchen Schriften sollen die Züge zu unserem Idealbild deutscher Prosa entnommen werden. Und auch wenn zu Feststellung des richtigen Urtheils nebenbei von Abirrungen und Untugenden des Stils die Rede sein wird, sollen nur solche Schriftsteller in Betracht gezogen werden, die einen bedeutenden Inhalt durch mehr oder minder schlechte Form verderben, und von denen anzunehmen ist, daß sie wissen könnten, was recht ist, aber es dennoch nicht thun. Wovon dagegen ganz abgesehen wird, das sind wissenschaftliche oder belletristische Schriften, denen das Merkmal des Saloppen, der Flüchtigkeit und Formlosigkeit ganz notorisch anhängt, die, um mit Schopenhauer zu reden, mit der Sprache umgehen wie mit einem herrenlosen Hunde, oder, wie Luther von gewissen Schriftauslegern sagt, wie die Sau mit dem Habersack, oder endlich, denen man — wir meinen haupt-

hauptsächlich die Region von Uebersetzern — auf jedem Schritt anmerkt, daß sie ihr Französisch oder Englisch, Griechisch nicht gründlich gelernt, ihre Muttersprache aber verlernt, wenigstens das reine Gefühl dafür nahezu verloren haben.

Außerdem wird von der Voraussetzung ausgegangen, daß allerdings ein moderner deutscher Stil mit berechtigten Eigenthümlichkeiten vorhanden sei. Während nämlich noch vor fünfzig Jahren viele gerühmte deutsche Bücher, vornehmlich in den Fachwissenschaften, sich bis zum Exceß gleichgiltig zeigten gegen die Forderungen schöner, allseitig befriedigender Darstellung, und die damals bereits vorhandenen Muster guter Prosa für manche gelehrte und auch nicht gelehrte Schriftsteller als nicht existirend galten, ist es jetzt anders geworden. Ja die Saat, von Lessing, Göthe, Schiller und der großen Zahl ihrer mitstreubenden Zeitgenossen ausgestreut, sie ist nunmehr zu reicher Ernte herangereift. Es wäre geradezu ungerecht, nicht anerkennen zu wollen, daß Deutschland heutigen Tags eine beträchtliche Zahl von Schriftstellern besitze, welche in der Herrschaft über die Sprache, in Formgewandtheit und Schönheit der Darstellung jenen Meistern der sog. classischen Periode ebenbürtig beizugehen können. Wir haben den einen und anderen Romanschriftsteller, der sich neben den Wahlverwandtschaften, mehr als Einen Mann der geschichtlichen, der philologischen, der naturforschenden, ja selbst der philosophischen und theologischen Wissenschaft, welcher sich neben dem Besten, was wir von Schiller, Schlegel, Tieck, Solger u. A. in edler Prosa haben, mit Ehren sehen lassen kann. Und unsere besseren und besten Zeitschriften und Tagesblätter bringen, natürlich nicht durchweg, aber im Durchschnitt jederzeit Arbeiten, welche, formell betrachtet, ohne Weiteres mit dem in die Schranken treten können, was die von den besten Kräften unterstützten Literaturzeitungen zu Anfang dieses Jahrhunderts geboten haben. Es müßte auch verzweifelt nicht mit unserem Volke stehen und wäre ein sicheres Zeichen von Herun-
 abgekommensein, wenn wir's seit hundert Jahren nicht so weit gebracht hätten. Haben wir doch seiner Zeit, eben Dank unseren damaligen Meistern, eine reiche Erbschaft angetreten, haben im Laufe dieses Jahrhunderts unseren Erbschaftsphilosophisch und, was noch mehr werth ist, historisch mehr und mehr in seiner vollen Tiefe erforscht, und ihn hundertfach auf allen Gebieten der schreibenden Kunst verwerthet, sind um ein wesentliches Gut, die Deffentlichkeit des Lebens auf verschiedenen Gebieten, reicher geworden, sind auch nicht umsonst bei unseren im Punkt der Darstellung früher entwickelten Nachbarvölkern, den Engländern und Franzosen, mit ihren schön geschriebenen historischen, naturwissenschaftlichen, philosophischen Werken in die Schule gegangen.

Welches sind nun die wesentlichsten Merkmale und Züge, die ein wirklich

gut geschriebenes Schriftwerk der Gegenwart an sich trägt? — Es sind zuerst die allgemeinen zu allen Zeiten bei gebildeten Völkern geltenden Kennzeichen einer guten Schreibart: scharfe Bestimmtheit der Begriffe und Urtheile, durchsichtige Klarheit der Entwicklung, festgegliederte Ordnung in der Beweisführung — Alles dies gekleidet in das Gewand einer Darstellung, welche nirgends das Sprachgefühl beleidigt oder gegen anerkannte Sprachgesetze verstößt, vielmehr natürlich und ungezwungen dem Gedanken sich anschmiegt, denselben klar und voll wie ein Spiegelbild wiedergibt, nirgends zu viel, nirgends zu wenig sagt, schließlich auch durch Ebenmaß, Rundung und Wohlklang der Rede das Ohr befriedigt und dem Leser das Gefühl des Wohlbehagens gewährt.

Neben diesen allgemeinen, ganz unerläßlichen Tugenden logischer, dialektischer und sprachlicher Art werden aber an einem guten Prosaiter dermalen auch noch besondere Eigenthümlichkeiten wahrgenommen. Man findet heutzutage weit mehr als zu unserer Väter und Großväter Zeiten bei unseren guten Schriftstellern das Streben nach Leichtigkeit, Gewandtheit, Volksthümlichkeit des Ausdrucks auch für tieferen Gedankeninhalt und daneben die Neigung zu gedrängener Kürze, so weit es immer die Klarheit erlaubt. Die Darstellung ist möglichst populär, aber ja nicht trivial noch breit; sie wirkt gerne mit den Mitteln des Contrastes, liebt das Einschneidende und Packende, eine freiere Bewegung und individuelle Färbung. Eine größere Reife, Lebendigkeit und Anschaulichkeit in der Erfindung und Gestaltung der Gedanken machen auch Männer der Wissenschaft mehr und mehr sich zur Aufgabe. Ja, man sieht selbst in streng wissenschaftlichen Schriften oftmals Kräfte und Geister walten, welche sonst der ernsten Prosa ferne bleiben mußten: die combinirende Phantasie, den schalkhaften Humor, die Gabe, einer Idee in Gleichniß und Bild, durch Anspielungen auf Vorkommenheiten der Gegenwart oder bekannte geflügelte Worte, durch die Wahl eines treffenden Fremdwortes oder überraschender Schlagwörter plastische Gestalt oder auch eine epigrammatische Spitze zu geben. So hat sich der jetzige Leser gewöhnt, in der Schrift, deren Schreibart ihn vollständig befriedigen und anmuthen soll, nicht bloße Hausmannskost, sondern etwas mehr Gewürztes und pikantes zu suchen und findet dies eben in solchen Eigenthümlichkeiten, welche, genau betrachtet, mehr der Poetik als der Rhetorik und Grammatik angehören; er will sich nicht allein als logischen und dialektischen, sondern auch als ästhetischen Menschen betrachtet und behandelt sehen. Und endlich liegt noch ein wesentlicher Unterschied oder vielmehr Fortschritt unserer Gegenwart darin, daß eine Schreibart dieser Art, die in früheren Zeiten, ja noch vor fünfzig Jahren, als besondere Gabe oder Kunst einiger weniger Koryphäen angesehen wurde, dermalen fast als selbstverständliche Mitgabe aller besseren Schriftsteller gilt.

Zwar hat noch jedes Culturvolk an seine mustergiltigen Autoren die Forderung gestellt, daß sie auch in prosaischen Darstellungen bis auf einen gewissen Grad der zunächst den Dichtern geltenden Regel: *et prodesse volunt et delectare*, gerecht werden sollen durch Schmuck und Eleganz der Rede. Allein wie im Comfort des Lebens, was der Römer treffend als *cultus vitae* dem *victus* zur Seite stellte, eine längere Friedenszeit, Erhöhung des Wohlstandes, Verweichlichung und andere mehr oder minder löbliche Aenderungen der Sitten und Lebensweise zur Folge haben, daß man in Beziehung auf die Annehmlichkeiten und Bierden des Daseins anspruchsvoller wird, so verhält es sich auch mit den Begriffen und Forderungen in Betreff der Schreibart. In beiderlei Hinsicht hat es der Deutsche in den letzten Jahrzehnten erlebt und wird es, so Gott will, noch weiter erleben, daß der *cultus vitae*, wenn wir seither ob unserer Armuth hinter dem Engländer und Franzosen weit zurückstehen mußten, uns in höherem Maße zufällt, als früheren Zeiten, und daß darum auch nicht blos an Druck und Einband aller besseren Bücher, sondern ebenso an deren Schreibart mehr und mehr dieselben gesteigerten Forderungen gestellt werden, die der Franzose seit der Zeit seiner großen Schriftsteller an jedes salonsfähige Werk, sei es ästhetischen oder wissenschaftlichen Inhalts, zu stellen gewohnt ist. Die Idee des Schönen, Anmuthigen, Lebenswürdigen hat auch bei uns in allen Dingen des Lebens begonnen, ihre Ebenbürtigkeit neben ihren Schwestern, den Ideen des Guten und Sahen, geltend zu machen. Ja, wir dürfen behaupten, daß der deutsche Culturmenschen dieses Jahrhunderts sogar ein Recht habe, die oben genannten wunderbaren Eigenschaften gerade der modernen Prosa als eine erfreuliche Erzeugnißschaft zu betrachten, ja noch mehr, dieselben jedem Schriftsteller, der zu den Triariern der jetzigen gelehrten und gebildeten Volksgemeinde gehören will, je nach seiner Begabung zur Pflicht zu machen. Und so ist denn also keines wahr: es gibt in deutschen Landen einen guten modernen Stil und: wer als Schriftsteller auf der Höhe der Zeit stehen will, muß ihn zu handhaben wissen.

Doch in dieser Allgemeinheit ausgesprochen, könnte diese Behauptung als zu weitgehend, wo nicht als bedenklich und unrichtig erscheinen. Man wird einwenden, die Thatsache sei zwar zuzugeben, daß wir dormalen nicht wenige Schriftsteller besitzen, an welchen diese Züge der guten modernen Schreibart sich nachweisen lassen, und es wäre immerhin löblich, wenn unser Schriftthum durchweg solcher Formvollendung sich erfreuen dürfte, andererseits sei es aber nicht wohlgethan, daraus ohne Weiteres gemeingiltige Grundsätze und Pflichten abzuleiten. Anderes müsse von einem belletristischen oder auch geschichtlichen, Anderes von einem mehr philosophisch gehaltenen Werk verlangt und erwartet werden; auch sei ja doch der Individualität des

Einzelnen Raum zu gönnen und einer schlichteren, nüchternen und trockenen Natur nicht dasselbe zuzumuthen, was einer phantasievolleren eigen, und umgekehrt. Insbesondere aber sei es fraglich, ob nicht das Gemeinverständliche, das berechnet Packende und Pilante mancher vielgerühmten Schriftwerke der Neuzeit gerade eine Abweichung vom edlen, wirklich schönen Stil sei, mitunter der Gründlichkeit und Umsicht der Forschung und Darstellung Eintrag thue, dem eingerissenen Haschen nach Geistreichheit und der Ueberschätzung blendender Scheinweisheit Vorschub leiste, vor Allem aber zwei Hauptmerkmale wahrer Meisterwerke der redenden und schreibenden Kunst vermissen lasse, die überzeugende Kraft des einfach wahren Ausdrucks und die classische Ruhe und Harmonie, welche jedes echte Kunstwerk an sich tragen müsse. Gleichwie unser zum Wachsthum an Wohlstand, Macht und Einfluß und in Folge davon zu gesteigerter Pflege des Schönen in den Formen des Lebens aufstrebendes Volk vor Ausartung in Luxus und Genußsucht zu warnen sei, so sollte man die Schriftsteller lieber darauf hinweisen, das Buntscheckige, Unruhige und Schillernde zu meiden, welches manche in ihrer Mitte an sich haben, und vor dem Luxus und den Ausschreitungen des Stils sich zu hüten. Diesen Einreden zu begegnen, soweit sie nicht durch die bisherigen Andeutungen bereits zurückgewiesen sind, müssen wir in der Bestimmung jener Kennzeichen noch etwas tiefer gehen, zugleich aber auch der Mängel und Schwächen gedenken, die dem modernen Stil anhangen und mit nichten gutgeheißen werden sollen.

Der letzte Grund des Genusses, den man beim Lesen einer formell ganz befriedigenden Schrift empfindet, ist von uns noch nicht genannt. Es ist ein nicht so an der Oberfläche liegendes Etwas, was bei jedem mustergiltigen Schriftsteller, sei es alter oder neuer Zeit, noch weiter vorhanden ist, wenn dessen Stil dem Leser wirklich das Bekenntniß abnöthigt, daß ihm der Stempel des allseitig Befriedigenden, Vollendeten, Classischen aufgedrückt sei. Wenn ich recht sehe, erwächst dieses Etwas aus tieferen Wurzeln. Diese sind nicht etwa in einzelnen weiteren Vorzügen der Schreibart neben den bereits genannten zu suchen, sondern in zwei Tugenden allgemeinerer Art. Wir finden sie einestheils darin, daß ein solches Schriftwerk alle jene Eigenschaften in schönem Ebenmaß vereinigt an sich trägt, so daß keine derselben fehlt und doch keine überwiegt, daß die eine die andere, statt zu stören, vielmehr hebt, daß alle mit weiser Maßhaltung in das rechte Gleichgewicht gebracht sind, daß endlich jede an den rechten Platz gestellt und als richtig wirkendes Glied am ganzen Organismus erscheint, anderentheils in durchgängiger Natürlichkeit und innerer Wahrhaftigkeit. Die sprachliche Correctheit und logisch-dialectische Präcision ist an demselben in keinem Stück zu vermissen, wird aber ebensowenig durch ungehörigen rhetorischen oder poetischen Schmud, als

dieser durch beleidigende Klarheit und Umständlichkeit beeinträchtigt, das Nothwendige ist nie dem Angenehmen, dieses nie dem bloß Nützlichen geopfert. Dies aber darum, weil Alles im Ganzen und Großen, sowie in jedem einzelnen Ausdruck den Charakter des Naturwüchsigen an sich trägt. Keinerlei Uebertreibung noch Uebermaß in der eigentlichen oder uneigentlichen Rede ist wahrzunehmen; die ruhige, nüchterne Darstellung wechselt mit der gehobenen und gewürzten, je wie es jederzeit dem Inhalt und der Stimmung entspricht; nirgends ist ohne innere Nothwendigkeit, bloß um geistreich zu erscheinen, dem schlichten, üblichen und mundgerechten Ausdruck abgewichen, niemals aber auch mit pedantischer Aengstlichkeit das Ungewöhnliche vermieden, wo es gilt, den Leser durch dasselbe lebendiger anzuregen und kräftiger anzufassen; überall ist dem Buch neben der ästhetischen zugleich die sittliche Wahrhaftigkeit anzuspüren, sofern man durchaus den Eindruck bekommt, der Verfasser schreibe ganz so, wie er kann und muß. Wir sagen: nicht bloß, wie er muß, wie ihn der innere Mittheilungsdrang und die Kraft der Ueberzeugung drängt und treibt, sondern auch: wie er kann, d. h. so, daß er auch in der Ausführung, in der Schreibart, bis auf's Kleine hinaus dem Maß seiner individuellen Befähigung getreu bleibt, dem Gemachten und Nachgemachten nirgends Raum gibt, niemals mehr sein will, als er ist.

Sie fassen diese feineren und feinsten Kennzeichen eines guten Stils wohl am Besten schließlich in zwei bildlichen Ausdrücken zusammen: derselbe ist das Gepräge der vollen Gesundheit und Keuschheit; der Grieche würde es die *σωροσύνη* der Rede genannt haben. Und nur, wo dieses Gepräge, dieses edle Ebenmaß und diese lautere, keusche Natürlichkeit neben den allgemeinen sprachlichen und logischen Erfordernissen vollendeter Schreibart in einem Schriftwerk herrscht, es gleichsam als sein Nervengeist durchzieht und belebt, da erst sehen wir den Höhepunkt sprachlicher Darstellung erreicht, sehen das Ideal verwirklicht, daß den Anforderungen an eine wirklich vollkommene deutsche Prosa unserer Zeit entspricht. Mit diesem Ideal ist aber nicht etwa bloß das erreicht, was lediglich nur unserem Zeitgeschmack mag, der, ja möglicher Weise etwas Vorübergehendes, wo nicht gar zum Theil Irriges für das absolut Richtige und Schöne halten könnte, sondern vielmehr Etwas, was als das Wesen edler Schreibart zu allen Zeiten und bei allen gebildeten Völkern gegolten hat und gelten wird. Dies können wir mit guter Zuversicht aussprechen und finden eine erwünschte Bestätigung dafür in zwei Stellen einer der trefflichsten Schriften der alten Rhetorik. Cicero zeichnet in seinem „Redner“, nachdem er die drei Stilarten, welche die Alten vermöge ihrer scharfen Beobachtung in diesen Dingen unterschieden, im Einzelnen geschildert hat, den vollkommenen Redner in kurzer Zusammenfassung: „Der ist es, welcher das Gewöhnliche im schlichten, das Bedeutende

im wuchtigen, das in der Mitte liegende im gemäßigten Stil vorzutragen vermag“. Und an einem anderen Orte sagt er: „eine vollendete Darstellung besteht darin, daß der Redner die drei Stilarten, je nach wechselndem Inhalt gehörig, mit einer der Idee des Schicklichen entsprechenden Mischung, zu verwenden und jede Gattung des Stils am rechten Platz in völlig befriedigender Weise zu handhaben weiß.“

Doch zu vollem Verständniß wie zu gebührender Würdigung des wirklich Besten führt erst der Blick auf minder Gutes mit seinen Mängeln und Ausartungen. Es ist darum, zugleich aber auch weil es nachgerade in der That noth thut, Warnungstafeln aufzustellen, hier am Platze nunmehr einige der im ersten Brief berührten Verirrungen und Untugenden des modernen Stils — wir dürfen sie kecklich die Fehler seiner Vorzüge nennen — schärfer in's Auge zu fassen. Denn daß es an solchen nicht mangelt, auch bei höchst bedeutenden Schriftstellern, werden die einzelnen Fälle zeigen, die, obwohl namenlos, doch sämtlich ganz bestimmten namhaften Büchern der Neuzeit entnommen sind. Zugleich aber liegt ja auf der Hand, daß gerade, je mehr heutzutage die Ansprüche gesteigert sind, die man hinsichtlich der Redlichkeit, Bildlichkeit, Würze der Rede an den Schreibenden stellt, und je umfassender Rechte man seiner Phantasie, seinem Humor, seiner Individualität überhaupt einräumt, daß dies ein zweischneidig Messer und damit ebensosehr Gelegenheit sich hervorzuthun, als Anlaß zu Mißgriffen dargeboten ist. Wo viel Licht, ist auch viel Schatten und das Beste, im vorliegenden Fall die edle Freiheit und Beweglichkeit der modernen Schreibart, ist jederzeit auch am Ehesten dem Mißbrauch ausgesetzt.

Fragen wir zuvörderst, wie es mit der sprachlichen und logischen Correctheit, diesen ersten Bedingungen einer schönen Schreibart dormalen bei uns bestellt sei; so muß, so wenig es glaublich scheint, daß eine Kritik, die ja, wie gesagt, nur die Spitzen der literarischen Gesellschaft im Auge hat, in diesen zwei Stücken nicht Alles tabellos finde, dennoch eine unbestreitbare Wahrnehmung constatirt werden. Was das Sprachliche betrifft, so ist es eine Thatsache, die durch viele Beispiele neueren Datums bewiesen werden kann, daß in nicht wenigen Schriftwerken von Rang und Bedeutung ein gebildetes Sprachgefühl oftmals nicht bloß überrascht sondern selbst geradezu verletzt wird durch anstößige Wort- und Satzbildungen, durch Willkür in der Schreibweise, in der Behandlung der Unterscheidungszeichen, durch absichtliche oder nicht gewollte Mißachtung unzweideutiger Sprachgesetze des im neunzehnten Jahrhundert giltigen Rechtes und Brauches, durch selbstermählte Wörter und Wendungen, welche bald allzugerne mit fremden Zungen reden, bald absonderliche deutsche Ausdrücke zum Ersatz berechtigter Fremdwörter

bieten.*) Ganz ebenso verhält es sich mit der anderen Seite der Darstellung, die zu dem Kreis der Logik und Dialectik gehört. Hier haben einzig die unerbittlichen Gesetze schulgerechten Denkens, die Forderungen vollständiger Klarheit, lauterer Festigkeit in den Behauptungen, überzeugender Sicherheit in der Beweisführung zu gelten. Nun wird es zwar jederzeit unklare Köpfe, schwülzige und sophistische Schwäger geben, die sich in der Literatur breit machen und in gewissen auch höheren Kreisen das Wort führen, aber etwas Anderes ist es, wenn Matadore der Wissenschaft dieser Gesetze sich entschlagen und diesen Forderungen nicht entsprechen. Und das eben läßt sich bei aufmerksamem Blick auf unser heutiges Schriftthum leider keineswegs in Abrede ziehen; es muß vielmehr eingestanden werden, daß Sünden gegen die klare Logik und sattelfeste Dialectik nicht zu den Seltenheiten gehören selbst bei Schriftstellern, welche an sich vollkommen die Befähigung und den Beruf haben, als Sterne erster Größe in ihren Fächern zu glänzen. Die Ursache dieser schon bemerkten Thatsache wird sich also näher dahin bestimmen lassen: viele deutsche Bücher stehen ihres guten Inhalts ungeachtet sich selbst vornehmlich deshalb im Lichte, weil sie gegen die logischen Fundamentalartikel guter Schreibart sich verfehlen, weil man an ihnen einmal über das andere auf den Mangel an klarer Begriffsentwicklung, auf verschwommene, schillernde Ausdrücke, sprunghafte Redewendungen, übertreibende Versicherungen stößt.

Das zuletztgenannte, das Luxurirende, Uebertreibende und Breite in den Behauptungen und dagegen der Mangel an Strenge und Bündigkeit

*) Hier nur einige unter Duzenden zufällig aufgegriffene Proben der genannten Mängel aus Werken, die in vielen Partien gerade auch in echt deutschem Stil viel Gutes, mitunter sogar Ausgezeichnetes bieten: „Eigenlebige Bemerkungen“ (statt individuelle); „Heiligtherrschaft“ (st. Hierarchie); „vollstümliche Scheidungen“ (st. politische Parteien); „Waffenmiederlage“ (st. Waffenstrecken); „Ueberredner“, „Ermordungen, Vorkämpfer, Streiter“, „Ruhe und Sänfte des Lebens“; „feige Selbstfurcht“ (als Gegensatz von Selbstsicherheit); „römische Zuneigung“ (st. — zu den Römern); „er ließ meistbietend verkaufen“; „untreffend“, „die schlänkesten“, „er wurde entlogen“ (st. als Lügner entdeckt); „Lodestrafen nehmen; die Geschichte war stets mißbrauchter geworden; Schwerort christlicher Thätigkeit; eine Pflicht, ohne welcher zu genügen ich der Zukunft nicht froh zu sein dürfte“; „mitten in dem“ (st. während zugleich); „buchliche Fragen“ (st. literarische). Mehrere Art sind ferner, ob sie gleich theilweise zur späteren Darlegung gehören, folgende Sonderbarkeiten: „Das erste Evangelium zeigt den plötzlichen Ausbruch der tragischen Kämpfe Jesu aus dem Schooße eines guten Lehrfrühlings und ihre unausweisliche Bindung in das Sterben, während die übrigen Quellen schon den Eingang in die trüben Farben des Endes getaucht, daher auch den Wendepunkt abgestumpft und übersehen haben“; „die Aufeinanderfolgen“, „die Sicherheiten“, „der Handler“; „dem (st. für den) reichte der Titel Lehrer nicht aus“; „Matthäus schob diesen Auftritt ab“ (st. verrückte); „die geringe Reichthum“ (st. Ernte für das Reich Gottes).

der Rede ist es, was in dieser Beziehung als eine weitere mit dem Gesagten zusammenhängende Haupttugend bezeichnet werden muß.

Noch häufiger aber und noch störender sind die Verirrungen hinsichtlich des Schmuckes der Rede vor Allem in dem, was zur bildlichen Fassung der Begriffe und in das Gebiet der Anspielungen gehört. Fritz Reuter thut in seiner Stromtid die treffende Aeußerung: „Die Pietisten fangen mit ihrem Christenthum da an, wo der gewöhnliche Christenmensch aufhört“. Daß es aber nicht wenige auch der besseren wissenschaftlichen Schriftsteller mit der bildlichen Rede ähnlich halten, dieselbe am unrechten Orte verwenden und die Stelle der nüchternen, verstandesmäßigen Sprache bei Begriffsbestimmungen, bei Entwicklung der Gedanken und Beweisführungen vertreten lassen, also damit anfangen, während sie damit aufhören sollten, muß als eine bedeutliche Untugend unserer Zeit bezeichnet werden. Doch dies hängt genau betrachtet mehr mit dem schon verührten Mangel an logischer Klarheit und Bestimmtheit zusammen. Der eigentlichen Rhetorik dagegen, um die sich's jetzt handelt, gehört die noch mehr verbreitete Ausartung an, die figürliche Rede in unrechtem, ungebührlichem Maße zu verwenden, überhaupt im Reiz und in der Würze des Ausdrucks des Guten zu viel zu thun. Die Erzeugnisse des griechischen und römischen Geistes bald nach ihren classischen Perioden liefern sattsame Proben dieses allzu schmuckreichen Stils. Bei uns in Deutschland hat allerdings diese aus falscher Nachahmung Schiller's oder aus Jean Paul's Treibhaus entsprossene Schreibart ihre Blüthezeit vor etwa fünfzig Jahren gehabt. Man glaube aber ja nicht, daß dieses Mißgewächs derzeit keine Wurzeln mehr in unserem Boden habe und nicht fort und fort wuchere. Nur zu häufig begegnen wir auch heute noch solcher Bilderjagd, solchem Ausbeuten der „Schmink- und Salbenbüchschchen“, wie es Cicero einmal mit liebenswürdiger Ironie an sich selbst tadelt. Fehlt es ja mitunter sogar nicht an Bildern die völlig verkehrt sind, weil sie entlegenen, dem Verfasser nur höchst oberflächlich bekannten Gebieten z. B. der Malerei, der Naturwissenschaft, entnommen sind. Selbst Anhäufung und Zusammenballung von mehreren Vergleichen ist nicht selten, die manchmal sich wie Feuer und Wasser mit einander vertragen. Und dies Alles geschieht nicht etwa bloß in überschwänglichen Romanen, sondern je und je in streng wissenschaftlichen Büchern. Kurz, was das Schönste und Zarteste im Reden und Schweigen ist, ein durchaus angemessener Schmuck der Rede mit treffendem Bild, damit verfährt Mancher gerade am Leichtfertigsten und Zubringlichsten, ganz uneingedenk des jederzeit wahren Spruches: non omnia possumus omnes.

Auf gleicher Linie mit dem eben Besprochenen steht und aus derselben Quelle fließt aber noch eine weitere Abirrung in Betreff der geschmückten

Rede, die sich unter der Rubrik allzureicher und zu weit hergeholter Anspielungen begreifen läßt. Es ist keine Frage, daß ein gebildetes Volk, zumal wenn es ein frisches öffentliches Leben ernster und heiterer Art führt, einer guten Regsamkeit der Presse sich erfreut, vor Allem aber eine alle Schichten der besseren Gesellschaft beherrschende Literatur besitzt, von seinen Schriftstellern auch Anspielungen auf diese seine Gemeinschätze des Lebens und Schriftthums erwartet. Was den griechischen und römischen Autoren hierin ihr Homer, einzelne geflügelte Worte ihrer Helden und Weisen boten, diesen Dienst leistet der christlichen Welt ihre Bibel und außerdem die Sprüche von allgemein hervorragenden Männern, aber auch Witz- und Sprichwörter der Gasse und selbst Vorkommnisse des Lebens, die in treffender Fassung im Munde des Volkes cursiren. Wie viel Reiz und Kraft liegt oft in einer einzigen Anspielung bei Shakespeare, bei Goethe und Schiller auf eine Bibelstelle, bei neueren Schriftstellern in einem Citat aus Shakespeare, Luther, Schiller oder sonst einem Lieblingsmann der Nation! Selbst Anklänge an Märchen, Fabeln und durchschlagende Anekdoten des Marktes zumal mit symbolischem Hintergrund sind zuweilen von größter Wirkung. Aber hier noch mehr als bei der bildlichen Rede gehört ein vom ganzen Volksgeist durchdrungener und genährter und zugleich genialer Kopf dazu, um immer das Rechte zu treffen und Maß zu halten. Ebendeshalb jedoch und weil namentlich in Deutschland die größten Aufgaben der Wissenschaft in der Regel durch Sachgelehrte gelöst werden, die nicht immer zugleich jener frischen Originalität, um so mehr aber einer Unbekanntschaft mit dem öffentlichen Leben sich rühmen können, wird auf diesem schlüpfrigsten Gebiet besonders häufig getrauschelt und gefehlt. Immerhin hat auch in dieser Beziehung ein Autor überer Zeit, eben wiederum Jean Paul, die meisten Sünden auf dem Gewissen, büßt indes dafür sattfam durch das Gericht der Vergessenheit, das die Zeit über diesen ideenreichen Geist ergehen läßt. Allein gerade unsere Zeit fällt dessenungeachtet in nicht wenigen mitlebenden Schriftstellern auch wieder in denselben Fehler, mit Zusammenstellung weit auseinanderliegender Dinge und Haschen nach Absonderlichem ihre Schriften zu überladen. Das soll hochgelehrt, geistreich, pikant sein, ist aber viel öfter eben precios, schlep- pend, ermüdend und abstoßend.

Weit seltener als diese Hypertrophie im Schmuck der Rede, worauf das Unruhige, Buntschneidige, Schwülstige der Schreibart mancher moderner Schriftwerke beruht, ist die derselben entgegengesetzte Abirrung, welche denn doch auch bei einzelnen Neueren hervortritt und deshalb nicht ganz unerwähnt bleiben darf. Es ist nicht diejenige Atrophie, welche von Mangel an Gedanken und Schwäche der Phantasie herkommt und zu einem allzutrockenen, unfastrigen Stil führt — denn damit wäre derzeit gar nicht mehr aufzu-

kommen — sondern das, was sich vielleicht als schwindfüchtige Schreibart bezeichnen läßt. Ihre Kennzeichen sind: fieberhafte Hastigkeit im Ausdruck, vornehm — und wichtig thuende Knappheit der Darstellung, sprunghafte, zerhackte, ungegliederte Satzbildung, harte, unmelodische, rythmusarme, so zu sagen allzu knochige und knorrige Sprache. Der Leser meint fort und fort zu verspüren, der Schriftsteller suche Etwas darin, eben nicht klar, verständlich, gefällig zu reden, und fühlt sich dadurch verstimmt, abgestoßen, unbefriedigt. Auch diese Gattung ist zwar unter uns nicht mehr so zahlreich vertreten als zur Blüthezeit Heine's, aber immerhin noch nicht ausgestorben, so wenig sie im Grunde auf deutschem Boden jemals naturwüchsig war.

Eine weitere für sich bestehende Art von störender Verirrung des modernen Stils ist endlich die, welche auf dem Verhalten gegenüber den Fremdwörtern in unserer Sprache beruht. Auch hier geschieht nach zwei Seiten hin zu viel. Wer sollte sich nicht freuen, daß auch manche unserer Schriftsteller ersten Ranges sich bemühen, auf die alte Ausrüstung der gelehrten Bücher mit unmöthigem Prunk der Fremdwörter aller Zeiten und Völker zu verzichten und die Kräfte und Schätze der eigenen Sprache hoch hinauf über das Fremde zu stellen und auch da zu verwerthen, wo hundert Andere noch mit entlehntem Gute sich behelfen? Nun geschieht aber wiederum hierin des Guten, des Eifers für rein deutschen Ausdruck, zu viel. So lange wir für Pedant, naïv, solid und hundert andere Fremdwörter noch keine für alle Fälle ausreichenden deutschen Wörter haben, ist und bleibt Purismus, der sich scheut, Wörter wie Mittelpunkt, Partei, System und dergleichen zu schreiben, und dafür durchweg Mittelort, Theilung, Lehrzusammenhang setzen zu müssen meint, eben selbst etwas Pedantisches. Also sagen wir lieber: hier geschieht des Guten von dem Einen und Anderen eher noch zu wenig, des Bestrebens nämlich, das Fremdwort zwar selten, aber dann auch erst recht mit Absicht zu gebrauchen. Denn das Fremdwort ist nicht nur nicht zu verwerfen, sondern recht verwendet vielmehr je und je geradezu ein für den modernen Stilisten unerläßlicher, äußerst vortheilhafter Schmuck der Rede. Ein legerisch klingender, aber wohl erwogener Satz für den auch andere, gewiegtere Stimmen sich aussprechen, wie z. B. A. Bacmeister in seinen „germanistischen Kleinigkeiten“. Auch ließe sich dessen Wahrheit mit Duzenden von Stellen unserer besten Schriftsteller beweisen, in denen oftmals gerade durch ein vollständiges Fremdwort — von den ganz eingebürgerten gar nicht zu reden — der Nagel erst recht auf den Kopf getroffen ist. Nein der gesunde moderne Stil fordert Fremdwörter, aber sie müssen recht, mit Geist und weisem Bedacht gehandhabt, zumeist ebenso wie die bildliche Rede, durch innere Nothwendigkeit gerechtfertigt sein. Damit aber nun ist das Andere schon gesagt, daß nämlich, wo Solches nicht der Fall, wo aus

Bequemlichkeit oder Eitelkeit der alte Kanzleistil der deutschen Gelehrten mit seiner Unmasse fremdländischen Apparates fortgeführt wird, immer noch dem Fremden zu viel Rechnung getragen und die Bersündigung gegen gute Schreibart noch ungleich größer ist. Daß aber namhafte Schriftsteller bis in die neueste Zeit sich fortwährend darin gefallen, ohne die besagte Nothwendigkeit nach pilanten, häufig erst noch neu eingeführten Fremdwörtern zu haschen, ist nicht in Abrede zu ziehen. Leider hat auch die neueste Zeit unseres großen deutschen Krieges wiederum manches unnöthige „Wältschen“ in unser Schriftthum eingeschmuggelt.

Es mag am Bisherigen genügen, um an den auffallendsten Erscheinungen erkennen zu lassen, worin der Stil einzelner neuerer Schriftsteller die Gesundheit einer guten Schreibart vermissen läßt und sich nicht bloß gegen die Forderungen des Ebenmaßes und der Natürlichkeit, sondern auch gegen die Gesetze der Sprache und des Denkens verfehlt. Bereits ist auch in leisen Andeutungen darauf hingewiesen worden, welche Schranken der modernen Freiheit auch in diesen Dingen zu ziehen, wie die franken Auswüchse zu vermeiden, oder zu beseitigen seien. Doch wird sich dieß Alles noch klarer herausstellen, wenn wir auf die Ursachen dieser Krankheiten einen kurzen Blick werfen.

Jeder Sachkundige wird es bestätigen, daß die gerügten Fehler in unserer Zeit nicht sowohl, wie dies früher der Fall war, vorherrschend belletrischen Schriften oder Artikeln in Zeitschriften, sondern fast in höherem Grad gerade bedeutenden wissenschaftlichen Büchern anhaften. Wer hätte nicht im Laufe der letzten Jahrzehnte dann und wann die Erfahrung gemacht, daß ein bei dem einen und anderen Schriftwerk, das ihn durch geistvolle Behandlung angezogen und durch vielfache Belehrung in seinem Wissen gefördert und angeregt hat, dennoch der eigentliche Genuß verkümmert, eine durchgängige Befriedigung nicht gewährt worden ist, lediglich weil dasselbe wegen solcher und zwar habitueller Mängel der Darstellung, wie wir sie eben darzulegen versucht haben, den Eindruck des Unnatürlichen und Unfertigen machte? Die selten werden uns wirklich goldene Äpfel in silbernen Schalen gereicht, ein nach Inhalt und Form gleich vollendetes, allseitig fertiges Werk geboten! Der Ursachen sind natürlich viele und mancherlei. Bleiben wir nur bei denjenigen stehen, welche allgemeinerer Art sind und mit Eigenthümlichkeiten unserer Zeit überhaupt zusammenhängen.

So tadelnswerth nach dem Bisherigen vor Allem die Untugenden sind, welche aus Mangel an logischer Correctheit stammen, so sieht doch die Ursache gerade dieses Fehlers weniger tief und es ist zu erwarten, daß derselbe bei allen besseren Schriftstellern von selbst wieder mehr verschwinden werde. Die wissenschaftlichen deutschen Bücher in der sogenannten guten alten Zeit waren

nämlich häufig eben in Folge der regelrechten Logik und mathematischen Methode beleidigend klar und breit geschrieben. Die Reaction dagegen hat nun auf das entgegengesetzte Extrem getrieben; aus Scheu vor diesem breit-spurigen Schulstil sind derzeit Manche in eine Schreibart gerathen, welche nicht selten die strenge Methode des Denkens, logische und dialectische Entwicklung vermissen läßt. Der Feuilletonstil hat auch in wissenschaftlichen Büchern Platz gegriffen. Doch er wird sich hier nicht lange halten können; die Strenge deutscher Wissenschaft und die Stimme ernster Kritik wird ihn aus diesem Gebiet zu vertreiben wissen. Daß aber ein Rückfall in allzu breite mathematische Methode des Stils eintreten könnte, ist nicht zu befürchten, Dank der berechtigten Eigenschaften unserer modernen Schreibart, von denen früher die Rede war.

Freilich hat diese logische Untugend, sofern sie mehr in Verschwommenheit und Unbestimmtheit der Begriffsbestimmungen und in ungehöriger Breite der Darstellung sich kundgibt, häufig zwei weitere Ursachen, die sich zwar erklären und theilweise entschuldigen lassen, aber schwerer zu bekämpfen und nicht so rasch auszurotten sind. Eine sonst löbliche Eigenschaft der modernen deutschen Wissenschaft, nämlich der Trieb, vorhandene Gegensätze zu vermitteln und in höherer Einheit zusammenzufassen, vornehmlich auf dem Gebiet der Politik, Philosophie und Theologie, hat naturgemäß den Nachtheil im Gefolge, daß die Begriffe nicht scharf genug bestimmt, disparate Dinge zusammengeschmolzen, wirkliche oder scheinbare Widersprüche in nothdürftigen Einklang gebracht werden. Die Sprache solcher oft sehr wackeren Vermittlungsmänner bewegt sich gar zu gerne in schillernden Ausdrücken, überflüssigen Bildern, geschraubten Wendungen, wortreichen Versicherungen und Umschreibungen, wo man etwas Festes, Offenes, Kerniges, nüchterne Erklärung und überzeugende Kraft der Rede erwartet. Man thut sehr Unrecht, hinter solcher Unsicherheit des Ausdrucks alsbald Mangel an Wahrheitsfönn zu wittern und darob den Vorwurf bewußten Verschleierns und Bemäntelns zu erheben. Der Billige wird die Gründe dieser Erscheinung bald darin finden, daß gewisse den widersprechenden Anforderungen des Geföhls und des Verstandes entsprossene Antinomien längere oder kürzere Zeit noch neben einander herlaufen können, bis ihre Unvereinbarkeit zum vollen Bewußtsein kommt, bald in einer pietätvollen Anhänglichkeit an liebgewordene Vorstellungen, die man unbefangen noch glaubt festhalten zu dürfen, auch wenn sie der neuen eigenen Gedankenwelt nicht mehr homogen sind, wobei es nicht immer ohne Selbsttäuschung abgehen kann, bald in einer achtungswerthen Scheu, fremde Empfindungen und Gewissen zu verletzen. Davon nicht zu reden, daß es nach der Erfahrung aller Zeiten im Bereich des tieferen Geisteslebens Vieles gibt, das zum durchaus klaren und unzweideutigen Ausdruck zu bringen oftmals

dem begabtesten Kopf und reinsten Wahrheitstrieb, ja selbst manchem Zeitalter nicht gelingt. Der Magus im Norden steht keineswegs vereinzelt da in der gelehrten Welt alter und neuer Zeit.

Sodann ist es noch eine andere Neigung unserer Zeit, besonders im historischen Fach, die Combinations- und Hypothesensucht, die Gewohnheit, auf schwachen Fundamenten großartige Bauten aufzurichten, an spinnfadendünne Vermuthungen die schwersten Gewichte von Resultaten zu hängen, was ebenfalls nicht eben zur Klarheit und Bündigkeit der Darstellung beiträgt.

Diese beiden Ursachen, vornehmlich aber die erste, äußern ihre Wirkung nirgends mehr als in theologischen Schriften, was aber gerade bei ihnen am ehesten auch entschuldbar ist. Ist ja doch nicht nur die homiletische Ausdrucksweise, sondern auch die der Glaubensbekenntnisse eine Mischung eines theils nüchternen und verstandesmäßiger, anderentheils bildlicher und phantasiemäßiger Sprache. Und wenn in jeder höheren Religion zwei heterogene Triebe und Kräfte thätig sind, einerseits der Glaube, dem es schwer fällt, in bildlicher Rede zu sprechen, andererseits der Drang, mit forschendem Geist in die Gehege der Natur und Menschenwelt einzudringen: so kann es nicht fehlen, daß nicht der tiefer eindringende Theolog vor Anderen in Gefahr ist, in die größten Fehler zu verfallen. Dies um so mehr, da auch die Beschaffenheit unserer Religionsurkunden auf jedem ihrer Blätter zu Combinationen und Hypothesen herausfordert. Dessenungeachtet dürfen wir die Zuversicht haben, daß jedenfalls der Geist deutscher Festigkeit und Offenheit, wie er in der letzten Zeit auf dem Gebiet des Lebens so glänzend sich bewährt hat, verbunden mit der strammeren Zucht des Willens, welche der schwere Krieg uns wiedergebracht, sich immer weniger auch in unserem Schriftthum verleugnen werde. Das schlichte Manneswort, das immerdar frei und freimüthig mit der Sprache herausrückt, wird bei uns jederzeit als das Erste und Werthvollste auch in der Wissenschaft gewürdigt, alles Halbe, Schläffe, Schlotterige und Luftige seiner eigenen Unmacht anheimgegeben sein und bleiben. Aber daß unter Anderem auch auf dieser Seite eine meist unbewußte Ursache unklarer und unsicherer Schreibart zu suchen ist, darf die Kritik nicht unterlassen bemerklich zu machen.

Ganz Aehnliches ist zu sagen und dieselbe Zuversicht auszusprechen in Betreff der eigentlich sprachlichen Ausartungen des modernen Stils. Denn die Ursachen hiervon, namentlich die der bedenklichsten Untugend, der offenbaren Verletzung der Sprachgesetze und des Sprachgefühls, liegen zwar theilweise in der Leichtfertigkeit des Zuviel- und Zuspneßschreibens in unseren Tagen, mitunter auch in verschuldeter oder unverschuldeter Unbekanntschaft mit den Mustern edler Schreibart aus alten oder neuen Zeiten, und von diesem Weidern brauchen wir nicht weiter zu reden. Weit aus am meisten

kommt aber diese Mißachtung bestehender Rechte und Satzungen der deutschen Sprachgemeinde aus einer deutschen Nationaluntugend, welche zu überwinden und zu beseitigen unser Volk eben auch in Folge des herrlichen Umschwungs der deutschen Dinge sich anschickt. Wenn wir nämlich fragen, was die letzte Ursache sei, warum Schriftsteller ersten Ranges in unserer Mitte, welche vollkommen wissen, was correct und schön schreiben heißt, dennoch kein Bedenken tragen, einmal über das andere, so wie schon die obigen Proben zeigen konnten, dem gesunden und gebildeten Sprachgefühl in's Gesicht zu schlagen, sei's mit undeutschen Bildungen und Satzgefügen, sei's mit unmotivirtem Ueberfluß an barocken oder fremden Wörtern: so finden wir als Wurzel des Uebels das Ueberwuchern des subjectiven Beliebens, diesen seither uns so verderblichen urdeutschen Centrifugaltrieb, der in der Eigenbrödlerei und Originalitätssucht so mancher deutscher Gelehrten und Schriftsteller seine wunderlichen Früchte zu Tage bringt. Da übt individuelle Laune, Willkür und Bequemlichkeit, die in selbsterwählten Absonderlichkeiten, in neuen, erst oft incorrecten Wortbildungen und Constructionen sich gefällt und mit dem Sprachgebrauch fortwährend auf dem Kriegsfuß lebt, eine auch in diesem Gebiet unzulässige Anarchie und Freischärlerei aus. Dasselbe Bestreben, originell, geistreich, pikant zu erscheinen und dieselbe launenhafte Zuchtlosigkeit liegt zumeist bei den Ueberschreitungen des Maßes im Schmuck der Rede zu Grunde. Nur muß man, um billig zu sein, zur Erklärung jener übertriebenen, insbesondere der mit Bildern überladenen Ausdrucksweise noch auf eine weitere Ursache hinweisen: derartige Sprachkünstler wissen so oft nicht, was sie thun; sie kennen zum Theil das Maß ihrer eigenen Kraft — daß sie eben keine Dichter sind — ebenso wenig, als die Gesetze der Redekunst, des edlen Ebenmaßes und der echten Natürlichkeit in schriftlicher Darstellung.

Doch es könnte scheinen, diese Auslassungen seien nicht blos zu scharf im Tadeln und Aufdecken der Fehler mit ihren Ursachen, sondern stehen im Widerspruch mit dem, was oben von der Keckheit und Freiheit des modernen Stils gesagt und gerühmt sei. Deshalb mögen zum Schluß noch einige Worte zur Rechtfertigung und Verständigung erlaubt sein.

Die allgemeinen Schranken, welche der Freiheit deutscher Schreibart, wenn sie ihrer Gesundheit nicht verlustig gehen soll, gesteckt werden müssen, sind im Früheren bezeichnet, namentlich in der Beschreibung der edlen Maßhaltung und Natürlichkeit des Ausdrucks. In welchen einzelnen Fällen Ueberschreitung der Grenzen der Schönheit vorliege, ist ohnehin da und dort zur Genüge angedeutet. Auch in Betreff einiger Einzelheiten, z. B. dem Gebrauch der Fremdwörter, der anspielenden Rede sind die nöthigen Winke gegeben. So bleibt nur noch übrig, hinsichtlich zweier ganz specieller Punkte bestimmtere positive Sätze aufzustellen: wo für die jetzige Prosa nämlich die

Grenze zwischen Erlaubtem und Unerlaubtem liege bei Behandlung des Sprachlichen im engeren Sinn, vornehmlich bei Neuschaffung von Wörtern und Wendungen, und worin denn das rechte Maß und das Gesetz für die bildliche Rede bestehe. Hinsichtlich des Ersteren knüpfen wir an das vorhin gebrauchte Gleichniß an und sagen: im Reich der Muttersprache soll nunmehr nicht die monarchische oder aristokratische Verfassung früherer Zeiten, noch weniger aber Dictatur oder Anarchie gelten und herrschen, sondern eine durch feste Ordnung und Satzung geregelte Demokratie. Umsturz und selbst Reform der Sprache überlasse der Profaner in der Regel den Poeten, und auch unter diesen sind nur diejenigen dazu berechtigt, welche wirkliche Dichter des Gottes Gnaden heißen können. Wohl möge die schöpferische Kraft und die Individualität eines originellen Kopfes auch bei prosaischer Darstellung nicht bloß in eigenthümlicher Schreibart, in lederen Wendungen und freierer Beweglichkeit, sondern selbst in Neuschaffung einzelner Wörter hervortreten. Allzu peinliche Correctheit und Glätte der Sprache erscheint in unseren Tagen mit einigem Recht eher als Tadel denn als Lob. Allein die Errungenschaft dieser größeren Freiheit bleibt immerhin an bestimmte Bedingungen geknüpft: Die jedesmalige Abweichung vom Herkömmlichen geschehe immer mit vollem Bewußtsein und mit strenger Consequenz; vornehmlich aber nicht ohne zwingende innere Nothwendigkeit; auch hier gilt dasselbe Gesetz, welchem der Gebrauch des ungewöhnlichen Fremdwortes und der bildlichen Rede zu folgen hat: es muß Alles naturwüchsig, natürlich sein, darf nicht gemacht erscheinen. Endlich hat man bei jeglicher Neuschöpfung sorgfältig das allgemeine Sprachgewissen, ja nicht bloß das individuelle oder provinzielle zu Rath zu ziehen und wohl zu prüfen, ob etwas dem ureigenen deutschen Sprachgeist gemäß, nicht etwa ein Latinismus oder Anglicismus u. dgl. sei. Freiheit, nicht Zügellosigkeit ist selbst in Sachen der Sprache die Lösung nicht unserer, sondern jeder wirklich gebildeten Zeit, und das Wort Augustin's: *libertas in necessariis, in dubiis libertas* hat auch hier seine Giltigkeit.

Dieses rechte Maß und Gesetz gegenüber allem Absonderlichen, vor allem für die bildliche Rede und die feste Grenze zwischen dem Zuviel und Zuwenig ist indeß leichter zu bestimmen, als es den Anschein hat. Die mit Recht verurtheilte, aber noch immer unter uns spukende poetische Prosa ist gradeverschieden von der tropischen und parabolischen Redeweise, welche allerdings, wie früher bemerkt, der gesunde moderne Stil selbst für die ernste Sprache der Wissenschaft bis auf einen gewissen Grad zuläßt, um nicht zu sagen fordert. Hat sie ja doch der trockene, aber mit nichts phantasielose Hebel je und je glücklich verwendet. Wo immer eine Vergleichung — vorausgesetzt, daß sie würdig, salonsfähig und dem betreffenden Leserkreis vollkommen klar und zugänglich ist — aus dem Gedanken selbst herauswächst, so daß

sie demselben nicht aufgeliebt wird, sondern zugleich mit der Idee im Geiste geboren, Jupiter's Tochter gleich, als frische und lebendige Gestalt der höheren Geburtsstätte entspringt und mit Einem Schlag das Gedachte vor das sinnliche Auge stellt, da und nur da ist sie, sei's in poetischer, sei's in prosaischer Darstellung, am Platze. Dessen freut sich insbesondere der moderne Leser als eines kräftig sinnlichen Abschlusses einer Gedankenreihe oder als eines erwünschten Hilfsmittels der inneren Anschauung. Solch echte Poesie auch in prosaischer Rede verhält sich wie Edelgestein zum Flittergold der sogenannten blumenreichen Prosa. Und daß dann solcher Bilder nicht zu viele werden dafür ist gesorgt, so gut wie dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Derlei schüttelt man nicht nur so aus dem Ärmel. Und vor Allem bleibt es namentlich auch in dem Stück bei dem am Schluß des dritten Abschnitts ausgeführten Satz, daß dem Ideal eines guten Stils nur derjenige Schriftsteller zu entsprechen vermag, der jederzeit schreibt, wie er kann und muß.

Und nun möge das Ende dieser Erörterungen noch auf eine kurze Weile zu ihrem Anfang zurückkehren und eine Antwort geben auf die Frage, ob wirklich D. Fr. Strauß als einer der Vertreter der vollendeten modernen Prosa gelten könne. Den Beweis, daß diese Frage zu bejahen sei, würde ein Schriftsteller alten Stils nicht ermangeln in aller Umständlichkeit zu führen. Derselbe würde die früher aufgestellten Merkzeichen guter Schreibart haarklein wieder aufzählen und sofort durch Duzende von Belegen aus den in Frage stehenden Schriften seinen Satz erhärten. Der moderne Stilist aber — und der Verfasser muß doch auch seinem eigenen Ideal einigermaßen entsprechen — ist sich jederzeit bewußt, daß eines der ersten dieser Merkzeichen eine nur immer zulässige Kürze ist und daß man an die Lesegeduld unserer Tage nicht mehr dieselben Zumuthungen machen darf, wie vor hundert Jahren. Auch hat er so weit gute Lebensart, daß er seine Leser nicht für sachunkundiger hält als sie sind. Kurz, es hieße dermalen Eulen nach Athen tragen, wollte einer des Breiteren darlegen, daß allerdings Strauß in seinen vielen und vielerlei Schriften eine Formvollendung zeigt, welche von allen jenen Merkmalen mustergiltiger Schreibart, den allgemeinen sowohl als den besonderen, keines vermiffen läßt, sie vielmehr in hervorragender Weise zu fühlen und zu genießen gibt. Diese Behauptung wird jeder Unparteiische zugeben, mag er auch mit den Weltanschauungen dieses Philosophen und Theologen nichts weniger als übereinstimmen und zugleich — womit wir gleichfalls einverstanden sind — die Ansicht hegen, Strauß sei eben durch die extreme Stellung des Inhalts seiner Werke vor hundert anderen im Vortheil auch in Beziehung auf deren Form. So gewiß nämlich ein wichtiger Kopf, der sich über fast alle conventionellen und sittlichen Rücksichten hinwegsetzt,

wie z. B. Heine seiner Zeit ein weitaus reicheres Feld für tolle und pikante Einfälle hat, so gewiß ist es — *si parva licet componere magnis* — einem Theologen, der auf einem von Anfang an eingenommenen und mit zäher Consequenz festgehaltenen, nahezu extremen Standpunkt steht, um ein Gutes leichter gemacht, gedrungen, scharf, schlagend und packend zu schreiben. Das Malen mit gebrochenen Farbentönen, das einem Anderen in vielen Fällen sein Wahrheitsgefühl nicht minder zur Pflicht macht, ist ihm erspart. So müssen seine Bilder nothwendig natürlicher, frischer und satter, für das ästhetische Urtheil bestechender erscheinen, als die seiner Concurrenten mit ihrem angüthlicheren Wesen, mit mancherlei Antinomien in ihrem Denken und rückwärtsvollerer Geistesart, mögen diese ihm auch im Uebrigen keineswegs unüberbützig sein.

Daß in den Schriften von Strauß die ersten Bedingungen schöner Schreibart, durchgängige sprachliche Correctheit und logische Klarheit, in vollem Maße erfüllt sind, darüber sind wohl alle Stimmen einig. In erster Beziehung ist nur noch als besonderer Vorzug zu rühmen die Pietät, mit der bei aller Freiheit der Handhabung der Sprache doch immer der herkömmliche Sprachgebrauch geachtet, in keiner Weise ohne Noth abgewichen wird vom Recht und Brauch alltäglicher Rede. Desgleichen sehen wir in allen Partien, wo durchsichtige und präcise Fassung und Entwicklung der Sätze und Schlüsse in erster Linie am Platze ist, jede unnöthige Breite nicht minder als jeden unnöthigen Schmuck der Rede gemieden, überall der strengen nüchternen Sprache der Logik und Dialectik ihr volles Recht gewährt. Andererseits fehlt es dem Ausdruck bei aller Festigkeit des Knochengewebes und Kraft der Musculatur nirgends an frischer blühender Farbe. So ein durch innere Nothwendigkeit bedingter Schmuck und gehobener Ton der Rede gefordert, wo die Sprache der Phantasie, des Humors, der poetischen Anschauung erwünscht ist, lassen auch diese feineren Merkmale des modernen Stils nicht leicht vergeblich auf sich warten. Dies gilt vornehmlich von der treffenden Verwendung bildlicher Rede, der Fremdwörter, der Anspielungen. Sei nur an die packenden Bilder von dem Wagen und den Pferden in dem Sendschreiben an Renan, an die knorrigen Eichen in der Denkrede auf Dr. Sicherer, an die wiederholte Benützung biblischer Wörter und Anschauungen in der Schrift über Voltaire erinnert. Kurz von all den Ausartungen des modernen Stils, die wir früher gerügt haben, wird sich nicht leicht eine bei Strauß auffinden, von all den Vorzügen desselben, die dem gegenüber gekennzeichnet worden sind, kaum einer vermissen lassen. Nur Eines, das im Früheren noch nicht besonders betont wurde, darf nicht unerwähnt bleiben, die Meisterschaft nämlich nicht allein in der Periodenbildung überhaupt, sondern vornehmlich in der so wohlthuenden Abwechslung größerer und kleinerer

nerer Satzgebilde, eine Kunst, die wir außer bei Goethe nur bei wenigen deutschen Schriftstellern in gleichem Grade wahrnehmen. Auch hierin wie in allen anderen Stücken finden wir bei Strauß eben jene zwei richtigsten Merkmale, auf denen die Gesundheit und Keuschheit vollkommener Schreibart beruht, das edle Ebenmaß, die zarte Maßhaltung auf der einen, und die volle Natürlichkeit auf der anderen Seite. Nur in diesen zwei eben genannten Beziehungen wird es am Plage sein, noch nachträglich Etliches beizufügen, was zu schärferer Charakterisirung des in Frage stehenden Schriftstellers dient und zugleich früher Bemerktes näher beleuchtet.

Das Befriedigende, Vollendete, Classische eines Schriftwerkes hat, wie wir oben gefunden, zu wesentlicher Voraussetzung, daß dasselbe alle die einzelnen Vorzüge eines guten Stils in schönem Ebenmaß in sich vereinigt. Geben wir diesem Begriff des Ebenmaßes noch die allgemeinere Fassung daß er auch die Maßhaltung in sich begreift, daß nämlich die vollendete Schreibart nicht allein die strenge Sprache der Wissenschaft überall in rechter Weise mit der der Phantasie und des Wises zu mischen versteht, sondern auch das eigene Denken und Schreiben in strenger Zucht halten und durchweg das individuelle Belieben, jegliche Laune und Willkür bis auf den einzelnen Ausdruck hinaus dem berechtigten Brauch und Herkommen unterordnen und so die feinen Grenzlinien des Schicklichen und Schönen auch im Kleinen und Kleinsten einhalten muß: so werden wir nach dieser Seite hin den letzten Grund der Befriedigung bezeichnen haben, die wir bei der Lectüre einer Schrift von Strauß empfinden. Das ist's was wir an ihm in so hervorragender Weise wahrnehmen.

Und fragen wir schließlich wiederum, welches die tieferliegende Wurzel sei dieser Meisterschaft von Seiten des Schriftstellers so wie des Genusses, den er dem Leser gewährt; so kommen wir auch hier wieder auf gewisse tiefere, sittliche Eigenschaften, welche jedenfalls dabei mit in's Spiel kommen. Wenn der Schreibende bei jedem Satz und Wort den unwillkürlichen Eindruck macht, daß er mit edler Selbstachtung und gewissenhafter Treue gegen seinen schriftstellerischen Beruf die Gedanken und Worte jederzeit bis in's Einzelste hinaus auswägt und durcharbeitet, zugleich mit gewissenhafter Scheu, ja nie etwas Unfertiges, leichtfertig Hingeworfenes zu geben, und daß er ebenso mit zarter Achtung vor seinen Lesern durchweg beflissen ist, diesen nicht bloß sein Gutes, sondern sein Bestes, sein volles geistiges Leben klar und wahr und rückhaltslos darzubieten, und zwar in der für sie zugänglichsten und genußreichsten Form: dann und dann erst zwingt er dieselben unwillkürlich, ihn dem Kreis seiner Classiker einzureihen. Und diesen Eindruck nun eben macht Strauß mit seltenen Ausnahmen in allen Erzeugnissen seiner Feder. Dies um so mehr, weil es seiner gesunden, keuschen, maß-

vollen Schreibart auch an der letzten ebenso wesentlichen Eigenschaft nicht fehlt, jener durchgängigen Natürlichkeit und inneren Wahrhaftigkeit. „Er schreibt, wie er kann und muß“, wenn dies je von einem Schriftsteller mit Zug und Recht zu sagen ist, so muß es von Strauß gesagt werden. Und eben diese von innen treibende Nothwendigkeit, welche auf jedem Blatte seiner Schriften sich zu fühlen gibt, diese Treue gegen sich selbst, die einestheils nur der vollen und klaren Ueberzeugung zum Ausdruck dient, anderntheils schlechterdings nicht mehr sein und scheinen will, als die eigenste Natur und Begabung zu leisten vermag, bedingt die volle Natürlichkeit, welche nicht den geringsten Reiz, oder sagen wir lieber, tugendhaften Vorzug seiner Schriften bildet.

Zum Beleg dafür liegt eine denkwürdige Kundgebung von ihm selbst vor. In einem Abschnitt des Vorworts zu seinem „Ulrich von Hutten“, dessen Inhalt wir keineswegs unbedingt und in allen Stücken gutheißen können, hat er mit sichtlich bewegter Rede von sich selbst, von dem inneren Drang und der zwingenden Nothwendigkeit seines schriftstellerischen Wirkens von Anfang an in einer Weise gesprochen, daß jeder Unbefangene den Eindruck bekommt, Eines müsse man diesem Priester der Wissenschaft unverkennbar anerkennen, das reine Bewußtsein nämlich, daß er bei all seinen als Kunst- und Berufsarbeit behandelten Leistungen sich durch sein innerstes Sein und Wesen getrieben gefühlt von dem, was er für Wahrheit halte, der Mit- und Nachwelt Kunde und Zeugniß zu geben. Wie sehr aber gerade hierin die allererste Bedingung eines vollkommenen Stils zu suchen ist, hat sich uns als unzweifelhaft schon bisher ergeben. Wir wollen es uns jetzt nochmals durch ein einfaches Wort des classischen Alterthums bestätigen lassen. In der Rede, welche Sokrates für den jungen Demonikus aufgestellt hat, lesen wir unter vielen anderen gesunden Lebensregeln die Weisung: „Habe Dir's zum Grundsatz, nur in zwei Fällen zu reden, wenn Du entweder eine besonders klare Einsicht von Etwas hast oder eine Nothwendigkeit für Dich vorliegt, darüber zu sprechen. Nur unter diesen Voraussetzungen ist Reden besser als Schweigen, sonst aber Schweigen besser als Reden.“

So ist denn wohl nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, D. Friedr. Strauß stehe mit seiner Schreibart auf dem Höhepunkt der dermaligen deutschen Prosa, und hinzufügen, die Schriftsteller und Leser unserer Tage haben an ihm — nicht etwa ein Muster und Ideal, nach welchem sie einzig sich zu richten haben; denn das würde dem Grundsatz freier Bewegung widersprechen, den wir so entschieden für das Gebiet der deutschen Sprache in Anspruch nehmen mußten — wohl aber ein leuchtendes Beispiel, einen reinen Spiegel, der mit derselben Treue alle wesentlichen Vorzüge edlen vollendeten

Stils erkennen läßt, wie er die Flecken und Runzeln an minder vollkommener Schriftwerken anderer Zeitgenossen aufdeckt.

Ist aber andererseits nicht zu wenig gesagt, ist nicht vielmehr Strauß etwa primus inter pares oder gar der einzig vollendete Stilist unserer Tage? Gewißlich nein. Wer auch nur ein kleines Gebiet der modernen Literatur überschaut, ja wer nur unsere besten Zeitschriften und Tagesblätter mit aufmerksamem Sinne liest und über deren Schreibart sich ein Urtheil zu bilden sucht, könnte alsbald Duzende von Rednern und Schriftstellern aufzählen, die, jeder in seiner Art, mit guten Gründen als Meister der Sprache sich bezeichnen ließen. Wer weiß, ob nicht dem Einen und Anderen von einem ganz strengen Preisgericht noch der Vorzug vor Strauß in Glätte und Glanz der Sprache zuerkannt würde? Ja selbst in denjenigen Eigenschaften, welche wir als ganz besonders ansprechende Feinheiten und Vorzüge aufgefunden haben, selbst in jener ebenso maßvollen als treffenden Art im Schmuck der Rede, in der ihm eigenthümlichen Art von Bildern und Anspielungen u. dgl. steht Strauß, und ebenso wenig seine ihm ebenbürtigen süddeutschen Landsleute entfernt nicht einzig und unerreicht da. Erscheint ja doch selbst der große norddeutsche Staatsmann unserer Tage, der sicherlich weder Zeit noch Neigung hat, in seinen Briefen, Reden und Schriftstücken der Form geflissentlich große Aufmerksamkeit zuzuwenden, dennoch gerade in denjenigen Eigenthümlichkeiten, welche als die echte Poesie der Prosa gelten müssen, bei manchen Stellen seiner Briefe aus Ungarn oder Frankreich, seiner Reden im Hauskleid oder im Staatsgewand als ein ächter Doppelgänger unseres schwäbischen Schriftstellers.

R. L. F. Mezger.

Jesuitische Memorabilien aus Mittelitalien.

Sechs Jahre nach Ansiedlung der Jesuiten in Florenz, der Hauptstadt Toscanas, wo ein Freund des heil. Ignaz, Johann Rossi, ein renommirter Arzt deutschen Ursprungs, zwölf als völlig mittellose Mendicantenbrüder gar bescheiden auftretenden Jesuiten (1551) die erste Aufnahme in seinem Hause gewährte*), war ihnen auch schon in Montepulciano — unbekannt von wem? — ein Collegium (1557) gegründet worden. Das war ein damals von etwa 4000 (jetzt von nur ungefähr 3000) Seelen bewohntes, sehr mo-

*) Lastri, L'Osservatore Fiorentino sugli edifizj della sua patria Tom. II, p. 16 (der 4. Ausg. von Prof. Del Rosso. Florenz 1831).

lerisch gelegenes Bergstädtchen im Compartimento Arezzo, berühmt wegen seines trefflichen Weines und der zahlreichen Häupter, mit denen es die heil. Kirche beschenkt, nämlich mit einem Papst, dessen Pontifikat jedoch nur drei Wochen lang dauerte (Marcellus II, vom 9.—30. April 1555), zwölf Cardinälen, darunter dem Jesuiten Robert Bellarmin († 1621), einem der gewandtesten Kampfbühnen der Ecclesia militans, und 32 Bischöfen. Der Sage nach soll Montepulciano etruskischen Ursprungs sein; seine früheste urkundliche Erwähnung fällt in den Anfang der Herrschaft Autprands, des größten und ruhmwürdigsten Königs der Longobarden, in das Jahr 715.*) Die Jesuiten hatten sich in Montepulciano bald so beliebt zu machen gewußt, daß alle Belt zu ihren Kanzelvorträgen und Beichtstühlen sich drängte, und am eifrigsten, wie so häufig, das schöne Geschlecht. Ueber den Gebrauch, welchen die frommen Väter von dessen vertrauensvoller Hingebung machten, liefen bald besorgliche Gerüchte um, deren Wahrheit endlich nicht mehr bezweifelt werden konnte. Um die Entrüstung der guten Montepulcianer auf den Gipfel zu treiben, ließ selbst der Rector des Collegiums ihrer Stadt, Pater Johann Gambar, sich die ärgsten Menschlichkeiten zu Schulden kommen. Er hatte mit zwei Schwestern Umgang, die seine Beichttöchter waren. Bald glaubte die eine, noch ledige Schwester zu bemerken, daß der fromme Vater die andere, verheirathete, ihr vorziehe. Eifersucht bestimmte sie, das zwischen ihnen und dem Vater Gambar seither bestandene Verhältniß ihrem Bruder zu entdecken, der sofort dem Schwesterpaare allen Verkehr mit Gliedern der Gesellschaft Jesu strengstens verbot. Seinem Beispiele folgten bald mehrere Sär und Ehemänner, was zur Folge hatte, daß, wie Sacchini, der amtliche Geschichtschreiber des Ordens, selber bekennet, die Kirche und Beichtstühle der Jesuiten in Kurzem verödeten.

Umsonst bemühten sich die frommen Väter, das gegen sie aufsteigende Unwetter durch die Beredsamkeit eines mit ihrer Vertheidigung speciell betrauten, sehr beliebten Kapuziners zu beschwören. Die Montepulcianer, weit entfernt, sich durch jene beschwichtigen zu lassen, stellten insgeheim genaue Nachforschungen über die sittliche Aufführung der Popoliten, und namentlich ihres Herrn Rectors an. Die förderten eine Menge Liebesbriefe zu Tage, welche letzterer mit verschiedenen Damen gewechselt; auch entdeckte man, daß er einer derselben eine bedeutende Baarsumme entlockt hatte, zu deren Rückgabe er jedoch durch den Großvicar genöthigt worden. Die über so viele Schändlichkeiten empörte Stadt verklagte den Rector jetzt (1560) bei ihrem Bischofe. Pater Gambar erachtete jedoch nicht gerathen, das Resultat der

*) Repetti, Dizionario geogr. — fis. storico della Toscana T. III, pp. 465, 480 sqq.

von diesem verfügten Untersuchung abzuwarten; er entfloß aus Montepulciano und wurde von Vainez, dem Nachfolger (1556) des heil. Ignaz im Generalate des Ordens, aus demselben ausgestoßen.

Diese ärgerlichen Vorgänge, die klärlieh beweisen, daß jene Unzuchtssünden, deren sich Mitglieder der Gesellschaft Jesu in späteren Tagen so oft schuldig machten, schon ihre Kindheitsperiode besleckten, machten fast in ganz Italien ungeheures Aufsehen, was den General Vainez bestimmte, alles Mögliche zur Beschwichtigung der ergrimnten Montepulcianer aufzubieten. Zu dem Behufe sandte er einige der gewandtesten Glieder seiner Gesellschaft, wie Pater Ribadeneira und Emanuel Sa, und verfügte sich endlich (1561) selbst zu ihnen. Aber Alles umsonst. Montepulcianos Bürger wollten nichts mehr von den Jesuiten wissen, verboten ihren Kindern den Besuch des Collegiums derselben und drohten mit ihrer gewaltsamen Austreibung. Um dieser vorzubeugen blieb Vainez nichts übrig, als seine Ordensgenossen (Juni 1563) abuberufen, und merkwürdig genug hat sich der Haß gegen diese seitdem in Montepulciano von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt und noch einmal in unseren Tagen (1847) in recht markanter Weise geäußert.

Noch eine andere Stadt Toscanas hat sich durch ihren unbefieglichen Widerwillen gegen die Popoliten bei aller sonst erprobten Anhänglichkeit an die katholische Kirche rühmlich hervorgethan — Lucca nämlich. Diese im XVI. Jahrhundert sehr wohlhabende Handelsstadt hatte im vorhergegangenen (1430) ihre alte republikanische Verfassung zurückerworben, war indessen durch das Martinianische Gesetz v. J. 1556 und dessen Ergänzung mittelst des goldenen Buches v. J. 1628 zu einer ziemlich enge umgrenzten Aristokratie eingeschrumpft, die bis zu ihrem Ende im J. 1799 im Ganzen recht löblich waltete, zumal dadurch sich vortheilhaft auszeichnete, daß sie dem kleinen Adelsfreistaat Jahrhundertlang eine früher nicht gekannte Stätigkeit und Ordnung erhielt. Im Beginne d. J. 1581*) wurden Lucca's Regenten nun von ihrem Geschäftsträger in Rom benachrichtigt, daß die Jesuiten die große Gunst, deren sie bei Papst Gregor XIII. sich erfreuten, auch zur Erfüllung ihres längst gehegten Wunsches zu benutzen gedächten, in Lucca ebenfalls ein Collegium zu erwerben. Die hierüber höchlich bestürzten guten Väter des Freistaats erwogen, daß dieser durchaus unfähig sei, ohne die offenbarste Gefährdung des Gemeinwohls „eine solche Menschenorte“ (simil sorte di huomini) bei sich aufzunehmen. Sie beauftragten daher einen besonderen Ausschuß von sechs Personen mit allen zur Vereitelung des fraglichen Vor-

*) Das Folgende beruht auf dem amtlichen, von Urkunden begleiteten Bericht über diese Angelegenheit bei Tommasi und Minutoli, Sommario della Storia di Lucca dall' a. 1004 all' a. 1799. Documenti p. 186—218 (Firenze 1847, Bd. X d. ersten Serie des Archivio Storico Italiano).

habens, der wichtigsten seit vielen Jahren vorgekommenen Angelegenheit, erforderlichen Maßnahmen. Aus den Berichten eines seiner Mitglieder, welches nach Rom gesandt wurde, ist das Bekenntniß eines dortigen Popoliten anzuhören, der Orden pflege die Maxime zu befolgen, es so einzuführen, daß er der Erbetene, nicht der Bittende wäre, daß er um den Segen seiner leibbaren Gegenwart angegangen werde. In Vucca hatte er es jetzt freilich anders machen müssen, Christofan Turrettini, dem Prior des dortigen Chorherrenstiftes zu S. Giovanni nämlich so lange zugesetzt, dieses der Gesellschaft Jesu gegen eine weit einträglichere Pfründe eigenmächtig abzutreten, bis derselbe sich dazu bereit erklärte. Der Papst erteilte gern seine Zustimmung und beschloß, die Chorherren des aufzuhebenden Stiftes durch lebenslängliche reichliche Pensionen zu beschwichtigen. In dem aus diesem zu errichtenden Jesuiten-Collegium sollte eine Lehr- und Erziehungsanstalt vornehmlich für die Söhne der herrschenden Familien etablirt werden, um den frommen Vätern in diesen bald vorwiegenden Einfluß zu verschaffen.

Wenn die Lucchesischen Aristokraten nicht schon vorher fest entschlossen gewesen wären, ihr kleines Reich um jeden Preis vor solch' schlimmen Einwirkungen zu bewahren, die Mittheilungen, welche sie während der jetzt schonen Unterhandlungen aus der Siebenhügelstadt von vertrauter, gut unterrichteter Hand über Wesen und Streben der Gesellschaft Jesu empfangen hätten sie dazu bestimmen müssen. Diese, hieß es in denselben, sei darin im Jgel nur zu ähnlich, daß sie, sobald sie sich irgendwo eingenistet, Alles an sich zu ziehen suche; wer sie auch nur zum Nachbar habe, sei nicht mehr Herr im eigenen Hause, denn trotz aller Scheinheiligkeit bleibe ihres Dichtens und Trachtens einziges Ziel, gut zu essen und noch besser zu trinken, wie die Alleinherrschaft über Geistliche und Laien an sich zu reißen (*il fine loro è di mangiare bene, e berevere meglio, e di governare tutte le cose nel temporale o nello spirituale*), woraus nothwendig die größten Uebelstände erwachsen müßten. Um ihre Vaterstadt vor diesen zu bewahren, widersetzten sich die Lucchesen dem fraglichen Project mit solcher Energie, daß die Popoliten sich genöthigt sahen, dessen Ausführung auf günstigere Zeiten zu verschieben.

Diese schienen ihnen im J. 1624 endlich gekommen zu sein. Doch war es damals eine andere geistliche Anstalt Vuccas, deren Erwerbung die Patres dort einführen sollte, nämlich die Abtei S. Maria in Cortelandini. Papst Urban's VIII. Zustimmung war nicht schwer zu erlangen, und schon Alles zur Installation des Ordens in dem genannten Kloster vorbereitet, als die durch Vertraute davon benachrichtigte Regierung nachdrücklichste Einsprache dagegen erhob. Sie ließ in Rom vorstellen, daß die Aufnahme der Jesuiten, wenn sie auch anderwärts sich nützlich erwiesen haben sollte, doch durchaus

unverträglich sei mit den eigenthümlichen Verhältnissen Luccas, wie dessen Obrigkeit nimmer zugeben könne, daß die jetzigen Besitzer der in Rede stehenden Abtei, die frommen und gelehrten, namentlich um den Unterricht der Seminaristen von S. Michele so verdienten regulären Cleriker von der Congregation der Mutter Gottes, aus ihrem rechtmäßigen Eigenthume verdrängt würden. Und wie sehr Urban VIII. und mehrere Cardinäle sich auch bemühten, den Vätern des Freistaates eine günstigere Meinung von den Popoliten einzulößen, sie zur Aufnahme derselben zu vermögen, sie beharrten doch so fest auf ihrem Sinne, daß der römische Hof das Vorhaben abermals fallen lassen mußte.

Troßdem machten dieser und die Jesuiten nach 27 Jahren (1651) einen wiederholten Versuch, die Zulassung in Lucca zu erwirken, aber eben so erfolglos, und den letzten neun Jahre später. Damals (1660) ließ Papst Alexander VII. die Republik durch ihren Geschäftsträger in Rom dringend bitten, ihm zu Liebe die Söhne des heil. Ignaz endlich einmal bei sich aufzunehmen. Zugleich (14. Febr. 1660) richtete er an alle Lucchesen ein sehr bewegliches Breve, in welchem er ihnen zu Gemüthe führte, wie sehr es ihrem Ruf in der ganzen katholischen Welt schaden müsse, fast die einzige unter den angesehenen Stadtgemeinden Italiens zu bilden, die einen Orden bislang hartnäckig zurückgewiesen habe, der überall so segensvoll wirke, und zumal um den Jugendunterricht so außerordentliche Verdienste sich erwerbe. Die Lucchesen antworteten dem heil. Vater, daß weder die Sorge für ihre religiöse Reputation, noch die um Wahrung ihres Seelenheils, noch die um Förderung der Jugendbildung sie zur Zulassung der Jesuiten bestimmen könne. Auch ohne diese erfreue sich ihre Stadt, was fleckenlose Rechtgläubigkeit betreffe, des besten Renommées; sie auf den Weg des Heils zu leiten und auf demselben zu erhalten, besäßen sie der anderen würdigen Priester genug; und was die Vortheile beträfe, welche der höheren wissenschaftlichen und sittlichen Ausbildung ihrer Söhne aus der Einführung des Ordens erwachsen sollten, so wisse man recht gut, daß dieser in seiner dermaligen Beschaffenheit an tauglichen Jugendlehrern in weit höherem Grade Noth leide, als die Welt glaube (*che scarseggiara di soggetti più di quello era noll' universale opinione*). Wenn dem aber auch nicht so und die Gesellschaft Jesu ein Krösus an ausgezeichneten Jugendbildnern wäre, so würden doch selbst dadurch die Nachtheile nicht aufgewogen werden können, die dem Gemeinwesen aus der den Popoliten zur anderen Natur gewordenen Einmischung in politische Angelegenheiten erwachsen müßten. Die Republik habe es in früheren Tagen schmerzlich genug empfunden, wenn ihre Geistlichen, die doch in der Regel Einheimische gewesen, in Staatshändel sich gemischt hätten. Um wie viel größeren Schaden müßte da nicht eine aus Fremden bestehende

kirchliche Körperschaft stiften, die wohl nichts Angelegentlicheres zu thun haben dürfte, als nicht nur die Handlungen, sondern sogar die Absichten der Häupter der Republik auszuspähen und deren Schwächen den benachbarten, dieser ohnehin wenig gewogenen Fürsten zu verrathen!

Ganz merkwürdig ist, daß der Botschafter Spaniens, zu welcher Macht Yucca damals in einer Art Schutzverhältniß stand, am römischen Hofe, als er von den Jesuiten darum angegangen wurde, für ihre Zulassung dort sich zu verwenden, dies mit dem Bedeuten ablehnte, er dürfe die Yucchesen nicht betrügen, was durch Gewährung der angesprochenen Fürsprache geschehen würde. Darum ließ er diesen auch vermelden, die Aufnahme des Ordens werde weit mehr eine That der Frömmigkeit als der Klugheit sein (*si sarebbe ben potuto dire, che avesse fatto un atto di pietà, ma non di prudenza*). Und wie sehr der hl. Vater auch drängte, Yuccas Behörden blieben mit unerwiderter Festigkeit dabei stehen, von den Jüngern des heil. Ignaz nichts wissen zu wollen, und erließen, um allen weiteren Einmischungsversuchen derselben einen starken Damm entgegenzusetzen, ein Gesetz (15. November 1660), welches jeden Bürger des Freistaates, der die Aufnahme des Ordens künftig noch in Anregung zu bringen wagen würde, mit der Strafe des Meineides bedrohte, es müßte solches denn anders mit Zustimmung von sieben Aichteln der Regierungsmitglieder geschehen. Seitdem haben die Jesuiten es nicht mehr versucht, in Yucca Fuß zu fassen.

Wie an den meisten anderen Höfen Italiens erfreuten sie sich im 17. und 18. Jahrhundert auch am toscanischen Hofe vorherrschenden Einflusses, des größten unter der leider 53jährigen Regierung (1670—1723) Cosmus des Dritten, des vorletzten Mediceers, eines der verworfensten Fürsten, die Wälschland je gesehen. Den Mönchen überhaupt sehr zugethan, war er doch vor allen anderen den Loyoliten ergeben; sie waren seine Rathgeber und Finanzminister, die namentlich seine Proselytensucht arg mißtrauchten, ihr große Summen zu entlocken wußten. In ganz Deutschland bis nach Hamburg, wo er zu dem Behufe einen ständigen Residenten unterhielt, streiften die Werber umher, die beauftragt waren, ihm Padungen von Convertiten nach Florenz zu besorgen. Bei der blinden Hingabe dieses Großherzogs an die Jesuiten ist es um so merkwürdiger, daß derselbe ihren Lieblingswunsch, auch in Pisa ein Collegium zu erwerben, nie erfüllen wollte, und ihnen ebensowenig einen Lehrstuhl an der dortigen Universität einräumte. Das hing wohl mit dem perennirenden Kriegszustande zusammen, der zwischen dieser, namentlich ihren berühmtesten Professoren, und der Gesellschaft Jesu damals waltete. Denn wie einst Galileo Galilei bekämpfte dieselbe auch Leibniz und Newton mit ungeheurer Erbitterung, und da diese unter den Lehrern der genannten Hochschule ihre begeistertsten Verehrer zählten, mochte

Cosmus III. mit Recht die schlimmsten Folgen für die blühende Anstalt, deren Besitz seinem Stolze nicht wenig schmeichelte, fürchten, wenn er die Popoliten an derselben sich habilitiren lasse. Doch entschädigte er sie reichlich für die versagte Erfüllung dieser Desiderien, indem er ihnen (1691) ein auch nicht zu verachtendes Monopol, gemeinschaftlich mit den andern Mönchen seines Gebietes, einräumte, dieses nämlich: die ausschließlichen Ehestifter in demselben zu sein; nur die ehrwürdigen Väter durften damals in Toscana Heirathen vermitteln, Männlein und Weiblein vinculiren. Für ein so schätzbares Vorrecht mußte natürlich auch ein entsprechendes Honorar bewilligt werden, das ganz sachgemäß im Privilegium der „Vorloft“ bestand.*)

S. Sugenheim.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Anleihe und Auswanderung. Aus Deutschlothringen. — „Die drei und einhalb Milliarden-Anleihe ist mehr als zwölffach gezeichnet, ein Beweis, daß Frankreich sich von dem verwüstenden Kriege, von den Niederlagen von Metz und Sedan, von der tiefen Demüthigung, welche ihm der Friede durch Abtretung dreier seiner schönsten Departements auferlegt hat, von der Zerrüttung des Bürgerkrieges erholt hat. Frankreich ist und bleibt die große Nation; nur noch wenig Geduld und es wird fürchterliche Rache nehmen und so wird denn das abgerundete deutsche Reich im baldigen Zusammensturz nicht nur die Beute des letzten Krieges herausgeben, sondern den verbündeten Schaaren von Franzosen, Jesuiten und Slaven als ohnmächtiges Opfer zur Verfügung stehen.“ Der colossale, aber eben durch seinen colossalen Umfang leichter begreifliche Erfolg des französischen Anlehens muß natürlicherweise den annectirten Elsaßlothringern die Zweifel wieder nehmen, welche sie an der Größe ihres alten Vaterlandes eben zu hegen begannen und wird daher jedenfalls für die politische Stimmung derselben nicht ohne Einfluß bleiben. Ueber die Nachhaltigkeit dieses Eindruckes ist jetzt wohl unmöglich, ein Urtheil abzugeben; der Volkswirth und der große Handelsmann steht verduzt vor den Leistungen der Speculation und fragt: ob denn in der ganzen Finanzoperation Thiers' gar kein solider Kern ist; ja in der

*) Castri a. a. O. T. II, p. 17 sq. Crome, die Staatsverwaltung v. Toscana unter der Regierung K. Leopold's II., Bd. III, Einleitung S. VI (a. d. Italien, Gorba und Leipzig, 1795—97).

allgemeinen Aufregung will man sich gar nicht mehr die Frage beantworten: ob denn die Herren von der Börse auch in der Lage sein werden, die eben übernommenen Verpflichtungen zu decken, nachdem die französische Regierung kurz vor Abschluß der Anleihe sich zu der hohen Commissionsgebühr von 3 $\frac{1}{2}$ pCt. die Beschaffung von 700 Millionen Franken effectiv bis Ende dieses Jahres zu einem keineswegs ihr günstigen Umrechnungssatz der französischen und ausländischen Münze sicherte. Wird also bald die bisher erst in einigen Jahren erwartete Geld- und Handelskrisis eintreten und den Elsaßlothringern sowie manchen anderen Bethörten das Wahre an dem französischen Triumph des 29. und 30. Juli zeigen? Wird derselbe nicht jener Partei in Frankreich zur Macht verhelfen, welche von der Nothwendigkeit eines baldigen Machekrieges — zur Ausnutzung desselben behufs Parteizwecken — überzeugt ist?

Vorläufig werden wir in Folge der glänzenden Resultate des französischen Anleihens in Elsaß-Lothringen wieder mehr Schwierigkeiten finden als sich in den letzten Monaten gezeigt haben, und es darf dabei nicht vergessen werden, daß der Eindruck jenes gewaltigen Erfolges der heutigen Börsenspeculanten grad in der Zeit am mächtigsten sein wird, in welcher der Ablauf des für die Option gewährten Zeitraumes und die erste Aushebung nochmals die Anhänglichkeit an das so große und ruhmreiche französische Vaterland gewaltig sich regen läßt. Haben doch eben in der Erkenntniß, daß eine sofortige Wiedereroberung der Reichslande nicht zu gewärtigen ist, endlich eine große Anzahl von Personen und Familien zur Auswanderung über die Grenze sich entschlossen, welche durch ihre Stellung als frühere französische Beamte und namentlich als Officiere durch Unkenntniß der mehr und mehr sich vordrängenden deutschen Sprache, endlich durch die Aenderung der Handelsbeziehungen in den neuen Verhältnissen nicht zurechtzukommen fürchteten. So manche Familie scheidet jetzt, welche hinter sich die angenehmsten Erinnerungen und Verbindungen zurückläßt. Und jetzt auf einmal die Aussicht auf baldige Wiederherstellung der französischen Herrschaft! Der so theure und unbequeme Wechsel des Wohnsitzes, den die vorsichtige Fassung des Friedensvertrages uns aufzwingt, ist nur ein neuer Beweis, wie raffiniert Bismarck seine Opfer zu quälen versteht! Und binnen Kurzem sollen unter preussischer Pichelhaube sich die elsässer Recruten durch die französischen Geschosse zerfleischen lassen, vergeblich hat man seine sechszehn bis neunzehn Jahre alten Söhne nach Amerika gesendet. Denn nach Amerika und nicht nach Frankreich oder gar Afrika geht seit zwei bis drei Monaten der starke Strom der Auswanderung; die aus den französischen Regimentern zurückkehrenden Landeskinder hatten denn doch durch ihre Erzählungen Bedenken gegen die dortigen Verhältnisse erregt und so hat das Auswanderungsgeschäft,

welches hier ja immer stark getrieben wurde, großen Aufschwung genommen und befördert vor Allem die jungen Burschen.

Der Kenner des Auslandes bedauert diesen Strom nach Amerika nicht; denn den Auswanderungstrieb zu hemmen wird in Elsaß-Lothringen ebenso unmöglich sein, als in den fast unter gleichen Verhältnissen lebenden süd-deutschen Gebieten und er kennt die Wichtigkeit des Faucher'schen Wortes: „In Engand — und dasselbe gilt für alle angelsächsischen Gebiete — gewähren die dorthin verschlagenen Franzosen stets das Schauspiel einer maßlosen Einschüchterung schon nach wenig Tagen, eines vollständigen Zusammenbruchs ihres persönlichen wie ihres nationalen Selbstbewußtseins, der sich bis in die Körperhaltung und in die Stimme hinein ausdrückt, so daß man statt des eben noch so lecken gallischen Hahnes plötzlich einen melancholischen Waschlappen vor sich hat.“ Der Deutsche, umgekehrt, richtet sich in der electrifizirenden Frische des angelsächsischen Lebens in kurzer Zeit höher auf als vorher und stürzt sich mit einem selbstbewußten „Anch io!“ in den mächtigen Strudel. Wer den echt deutschen Gehalt der hiesigen Bevölkerung kennt, ist daher überzeugt, daß die hiesige Auswanderung sich in Amerika binnen kurzem nicht nur wegen der Sprache an die deutsche fest anschließen und sich mit ihr Eins fühlen wird. An alle unsere deutschen Brüder jenseits des atlantischen Oceans aber, welche nicht nur in wenigen Jahren dem deutschen Elemente einen so maßgebenden Einfluß auch in der Politik verschafft, sondern auch ihre Theilnahme, ihr nicht gelöstes Stammesbewußtsein während des großen nationalen Kampfes so glänzend bethätigt haben, an sie alle möchte ich die Aufforderung richten, den dort wohnenden und eben einwandernden Elsaßlothringern mit deutscher Bruderhand entgegenzutreten. Bei Gleichheit des Wesens und Charakters wird es nur kurze Zeit bedürfen, um dieselben der nationalen Idee wiederzugewinnen. Sie mögen sich nicht abhalten lassen durch manches Fremdartige, was diesen Deutschen durch ihre französischen Lehrmeister übergekelt ist; nach einem ersten rauhen Begegnen werden sich die Brüder bald finden und wie vom Ausland aus der Widerwille gegen den norddeutschen Bund und die preußische Spitze durch den Einfluß der süd-deutschen Auswanderer auf ihre Heimat rasch geschwächt ist, so hoffen wir, ja sind überzeugt, daß die elsässer Familien in Amerika wesentlich auf ihre hiesigen Angehörigen zu Gunsten Deutschlands wirken werden. Diese Hoffnung ist um so begründeter, als die Landbevölkerung ohnehin schon von der Stammesverwandtschaft mit den Deutschen sich überzeugt hat und dieselbe binnen kurzem bereits eine starke Stütze der deutschen Bestrebungen sein wird. Gegenüber einer sehr reichlichen Ernte, gegenüber der unparteiischen und ausreichenden Bezahlung der Kriegseleistungen und gegenüber dem Gewährenlassen der deutschen Regierung auf dem Gebiete politischen und com-

munalen Lebens sind Demonstrationen nur noch da in den letzten Wochen erfolgt, wo Ungeschicklichkeit und Unverstand deutscher Beamter dieselben geradezu provocirte. Uebereifrige junge Caplane haben bei etwaiger Opposition nur selten die Gemeinden hinter sich und selbst die höheren geistlichen Behörden, namentlich auch der Bischof von Nancy scheint jenen streitlustigen Kämpfen die Zügel angezogen zu haben. Sie haben sich wohl überzeugt, daß die deutsche Regierung keineswegs einen Kampf gegen die katholische Kirche beabsichtigt und die ruhige Persönlichkeit des jetzigen Oberpräsidenten bürgt dafür, daß keine gewaltsamen Eingriffe in bestehende Verhältnisse erfolgen werden, daß es vielmehr nur von der Kirche abhängt, durch ein freies Entgegenkommen und durch Bewilligung der vom Staate nothwendiger Weise zu stellenden Bedingungen sich vor Einmischung in die der Kirche gebührenden Fragen zu schützen. Die Erhöhung der Pfarrgehälter gerade in jetziger Zeit beweist, daß die Regierung von momentanen Einflüssen sich unabhängig stellt und daß sie daher auch die im Lande beliebten Schulschwestern nicht ohne alle Rücksicht und ohne Schonung von dannen jagen wird.

Frankreichs Aussichten. Aus Paris. — Endlich ist es wieder einmal ruhig in dem alten Theater Ludwig's XIV. in Versailles. Die jetzigen Schauspieler, von denen Racine und Molière nie geträumt, haben Ferien und die Ruhe des alten Saales wird jetzt nur von den Vergnügungsreisenden gehört, welche den denkwürdigen Platz besichtigen. „Wir sind doch die größte Nation der Welt, weil wir die größte Schuld — 22³/₄ Milliarden Franken — haben“, so heißt es jetzt allgemein, während die Art und Weise, wie der Erfolg mit der letzten Anleihe erzielt worden, unerörtert bleibt. A zog auf B und B zog auf A und diese Sammlung von Autographen bildet den größeren Theil der eingezahlten 14¹/₂ Procent. Anstatt auf ruhige und solide Weise zu Werke zu gehen, hat die Thiers'sche Regierung ein finanzielles Plebiscit haben wollen, und sonderbar genug ist es, daß es der allzu große Erfolg des Experiments ist, der ihr Sorgen macht. Die Anleihe in sicheren Händen placirt zu wissen oder sie wie einen Papierdrachen, getrieben von der Speculation aller Börsen Europas, herumflattern zu sehen, sind zwei verschiedene Dinge und das Letztere dürfte auf die Abwicklung des ganzen Geschäfts einen nicht unerheblichen Einfluß haben. Indessen bleibt es erwiesen, daß der Betrag der Kriegsschädigung keineswegs so hoch gegriffen war und daß, was das Geschrei über die Verarmung Frankreichs anbelangt, eine Verarmung nur durch dessen eigene Schuld, entweder durch erneuerte Staatsumwälzungen oder durch einen neuen Versuch, ein unterdrücktes Land wie z. B. Deutschland oder Italien zu befreien (so lautet die stereotype französische Phrase, wenn es sich um einen Angriff auf ein benachbartes Volk handelt) oder durch schlechte öconomische Gesetzgebung herbeigeführt werden kann.

Die Autorität des Herrn Thiers hat sich merklich befestigt und es ist daher eine Staatsumwälzung für den Augenblick nicht zu befürchten, aber auch nur nicht für den Augenblick. Die ominösen Fragen, welche Staatsverfassung soll definitiv angenommen und durch wen soll diese Verfassung gegeben werden, verlangen ihre Lösung. Sobald die Nationalversammlung

wieder zusammentritt, wird zu dieser Lösung geschritten werden müssen. Es ist unzweifelhaft, daß die jetzige Versammlung nicht mehr die nothwendige Autorität besitzt, um eine Verfassung auszuarbeiten. Ein legales Mittel die Versammlung aufzulösen, gibt es nicht. Es wird sich daher für sie darum handeln, den Selbstmord der Auflösung, welche für die legitimistischen Schafzüchter und die orleanistischen Plutokraten der Versammlung das Ende ihrer politischen Laufbahn sein würde, zu begehen. Es wird schwer sein, sie dazu zu bringen und interessante Scenen dürfen erwartet werden. Die Linke, welche der Zukunft gewiß zu sein glaubt, erkennt in ihrem Manifest an, daß die Versammlung noch das Budget abzustimmen und die Armee-Organisation zu vollenden habe, aber daß dann die Zeit des Endes gekommen sein würde. Wenn Alles friedlich abläuft, so ist ein vorläufiger Triumph der Mabagasse der großen Städte vorauszu sehen und der Haupt-Mabagas, Gambetta, würde wahrscheinlich Herr der Lage sein. Wenn es nicht friedlich abläuft, so würde nach einigem Blutvergießen und darauf folgenden Hinrichtungen und Verbannungen das Resultat ungefähr dasselbe sein. Die Art und die Ständigkeit einer unter solchen Umständen gemachten Verfassung lassen sich voraussehen.

Hier erlauben Sie mir vielleicht eine kurze Abschweifung zur Erörterung der Frage, wie das Wesen, welches Sardou so meisterhaft als Mabagas charakterisirt hat, entstanden ist. Es ist einfach einer mißverstandenen Nachahmung des englischen Systems, die Minister aus den Mitgliedern der Kammer zu wählen, zuzuschreiben. Zwei Bedingungen, die England besitzt, erstens die einer wohlhabenden, sich der Politik mit pecuniärer Uneigennützigkeit widmenden Klasse, und zweitens die einer Menge untergeordneter Staatsämter, in denen die jungen Parlamentsmitglieder gewissermaßen ihre Lehr- und Probezeit durchmachen, fehlen in Frankreich gänzlich. Ein junger französischer Advocat oder Journalist, dessen ganze Begabung und Erfahrung in Medefertigkeit und grenzenloser Unverschämtheit bestehen, mag, wenn es ihm heute gelingt, einen Sitz in der Kammer zu erlangen oder an einer Pariser Revolution zu collaboriren, sich morgen als Minister sehen. Seit vielen Jahren ist es daher bei jungen Franzosen der von mir erwähnten Klasse mit den erwähnten Eigenschaften zur fixen Idee geworden, daß man seine Laufbahn als Minister anzufangen, nicht, wie anderswo, zu endigen hat. Wer die Pariser Cafés kennt, weiß, wo diese Staatsminister in posse mit sehr zu wünschen lassenden Kleidern und Wäsche und schwarzgerauchten Gypspfeifen im Munde zu finden sind. Die Staatsmänner der Commune gehörten beinahe sämmtlich dieser Klasse an. Mit dieser Klasse wird jede französische Regierung, der es mit der Herbeiführung besserer Zustände Ernst ist, aufzuräumen haben. Es wird sich dies nicht anders als durch Schließung der politischen Laufbahn als lucrativer Profession machen lassen. In Deutschland, wo die Verhältnisse ebenfalls von den englischen sehr verschieden sind, ist die Klippe, auf der das parlamentarische System in Frankreich so oft gescheitert ist, mit gewohnter Vorsicht vermieden worden. Die Mitglieder der respectiven Kammern sprechen und stimmen ab, aber Minister werden sie gewöhnlich nicht. In Frankreich will der Mabagas, der nicht Minister ist, den Platz des Mabagas, der Minister ist, und schrickt zur Erreichung seines Zweckes vor einer Revolution nicht zurück. Dem Mabagasumwesen ein Ende

zu machen, wird daher die erste Bedingung der Erreichung einer Periode der Ruhe in Frankreich sein.

Weniger als von einer Staatsumwälzung ist für Frankreich von Gelüsten nach Befreiung benachbarter Nationen mit obligaten Annectirungen von deren Territorien zu befürchten. Die letzte Reaction hat doch gewirkt und es wird nicht mehr so leichtsinnig von Krieg und Ruhm gefaselt als früher. Von Revanche fängt man auch an weniger zu sprechen. Die großen Vertheidigungswerke in Elsaß und Lothringen, der Ernst, mit dem an der Vervollkommnung des deutschen Heeres gearbeitet wird, das Zusammentreffen der drei Kaiser in Berlin, das eine russisch-französische Allianz sehr in die Ferne rückt — alles dies kühlt den Nachedurst der Franzosen, die jetzt wirklich ein wenig auf das, was im Ausland vorgeht, aufpassen, sehr ab. Anders aber steht es mit dem Einfluß der neuen öconomischen Gesetzgebung. Um Thiers' veralteten Vorurtheilen Genugthuung zu geben, hat die Nationalversammlung ungefähr 300 Sorten von Rohstoffen mit von 10—20 Proc. Eingangsteuer belegt, und um die Ausfuhr zu erleichtern, das lächerliche System der Drawbacks eingeführt. Während der letzteren Jahre des Kaiserreichs exportirte Frankreich 6 bis 7 Mal mehr Fabrikate, als es importirte. Jetzt werden sich die Verhältnisse ganz anders gestalten. Schon hat die englische Regierung im Parlament erklärt, daß mit dem Erlöschen des Handelsvertrags Frankreich auch aufhöre, die Rechte der meist begünstigten Nation zu genießen, und daß wahrscheinlich eine Ausfuhrsteuer auf für Frankreich bestimmte englische Kohle würde gelegt werden. Belgien, Holland und Italien, die ihre commercielle Politik nach der englischen zu richten gewohnt sind, werden nicht verfehlen, dem von England gegebenen Beispiel zu folgen. Dies sowohl, wie die Steuer auf die Rohstoffe und die anderen neuen Steuern werden dem französischen Fabrikanten die Concurrnz auf den ausländischen Märkten unmöglich machen. Das System der Drawbacks kann nur zum Betrug des Staates führen, denn es ist eine absolute Unmöglichkeit, die vom Auslande importirten Rohstoffe in der fabricirten Waare wieder zu erkennen. Die einzige Hoffnung, der Verarmung zu entgehen, welche der französischen Industrie bleibt, ist, daß in 1877, wenn die Handelsverträge erlöschen, eine andere Regierung am Ruder sein wird, welche die von Thiers der Nationalversammlung aufgezwungene Gesetzgebung durch eine vernünftigeren ersetzen wird. Sollte sich diese Hoffnung nicht verwirklichen, so dürfte die Gläubiger Frankreichs trotz des 42-Milliarden-Enthusiasmus doch manche sanderbare Ueberraschung erwarten.

Das kronprinzliche Paar. Aus Berchtesgaden. — Seit Wochen weilt das kronprinzliche Paar in Berchtesgaden, diesem schönen, wenn nicht schönsten Punkte des deutschen Hochgebirges. Wie könnte, wer das Berchtesgadener „Ländl“ auch nur flüchtig durchstreift, den Farbenreichtum der Landschaft, das anmuthende Wesen der Bewohner wieder vergessen? Die Hunderte und Tausende, die beim Besuch des Königssees auf Jagdschloß Bartholomä rasten, betrachten freudig den liebreizvollen, von der prächtigsten blonden Zopfflechte umwundenen Kopf der Försterstochter „Piesl“. Und wenn man Sonntags in Berchtesgaden die Leute aus der Kirche gleich einem jähen Strom hervorquellen sieht, um sich zur Abhaltung ihrer durch kein Rufen

oder Schreien gestörten Börse auf dem Markte zu sammeln, gewahrt man manche Männerschönheit und freut sich vor allem des feinen Aufstands, den Tracht und Lebensweise bei den Gebirgsbewohnern überall mehr entwickeln, oder, wie vielleicht eher zu sagen, weniger unterdrücken.

In unserer reisefrohen, reisefertigen Zeit haben auch die Reisen der Fürsten an Außerordentlichkeit verloren; es fällt auf, wenn sie nicht, nicht wenn sie reisen. Daß trotzdem das Erscheinen des Kronprinzlichen Paares in Berchtesgaden noch von einer anderen höheren Bedeutung, kommt, und daß wir es gleich sagen, in erfreuender wohlberührender Weise, frei von unliebsamen Einmischungen zum Bewußtsein. Ist es doch das erste Mal, daß das hohe Paar bairischen Boden zu längerem Aufenthalt betreten. Das erste Mal, seitdem das „Band des deutschen Reiches“ Norden und Süden umschlingt, seitdem der deutsche Kronprinz die Waffengemeinschaft, die den auf uns Deutschen lastenden Bann gebrochen, begründet. Und daß der Sieger von Wörth damit vollführte, was schwerlich durch einen anderen Krieg in dem Maß und Grad vollführt wurde, das empfindet sich so recht und ganz wohl nur hier im Süden, unter den Menschen, die uns und denen wir immer angehörten und die doch erst jetzt wirklich eins mit uns sind und sich eins mit uns fühlen. Es empfindet sich aber auch — und falsche Scheu wäre es, damit zurückhalten zu wollen — wie nicht das bestverdiente Kriegsglück lediglich das große Werk vollziehen ließ, wie noch etwas anderes Unberechenbares und doch auch in unseren Tagen in Rechnung zu bringendes ganz wesentlich mitbestimmend wirkte — das Geheimniß der Persönlichkeit. Wer länger oder kürzer im Süden gewesen und die vielfach anstrengende andere Art in Sitte und Denkweise beobachtet, weiß aus eigener Erfahrung davon zu sagen, wie schwer im Süden ankommen kann, das Einende über dem Trennenden im Auge zu behalten, das Gemeinsame herauszutehren und herauszufinden, mit diesen Deutschen von Herzensgrund deutsch zu sein. Ob hochgestellten Personen ein Leichteres, die durch mannigfache Umstände geschaffenen Hindernisse zu überwinden, bleibe dahingestellt: gewiß ist es dem deutschen Kronprinzen überraschend geglückt, diese Hindernisse zu überwinden. Und täuschen wir uns nicht, so mischt sich in die warme Bewunderung seiner männlich aufragenden Erscheinung auch das dankbar anerkennende Gefühl, daß und wie ihm, dem berufensten Mann, dieses Allerpersönlichste gelungen. Je tiefer der nationale Zug im Süden, je freudiger erfaßte er das Vollbracht zu sehen, was er von sich aus nicht vollbringen konnte.

Das einfach anspruchslose Auftreten des fürstlichen Paares, das Fehlen jedes Zwanges, das Vermeiden aller officiellen Berherrlichungen erscheint unter diesen Umständen besonders wohl geeignet. Es vermittelt den Eindruck, daß die Beziehungen keineswegs neu, obschon sie es in der That doch sind, daß es nur gelte, sich näher kennen zu lernen und den vorlängst geschlossenen Bund noch enger zu schließen. Kein Zweifel, daß diese der Zeitrichtung überall entsprechende Weise dem süddeutschen Sinn und Wesen vorzüglich entspricht. Wohl nicht immer und allewege aufgeklopft hegt man im Süden heftige Abneigung gegen die Zugelknöpftheit im Norden; man will nur freiwillig geben und gewähren, was nach der Anschauung des Nordens Pflicht zu geben und gewähren. Man ist eben anders als im Norden und gefällt sich darin, anders zu sein. Und wer will heute darüber mit dem

Süden rechten? wer will nicht wünschen, daß, wenn etwas anders wird und werden soll, es nur von beiden Seiten, nicht bloß von einer Seite geschieht, daß sich die verschiedene zu einer gemeinsamen deutschen Weise verquicht, soweit dies Landeigenthümlichkeiten und Gewohnheiten zulassen? So mag es manchem nicht glaubhaft scheinen, aber es war dem süddeutschen Sinn besonders anpassend, daß der deutsche Kronprinz nach seinem Eintreffen in München gleich auf den Augelfang hinausfuhr und dort, eine Zeit lang untertannt, das geliebte Pfeifchen im Munde, den Übungen folgte. Da sieht man, hörten wir sagen, daß er Soldat ist und zugleich freute man sich über das unförmliche Auftreten, das nur die Sache im Auge hatte.

Es sind Kleinigkeiten, von denen wir sprechen, jedoch solche Kleinigkeiten, die manchmal von größerem Einfluß als wichtige Dinge. Wer nicht am Buchstaben haftet und nicht den Buchstaben für das allein Wesentliche hält, dem wird vor allem bedeutsam erscheinen, daß das neue Reich sich möglichst reich und tief einlebt in Sinn und Gemüth, daß es übergeht in Fleisch und Blut der Deutschen. Wir wissen, wie sehr das schon der Fall, wie geradezu ungläublich schnell es der Fall gewesen, darum begrüßen wir nicht weniger jedes neue Zeichen und jeden neuen Beweis. Und daß in dem Erscheinen und der Aufnahme des kronprinzlichen Paares in Berchtesgaden ein solches Zeichen und ein solcher Beweis gegeben, daß ist außer Zweifel, das darf unter die frohen Begebenheiten dieses für Deutschland frohen Jahres gerechnet werden.

Auch aus Berchtesgaden wurden einst die Protestanten vertrieben, ihre Gemeinde scheint heute mit Ausnahme der Fremdenzeit sehr klein zu sein. Dürftig wie der deutsche Protestantismus und seine Mittel einmal sind, hat der Jahr für Jahr von Tausenden besuchte Ort keine eigene, wenn auch noch so bescheidene Capelle. In der einstigen Residenz der reichsfreien Fürststätt ist der an die katholische Stiftskirche anstoßende Capitelsaal für den Gottesdienst hergerichtet: das Klingeln des Messdienstes und die Vitaneidringen vernehmlich herüber. Wie eigenthümlich muthete doch an, den deutschen Kronprinzen an dieser Stätte erscheinen zu sehen! Vergangenheit und Gegenwart zogen an dem Sinn vorüber und wenn es mit stolzem Gefühl erfüllte, auch hier im Hochgebirge, hart an der Grenze des Reichs für Kaiser und Reich beten zu hören, mußte doch wieder seltsam berühren, den Erben des Schutzherrn der vertriebenen Salzburger, der nun Erbe eines der mächtigsten Reiche der Erde, gleichsam nur geduldet in seiner Glaubensübung zu wissen. In so mancher Beziehung hat der deutsche Protestantismus das „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ mehr als die anderen christlichen Glaubensgesellschaften verwirklicht und wir loben ihn deshalb; ob er sich in der Aufführung der einfachsten Capellen nicht doch die englische Hochkirche zum Muster nehmen sollte, ist eine nicht abzuweisende Frage.

Die Bewohner der „Alpenruhe“ werden, da sie neben der Ungunst auch die Gunst der Witterung in hohem Maße erfahren, gewiß unter den schönsten Eindrücken an die Spree und Havel zurückkehren und, wie zu hoffen, den Wunsch theilen, das erste, aber nicht das letzte Mal in Berchtesgaden gewelt zu haben.

Emil Devrient.

Von den sechs Männern der Familie Devrient, welche — seit Anfang dieses Jahrhunderts — in drei Generationen für die Kunst dramatischer Darstellung eine Bedeutung gewonnen haben, sind uns jetzt in einer Woche zwei Brüder durch den Tod entrissen, Karl und Emil. Der älteste, Karl, war nach seiner Begabung das großartigere Talent, aber er hatte sich früh verlegen und verkümmerte in Manier; Emil wurde der glänzende und berühmteste Repräsentant deutscher Schauspielkunst, welcher bis zu hohen Jahren in vielen Rollen den Schein einer schönen Jugendlichkeit zu behaupten wußte, die an ihm fast unzerstörbar schien. In dem Rollenfach jugendlicher Helden galt er den Norddeutschen und dem Ausland für den bedeutendsten Repräsentant einer älteren Richtung, deren Vorzüge das Publikum um so höher schätzen lernte, je seltener sie auf der deutschen Bühne wurden. Für seine Schule und seine Eigenart war charakteristisch: ein gemessenes Tempo in Rede und Spiel, allmähliches und vermitteltes Uebergehen aus einer Stimmung in die andere, Abneigung gegen jede Gewaltsamkeit und raffinierte Künstelei, das Bestreben, sich in Haltung, Geberde und Sprache immer so anmuthig, schön, edel darzustellen, als die Rolle irgend gestattete, sorgfältigste Ausbildung der Stimme und des mimischen Apparats, durch welchen der Darsteller sich vorträgt, im Ganzen eine Neigung, die großen dramatischen Wirkungen mehr durch die Sprache, als durch die Mimik hervorzubringen. Dabei unterstützte ihn eine hohe Gestalt, ein edles Profil, ein prächtiges klangvolles Organ, welchem für manche Stimmungen ein zitterndes nasales Ausklingen der Rede eigenthümlich war, eine Besonderheit, welche auch andere Künstler seiner Familie zu gebrauchen wußten. Emil war seiner Anlage nach ein respectables Talent mit einigen glänzenden Eigenschaften, durchaus keine geniale Kraft, und nicht von reicher und tiefer Erfindung. Aber er verstand vortrefflich mit seinen Mitteln Haus zu halten und durch die getragene Anmuth, welche ihn in allen Rollen auszeichnete, auch noch da einen wohlthuenden Eindruck hervorzubringen, wo er die Wirkungen stärkerer Talente nicht erreichte. Diese männliche Anmuth hat ihn überall zu einem Liebling des Publikums gemacht, sie hat noch in seinen späten Lebensjahren die Jugend und die Frauen begeistert. Er wußte auf der Bühne zu stehen und zu gehen wie kein Anderer, er besaß eine ungewöhnliche Fertigkeit, seine Stimme jedem Theaterraum anzupassen, und jeden Raum souverän zu beherrschen, indem er durch den Wohlklang der Rede die Seelen der Hörer in eine nicht geringe Anzahl von Tonarten stimmte vom weichsten Gefühl bis zu schneidender Schärfe; er beherrschte auch die Scene mit bewundernswerther Sicherheit, und verstand, wenn er wollte, seinen Mitspielern so leicht und gefällig das Spiel zu geben und wieder von ihnen anzunehmen, daß er zuerst die Herzen der Collegen für seine Kunst gewann.

Seine eigene Erfindung bewährte er in der Zeit, wo er jugendliche Liebhaber spielte, vielleicht am lebenswürdigsten in solchen Stücken, in denen die Dichtarbeit bescheiden war. Hier verstand er auch dürftigen Rollen und unsicheren Umrissen ein individuelles Leben zu geben, indem er durch Stimme, Miene, Geberde einen feinen Charakterzusatz bot, eine besondere Färbung, die in der Regel sehr erfreulich wirkte; solche schöne Rolle war

z. B. sein Landwirth in dem Stück der Prinzess Amalie von Sachsen. In der Zeit seiner Kunstreise waren edlere Präsentationsrollen und hofmäßige Helden in französischen und deutschen Intriguenstücken, wie im „Glas Wasser“ und in der „Marquise von Bilette“ wahrhaft vollendete Leistungen. In den klassischen Stücken der Deutschen aber gelangen ihm am besten Rollen wie Egmont, Leicester, Posa, in denen nicht starke Leidenschaft, sondern getragene Empfindung und edler Vortrag gefordert wurde. Das langwellige Pathos der Sprache Schiller's, die bewegte Recitation der tönenden Verse hatten in seiner Jugend das deutsche tragische Spiel vorzugsweise beeinflusst, er war in dieser Methode der Darstellung heraufgekommen und er blieb bis zu seinem letzten Auftreten ein treuer Repräsentant dieser Spielweise. Nicht ebenso gelang es ihm mit Shakespeare; für den Romeo fehlte ihm die Gluth der Empfindung, für den Mercutio, eine gerühmte Rolle seiner späteren Zeit, der Humor, den er vergebens durch eine gemachte Munterkeit zu erzeugen suchte. Seine berühmteste Rolle war der Hamlet. Es hat für uns keinen großen Werth, daß er mit dieser Rolle auch den Engländern höchlich imponirte. Denn die englische Darstellung dieses Charakters war durch alte Traditionen der englischen Bühne und durch das Hineintragen späterer virtuoser Unarten und Gewaltthaten allmählich in einer Weise manierirt und aufrei geworden, daß die typische Darstellung der englischen Schauspieler dem Schönheitsgefühl des modernen Englands nicht mehr Befriedigung gewährte. Da bot nun freilich das Maßvolle, Edelgehaltene in der Spielweise Emil Devrient's gerade alles das, was der englischen Auffassung der Rolle zu sehr abhanden gekommen war. Er selbst wandte diesem Charakter durch viele Jahre liebevolle Arbeit zu und benutzte dafür die Traditionen berühmter Vorgänger mit verständiger Auswahl. Dennoch war sein Hamlet zwar eine demwerthe und in Vielem wohlgelungene, aber keine reiche und volle Schöpfung, etwas zu glatt und kühl verständig, das reiche Gemüthsleben und der Tiefinn dieses warmherzigen Helden kamen nicht zu vollem Recht. Und es war kein Zufall, daß Davison, der auf der Bühne so vieles häßlich machte und dem es so sehr an der Fähigkeit fehlte, warmer Empfindung vollen Ausdruck zu geben, wenigstens in den Momenten, wo die innere Verstärkung Hamlets aus scharfsinniger Dialectik herausbricht, z. B. in der Scene mit den Schauspielern, sogar nach dem Urtheil der Dresdener Höheres leistete als Devrient. Emil aber gehörte zu den Schauspielern, welche in der Stille die Grenzen ihres Talentes recht wohl kennen, und darum mit dem Schatz, der ihnen zugetheilt ward, gut zu wirthschaften verstehen. Es ist für den, der ihn seit seiner Blüthezeit mit Antheil betrachtet hat, nicht schwer, die Grenzen seiner Darstellungskunst zu übersehen und es ist auch nicht unnütz, gerade jetzt an diese Grenzen zu erinnern, wo in seinem Rollensache das Maß für die Leistungen ein viel geringeres geworden ist. Denn er verdankt einen Theil seines Rufes allerdings dem Umstand, daß er in Vielem besser war, als die schwächere Generation, welche nach ihm kam. Der Ruhm aber wird ihm bleiben, daß er ernsthaft und unbeirrt durch fremdländische Moden sein Vebelang dem Schönen in der Kunst gedient hat bis an die äußerste Grenze seiner Kräfte, daß er nie roh, plump, gemein, häßlich gespielt hat und daß er für einen großen Kreis von Aufgaben schöne Haltung, Amuth und Adel auf unserer Bühne durch ein ganzes Menschen-

alter zur Erscheinung brachte. Vielleicht hat kein anderer von den Zeitgenossen so lange, so oft und so herzerfreuend die mächtigen Wirkungen schöner Kunst in die Seelen des Volkes geleitet als er. ♀

Literatur.

Nur deutschen Geographie und Reisekunde. — Mit dem Namen Baedeker zu beginnen, wenn in der Reisezeit von Büchern die Rede sein soll, war bisher Brauch, und daß wir daran festhalten dürfen, ist dem Eifer zu danken, mit dem die Träger jenes goldenen Namens in rothem Felde seinen Glanz zu erhalten bestrebt sind. Erhaltung bedeutet aber hier wie allenthalben Fortschritt mit der Zeit; diesmal kommt er dem Vaterlande selber zugute. Baedeker's Mittel- und Norddeutschland und Süddeutschland und Oesterreich sind vor kurzem in 15. Auflage dergestalt vermehrt und vervollkommen erschienen, daß beide Bände zusammen jezo unzweifelhaft die beste moderne Geographie des Vaterlandes darstellen, soweit dies, um den kürzesten Ausdruck zu brauchen, dem Gebildeten interessant ist. Erst jetzt ist dadurch dem ganzen Deutschland gleiche Würdigung zu theil geworden, wie längst schon der Schweiz, den Niederlanden und den rheinischen Gegenden; der Reiseführer ist hierin dem Bedürfniß der Reisenden selber treulich gefolgt, denn nicht allein etwa die neu zu schildernden Reichslande, nein, auch ganze Partien des inneren Landes sind wesentlich erst im Laufe der letzten Jahre theils durch Entwicklung des Schienennetzes, theils durch die erhöhte Geltung, die alles Deutsche in der Welt erworben, für die Wanderlust und die Wisßbegierde wichtig geworden. — Die gleiche Erscheinung spricht sich in der Thatsache aus, daß H. Kiepert's Wandkarte des deutschen Reiches, freilich nicht zum Reise-, sondern zum Schul- und Comtoirgebrauche bestimmt, in 4. Auflage vorliegt (Berlin, D. Neimer), durch übersichtliche Anordnung in stattlichem Maßstabe die beste unter ihresgleichen. Als willkommene Ergänzung dazu stellt ein anderes, elegantes Blatt desselben wissenschaftlichen Zeichners (ebenfalls bei D. Neimer) die kaiserlich deutschen Consulate auf der ganzen Erde in kartographischer Uebersicht dar und damit den friedlichen Einfluß, den unsere Nation auch außerhalb ihres eigenen Machtgebietes ausübt. — Unter den handlichen „Touristenarten“ des geographischen Instituts zu Weimar verdient eine besondere Empfehlung nur die treffliche Darstellung des vielgetheilten Thüringer Landes durch C. Gräf; wegen ihrer sauberen Terrainzeichnung kann sie zugleich den Fußwanderer durch das Waldgebirge geleiten. — Arthur Michelis bietet in seiner Reiseschule für Touristen und Gurgäste (2. Auflage, Leipzig, A. Gumprecht) seinen Landsleuten einen ganzen Codex practischer Rathschläge und Reiseregeln dar, nicht für ein einzelnes Gebiet, sondern für die weit sehenswerthe Welt überhaupt bestimmt, ernst gemeint, aber humoristisch eingekleidet, eine Art Anigge für unterwegs und wie der echte Anigge mehr unterhaltend als belehrend, indirect nützlicher als direct. a/D.

Festrede an die deutsche Naturforscherversammlung

bei ihrem 50jährigen Jubiläum zu Leipzig 1872.

Hochansehnliche Versammlung!

Wie Vieles, was dem Deutschen erwünscht ist, seit 50 Jahren aus kleinem Anfang zu großem Gedeihen empor wuchs, so geschah es auch mit dieser Versammlung. Heute vereint sich hier ein dichtgedrängter Kreis gelehrter und erfindungsreicher Männer aus allen Ländern deutscher Zunge, und gehoben von der Ehre solches Besuches bewillkommnet ihn in festlicher Stimmung unsere Stadt, ja unser Land. Wie war es anders, als dieser Bänderverein gegründet ward: damals trafen neun auswärtige Gelehrte in Leipzig ein und nur vier unserer Mitbürger waren bereit, sie zu empfangen und mit ihnen zu tagen — in der Pleißenburg.

Wo blieben, fragt man sich verwundert, die Führer der Naturwissenschaft in Deutschland? Lebten denn damals nicht Gauß, Olbers und Bessel, und warum fehlten Ohladni, Seebeck, was hielt Blumenbach, Rudolphi, Redel und Sömmering fern, und warum zögerten v. Buch, Mohs, Vink und die vielen jungen Kräfte, die in der Blüthe ihres Wirkens damals den Grund zu dauerndem Nachruhm legten? Und wenn die auswärtigen und die einheimischen Vertreter der strengen Richtung dem ersten Gelingen mißtrauten, weshalb mieden sie die fünf folgenden Zusammenkünfte; und noch mehr, wenn sie den Verein verschmähten, wer hat ihn denn gegründet und fortgeführt?

Aus den Berichten, welche uns von den Vorbereitungen und den Anfängen der Versammlung erzählen, geht unzweifelhaft hervor, daß die Ehre dieses Werkes den Naturphilosophen und vor allem einem ihrer Meister, Lorenz Oken gebührt. Wenn auch die unfreiwillige Muße, welche Oken seinem politischen Wirken in der Isis und dem Wohlwollen des Bundestages verdankte, einen Theil an dem Ursprunge haben mag, so lehrt uns doch die Standhaftigkeit, mit welcher der merkwürdige Klosterschüler auch nach dem Wiedergewinn eines Lehrstuhles dem Beginnen treu blieb, daß ihn ein tieferes Bedürfniß bewegte, als er die Naturforscher und Aerzte zu wiederkehrenden Versammlungen berief, damit sie sich gegenseitig befruchten sollten. Ohne Zwang wird dieses gefunden in dem encyclopädischen Wesen, das ihn und seine wissenschaftlichen Freunde im Gegensatz zu den Männern tiefer Forschung beseelte, und in der

Leichtigkeit, mit der sie den Inhalt ihrer letzten Gedanken auszugießen vermochten. Für sie, die einzig und allein kraft ihrer Prophetie die Gesetze der Natur enthüllten, waren die Grenzen nicht gezogen, welche für beredte Forscher und Denker, wie Bessel und Chladni, den populären von dem wissenschaftlichen Vortrage trennten; sie führten Jeden, dem nur einiges Wissen zu Gebote stand, in ihre letzten Geheimnisse ein. Dieser Kunst, deren Täuschung erst durch den Prüfstein der unbeugsamen Wirklichkeit zu Tage trat, kamen freudig die Geister einer Zeit entgegen, der, zu schweigen von dem Bau der Fabriken und der rationellen Ausbeutung des Bodens, sogar das Verständniß für bildende Kunst verloren war, einer Zeit, die sich ausschließlich in die Gebilde des Dichters und die Gedankenzüge dialectischer Philosophen versenkt hatte. Vor solchen Kreisen verstummte der Forscher, der nach jahrelanger Hingabe an die Thatsachen ein beschränktes Resultat erreichte, neben dem Naturphilosophen, der das All mit einem Fingerzug umschrieb, verstummte um so gewisser, als er nur dem verständlich ward, welcher ihn auf einem langen Wege voll ernster Voraussetzungen begleitet hatte.

Man sieht, dem ernstesten Fachmanne blieb nur dann der Zutritt zu der Versammlung möglich, wenn er dort den Genossen gefunden hätte, der, wie er, schon seit Jahren sein Auge unverwandt auf denselben Gegenstand gerichtet hielt. Was sollte in der That damals der Physiker vom Zoologen, der Astronom vom Chemiker, und alle diese von dem Arzte an Förderung gewinnen, und doch war es die Mischung, welche der Gebrauch verlangte. In den Zusammenkünften der ersten Jahre, welche nur die gemeinsamen Sitzungen kannten, traten rasch nach einander Redner aller Art hervor, als ob die tiefen Werke der Natur nur durch Zerstreung zu erfassen wären.

Waren die exacten Forscher jener Zeit nicht befähigt, einen Verein wie den unseren zu gründen, so war es den Naturphilosophen unmöglich, ihn dauernd zu beleben. Schon waren die Mikroskope aufgerichtet und die Scalpelle geschärft, die den Irrthum ihrer Lehre durchschauen und die Wurzel ihrer Kraft durchschneiden sollten, so daß, wäre nicht ein Umschwung eingetreten, der Versammlung nur noch ein kurzes Leben beschieden gewesen wäre. Diesen zu erzielen gelang der Eifersucht der deutschen Residenzen. Nachdem die fünfte Versammlung in dem lockenden Dresden, und die sechste in dem München des Königs Ludwig gehalten war, regte sich der Wettstreit zu Berlin. Der Aufschwung in Kunst und Wissenschaft, welchen die bairische Königsstadt genommen, war die Ursache, daß die dortige Versammlung größer und belebter ausfiel, als alle früheren; nur die Frauen, welche in dem Berichte dieses Jahres zum ersten Male erwähnt sind, hatten viel über einsame Abende zu klagen, weil, wie sich Oken äußert, auf der südlichen Hochebene der Thee nur sparsame Verehrer fand.

Berlin fiel also die Aufgabe zu, die Vorzüge der vorhergehenden Vereinigungen zu überbieten und ihre Fehler zu vermeiden; bei seinen reichen Mitteln war das Gelingen vorauszusehen, wenn die Geschäftsführung in die rechten Hände kam. Sie ward, wie bekannt, A. v. Humboldt übertragen. Mit diesem glücklichen Griff trat unsere Gesellschaft in eine neue Phase. Von vorn herein gelang es seinem Einfluß neben den deutschen viele ausländische Häupter der exacten Forschung zum Eintritt zu bewegen; wo sich Berzelius, Berstedt, Kekulé, Gauß, E. H. Weber, Dirichlet, v. Bär, Wöhler und viele Andere der hervorragendsten Theoretiker und Experimentatoren zusammenfanden, da genügten die allgemeinen Sitzungen nicht mehr zum Austausch der Gedanken. Mit den Zweigen des vielgliedrigen Baumes und ihren Bedürfnissen vertraut, richtete Humboldt die Sectionen ein, in welchen die Gelehrten gleichen Strebens das empfangen und austheilten, was ihrem Verlangen und ihrem Vermögen gemäß war. In ihre stille Arbeit fiel von da an der wissenschaftliche Schwerpunkt des Vereines. Damit erfüllte sich von selbst eine andere Absicht, welche auch Humboldt mit der Gesellschaft der Naturforscher zu erreichen trachtete. Dem ehemaligen Genossen der Tage von Jena und Weimar mußte die Naturwissenschaft mehr als eine Dienerin des Bedürfnisses und auch mehr als ein Gegenstand sein, an dem sich der menschliche Scharfsinn erprobte und erfreute. Vermag sich schon der Mechanismus der Natur zur künstlerischen Wirkung zu steigern, so wird dies noch vielmehr seinem Abbilde in unserem Geiste, der Wissenschaft gelingen. Wer das Licht der Erkenntniß zur wohlthätigen Helle zu dämpfen und der Schärfe des Begriffes die Schneide zu nehmen weiß, dem ist es, wenn er Gemüth und Witz besitzt, nicht versagt, auch die Ergebnisse der tiefsten Forschungen so zu ordnen, daß sie das Herz rühren und den Frohsinn wecken. Zur Lösung der Aufgabe, mit der Natur die Werke des Menschen zu beleuchten und seine Seele zu erregen, ersah Humboldt die allgemeinen Sitzungen. Von dem Tage an, wo sie dieses erstrebten, haben sie die große Gemeinschaft der Gebildeten gefesselt, und die Gelehrten nicht mehr verschleucht und zerstreut. Obwohl nun dem Herrn und dem Freunde in den Räumen der Gelehrsamkeit ihr Recht gewahrt blieb, so sah der Leiter der Versammlung zu Berlin ihren Wirkungskreis damit noch nicht als abgeschlossen an. Nach dem vielbelobten Spruche: „Tages Arbeit, Abends Gäste“, durchwob er das ernste Thun mit den Genüssen der Kunst und der Geselligkeit; unter ihrer Hilfe schwand aus dem gelehrten Streite die Bitterkeit, ward manch neues Band geknüpft, zuweilen sogar der Gewaltige des Staates für die Förderung der Wissenschaft gewonnen.

Vollkommen war der Erfolg, der diese Neugestaltung krönte; die lehrreichen und festlichen Tage zu Berlin lebten lange Jahre in Aller Erinnerung,

um so mehr, als man es für der Mühe werth gehalten, das Gesehene und Gehörte in einer besonderen Schrift niederzulegen. Ihr Inhalt hat allen folgenden Versammlungen so sehr als Vorbild gedient, daß nur noch eine Abweichung von dem dort verzeichneten Gebrauche sich Bahn brach. In der ersten Versammlung in Wien, in der gesammten Reihenfolge die neunte, wurde die Zahl der allgemeinen Sitzungen von sechs auf drei herabgemindert.

Was in Berlin groß geworden, hatte damit noch lange nicht die Grenze seines Wachsthums erreicht, denn wenn bis dahin krankhafte Zustände in der Wissenschaft und im Leben der Versammlung zu Gute kamen, so entwickelten sich von nun an Verhältnisse, die ihr einen gesunden Boden verliehen. — Der Stufe gemäß, auf welche die europäische Cultur und in ihr die exacten Disciplinen getreten waren, erhoben sich jetzt auch diese zur Lieblingsbeschäftigung der bevorzugten Geister, und dem Fleiße entsprechend, der sich in ihren weiten Reichen allerorts offenbarte, wuchsen die Schätze der Erkenntniß zu einer Ausdehnung, die statt des gehofften Behagens zu der Besorgniß drängte, es sei nun um die Einheit unserer Wissenschaft gethan, denn es gewann den Anschein, als ob eine Reihe dunkler Wesen von unantastbarer Selbständigkeit den Grund für alles irdische Geschehen enthielten. Unvermittelt stand neben der Schwere das Licht, der Magnetismus neben der Affinität u. s. f., aber immer blieb dem Physiker und dem Chemiker noch der Trost, daß in seinem Gebiete die Nothwendigkeit herrschte und daß die ihm zugewiesenen Kräfte, freilich jede in ihrer eigenen Art, der mathematischen Sprache gehorchten. Dieses schwache Band, das die Wissenschaften der unorganischen Welt umschlang, reichte aber, so glaubte man sicher zu wissen, nicht mehr zu denen der belebten; es war nur ein leerer Trost, daß man sich den Namen organische Physik erfand, denn in der Erscheinungsreihe, für die er gelten sollte, herrschten in Wahrheit der Bildungstrieb und die Lebenskraft, Dämonen, welche dem strengen Gesetze zum Trotz nach Willkür mit den Stoffen und ihren Bewegungen verfahren.

Welch ein Glück, daß alles Dieses nur ein Wahn war, der vor der Strenge des Gedankens nicht Stand hielt, welchen die mathematische Physik erzogen hatte. Sie, die im Umgange mit der Natur emporgewachsen war, ergoß nun ein Licht über die Resultate der Forschung, das diese sich selbst nicht zu entzünden vermochte. Als es erschien, da fielen die Schranken, welche die Kräfte der unorganischen Welt geschieden, und es erblickten, wenn auch nicht ohne schweren Todeskampf, die Lebensgeister.

Mit der Erkenntniß, daß das vielgestaltige Kleid der Natur aus wenigen Fäden gewoben sei, trat die Wissenschaft derselben in ein neues Verhältniß zum menschlichen Geiste. Ich will nicht reden von der Erregung des

Gemüthes, die dieser großartige Gedanke hervorrief, wohl aber darf es hier nicht unerwähnt bleiben, daß uns der Muth zur Forschung neu beflügelte ward, weil uns jetzt zuerst die Hoffnung auf ein Verständniß der Natur erwuchs; denn mehr als menschlicher Kräfte hätte es bedurft, um dieses Ziel auf dem Wege sinnlicher Erfahrung in einer Erscheinungswelt zu erreichen, die in jedem beschränktesten Punkte um so mannichfaltiger wird, je genauer und andauernder wir das Auge auf ihn richten. — Weil sich mit der neuen Anschauung auch der Bann löste, welcher die einzelnen Zweige unserer Wissenschaft getrennt hielt, so ward jetzt jede Arbeit, die im großen Sinne auf beschränktem Felde geschah, für das Ganze gethan, ein Fortschritt, der sich auch dem Fremden erkennbar schon in dem Emporblühen neuer Disciplinen ausdrückt, die durch ihre Namen, wie beispielsweise Thermochemie oder Hochphysik und viele andere, schon verkünden, daß hier zwei ehemals getrennte Gebiete sich zu vereinter Arbeit durchdringen.

Für unsere Zusammenkünfte ward, das ließ sich erwarten, die neue Wahrheit bedeutungsvoll; sie erhob die Gesellschaft auf den Rang des Vereins, denn der Zwiespalt, den ihr Name ausspricht, ist gehoben, seitdem der Arzt die Wege des Naturforschers betritt, und kaum hatte die Physiologie sich die Hilfe der Chemie und Physik erbeten, so gab sie den älteren Wissenschaften ebenbürtig reife Früchte zurück. Dieses gelang ihr nicht bloß darum, weil sie das Maß des Verstehens zu ergründen hat, das durch die Leistung der Sinne und der Seele umgrenzt ist. — Denn unmöglich ist es ein Zufall, daß die letzten Folgerungen, welche die mechanische Theorie gezogen, an dem Neckar und an der Havel, aus ärztlichem Bedürfniß hervorgingen.

Wenn wir wie billig für diese Förderung unseres Zusammenseins dankbar zu ihren Urhebern emporblicken, so müssen wir unser Auge auch über die Grenzen unseres Vaterlandes und unserer Zeit auf die Gestalten richten, welche in der Schwingung des Pendels und im freien Fall die ersten Glieder der Gesetze fanden, die uns im Labyrinth des Organismus noch sicher führen. Der Boden, auf dem wir uns heute die Hand reichen, ist in zwei Jahrhunderten durch die Arbeit geschaffen, an welcher alle romanischen und germanischen Völker ihren Antheil nehmen. Wie uns alle dieselbe Sonne, so erleuchtet uns auch dieselbe Wissenschaft, die unbekümmert um die Grenze, welche die Sprache zieht, mit der europäischen Cultur zu einem festen Gufz verschmolzen ist.

Mit der inneren Stärkung hielt die Ausdehnung unseres Vereines gleichen Schritt, Dank der Freude, die dem Deutschen am Lehren und Lernen eigen ist. Als das Ziel aller Forschung und die Richtung ihres Weges auch schon im Hörſal erkennbar ward, da erfaßte gar Viele, die es sonst nicht empfunden, ein Verlangen, hilfreich an dem unfertigen Baue der Wissenschaft

mitzuwirken. Diesem Drang der Jugend kam das reifere Alter willig entgegen, und wenn bis dahin die Forscher nur ihre eigene Arbeit mit ihren Gedanken befruchtet hatten, so sah man von nun an auf den deutschen Lehrstühlen der exacten Wissenschaft Männer erstehen, welche den Schüler, der sich zu eigener Forschung berufen fühlte, mit Rath und That auf seinen Erstlingszügen begleiteten. Was hier J. v. Viebig und J. Müller in edlem Sinne und in großartiger Durchführung begonnen, ward bald ein Gemeingut der deutschen Hochschulen; überall erweiterte sich das verschlossene Gemach der einsamen Gelehrten in die offenen Hallen der Institute, welche die deutschen Ministerien, mit Dank sei es gesagt, stattlich erbauten und reichlich erhielten. Aus diesen Schulen, in welchen die schaffende Thätigkeit des Lehrers vervielfacht, das bewußte Talent entwickelt und das schlummernde geweckt ward, gingen zahlreiche Entdeckungen, und was mehr, es geht aus ihnen ein junges Geschlecht hervor, das mit den Wegen der Forschung vertraut und mit Begeisterung für die Wissenschaft erfüllt ist.

So konnte es und so mußte es kommen, daß die Zahl der selbstthätigen Gelehrten sich rasch in einem Umfange mehrte, die außer allem Verhältniß zu dem Bedürfniß des wissenschaftlichen Berufes stand. Wohin anders aber, als zu dem Lehrstuhle, sollten sich die Geister wenden, welche in dem Befragen und in dem Beherrschen der Natur ihr Glück gefunden hatten? Aber ehe noch diese sorgenvolle Frage mit Klarheit gestellt war, hatte sie die Richtung unserer Zeit beantwortet. Ein tiefer und langer Friede hatte den Völkern dieses Erdtheiles Kraft und Muth gegeben, erfolgreich nach den Gütern zu ringen, die das leibliche Leben von dem Drucke der Noth befreien. Entfernt von den Stätten der Gelehrsamkeit hatten sich die schwachen Anfänge des Gewerbefleißes, die in vergangenen Jahrhunderten entstanden waren, vielversprechend entfaltet, aber trotz allen Verlangens der Gegenwart geschah der Fortschritt nur allmählich, so lange er auf die zufälligen Erfahrungen des Handwerks beschränkt blieb.

Wie plötzlich änderte sich die Gestalt der Dinge, als der Schüler der Laboratorien in die gewerblichen Kreise eintrat, und der Theorie den unerhörten Triumph gewann, daß sie als die Führerin der Praxis erkannt ward! Trotz allen Sträubens der Empiriker öffneten sich dem Zögling der gelehrten Schule alte und neue Werkstätten, und dieses in solcher Zahl, daß, um dem Bedürfniß zu genügen, technische Lehranstalten aller Art entstanden und entstehen.

Schon oft, fast mehr als zur Genüge, ist beredt und treffend der Fortschritt gepriesen, der in der Herrschaft über die elementaren Gewalten von da ab geschah, wo die bewußte Hand ihre Führung und Mischung besorgte. Vergebens aber fragt man nach dem Bilde, das den Umschwung entrollt,

welchen das Reich der Geister seit dem Aufschwung der Industrie vollendet. Könnte man doch die Kräfte beleuchten und die Motive enthüllen, die sich hier entfalteten. Wer gleichzeitig mit Werner oder Scheele, oder auch noch mit Gauß und Humboldt im Sinne der Wissenschaft zur Natur herantrat, der that es, weil ihn die Feinheit des Gedankens und die Ueberraschung der Sinne erfreute; der Zug seines Herzens war nicht minder ideal als der des Humanisten und des Philosophen, und wenn es seiner Anschauung und seiner Verstandeschärfe gelang, eine Maske vom Schleier der Natur zu lüften, so war der einzige Lohn die Freude, welche jede erfolgreiche Anstrengung des Menschen krönt. Damals verliehen die reinsten Triebe des Herzens die Kraft, welche die Mühseligkeit des Forschens und des Denkens überwand. Heute aber drängen sich neben der edlen Leidenschaft auch die unreinen Begierden zur Arbeit. Die Sucht nach Reichthum und nach Herrschaft und die Eitelkeit, welche nach der bunten Farbe hascht, fordern Gaben von der unerschöpflich fließenden Quelle, und Allen werden die Wünsche erfüllt, wenn sie klug und dauernd zu werben verstehen, denn die Natur kennt den Edelmann nicht, der nach dem sittlichen Beweggrund fragt; sie gibt dem starken, nicht aber dem guten Willen. Freilich, wer Großes verlangt, muß Großes thun, aber auch der kleinen Mühe wird ihr Lohn nicht vorenthalten, wenn sie im rechten Sinne angewendet wird.

Seitdem die Wissenschaft den Weg zeigte, auf welchem die Natur mit Erfolg angegriffen werden kann, ist er von Tausenden erfüllt, und unter ihnen gibt es nicht Wenige, die ihn verbessern und ihn weiter führen. Auf allen Stufen der Begabung beginnt das Ringen nach Erkenntniß, und mannichfacher Wettstreit nach gleichen oder verwandten Zielen. In diesem Kampfe gedeiht die gute Frucht. Es mehrt sich in den Archiven der Wissenschaft rasch Blatt um Blatt. In vielen Köpfen schärft sich der Verstand und mächtig erstarbt die Willenskraft. Hiersfür legt jeder Zweig der Wissenschaft ein vollgewichtiges Zeugniß ab. Allein in Deutschland versammelt ein Congreß in jedem Jahre mehr als hundert Astronomen, und Tausende sind heute den schwierigsten Aufgaben gewachsen, welche die Integralrechnung stellt, indefs noch vor wenigen Jahrzehnten die Namen, die dieses vermochten, gezählt und bewundert wurden, und welche Schaar von Chemikern und Anatomen zerlegt gegenwärtig die Formen und die Stoffe so kunstvoll, wie es nie zuvor geschehen ist! Dem bewegten Leben in den Spizen entspricht ein gleicher Reichthum in den unteren Stufen unserer Wissenschaft, wo die sicheren Augen und die tactfesten Hände für die Forschung das willkommene Werkzeug bereiten. Wer dieses erwägt, dem treten viele gute Stunden vor die Seele, die in geistiger und segensreicher Arbeit verbracht wurden.

Wenn sich der fragende Blick in der Geschichte umsieht, ob es wohl

schon Epochen gegeben, in welcher sich der geistige Wellenschlag in einem ähnlichen Umfange wie heute verbreitet habe, so steht er nur noch einmal vor der Zeit befriedigt still, in welcher die wiedergefundene Literatur der alten Welt das Mittelalter aus dem Schlafe erweckte und das Leben der abendländischen Völker neu gestaltete. Auch damals ward der enge Kreis, der die Schönheit der Gedanken und ihr edles Kleid bewunderte, erst dann zu einem größeren Umfange ausgeweitet, als durch die humanistischen Studien das römische Recht zur unbestrittenen Herrschaft und die heilige Schrift zum Verständniß kam. Vom Richterstuhle aus, welcher Macht, und von der Kanzel, die Würde verlieh, drang die klassische Bildung durch die höheren und niederen Schichten unseres Volkes, seitdem das practische Bedürfniß die Schulen gegründet hatte, in denen sie ihre starken Wurzeln fröhlich treiben und für uns Alle edle Früchte reifen konnte.

So hat denn auch die Naturwissenschaft, erst nachdem sie das Nützliche erzeugt, weit über dieses hinaus gewirkt. Uns ziemt es nicht, auch nur zu fragen, ob die Vorsicht des Denkens, welche von dem Experimente überwacht wird, dem Historiker und dem Philosophen für die Prüfung seiner Unterlagen und für die Bündigkeit seiner Schlüsse als Vorbild dient, wohl aber steht es außer Zweifel, daß die Erkenntniß des unverbrüchlichen Naturgesetzes die Beklemmung löste, mit der uns die Willkür des Wunders umfing, daß vor der unendlichen Gliederung der unermesslichen Welt die alte Rangordnung der irdischen Wesen zerstob und daß der stete Fortschritt seit undenklich langer Zeit das Gemüth mit frischen Ahnungen über den Beginn und das Ende des menschlichen Geschlechts erfüllte. Der Kampf mit den Kräften der Natur fand den Maßstab für unsere Begabung, und wenn sich der Geist des Menschen klein erwies gegen den Genius, der aus den Werken des Weltalls zu uns spricht, so steht er einzig und erhaben durch sein Bedürfniß nach Sitte und Gerechtigkeit.

Doch wozu noch der Schilderungen, da der Grad der Entwicklung, den die Naturwissenschaft erlangt, und der Achtung, den sie sich in ihrer Zeit erworben, durch unsere Versammlung vor Aller Augen liegt. Bei ihrem loderen Verband konnte sie es niemals auch nur im Ernst versuchen, den Fortschritt zu beschleunigen, sie hat keine Preise gestiftet, keine Fachvereine gegründet, keine Schriften veranlaßt, sie war und blieb nur ein Symptom von der Blüthe deutscher Wissenschaft. Für den Reichthum, aus dem sie zehrte, spricht ihr fröhliches Gedeihen durch so viele Jahre, spricht der erfrischende Wechsel, den sie fort und fort geboten hat. Denn ob auch mehr als eine der Versammlungen nahe an 2000 Mitglieder zählte, so hat doch keine auch nur die Hälfte der Gelehrten und der Practiker umfaßt, die das Vaterland mit Stolz die Seinen nennt; in farbenreicher Reihe traten die

Fächer hervor, welche der weite Bund umschließt, und drückten in jedem Jahre der Versammlung ein eigenes Gepräge auf, und wie viel Gutes vorgezeigt und Tüchtiges gesprochen wurde, immer trat nur ein kleiner Bruchtheil der stillen Arbeit des Jahres zu Tage. Weil sie sich niemals angemaßt hat, den Strom der Zeit in sein Bett zu dämmen, so blieb es ihr auch unbenommen, neben ihm zu schwimmen. Ihr Thun und Lassen war frei wie das der Wissenschaft. Um so höher wiegt es, daß sie, die niemals um die Gunst geworden, in unveränderter Treue von der Theilnahme der Besseren unseres Volkes getragen wurde. In überreichem Maße ward ihr von Staaten und von Städten die Gastfreundschaft geboten, gleichgiltig, ob sie am Rheine, ob sie an der Oder, in den Alpen oder am Meere ihren Sitz aufschlug.

Aber je erhebender die Freude, mit welcher uns die Blüthe der Naturwissenschaft erfüllt, um so ängstlicher ist die Sorge um ihre Zukunft. Wird das Streben nach Reichthum und nach socialer Macht, das bisher die geistige Bewegung so sehr gefördert hat, nicht schließlich auch bei uns den Befähigten die Freude an der kunstvollen Verknüpfung der Gedanken und an der sittlichen That verderben, wie dies schon bei anderen Völkern geschah, die uns in der Entfaltung der Industrie vorausschritten? In der That, die Kehr- und das befruchtende Salz, die erbitterten Feinde alles Idealismus, bedrohen uns mit Gefahren, die schwerlich durch die Einsicht zu bewältigen sind, daß mit dem Verfall der selbstlosen Wissenschaft auch die Industrie der Verkümmern entgegensteht. Die Quelle der Kraft, welche unbezwingbaren Widerstand verspricht, fließt an demselben Orte, an welchem wir sie auch für den Fortschritt gefunden, der uns bis hierher geführt hat, sie strömt in Bereiche einer Bildung, die den Geist zu sich selbst führt und ihn durch sich selbst erfreut. So lange die deutsche Jugend mit dem Rücken gegen die Klugheit dieser Welt gewendet, im Umgange mit den geistigen Schätzen aufwächst, die ihr die Kette der Geschlechter von Homer bis zu Goethe, von Thukydides bis auf Dante und Mommsen aufgehäuft, so lange sind wir des Sieges gewiß. An die Lehrstätten unserer Kinder und vor allem an die Gymnasien wendet sich die Mahnung, mit Umsicht den Grund zu legen, auf welchem sich der Charakter entwickelt und mit Geschick den Stoff zu wählen, der den Schüler fesseln soll. Schon ist das Band, das unseren Nachwuchs an die humanen Studien kettet, geschwächt, möge es nie zerreißen! Uns Ärzten war es bisher ein beneidenswerther Vorzug, einen gleichen Theil von der realen und der humanen Bildung zu empfangen, und darum, daß uns das neue Gesetz aus den wissenschaftlichen Gewerben hinausweist, werden wir die Stellung nicht aufgeben, welche auch für uns Erasmus und Reuchlin errungen haben. Dieser kummervolle Tag würde erst dann hereinbrechen, wenn

es gewiß wäre, daß das Gymnasium unvermögend sei, uns die Vorbildung zu gewähren, welche die nächste Pflicht von uns fordert. Noch hoffen wir fest, daß er uns erspart, daß die Bestimmtheit des Denkens und der Anschauung in den gelehrten Schulen mehr als bisher gepflegt werden, weil wir aus leuchtenden Beispielen sehen, daß dieses nicht den großen Aufgaben der gelehrten Schule widerstreitet.

Was auch die zweifelhafte Zukunft bringt, die Gegenwart sieht noch mit Freude, daß der Theil der jungen Welt, welcher die Früchte seiner Arbeit in den Annalen der Wissenschaft niederlegt, im Ebenmaß zu jenem steht, der seine Schritte zu den Stätten lenkt, von welchen der Reichthum und sein Behagen ausströmt. — Seitdem die Versammlung der Naturforscher und Aerzte gegründet ward, war man oft bemüht, für sie einen Beruf zu suchen. Der edelste und zugleich auch der natürlichste ist ihr dadurch angewiesen, daß sie, so viel sie es vermag, das Gleichgewicht zwischen der reinen und der angewandten Wissenschaft erhält. Wo die Männer, welche die Wünsche der wechselvollen Zeit erfüllen, freiwillig und gleichberechtigt mit den Erforschern der ewigen Gesetze zusammentreffen, da muß es klarer als irgendwo zu Tage treten, daß jeder aus der Kraft des anderen schöpft. Für den Gelehrten, welcher ein Sporn, wenn er von neuen Werken hört, durch welche das Gewerbe die Mühen seiner besten Stunden zu ungeahnten und ihm selber unerreichbaren Erfolgen führt, für den Techniker, welcher Anregung, wenn ihm aus dem Munde der Wissenschaft Stoff zu neuen Thaten zufließt! Die Kluft, die zwischen beiden deshalb liegt, weil sie nach verschiedenen Zielen streben, wird dadurch ausgefüllt, daß beide auf gleichem Felde die Mittel finden, um ihre Wünsche zu befriedigen. Mit dem Bewußtsein, daß eine innere Nothwendigkeit in ihrer Arbeit sie unzertrennlich verbindet, wird sich die Achtung vor den Motiven paaren, die ihre Thätigkeit veranlaßt hat. Denn beide wollen schließlich doch den Menschen dahin heben, wo sein Auge frei in die weite Ferne blickt und seine Hand sich ungehemmt bewegen kann. — Gelingt es der Versammlung, die Harmonie, die heute zwischen dem Gewerbefleiß und der Wissenschaft besteht, zu erhalten, dann wird der reiche Kranz, den sie vereint, auch unverwelklich blühen, denn unerschöpflich ist der Stoff, den die Natur dem Geiste bietet, und manches künftige Jahrhundert wird, wie wir dies heute von dieser Stelle thun, voll Zuversicht und voll Befriedigung auf die Vergangenheit und auf die Zukunft sehen.

G. Ludwig.

Der große Generalstab über den letzten Krieg.

(Der deutsch-französische Krieg 1870—1871. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Erster Theil: Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreichs. Heft 1. Die Ereignisse im Monat Juli. Berlin 1872.
E. S. Mittler u. S.)

Dies Heft war das große Ereigniß auf dem Büchermarkt dieses Sommers. Mit Ungeduld erwartet, wurde es sofort von der Tagespresse aller Völker ausgezogen und begutachtet. Freund und Feind suchen daraus das Geheimniß unerhörter militärischer Erfolge, einer fast souveränen Ueberlegenheit in der deutschen Kriegsführung zu verstehen. Es eröffnet in der That einen Einblick in die Werkstätten unseres großen Generalstabes, der auch die alten Gegner zur Bewunderung zwingt. Es ist wohl möglich, daß die großartige Offenheit, mit welcher die Methode unserer Rüstungen dargestellt wird, hier und da ängstlichen Gemüthern als bedenklich erscheint. Sie mögen sich beruhigen. Nicht wie wir es gemacht haben, ist das Geheimniß unserer Ueberlegenheit, sondern daß wir überhaupt im Stande waren, es so zu machen. Und alle unsere Nachbarn mögen sich noch lange vergebens bemühen, unserem Generalstab und Heer die Kenntnisse, die Zucht, den unablässigen Fleiß und den ruhig wägenden Geist abzulernen. Nach einer kurzen Recapitulation der politischen Lage und der diplomatischen Verhandlungen vor Ausbruch des Krieges behandelt das Heft den Operationsplan und Aufmarsch der französischen Armee und der deutschen Streitkraft bis zum 31. Juli 1870. Beide Abschnitte sind von meisterhafter Arbeit, die Frankreich vermögen daraus die Mängel ihres Heerwesens, ihrer Vorbereitungen und ihres Aufmarsches besser zu erkennen, als aus irgend einem französischen Werk. Aus der Schilderung des französischen Heeres und Aufmarsches wird deutlich, daß diese Kenntniß zahlloser Einzelheiten unserem Generalstab nicht erst während des Krieges und nachher gekommen ist, sondern daß derselbe schon vorher sehr genau unterrichtet war. Nicht vorzugsweise durch Spionberichte, wie die Franzosen annehmen, um sich die unbequeme Thatsache zurecht zu legen, sondern durch zahlreiche Berichte, welche vor dem Kriege zu den Acten des Generalstabes kamen. Selten ist ein preußischer Officier, vom General bis zum Lieutenant, in Geschäften oder in Urlaub über die französische Grenze gereist, ohne nach seiner Rückkehr seine Beobachtungen, auch wenn sie nur Einzelheiten umfaßten, in einem gedrängten Memoire dem Generalstab zu überreichen. Unablässig wurde dieses Material in den Abtheilungen benutzt, das gewonnene Bild zu vervollständigen. Jede amtliche Verfügung des französischen Gouvernements, jede Notiz der Zeitungen, auch

der Provinzialblätter, wurde dafür benutzt. Und man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß man in Berlin vor und seit der Kriegserklärung nicht nur im Ganzen, auch in manchen Einzelheiten besser über die Rüstungen und die Truppenbewegungen orientirt war als im französischen Kriegsministerium oder im Hauptquartier des Kaisers Napoleon. Wenn jetzt die Franzosen aus diesen stillen Vorbereitungen den Schluß herleiten, daß Deutschland lange den Krieg mit Frankreich geplant habe, und daß das arme Frankreich das Opfer eines lang gehegten Attentats geworden sei, so ist diese Annahme wieder eine Selbsttäuschung, denn es gibt kein Nachbarland Preußens, dessen Terrain, Heeresverfassung, Kampftüchtigkeit und militärische Maßnahmen nicht mit ganz derselben Genauigkeit beobachtet und planmäßig für den Fall eines Krieges zurecht gelegt wären. Auf dieser umfangreichen Friedensarbeit unseres Generalstabes beruht ein großer Theil der Ruhe und Sicherheit, mit welcher wir einer kriegerischen Verwicklung entgegenzutreten vermögen.

Nicht weniger lehrreich ist in dem vorliegenden Heft die Darstellung des Aufmarsches, welchen das deutsche Heer auf seiner Operationsbasis vollzog, der Bericht über die Benutzung der Eisenbahnen und über die Methode, nach welcher diese Benutzung schon im Frieden vorbereitet wurde. Das Hauptstück aber des Heftes sind die Mittheilungen aus dem Memoire, welches Graf Moltke bereits im Winter 1868—69 verfaßt hat. Es ist ein detaillirter Operationsplan, und es ist wohl noch nie dagewesen, daß das Urtheil eines Feldherrn 2 Jahre voraus so allseitig und zutreffend die möglichen Combinationen erwogen und auf Grund dieser Erwägungen die entscheidenden Maßnahmen beschlossen hat.

Der Grundgedanke des Memoire ist: Versammlung der gesammten Heereskraft in der bairischen Pfalz. Die garantirte Neutralität Belgiens und Hollands schützt die Rheinprovinz und das nördliche Deutschland; sollte Frankreich diese Neutralität nicht respectiren, so müßte seine Armee sich in Belgien zu Brüssel und vor Antwerpen nicht unwesentlich schwächen. Wricht sie weiter gegen den Rhein vor, so ist die Entfernung unseres Heeres von Mainz nach Cöln geringer als von Brüssel nach Cöln, und wir würden in diesem Fall immer noch rechtzeitig an unserer unteren Rheinfront erscheinen. Unser äußerster Süden aber ist durch die Schweiz bis Baden geschützt; wenn Frankreich die Neutralität der Schweiz verletzen wollte, würde es auch dort ernste Hindernisse finden. Allerdings könnten die Franzosen einen Theil ihrer Streitmacht von Straßburg aus gegen Süddeutschland werfen, dort aber erschwert der Schwarzwald ein weiteres Vordringen, während unser Heer von der Pfalz aus rheinauf in die Flanke des französischen Marsches stoßen und dadurch den Feind in die gefährlichste Lage setzen würde. Bei

solchen Hindernissen werden die Franzosen, wie vorauszusehen, ihr Heer auf der Linie Metz bis Straßburg aufstellen, sie müssen bei der Richtung ihrer Eisenbahnen und dem Zug der Vogesen sich in zwei getrennten Massen sammeln, eine bei Straßburg, die andere in der Nähe von Metz, diese Gruppen sind durch das Gebirge getrennt und können ihre Vereinigung nur durch Fußmärsche bewirken, während wir in der Pfalz auf der Operationslinie zwischen beiden Theilen des französischen Heeres stehen und gegen beide gleichzeitig zu operiren vermögen. Es ist nicht zu befürchten, daß der Gegner mit seinen Rüstungen eher fertig wird als wir; will er es dennoch wagen uns zuvorzukommen, bevor seine eigene Rüstung und Aufstellung vollendet ist, so würde er einen solchen vorzeitigen Einbruch nach wenig Tagen theuer bezahlen, indem eine große Minderzahl in nicht kriegsfertigem Stande der großen Mehrzahl eines schlagfertigen Heeres entgegenzutreten hätte.

Nach solcher Grundidee wird das Detail unserer Heeresaufstellung genau bestimmt, alle Möglichkeiten sorgfältig erwogen und es ist bis auf die meisten Einzelheiten genau so gekommen, wie Graf Moltke vorausgesagt hatte. Als der Krieg so plötzlich ausbrach, fehlte nichts als die Unterschrift des Königs, um die Aufstellung des Heeres zur That zu machen. Schon im Jahre 1870 erzählte man sich, daß Graf Moltke einem Bekannten, der ihm in den Tagen der Mobilmachung sein Bedauern über die gehäufte Arbeit aussprach, geantwortet habe: „ich habe jetzt mehr Muße als je, ich bin fertig.“ Mit Bewunderung verstehen wir jetzt, wie sehr er das war.

Das Generalstabswerk gibt uns nicht das ganze Memoire, und mit zum Grunde, denn der Operationsplan ist offenbar unter der Annahme geschrieben, daß Deutschland zugleich mit Frankreich einen Krieg mit Oestreich und Dänemark werde aufnehmen müssen. Gegen Oestreich wurde das 1., 2. und 6. Armeecorps, die 1. und 2. Cavallerie-Division zurückbehalten, welche sich in der Nähe von Görlitz versammeln sollten. Zur Sicherung der Küsten wurde die 17. Division und zunächst 4 Landwehr-Divisionen bestimmt. Wahrscheinlich war für die östlichen Feinde auf eine Cooperation Rußlands gerechnet. Und als der Krieg ausbrach, war die einzige wesentliche Aenderung in dem vorbedachten Plane, daß die zurückgehaltenen Armeecorps und später auch die Divisionen noch der Operationsarmee gegen Frankreich zugeheilt werden konnten. Wäre uns möglich, den ganzen Plan zu übersehen, die Welt würde nicht nur über die Weisheit, auch über die Kühnheit der Dispositionen staunen.

Eine der schönsten Stellen in dem Werke ist die, in welcher die Tragweite eines vor dem Kriege angelegten Feldzugsplanes bestimmt wird. Die bescheidene Begrenzung dieser Tragweite ist in folgenden Sätzen enthalten: Der erste Aufmarsch einer Armee und was damit zusammenhängt, läßt sich

lange vorher erwägen und die Anordnungen dafür müssen, die Kriegsbereitschaft der Truppen und die Organisation des Transportwesens vorausgesetzt, zu dem beabsichtigten Resultat führen. Anders verhält es sich bei der weiteren Aufgabe der Strategie, der kriegerischen Verwendung der bereit gestellten Mittel, also bei den Operationen. Hier begegnet unserem Willen sehr bald der unabhängige Wille des Gegners. Dieser kann zwar beschränkt werden, wenn man rechtzeitig zur Initiative fertig und entschlossen ist, aber man vermag ihn nicht anders zu brechen, als durch das Gefecht. Die materiellen und moralischen Folgen jedes größeren Gefechtes sind nun so weitgreifender Art, daß durch dieselben meist eine völlig veränderte Situation und mit ihr eine neue Basis für neue Maßnahmen geschaffen wird. Kein Operationsplan kann mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinausreichen. Nur der Laie glaubt in dem Verlaufe eines Feldzuges die voraus geregelte Durchführung eines in allen Einzelheiten festgestellten und bis an das Ende eingehaltenen ursprünglichen Planes zu erblicken. Gewiß wird der Feldherr seine großen Ziele stetig im Auge behalten, unbeirrt darin durch die Wechselfälle der Begebenheiten, aber die Wege, auf welchen er sie zu erreichen hofft, lassen sich weit hinaus nie mit Sicherheit vorzeichnen.

Diesen guten Worten hätten wir nur nach einer Richtung weitere Ausführung gewünscht. Sie heben die Bedeutung, welche der leitende Gedanke des Feldherrn für den ganzen Feldzug hat, nicht hervor. Und doch ist dieses Vorbedachte, von Anfang an Gewollte bei irgend erfolgreicher Kriegführung nach vieler Richtung maßgebend. Und die Laien haben zuletzt doch Recht, wenn sie den Werth eines Feldherrn vor Allem nach dem Werth der leitenden Ideen und Zielpunkte messen, welche er vor dem Feldzuge gefunden hat und während desselben, soweit seine Kraft reicht, durchzusetzen sucht. Denn gerade hierin erweist sich die höchste schöpferische Kraft des Feldherrn, wie sehr auch sein Plan durch den Ausfall der beiderseitigen Operationen modificirt, weiter ausgebildet wird, oder durch übermächtige Kraft des Gegners gekreuzt wird. Es ist wahr, daß es vielleicht niemals einen großen Krieg zwischen zwei kriegerischen Nationen gegeben hat, bei welchem die vorausersonnene Idee des Feldzugs so vollständig durchgeführt wurde wie diesmal. Aber gerade darum ist dieser Krieg auch lehrreich, um den Werth dieser leitenden Idee zu erkennen. Prüfen wir, was Graf Moltke beim Beginn des Feldzugs wollte. Zunächst die feindliche Operationsarmee, wo sie am Tage nach Vollendung unseres Aufmarsches zu finden sei, schlagen, diesseits oder jenseits der Grenze. Darauf Einmarsch in Frankreich, Abdrücken der feindlichen Streitkräfte von dem Wege nach Paris und Bewältigung derselben, Umstellung und Einnahme von Paris. Diese Gedanken

wurden zur That. In dem ersten Theile des Krieges wurde der stille Plan des Feldherrn durch den Eifer der Befehlshaber und Truppen allerdings mehrfach modificirt, es gelang nicht, wie wohl beabsichtigt war, die Armee Mac Mahon's ganz zu umstellen, wohl aber von der größeren Hälfte des französischen Heeres nach Südwesten abzudrücken. Es gelang früher, als die Absicht des Feldherrn war, den größeren Theil der Armee von den Straßen auf Paris abzurängen und was ebenfalls nicht in der ursprünglichen Berechnung gelegen haben kann, schon in Metz einzuschließen. Es gelang ferner, wider Erwarten durch einen Fehler des Gegners, auch die andere Hälfte des französischen Heeres von Paris abzuschneiden und zu beseitigen.

Aber wenn auch die Ereignisse schneller und völliger, als der Feldherr gehofft hatte, die Trennung der französischen Heere von Paris brachten, daß diese Trennung unablässig im Sinne hätte, das beweisen doch schon die Dispositionen des Vormarsches vom 13. und 15. August. Noch deutlicher ist diese Vorarbeit des Gedankens nach Sedan zu erkennen. Die Art und Weise, wie Paris umstellt wurde, und die eventuellen Angriffsfronten waren vorher überlegt; auch die Methode, durch welche er die Belagerungsarmee gegen neue Stützungen der Franzosen zu schützen wußte, vielleicht der bewundernswürdigste Theil seiner Feldherrngedanken, war offenbar nicht durch plötzliche Einfälle während der Belagerung in ihn gekommen, sondern es war lange voraus empfunden; denn darin gleicht der große Feldherr, während er mit zahllosen gegebenen Größen zu rechnen hat, doch dem frei schaffenden Künstler, daß ihm mit der strategischen Idee zugleich alle möglichen Consequenzen derselben in der Seele aufgehen, nicht jede denkt er durch, aber er hat sie, und sobald er die Seele darauf richtet, entwickeln sie sich mit einer gewissen Naturgewalt und Nothwendigkeit blitzschnell aus dem leitenden Grundzug. Es ist vom höchsten Interesse, diese schöpferischen Feldzugs-Ideen auch da zu erkennen und zu würdigen, wo sie durch einen Fehler im Calcul oder durch Operationen der Feinde gestört wurden, wie in dem ersten Feldzuge des siebenjährigen Krieges und in dem Feldzuge Napoleon's 1812. Der Laie wird, wenn er große Erfolge bewundert, mit Unrecht die Prämeditation des Feldherrn in allen Einzelheiten finden, aber der Militär, welcher jeden Tag bemerkt, wie die Entschlüsse des Commandirenden auf Grund unerwarteter imponirender Thatsachen modificirt werden, wird wieder in Versuchung kommen die Bedeutung der stillen treibenden Idee in den Operationen zu unterschätzen. Ja dem Feldherrn mag begegnen, daß er über den Werth seiner leitenden Gedanken zu bescheiden urtheilt.

Nach einer anderen Richtung aber wird der Laie wieder die Bedeutung und die Nachwirkung der ersten Heeresaufstellung unterschätzen, während der Militär weiß, daß sie für die einzelnen Heerestheile unablässig, oft bis zum

Ende des Krieges von maßgebender Bedeutung ist. Unser Mobilmachungsplan gab uns die Sicherheit, spätestens am 20. Tage nach Erlass der Mobilisierungsordre die gesammte Armee mit Fuhrwerk auf der Operationsbasis zu sammeln. So schnelle Versammlung war aber nur möglich, wenn die einzelnen Corps und die daraus zusammengesetzten Armeen sich aus den Friedensgarnisonen mit planmäßiger Benutzung ihrer Eisenbahnlinien so aufstellten, daß Kreuzungen und Verschiebungen vermieden wurden. Daher war von vornherein die Zutheilung der einzelnen Armeecorps zu den Armeen, ihre Reihe in der *ordre de bataille*, eventuell die Straße ihres Einmarsches in Feindesland und deshalb nach vieler Beziehung ihre Theilnahme an den einzelnen kriegerischen Operationen lange vor dem Kriege bestimmt. Diese Abhängigkeit der Corps und der aus ihnen zusammengesetzten Armeen von den Friedensgarnisonen, den Eisenbahnlinien und ihrer ersten Aufstellung ist eine Folge unserer gesammten Heeresorganisation. Um das zu verstehen, möge der Leser sich vergegenwärtigen, daß jedes Corps und jede Armee bei ihrem Vormarsch dem Insect vergleichbar ist, welches durch die Luft herabschwebend hinter sich einen Faden zieht, durch den es auf seiner Bahn Halt gewinnt, auf dem es sich wieder zurückzieht. Dieser Haltfaden des Corps oder der Armee ist die Etappenlinie, auf welcher unablässig die Lebensmittel und Ergänzungen von Mannschaften und Kriegsmaterial zugeleitet werden, durch welche jede Verbindung mit der speciellen Heimath des Corps vermittelt wird, d. h. die Möglichkeit, auf die Dauer in Feindesland zu bestehen. Gerade bei dem festen Standpunkt der deutschen Provinzialcorps hat diese Verbindung der Armee mit der Landschaft, aus welcher sie stammen, weit höhere Bedeutung, als zur Zeit in der französischen Armee. Das Verlegen und Neuanknüpfen dieser Fäden ist stets eine weitläufige und schwierige Sache. Es ist in diesem Kriege mehrfach nöthig geworden, z. B. für das Corps Werder's, für die Armee Manteuffel's, aber im Großen dauern die Fäden, welche vor dem Kriege den einzelnen Corps durch ihre Garnisonen bestimmt waren. Daß das 5. Corps bei Weißenburg und Wörth kämpfte, kam zunächst daher, weil seine Eisenbahnlinie aus der Friedensgarnison Posen-Schlesien die südlichste aller der Linien sein mußte, welche aus Preußen nach der Pfalz führten, es mußte deshalb dem linken Flügel des deutschen Heeres zugetheilt werden, es erhielt durch seinen Ausschiffungsort Landau seine Stellung in der *ordre de bataille* zwischen dem 11. Corps und dem 2. bairischen Corps und es behielt diese Ordnung bis zur Schlacht bei Sedan. Daß die gesammten Verbindungen der 3. Armee mit der Heimat eine größere Strecke durchmessen mußten, langsamer und schwerfälliger waren als bei den übrigen, daß z. B. die Postbeförderung für sie am schwierigsten war, das kam wieder daher, weil ihre Etappenlinie lange Zeit in weitem

Bogen durch den Süden der bairischen Pfalz über Landau lief; erst in später Zeit, während der Belagerung von Paris, wurde dieß theilweise geändert. Ebenso war die Stellung der Corps in der Umschließungslinie von Paris durch diese stille Rücksicht bestimmt. Ebenso kämpften das 7. und 8. Corps im Norden von Frankreich, weil sie aus Westphalen und Rheinländern bestanden, welche durch ihre Eisenbahnlinie bei der ersten Aufstellung des Heeres zur rechten Flanke gemacht wurden. Als die Maasarmee und die 3. Armee nach der Schlacht bei Sedan kehrt machten, um nach Paris zu ziehen, drohten sich die Fäden, welche jede derselben mit der Heimat verbanden, zu trennen und deshalb mußten die beiden Armeen mit einem Aufenthalt von etwa zwei Tagen sich erst im Vormarsch durcheinander schieben, damit die Corps wieder die alte Stellung zu ihren rückwärtigen Verbindungen gewannen und ihre Etappenlinien nebeneinander fortgeführt werden konnten.

Mit größter Spannung erwartet das Publikum die Fortsetzung des Werkes. Die kriegsgeschichtliche Abtheilung des großen Generalstabes hat uns an gute Spenden bereits gewöhnt; für die nächsten Jahre wird voraussichtlich ihre angestrengte Thätigkeit diesem Werke gewidmet sein. Erhält uns aber ein gnadenvolles Geschick den Frieden, so hat unsere Geschichtswissenschaft noch Beendigung anderer Werke, welche dem Vernehmen nach bereits in Arbeit waren; zu hoffen, des dänischen Krieges, der Freiheitskriege.

♀

Erinnerung an die Bartholomäusnacht.

Gauß spricht sich einmal in einem Briefe an Humboldt (vom 7. Dec. 1853) gegen die Feier „gewisser Tage“ aus, „die eine Zeitmaßbeziehung haben auf bedeutende Personen oder Begebenheiten. Der Meßkünstler“, sagt er, „in dessen Augen Verschwommenheit und Willkürlichkeit im Gegensatze zu Schärfe und Festigkeit immer etwas Abstoßendes haben, findet einen kleinen Uebelstand darin, daß der Grund, warum eben dieser Tag und nicht ein anderer zur Begehung der Feier bestimmt wird, mehr oder weniger von Willkürlichkeiten abhängt, von der Einrichtung unseres Kalenders, der Vertheilung der Schaltjahre, und was Jubiläen betrifft, von dem Bestehen des Decimalsystems, also in letzter Instanz von dem Umstande, daß wir eben fünf Finger an jeder Hand haben.“ Wenn wir dennoch dem größten exacten Geiste der neueren Zeit gegenüber für die Tage historischen Andenkens die hundertjährige Periode in Schutz nehmen, so stützen wir uns dabei auf eine

schon früher von uns ausgesprochene Beobachtung, daß nämlich dem Jahrhundert, allgemein genommen, allerdings eine reale Bedeutung beizubringen für die begreifende Gliederung des continuirlichen Verlaufs der Weltbegebenheiten und zwar deshalb, weil in rund hundert Jahren drei menschliche Generationen sich ausleben, womit das natürliche Zeitmaß gegeben ist für die volle historische Erscheinung von Ideen und Bestrebungen, die zu Ursprung und Wachsthum, Blühen und Gedeihen, Abnahme und Tod gemeinhin eines Bodens von drei Geschlechtern bedürfen. So blicken wir, wenn wir das Säcularfest der Geburt eines denkwürdigen Mannes begehen, allemal auf drei Zeiträume zurück: den ersten, wo der Gefeierte groß ward, während er lernend die Einwirkung seiner reiferen Umgebung, seiner Vorwelt kann man sagen, empfing, den anderen, wo er, selbst mächtig handelnd, in regster Wechselwirkung stand mit seiner Mitwelt, den dritten, wo um sein Alter oder sein Grab her seine erste Nachwelt lebte, ein von ihm erzeugenes oder durch ihn erleuchtetes Geschlecht; erst wenn auch dies hingegangen, ist die richtige Entfernung erreicht für den Gesichtspunkt urtheilender Ueberschau: den Säcularabstand darf man als die historische Sehweite bezeichnen.

Wollte man nun auch für allgemeinere, gleichsam unpersonliche geschichtliche Erscheinungen, die sich nicht an ein einzelnes Individuum knüpfen lassen, den säcularen Entwicklungsgang erkennen, so bedürft' es dazu einer sorgfältigen Bestimmung des Momentes ihrer Geburt, der oft schwer deutlich auszufinden ist. Auf hervorragende Ereignisse, die mit nichten einen Anfangspunkt, sondern irgend einen mittleren Ort der Bahn, ja eher einen Höhepunkt bezeichnen, darf man solche Rechnung nach Generationen keineswegs anwenden, aber soviel wird immer übrig bleiben, daß man, auch von ihnen aus zählend, von Jahrhundert zu Jahrhundert auf eine umgewandelte Weltlage, und was das wichtigere ist, auch auf eine umgewandelte Gesinnung der Menschen, einen anderen Zeitgeist trifft, so daß sich sagen läßt: was nun vor hundert oder gar vor zwei-, vor dreihundert Jahren geschah, wäre heut nicht mehr möglich. Aus dieser Einsicht quillt, wenn die Erinnerung gerade düsteren Momenten der Vergangenheit gilt, das erleichternde Gefühl errungener Sicherheit nach überstandenen Schrecknissen. Unsere Leser, welche dies Blatt am Vorabend der dreihundertjährigen Wiederkehr der Bartholomäusnacht in die Hand bekommen, wird in bewegter Zeit die Frage nicht unangemessen dünken, ob und wie weit die Culturwelt jetzt und künftig vor ähnlich gräßlichen Gefahren behütet sei.

Fassen wir zunächst das Ereigniß selbst in seinen Elementen in's Auge; es hat der Forschung dreier Jahrhunderte bedurft, um darüber in's Klare zu kommen. Die Mezelei der Bartholomäusnacht ist keine einzelne Erschei-

nung, wenn sie auch die furchtbarste ihrer Art heißen muß; sie steht da inmitten der religiösen Bürgerkriege Frankreichs, die an den spanisch-niederländischen Kämpfen ihr Seitenstück, am dreißigjährigen Kriege wie an der englischen Rebellion ihr Nachbild haben: überall dieselbe Mischung von Politik und dem, was man für Religion auszugeben wagte, die germanischen Nationen unseres Erdtheils haben nicht minder an diesen Krämpfen der geschichtlichen Entwicklung zu leiden gehabt, als die romanischen. Nur darf man nicht vergessen, daß auch in den deutschen und englischen Religionskriegen auf der einen Seite, wenn nicht immer die materielle, so doch stets die geistige Macht des Romanismus stand, die römische Kirche, von deren innerer Restauration zuletzt alle diese rücksichtslos vordringenden Gewaltthaten ausgegangen sind. An der Bartholomäusnacht selber erkennt man jedoch die romanische Natur am allerdeutlichsten, wie typisch vereinigt sie in sich den Antheil der drei Nationen des Südwestens.

Zwar ist nicht richtig, daß die Spanier direct dazu irgend die Hand geführt hätten; Philipp in Madrid so gut wie Alba in den Niederlanden sind völlig dadurch überrascht worden, jener brach ganz wider seine Gewohnheit in Laufen aus über die grausige Kunde, dieser fand an der Sache zu tadeln, daß sie so formlos vollbracht sei, daß dadurch als Gewalt erschien, was seiner Ansicht nach von Rechtswegen sein säuberlich und mit Bedacht hätte geschehen sollen. Wie aber die Früchte der entsetzlichen That doch vornehmlich Spanien zu gute kamen, das dadurch die kühnen Kriegspläne Coligny's, welche der äußeren Politik Richelieu's die Wege wiesen, vernichtet, Frankreich mit allen protestantischen Mächten, besonders seinen in der Stille erworbenen deutschen Bundesgenossen, *) überworfen, den Sieg der aufständischen Niederlande auf langehin vereitelt sah, so war auch von Spanien von ihrer die Mahnung an den französischen Hof ergangen, sich wenigstens der Häupter der Hugenotten gewaltsam zu entledigen; schon 1560 hatte Philipp dazu gerathen, 1565 zu Bayonne Alba der Königin Katharina nicht un deutlich die nämliche Weisung gegeben; die Hinrichtung Egmont's und Hoorn's lieferte ein nützliches Beispiel. Und überhaupt darf man die spanische Nation als die vor anderen verfolgungssüchtige und kirchlich blutdürstige bezeichnen; ihre ganze mittelalterliche Vergangenheit drängte sie dahin, war doch der Rassenkampf um's Dasein, den sie lange Zeit über wider die Mantren geführt, nur durch den Beistand des christlichen Fanatismus glücklich vollendet worden. Die Spanier haben vom 8. bis nah an's 16. Jahrhundert die Kreuzzüge im eigenen Lande gehabt, darin ist ihr Ritterthum

*) Vergl. darüber die treffliche kleine Schrift von L. Delsner: Zur Genesis der Pariser Bluthochzeit. Frankfurt a. M. G. Adelmann. 1872.

groß geworden und ihre Monarchie; kein Wunder, daß, nachdem diese heimischen Kreuzzüge beendet waren, Königthum und Nation begierig nach neuen Glaubensschlachten — diesmal vor allem gegen die Ketzer — über die Grenzen eilten.

Muß man so den obersten Anstoß und die allgemeine politische Richtung der Begebenheit als spanisch bezeichnen, so gebührt das düstere Andenken an den eigentlichen Plan mit aller seiner niederträchtigen Kunst italienischem Blute. Katharina Medici ist und bleibt die wahre Heldin dieser höllischen Nacht; unzweifelhaft die Ermordung Coligny's und wahrscheinlich auch die der anderen Führer hatte sie mit Florentiner Raffinement gerade auf dies Sühn- und Hochzeitsfest anberaunt; auch auf eine Massenschlächterei hernach muß sie wenigstens gefaßt gewesen sein. Als der Streich gegen Coligny mißlang, hat sie mit ihren italienischen Räthen das wilde Unternehmen mit so fürchterlicher Klarheit angeordnet, als gält' es einen ihrer festlichen Aufzüge zu arrangiren. Alles also, was an der Bartholomäusnacht sozusagen Strategie war, das geistige Element der Bosheit, diese fast wissenschaftliche Theorie des Heuchelns und Meuchelns, ist echt italienisches Gewächs gewesen.

Zur italienischen Strategie aber kam französische Taktik, oder sagen wir lieber geradezu: jenes gallische Tigerthum, das wir Deutsche in den Kriegen Ludwig's XIV. genugsam kennen gelernt, das aber in ganzer Schenßlichkeit erst hervortritt, wenn Franzosen gegen Franzosen wüthen, damals sowohl wie in den Tagen der Schreckensherrschaft oder jüngst beim Scheine der Petroleumbrände. Voltaire findet, indem er einige vermeintliche Wunder der Saint-Barthélemy skeptisch beseitigt, das einzige wirkliche Wunder in der *furor religieux, qui changeait en bêtes féroces une nation qu'on a vue souvent si douce et si légère*. Das Geschick ersparte ihm zu erleben, daß es zu solcher Verwandlung bei seinem Volke nicht gerade religiösen Wahnsinns bedürfe.

Ueberhaupt darf man billigerweise nicht verkennen, wieviel untirchliche Motive doch auch in diesen jammervollen Act des Fanatismus hineinspielen. Wie selbst die spanische Monarchie im Streite mit den Niederländern oder gegen England in erster Linie für ihre Macht foht, wie man im dreißigjährigen Kriege bald inne ward, daß nicht um den Dienst des Herrn, sondern um Herrendienst (*non de religione, sed de regione*) der Kampf sich drehe, wie in der englischen Rebellion demokratische Tendenzen mit religiösem Enthusiasmus unlöslich zusammenfloßen, so empfing Katharina Medici, die persönlich frei von jeglicher religiösen Erregung war, allein von den politischen Beweggründen des Ehrgeizes und der Herrschbegier den Antrieb zu ihrem verruchten Entschlusse, und auch sonst sehen wir Parteileidenschaft und

Privatrivalität wie in den ganzen Hugententkriegen so vornehmlich bei diesem Hauptschlachtfeste zu blutiger Geschäftigkeit entbunden. Trotzdem war und blieb es die Wollust des Glaubenshasses, was wenigstens die Massen beim Morden befeelte, als ein kirchliches Ereigniß trug die Zeitgeschichte das Massacre in ihr Buch ein, und auch die Nachwelt darf es nimmer vergessen, daß Papst Gregor XIII. zum Preise dieser abgefeymten Schandthat seinem langmüthigen Gotte ein Tedeum anstimmen ließ. In seiner Neujahrsrede 1573 durfte der hohle Stilist Muret vor den Ohren desselben Oberpriesters in die Apostrophe ausbrechen: „O denkwürdige Nacht, die man vor allen anderen in den Jahrbüchern auszeichnen sollte!... Die Sterne selbst, mein' ich, müssen in solcher Nacht strahlender denn sonst geleuchtet und der Seinstrom mächtigere Wogen daherge rollt haben, um desto schneller die Leichen dieser unsauberen Menschen in's Meer hinauszumwälzen.“ Doch genug von diesem ekelregenden Schauspiele; verfolgen wir lieber die kirchlichen Ideen, die sich solcher Triumphe berühmen, auf ihrem säcularen Gange bis in unsere Tage.

Ein Jahrhundert später finden wir die europäische Welt der eigentlichen Religionskriege müde, aber noch immer boten sich die Interessen des Glaubens den Gelüsten der Herrschsucht und der Nachgier als Bundesgenossen dar. In dem Raubkriege, den Ludwig XIV. 1672 gegen Holland vom Janne brach, standen doch neben den politischen Gegensätzen der continental centralisirten absoluten Monarchie und des welthandelnden Bundes aristokratischer Republiken auch die confessionellen Contraste noch einmal wider einander im Felde. Auch die Sache der religiösen Freiheit und der weitestgehenden Duldung ward durch den Ueberfall der Niederlande ernstlich bedroht; derselbe französische König glaubte sich noch hernachmals durch rohen Gewissenszwang gegen seine besten Unterthanen des Schadens seiner verlebten Seele erholen zu können. Es bedurfte eines weiteren Säcularschrittes, ehe sich die Menschheit solcher Verirrungen schämen lernte. Die Gewaltthat des Jahres 1772, die Theilung Polens, zeigt keine Spur von religiösen Motiven mehr, selbst begleitende Empfindungen confessioneller Natur darf man bei den drei Raubmächten, die je eins der herrschenden christlichen Systeme repräsentirten, nicht voraussetzen. Und wie die hohe Politik, so die gebildete Gesellschaft, die in Toleranz und Aufklärung schwelgte; noch ein einziges Jahr, und der Druck der öffentlichen Meinung zwang Papst Clemens XIV. zur Aufhebung des Jesuitenordens.

Und heut? Wir hätten die Erinnerung an die Saint-Barthélemy wahrlich nicht hervorgesucht, hätte sie uns nicht der neu erwachte religiös-politische Haber geradezu aufgedrungen. So wären wir also zurückgeschritten gegen das vorige Jahrhundert? Man dürfte das doch nicht behaupten.

Das 18. Jahrhundert hat in jugendlicher Kühnheit eine Menge Ziele aufgestellt für die historische Entwicklung, daß es sie aber auch erreicht hätte, daran fehlt doch viel. Zu Theorien und Systemen war man resolut genug, aber Resolutionen sind keine Thaten; die gründliche Realisirung aller jener prächtig klingenden Forderungen an die Zukunft überließ man dieser Zukunft selber. So stand es auch mit den Maßregeln gegen die Jesuiten, mit den Declamationen wider Fanatismus und Dogmenwirthschaft: man löste den Jesuitenorden auf, aber er kam wieder, man beschloß gleichsam, es gebe keinen Fanatismus mehr, die Zeit der Dogmen sei vorüber, aber man beschloß das leider selbst fast dogmatisch und verfolgt es nicht selten beinahe fanatisch; kurzum, wie gesagt: der eigentlichen Arbeit von Grund auf überhob man sich in vorzeitiger Begeisterung. Eben in solcher Arbeit aber sind wir jetzt begriffen; wir thun sie zum zweiten Male, aber, ich denke, wir thun sie auch für immer.

Ich habe dabei nicht vorzugsweise den gegenwärtigen Kampf des Staates gegen die politisirende Kirche, die römische Hierarchie sammt ihren schwarzen Aposteln im Auge. Der Staat kann durch seine Gesetze immer nur äußere Wirkungen schaffen und noch dazu nur auf kurze Zeit, wenn nicht die innere Macht des Volksgeistes bei diesen Schöpfungen theilhaftig ist. Der aufgeklärte Despotismus der josephinischen Zeit nahm die Staatsrechte gegenüber der Kirche noch weit energischer wahr, als unsere Regierungen, und welcher Umschlag ist nicht bald nach jener Zeit allenthalben wiederum erfolgt! Was uns auch auf die Zukunft hinaus beruhigend erscheint an den jetzigen Maßnahmen, ist vielmehr, daß sie dem Staate von dem Volksbewußtsein einer großen nationalen Majorität dictirt worden sind, sie sind somit ein äußeres Symptom für eine innere Umwandlung des Zeitgeistes, für seine Abneigung gegen jede Störung des Staatslebens durch die Herrschaftsinteressen kirchlicher Gedanken. Diese Abneigung hat entschieden weitere und vor allem tiefere Kreise der Gesellschaft durchdrungen, als selbst vor hundert Jahren der Fall war, und darum dürfen wir an unserem Fortschreiten nicht verzagen. Allein es kommt ein anderes, wichtigeres Moment hinzu.

Wiederholen wir unsere besorgte Frage, ob die europäische Menschheit künftighin vor Bartholomäusnächten völlig bewahrt sei, so müssen wir, um darauf genügend zu antworten, die Erscheinung in ihre beiden Elemente zerlegen, das sind: menschliche Bestialität und religiöse Tollwuth. Jene wird offenbar in der Anlage ewig vorhanden sein, ihre gleichsam vulkanischen Ausbrüche werden freilich mit zunehmender Dicke der Culturenschicht feltener, vielleicht aber darum bisweilen nur um so heftiger werden, die Commune hat uns ein Beispiel gegeben. Und man sage nicht, daß solche Ausbrüche in den Zonen gemäßigter Nationaltemperamente, etwa des germanischen, unmöglich

seien, wenn auch zugestanden werden muß, daß sie die heißblütigeren Völker häufiger unterirdisch bedrohen. Die andere Frage aber ist, ob hinfürder gerade religiöse Tollwuth noch im Stande sein wird, diesen Vulkanismus der Menschheit, die Reaction der in ihrem Inneren latenten Bestialität gegen die scheinbar fest bergende Culturhülle zu entzünden. Alles hängt hier von dem Unfehlbarkeitsbegriffe ab, keineswegs von dem der päpstlichen, sondern von dem der Unfehlbarkeit der Gläubigen überhaupt.

Unter allen menschlichen Irrthümern ist nur einer absolut gefährlich, das ist die Einbildung des Individuums, die Wahrheit zu besitzen, diese geistige Form des Egoismus, die unmittelbar in die sittliche umzuschlagen fähig ist. Denn bin ich in mir absolut gewiß, daß ich die Wahrheit erkenne, so hab' ich allerdings das höchste Interesse sie auszubreiten, sie zur Alleinherrschaft, ja zur alleinigen Existenz zu erheben. Wozu der Irrthum geduldet werden sollte, falls es für ihn ein untrügliches Kennzeichen gäbe, ist schlechterdings nicht abzusehen; gibt es Rechtgläubige im gewissesten Sinne, warum in aller Welt sollen da die Ketzer nicht brennen? Intoleranz ist angewandte Orthodorie. Ob die Rechtgläubigkeit dabei katholisch oder evangelisch, islamitisch oder buddhistisch sei, ist völlig einerlei; unsere heutigen Stenzlutherischen mögen, wenn sie etwa mit frommem Schauder der Blutthaten gedenken, doch ja nicht des Sturzes der Kryptocalvinisten in Sachsen von Jahre 1574 vergessen, dessen langsam quälende Bosheit vielleicht noch empörender ist, als das Pariser Verfahren, nur daß sich leider freilich keine „große“ Oper daraus wird arrangiren lassen. Was sonst der Glaube eines Menschen an Mythischem und Ungeheuerlichem irgend enthalten möge, ist vollkommen gleichgiltig für das Wohl der Gesellschaft, und bedürfte er dazu durchaus mehr denn zwölf Legionen Engel oder ebensoviele Teufel, sie seien ihm unbenommen, denn gefährlich für seine Mitmenschen werden diese und andere bewaffnete Hypothesen erst in dem Momente, wo der Gläubige principiell leugnet, daß sie Hypothesen sind, die ihm freilich zu seinem Privatgebrauche unumgänglich nothwendig sein mögen und ihm keineswegs verflümmert werden dürfen.

Man wird mir einwenden, ich begriffe nichts vom Wesen des Glaubens überhaupt, denn Glaube ohne Gewißheit, daß er der rechte sei, wäre undenkbar. Wie aber? Ich könnte nicht für mich felsenfest davon überzeugt sein, daß meine Weltanschauung die Wahrheit darstelle, und dennoch in menschenwürdiger Bescheidenheit gleichsam vor die ganze Klammer das allgemeine Vorzeichen „für mich“ setzen, das die objective Geltung der eingeschlossenen mit subjectiv unendlich theuren Werthe gänzlich in Frage stellt? Wieviel moderne Menschen mögen überhaupt wohl noch von einer anderen Art Glauben — ich gebe zu, daß sie die alte, gewissermaßen echte sei — etwas

in sich verspüren? Haben sich nicht alle, die über die Proclamation der Unfehlbarkeit Pius' IX. gelacht oder gezürnt, dadurch zu der nämlichen Ansicht bekannt? Denn warum sollte dieser immerhin würdige Greis in Sachen der Lehre — so lautet ja die ausdrückliche Beschränkung — nicht mindestens ebenso unfehlbar sein, wie jeder beliebige andere Rechtshaber in himmlischen Dingen? Daß ihm Millionen anderer Menschen daraufhin *carte blanche* geben, auch gleich für sie mit zu erkennen und zu glauben, steht ja doch im Belieben ihrer Bequemlichkeit; ich finde es nicht seltsamer, die Unfehlbarkeit eines anderen anzuerkennen, als die eigene.

Mit einem Worte: was uns mit Friedensausichten für die religiöse Zukunft tröstlich erfüllt, ist die Thatsache, die sich eben beim Infallibilitätschwinkel kläglich herausgestellt hat, daß es in der modernen Welt überhaupt entschiedener als je zuvor vorbei ist mit der dogmatischen Ueberzeugung von der objectiven Wahrheit mythologischer Vorstellungen und folglich auch entschiedener als je zuvor vorbei mit der Möglichkeit ihrer fanatischen Verehrung. Das zelotische Geschrei der Berliner Regerrichter ist der Angstschrei einer untergehenden Geistesrichtung. Ohne Zweifel war es die moderne Wissenschaft, die uns solche Bescheidenheit gelehrt hat; auch sie ist voller Hypothesen, aber sie weiß von ihnen, daß sie Hypothesen sind: die Gravitationstheorie ist uns kein objectiver Glaubensartikel, sondern sie lebt, solange sie sich bewährt; mit Freuden werden wir sie, wofern es dahin kommt, für tiefere Einsicht dahingeben. Genau so steht es mit den moralischen Gesetzen, sie bilden den experimentell zu prüfenden Theil der religiösen Lehren, und so leben auch sie nur beständig, weil sich auf ihnen ein sittliches Leben weiter ausbauen läßt. Sie sind objectiv gültig wie unsere wissenschaftlichen Wahrheiten: *ad interim*, d. h. sie verlangen und treiben aus sich selbst hervor ihre feinere und reinere Entwicklung im Laufe ihres lebendigen Daseins; in jedem einzelnen Gewissen aber treten sie in jedem einzelnen Momente mit subjectiver Gewißheit auf, und das genügt für ihre Fruchtbarkeit, gleichwie die wissenschaftliche Erkenntniß, präkar wie sie ist, weiter treibt zu fortschreitender Arbeit.

In sechs Jahren wird ein Jahrhundert verflossen sein, seit Lessing das berühmte Wort niederschrieb, daß er den immer irrenden, aber immer regen Trieb nach Wahrheit dem Besitze der Wahrheit selber vorziehen würde. Seitdem hat sich die Erkenntniß weithin Bahn gebrochen, daß diese Wahl nicht erst zu treffen, sondern daß sie Gott und Natur also für uns Menschen ein für allemal entschieden haben. Möchte diese Erkenntniß, die einzige unverbrüchliche Bürgschaft der Duldung und des Friedens, bald auch die Geister ergreifen, die ihr bisher noch entzogen sind! Möchte bei der blühendsten Mannichfaltigkeit der Weltanschauungen und der Glaubenssysteme, deren

wir uns gern als eines Reichthums der geistigen Natur erfreuen wollen, doch ein jeglicher seinem Bekenntnisse den einen gleichen Artikel bescheidenlich hinzusetzen: *ceterum censeo*, daß ich in diesem allem irren kann, um nichts minder als andere, die da anders glauben! Alfred Dove.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Czechische Charakterzüge. Vor mehreren Jahren hielt ich in einem academisch-historischen Vereine einen Vortrag über die Bewegung der deutschen Sprachgrenze und hatte fast allgemeinen Widerspruch zu erleiden, als ich die Behauptung aufstellte, daß unser Westen viel mehr Hoffnung auf Ausbreitung des deutschen Sprachthums habe als der Osten. Ich will hier nicht wiederholen, was heute, nachdem das Elsaß und das sogenannte Deutsch-Lothringen wieder mit dem Reiche vereinigt sind, bedeutend leichter einzusehen ist. Unsere östliche Sprachgrenze ist eine viel gegliedertere, und da die politische Herrschaft mit Ausnahme von Bosen und Preußen in den Händen Nichtdeutscher ist, da die politische Entwicklung in unseren östlichen Nachbarstaaten zahlreiche Sprachinseln namentlich in Ungarn, Galizien und Polen gebildet hat, so wird man mir wohl leicht in meiner oben aufgestellten Behauptung beipflichten. Die geographische Formation macht den Rückschritt der deutschen Sprache wenigstens in den äußersten östlichen Grenzbezirken nur noch begreiflicher.

Von Galizien zieht sich bis an die bairische und sächsische Grenze eine starke slavische Sprachhalbinsel in das deutsche Gebiet, die vom rein Polnischen in's Wasserpolnische, in's Mährische und schließlich in's Böhmisches oder Czechische übergeht. Innerhalb dieser Sprachhalbinsel gibt es zahlreiche deutsche Enklaven, aber die gemischten und unreinen slavischen Idiome machen dem Deutschen aus dem niedrigen Volke den Verkehr viel schwerer als dem Slaven. Ueberdies stehen die östlichen Bauern auf einer ziemlich niederen Bildungsstufe, die bekanntlich für die nationalen Spielereien und Neckereien viel empfänglicher ist, als der nachgiebige und zur Nachgiebigkeit gezwungene deutsche Pionier. Trotzdem kämpfen die Deutsch-Oestreicher wacker für ihre Nationalität und wissen die Landsleute in gemischten Bezirken so lange als möglich dem Deutschthum zu erhalten. Freilich war das nicht immer so und in den letzten zwanzig Jahren ist darin viel gesündigt worden. Die Czechen, die in der österreichischen Politik so gerne eine größere Rolle spielen

möchten und durch ihr ewiges Numoren vor einiger Zeit sogar nahe daran waren zu spielen, sind unter diesen im Norden und Süden in's deutsche Gebiet hineinreichenden slavischen Nationen die wichtigste. Der Leser wird mir, einem Deutsch-Böhmen, daher gewiß um so lieber bei einer Charakteristik derselben folgen, als ich seit fast zehn Jahren in Preußen ansässig, gewiß sine ira et studio und durch öfteren Verkehr mit Böhmen und Besuch in der Heimat doch in anderem Sinne nicht ohne studium scribe.

Vor Allem das aufrichtige Bekenntniß, daß man Unrecht thut über die Czechen zu viel Worte zu verlieren und daß Deutschland in den fünfziger Jahren, da man sie gar nicht kannte, dieselben viel besser zu würdigen wußte, als jetzt, wo viel zu viel über sie gesprochen wird, was eigentlich Hauptzweck ihrer Matadore ist. Da las ich z. B. in vielen Zeitungen die Notiz, daß das wendische Seminar in Prag auf Antrag der preussischen bei der sächsischen Regierung aus der böhmischen Hauptstadt nach Breslau verlegt werden soll. Dieser Behauptung — denn Factum kann ich es vorläufig nicht nennen — wurde eine Begründung von den Blättern gewidmet, die dem in die Verhältnisse Eingeweihten geradezu lächerlich scheinen muß. Das wendische Seminar ist eine Stiftung, die es Gymnasiasten aus der sächsischen Lausitz ermöglicht, in Prag frei zu wohnen, zu leben und zu studiren. Die Grenzboten widmeten dem Plane, diese Stiftung nach Preußen zu verlegen einen Aufsatz, der aus der Feder ihres sonst wohlunterrichteten Prager Correspondenten nur überraschen kann. Derselbe läßt sich in der Hitze des Gefechtes sogar so weit fortreißen, eine Anfrage an das deutsche Reich zu stellen, ob es noch die Verträge anerkenne, welche die Lausitz nach dem Aussterben des sächsischen und preussischen Königshauses an Böhmen fallen läßt. Das heißt doch sehr hitzig kämpfen. Und das Alles pour une omelette! Das wendische Seminar hat gar keine größere Bedeutung, namentlich aber nicht in nationaler Hinsicht. Denn erstens zählt dasselbe nur 15 bis 20 Schüler, die ihre Ausbildung an dem deutschen Gymnasium auf der Kleinseite genießen und sie haben an dieser deutschesten Mittelschule der böhmischen Hauptstadt gewiß wenig Gelegenheit, czechische resp. panslavistische Tendenzen kennen zu lernen. Zweitens, und das ist die Hauptsache, giebt es so wenige Wenden, daß in der Regel bei Aufnahme in das Seminar von dem ursprünglichen Erfordernisse der wendischen Nationalität abgesehen werden muß, und die Bestimmung Platz greift, wonach bei Abgang von Bewerbern wendischer Nationalität, überhaupt Lausitzer Ausnahme in das Seminar finden.

Ähnlich wie mit diesem Seminarspule geht es mit vielen Fabeln, die auf dem Wege durch verschiedene Blätter lawinenhaft anwachsen, ohne daß das Publikum über den wahren Sachverhalt aufgeklärt würde. Wie wenig

die Tschechen ein Volk sind, das geschaffen ist, die in der That von ferne schrecklich aussehende Idee des Panславismus durchzuführen, kann man aus jeder Kleinigkeit ersehen, die sie in die Hand nehmen. Da diesem Volke ein edler gebildeter Stamm, der das übrige Volk lenkt und leitet, durchaus abgeht, ihre Führer und Matadore vielmehr fast durchgängig Deutsche oder doch deutsch Gebildete sind, so kann die tschechische Nation sich niemals zu einer tonangebenden in Europa aufschwingen. Ueberdies ist der Tscheche gewöhnlich, prunkliebend und nicht fähig, seinem Nationalitätsgeföhle, das er sehr gerne durch Bänder und Farbentragen bekundet, bedeutende Opfer zu bringen. Man sollte zwar glauben, daß Leute, die sich nicht scheuen, Aem systematisch zu stehlen, und sich dieses Diebstahls öffentlich zu rühmen, wenigstens in ebendem Maße als sie sich moralisch verläugnen, auch bereit wären, materielle Opfer zu bringen, aber weit gefehlt. Einige Beispiele sollen zeigen, in welch' hohem Grade das Gesagte gilt.

Zu Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre, als das altböhmische Bewußtsein wieder aus dem Schlafe erwachte, als in Prag die ersten böhmischen Blätter gedruckt wurden, und man sich zu schämen begann, daß eine glorreiche Nation nur einmal wöchentlich Theater Vorstellungen und das von 4—7 Uhr haben solle, damit die deutschen Theaterbesucher auch an diesen Tage nicht vom Prazsky flamendir („Prager Bummel“, ein damals vielgeehrtes böhmisches Stück im höheren (?) Stile) gestört würden, damals wurde viel von Gründung eines Nationaltheaters geredet, und die Stadtvertretung, die stets bereit ist, deutsches Geld zu tschechischen Zwecken zu verwenden, bewilligte der Nation einen Platz auf dem unteren Quai. Fast in jedes Haus wurde ein farbiger Zettel geklebt, der den glorreichen Tschechen die Gründung eines Nationaltheaters an's Herz legte und um die nicht zu erhebenden Gelder aufzubringen, eine „böhmische Anleihe“ eröffnete. Bei der Gründung war ein großes Nationalfest — alles ist in Tschechien national — mit obligatem Nationallärm und Einwerfen der Scheiben des deutschen Casinos. Bis aus Mähren kamen die edeln Söhne Tschechs und brachten — Steine aus ihrer Heimat zum Nationaltheater. So ist ein Jahrzehend über dem Bau verstrichen und glücklich aber mühsam hat sich das Gebäude bis 5 Fuß über dem Fußboden erhoben, denn die guten Maurer haben über lauter nationalen Festen, Tumulten und Scheibenrevolutionen nicht Zeit, eifriger zu arbeiten. Schwarz und alchivwürdig steht das Gerüste da, das man in weiser Voraussicht aus gutem, dauerhaftem Holz errichtet hat.

Ähnlich geht es mit einer zweiten Schwäche der Wenzelnation. Die guten Tschechen haben die hohe weltgeschichtliche Mission, Apostel des Slaventhums unter den barbarischen Deutschen zu sein und sie sind es, denen die

Marktschreierrolle für die Heilslehren der panslavistischen Zukunft Europas zugefallen ist. Sie müssen daher Alles, was nach Fuchte und altrussischer Freiheit riecht, im Gegensatz zum übrigen Europa anbeten und verehren. Zu welchen unsinnigen Dingen diese Russenanbeterei die Leute treibt, ist kaum zu denken. Vor mehreren Jahren bekamen die Czechen als Ehrengeschenk aus Rußland eine Wagenladung russischer Grammatiken, und um zu zeigen, daß man wenigstens die erste Seite derselben studirt hat, ließen sich viele Leute ihre Handelsfirmen mit russischen Buchstaben fein säuberlich malen. Ja eine böhmische Zeitschrift hat ihr Studium einen Schritt weiter getrieben und hat am Kopfe des Blattes seinen Namen auch in den cyrillischen Schriftzeichen stehen, sonst kann man am Blatte selbst mit der schärfsten Loupe nichts russisches entdecken, es sei denn die Angabe eines Mitverlegers in Rußland. Doch dieser Mitverleger ist wohl nur angeblich.

Daß Prag selbst unter diesen Krähwinkeliaden der jetzt auch in der Hauptstadt herrschenden Partei leidet, braucht nicht erst gesagt zu werden. Es nimmt an Wohlhabenheit und Bedeutung von Tag zu Tag ab und selbst seine Bevölkerungszahl nimmt trotz des Zuzuges von niederem Volk eher ab als zu. Namhafte Handelshäuser ziehen sich aus Prag nach Wien zurück und reiche Private müssen an ganz eigenthümlicher Gehirnconstruction leiden, wenn sie — die feudalen Adeligen ausgenommen — in Prag bleiben oder sich gar ansiedeln wollten. Dabei ist die Stadt, wie sich das leicht denken läßt, in schreckenerregender Weise mit Proletariat gesegnet. Ein Viertel hat fast jede Stadt, in das man sich nur ungern begiebt, aber Prag hat drei ausgedehnte Stadttheile, in die man nur mit Grauen und einem leisen Stoßgebete den Fuß setzt. Trotz der großen Armuth, die man Prag auf den ersten Blick ansieht und die bei den dargelegten Verhältnissen nur zu natürlich ist, liebt die Stadtvertretung (wie ungebildeter Pöbel sich gern mit farbigen Fegen ziert, die von seinem sonstigen Costüme nur um so greller abstechen) das Brunnen mit weltstädtischen Einrichtungen. Prag hat keine Wasserleitung, dagegen monumentale Zeitungskioske, die beim Mangel an Bedürfnis leer und verfallen alle hundert Schritte uns mahnen, wo wir uns befinden. Um Mitternacht werden sämtliche Laternen ausgelöscht, wenn sie nicht etwa wegen Mondscheins im Kalender überhaupt unangezündet blieben, dagegen sind die Laternenpfähle mit einem ungeheuren Aufwande von Luxus geziert, der freilich größten Theils nur bei Tag zu sehen ist. Die Hauptstraßen Prags, der Graben, der Hofmarkt, die Ferdinandstraße sind reich an niedrigen schmutzigen Häusern, man sieht oft mehrere einstöckige Häuser nebeneinander, was die Industrie in anderen großen Städten doch nie zugeben würde — dagegen sind an unzähligen Prager

Häusern Gedenktafeln für die Heroen Czechiens angebracht, die in denselben geboren wurden.

In religiösen Dingen sind die Czechen ebenso consequent und vernünftig wie in den anderen Angelegenheiten. Trotz des festen Bündnisses mit den Clericalen und trotz der beispiellosen Bigotterie des Volkes, an dessen Spitze auch in nationalen Dingen der Cardinal-Erzbischof von Prag steht, ein ewiges Coquetiren mit Fuß und Hufitismus. Dazu kommt noch in neuerer Zeit ein Demonstriren für die griechische Orthodoxie zu Gunsten Rußlands. Und auch hierin kann ich Ihnen mit einer netten Krähwinkeliade dienen. In Prag gibt es keine 10 Bekenner der griechischen Kirche, nichts desto weniger glaubte man eine nationale That zu begehen, wenn man eine griechische Kirche für Prag schaffte. Die Umstände waren günstig. Die Niklas-Kirche, die unter Kaiser Joseph II. cassirt worden war und seit vielen Jahren als Möbelmagazin einem Kreuziger Christi diente, war zu vermieten oder zu kaufen. Das Local wurde acquirirt, geweißt und gestrichen und nächstens wird ein großes Nationalfest mit Wutli und die Knutli vertretender Keilerei- und Feuerteinwerfung die Einweihung des russischen Gotteshauses ohne Gemeinde feiern. Das Gebäude ist im Inneren wahrhaft erbärmlich armselig, und wer die russischen Kirchen im Ausland kennt, wird leicht auf den ersten Blick sehen, daß mit dieser Kirche eine russische Gemeinde nichts zu thun hat, aber es ist einmal eine nationale That, und wie der Czeche aus Patriotismus Acten und gelegentlich auch etwas Anderes stiehlt, so baut er auch aus Patriotismus Kirchen. Wie weit es mit dem Patriotismus her ist, kann man aus der jüngsten Nachricht ersehen, die aus Czechien zu uns nach Deutschland gedrungen ist. Da haben die lieben Patrioten Polizeilacten gefohlen, aus welchen sie ersahen, daß einer ihrer ersten Nationalheißsporne im Dienste der Regierung stände und außer russischen Rubeln auch österreichische Papiergulden nicht verachte, wenn er auch als Gegenleistung Spionssdienste leistet. Es ist schwer zu ersehen, wen er verrathen hat oder besser, wenn er nicht verrathen hat. Sein Schwiegersohn sitzt in Riga als russischer Redacteur, um die barbarischen Deutschen die Segnungen des russischen Taglichtes zu lehren, und er selbst leistet der österreichischen Regierung Polizeidienste. Die ob einer solchen That empörten Czechen haben edel wie die alten Griechen gehandelt, sie haben ihre schmutzige Wäsche nicht vor die Leute gehängt, sondern in aller Ruhe dem polizeilichen Schriftsteller Reisegeld gegeben, auf daß er sein thatenreiches Leben in Frieden bei den Seinen in Riga beschließen könne.

A. R.

Der Schnatgang und die Paischaften. Aus dem Fürstenthum Osnabrück. Das in diesen Tagen von der Martinianer Paischaft gefeierte

Schnatgangfest ist ein Ueberrest mittelalterlichen westphälischen Rechtslebens, das in den dortigen Vaischaftsverhältnissen überhaupt noch vielfach zum Ausdruck gelangt; sie mögen, obgleich schon vielfach, namentlich von Stüve, zum Gegenstand rechtshistorischer Untersuchung gemacht, auch als Ueberlieferung aus alter Zeit „im neuen Reich“ erwähnt werden, um so mehr, als die Osnabrücker Vaischaften ihrer Auflösung mit schnellen Schritten entgegengehen und sie voraussichtlich in der Erinnerung der heranwachsenden Generation nur nach den Erzählungen der Väter fortleben werden mit ihren inneren und äußeren Kämpfen, ihren Festen und Schnatgängen, deren letzten die Martinianer in diesem Jahre feierten.

Wer jetzt nach Osnabrück kommt, hört wo möglich schon am ersten Tage seines Hierseins, namentlich in den Stammkneipen der Philister die Vaischaftsverhältnisse besprechen, und zwar in so lebhafter, oft leidenschaftlicher Weise, wie man es sonst am westphälischen Bürger nicht gewohnt ist, und unwillkürlich drängt es den Fremden zu erfahren, was denn den Gegenstand der so lebhaft geführten Discussion bilde. Hört er von „Vaischaften“ sprechen, denkt er unwillkürlich zunächst an einen Streit zwischen Clerikern und Laien; aber dieser Streit pflegt heut zu Tage sich um andere Dinge zu drehen, als um die Wahl des „Buchhalters“, um die „Theilung der Wüste“, Ruhweide, Ruhhirten, Interessenten-Versammlungen u. s. w. u. s. w., alles Stichwörter in einer richtigen Vaischaften-Unterhaltung. Und in der That beziehen die Vaischaftsverhältnisse sich heut zu Tage auf rein materielle Angelegenheiten der Acker- und Landwirthschaft, wie sie betrieben wird auf den bisher im gemeinen Besitz der verschiedenen Vaischaften befindlichen Theilen der städtischen Feldmark. Es bestehen in Osnabrück sechs derartige Corporationen: die Martinianer-Vaischaft, die Heger-Vaischaft, die Natruper-Vaischaft, die Haso-Vaischaft, die Herrenteichs-Vaischaft und die Johannis- oder Neustädter-Vaischaft. Wie schon der Name verräth, ist die letztere die jüngste derselben, die übrigen, nach den Stadttheilen, resp. Thoren, in deren Bezirk die Interessenten wohnen, benannt, datiren ihre gegenwärtige Verfassung wesentlich aus dem 16. Jahrhundert, über deren Vorgeschichte die Acten und Untersuchungen jedoch noch keineswegs geschlossen sind. Wie man im Mittelalter alle Nichtgeistlichen im Gegensatz zum Clerus Laien nannte, so hießen in Osnabrück speciell die vier Stadtviertel die „Vaischaften“, welche die um den Dom ansässige Geistlichkeit nicht zur Bürgerschaft zählte. Diese ältere Bedeutung hat das Wort aber längst verloren, seitdem um die Mitte des 16. Jahrhunderts, also vor reichlich 300 Jahren die Vaischaften als Weidencorporationen constituirt erscheinen, die sich mit vereinten Kräften gegen die Eingriffe des vor der Reformation größtentheils mit Grundstücken dotirten Clerus schon früher zu wahren gesucht und gewahrt hatten. Die Anfänge

dieses Kampfes datiren bis in das 13. Jahrhundert zurück. „Es ist bekannt“ sagt Stüve in seiner durch die Jahrbücher des hiesigen historischen Vereins veröffentlichten rechtshistorischen Abhandlung über die topographische Entwicklung der Stadt und Feldmark Osnabrück, „daß seit der selbständigen Entwicklung der Stadt, in der Mitte des 13. Jahrhunderts ein Widerstreit gegen die Geistlichkeit und deren weltlichen Rechte und Erwerbungen durch die ganze Geschichte unserer Stadt sich fortzieht. Schon 1241 verfiel die Stadt dem Banne, weil sie die Zahl der Seelenmessen beschränkte. 1280 war der Streit so weit gegangen, daß das Kloster Gertrudenberg niedergebrannt war und Bischof und Geistlichkeit die heftigsten Maßregeln drohten. Die Bettelorden stärkten diesen Geist des Widerstandes gegen den hohen Clerus. Im 14. Jahrhundert trat man den Erwerbungen der geistlichen Hand mit Entschiedenheit entgegen. Am bittersten entbrannte der Streit im 1380, als die Stadt mit großen Opfern die Selbständigkeit des Stifts gegen Tecklenburg gerettet hatte, und der Friede, den man einging, rief nur größere Feindseligkeit hervor, die sich bei der Bischofswahl von 1424 auf den höchsten Punkt steigerte. Klar sehende Männer, wie der Weihbischof Eube, waren voll banger Ahnung einer bevorstehenden allgemeinen Verfolgung des Clerus. Der Klampendals-Aufbruch war allerdings weniger gegen den Clerus gerichtet, als gegen die mit Erbgütern angefessenen Bürger und die Noth zur Zeit Erichs von Hoya führte eine Art Versöhnung herbei. Bei der Wahl von 1450 aber brach der Unfriede wieder heftiger aus und war der Gefahr der folgenden Jahre, sowie der Persönlichkeit Conrad's III. ist es zu verdanken, daß später die Ruhe sich erhielt, bis dann der Lenethuns Aufbruch das Uebel in seiner vollen Höhe zeigte. — Als nun 1489 der Lenethuns Aufbruch ausbrach, richtete sich der Born zunächst gegen das Kloster Gertrudenberg, dessen geschlossenes Eigenthum zur Einkämpfung vorzüglich wohl gelegen und deshalb wohl schon damals in Zuschlüge gelegt den Anwohnern des Hasethors besonders hinderlich war. Den zweiten Sturm hatten die ebenfalls bedeutenden und wohlgelegenen Kämpfe des Stiftes zu St. Johann, außer dem Hasethore, auszuhalten. Dann zog man in's Kluppenholz, wo jener Vorgang von 1481 erkennen läßt, daß es sich um Händel mit dem dompropsteilichen Eigenbehörigen Edinghaus handelte. Die Verzäunungen wurden sämmtlich zu Grunde gerichtet; vielleicht war auch, so wie später, vom Rathe Land in Nutzung genommen, das man niederlegte. — Damit war aber dem Uebel nicht geholfen. Nachdem die Ruhe hergestellt war, wurden die Kämpfe auch wieder hergestellt. Es war das nicht eben eine besondere Klage gegen Osnabrück, sondern in anderen Städten war es ganz ähnlich. Die Verweltlichung des Clerus, die verdorbenen häuslichen Zustände desselben hatten überall den Erfolg, daß ihre Haushälterinnen z.

bürgerlichen Verkehr trieben. Das erbitterte allgemein die Gewerke gegen sie, und als zur Zeit des Bauernkriegs in den meisten Städten der Aufruhr ausbrach, war die selbständige Aderwirthschaft eine Hauptbeschwerde. So war es in Münster, und ebenso heißt es auch in den Beschwerde-Artikeln, welche die 11 Aemter zu Osnabrück im Aufruhr aufstellten, folgendermaßen: 3. dat de Geistlichkeit of ewe knechte und megede nicht willen seigen oder bouwen, sondern er Land den Borgern um geborlike hüer und wintope verhören, wo oldinges ere vorvaderu geholden und gedain hebben, de sik ever rente alleine und keynes werklifes handels ernerten; und: 6. dat de toschlege de vom den geistliken binnen der Stadt und buten der veltmarke geschein mogen wedder entogret un upgedaen werden.“ Diese Anführungen mögen genügen, den zwischen Clerus und Laichschaften um die Weidenutzung geführten Kampf zu kennzeichnen. Die Laichschaften besaßen damals aber noch keine Corporationsrechte, sondern wurden in ihrer Gesamtheit durch den Magistrat repräsentirt. Mit der Consolidation der von den einzelnen Stadtvierteln erlangten Besitz- und Nuzungsrechte consolidirte sich auch deren Verfassung als laichschaftliche Corporationen und wenn z. B. urkundlich noch im Jahre 1600 der Vorstand der Natruper Laichschaft vom Magistrat ernannt wurde, so errangen doch nach und nach sämtliche Laichschaften die umfassendsten Selbstverwaltungsrechte, deren Uebung nicht wenig dazu beigetragen haben mag, den festen, selbstbewußten Charakter zu entwickeln, durch den der Osnabrücker Bürgerstand sich seitdem im Ganzen, wie in seinen einzelnen hervorragenden Repräsentanten auszeichnet. Jetzt wählen die sämtlichen Laichschaften ihre Vorsteher mit dem Buchhalter an der Spitze selbst und lassen durch diese ihre weitläufigen Ader- und Weidecomplexe verwalten. Die Verwirrung, welche während des französischen Regiments alle Rechtsverhältnisse Westphalens ergriff, bedrohte auch die Laichschaften in ihrem Bestande. Doch haben sie die Krisis nicht nur überdauert, sondern sich in deren Folge nur zu festerem Zusammenhalten aufgerafft, das freilich neuerdings durch innere Zwistigkeiten vielfach getrübt wurde. Letztere hatten hauptsächlich in dem Umstande ihren Grund, daß nach den älteren Statuten die Gesamtheit der Interessenten an der Verwaltung nur insofern Theilnahmen, als sie die dann unumschränkt herrschenden Vorsteher aus ihrer Mitte wählten. In der Neustädter Laichschaft, die mehr als 500 Interessenten zählte, entstanden aus diesen Zwistigkeiten in den letzten Jahren die ärgerlichsten Verwickelungen mit endlosen Processen im Gefolge, bis ein in diesem Sommer in Kraft getretenes neues Statut die Rechte der Generalverfassung wesentlich erweiterte und damit die Aussicht eröffnete, daß die letzten Tage der Laichschaft sich friedlicher gestalten werden. Und die letzten Tage nicht nur dieser, sondern sämtlicher Laichschaften sind gekommen. Man verschließt

sich allseitig der Erkenntniß nicht länger, daß die Nutzungen aus dem gemeinen Besitz weit hinter denen zurückbleiben, die der Einzelne aus den meist bis heute wüste liegenden Ländereien, die uncultivirt kaum eine spärliche Kuh- und Pferdeweide boten, ziehen kann, und so ist denn die Theilung resp. Veräußerung der Leischaftsgrundstücke theils beschlossene Sache, theils in der Vorbereitung begriffen. Werden so einerseits in unmittelbarster Nähe der Stadt vortreffliche Bau- und Gartenstellen der rationellen Benutzung erschlossen, so sieht Osnabrück doch nicht ohne Theilnahme in den Leischaften ein Stück Mittelalter schwinden, auf das es mit Recht stolz sein durfte. Die Leischaftsverhältnisse sind mit der Geschichte des Bürgerstandes so enge verwebt, daß beide nicht getrennt werden können und haben sie heute auch, bis auf den Werth der materiellen Nutzung, an Bedeutung verloren, so spiegelt diese ehemalige Bedeutung sich doch wieder in dem lebhaften Interesse, mit dem die Leischaftsverhältnisse fort und fort, jetzt namentlich in Hinblick auf die eingeleiteten Theilungen besprochen werden, und dieses Interesse documentirte sich auch in der lebhaften Betheiligung an dem am 14. August vorwiegend zum letzten Male gefeierten Schnatgangfeste der Martinianer-Leischaft. Indem wir für Leser, die mit dessen Bedeutung nicht vertraut sind, die Bemerkung vorausschicken, daß dieses kaum noch in dieser oder jener weisfälischen Stadt, z. B. in Brilon, übliche Fest sich in die in regelmäßigen Turnus, hier in den einzelnen Leischaften in jedem siebenten Jahr wiederkehrende Grenzbesichtigung (Schnat = Grenze, von schneiden) anschließt, fordern wir dieselben auf, mit uns einen Gang durch die reichgeschmückten Straßen im Stadtbezirk der Martinianer-Leischaft zu machen, durch die sich am Vorabend des Festes ein großer musikalischer Zapfenstreich bewegt, begleitet von der Kopf an Kopf gedrängten Menge, die in heiterster Stimmung durch ihr zahlreiches Erscheinen Zeugniß ablegt von der allgemeinen Theilnahme der Bevölkerung an den Schnatgangfesten der Leischaften. Das aus den Leischaftsholzungen in reichlichstem Maße herbeigeschaffte frische Grün hat die betreffenden Straßen in der Umgebung der Katharinenkirche in eine im schönsten Laubschmuck prangende Gartenstadt verwandelt, die, außerdem durch zahllose Fahnen geziert, so Theil nimmt an der Festesfreude ihrer Bewohner. Hier und dort sind launige Inschriften, Embleme und Bilder, auch scherzhafte Figuren, namentlich der heilige Martin als Schutzpatron der Leischaft, aber in Frack und Kanonen, angebracht, besonders häufig wiederholt sich das allen Leischaftern geläufige „Alle use“ (Alles unser), dieser typische Ausdruck des gesicherten Besitzes, in den sich ihre Vorfahren im Kampfe gegen den Clerus zu setzen wußten und in dem die Leischaften sich bis heute behaupteten. Farbige Ballons und andere Illuminationsmittel dienen dazu, diese Leischaftsdevise beim Passiren des Zapfenstreichs in das

rechte Licht zu setzen und „Alle use“, „Alle use“ wiederholen jubelnd die Vorüberziehenden, „Alle use“ jauchzen die Kleinen, die an der Hand der Mutter oder älterer Geschwister sich kaum gegen den Menschenstrom zu behaupten wissen, dazwischen, bis die Musiker — wahre musikalische Franc-tireurs, da die städtische Capelle zur Sommerzeit auf Norderney concertirt, die Militärmusik aber noch bei der Occupationsarmee in Frankreich weilt — also bis die Musiker mit erneuter Wuth einfallen und die kühnen Weisen des von ihnen gespielten Marsches den Jubel übertönen. So wogt und tollt es bis zu später Stunde durch die Straßen und doch ist es erst das Vorspiel der Hauptfeier, die folgenden Tags nach geschobenem Zapfenstreich um Mittag mit Aufstellung der Interessenten beginnt. Nach feierlicher Einholung und Begrüßung der Vorsteher und Fahnen, deren Feiern von ihrem ehrwürdigem Alter zeugen, erfolgt unter Musikbegleitung der „Schnatgang“ zunächst durch den städtischen und sodann in zwei Abtheilungen rings um den ländlichen Landschaftsbesitz, der an passender Stelle mit den Worten „düt is alle use, alle use“ feierlich auf's Neue in Anspruch genommen und behauptet wird. An den Grenzsteinen erhält dieser oder jener Bube die historischen Ohrfeigen, hier wird ein im Laufe der Jahre über die Grenzen hinausgewachsener Zweig unter großem Protest abgehauen und was dergleichen überlieferte Ceremonien mehr sind. Nach beendetem Schnatgang vereinigen die Teilnehmer desselben sich auf der „Blumenhalle“ um dort mit Frauen und Kindern, bei „Wein, Weib und Gesang“ ein echtes Volksfest zu feiern, das seinen Höhepunkt erst mit sinkender Nacht erlangt, und erst die junge Sonne sieht die letzten Becher und Tänzer heimkehren: „alle use, alle use!“ tönt es durch die noch leeren Straßen, bis auch die letzten versprengten Festgenossen das Bett gesucht zu flüchtiger Rast. Eine Nachfeier am nächstfolgenden Sonntag, die ganz wie die Hauptfeier verläuft, bildet den Schluß des Festes. Der Schnatgang mit seinen Freuden bildet aber noch lange nachher den Gegenstand froher Erinnerung, wie er Wochen lang vorher, als eine Hauptstaatsaction die Gemüther der Paischaster beschäftigte.

Die irischen Celten; die geheime Abstimmung; die Bonaparte's in England. Aus London. — Das edle Celtenthum bringt sich wieder einmal zur Geltung. Obgleich es in Irland weniger großartig auftritt als in Frankreich mit den glorreichen Erinnerungen an die Schreckensherrschaft, die sinnlosen Kriege, die periodischen Barrikaden-Revolutionen und die Commune, als Krönung des Werkes, so leistet es doch in seiner Art Bedeutendes. Diese Woche sind ungefähr ein halbes Duzend vereinzelte Morde in Irland begangen worden, während im Mittelpunkt der irischen Industrie, dem blühenden Belfast, der Bürgerkrieg im Kleinen ausgebrochen ist. Orangisten und

Jenier haben sich in den Straßen der großen Spinnerei- und Weberei-Stadt Schlachten geliefert, und nachdem mehrere getödtet und viele verwundet worden, ist es bis jetzt der englischen Polizei und Armee kaum gelungen, die Kampfeswuth zu beschwichtigen. Die specifisch celtische Eigenschaft, den politischen Gegner oder religiös Andersgläubigen als persönlichen Feind zu betrachten und zu behandeln, bietet allen auf Beruhigung zielenden Maßregeln Troß und zeigt wieder einmal, auf wie hohler Grundlage die Hoffnung derjenigen, welche die Civilisirung Irlands nur von zweckmäßiger Gesetzgebung erwarten, ruht. Nach wie vor muß England Gewalt brauchen, um in Irland dem Gesetz Achtung zu verschaffen. Viel von der Trostlosigkeit der Zustände in Irland ist übrigens den Fehlern der Regierungsweise der englischen liberalen Partei zuzuschreiben. Die Coalition mit den irischen katholischen Bischöfen, das Zurückweichen vor jeder populären Bewegung, die unter den erregbaren Celten so leicht hervorzurufen, und die Beförderung früherer irischer Agitatoren, wie z. B. Monsell's, des Generalpostmeisters, und Aleogh's, des Richters, zu den höchsten Regierungsstellen haben dem Ansehen der Regierung unberechenbaren Schaden gethan. Zur Herbeiführung anderer Zustände bleiben nur unerbittliche Strenge in der Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung, Aufgebung des Regierungssystems und der Intriguen mit den katholischen Bischöfen und durchgreifende Säkularisirung des Volksunterrichts übrig. Ob der weichmüthige Gladstone, der eher dazu geschaffen ist, beherrscht zu werden, als zu herrschen, sich zu etwas Energie aufzuffassen wird, um in Irland Ordnung zu stiften, ist jedoch sehr zweifelhaft und ein schöner celtischer Scandal darf erwartet werden, wenn die heiligen Märtyrer, Bischof und Pfaffen, welche die Parliamentswahl in Galway gefälscht haben, vor's Gericht werden gestellt werden.

Seit der Schließung der parlamentarischen Session war das einzige, einigermaßen wichtige Ereigniß die durch den Wiedereintritt Herrn Childer's in's Ministerium nothwendig gewordene Wahl in Pontrefact. Zum ersten Mal wurde das Gesetz über die geheime Abstimmung bei Parliamentswahlen erprobt und es hat sich im Allgemeinen als gut bewährt. Die scandalösen Auftritte, die sonst von einer englischen Wahl untrennbar waren, fanden nicht statt. Nur wurde bemerkt, daß weniger Wähler sich an der Wahl beteiligten als früher, und daß die Bestimmungen betreffs der des Lesens und Schreibens unkundigen Wähler und des Aufzählens der Stimmen, um das Ergebnis der Wahl zu erkennen, zu großem Zeitverlust Anlaß gaben. Diese Bestimmungen können jedoch in dem Wege der gewöhnlichen Gesetzgebung verbessert werden, und es ist so ziemlich gewiß, daß die provisorisch eingeführte geheime Abstimmungsweise sich endgiltig behaupten wird.

Während der bevorstehende Congreß der drei Kaiser in Berlin die

höhere politische Speculation hier mit Nahrung versorgt, so wird es doch nebenbei bemerkt, daß derjenige, um den sich sonst diese Art von Speculation drehte, auch einem Congreß beiwohnt. Napoleon ist in Brighton und horcht der von den Lippen der Philosophen der British Association fallenden Weisheit. Wenn er sich nie an anderen Congressen betheiligt hätte, wäre es wahrscheinlich besser für ihn und gewiß besser für die Welt gewesen. Unter den Engländern ist jedoch der alte Herr sehr populär und er bringt die Zeit seines Exils gemüthlicher und comfortabler zu, als diejenigen seiner Landsleute, die er einst nach Lambessa und Cayenne verbannte. Die Ursachen seiner persönlichen Beliebtheit in England liegen nicht fern. Durch langen Jugendaufenthalt in England hat er mit Engländern umzugehen gelernt, und während er auf dem Throne saß, war ihm die englische Allianz das Hauptzeichen der Respectabilität seiner Regierung. Um die Allianz zu erlangen, führte er auch, wie Kinglake so unwiderlegbar nachweist, den unnützen Krimkrieg herbei, und um sie zu erhalten, war er während der Dauer seiner Regierung der angenehme Wirth aller Engländer, Groß und Klein. Engländer von der species snob, die wohl keine Aussicht hatten, irgendwo anders bei Hofe vorgestellt zu werden, stolzirten in den Tuilerien und in Compiègne herum und erzählten nach ihrer Rückkehr von deren Herrlichkeit und von der Zuverlässigkeit des kaiserlichen Wirths, der ihnen die Hände geschüttelt und sich nach dem Befinden ihrer ehrenwerthen Familien erkundigt habe. Napoleon's Handelspolitik setzte seiner Popularität in England die Krone auf, und da der Engländer doch im Grunde genommen ein zuverlässiger Ehrenmann ist, so wird der alte, herabgekommene Freund immer als Freund behandelt und ihm die Zeit seines Exils soviel wie möglich versüßt. Auch Eugenie Montijo ist sehr respectabel geworden und führt, sei es vorgeschrittenen Alters, sei es der Anpassung an englische, gesellschaftliche Verhältnisse halber, ein ganz erbauliches Matronenleben. Der junge kaiserliche Prinz macht dem alten Thiers in Trouville Concurrrenz, indem er sich in Woolwich zum Artilleristen ausbildet. Prinzessin Peter Bonaparte hat sich als Modistin etablirt und scheint gute Geschäfte zu machen, und der schreckliche zornige Peter hat den bekannten Dickens'schen Charakter eines friedlichen Mantalini angenommen. Nur das mauvais sujet der Familie, Prinz Napoleon, konnte es in dem prüden, förmlichen England nicht aushalten und hat dem freien ungebundenen Leben in der Schweiz und Italien den Vorzug gegeben.

Von der Naturforscherversammlung. Aus Leipzig. — Es ist früher in d. Bl. (1872, I. S. 401, 968) von verschiedenen Seiten die Frage aufgeworfen worden, ob nicht die Versammlung deutscher Naturforscher und

Ärzte bei der Feier ihres 50jährigen Bestandes gut thun würde an einige Reformen zu denken, namentlich in der Richtung auf eine Beschränkung des mancherlei unwissenschaftlichen, rein geselligen Zeitvertreibes hin. Die diesjährige, eben wegen des Jubiläums recht zahlreich besuchte Leipziger Versammlung hat stillschweigend jeden solchen Gedanken weit von sich gewiesen; die Majorität der Mitglieder will die Versammlungen gerade so, wie sie sind, und nicht anders. Erkennen wir die Thatsache an und suchen wir eine Erklärung für dieselbe, ein nationaler deutscher Zug giebt sie uns an die Hand. Der Deutsche nimmt seinen Beruf so ernst, daß er die geistige — dann freilich nur dilettirende — Beschäftigung mit ihm über alles gern auch in seine Muße, ja in seine Zerstreuung hineinträgt. Man beobachtet unsere jungen Leute Abends beim Weine: findet sich nicht stets auch in größeren Städten, wo Gelegenheit zu gemischtem Verkehre reichlich vorhanden wäre, hier ein Tisch von Assessoren zusammen, da von jungen Ärzten, dort gar von Landwehrofficieren, und werden nicht jene bald über einem Rechtsfalle, die anderen über einem klinischen, diese über irgend welcher Frage des Dienstes betroffen werden? Nimmt nicht ferner selbst die Familie etwa eines deutschen Gelehrten oder Officiers einen zwar laienhaften, aber doch im höchsten Maße interessirten Antheil an dem Berufsleben ihres Oberhauptes? Man weiß, daß dies bei anderen Nationen weit minder der Fall ist; der Franzose oder Italiener ist, sobald er seine eigentliche Thätigkeit verlassen, nichts als Mensch unter Menschen, im Kreise der Seinen wie jeglichem Fremden gegenüber bewegt er sich in dem einen gleichen Elemente gebildeter, sozusagen neutraler Conversation. Wir loben weder das eine, noch tadeln wir das andere, wir constatiren nur; man könnte bildlich sagen, der Deutsche läßt sein Fach auch in der Zwischenzeit offen stehen, die anderen verschließen es so lange. Aus diesem Gesichtspunkte sind, denken wir, alle unsere Wanderversammlungen, die nicht auf praktische Beschlussfassung abzielen, in ihrer wunderlichen Mischung von Ernst und Heiterkeit zu verstehen, (die der Naturforscher bilden bloß ein, wenn auch das vornehmste Beispiel, mit den Philologen ist's durchaus nicht anders); *et prodesse volunt et delectare*, der Zweck ist deutsche Geselligkeit, in der bekanntlich immer einige lernen, viele lehren, alle aber sich amüsiren wollen. Auf solcher Basis eines nationalen gemüthlichen Bedürfnisses stehen diese Vereine und werden sich ohne Zweifel auf und mit ihr erhalten.

Selbstverständlich läßt sich da von Ergebnissen einer einzelnen Zusammenkunft nichts berichten; der Meteorologencongrèß, der gleichzeitig hier tagte, hat freilich Resultate erzielt, da er ein Programm voller technisch wichtiger Fragen hatte, aber dieser internationale Congrèß kam mit der deutschen Versammlung nur äußerlich, wenn auch nicht zufällig zusammen. Aber wie es in geselligen Circeln geht: man hört doch, wie die Leute denken, und in diesem Sinne ist es möglich aus den „allgemeinen Sitzungen“, den eigentlichen Hauptdejeuners des Geistes ein paar Beobachtungen mitzutheilen. Da dürfen dem Tagesinteresse zugute geschrieben werden die Vorträge Fischer's und Niese's über die Verwundetenpflege und die weltlichen Krankenpflegerinnen, eine dritte Ansprache Meier's aus Wangen über die Pflicht des Staates zur Gratislieferung künstlicher Gliedmaßen an die Verwundeten kam leider nicht mehr zum Vortrag. Die übrigen wichtigeren Reden: die

in diesem Hefte abgedruckte Festrede, die glänzende Rede du-Bois Reymond's über die Grenzen der naturwissenschaftlichen Erkenntnis, die Preyer's über die Erforschung des Lebens, und Dechen's über die Entwicklung der Geologie in den letzten 50 Jahren hatten gewisse gemeinsame Züge, die man wohl hervorheben darf. In allen nämlich ward einerseits mit Stolz die moderne Entwicklung der Naturforschung anerkannt, als deren Ziel die mechanische Welterklärung hingestellt ward. Andererseits aber sind wohl noch nie mit so entschiedener Bescheidenheit sowohl die theoretischen Schranken dieser Art der Forschung als ihre praktischen, zum Behufe humaner Erziehung überhaupt, in's Licht gestellt worden. Für die Anerkennung, die in letzterer Hinsicht die historisch-ästhetische Seite unserer Bildung fand, verweisen wir auf die Festrede: du Bois Reymond aber, einer der frühesten und glücklichsten Vorkämpfer für die mechanische Ansicht des Lebens, proklamirte doch feierlich die Unerklärbarkeit der Thatsache des Bewußtseins wie die des Wesens von Kraft und Materie. Auf ein ähnliches Ziel steuerte Preyer hinaus, wenn er zuletzt — allerdings mit einem unklaren Ausdrucke — an das „Gefühl“ appellirte. Man sah: die Zeit des unfehlbaren Materialismus ist vorüber, die Physik erkannte jenseits ihrer Grenzen wieder ein metaphysisches Gebiet an und entsagte der Intervention in dessen inneren Angelegenheiten. Noch wäre anzumerken, daß die Darwinpredigten diesmal fehlten — in denselben Tagen erlitt auch Ritter Karl Vogt in Stuttgart mit seinem Affenmenschen eine gründliche Niederlage —, Dechen sprach aus, daß es ungewiß sei, ob die geologischen Thatsachen bisher mehr für oder wider die Darwin'sche Theorie sprächen. Auch das verdient eine Notiz, daß die genannten Redner sämtlich vermieden, mit theologischen Lehren zu rechten, auch die Zeiten sind gewesen, wo man das im Ernste für geboten hielt. Eine Ausnahme in dieser Hinsicht machte allerdings der Vortrag Schaaffhausen's „über Menschenbildung“, der überhaupt in so trivialer Weise über alles und noch einiges sich hinbewegte, daß er eher für einen Handwerkerverein oder den ersten besten populären Redecyclus geeignet gewesen wäre. Dieser Herr erklärte alle Wissenschaft für Naturwissenschaft, plädirte für Urzeugung, akademischen Reiz, Fecht- und Turnunterricht und Freiheit der Forschung, und bekämpfte die „historisch-theologische“ Betrachtung des Menschen. Auch der geistige Gründer fehlte zuletzt nicht in Gestalt Hoppe's, der auf Herstellung der bisher mangelnden Einheit in den Grundbegriffen der Menschen hinarbeitete; was den Philosophen niemals gelungen, soll jetzt eine Association von Naturforschern zu Wege bringen; wir nehmen keine Actie darauf.

a. D.

L i t e r a t u r.

Kunstarchäologie. — Die Kunstwissenschaft im weiteren Wortsinne, und nicht am wenigsten die Archäologie, sieht sich, seitdem der Blick der Forschung Dank den Arbeiten der großen Meister des Faches und in Folge der gesteigerten Schärfe der Beobachtung freier und heller geworden ist, besonders einer doppelten Aufgabe gegenüber. Um für die Anwendung der philologischen

Methode, d. h. eben der Methode absoluter Wahrhaftigkeit die Bahn zu bereiten und den Bemühungen der Forschung immer umfassenderen Erfolg zu sichern, hat sie nicht bloß den Umkreis ihrer Materialien unablässig zu erweitern, sondern sie muß nicht minder darauf bedacht sein, den bereits bekannten und durchgearbeiteten Stoff gegen die Vorurtheile und Mißverständnisse zu schützen, welche die mangelhafte Autopsie namentlich der Fernenden und die an ihre Stelle tretenden Nachbildungen der Originale nothwendig mit sich bringen. Diese Arbeit der Säuberung des Anschauungsmaterials ist auf allen Gebieten der Kunstgeschichte größer als man gemeinhin glaubt. Geht man sich einmal ernstlich, wie überaus willkürlich, abgeleitet und ungenügend die sozusagen urkundliche Kenntniß auch der populärsten Kunstwerke ersten Ranges ist, wie mangelhaft und falsch z. B. zumeist Rafael beurtheilt wird, weil die landläufige Vorstellung mit ruhiger Zähigkeit an den falschen Nachbildungen des Kupferstichs hängen bleibt, so kann man sich gar nicht wundern, daß eine Discussion über Echtheitsfragen, besonders wenn der größere Kreis der Gebildeten daran theilnimmt, den niederschlagendsten Eindruck macht. Es ist daher vom höchsten Werth, ja es sollte recht eigentlich das tägliche Brod der Forschung sein, unbekümmert um die große Masse angelegentlich klassischer Reproduktionen von Kunstwerken immer und immer wieder an diese Säuberung zu gehen. In weitestem Umfange handelt sich's darum, die Betrachtung der Kunst insonderheit den gebildeten Laien gegenüber ebenso unabhängig auf die Urkunden zu stellen, wie die Geschichtswissenschaft es thut, durch schlichte Hinstellung des Thatsächlichen Rebraus zu machen mit dem Dogmatismus des Ueberlieferungsglaubens. Die Archäologie aber ist in so hohem Sinne grundlegende Wissenschaft für alle Kunstbetrachtung, daß ihre Fortschritte mit nichten bloß dem Fach zu Gute kommen, sondern durchgreifende Einwirkung auf alle Kunsturtheile üben müssen und bei der wachsenden Theilnahme der Gebildeten in Wahrheit üben. Aus diesem Gesichtspunkte erscheint das soeben begonnene Werk von J. Overbeck: Atlas der griechischen Kunstmythologie (gr. Fol. I. Zeus. Erläuterungstafeln zu dem I. Bande der umfassenden Kunstmythologie des Verf. Leipzig, Engelmann, 1872) von besonderer Wichtigkeit. So gewiß auch jede Wissenschaft ihr Bestes am besten fördert, wenn sie sich der esoterischen Strenge befließigt, so gewiß ist andererseits, daß sie damit auch unmittelbar die außerhalb Stehenden fördern und belehren kann. Wir bescheiden uns, der Fachwissenschaft das letzte Wort über den Werth einer derartigen Unternehmung zu überlassen, welches darauf ausgeht, die Acten unserer Vorstellung von sämtlichen griechischen Götteridealen nicht nur nachzuprüfen, sondern durch Wiedergaben von urkundlichem Werthe zu corrigiren, aber wir glauben die Gemeinde der Gebildeten aus den oben angeführten Gründen auf die überaus fruchtbaren Belehrungen hinweisen zu müssen, die sie durch derartige wissenschaftlich geordnete und fast durchweg untadelig ausgeführte Darstellungen so wichtigen Betrachtungsmaterials empfängt. In der ersten Lieferung von Overbeck's Atlas wird uns die Entwicklungsgeschichte des Zeus-Typus in der antiken Kunst an großen Abbildungen vor Augen gestellt, und es ist sofort auch dem Laien deutlich, wie bedeutend solche durch Nebeneinanderreihung erreichte Confrontation der bildlichen Urkunden Geist und Wesen der verschiedenen Epochen griechischer Kunstthätigkeit aufhellt, ein überraschender

Erfolg, der kaum auf andere Weise zu erreichen sein wird, wie er denn freilich auch den mühevollsten Fleiß und weiten Umblick auf dem betreffenden Gebiete voraussetzt. Denn es ist hierzu nicht bloß die geistige Beherrschung des in Frage kommenden Materials, sondern zugleich eine unsägliche Arbeit des Auffuchens und Herbeischaffens correcter Abbilder von Originalen nöthig, die in der ganzen Welt verstreut sind. Wir wünschen dem dankenswerthen, auch zur Förderung erfreulicher Kenntniß im größeren Kunstpublikum, besonders aber in den höheren Schulen, höchst wichtigen Unternehmen, das andererseits außergewöhnliche Opfer erheischt, rüstigen Fortgang. —

Von der anderen, ausschließlich aus dem Frischen schöpfenden Bereicherung unseres Anschauungsmaterial auf archäologischem Gebiete liegt uns in Professor Richard Schöne's griechischen Reliefs (aus athenischen Sammlungen herausgegeben. 38 Tafeln mit Text. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1872) ein höchst erfreuliches Beispiel vor. Die Publikation setzt sich den Zweck, eine Sammlung der massenhaften, aber noch nicht wissenschaftlich verwerteten Reliefs in Athen vorwiegend nach dem Gesichtspunkte der Votivtafeln und der wichtigsten, zum Schmuck öffentlicher Urkunden gehörigen Darstellungen zu geben. Wir erhalten dadurch eine Menge der interessantesten für Cultus- und Staatswesen merkwürdigen Denkmäler. Wenn auch einige früher zwar veröffentlichte, aber entweder ungenügend wiedergegebene oder schwer zugängliche Abbildungen des Zusammenhanges wegen mit herangezogen sind, so ist doch der bei Weitem überwiegende Theil dieser andert- halb hundert Reliefs hier zum ersten Mal veröffentlicht. Dem Herausgeber steht in ungewöhnlichem Maße die Fähigkeit zur Seite, sich seine Copien selbst zu zeichnen. So viel auch mechanische Hilfsmittel bei unmittelbarer Aufnahme der Originale nützen, so werden doch diese Vortheile auf dem Wege vom Papier auf den Stein oder das Holz und von dort in das Buch zum großen Theil illusorisch, wenn die kundige Hand nicht auch diesen Proceß leitet. Das ist hier in trefflichster Weise geschehen und wir erhalten daher nicht bloß sachlich interessante, sondern auch künstlerisch vollwichtige Urkunden, welche dadurch noch an Reiz gewinnen, daß ihre Zeitstellung und ihre geschichtliche Beziehung, Dank der sicheren Methode des Herausgebers, in den meisten Fällen klar ist. — Beide hier erwähnte archäologische Werke wurden dem Publikum der Fachgenossen zuerst während der Leipziger Philologenversammlung im verflossenen Frühjahr bekannt und mit gebührender Achtung aufgenommen. Sie haben aber hohes Anrecht auch dem ausgedehnteren Kreise der ernstesten Kunstfreunde warm empfohlen zu werden; denn das Einzige, was Angesichts solcher mühevoller und bedeutender wissenschaftlicher Arbeiten betrüben kann, ist die Wahrnehmung, daß derartige Publikationen trotz aller Selbstverleugnung von Seiten der betheiligten Gelehrten wenigstens bei uns geschäftlich noch nicht auf sich selber stehen können. So erfreulich und gerechtfertigt daher auch die materielle Förderung von Seiten des Staates erscheint, so haben wir doch Veranlassung genug, bezüglich der Betheiligung des Publikums in diesen Fällen von manchen unserer Nachbarn zu lernen. —

Die jüngsten Colonisten in Berlin.

Unter die mannichfachen menschlichen Verhältnisse, deren legale Begriffsfassung, trotzdem oder weil sie von einer allgemeinen tiefen und inneren Bedeutung sind, selten oder schwer gelingt, gehört vornehmlich die Heimath. Aller Reichthum der deutschen Sprache an sinnigen und gefühlvollen Bezeichnungen für den Ausdruck Heim, dessen inniger Klang allenthalben wohl vorhanden wird, hat der Gesetzgebung keine umfassende Definition für seinen Begriff geben können, wie die Motive zum Gesetz, betreffend den Unterstützungswohnort vom 6. Juni 1870, ergeben, welches die vom Reichstage bei Gelegenheit des Freizügigkeitsgesetzes vom November 1867 gefasste Resolution auf Erlaß eines Heimathgesetzes erledigte.

Es hat denn auch die seit mehreren Monaten auf communalem Terrain innerhalb unseres Stadtbezirks so schnell entstandene Zufluchtsstätte wohnungsloser Berliner, die Barackencolonie am Gottbuser Damm, vielfach „angeheimelt“. Augenscheinlich vermögen so naturwüchsige, unmittelbar auf den festen Erdboden aufgesetzte Bretterbuden, deren Lücken hier und dort mit Fetzen alten Zeugens gedeckt werden, weder auf die Dauer unserem Klima Stand zu halten, noch für diejenigen menschlichen Behausungen angesehen zu werden, welchen nicht nur die Rücksicht auf Baupolizei und Feuergefahr, sondern vor Allem die unabweislichen Forderungen des heutigen Culturlandes ihre menschenwürdige Beschaffenheit vorschreiben. Bloss um der Neuheit dieses „Heims“ willen hat man aber über dergleichen hinwegsehen zu können geglaubt. Noch mehr, eine gewisse Nettigkeit und Sauberkeit im Aussehen dieser Stätten der Bedürftigkeit mit den karglichsten Mitteln von Scherben und Fliesen hat theilweise überrascht, theils sind diese Flüchtlinge vor der Wohnungsnoth wegen ihres energischen Handelns und practischen Instincts besonders glücklich gepriesen. Den Heimsuchungen der Hauswirthe entgangen, sind sie in den sonst vielleicht aussichtslosen Besitz eines eigenen Herdes, eines Eigens und Heims gelangt. Ist damit die Sachlage genügend und erschöpfend erwogen? Dem Ernst, welchen diese neue großstädtische Ansiedlung an sich trägt, sein Recht geworden?

Die bisherige Fruchtlosigkeit freilich aller der schlimmen Prophezeihungen über die unbegrenzt fortwachsende Concentration der modernen Capitalien

hat sich selbst dann wiederum bestätigt, als die erschreckend geschilderten socialen Mißstände von der Wirklichkeit fast übertroffene parlamentarische Debatten hervorriefen. Denn die Gewöhnung an das Nebeneinander von Schatten- und effectreichen Lichtseiten in der Gesellschaft vermag um so weniger den Gleichmuth über ihre Auswüchse aus der Fassung zu bringen, je mehr die Entwicklung der Wirthschaft und Wissenschaft die culturpflegenden Eigenschaften der größtmöglichen Gemeinwesen zur Anschauung bringt. Da treiben die Wunder der Industrie empor, werden Fleiß und Erkenntniß immerfort angespornt. So stellt sich die Ueberzeugung ein, daß sociale Gegensätze weder gänzlich wegzutilgen seien, da ja die Bildung nicht in dem Grade verallgemeinert ist, noch daß ihr Gesamtergebniß so überaus ungünstig sei. Indem nur die Dinge an der Oberfläche beachtet werden, entsteht der Glaube, dem Jammer und der bemitleidenswerthen Verkommenheit müsse die größere Stärke der Culturfortschritte mehr als die Wage halten.

Die mit naiver Offenheit in unserer Colonie zur Schau gestellte Misere hätte indessen wohl diese übliche Vertrauensseligkeit auf das Herbeste erschüttern sollen gegenüber der jungfräulichen deutschen Reichshauptstadt, dem Sammelpunkt von Pracht, Kunst und Wohlleben nicht minder, als der vielgeschäftigen Werkstatt der Intelligenz, der Geburtsstätte des erwachten Nationalgefühls.

Von den beiden Ursachen aber, welche die Colonie haben entstehen lassen: die rapide Bevölkerungszunahme in Folge des vor einem Jahrzehnt eingetretenen Fortfalls der letzten Schranken der Freizügigkeit, d. i. des städtischen Einzugsgeldes, und das Mißverhältniß zwischen dem Einzeleinkommen und der Höhe der Wohnungsmiethe — ist einseitig nur die zweite einer umfangreicheren Prüfung unterzogen worden. Und doch würde die erstere, selbst für den Fall, daß die letztere nur einwandsfreie Resultate geliefert hätte, dann vielleicht die wahre Wohnungsnoth im Gegensatz zu der heute auf künstliche Weise erzeugten im Gefolge haben. Jene Voraussetzung findet aber gar nicht statt. Die Mittel, welche zur Bekämpfung der augenblicklichen Wohnungsnoth empfohlen werden, sind entweder wegen des Erfordernisses einer längeren Zeit zur sofortigen Dämmung des Uebels ungeeignet, oder sie greifen die zu lösende Aufgabe zu hoch oder zu weit. Bald wird nämlich die mangelhafte Wohnungsform für den Hauptanstifter gehalten, bald der Unfertigkeit oder Irrationalität der Communalbesteuerung die Schuld zugeschoben. Die positiven Vorschläge bevorzugen dann die Creirung möglichst centralisirter Bau-Actiengesellschaften, greifen nach Schulze'schen Genossenschaftsprinzipien auf die Selbsthilfe zurück, wollen endlich städtischen Baugrund unter billigen Erwerbs- bez. Pachtbedingungen zum Wohnungsbau verwendet wissen.

Wenn die Wohnungsform jedoch derart mit der Civilisation und der Vervollkommnung der menschlichen Cultur zusammenhängt, daß sie sowohl zur Verschönerung des Daseins erheblich beiträgt, als auch auf den Charakter veredelnd einwirkt, indem das Behagen und die Freude an der Uebung und Ausbildung unserer Kräfte wesentlich von ihr abhängen, dann darf die Empfehlung fremdländischer Gebräuche oder Einrichtungen nicht gegen die geschichtliche Entwicklung des eigenen Landes verstoßen. Es sei denn, daß diese nicht die wechselseitige Beziehung von Ursache und Wirkung aufdeckte, vielmehr nur äußere, blind waltende Mächte lenkte. Auch in Deutschland bewohnte einst jede Familie ihr eigenes Haus. Jene Zeit hatte auch noch mit den starren Ständeunterschieden die persönliche Abhängigkeit in vielerlei Gestalt nöthig. Ist der mit dem die Raumverhältnisse practisch auszunutzen- den Etagenbau vorgenommene Tausch gegen die verschwenderische Wohnungsweise unserer Altvorderen schlecht hin unbegründet? Viele Nachtheile der Miethslagerne können auf polizeilichem Wege durch Vermehrung des Executivpersonals, durch verständigere und einschneidendere Vorschriften über Bauart und Bauausführung beseitigt werden, ohne daß es dazu des Aufgebens dieser Wohnungsform überhaupt bedarf. Aus mehrfachen und verschiedenen Gründen ist überdies in England und in Nordamerika der Baugrund von ganz andern Werth, als in einem reich bevölkerten und vorzugsweise auf den Ackerbau angewiesenen Lande, wie Deutschland. —

Was es sodann mit der Benutzung der Actiengesellschaften zur Einführung der normalen (?) Wohnungsform auf sich hat, so beleuchtet schon die der Gewinnsucht unverhohlen hingehaltene Lockspeise des in Bälde zu erwartenden vortheilhafteren Verkaufs des jetzt mäßig veranschlagten Grundstücks eigenthümlich genug so „rentable“ Beglückungsexperimente, deren Hauptgewinn unter der Firma Verwaltungskostenzuschlag in den Taschen der Unternehmer und Actionäre sich sammelt. Ferner erwäge man, daß das Bodenmonopol doch immer aus natürlichen volkswirtschaftlichen Vorgängen sich herschreibt, in welchen nur Nichtiges mit Verkehrtem zusammentrifft. Die Annehmlichkeiten des großstädtischen Lebens, seine belebenden und anregenden Einwirkungen auf den Unternehmungsgeist, auf alle Arten verständiger fruchtbringender Beschäftigung, anerlebenswerthen Lebensgenusses und mit der Kostspieligkeit des Lebensunterhaltes noch wohlfeil erkauft, kommen als Vorzug vor dem Aufenthalte an dem Verlehere abgelegeneren Orten gewiß nicht zu theuer zu stehen. Wie schwierig ist es außerdem, die einzelnen Momente, aus welchen die Preissteigerung sich zusammensetzt, jedes gesondert zu verfolgen, um seinen Antheil am schließlichen Ergebniß mathematisch sicher zu berechnen. Oft sind es ja gerade die von den Reizen der Residenz herbeigelocten wohlhabenderen Ansiedler, welche unwissentlich den Wirthen erst

den rechten Geschmack an der Miethschraube beibringen. Ueberwiegend nehmen die Neubauten ein durch Comfort und Eleganz ausgezeichnetes Wohnungsbedürfniß in Aussicht. Dazu die Leichtigkeit des Gelderwerbs unter den heutigen öconomischen Conjunctionen gerechnet, wird eine baldige Preisermäßigung für die Baumaterialien kaum erhofft werden können, wie es sonst wohl bei fabrikmäßigerer Bereitung geschehen sollte. Ueber den Rückschlag der endgiltigen Kaufgelderberichtigungen hinsichtlich der überwerthig bezahlten Häuser stehen die Erfahrungen noch aus.

Damit nicht im beliebten Sage vom freien Spiel der wirthschaftlichen Kräfte dann die Volkswirthschaft ihr Unvermögen darthue, den Erscheinungen des Lebens die Richtung nach erdachten Gesetzen anzuweisen, hat sie die Communalbesteuerung als die Wurzel des wucherischen Bodenmonopols bezeichnet. Sie soll nach dem Grundsatz der principiellen Trennung zwischen Staats- und Gemeindehaushalt, für welchen letztere nur die persönliche Realsteuer die Norm bilden würde, ungeändert werden. Daß der gegenwärtige Zustand der Communalbesteuerung ein in jeder Beziehung unvollständiger, wird nicht zu bestreiten, auch zuzugeben sein, daß, wie die Staatsgebäudesteuer durch Steuerfreiheit der Neubauten und die hinter der schnelleren Wohnungsbewegung zurückbleibende Revision von fünf zu fünf Jahren die Hausbesitzer ungebührlich schont, so die städtische Miethsteuer den Einschätzungskommissionen die bequeme Handhabe gewesen, zum Besten des Stadtfäkels die Miether noch stärker zu belasten. Auch fehlt es nicht an Beispielen von den schädlichen oder günstigen Wirkungen, welche ein Steuersystem als Ganzes auf den Volkswohlstand gehabt hat oder haben kann. Aber das bedarf noch eines eingehenderen Beweises, wie eine Steuer, deren Höhe und Art in erster Reihe von der Bedarfssumme bestimmt wird, mehr als die im Verhältniß der ausgemittelten Steuerfähigkeit zu erfordernde Leistung eines jeden Steuerzahlers zu bezwecken hat. Soll die einzuführende Gemeindegrundsteuer einen wiederkehrenden, unveränderlichen Bestandtheil des im Preise ausgedrückten Grundstückswerthes bilden, so bringe man neben der Geneigtheit zur Ueberwälzung der Steuer und der Schwierigkeit sie zu hindern noch den Umstand in Anschlag, daß eine städtische Ackerparzelle, auch bevor sie bebaut worden, schon die Möglichkeit der einträglicheren Vermiethung von Wohnungen sich wird bezahlen lassen. Wie würde diese Möglichkeit von der Steuer zu treffen sein, um Preisfactor zu werden?

Endlich aber liegt unzweifelhaft der Fehler der jetzigen Besteuerung einzig und allein in dem Mangel einer genauen Uebersicht von allen dem einzelnen Steuerzahler obliegenden Steuerleistungen an die verschiedenen Abgabeberechtigten, wie Staat, Provinz, Kreis und Gemeinde. Wird also in keinem Fall die wirkliche Steuerfähigkeit geschätzt, da jeder Empfänger

dasselbe Quantum der Steuermerkmale seiner Schätzung zu Grunde legt, dann kann füglich die rationelle Reform dieses Gebiets nur in einer organisch-finanziellen Auseinandersetzung zwischen dem Staat und seinen einzelnen Selbstverwaltungskörpern gefunden werden. Da deren finanzielle Lasten vorzugsförmlich durch die Preisordnung um ein Bedeutendes höher bemessen werden müssen, tritt die Frage der materiellen Sicherstellung der Selbstverwaltung immer dringender auf. Die mit dem Institut der Provinzialfonds verwirklichten Grundsätze geben daher bereits die Art und Weise zu erkennen, wie jene Auseinandersetzung beschaffen sein muß. Jene mit der grundsätzlichen Verschiedenheit der Besteuerung angestrebte Trennung des Staates und seiner politischen corporativen Glieder ist mit nichts die Durchführung des einheitlichen Staatsgedankens, welche die Selbstverwaltung erreichen und bewirken soll. Ist es nicht kläglich, wie dieselben Melodien des verbrauchten Instruments des Sonderungstriebes noch immer Anklang finden? Wahrlich mehr als wichtig ist das Beiseitesetzen der Wirklichkeit, des geschäftlichen Staates von eben denselben, welche sich für seine inspirirten Verbesserer ausgeben! Seine Majestät ist für sie nicht vorhanden. —

Und hier eben setzt die Freizügigkeit in zwiefacher Weise ein, indem sie die Macht der realen Kräfte ungeachtet aller Mißdeutungen zur Geltung bringt, welche aus irrthümlicher Auffassung ihres Prinzips oder aus fälschlicher Handhabung ihrer Bestimmungen sich ergeben. Obgleich die Ursache neuer socialer Gegensätze enthält sie in sich selbst deren Correctur, wenn nur die Einsicht in ihre Bedeutung für die Erscheinungen des Lebens und deren gesetzliche Regelung erforderlich wird. Denn freilich hat sie ihre Bekleinerer nicht bloß unter den grundsätzlichen Gegnern, sondern auch unter ihren Anhängern zu suchen.

Niemals sind einer Idee eine solche Fülle durchbildender Wirkungen in's Leben gefolgt, dessen Formen mit ihrem Inhalt unwiderstehlich anfüllend, als der Freizügigkeit. Aber wenn es von ihr strahlt von weittragenden, fruchtbringenden Culturserfolgen, wie sie nur von dieser in der Esse wirthschaftlicher Freiheit und individuellen Selbstbestimmungsrechts geschmiedeten Waffe gegen alle Fesselung menschlicher Arbeit ausgehen können, so steht ihr doch nicht allein die Zaghaftigkeit und Bequemlichkeit entgegen. Die Geschichte der Gesetzgebungspolitik ist noch zu wenig angebaut, während ihr langwieriges, mühevollles Studium dazu gehört, aus theilweise selbst noch unklaren gesetzlichen Vorschriften die Kleinheit des Grundsatzes herauszufinden. Und darin behundet sich eben der übermächtige Druck der unabweislichen Lebensbedürfnisse und der in ihnen waltenden, vom Staate gehüteten, realen Mächte, daß das Freizügigkeitsprinzip ungeachtet mangelnder Schärfe und Klarheit hinsichtlich seiner Consequenzen

in stiller überwältigender Kräftigung die relative Vollkommenheit staatlicher Gesetze bezwungen hat. Der Beweis hiervon reicht daher hin, um sowohl die Nützlichkeit einer Einschränkung der Freizügigkeit zu widerlegen, als auch das Wesen und die Wichtigkeit darzulegen, welche die unter ihrem Einflusse entstandene jüngste Berliner Colonie aufweisen und beanspruchen kann.

Dieser Beweis vermag allein über die gräßliche Alternative hinwegzuheben, wonach sich entweder die Malthus'sche Regel bewahrheiten soll, daß die reich besetzte Tafel des Lebens nur für diejenigen gedeckt ist, welche an ihr Platz genommen haben und sich nicht fortdrängen lassen, oder der wilde Strom des Proletariats, alle Stützen staatlicher Ordnung und Gefittung einreißend, mit Anarchie uns überfluthen würde.

Denn jener Beweis leitet die einsichtige Entschliebung zum kräftigen Handeln, wo aus der schrankenlosen Freiheit wirthschaftlicher Bewegung in Folge Willens- oder Urtheilsschwäche der Betheiligten der Ausbruch einer drohenden Gefahr für die Gesellschaft bevorsteht.

Gegenüber der klassischen Vertheidigung, welche die Motive von 1826 zu den preussischen Gesetzen vom 31. December 1842 dem Freizügigkeitsprinzip bereits gewidmet haben, erscheint eine weitere Begründung dessen überflüssig, daß mit dem Aufhören des abstumpfenden und widerrechtlichen an die Scholle Gebundenseins die Nutzbarkeit des allgemeinsten Arbeitskapitals, wie durch keine andere Maßregel, erhöht und befördert worden ist. *) Daneben wächst jedoch mit der willkürlicheren Schicksalsfügung naturgemäß die Möglichkeit der Verarmung und ihrer entsittlichenden Folgen, so daß ein Eingreifen von kompetenter Hand unbedingt nöthig wird, zumal die Schwierigkeit, die persönlichen Heimathverhältnisse jedes Anziehenden in einer großen offenen Stadt festzustellen und seine Niederlassung zu überwachen durch Widersprüche und Controversen vermehrt wird, welche im Heimathgesetze selbst, „betr. die Aufnahme neu anziehender Personen“, sich vorfinden.

Die Barackencolonie stellt mithin folgende drei Fragen zur Beantwortung: 1. wie konnte die Gemeindeverwaltung ihre Entstehung verhindern? 2. welches Ansehen gewinnt diese Ansiedlung im Lichte der heutigen Stadtverfassung? und 3. wie steht sie zur Freizügigkeit, wenn es wahr ist, daß dieselbe das Fundament des preussischen Staats in jenem Geiste gelegt hat, welcher den Ausbau der Staatsverwaltung in's Werk zu setzen berufen ist? —

*) Vergl. meine Aufsätze: Zur Geschichte und Kritik des nordd. Heimathrechts in der Deutschen Vierteljahrsschrift 1870, 4. Heft; Selbstverw. u. Staatshaush. in Preußen, Unsere Zeit 1871, Heft 5 u. 7; das deutsche Indigenat und Staatsbürgerrecht, 1872, Unsere Zeit, Augustheft.

Wie es einleuchtet, daß der Schwerpunkt der Entscheidung hierüber in der zu erweisenden eminent politischen Bedeutung der Freizügigkeit besteht, so ist es nicht minder klar, daß hierdurch die Kenntniß des geschichtlich entwickelten Staates vorangestellt wird. Die jüngsten Colonisten werden unter dem Gesichtspunkte betrachtet, welcher zugleich ein großstädtischer Charakter und ein Zeitbild widerspiegelt. Es sind denn doch weiter reichende Absichten, welche an diese neueste Geburt wirthschaftlicher Freiheit sich anschließen, als die, welche mit jeder socialen Gefahr verbunden vor der Gewalt des Gemeinwesens dennoch weichen müssen. Wie nachtheilig auch deren verzögerte Anwendung ausschlagen mag, Berlin ist Mannes genug, diese neueste sociale Ausschreitung spurlos vom Boden wegzumischen; allein die Gewalt ist nicht die Wiederherstellung der verletzten jütlchen Gemeindecchre, der verkannten historischen Grundprinzipien des bestehenden Gemeinwesens. —

Nicht Furchtsamkeit vor jetzt schon unbezwingbaren Gefahren läßt auf Mittel der Abwehr gegen die neueste Berliner Colonisation sinnen, wenn gleich die Pariser Communards auch anfänglich auf dem Montmartre unter freiem Himmel campirten — neben ihren Kanonen; ebensowenig ist es Scham über die darob von nationalen und clericalen Widersachern Preußens laut erhobenen schadenfrohen Jubelrufe. Unser Zutrauen in seine markige und robuste Stärke ist unerschüttert. Aber es mangelt diesem Staate zu häufig an der richtigen Erkenntniß derjenigen Kräfte, mit welchen er wohl ausgerüstet und sociale Schäden jederzeit heilen kann. Die Behörden und die Gesellschaft sollen Acht geben auf die Eigenschaften des wirklichen Staats, und hoch halten die durch ihn errungenen und festgehaltenen geistigen Güter, damit sie auf jeden in der Gesamtheit einwirken können. — Mit der Unkenntniß der Freizügigkeit in der Begründung und Anwendung wird die heute allenthalben mit der Wirthschaft in Verbindung auftretende Bevorzugung des Privatnuths zusammengepaart. Und sie entgeistigen die Gegenwart, deren Gefühlsmangelfähigkeit nach den eben mit unsäglichen Opfern erstrittenen nationalen Segen im gehobenen Nationalbewußtsein so groß wie noch niemals ist. Es würde nicht das erste Mal sein, wenn auch das ansehnlichste Staatswesen von seiner höchsten Stufe langsam zum unabänderlichen Verfall herabsänke, weil es den Widerwillen gegen Geist und Sittlichkeit geduldet. Und dieser Widerwille, am unverhülltesten im neuzeitlichen Materialismus, in der fort und fort ohne Ansehen sachlicher Unterschiede begehrten Erweiterung des Rechtsweges wie in der unrichtigen Handhabung der Freizügigkeit auftretend, ist deshalb ebenso verwerflich, weil er die Harmonie des inneren Menschen in jeder Gestalt verleugnet, als weil er nur eine unrühmliche Beschönigung mangelnder Thatkraft vorstellt. Der Berufung auf die richterliche Entscheidung.

ist die Regelung der Angelegenheit mittelst selbstthätiger Verwaltung unbedingt vorzuziehen. Bei der Verathung der preussischen Kreisordnung liegt die Befürchtung vor einer den Staat zersplitternden Trennung gleich einem Alpdruck schwer auf den Gemüthern.

Begleiten wir dagegen die Freizügigkeit auf ihrem Gange durch die Gesetzgebung! —

Mit vollem Recht hat einmal Vette als Berichterstatter eines Gewerbeordnungsentwurfs von der Freizügigkeit behauptet, daß sie als altanerkanntes Prinzip in Preußen schon durch die Magna charta vom 9. October 1807, die unter Stein's Gegenzeichnung aus Memel datirte Verordnung, betr. den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner (Gesetz-S. S. 170), zur vollen Geltung gekommen ist. In der That ist diese berühmte Verordnung, der Beginn der Verjüngung unseres Vaterlandes, zugleich mit allen ihren Nachfolgern die consequente Annahme der Freizügigkeit. Sie jetzt fallen lassen oder auch nur einschränken, hieße den Staat mit jähem Ruck über weiter denn ein halbes Jahrhundert zurückversetzen, von wo er die mittelalterliche Nacht durchbrechend zu jener Größe sich aufnahm, daß er heute an die Spitze Deutschlands gestellt, seinen Herrschern die deutsche Kaiserkrone zuerworben hat. — Der Arm der Freizügigkeit reicht nicht blos in alle wirthschaftlichen Thätigkeiten und Verhältnisse hinein; sie hat im ganzen verzweigten Staatsorganismus ihre fördernde Hand dabei, ob es sich um Befreiung menschlicher Arbeit von verkümmern, die Arbeitslust verleidenden Banden handele oder die Staatswirthschaft und die Finanzgeschichte betreffe, oder endlich die Gemeindeverfassung angehe. Um alles das schmiegt die Freizügigkeit ein und dasselbe geistige Band, welches die Eigenthümlichkeit des preussischen Staats bekundet, jenen altbewährten colonisirenden Nationalismus. —

So hat sie zuvörderst dem exclusiven Heimathrecht den Garaus gemacht, welches von einer besondern unter erschwerenden Bedingungen zu erlangenden Bürgerqualität ausgeht. Im Gegensatz dazu, durch Aufnahme der Freizügigkeit, auf welche bereits die Städteordnungen von 1808 und 1831 rücksichtigten, und welcher die neuesten von 1853, 56, 67 u. s. w. sich vollständig accomodirt haben, wird jeder, der sich an dem nach freier Wahl gesuchten Wohnort niederlassen kann, da er arbeitsfähig und arbeitssuchend daselbst sein Unterkommen gefunden hat, nach eine gesetzliche Zeit hindurch fortgezahlter mäßiger Steuerquote vom Einwohner Gemeindeglied. Als solcher bestimmt sich sein Antheil an den Gemeindeangelegenheiten, soweit sie öffentlicher Natur, also ebensowohl Pflichten als Rechte sind, lediglich nach seinen wirthschaftlichen Erfolgen, mit welchen die politische Thätigkeit im geraden Ver-

hältniß zunimmt. Demnach wird diese letztere durch kein äußeres Erforderniß bestimmt, noch geschmälert. Die frei gewählte und frei sich übende menschliche Arbeit vom Handarbeiter bis hinauf zum höchstgestellten Beamten oder Gelehrten verdient sich in den Grenzen der jedesmaligen Befähigung und Willensstärke ihr Bürgerrecht. Ebenso verhält es sich mit der Staatsangehörigkeit bez. Naturalisation, weshalb Niehl hervorheben konnte, wie Preußen der Stifter des „deutschen Staatsbürgerrechts“ sei.

Ein Blick ferner in die einleitenden Finanzedicte von 1810 und 1811, an welchen das noch heute bestehende Abgabensystem nach dem Gesetz vom 31. Mai 1820 fußt, lehrt, wie sehr jene damalige Steuerreform mit den aus dem Gedanken der wirthschaftlichen Freiheit — diese ist mit der Freizügigkeit identisch — zu schließenden Folgerungen Hand in Hand ging. Wiederholt werden beide durch gegenseitige Bezugnahme auf einander motivirt, und die Grundsätze des neuen Steuersystems dahin aufgeführt: Einträglichkeit, Vereinfachung und Gleichheit der Besteuerung neben und wegen Aufhebung der Zwangs- und Bannrechte, des Vorspanns, der Fouragelieferung u. s. w., Aufhebung des freien uneingeschränkten Eigenthumsrechts, Gewerbefreiheit. Daher rührt denn sowohl die Vielseitigkeit unserer Steuern, als auch die Gleichstellung der directen und Consumtionsabgaben her. —

Man beachte dann, für welche Beziehungen alle demzufolge die Steuer der einfache und doch volle Ausdruck ist. Mit der von ihr vor den anderen Pflichten gegen das Gemeinwesen, wie Gehorsam, Wählbarkeit, Militärdienst, fast allein am bezeichnendsten gleichzeitig dargestellten Gegenseitigkeit von Recht und Pflicht und mit ihrer jetzigen Unentbehrlichkeit für die Grundlegung der Gemeindeverfassung knüpft sie das eine materielle Bindemittel alles Zusammenlebens, die finanzielle Uebertragbarkeit, mit dem anderen der Rechtsordnung zur unantastbaren Staatseinheit zusammen. Die Centralisation nimmt die Decentralisation in sich auf, welche, von der Freizügigkeit auf dem wirthschaftlichen Felde beginnend, zur Anerkennung der Individualität auch in den politischen Dingen hinüberführt.

Oder auch anders aufgefaßt: die Steuer ist das weitere active Merkmal des Wohnsitzes, wie die Wohnung als solche sein passives ist. Sie enthält also alle Bedingungen in sich vereint, woran der freie Zug gebunden ist, um den ganzen Schatz seiner geistigen, für die Cultur unerseßlichen Machtmittel dem Staate und seinen höchsten Zwecken dienstbar zu machen. Sie entspringen unmittelbar aus dem concretesten Verhältnisse, der Thatsache der räumlichen Zusammengehörigkeit. —

Und wer endlich gegen die Wahrnehmung des Unsegens nicht blind ist, womit die gewöhnliche Behandlung der Steuerfragen überfüllt wird, welche die brauchbarste Vorschule der hadernden eigennützigen Geldinteressen, die

staatsrechtliche repräsentative Form tarifiren, wird sicher in die Ansicht mit einstimmen, wonach mit keinem besseren Hebel die politische Erziehung herausgefördert werden mag, als mit der rechten Würdigung der Freizügigkeit. Am doppelten Werthe der Steuerleistung als räumlicher und rechtlicher Voraussetzung des Staatslebens die richtige Schätzung des echten Wesens der Staatsfinanzen jedem nahebringend, setzt sie den Hebel eben da an, wo die Erziehung die zähesten Hemmnisse zu überwinden hat.

Kein grellerer und widerwärtigerer Contrast zu diesen dem geschichtlich herangebildeten Rechtszustande entnommenen Aufschlüssen über die Tragweite der Freizügigkeit, als die Zulassung der Barackencolonie am Cottbuser Damm, welche die Sorglosigkeit wider das Gesetz beging. Denn sie erklärt sich nur durch das Außerachtlassen jener die Staatshoheit aus der Geschichte herleitenden Erwägungen. So kam es, daß die um die Zeit des zweiten Wohnungsquartalswechsels von den Stadtbehörden veröffentlichte Bekanntmachung, bezüglich des practischen Gebrauchs der Freizügigkeit, in der Luft hängen blieb und nur den Eindruck einer von den Meisten unverstandenen Belehrung hinterließ. Nachdem darauf hingewiesen war, daß die Freizügigkeit keinesfalls ein derartiges Wohnungsrecht statuiren, in Folge dessen für jeden Einwohner, mithin auch den eben angezogenen, eine angemessene Wohnung von der Commune bereitgestellt werden müsse, durfte mit Recht der von den Obdachlosen ergriffenen Selbsthilfe gegenüber die vermiste energische Maßnahme Seitens der Stadt höchlich auffallen. Zudem gebrach es nicht an der gesetzlichen Befugniß dazu, welche in den Bestimmungen des Strafgesetzbuchs und der Armenzuchtpolizei über Obdachlose gegeben ist. Diese allein werden auch jetzt noch in Anwendung zu treten haben, sofern einmal der Entschluß wirklich zur Reife kommt, das Bewohnen der Baracken, wie man sagt, vom 1. October d. J. ab nicht mehr zu gestatten. Das selbst dann, wenn eine gewisse Verschiedenheit der ratio legis von den heutigen thatsächlichen Verhältnissen eine Modification unumgänglich macht, wenn anders die unverschuldeten Wohnungslosen vor der den für Bagabunden und Arbeitsscheue bestimmten Arbeitshäusern anhaftenden Immoralität bewahrt werden sollen. Dem öffentlichen Asylhauswesen muß die zweckdienliche Aufmerksamkeit geschenkt, hingegen mit voller Strenge der Ausweisung gegen die nicht Ortsangehörigen vorgegangen werden. Denn nur die actuelle Armuth darf dieses Recht gesetzlich suspendiren. — Wessen Blick aber an der Einsicht in die Gesetzgebung und das Wesen des historischen Staates, nicht des abstracten, für das Ideal der Menschheit und seine Verwirklichung durch den Staat, das „politische Kunstwerk“ geschärft ist, dem kann nur die schmerzlichste Klage über die „Barackenfreistadt“ vom gepreßten Herzen sich losringen. Ihm ist sie nicht einfach eine die Neugierde

auffstachelnde erotische Pflanze, welche, weil den gewaltigen Aufschwung der kaiserlichen Residenz parodirend, auf ihren frischen, blendenden Glanz häßliche Flecken wirft.

Man darf darum der einschmeichelnden Täuschung sich nicht hingeben, als würde das anscheinend selbstbewußte, mitunter stolze Gebahren der Barackenbewohner nicht allmählich gewiß in einen verzweifelten Troß über vermeintliche Vernachlässigung, in die quälende Erkenntniß des Abstandes ihrer Lage gegen die bevorzugte Mehrzahl umschlagen. Allein auf etwas mehr oder weniger giftigen Hasses des vierten Standes kann es gar so viel nicht mehr ankommen.

Der Widerstreit mit der communalen und gesetzlichen Organisation, das ist die wunde Stelle, welche weggeschnitten werden muß. Es ist die Baracken-colonie die Verneinung alles dessen, worin die heutige, aus dem Schaffen von Jahrtausenden herausgearbeitete zusammenfassende menschliche Ordnung besteht. — Vermöge Nichtachtung der gesetzlichen Vorschriften über die Gründung neuer Ansiedlungen entstanden, hat sie überhaupt keinen gesetzlichen Act anzuwenden lassen, dessen es zur Aufrichtung eines Gemeinwesens irgend welcher Art bedarf. Und doch trägt sie nicht nur den äußeren Schein eines solchen, da die in über fünfzig jener Hütten untergebrachten paar hundert Menschen mit diesem nicht ohne Regel und Ordnung erbauten Aufenthalt an von der daneben liegenden Stadt abgeschlossenes, davon sehr augenfällig unterschiedenes Beieinander bilden. Außerhalb des gesetzlich umschriebenen Gemeindelebens, jedoch innerhalb seines Bereichs und dazu auf communalen, zum Privatgebrauch verpachteten Grund und Boden erhebt sich diese fremde, eigenartige und unerhörte Form der Gemeinschaft. Keine Ähnlichkeit mit der in der Stadt herrschenden Ordnung, nichts von der durch sie geübten Sorge für das leibliche und geistige Wohl ihrer Angehörigen. Kein Straßenflaster, noch Reinigung, keine Erleuchtung, keine öffentliche Autorität. Zehn Schulleute, so wurde mitgetheilt, wechselten sich täglich dort im Dienst ab. Dazu noch mehr Zeugnisse, wess Geistes Kind diese Colonie ist? Nur Eins ist wohl zu bemerken, der unheilbare Schade, welchen das Rechtsbewußtsein von solchen Zuständen davonträgt, an dessen Stelle eine Auflösung der bestehenden Rechte, die Depravation des Rechtsgefühls treten. Vielleicht oder gewiß sind die Bewohner dieser Colonie noch gemeindesteuerpflichtig, und wie möchte ihnen der Gedanke an die Segnungen staatlich geordneter Gemeinschaft beikommen! Statt durch jede derselben in vermehrter Bildung, in verfeinertem Gefühlsvermögen ihres menschlichen, geistigen Werths, als des untrüglichen Rückhalts gegen jede Unbill und Ungleichheit des wechselvollen Lebens eingedenk zu werden, erstirbt in ihnen vielmehr der göttliche Funke, durch den Staat und seine organische Gliederung zur Vervollkommnung des

Daseins zu gelangen. — Mit einem Worte, es ist die Arbeitseinstellung in ihrer verwegenen Bedeutung, für alles höhere und edlere Streben in und mit der Gemeinde, dem Staat. Da ist es gleichgültig, ob die Colonisten zum größeren oder kleineren Theil, was man sagt, ordentliche Leute sind. Um so schlimmer, daß auch diese dem staatlichen Organismus und seinen Ideen abwendig gemacht werden. Und würde die Bote oder das Burlesque die Colonie mit ihrem sog. Präsidenten, welcher neuerdings sich den Charakter eines Schulzen beigelegt hat, zum Gegenstande ihres Witzes in Bild und Vers machen, wenn sie nur ordentliche Leute in sich beherbergte?! — Und wie thöricht, den unverhältnißmäßigen Gewinn außer Betracht zu lassen, welcher dem Pächter dieser Fläche durch die kleinen (?) Miethen unzweifelhaft erwächst! Oder ist er der Menschenfreund?! — Zum Dritten schließlich, welche Rückwirkung äußert diese sociale, unnatürliche Erscheinung auf die Stellung der Freizügigkeit im Kreise der die Thatsachen wandelnden und formenden geistigen Mächte? Es ist selbstverständlich, daß unter diesen Umständen die allgemeine Stimmung gegen dieselbe eingenommen wird, die Achtung vor ihrem Wirken in's Schwanken geräth. Es kann deshalb nicht ausbleiben, daß der Staat sowohl der bereits durch sie geernteten Früchte verlustig geht, als auch verhindert wird, die weiter sich daran ansetzenden zu zeitigen. Aus der unter ihrer Autorschaft lebendig gewordenen wirthschaftlichen und politischen Decentralisation hat aber die Krönung des Verfassungsbaues mit der Selbstverwaltung in jenem Sinne hervorzugehen, daß der politische Gemein Sinn in den politischen Schönheitssinn umgesetzt Frieden, Zufriedenheit und pflichtbewußtes, hingebendes Handeln der unruhig gärenden Welt wiederbringe. In der preussischen Legislative ist man vollauf und schon lange damit beschäftigt, ohne daß die unverföhnten Ansichten und Interessen im Bedürfnisse des wirklichen Staates sich zu einen vermögen. Welch unsagbares Unglück, Welch schmählicher Aufschub, wenn die Idee, welche vor allem im befriedigenden Erkennen der Wahrheit des Staates seine ästhetische Betrachtung mit der finanziell-organischen Auseinandersetzung zwischen dem Ganzen und seinen Theilen erzeugen kann, wenn die Freizügigkeit verkannt jetzt in der Baradencolonie um den Rest ihres Culturwerthes gebracht werden soll! Und das im größten deutschen Gemeindewesen, in einer Stadt, deren vielfach musterhafte Einrichtungen das Vorbild einer echten Selbstverwaltung hergeben, zu deren Vertretern die geistvollsten Männer der Wissenschaft zählen. — Ist es da nicht Zeit, die Wohnungsfrage einmal von allen Punkten zugleich in Angriff zu nehmen, wo die einzeln ergriffenen Mittel, die Vernachlässigung der erhabensten Wirklichkeit des sittlichen Staatsgedankens begünstigend, dem Uebel nicht steuern? Wichtig gelenkte Privatunternehmungen müssen mit einschnei-

denden behördlichen Maßregeln verbunden werden. Man hüte sich aber ja, auch die leiseste Unterstützung den socialistischen Bestrebungen in der scheinbaren Billigung des individuellen Rechts auf Arbeit oder Wohnung zu gewähren. Ziehen sie doch selbst aus Kundgebungen der ihnen abholden Wissenschaft Nuzen und Zündstoff. —

Warum nicht von dem gesetzlich und verfassungsmäßig bestehenden Recht der Expropriation Gebrauch machen, wenn die herkömmlichen Bedenken dagegen nur die Wiederkehr der allgemeinen von dem geschichtlichen Staat sich abwendenden Zeitrichtung bedeuten? Der Mittelstand mit der Mehrzahl der Beamten wird sonst auch der Calamität verfallen.

So lange aber noch Staatsgenossen der Liebe und des Vertrauens zum geschichtlichen Staat entbehren, mag prahlerische Eitelkeit oder Blasphemie von nationaler Volkstüchtigkeit reden.

D. B. v. Czudnochowski.

Die Frankfurter Messen.

Die Frankfurter Messen werden wir im Folgenden nicht nur von Seite ihrer Handelswichtigkeit betrachten, sondern auch von anderen Seiten, welche culturhistorisch noch viel interessanter sind. Die Messen brachten gleich den Kreis- und Fürstentagen, gleich den Kaiserwahlen und -Krönungen, gewissermaßen als jährlich zweimal abgehaltener Carneval, eine Abwechslung in das in Zünften und Corporationen, welche sich und die Fremden argwöhnisch bewachten, eng abgeschlossene Leben der Reichsstadt.*) Nicht nur dem Handel und Verkehr, sondern auch den Genüssen und Vergnügungen ließen die Messen den Zügel schießen. In der Messe gab es keinen Feierabend im Wirthshaus, der Kaufmann konnte am Sonntag verkaufen, der Handwerker am Sonntag arbeiten (bis 1668) und Messer tragen, so lang er wollte; die Kirche sah die Fasten nach und ließ gebannte Personen beim Messopfer zu**), sowie der Kaiser 1376 die Reichsacht für die Messbesucher während der Messen außer Kraft setzte.***) Hazardspiel (sogar 1379—1432 in einer von der Stadt gehaltenen Bank) war während der Messen gestattet

*) Goethe, Aus meinem Leben. I. Buch. Sechsbändige Ausgabe der Werke von 1860, IV. 6.

**) Orth, Reichsmessen S. 588, 596.

***) Orth, Reichsmessen S. 602.

und fremde „fahrende Frauen“ durften den einheimischen Dirnen Concurrerz machen.*) Bis zur Errichtung ständiger Concertsäle und des Theaters waren Concerte und theatralische Vorstellungen vorwaltend in den Messen; Meßmusik durfte die Ohren peinigen und Meßsehenswürdigkeiten mit einheimischen Unterhaltungen wetteifern. Noch im 18. Jahrhundert kamen die naturgeschichtlichen Anregungen durch die Menagerien und die physikalischen Meßvorstellungen. Endlich waren die Sanitätspolizeigesetze aufgehoben und Wundärzte und Arcanisten aller Art durften schrankenlos ihr Glück versuchen**), während in der Zwischenzeit zwischen der Scylla der Apotheker und der Charybdis der Materialisten nicht das unschuldigste Heilmittel durchschlüpfen konnte. — Freilich entsteht die Frage, ob wirklich hohe Klugheit diese Nachsicht der Polizei dictirte, oder ob sie sich mit ihrem geringen Personal außer Stand sah, ihre Vorschriften dieser großen Menschenmasse gegenüber zur Geltung zu bringen. Daß man 1481 den Einwohnern gestattete, während der Messe drei Tage lang den Unrath vor ihren Häusern liegen zu lassen, weil es dann an Fuhren fehlte, scheint eher für die letztere Ansicht zu sprechen. Man kann aus der Menge der mehr oder weniger poetischen und rhetorischen Zeugnisse, welche aus dem 15. und 16. Jahrhundert über die Wichtigkeit der Frankfurter Messen vorliegen, nicht gerade darauf schließen, daß ihre größte Bedeutung wirklich in diese Zeit im Gegensatz zur früheren falle; die humanistische Zeit war eben redseliger und im frischen Besiz der alten Dichter und Dhetoren leichter zu Ueberschwenglichkeiten geneigt, als die früheren trockenen Chronisten; bei Abfassung der bekannten Lobschrift des Aeneas Sylvius (1404—64) über Deutschland aber walteten offenbar politische Gründe ob; er nennt Frankfurt: *inter inferiores et superiores Teutones commune emporium*; 1519 bezeichnet König Franz I. von Frankreich Frankfurt als *celeberrimum non modo Germaniae, sed universi pene orbis terrarum emporium*; Henricus Stephanus (1528—98) schrieb sein *Encomium nundinarum Francofurtensium* (1574), welches sehr eingehende Studien über die einzelnen hier vertretenen Handelszweige enthält, und indirect bestätigt auch Luther den großen Geldumsatz der Frankfurter Messen, indem er, mit mehr patriotischem Eifer als volkswirtschaftlicher Einsicht, Frankfurt das „Silber- und Goldloch“ nennt, „dadurch aus deutschen Landen fließt, was nur quillt, wächst, gemünzt und geschlagen wird.“ Dem Edelsteinhandel seiner Messen verdankt Frankfurt, daß es von Shakespeare erwähnt wird, denn den Diamant, mit welchem Jessica ihm durchgeht, hat

*) Orth, Reichsmessen S. 518.

**) Orth (Reichsmessen S. 514) führt an: Marktstreier, Quacksalber, Zahnärzte, Bruch- und Steinschneider, Thieralkrämer u. s. w.

Sbyloß für 2000 Ducaten in Frankfurt gekauft.*) Die frühere große Bedeutung der Frankfurter Messe geht auch aus dem noch heutzutage in einem großen Theile von Süddeutschland herrschenden Gebrauche hervor, die Rechnungen für gelieferte Waaren oder Arbeiten zu den Zeiten der beiden Frankfurter Messen auszufertigen, ja, sogar mitunter dabei das Wort: „Frankfurter Messe“ als Datum anzuwenden. — — —

Die Frankfurter Messe scheint aus der Kirchweihe der Hauptkirche, welche zu Ende des Sommers gefeiert wurde und dem damit verbundenen Jahrmarkt hervorgegangen zu sein, deshalb ist die Herbstmesse die älteste, sie wird zuerst als *nundinae* im Jahr 1240 urkundlich erwähnt, als Kaiser Friedrich II. allen Besuchern auf der Reise hin und zurück den besonderen Schutz des Reiches zusagt. Erst im Jahre 1330 gewährte Kaiser Ludwig IV. der Stadt Frankfurt das Privileg, daß sie jedes Jahr noch eine zweite Messe halten dürfe, für welche alle Rechte und Freiheiten der alten Messe in gleichem Grade gelten sollten. Diese beiden von jener Zeit an bis zur Gegenwart fortbestehenden Messen wurden als eine Angelegenheit des Reiches selbst angesehen und hießen daher des heiligen Reichs Messen und Märkte zu Frankfurt. Sie wurden durch die Namen: alte und neue Messe oder Herbst- und Fasten- (jetzt Oster-)Messe von einander unterschieden.

Anfang und Ende beider Messen waren nicht zu allen Zeiten gleich. Kriegsgefahr, schlimme Witterung oder Seuchen wirkten darauf, daß ein Theil der die Messe besuchenden Kaufleute nicht zur rechten Zeit kam. Man suchte sich zu helfen, indem der Rath die anderen Städte bat, ihre Kaufleute zum rechtzeitigen Erscheinen auf der Messe anzuhalten, oder indem man dem über die gesetzliche Zeit feilhaltenden Strafen androhte. Da dies nicht half, wollte man 1406 den Termin mit den die Messe besuchenden Kaufleuten festsetzen, erhielt aber, wie das noch heute bei ähnlichen Gelegenheiten geht, so abweichende Antworten, daß man schließlich auf die eigene Weisheit angewiesen war. Auch die Dauer der Messen war verschieden. Während die Ostermesse ihre heutige etwa dreiwöchentliche Dauer (19—21 Tage) immer hatte, wurde die Herbstmesse bis 31 Tage verlängert, doch dauerte dies nur kurze Zeit. Sehr merkwürdig ist das Ein- und Ausläuten der Messe, welches ursprünglich die Tage des wirklichen Anfangs und Endes der Messe bezeichnend, allmählich (schon seit dem 16. Jahrh.) leere Form wurde. Die erste urkundliche Erwähnung der Messglocke ist von 1375; ihr Schlag bezeichnete Beginn und Ende der Messfreiheiten. Allmählich aber wurde der Schall der Glocke etwas gleichgiltiges; man zog sie an den Tagen, welche früher den Anfang und das Ende der Messe gebildet hatten, jetzt aber ganz anders

*) Merchant of Venice. III, 1.

fielen, und zuletzt war das von 11 $\frac{1}{2}$ —12 Uhr Mittags anhaltende Messläuten nur das Signal, daß die Kinder unter dem Ruf: „Mei' Mess“ sich ein Geschenk von den Eltern erbaten. Bekanntlich - ist beim Dombbrand (15. August 1867) die Messglocke geschmolzen und es hat sich dabei folgendes merkwürdiges Zusammentreffen gezeigt. In dem jüdischen Kalender, welcher in Frankfurt erscheint, ist von jeher seit mehr als 100 Jahren Ein- und Ausläuten der Messe angezeigt. Nur in dem Kalender für den Zeitraum vom 30. Sept. 1866 bis 1. Oct. 1867, welcher schon im Juli oder August 1866 im Druck erschienen sein mußte, war die Angabe vergessen, die Ostermesse von 1867 wurde am 6. April eingeläutet, als aber die Herbstmesse am 15. August eingeläutet werden sollte, waren in der Nacht vorher alle Glocken geschmolzen vom Thurme gestürzt!

Ein zweiter Gebrauch, der mit der Messe zusammenhing und ebenfalls schon frühzeitig zur leeren Form wurde, war das Messgeleite, die Beschützung der Messfremden auf ihrer Reise nach und von der Frankfurter Messe. In 13 Jahren des 14. Jahrhunderts werden uns zwölf Angriffe auf Messfremde gemeldet, an welchen die Herren und Grafen von Solms, Nassau, Eppstein, Jsenburg, Wied, Rayenellenbogen, Frauenstein &c. &c., ja die Leute des Kurfürsten von Mainz selbst, betheilt waren. Franz von Sickingen raubte noch 1517 sieben Wagen voll Messgüter unmittelbar vor einem der Stadthore. Das Geleite erstreckte sich auf die ganze Reise zur Messe, und war daher ein doppeltes, ein auswärtiges und ein städtisches. Jenes ward von den betreffenden Landesherrn auf deren Gebieten, dieses von der Stadt Frankfurt auf dem ihrigen besorgt. Mitunter geschah es aber auch, daß das erstere Geleite bis in die Stadt selbst kam, um, wie der Ausdruck lautet: „der Stadt bei ihrem Geleite zu helfen“, sowie andererseits auch das Frankfurter Geleite sich über die Grenzen des Stadtgebiets hinaus erstreckte.

Wegen jenes auswärtigen Geleites mußte der Rath sich gar oft schriftlich oder durch Botschafter an die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cöln, an die Landgrafen von Hessen, den Kurfürsten der Pfalz, den Markgrafen von Baden und andere Fürsten und Herren wenden, sowie mitunter auch an die die Messe besuchenden Städte selbst, um den fremden Kaufleuten ein sicheres Geleite zu verschaffen. Wenn die Messfremden zu Lande reisten, so begleitete das städtische Geleite, dessen Zahl zwischen 16 und 111 Reifigen und Schützen schwankte, sie auf Karren fahrend oder reitend; reisten die Fremden zu Wasser, so war das Geleite entweder in einem Schiffe oder es ritt oder fuhr am Ufer hin. Die Mitglieder des Messgeleites erhielten im Mittelalter Geld, und dieses wurde sogar denjenigen bezahlt, welche an demselben Theil zu nehmen hatten, aber aus irgend einem Grunde daran ver-

hundert worden waren. Im Jahre 1464 wurden diese Zahlungen abgeschafft und dagegen für die Betheiligten ein Essen im Römer eingeführt. Auch vor dem Abzug, nach der Heimkehr und einmal unterwegs hielt das Geleite ein Banlett auf städtische Kosten; das letztere wurde erst 1692 abgeschafft.

Schon frühe wurde das Geleitsrecht mißbräuchlich von den fürstlichen Nachbarn der Stadt zu einem politischen Einfluß und einer Finanzquelle gemacht. Kurmainz, Kurpfalz, Hessen-Darmstadt und Hanau schrieben sich eine „völlige Geleitsgerechtigkeit und Befugniß bis nahe vor hiesige Stadt als ein hohes Vorrecht“ zu, und schon 1429 schrieb der Erzbischof Conrad von Mainz an Kurpfalz, „daß, wo die Messen abgehen würden, ihm und andern Fürsten, die dazu zu geleiten hätten, groß Herrlichkeit abgehen würde.“ Ueber die Strecke, wie weit an die Stadt das fremde Geleite vorgehen durfte, war ständiger Streit. Als die Mainzischen Reiter 1573 den König Heinrich von Polen (später Heinrich III. von Frankreich) bis in die Stadt geleiten wollten, gab es solche Unordnung, daß beinahe die Grafen von Löwenstein und Henburg darüber erschossen wurden. 1584 ordnete ein eigener Vertrag diesen Punkt mit Mainz; ein Geleitsstein wurde 28 Ruthen vom Stadtgraben gesetzt. Als aber 1643 bei Erweiterung der Festungswerke jener Stein in den Bereich derselben fiel, wurde am 3. Juli 1645 im Beisein der Mainzischen Gesandten und der Rathsdeputirten ein neuer, mit G bezeichneter Geleitsstein 28 Ruthen von dem neuen Graben gesetzt.

Im Osten vor Sachsenhausen, wo das Mainzische Geleite von Steinheim her die Nürnbergische Deputation zu geleiten hatte, welche zu jeder Krönung die Reichsinsignien brachte, gab es bei jeder Gelegenheit der Art Streit über den Ort der Abnahme des Geleites, und 1745 ließ der Frankfurter Rathsdeputirte die Mainzer, welche den Kronwagen besetzt hatten, auf Bitte der Nürnberger Abgeordneten zwar über die von Frankfurter Seite angesprochene Grenze hinaus, doch nicht ohne zu protestiren und der Stadt Frankfurt alle Gerechtfame vorzubehalten.

Das Nähere über diese unerquicklichen Händel sehe man bei Orth, Reichsmessen 1765, S. 100, auch zu vergleichen Goethe, aus meinem Leben. V. Buch. 6bändige Ausgabe von 1860. IV, 61. Der Bruder von Goethe's Schwager, Dr. jur. Hieronymus Peter Schlosser († 1797), Senator und Schöff und zweimal jüngerer Bürgermeister, hat 1788, nachdem er 10 Jahre lang Geleitshauptmann gewesen war, die Geleitsordnung nach den damals bestehenden Gewohnheiten aufgezeichnet. Dies höchst merkwürdige Actenstück ist zuerst in extenso abgedruckt in den „Mittheilungen des Vereins f. Gesch. und Alterthumskunde in Frankf.“ III, 268—281. Wir geben hier einige charakteristische Stellen aus demselben. Der sauersüße Ton dieses Berichtes ist bezeichnend für den Reichsstädter jener Epoche, wo die alte Zeit zu Ende

ging. Er hält die Ceremonien für läppisch, veraltet, — Zeit, Geld und Mühe für verloren, aber er wagt nicht, dem Hergebrachten sich zu entziehen; er will die Gebräuche möglichst wenig lästig und kostspielig gestalten, und doch nicht knickerig erscheinen; die Reputation soll in jedem Falle gewahrt bleiben. Schon die Ueberschrift ist bezeichnend: „Geleitsordnung und Unfug nach der dermaligen verdorbenen Gewohnheit etc.“ Der Geleitshauptmann, ein Rath deputirter, dem der Schultheiß des vormaligen Frankfurtschen Dorfes Dortelweil an der Nidda (1866 von Preußen an Hessen abgetreten) als Ordnung beigeordnet war, hatte die Anordnung des Mahles auf der Mainzer- oder Galgen-Warte, wo das Mainzer Geleite empfangen wurde, zu leiten und alles dazu nöthige Geräth hinauszuschaffen. Einen Theil lieferte das Meckeneiamt, einen Theil hatte der Geleitshauptmann ex propriis zu stellen. „Das einfaltige Geschlepp“ machte große Mühe, zumal wenn, wie 1778 am 15. April, das ganze Meßgeleite bei Schneegestöber und Wind vor sich ging. Bei der Menge zerbrechlicher Gegenstände (5 Duzend Römergläser, davon 2 Duzend das Meckeneiamt lieferte, während der Geleitshauptmann die anderen anzuschaffen hatte, 48 Flaschen, 4 Pokale etc. etc.) mußte man zusehen, mit möglichst wenig Bruch davonzukommen, man mußte jedem nach Standesgebühr aufwarten, jedem seine Titulatur geben, die hergebrachten Reden wohl einstudirt haben, die „Wohlsein“ in gehöriger Ordnung ausbringen und jedem der zahlreichen Dienerschaft sein Trinkgeld nach gewohntem Satz zukommen lassen. Der Bericht beginnt mit folgendem Stoßseufzer: „Unnöthige Pracht in der Kleidung ist des Beutels und der Folgen wegen (denn weil gemeiniglich der folgende es dem vorhergehenden gleichmachen will, so wächst endlich das Ding in's Unendliche) vernünftiger Weise zu unterlassen. Ich habe mich dervwegen auf ein sauberes tücheres Kleid mit goldner, etwa daumensbreiter Borte eingeschränkt und auf einen schwarzen, nicht plümaschirten Huth.“ Eine Hauptschwierigkeit war die Vertheilung der Brezeln. Deren lieferte die Meckenei 50 kleine zu 4 Kr., der Geleitshauptmann hatte noch 25 kleine als Reserve und 25 große zu 12 Kr. zu stellen; sie wurden durchgeschnitten dargereicht. Die officiellen Gesundheiten waren: der Frankf. Geleitshtpm. auf den Kurfürsten von Mainz; der Mainzer Geleitshtpm. auf den Frankf. Rath; der Frankfurter auf das Domcapitel; der Mainzer auf die Bürgerschaft, — dazu Schlosser's Anmerkung: „Sollte der Fremde so unbelebt (d. h. ohne Lebensart) seyn, die letztere Gesundheit nicht bald nachzubringen, so bringt sie ihm der dießseitige Deputirte zu.“

Hierauf folgen in unbegrenzter Zahl die nicht officiellen Trinksprüche, wobei man sich, wenn man kein großer Zecher ist, den Kunstgriff erlauben kann, gefärbtes süßes Wasser statt des Weines zu trinken. Endlich ist die

lästige Ceremonie vorbei, es geht zum Abzug. „Die Knechte sammeln die Römer wieder ein und bewahren das Glaswerk so gut es möglich ist, tragen auch das übrige in die Stadt zurück. Freilich gehet vieles in Stücke und mancher Reuter steckt auch wohl auf gutes Glück seinen Römer in die Tasche.“ Die Kosten pflegten für den Privatsackel des Geleitshauptmanns über 100 fl. zu betragen; die gäbe man gern hin, wenn man nur der Unruhe und Vorbereitung überhoben seyn könnte.“ 1802 wurde die wesenlose lästige Ceremonie endlich aufgehoben.

Während der Messe ruhte, wie oben erwähnt die Medicinalpolizei, und es traten in jener gegen die Oeffentlichkeit sonst so ängstlichen Zeit Erscheinungen hervor, welche alles überbieten, was man unserer, in dieser Hinsicht nicht verwöhnten Epoche zu bieten wagt, denn bis zu einer Behandlung geschlechtlicher Krankheiten der Männer durch Frauenspersonen haben wir es doch nicht wieder gebracht.

In den „Frag- und Anzeigungs-Nachrichten“ vom 13. Septbr. 1746 findet sich folgende Anzeige: „Die von des Röm. Kayfers Caroli VII. Glorwürdigsten Andenkens sowohl als jetztregierenden Kayfers Francisci Majestät Allergnädigst privilegirte und von der Hochfürstlich Württembergisch-Medicinischen Facultät examinierte Doctorin, Maria Francisca Charlotte Geringin, welche jetzt und in Zukunft in Frankfurt a. M. wohnhaft, thut hiermit allen Freunden zu wissen, was Gestalten sie viele Arcana und Geheimnisse besitze, wodurch sie sowohl innere als äußerliche Gebrechen, zum Exempel: allerlei Blindheit der Augen, wenn sie gleich 5, 10, 12 und mehr Jahre gewährt, und solche Staaren und Hirnfell auch sogar von Mutterleib an gehabt hätten, u. s. w., glücklich curiret. Auch besitzt sie ein untrügliches Geheimniß gegen alle ischen Krankheiten, so alt und so sehr sie auch eingewurzelt seyn möchten, inmaassen sie dieselben in Zeit 24 bis 30 Tage ohne Salivation und Ausspeyen oder etelhafte Holztränke zu trinken, sondern durch sehr geringe Stuhlgänge, Transpiration und Urin aus dem Grunde curiret, und zwar auf solche neue Methode, daß der Patient nicht die geringsten Schmerzen spühret und dabei in die Luft gehen, reiten und seinen Geschäften nachgehen kann. Auswärtige brauchen bloß ihr Alter, Temperament und Zustand einzuberichten und werden durch Uebersendung der Medicin aus dem Grunde curiret. Sollten einige Patienten seyn, so nicht gern ihre Zustände gemeldeter Doctorin selbst, entweder aus Schaam, Scheu oder sonstigen Ursachen halben offenbaren wollen, die können solches nur ihrem bei sich habenden Bedienten anzeigen, welcher bei ihr in Pflichten stehet.“

Die Geringin steht auch in jener Zeit nicht allein als Doctorin. In

der Herbstmesse 1748 wurde als fliegendes Blatt, oben mit dem kaiserlichen Wappen versehen, verbreitet die: „Nachricht von der ungebohrnen oder aus Mutterleib geschnittenen türkischen Doctorin Maria Francisca de Evantintin“, welche mit den Versen schließt:

„Ihr Patienten, kommet bald und suchet guten Rath,
Ihr findet jetzt ein Frau, der Gott gibt viel Genad,
Sie macht die Blinden sehend, curirt viel franke Leut,
Wenn sie sich stellen ein, versäumen nicht die Zeit;
Wann aber der Kranke läßt den Urin zu spät besehen,
So kann sie nicht davor, wanns um die Cur geschehen.“

Das Nähere darüber findet man in meiner Geschichte der Medicin in Frankfurt a. M. 1847, und in meinen Beiträgen zur ärztlichen Culturgeschichte, Frankfurt, Auffarth. 1865.

Naturwissenschaftlich sehr interessant und in Verbindung mit Nachrichten aus anderen Städten wichtig für die Geschichte der Zoologie sind die Nachrichten*) über seltene fremde, hier auf den Messen gezeigte Thiere, aus welchen wir nur hervorheben, daß 1443 ein Elephant, 1532 ein Pelican, 1577 ein Strauß hier gezeigt wurde. Nach diesen Thieren wurden Häuser genannt.

Auch Concerte und theatralische Vorstellungen knüpften bis zum achtzehnten Jahrhundert wesentlich an die Messen an. Bis zur französischen Besetzung waren nur während besonderer Festlichkeiten, wie Kaiserkrönungen oder Fürstentagen, und während der Messen in Buden, welche auf dem Hoßmarkt aufgeschlagen wurden, theatralische Darstellungen. 1686 fand die Aufführung von Stücken von Molière und Corneille in deutscher Sprache durch die kursächsischen Comödianten statt, dieselben agirten in der Herbstmesse 1698. In der Herbstmesse 1700 spielte zum erstenmale die französische Operngesellschaft vier Wochen lang. Die Juden hatten einen Bann auf die gelegt, welche hineingehen würden. 1711 zur Zeit der Krönung Kaiser Karl's VI. (22. Dec.) spielte die Haak'sche Schauspielergesellschaft hieselbst. In Folge der beiden großen Brände von 1711 und 1719, welche von der Geistlichkeit als eine Strafe Gottes für die Verderbtheit der Welt aufgefaßt wurden, scheint eine längere Pause in der Zulassung theatralischer Aufführungen eingetreten zu sein. Erst in der Herbstmesse 1732 fand wieder italienische Oper statt und am 24. Mai 1737 wird bekannt gemacht, daß die Königl. Polnischen, Hochfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen und Schleswig-Holsteinischen Hofcomödianten noch zwei Wochen lang ihre Schauspiele vorstellen werden, und zwar, da die Messe vorüber sey, zu ermäßigten

*) Zusammengestellt nach „Persner's Chronik“ und „M. Felli Leben in Frankf.“ in den Jahrgängen VII und VIII der Zeitschrift: „Der zoologische Garten“.

Preisen: auf dem ersten Platz zu 30, auf dem zweiten zu 20, auf dem dritten zu 12 Kreuzer. In der Herbstmesse 1739 spielten die preussischen Hofschauspieler. — Concerte fanden in dem Scharff'schen Saale in der Nähe des Liebfrauenbergs statt, oder in den Gasthäusern zum „Rothen Hause“ oder zum „König von England“. Es fehlte auch nicht an musikalischen Wunderkindern. Am 20. April 1742 zeigt ein zehnjähriger Violinvirtuos ein Concert an, wozu das Billet einen halben Gulden kostete, andere erhoben sich bis zu 40 Kreuzer Eintritt, einen ganzen Gulden kostet es, wenn 1748 eine ganze italienische Operngesellschaft, die sich auf der Durchreise nach England hier befindet, worunter die Venetianerin Signora Molza, eine der schönsten Stimmen Italiens, hier ein Concert gibt. Am 22. April 1756 läßt sich ein Mädchen von 6 Jahren auf der Violine hören; der Eintrittspreis ist nicht mehr als 2 Bagen. Daß 1763 der jugendliche Mozart hier ein Concert gab, ist allgemein bekannt.

Für die gröberen Sinne der niederen Stände war durch Bärenhaken gezeigt. Am 12. April 1723 wird „denen respective Herren Liebhabern bekannt gemacht, daß alle Montag, Mittwoch und Freitag diese Messe über eine aröse Haß mit großen Bären und Eseln mit jedesmaliger Veränderung auf der Allerheiligengasse im grünen Wald um 4 Uhr abgehalten wird“, und am 1. Mai 1724 wird angezeigt, daß heute Nachmittag um 3 Uhr zu Rödelheim im Stern eine Haße von zwei Bären, einem frischen Esen und einem Wagen seyn wird.“

Es ist schwer zu sagen, wann die Frankfurter Messen die Höhe ihrer Bedeutung erlangt hatten. Selbst eine Durchsicht der Einnahmebücher der Stadt würde keine sichere Auskunft darüber geben, weil die Einnahmen mit anderen verschmolzen oder auch sonst undeutlich eingetragen sind. Wahrscheinlich war ihre glänzendste Zeit die zwischen dem Hubertusburger Frieden und dem Ausbruch des Krieges mit Frankreich, 1763 - - 92. Damals gab es noch keine Handelsstraße zwischen dem Nordwesten und Südosten Deutschlands, welche Frankfurt umging, denn die Straße Wilbel-Berggen-Offenbach-Sprendlingen, welche Friedberg und Darmstadt mit Umgehung von Frankfurt verbindet, ist erst nach 1815 erbaut. Allerdings waren damals schon einige Zweige des Frankfurter Meßhandels abgestorben, namentlich der einst so blühende Buchhandel, der einer eigenen Straße (Buchgasse) den Namen gab. Dort versammelten sich, besonders zur Ostermesse, fast alle deutsche und viele ausländische Buchhändler, deren manche einen Verlag von 1000 Centnern und mehr nach Frankfurt brachten. Auch für die Schriftsteller waren die Messen ein Vereinigungspunkt. So heißt es in einem Kalender von 1562: „die fremden Theologi, Juristen, Historienschreiber, Oratores,

Mathematici und Poetae, Doctores und Gelehrten, welche Bücher geschrieben, sind dießmal zu Frankfurt bei denen Buchführern zu erfragen.“ — Berhängnißvoll wurde die auf der Jesuiten Antrieb von Kaiser Rudolf II. 1608 eingesetzte kaiserliche Büchercommission, welche theils durch die Strenge ihrer Censur gegen freisinnige Schriften, theils durch die Höhe der materiellen Opfer, welche sie den Verlegern auferlegte,*) den Buchhandel von hier weg nach Leipzig trieb. Noch in der Wahlcapitulation Kaiser Joseph's I. von 1690 erinnerte Kurbrandenburg: „dem Büchercommissario zu Frankfurt nicht zu verstaten, daß er in Censur- und Confiscirung der Bücher einem Theile mehr als den andern favorisire.“ Dennoch lieferte noch 1817 Frankfurt 132 neue Schriften zur Leipziger Ostermesse, Wien nur 122.

Auch der Pferdehandel, dessen Bedeutung S. Stephanus rühmt und nach welchem noch heute der Roßmarkt genannt wird, war frühzeitig erloschen, vertrieben, wie es scheint durch die mancherlei Verordnungen, welche seit 1561 der Rath gegen den Vorkauf der Pferde erlassen hatte. In den Jahren 1641, 46, 71, 1706 u. wurde befohlen: „Wie die Juden des schädlichen Vorkaufes sich enthalten und kein Pferd, es sey denn dasselbe in den Herbergen oder sonstwo zwei Tage feilgestanden, weder heim- noch öffentlich an sich kaufen sollten, bei Strafe 12 Rthlr.“ Bei dem geringen Umfang des Stadtgebiets führte diese Beschränkung dazu, daß der Pferdemarkt ganz sich wegzog und daß zu Orth's Zeiten**) (1765) „man von solchem öffentlichen Pferdemarkt nichts mehr wußte, sondern nur der Ochsenmarkt noch jährlich nach Gallustage drei Wochen lang auf dem Roßmarkt gehalten wurde.“ Erst seit April 1862 sind wieder jährlich zweimal Pferdemarkte auf dem Roßmarkt, doch ohne directe Verbindung mit den Messen.

Was nun das Verhältniß zu den Messen des übrigen Deutschlands, insbesondere zu denen von Leipzig und Frankfurt a. d. O. betrifft, so läßt sich darüber folgendes sagen: Bereits 1577 spricht der Rath von Frankfurt a. M. in einer an's Reich gerichteten Schrift es aus: „durch die Messen zu Leipzig und Frankfurt a. d. O. erlitten die hiesigen einen großen Abbruch, weil die Polen, Böhmen und Preußen, welche früher in ziemlicher Anzahl die Messe von Frankfurt a. M. besucht hätten, jetzt fast gar nicht mehr in diese Stadt kämen, sondern sich nach denen ihnen näher gelegenen Messplätzen gewendet hätten.“

Dies Verhältniß besteht im Wesentlichen noch heute fort. Leipzig und Frankfurt a. d. O. sind mehr auf Osteuropa, Frankfurt a. M. auf Westeuropa angewiesen. Jede Messe ist ein Ausnahmezustand, und jemehr

*) Sie verlangte von jedem Buche, das zur Messe kam, fünf Freie Exemplare portofrei nach Wien und Prag geliefert.

**) Reichsmessen S. 512.

in Westeuropa durch Verkehrserleichterungen, durch Handelsverträge und Gewerbefreiheit der Waarenaustausch in gleichmäßigem Fluß erhalten wird, um so weniger bedarf es für die westeuropäischen Länder solcher periodischer Anstaltungen des Verkehrs. Der Orient aber ist noch weit davon entfernt, der Messen entbehren zu können, und so wird die Bedeutung der auf den Eifen angewiesenen Messplätze eher wachsen, während die von Frankfurt a. M. für den Großhandel, mit Ausnahme der Federmesse, fast ganz aufgehört hat — Auf jene Blüthenzeit der Messen von 1763—92 folgte die vollständigste Störung derselben durch die Kriege und das Continentalsystem, welches die englischen Manufacturwaaren und in Folge der Blocade, die Colonialproducte, zwei Hauptfactoren des Westverkehrs, ausschloß. Am 18. Januar 1806 wurde die neutrale Reichsstadt mitten im Frieden von 9000 Mann französischer Truppen unter Augereau besetzt und 4 Millionen Franken Geldstrafe wegen des Handels mit englischen Waaren erpreßt. Am 18. October 1810 erschien, ohne vorgängige Benachrichtigung der Großherzoglich Frankfurtschen Behörden, eine Abtheilung französischer Truppen, begleitet von Gensdarmen und Zollbeamten, besetzte die Thore, die Brücke und die öffentlichen Plätze. Alle Großhändler wurden zusammenberufen, ihre Magazine versiegelt, und deren Inhalt später theils als englische Waaren verbrannt, theils confiscirt und in Frankfurt und Mainz zum Besten des kaiserlichen Fiscus versteigert. Den Frankfurter Kaufleuten, welche die Waaren ersteigert hatten, wurden dieselben, als sie in's Herzogthum Berg verhandt worden, trotz aller Einwendungen und schriftlichen Beweise dort zum zweitenmal weggenommen und öffentlich versteigert.*) Den betroffenen Großhändlern wurde außerdem eine Strafe von 1 Million Franken baar auferlegt, so daß damals 12 Millionen Franken in die kaiserliche Kasse geflossen sein mögen, während der Schaden der Kaufleute sich natürlich noch weit höher belief. So förderte die kaiserlich französische Regierung den Handel! Wie nach dem wiederhergestellten Weltfrieden die Dinge sich gestalten, hat A. Kirchner**) in ausführlicher und farbenreicher Schilderung dargelegt. Er erwähnt schon, daß die Messe mit Glockengeläut eröffnet wird, 14 Tage, ehe sie beginnt, das geschlossen wird am Tage, da sie wirklich beginnt. Gesezlich sollten die Messen drei Wochen dauern, aber die bedeutendsten Geschäfte sind gewöhnlich schon in der Geleitswoche (d. h. in der Woche vor der ersten eigentlichen Messwoche, in Leipzig Böttcherwoche) abgethan, und wenn die Messsehenswürdigkeiten sich aufthun, ist die merkantilsche Hauptmesse vorüber. Die letzte Messwoche, wenn bereits viele Fremde

*) Vergl. Kirchner's Ansichten II. 7—11.

**) a. a. O. II. 3. 28—43.

weggereist sind, wird durch die Bewohner der Umgegend, welche dem Kleinhandel noch einige Regsamkeit geben, belebt. *) Schon Kirchner suchte den Grund, warum die Messen nur noch Schatten sind von ihrer ehemaligen Wichtigkeit, darin, daß die Kleinhändler in Folge des Systems der Handelsreisenden die Gelegenheit hatten, direct aus der Fabrik ohne Vermittelung des Zwischenhändlers sich mit ihrem Waarenvorrath zu versehen. Seit Kirchner schrieb (1818), ist noch durch drei weitere Factoren die Bedeutung der Frankfurter Messen vermindert worden: durch den Zoll-Verein, die Eisenbahnen und die Gewerbefreiheit. Zudem die ausländischen Fabrikate vielfach durch inländische ersetzt wurden und die Entfernungen schwanden, bedurfte es immer weniger eines zwischenliegenden Stapelplatzes. Zudem der Zunftzwang beseitigt wurde und beispielsweise der Schuhhandel freigegeben war, so konnte der Schuhhändler das ganze Jahr die eleganten Mainzer oder billigen Thüringer und Birmasenzer Schuhwaaren führen, und hinfort brauchte Niemand aus den gedachten Gegenden zu diesem Zweck die Messe zu beziehen.

Wie aber der Mensch am Hergebrachten hängt, so hat der Mess-Verkehr in den genannten, das ganze Jahr hier käuflichen Artikeln dennoch nicht völlig aufgehört. Theilweise läuft es dabei auf Täuschung hinaus. Der hiesige Kaufmann bringt das Opfer, ein zweites Verkaufslocal, eine Messbude, und eventuell weiteres Personal für die Dauer der Messe zu miethen, um als Messfremder seine gewöhnlichen Artikel und zwar oft nahe an seinem eigentlichen Vaden zu verkaufen. Schlimmer ist die Art der Täuschung, daß Fremde in hiesigen Handlungen Ausschuß aufkaufen und ihn billig, aber immer noch zu theuer, an den Mann bringen, denn die unmäßige Billigkeit der Messartikel bleibt nach wie vor bei vielen ein unverwüßlicher Glaubensartikel, von dem die Berliner Cravatten-, Kleider- und Leinwandhändler immer noch zu profitiren wissen. Doch das Alles kennt man ja in Leipzig auch! — Nur die Federmesse, welche die erste Messwoche, die Federwoche, einnimmt und besonders aus der Gegend von Trier, Luxemburg, Kreuznach, Malmedy &c., kurz aus den Niederlanden und der Rheingegend Waaren zugeführt erhält, hat ihre alte Bedeutung behalten. Für dieselbe ist an der altgewohnten Stätte, am Trier'schen Platze, eine geräumige Federhalle auf städtische Kosten errichtet worden. Die Federeinfuhr schwankt zwischen 20 und 25,000 Ctr. jede Messe.

Wilhelm Stricker.

*) Der auch als Musikfreund bekannte reiche Tabaksfabrikant Nicolaus Bernard in Offenbach ließ zuerst am Montag der letzten Messwoche seine Arbeiter die Frankfurter Messe besuchen, daher Nicolches Tag oder Offenbacher-Messstag. Allmählich wurde dieser Tag das allgemeine Stelldichein der arbeitenden und ländlichen Bevölkerung der Nachbarschaft.

Deutsche Aerzte und deutsche Kurgemeinden im Auslande.

Am Mittelmeere sind die Engländer auf ihrer Wanderung nach Italien die Entdecker und Förderer der klimatischen Kurorte geworden. Hyères, Cannes, Sanremo, sind von ihnen gegründet, Nizza und Mentone unter ihrem Einfluß zu schneller Blüthe gelangt. Aber bald folgte ihnen der Deutsche ebendahin, und fast neben ihnen von Jahr zu Jahr festeren Fuß. In unmittelbarer Nähe der Alpen dagegen hat der Deutsche die ersten Schritte gethan, und so sind die tiroler und schweizer Kurorte, so sind Meran, Gries, Arco, Davos, Montreux und Lugano im Wesentlichen von Deutschen begründet worden und als deutsche Winterstationen zu bezeichnen. Wer heutzutage die Alpen überschreitet und an irgend welchem durch frische Bergluft oder durch eine windgeschützte Lage bevorzugten Platz vorüberkommt, der trifft unfehlbar dort kranke Landsleute, welche sogar die entschiedene Majorität der gesundheitsbedürftigen Ansiedler ausmachen. Hat der Ort aber bereits einigen Ruf gewonnen und die Kurgemeinde eine gewisse Ausdehnung, dann findet auch bald ein deutscher Arzt sich ein, meist selbst leidend, hier aber trotzdem thätig, ja bald der Mittelpunkt der kleinen Colonie und die wesentlichste Bedingung ihres Aufschwungs. Und wie könnte es auch anders sein, als daß der Deutsche einen besonderen Werth darauf legt, sich den Hüthen eines vaterländischen Arztes anvertrauen zu können! Nicht nur, daß er sich bewußt ist, daß die Durchschnittsbildung des deutschen Arztes dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft entspricht, nicht nur, daß es ihm vielleicht bequemer ist, eine eingehende Unterhaltung über seinen Gesundheitszustand in seiner Muttersprache zu führen, er findet hier eine auf Erfahrung begründete Kenntniß der Differenzen zwischen dem heimatlichen und dem fremden Klima, zwischen den dortigen und den neuen Lebensbedürfnissen und Gewohnheiten, und dazu häufig im Arzt den Leidensgefährten, dessen Niederlassung am betreffenden Orte ihm die Beruhigung gewährt, daß er für sein eigenes Leiden den richtigen Platz gefunden habe. Gewann so durch die Anwesenheit eines deutschen Arztes ein Kurort eine besondere Anziehungskraft für unsere Landsleute, so kam dies auch dem Orte selbst zu Statten, dessen Wohlhabenheit durch die steigende Zahl der Gäste sich zusehends hob. Gasthöfe und Pensionen für Deutsche entstanden und gediehen, die Zahl der Wohngebäude vervielfältigte sich in steigender Progression, und so konnten die Ortsbehörden und die eingeborene Bevölkerung des Wohlergehens der deutschen Colonie sich freuen und dem Arzte Dank wissen, der dessen wesentlicher Träger war.

Mit anderen Augen freilich betrachteten hie und da die einheimischen

Aerzte den lebhaften Zudrang der Kranken und die wachsende Kundschaft des ausländischen Collegen, und wir werden kaum irren, wenn wir auf diese trübe Quelle eine feindselige Haltung der Behörden dem fremden Arzte gegenüber zurückführen. Denn nicht von Anfang an hatte man gegen das deutsche Diplom etwas einzuwenden. Erst wenn mit Hilfe des deutschen Arztes der Ruf des Kurortes gegründet war und seine Fortexistenz fraglos zu sein schien, erst dann suchte man sich des fremden Arztes zu entledigen, um auch die einheimischen Aerzte an der Einnahme durch die Kranken theilnehmen zu lassen. Man muthet ihm ein Staatsexamen zu (häufig in fremder Sprache), welches weit geringere Ansprüche erhebt als die sind, denen der Mediciner bei uns genügen muß, das aber, auf einem ganz anderen Bildungsgange fußend, dem Examinanden fremdartige Fragen stellt, und, in übelwollender Absicht unternommen, ihm nicht geringe, vielleicht fast unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten kann. Das Verhalten der einzelnen Regierungen dieser internationalen Frage gegenüber ist dabei ein wesentlich verschiedenes. Das Königreich Italien hat bisher den deutschen Aerzten in der Ausübung ihres Berufs ihren Landsleuten gegenüber keinerlei Schwierigkeiten gemacht, und erst die Vereinigung von Nizza und Mentone mit Frankreich hat die dortigen Aerzte zur Ablegung des französischen Staatsexamens gezwungen. In Aegypten sind die deutschen Aerzte in dem intriguenreichen Kampfe zwischen französischen und deutschen Einflüssen nicht unthätig gewesen, und sind mit dem Siege des letzteren gleichfalls zu Ehren gekommen. In Madeira zeigte die portugiesische Regierung stets einen hohen Respekt vor der deutschen Wissenschaft; sie hat aber doch ein ärztliches Colloquium in Lissabon mit Zuziehung eines Dolmetschers zur Erlaubniß der Praxis für nothwendig erachtet. In Oestreich macht man der Niederlassung eines deutschen Arztes an den fast nur von Norddeutschen besuchten Kurorten allerhand Schwierigkeiten, nicht nur in Meran, sondern auch in Arco, wo keiner der einheimischen Aerzte deutsch spricht, und wo die Regierung alle Ursache hätte, aus politischen Gründen es zu wünschen, daß durch einen recht zahlreichen Besuch dieser Winterstation das deutsche Element dort tiefere Wurzeln schlüge.

Um aber dem Leser einen thatsächlichen Beweis zu geben, welchen Unbilden der deutsche Arzt und mit ihm der ihm eng verbundene deutsche Kranke noch in der Fremde ausgesetzt ist, brauche ich nur an die Maßregeln zu erinnern, von denen augenblicklich der Alpencurort Davos im Canton Graubünden betroffen wird.

Ein deutscher Arzt, Dr. Unger, der wegen eines chronischen Lungenleidens wiederholt den Sommer hindurch in Görbersdorf in Schlesien die Cur gebraucht hatte, suchte nach einem hochgelegenen Alpenorte, auf dem er

Sommer und Winter auszuhalten hoffte, und ließ sich durch eine Notiz des bekannten balneologischen Schriftstellers Meyer-Ahrens über die günstigen Verhältnisse des Davoser Hochthals dazu bestimmen, sich dort niederzulassen. Er brachte selbst im Februar 1865 den ersten Kranken mit hinauf; bald folgten mehrere, und in Gemeinschaft mit dem dortigen Landschaftsarzt Spengler wurde in Davos am Plaz das Göbersdorfer Kurverfahren eingeführt. Der Kurort, der im ersten Jahre nur 8 Wintergäste zählte, hatte im letzten Winter schon deren 80. Neun meist große und stattliche Gasthäuser erheben sich zwischen den einfachen Häusern der Dorfbewohner. Herr Spengler konnte seine Landschaftsarztstelle quittiren und betheiligte sich geschäftlich beim Bau eines großen Gasthofes, des „Davoser Kurhauses“. Desgleichen wurde der an seine Stelle tretende neue Landschaftsarzt Mitunternehmer an einem großartigen Pensionsgebäude für Fremde. Unterdessen hatte vor 2 Jahren ein zweiter kranker Arzt aus Deutschland den Winter in Davos zugebracht und begründete in dem eine halbe Stunde entfernten Davos-Dörfli eine neue Krankenstation. Er lebte und wohnte dort mit und unter seinen Patienten, lauter Deutschen, stieg mit ihnen in der ungünstigsten Zeit der Schneeschmelze zum Vierwaldstätter-See hinab und kehrte bei beginnendem Sommer wieder in das Hochland zurück. So weit war Alles zu gegangen. Man hatte es in Chur ganz gern mit angesehen, daß allmählig ein lebhafter Postverkehr im Prättigau sich entwickelte, daß das einstige Hochthal Jahr aus Jahr ein von Fremden belebt ward, daß Wohlstand und regeres geistiges Leben unter den Bewohnern einkehrte. Bis zu diesem Frühjahr hatte man die beiden deutschen Aerzte (den Einen also 7 Jahre lang!) ruhig schalten und walten lassen und Niemandem war es eingefallen daran zu zweifeln, daß sie nicht zum Wohle des Einzelnen wie des Ganzen dort ganz an ihrem Platze seien. Da mit einem Male hält man es in Chur für zeitgemäß, sich ihrer zu entledigen. Der Sanitätsrath in Chur fordert ihnen ihre Papiere ab, und obgleich diese in bester Ordnung sind, stellt man ihnen das Ansinnen, nach Chur herabzukommen und dort, nicht an einer schweizer Universität, nicht vor einer Facultät, sondern vor den hochwohlweisen Mitgliedern dieses Rathes das cantonale Staatsexamen abzulegen. Unmöglich kann man annehmen, daß der Churer Sanitätsrath nicht wissen sollte, daß zwei auf der ersten Universität Deutschlands, in Leipzig, gebildete und nach den dortigen Ansprüchen geprüfte und approbirte Aerzte recht wohl befähigt sind, für die Gesundheit ihrer kranken Landsleute zu sorgen, und daß er glauben sollte, daß er sich erst selbst durch ein tiefer gehendes Examen davon zu überzeugen habe. Die Absicht liegt vielmehr auf der Hand, den beiden kranken Aerzten, für die eine solche Citation nach Chur allein in hohem Grade gesundheitsgefährlich ist, das Leben so

sauer wie möglich und den Aufenthalt unerträglich zu machen, die Kranken aber zu zwingen, sich des Rathes der beiden ärztlichen Hotelbesitzer zu bedienen. Und das geschieht zu derselben Zeit, wo man eben erst den an der neuen Reichsgrenze lebenden Schweizer Aerzten die Ausübung des ärztlichen Berufes bis in das benachbarte Reichsgebiet hinein von deutscher Seite bereitwillig gestattete.

Solchen Vorgängen gegenüber wäre es in der That zeitgemäß, die Befugniß zur Ausübung der ärztlichen Praxis an Bade-Orten von europäischem Ruf und an den climatischen Kurorten im Interesse der Kranken durch internationales Uebereinkommen zu regeln. Die milde Behandlung seitens der italienischen Regierung ist bis jetzt immer nur ein Act des Wohlwollens und der Gnade, nicht des Rechts. Es dürfte aber leicht sein, mit dieser Regierung den Anfang zu machen, und den in Italien lebenden deutschen Aerzten die gesetzliche Befugniß zu verschaffen, ihren kranken Landsleuten ärztliche Hilfe leisten zu können. Ein solches Uebereinkommen mit einem Staate dürfte bald dazu führen, daß auch die anderen, zunächst Oestreich und die Schweiz, später vielleicht auch Frankreich der Stimme der Vernunft und der Billigkeit ihr Ohr liehen. Die Zahl der im Auslande lebenden Deutschen mehrt sich bei den erleichterten Verkehrsmitteln von Jahr zu Jahr. Der starke Arm unseres Reichsanzlers hat ihnen schon in so vielen Beziehungen den kräftigsten Schutz geleistet, möge er auch diese Fesseln, welche Engberzigkeit und kleinlicher Eigennutz dem Leidenden anlegen, zu lösen wissen!

H. Heimer.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die höheren Lehranstalten und die Universität. Aus der Provinz Preußen. — Aus Berlin kommen Klagen, daß die dortigen Gymnasien für das Bedürfniß der Unterrichtsuchenden nicht mehr zureichen. In Königsberg herrscht in dieser Hinsicht schon seit Jahr und Tag ein wahrhaft unleidlicher Zustand. Es fehlt der Stadt keineswegs an höheren Lehranstalten, sie ist im Gegentheil nach dem Verhältniß ihrer Einwohnerzahl sehr reichlich versorgt; gleichwohl sind die beiden höheren Bürgerschulen voll, die drei Gymnasien geradezu überfüllt. Klassen mit 70—80 Schülern in Räumen, die höchstens für Zweidrittel dieser Zahl berechnet waren, gehören schon nicht mehr zu den seltenen Ausnahmen, und wer nicht seine Söhne schon die Vorbereitungsklassen mindestens von der Octava ab durchmachen lassen will, hat

keine Aussicht, sie später in höheren unterzubringen. Abweisungen der Directoren zu Anfang jedes neuen Semesters sind an der Tagesordnung, und es leiden darunter ganz besonders die dorthin versetzten Beamten, welche Kinder mitbringen, die schon an dem früheren Wohnorte mehrere Jahre die Schule besucht haben. Beschweren Sie sich doch! sagen die Herren Schulmonarchen selbst, vielleicht hilft es; wir selbst können nicht anders. Aber das Beschweren ist eben nicht Jedermanns Sache, und so schleppen sich diese Calamitäten von Jahr zu Jahr fort. Uebrigens ist davon auch gelegentlich an betreffender Stelle Notiz genommen, nur daß es leider zwei „betreffende Stellen“ gibt, die hier concurriren — nicht in dem Bestreben, es einander zu vorzuthun, sondern gegen einander zurückzubleiben. Zwei von den Gymnasien sind städtisch, das dritte königlich; nun behauptet die Stadt, daß sie ihren Verpflichtungen den eigenen Bürgern gegenüber ausreichend genüge, wenn sie zwei höhere Lehranstalten mit nicht ganz unerheblichen Zuschüssen unterhalte; Danzig, eine Stadt mit fast der gleichen Einwohnerzahl und viel reicheren Einkünften habe nur ein einziges Gymnasium und komme damit aus: die Erhöhung des Schulgeldes von 2 auf 2 ½ Thlr. monatlich habe sich schon lediglich zu dem Zwecke nöthig gemacht, um die Verbesserung der Lehrergehälter zu ermöglichen, eine Erleichterung erwachse der Kammereitasse nicht daraus. Dagegen habe der Staat alle Veranlassung für seine Beamten zu sorgen und eine neue Lehranstalt zu gründen, wenn die vorhandene nicht ausreiche. Der Staat — ja! für Unterrichtszwecke sind bekanntlich immer sehr schwer Mittel flüssig zu machen und es handelt sich bei dem Bau eines neuen Gymnasiums schon um eine recht ansehnliche Summe. Kurz, der Nothstand ist unzweifelhaft da, und man denkt noch immer nicht ernstlich an seine Beseitigung, vielleicht in der Hoffnung, daß der Zudrang nachlassen werde. Nun ist es allerdings eine wohlauferfende Frage, welchen Grund es hat, daß sich gerade in Königsberg das Bedürfniß so auffallend steigert. Danzig hat, wie gesagt, nur ein Gymnasium, und die gleichen Anstalten in Elbing, Tilsit, Memel, Rastenburg und Braunsberg u. s. w. sind, wiewohl meist gut besucht, doch durchaus nicht überfüllt, konnten vielmehr noch ohne Beschwerde auch eine größere Schülerzahl aufnehmen. Daß der Bildungstrieb an diesem einen Orte unter der Bevölkerung so viel größer sein sollte, ist kaum anzunehmen. Er hat denn in der That auch besondere Ursachen, die zu erforschen nicht ohne Interesse ist. Zunächst ist es wahrscheinlich, daß wirklich der Einfluß der Universität auch diejenigen Berufsstände nicht unberührt läßt, die sonst weit weniger geneigt sind, ihren jüngeren Angehörigen eine gelehrte Ausbildung zu Theil werden zu lassen. Bei Kaufleuten und selbst bei wohlhabenden Handwerkern ist die Neigung unverkennlich, ihre Kinder auf das Gymnasium zu schicken. Dazu

kommt nun aber, daß Königsberg, weil sich hier die Provinzialverwaltung concentrirt, eine sehr große Zahl von Beamten aller Categorien vereinigt, die selbst studirt haben und ihren Söhnen den Eintritt in den höheren Staatsdienst nicht verschließen wollen. Auch die Professoren der Universität und der sonstigen Lehranstalten selbst stellen ein beträchtliches Contingent. Namentlich aber ist es ganz gewöhnlich geworden, daß bemittelte Gutsbesitzer aus der Provinz, wenn sie nicht selbst für einige Jahre mit ihren Kindern übersiedeln, dieselben wenigstens mit Uebergehung der ihnen näher gelegenen Anstalten, hieher in Pension geben, sei es, daß sie zu letzteren weniger Vertrauen haben, sei es, daß sie im Allgemeinen den Einfluß der großen Stadt und die gebildete Kameradschaft für günstiger halten. Es ist deshalb schon der Vorschlag gemacht, diese Auswärtigen mit höherem Schulgeld zu besteuern, aber die Stadtverordneten haben sich zu einer derartigen Ungleichheit nicht entschließen können, wohl auch in der Erwägung, daß die Stadt von diesem Zuzuge in anderer Hinsicht manchen Vortheil habe. Uebrigens ist zu bedenken, daß die drei Gymnasien schon zu einer Zeit bestanden, wo die Stadt kaum Zweidrittel ihrer jetzigen Einwohnerzahl hatte, daß zwar in den letzten Decennien die Localitäten verändert, aber keineswegs entsprechend erweitert sind, daß die Vermehrung der Schülerzahl in derselben Anstalt sachgemäß eine Grenze hat, die hier längst überschritten ist, und daß daher, wenn nicht geradezu ein Rückgang des allgemeinen Bildungsstandes das traurige Resultat sein soll, endlich doch der Staat wird eintreten müssen. —

Nicht entsprechend dem Besuch der höheren Schulanstalten ist die Frequenz der Universität. Die Zahl der Studenten nimmt zwar gegen früher nicht ab und mag im Durchschnitt 450 betragen, aber man könnte nach dem Vorigen eine Zunahme erwarten. Die Zahl ist auch nicht einmal maßgebend; daß Bedenkliche liegt darin, daß die Studentenschaft mehr und mehr verarmt. Es gab eine Zeit, und ältere Leute erinnern sich derselben sehr wohl noch, wo Königsberg den starkausgesprochenen Typus einer Universitätsstadt hatte, die Studenten in der Gesellschaft und im Theater den Ton angaben, auf der öffentlichen Straße ihre feierlichen und scherzhaften Umzüge hatten, ihre sechs Bälle und sechs Concerte jährlich veranstalteten und einem Theil der Bürgerschaft eine sehr erwünschte Nahrungsquelle öffneten. Jetzt sieht man hin und wieder noch eine Farbenmütze oder einen Schnurrock, hört auch wohl, daß ein Stiftungsfest gefeiert werde oder eine Stammkneipe verlegt sei, wird vielleicht auch im Winter zu einem mühsam zusammengebrachten Ball eingeladen, zu dessen Schluß dann nach alter Gewohnheit zum Klange der Schläger das Gaudeamus gesungen zu werden pflegt, aber eine besondere Theilnahme, wie ehemals, rufen alle diese studentischen Bethätigungen

nicht mehr hervor, und der Charakter der Dürftigkeit, der ihnen mehr und mehr aufgeprägt ist, läßt sie in den Hintergrund treten. Es ist nun freilich so ziemlich überall die Zeit vorüber, in der die academische Jugend in Deutschland dominirte und die academische Freiheit sorglich conservirt wurde, weil sie die einzige war, die sich überhaupt auf der Straße zeigen durfte, aber in Königsberg hat der tiefe Abfall doch noch einen anderen Grund. Seit die Mühen und Kosten einer Reise „in's Reich“ sich durch die Eisenbahnen so erheblich vermindert haben, studirt hier nur noch, wer muß, d. h. wer durchaus nicht die Mittel erschwingen kann, sich davon zu machen, oder gar auf Freitische oder Stipendien zu speculiren genöthigt ist. Die Stundung der Collegienhonorare ist in Folge dessen schon fast die Regel geworden, namentlich bei den Theologen, und ein Student mit einem Wechsel über einige hundert Thaler hinaus, wird gesucht werden können; es gibt aber auch ganz unglaublich dürftige Existenzen, die sich eben nur mühsam durchschlagen, um die vorgeschriebenen Examina bestehen zu können. Statt der reichen Tiroländer und Kurländer, die früher einmal hier Studirens halber einige Jahre zuzubringen pflegten, lassen sich jetzt häufiger Russen inscribiren um medicinische Collegien zu hören, aber sie sind selten bemittelt und ~~kommen~~ gerade weil sie arm sind und später in ihrer Heimat als Aerzte Verdienst suchen wollen. So ist denn auch für die auswärtigen Professoren unsere Universität nicht besonders verlockend, und es hält nicht leicht, bedeutendere und schon bewährte Kräfte heranzuziehen; gelingt es aber, so betrachten sie doch die hiesige Stelle nur als Durchgangspunkt und acceptiren gern Berufungen auf andere Lehrstühle. So fluctuirt das Lehrpersonal fortwährend, und der feste Stamm besteht mit wenigen Ausnahmen aus Männern, die durch Geburt der Provinz angehören oder sich schon in früherer Zeit hier durch Familienverbindungen heimisch gemacht haben. Sie wollen oder sie können nicht mehr fort, gern sind die Wenigsten hier. Lehrs, Friedländer, A. Hagen, Rosenkranz, v. Wittich, H. und J. Jacobson, Burow, Hildebrandt, Michelot, Neumann, Moser, Kesselmann, Simson, Güterbod u. i. w. sind geborene oder acclimatisirte Altpreußen. Die Liste ließe sich leicht erweitern und auch durch die Namen mehrerer jüngerer Docenten vermehren, die dafür sorgen wollen, daß der heimische Stamm kräftig bleibt. Ich möchte zweifeln, daß bei irgend einer anderen Universität das provinzielle Element in jeder Hinsicht eine so starke Rolle spielt als hier, und das ist höchst charakteristisch für diese Universität, die auf einem Grenzposten steht. Uebrigens kann nicht in Abrede gestellt werden, daß Seitens der Regierung in letzter Zeit Manches geschehen, um das Institut zu heben: namentlich ist die medicinische Facultät durch den Bau von Kliniken u. begünstigt. Aber eine beträchtliche Erhöhung der Gehälter durchweg wird gar nicht zu um-

gehen sein, wenn die Absicht nicht ganz aufgegeben werden soll, Wissenschaftsmänner von Auszeichnung heranzuziehen und zu fesseln. Selbst die bekannte Genügsamkeit der altpreussischen Naturen dürfte sich auf die Dauer bei so schmaler Kost schlecht behagen. — An die neue Universität Straßburg hat Königsberg die Professoren Veyden und Laband abgegeben und ein nicht geringerer Verlust steht der Albertina durch den Abgang des Historikers Prof. Nisch bevor, der den Ruf nach Berlin angenommen hat. Er hatte sich auch dem weiteren Publicum durch öffentliche Vorträge bekannt gemacht, die er zu Gunsten eines Stipendienfonds und als Mitglied der deutschen Gesellschaft an patriotischen Festtagen hielt und die stets höchst anregend wirkten.

N—8.

Spanische Reminiscenzen. — Ueber das Attentat auf den König Amadeo und die Wirkung, die es auf die öffentliche Stimmung in Spanien gehabt, kann ich aus eigener Wahrnehmung nicht berichten, da die spanische Grenze schon hinter mir lag, als die Explosion der noch immer nicht vollständig enthüllten Verschwörung erfolgte. Was ich in der letzten Zeit auf der Oberfläche des öffentlichen Lebens noch zu beobachten Gelegenheit hatte, war in politischer Hinsicht, wie ich schon schrieb, ohne großes Interesse. Nur als Curiosum erwähne ich ein mächtiges Caricaturblatt, das seit dem April von Barcelona aus die Kunde durch ganz Spanien machte und dem ich zuletzt noch in Madrid begegnete. Es war, wie alle spanischen Productionen ähnlicher Art, ziemlich ungeschickt gezeichnet und colorirt und stellte eine Versammlung der gekrönten Häupter Europas dar, die einmüthig auf Mephistopheles Bismarck lauschend, mit nichts geringerem beschäftigt waren, als mit der Theilung Spaniens, im Hintergrund neben einem Mann in der Jacobinermütze Espanja selbst, die Versammelten verhöhrend, darunter die Worte: Echar sus cuentas sin contar con la huésped (die Rechnung ohne den Wirth machen). Vom Wit des Cervantes war in dieser komisch gravitätischen Satire freilich nicht viel zu spüren, eher konnte die Thorheit des lächerlichen Pasquills an den edeln Ritter von der Mancha erinnern, der bekanntlich so wacker mit Windmühlen kämpfte. Wenn Bismarck hier als der Dämon des Absolutismus erschien, so galt er anderwärts, im Lichte der clericalen Auffassung, für die eigentliche Incarnation des protestantischen Principis, für den Erzfeind der katholischen Kirche, auf dessen Haupt allein die Schuld des Unheils lastete, das in diesen Tagen der Noth über die heilige Gesellschaft Jesu hereingebrochen. Zuweilen allerdings konnte man in liberalen Blättern auch Stellen lesen, in denen sich die Anerkennung deutscher Zustände ziemlich rückhaltlos aussprach, in einem Eisenbahnwaggon war ich sogar Zeuge eines Gesprächs, in welchem die Ansicht, daß die jüngsten deut-

sehen Siege im Grunde nichts anderes seien, als ein Triumph des Germanismus über die romanische Klasse, von dem einen der erhitzen Redner mit dem ganzen Aufgebot spanischer Eloquenz verfochten wurde. Für die Auffassung deutscher Verhältnisse konnte vielleicht auch eine Eigenheit der spanischen Post charakteristisch erscheinen: alle ausländischen Briefe werden von ihr — ich weiß nicht recht, zu welchem Zweck — mit dem Stempel ihrer Herkunft bezeichnet, die deutschen, mochten sie aus Berlin, Dresden oder München kommen, trugen sämtlich den Stempel Prusia, eine Signatur, die das Gefühl eines süddeutschen Landsmannes, der übrigens der trefflichste Patriot war, doch ernstlich verletzte.

Den Reiz des absolut Fremdartigen bietet eine spanische Reise noch immer in ausgedehntem Maße, namentlich in den halbafrikanischen Gegenden des Südens, wo die moderne Civilisation mit der ungeschminkten oder auch ungewaschenen Natur und der Barbarei des Katholicismus noch vielfach auf gespanntem Fuße lebt. Von den Ueberresten jenes denkwürdigen Phänomens der maurischen Cultur, das mit fast plötzlichem Glanze in der Geschichte aufstauhte, um ebenso rasch zu versinken, haben diese Gegenden oft den Charakter einer seltsam märchenhaften Melancholie, die um so befangender wirkt, je weniger die Gegenwart an modernes Dasein erinnert. Cordoba, die ehemalige Capitale des maurischen Spaniens, ist jetzt eine schweigsame Stadt, ohne jede Spur von Handelsverkehr und industriellem Leben. Die engen, fast immer menschenleeren Straßen sind stellenweis von dichtem Gras überwachsen und das Pflaster nimmt sich oft aus wie das Kinnfal eines ausgetrockneten Gießbachs. Reizend und zum Eintritt verlockend sind in den niedrigen, von weißer Tünche glänzenden Häusern die Patios, kleine, meist sauber gehaltene Hofräume, in die man von der Straße durch eine dunkle, vergitterte Hausflur hineinsieht. Von schattigen Bogengängen umgeben, mit Blumen und kleinen Orangenbäumen geschmückt, einen Springbrunnen in der Mitte, sind sie das Bild einer vollkommen träumerischen Existenz. Das Seltsamste ist die Moschee, eines der frühesten Monumente der maurischen Baukunst, in dem sich die Eigenthümlichkeit derselben in ihrer ersten Entwicklung zeigt. Das Ganze, von mächtig langen Mauerwänden eingefast, ist ein dichter, unübersehbarer Wald von niedrigen Säulen, die alleenförmige Gassen bilden und eine Doppelreihe frei über einander gewölbter Bögen tragen; die ursprüngliche flache Bedeckung wurde später durch ein leichtes Tonnengewölbe ersetzt. In der Nähe des Mihrab, der Halle des Gebets, die geheimnißvoll in der Tiefe des Baues liegt, nehmen Säulen und Bögen reichere Formen an, während sich im Sanctuarium selbst in verschwenderischer Ornamentik die ganze Pracht der maurischen Phantasie entfaltet. In der Mitte der ungeheuren Säulenreihen erhebt sich die christ-

liche Kirche, ein imposanter Kuppelbau von wirklich triumphirendem Ansehen.

Ähnlichen Stolz können jetzt allerdings die Herren der Kirche, selbst hier, in dem classischen Land des Katholicismus, nicht mehr behaupten. Die liberalen Ideen, mit denen in Spanien die französische Aufklärung des vorigen Jahrhunderts den Gebildeten eigentlich jetzt erst zu Kopfe steigt, greifen in vielen Theilen des Landes, kirchlichen Indifferentismus erzeugend, auf das entschiedenste um sich. Die materiellen Quellen der Macht fangen an der Kirche sehr spärlich zu fließen, aller Orten vernimmt man Klagen des Clerus über die einreißende Armuth der Kirche. Der Glanz und Pomp der Feste, die ihr ein so wesentliches Mittel sind, die Phantasie der Massen zu beherrschen, beginnt allmählig zu erbleichen; in der letzten Zeit sollen einzelne Stadtbehörden sogar die gewöhnliche Beisteuer zur Ausrüstung dieser kirchlichen Schauspiele ausdrücklich verweigert haben. Die Kirchen, in denen die Geistlichkeit zwar zu jeder Stunde des Tages in heiligem Müßiggang thätig ist, sind im Ganzen nur wenig besucht, und jener vornehme Priester, den ich in der Cathedrale von Sevilla gegen die Feinde der Kirche predigen hörte, hatte für seine Rede, in der er bald stürmend, bald flüsternd alle Register der oratorischen Kunst in Bewegung setzte, nur ein sehr kleines Publikum von Frauen, die auf den Marmorfliesen in malerischen Gruppen gelagert, die Fächer unablässig bewegend, nicht einmal den Eindruck großer Ergriffenheit machten. Wieviel oder wenig jedoch auf dergleichen flüchtige Beobachtungen zu geben sei, jedenfalls ist, nicht bloß innerhalb gewisser politischer Parteien Spaniens, sondern auch in weiteren Kreisen eine Gesinnung verbreitet, auf welche die Kirchengewalt jeden Einfluß verloren hat. Wie weit in den Köpfen der Neuerer die Gedanken zu innerer Reife gediehen sind, in welcher Weise sich Temperament, Charakter und sittliche Gewohnheit des Volkes mit ihren Bestrebungen vermitteln lassen, ob es gelingen wird, die Fehler früherer Jahrhunderte völlig wieder gut zu machen, darüber ist schwerlich ein Urtheil möglich. Genug, daß ein unwilliges Bewußtsein der geistigen Hemmung, unter der Spanien so lange gelitten, und eine Erkenntniß ihrer Ursachen vorhanden ist.

Von den trüben chaotischen Zuständen des spanischen Lebens lenkt die Erinnerung gern zu den reizenden und prächtigen Erscheinungen zurück, die sich bei einer Wanderung durch das vielgestaltige Land in reicher Menge bieten. Neben glänzenden Denkmälern der Kunst, neben Museen voll der kostbarsten Schätze, gewaltigen Cathedralen und phantastischen Palästen tauchen dann landschaftliche Bilder auf, bald von imposanter und wilder Größe, wie die raue Gebirgswelt der Sierra Morena, bald von reicher, üppiger Schönheit, überglüht von brennender Sonnenpracht, wie die südlichen Gegenden

am Mittelmeer und die Gärten Granadas. Keinen stolzeren Platz, als diesen, konnten die maurischen Fürsten zur Erbauung ihres glänzenden Palastes wählen. Von einer mächtigen Anhöhe, zu der man durch breite Alleen riesenhocher Ulmen oder zwischen Wein- und Orangengärten hinaufsteigt, beherrscht die Alhambra mit ihren gewaltigen Thürmen die hellstimmernde Häusermasse der Stadt zu ihren Füßen und weit hinaus die farbenprächtige, wundervoll fruchtbare Campagna, die im Norden von den schneebehlänzten Bergen der Sierra Nevada und im Süden von den anmuthigen Höhenzügen der Sierra Elvira begrenzt wird. Wenn sich die aufgeregte Einbildungskraft des Reisenden zuweilen durch den Anblick einer besonders gepriesenen Gegend enttäuscht sieht, so findet sie jedenfalls hier ihre Erwartungen vollkommen erfüllt.

— 8 —

Der deutsche Kronprinz in Schwaben. Aus Stuttgart. — Lange noch wird man in Schwaben vom Besuche des deutschen Kronprinzen reden, noch zittert die freudige Aufregung nach, die eine Woche lang fast das ganze Land in Athem hielt. Denn die Reise des hohen Gastes, die erst von Friedrichshafen nach Stuttgart, dann von da nach Ludwigsburg, Heilbronn und in das vormals Hohenlohe'sche ging, von hier durch das Remsthal wieder nach der Mitte des Landes zurücklenkte und über Canstadt und Geislingen, am Hohenstaufen vorbei, wieder nach Ulm ging, berührt wirklich den größten Theil Württembergs; neben der Hauptstadt auch die meisten ansehnlicheren Städte des Landes, so daß ganz Schwaben Gelegenheit geboten war, dem Sieger von Weißenburg und Wörth seine Verehrung zu bezeugen und in ihm das künftige Haupt der Deutschen zu begrüßen. Man hat hier wohl niemals eine ähnliche Reihe von Huldigungen erlebt, wenn man nämlich erwägt, daß sie, wie begreiflich, nicht von obenher commandirt waren, vielmehr ganz aus dem freien Entschlusse des Volkes selbst hervorgegangen sind. Obwohl überall die officiellen Körperschaften, auch die königl. Beamten, die Geistlichkeit u. s. w. sich an die Spitze stellten, blieb gleichwohl das Gepräge der freiwilligen, unmittelbar von Herzen kommenden Kundgebung. Zwar fehlte es nicht an dem herkömmlichen Apparat solcher Begrüßungen, an officiellen Anreden, Festungsfrauen, Lorbeerkränzen, Böllersalven, selbst gereimten Huldigungen der neuesten schwäbischen Schule. Aber dieser ganze Apparat trat überall rasch in den Hintergrund vor dem herzlichen Verkehr, den der ritterliche Kaisersohn allerorten mit der Bevölkerung anzuknüpfen verstand. Es waren nicht geringe Anforderungen, die in diesen Tagen an ihn gestellt wurden, waren doch sämtliche Stationen, wo der Extrazug auch nur einige Minuten hielt — und zum Theil selbst solche, an welchen er gar nicht anhielt — umlagert von dicht gedrängten Massen, die des Augenblicks harreten, da sie des künftigen Kaisers ansichtig werden sollten. Unzählige drängten sich hinzu, um eines beglückenden Wortes aus seinem Munde theilhaftig zu werden, und mit lebenswürdigster Ausdauer hielt der Held allen diesen Angriffen Stand. Für die Erzeugnisse des neuesten Gewerbefleißes zeigte er dasselbe verständ-

niskvolle Interesse wie für die berühmten Baudenkmäler des schwäbischen Mittelalters. Wie die Veteranen und Invaliden, so wissen die munteren Festungsfrauen heute von der bezaubernden Huld des Kaisersohnes zu erzählen, der Officier wie der einfache Bürger, der Katholik wie der Protestant erfreuten sich gewinnender Ansprache, und die stürmischen Zurufe, die jedesmal dem Scheidenden nachgesandt wurden, bezeugten, daß er die Herzen Aller erobert hatte. Unzähligen ist der hohe Herr, der künftig über die Deutschen herrschen soll, lieb und theuer geworden, ein persönliches Verhältniß hat sich in diesen Tagen zwischen dem schwäbischen Volk und seinem künftigen Kaiser angeknüpft, und so sehr trat eben diese Seite des Besuchs in den Vordergrund, daß man beinahe Gefahr lief, den eigentlichen Zweck desselben zu übersehen. Und doch war der letztere nicht weniger ein Symptom, daß wir wieder ein erfreuliches Stück auf dem Wege zur Einheit zurückgelegt haben.

Der Kronprinz kam als Generalinspector der IV. Inspection, um das neugebildete württembergische Armeecorps, das zu dieser Inspection gehört, zu besichtigen und die Fortschritte zu prüfen, die seit Einführung der preussischen Organisation und der preussischen Reglements bei uns gemacht worden sind. Die Inspection fand gemäß dem abgeschlossenen Militärvertrag statt, und zum erstenmal wurde diese wichtige Bestimmung practisch, in welcher die Oberhoheit des Reiches über die militärischen Angelegenheiten des Landes ihren für Soldaten wie Volk verständlichsten Ausdruck findet. Mit gutem Gewissen hat man in Württemberg dieser Prüfung entgegensehen dürfen. Seit einem Jahr erst ist die neue Organisation im Gange, aber dieses Jahr ist in angestrenzter Arbeit zugebracht worden. Auf keinem anderen Gebiet ist in Württemberg ein solcher Eifer entfaltet und zugleich die Pflicht gegen das Reich so zu sagen mit einer solchen Freudigkeit und Hingebung erfüllt worden, als im Militärwesen. Man weiß, daß dies insbesondere das Verdienst des Kriegsministers von Succow ist, der schon vor dem ein eifriger Befürworter des Anschlusses an die preussischen Militäreinrichtungen gewesen war, und der nun als Minister eine eiserne Energie daran setzte, damit die militärischen Leistungen des Landes nicht hinter dem zurückblieben, was Pflicht und Vertrag von ihm verlangen. Von den Schwankungen, welche seitdem in der politischen Führung Württembergs gegenüber dem Reich bemerkbar waren, blieb das Departement des Herrn von Succow vollständig unberührt. Während Herr von Wittnacht darauf sann, auf welche Weise einer allzu rapiden Entwicklung der Reichseinrichtungen wirksam möchte vorgebeugt werden, ging jener gerade auf's Ziel zu, das ihm vorgesteckt war; er ließ manövriren, exerciren, und insbesondere machte er den umfassendsten Gebrauch von dem wichtigen Rechte, preussische Officiere verschiedenen Grades zur Einführung der neuen Ordnungen in das württembergische Contingent hereinzuziehen, wie andererseits württembergische Officiere auf die hohe Schule nach preussischen Garnisonsorten zu entsenden. Dieser Maßregel, welche in der bairischen Armee bekanntlich nicht hat durchgesetzt werden können, darf man es vorzüglich danken, daß schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit der Einübung die Regimenter und Schwadronen des 13. Armeecorps mit Ehren vor ihrem künftigen Kriegsherrn haben erscheinen können. Zwar ist die Formation des Corps noch nicht in allen

Theilen vollendet, weder die Infanterie noch die Cavallerie sind bis jetzt in etatsmäßiger Stärke aufgestellt; allein wenn in dieser Beziehung erst in einigen Jahren Württemberg seiner Leistungspflicht völlig genug thun wird, so hat dafür die Einübung der neuen Exercier- und Manövrir-Reglements Resultate erzielt, welche, wie versichert wird, von Seite des „Musterherrn“, — welchen etwas zweifelhaften Ausdruck ich einer hiesigen Zeitung entnehme — die volle Zufriedenheit sich erworben. Auf das Selbstgefühl der Truppen wie der ganzen Bevölkerung kann es nur wohlthätig und veredelnd zurückwirken, wenn die drückende Empfindung verschwindet, bisher nicht im richtigen Verhältniß an den Leistungen für die Gesamtheit betheiligt gewesen zu sein. Und man darf sagen, die Wirkungen sind schon jetzt sichtbar: während noch vor kurzem das Land der Schauplatz einer traurigen Missagitation sein konnte, ist heute der Werth der militärischen Reorganisation allgemein begriffen, das Heer ist seit dem Kriege wirklich populär, und so hat die Bevölkerung denn auch an den militärischen Schauspielen der letzten Woche einen herzlichen und freudigen Antheil genommen.

Aber daß der Generalinspector zugleich der Sieger von Wörth und zugleich der Sohn des Kaisers war, das hat allerdings erst die Gemüther in eine so ungewöhnliche Wallung zu versetzen vermocht. Das schwäbische Volk hatte noch eine alte Schuld abzutragen. Es war ihm noch nicht verstattet gewesen, dem Führer der süddeutschen Contingente, dem Sieger in den Schlachten, welche zunächst das Kriegsunheil von Süddeutschland abwendeten, seinen Dank abzustatten. Man erinnert sich, daß der Kronprinz im vorigen Jahr wohl nach München eingeladen war, um die Kinder Bavariens dem Lande und dem König zurückzubringen; aber von Seite Württembergs hatte man damals eine solche Einladung nicht für angemessen gehalten, und so mußten die Huldigungen, die dem siegreichen Feldherrn zugedacht waren, bis zu die jetzige Gelegenheit verschoben werden. Dadurch fielen sie freilich nur noch viel bedeutamer aus, als wenn sie mit dem damaligen ersten Siegestrausch zusammengetroffen wären. Denn sie nahmen jetzt zugleich den Charakter einer Kundgebung für das Reich, ja einer Art Huldigung für die kaiserliche Dynastie an. Daß unter diesen Umständen die Festlichkeiten, zu denen sich die Städte Schwabens um die Wette rüsteten, nicht von Jedermann mit günstigen Augen angesehen wurden, begreift sich leicht. Billigerweise muß man auch zugestehen, daß das eigenthümliche Verhältniß, welches einemmal unter ein loyales Volk die Loyalität gegen eine andere Dynastie als gleichberechtigt und gleichverbindlich einführt, seine heiklen und bedenklichen Seiten hat. Indessen sind die schwierigen Fragen, welche sich hier aufwarfen, und welche, wie man erzählt, einen längeren diplomatischen Schriftenwechsel zwischen Stuttgart und Friedrichshafen verursachten, zuletzt mit klugem Takte gelöst worden, zumal nachdem die Stuttgarter Stadtverwaltung, die sich in dem Interregnum zwischen dem gewesenen und dem künftigen Oberbürgermeister zu einer fast unerwarteten Selbständigkeit aufschwang, ihren festen Entschluß ausgedrückt hatte, von den dem Kronprinzen einmal zugedachten Festlichkeiten schlechterdings nicht abzustehen. Und der König, der dann seiner loyalen Residenzbevölkerung selbst den Gast zuführte, hat sich bei dem Fest im Stadtgarten unschwer davon überzeugen können, daß es bei den enthusiastischen Kundgebungen für den Kaisersohn doch keines-

wegs auf eine Vernachlässigung der ihm selbst schuldigen Rücksichten abgesehen sei. Die Bevölkerung hat überall das löbliche Bemühen gezeigt, die Pflichten gegen das angestammte Königshaus mit den neuen Pflichten gegen Kaiser und Reich gewissenhaft in Einklang und in's Gleichgewicht zu setzen. Und es wäre nichts weniger als klug, wenn ein loyaler Uebereifer der Hofleute das Volk in dem arglosen Glauben stören wollte, daß beiderlei Pflichten vollkommen mit einander verträglich sind.

Von St. Ottilien im Elsaß. — Die Spuren des Universitätsfestes sind noch nicht ganz verwischt. Unter den hohen Linden des Klosterhofes stehen noch einige von den Tischen, an denen am 2. Mai so tapfer getrunken und geredet wurde. In die eigentlichen Klosterräume aber ist schon lange die Ruhe eingelehrt, die den Berichterstatter vor Jahresfrist überwältigend gefangen nahm und heuer schon an ein Stückchen Erde fesselt, wie es in eigener Schönheit selten wieder gefunden wird. Aber gestehen wir's: außer dem Zauber der Natur, die der nach Ruhe verlangenden Seele das Beste bietet, was sie sich wünschen darf, ist es noch etwas, das dem Deutschen einen Aufenthalt auf den Ausläufern der Vogesen in dieser Zeit besonders interessant macht. Er steht hier auf altdeutschem Boden, der aber verwälscht jetzt in der Rückbildung begriffen ist zu Verhältnissen, die, so geläufig sie dem Ahnen des heutigen Elsäßers waren, diesem widerwärtig erscheinen. Und so wird der Besucher des Ottilienbergs Zeuge des Kampfes, der, so wenig er in seinem Ausgang zweifelhaft sein kann, doch heftig wogt und zeitweise selbst in dem freundschaftlichem Gespräch der Klostertafel zu Tage tritt.

Als der deutsche Gast des Klosters vor einigen Wochen von der Station aus im hellen Sonnenschein dem Gebirge zufuhr, saß ihm gegenüber ein höherer katholischer Geistlicher aus dem Elsaß. Beider Reisenden Ziel war dasselbe. Der alte würdige Herr wußte zwar viel Ruhmliches vom Oberpräsidenten zu sagen, aber er sah doch etwas düster in die Zukunft. Man wird wohl begreifen, daß es nicht die Sorge um das Wohl des deutschen Reiches war, die dem Mann das Herz schwer machte. Zunächst war er ein strenger Katholik, der die Jesuiten lobte und in den Maßnahmen des Reichs gegen diesen Orden und die verwandten Congregationen einen schweren Angriff auf seine Kirche sah. Als Elsäßer verdroß ihn, daß seine Heimat noch ferner unter einem Ausnahmegesetz stehen sollte, und wenn er als Franzose wohl geneigt schien aus den Fehlern der deutschen Regierung Nutzen für sein Vaterland zu erhoffen, so behauptete er als eben solcher, daß der Elsaß schon zu Pipin's und Karl's des Großen Zeiten französisch gewesen sei. So war der würdige Geistliche, der das beste Deutsch sprach, der Deutschland auf Reisen kennen und schätzen gelernt, doch innerlich ein Franzose, der die neuen Verhältnisse schwer trug. Nur an einer Stelle, so scheint es, hatten ihn die Deutschen zu packen gewußt. Als er im verfloffenen Frühjahr nach dem Gebirg gefahren war, da lernte er einen Trank kennen, der ihm neu war. Es war Wein ohne Zweifel, aber eigenthümlich gewürzig durch die in ihm schwimmenden Exemplare eines Krautes, das der alte Herr nie gesehen. Und als dieser das Getränk, das die Deutschen hierher gebracht hatten,

prüfte, da fand er es in der That schmachhaft. Und er lobte den deutschen Rheinwein.

Die Bewohner des Klosters, so weit sie ihr Gelübde an diese Mauern bindet, entstammen in der Mehrzahl dem Elfaß. Da sie sämmtlich aus der Landbevölkerung hervorgingen und bereits in reiferen Jahren stehen, so sprechen sie vorzugsweise und mit Vorliebe ihre heimatliche deutsche Mundart. Selbst auf französische Anrede erfolgt gemeiniglich deutsche Antwort. Einige deutsche Glieder dieser kleinen Klostergemeinschaft verstehen gar kein Französisch. Doch was man früher ungerügt thun konnte, das giebt jetzt für Manche Anlaß zu argem Tadel. Daß die „Frau Mutter“ — die würdige Oberin des Klosters, — daß die Brüder und Schwestern „dütsch“ redeten, das mochte man ihnen als alten Elsäffern und eingewanderten Uebersrheinern bis zum Sommer 1870 wohl nachsehen, heute ist es ein Zeichen einer höchst verdammenswerthen schlechten Gesinnung. Und der deutsche Adel der Umgegend, der sich durch Anhänglichkeit an Frankreich sehr bemerkenswerth macht, steht in Verdammung solcher Gesinnung an der Spitze. Der vermögende Bürger des Landes folgt diesem Beispiel des Adels nicht. Er steigt oder fährt nach wie vor auf den Berg, auf dem die Schutzpatronin des Elfaß begraben liegt, sei es für Wochen und Monate, sei es für einen Tag, zum guten Ausspann von der geräuschvollen Arbeit der Bode. Aber so fröhlich er sich giebt im Kreise seiner Landsleute oder unter Franzosen, so zurückhaltend pflegt er zu sein Deutschen gegenüber. Er ist noch immer der Ansicht, daß man jenseits des Rheins kein Herz habe für ihn, er taxirt den Deutschen nach den Schlachtenbummlern, die im Herbst 1870 Straßburg besuchten, er blättert mit einem gewissen Behagen in dem Album, indem man die durch die Beschießung des Münsters entstandenen Schäden verewigt hat und sagt: „Sehen Sie, so haben sie ihn zugerichtet.“ Mit der Frau Mutter, den Brüdern und Schwestern spricht er in der Mundart der Gegend, für den Deutschen aber liebt er zu sein, was er im Verkehr mit Franzosen, Elsäffern und in der Familie ist: Franzose. Mit den Kindern spricht er französisch, „denn das ist ihre Muttersprache“. So sagte jüngst dem deutschen Gast des Klosters eine junge Mutter aus gutem altem Straßburger Bürgerhause. Ihre Kinder lernen derweil ihr Deutsch von einem badischen Kindermädchen, dem später die deutsche Schule die Arbeit abnehmen wird.

So strömt das Elfaß in sonnigen Sommerwochen auf dem Ottilienberg zu und ab und dem deutschen Gast bietet sich manche Gelegenheit, Land und Leute in dem Schattenspiel zu studiren, das vor seinen Augen täglich vorbeizieht. Da erscheint der junge französische Officier, ein geborener Elsäffer, den das Kriegsunglück als Gefangenen nach Königsberg verschlug. Heute ist er der Wirth zweier Deutschen, die ihm in jener Zeit Freundschaft erwiesen. Da erscheint der Fabrikant aus dem Steinthal, der ehemalige Deputirte zur Versailler Versammlung, da ist die junge Elsäfferin, die, indem sie eine Schnale auf ihrer Hand erlegt, nicht ohne Bosheit versichert, dies Ungeziefer sei erst mit den Preußen in's Elfaß gekommen, da erscheinen zwei Damen mit ihren Kindern, und wie man glaubhaft berichtet, ist die Möglichkeit da, daß sich der Sohn der einen Dame mit der ältesten Tochter der anderen verloben wird. Um dem Sohn das väterliche Geschäft

zu erhalten, hatte man sich entschlossen, den strammen Jungen Einjährigen werden zu lassen. Aber es scheint, als wäre diese Zumuthung an dem widerspänstigen Sinn des Sohnes gescheitert. Nun, wo dieser für Frankreich optirt, konnte des Weiteren an die Zukunft gedacht werden und deshalb kam man wohl zum Ottilienberg. Hatte nun auch der junge Heirathscandidat äußerlich gar nichts von Goethe, so standen in den beiden Mädchen vor dem deutschen Gast lebhaftig die zwei Töchter des Pfarrherrn von Sessenheim. Die zierlichsten Gestalten umschloß ein leichtes Sommergewand, das, einfach weiß und roth gestreift, die Bewegungen des Körpers gar anmuthig zeigte. Auf dem einfach geschlungenen Haar aber prangte als reizendster Schmuck der große schwarze Schlupf, wie ihn heute die Frauen und Mädchen des Dorfes noch tragen. Hier aber ist dieser „noeud alsacion“ ein Zeichen französischer Gesinnung, ein Schmuck, der auch in Frankreich als Zeichen der Anhänglichkeit an die verlorene Provinz getragen wird.

Aber nicht die Brautschaften allein werden geschlossen unter den Augen der Schutzpatronin des Elsaß, sondern auch Ehen. Immerhin bleibt dies jedoch ein seltener Fall, da im Kloster nicht getanzt werden darf. Und tanzen ist auch nach Goethe's Zeit eine Hauptvergnügung des Elsässers geblieben. Wo jedoch Umstände die laute Freude im Hause der Braut verbieten, da flüchtet man sich wohl in's Kloster, das nicht nur den Segen der Kirche, sondern auch Speise und Trank in gewohnter Güte bietet. In drei Wagen kommt das Brautpaar mit den Gästen an, auch der Bruder Joseph, der Kutscher des Klosters hilft bei der Expedition. Die Trauung wird französisch vollzogen; das Ehepaar scheint wie seine Gäste gut französisch. Die Herren tragen blauweißrothe Schläpfe im Knopfloch, die Damen theilweise den noeud alsacion. Wie der Hochzeitswein seine Wirkung thut, wird die Unterhaltung lauter und wunderlich mischt sich die französische Unterhaltung mit der Mundart der Gegend, und zwischen Melodien, die man auch jenseits des Rheins hört, ertönt das „Partant pour la Syrie“, vor allem aber die Marseillaise.

Dem deutschen Besucher des Ottilienbergs können solche Erlebnisse nicht bange machen. Er nimmt sie als Ausdruck der noch herrschenden Zustände um so lieber hin, als er weiß, daß ihre Stunden gezählt sind. Freilich wird er, sofern er romantischen Neigungen huldigt, umsonst nach einer Nonne ausschauen, die nach Sonnenaufgang im Klostergarten Blumen gießt und Rosen pflückt, wie sie dem Zeichner eines Leipziger Blattes erschien. Dafür findet er als gute reelle Wirklichkeit fromme Frauen und Männer, die, einen großen Theil ihrer Lebensaufgabe darin finden, Pilger und Gäste zu verpflegen. Und wie trefflich sie das verstehen, das weiß, wer länger bei ihnen gelebt hat. Deshalb soll der Ottilienberg auch den Deutschen bestens empfohlen sein. Wer kommt, um für die paar Franken, die man ihm für die Gutthat abnimmt, wie im Wirthshaus zu befehlen, der wird freilich schnell fühlen, daß er hier überflüssig ist, wer aber was ihm Natur und Menschen reichlich bieten, dankbar hinnimmt, der wird beim Scheiden gern an's Wiederkommen denken.

Die Dreikaiservereinigung.

Neben der großen, ernstesten Weltgeschichte läuft eine andere her, die man am kürzesten und besten dadurch bezeichnet, daß man sie die Weltgeschichte der illustrierten Zeitungen nennt. In dieser geht es höchst prächtig und meist auch dem Anscheine nach so glücklich zu, daß man sich verwundern möchte, wie nur unsere pessimistischen Modephilosophen je darauf verfallen konnten, eine besorgte Generalrechnung über Soll und Haben an menschlicher Lust anzustellen. Da wechseln mit einander Grundsteinlegungen und Enthüllungen, hoffnungsvolle Einweihungen und Jubiläen gerührten Andenkens, jauchzende und zechende Genossensfeste und Wanderversammlungen aller Art, kurz — um es gut Berlinisch zu sagen — immerfort ist etwas „los“, es sieht aus, als bestünde der Menschen Dasein aus nichts anderem, denn eitel Toasten und FahnenSchwenken, aus einer ununterbrochenen Reihe jener „feierlichen Augenblicke“, welche man mit unserem verehrten Reichstagspräsidenten, dem das Schicksal ein ungewöhnliches Maß von solchen repräsentativen Momenten zugebilligt hat, wiederholt für „die schönsten seines Lebens“ erklären, „als das werthvollste Vermächtniß seinen Kindern und Enkeln überliefern“ möchte. Nun sind wir wahrlich nicht die schadenfrohen Störenfriede, die all diesem bekanntlich „nie enden wollenden“ Jubel durch grämlichen Einspruch wider seinen Willen ein Ende zu bereiten suchten, wir wissen vielmehr recht wohl, daß auch das ernste Schauspiel der Geschichte, wie die Menschen einmal sind, immerdar durch einige opernhast ausgestaffirte Scenen mit heiterem Gepränge umgeben werden muß: „Unzählige selige Leute — so ging es und geht es noch heute!“ Nur daß man nicht diesen fröhlichen Schein für das eigentliche Wesen nehme, daß man die Symptome als solche von der Sache selbst zu trennen und beides nach seinem wahren Werthe zu schätzen wisse!

Daß die fürstlichen Begegnungen im Allgemeinen vorzugsweise zur „illustrierten“ Welthistorie gehören, wird Niemand bezweifeln; denn diese „illustren“ Personen pflegen ja die innere Bedeutung ihres Amtes auch äußerlich erkennbar in Tracht und Sitte auszuprägen. Kommen ihrer nun mehrere und zwar von den allervornehmsten zusammen, so mag der Wochenzeichner wohl die Augen aufthun, daß ihm nichts von all dem Schmutz und Glanz entgehe, und der Berichterstatter wird Mühe haben, auch nur an-

nähernd in Worten die Erschütterung auszudrücken, in die sein begeistertes Trommelfell von dem gewaltigsten aller Riesenzapfenstreiche versetzt worden. Leider sind nun aber diese Dinge doch nicht für „Jedermann im Volke“ die Hauptsache; mit Bedauern nimmt namentlich die Nachwelt wahr, daß in den Geschichtsbüchern so oft über diese Außenseite der Erscheinung der innere Vorgang der Begebenheit, das verborgene Spiel der eigentlich bewegenden Kräfte vergessen worden. Erinnern wir uns nur einmal eines der ältesten Fürstenbesuche, von denen die Ueberlieferung zu reden weiß, ich meine die Zusammenkunft der Königin von Saba mit Salomo. Da erfahren wir freilich, wie die Herrscherin aus Reicharabien in Jerusalem ankam „mit einem sehr großen Zeug“ und besonders mit einem zahlreichen Gefolge von Kameelen, wir erfahren, wie sich die Monarchen beschenkten mit Gold, Spezerei und Edelsteinen — Orben trug man damals noch nicht auf der meist nackten Brust —; allein, was doch ohne Zweifel weitaus interessanter wäre: von den Räthseln, mit denen sie „ihn zu versuchen kam“, vernehmen wir auch kein Sterbenswörtchen, wir müssen uns mit dem recht officiösen Berichte begnügen: „Und da sie zum Könige Salomo hinein kam, redete sie mit ihm alles, was sie vorgenommen hatte; und Salomo sagte ihr alles, und war dem Könige nichts verborgen, das er ihr nicht sagte.“ Unsere Leser werden uns gern auf unser ehrliches Gesicht glauben, wenn wir versichern, von dem gegenwärtigen Berliner Kaisercongresse genau soviel zu wissen, wie der jüdische Verfasser des ersten Buches der Könige von der damaligen Begegnung. Da aber seit einigen Wochen bereits in den Zeitungen mancherlei Stimmen laut geworden über die Räthsel, mit denen die hohen Häupter oder ihre Minister einander versuchen wollen, so dürfen auch wir unsere bescheidene Meinung nicht gänzlich verhalten.

Zwei Ansichten stehen einander hauptsächlich gegenüber, die wir beide für gleich einseitig und übertrieben halten: die einen erwarten von den Berliner Dreikaisertagen ganz neue, die Zukunft gestaltende oder doch beherrschende Beschlüsse; das magische Schattenbild der heiligen Allianz im Sinne, sehen sie einen Wiener Congreß im Kleinen vor den erhitzten Augen. Die anderen halten die ganze Zusammenkunft für einen sehr unschuldigen Scherz; „die Gesichte der Völker“, meinen sie mit Herrn von Rémusat, „hängen in unserer Zeit nicht mehr von den persönlichen Sympathien oder Antipathien der Souveräne ab, sondern die Interessen seien für die Politik der Cabinetts bestimmend.“ In gewissem Maße nun ist der letztere Ausspruch allerdings wahr; aber schon der Umstand, daß er aus dem Munde des französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten kommt, gibt ihm einen verdächtigen Beischmack von sauren Trauben. Prüfen wir daher die Frage im Einzelnen mit aller Ruhe des beschränkten Unterthanenverständes.

Zunächst — wir greifen auf unsere einleitenden Gedanken zurück — erblicken wir in dem Berliner Congresse freilich nur ein Symptom. Die drei Mächte wollen sich nicht erst einander nähern, weil sie dazu das Bedürfniß fühlen, sondern sie sind durch die Ereignisse einander genähert worden und geben dieser Sachlage durch eine persönliche Berührung ihrer Spitzen einen angemessenen Ausdruck. Für die alte Jungfer Europa ist nicht, wie 1814, ein neues Gewand erst zuzuschneiden, vielmehr handelt es sich darum, dem, das sie heute trägt, womöglich eine gewisse Dauerhaftigkeit zu verleihen, vielleicht höchstens hier und da ein Bändchen draufzusetzen oder ein paar Flecken zu „entfernen“, wie die Reinigungskünstler sagen. Mit einem Worte: der eminent friedliche Charakter der Zusammenkunft unterliegt keinem Zweifel. Der militärische Prunk, den man dabei entfalten wird, darf Niemanden irreführen. Paraden dienen selbst unter dem kriegsscheuen Könige Friedrich Wilhelm IV. dazu, hohen Gästen eine Aufmerksamkeit zu erweisen; man kennt das in Berlin nicht anders, jeder zeigt, was er kann und hat, und Genssen gibt's nun einmal an den Gehängen des Kreuzberges nicht zu erjagen. Zwischen einander fühlen die drei Mächte augenblicklich nicht die geringste, Verwicklungen verkündende Differenz, das beweist eben die Thatsache der höflichen Begegnung selber; daß sie aber gemeinsam irgend eine Action auch nur für ferne Zukunft in Aussicht nehmen sollten, daran ist nicht zu denken. Ein Polen, wie vor hundert Jahren, ist nicht mehr zu theilen, Frankreich ist kein Gegenstand mehr für gemeinsame Besorgniß, im Orient ist dafür gesorgt, daß die russischen und österreichischen Interessen einander die Wage halten. Auch persönliche Neigung zum Kriege darf man bei den drei Herrschern, ja selbst bei ihren Umgebungen nicht voraussetzen. Die Hohenzollern haben an Kriegsrühm genug mindestens bis in die folgende Generation — was könnten sie mehr gewinnen, als sie schon errungen? Oestreich dürfte durch üble Erfahrungen hinlänglich belehrt und zudem durch innere Schwierigkeiten gebunden sein; Kaiser Alexander endlich wird in der weisen Friedensliebe, die ihm ohnehin natürlich scheint, durch die Gemüthlichkeit des ihm so herzlich nahestehenden Berliner Hofes nur bestärkt werden. Ueberhaupt wird dies die allgemeine Folge der Begegnung sein: wenn drei in gemeinsamem Verlangen zusammentreffen, so summirt sich nicht bloß, nein, es multiplicirt sich dies Verlangen wechselseitig. Nicht minder friedlich muß der Congreß auch auf die Unbetheiligten wirken: der Bestätigungskampf, welcher der Besignahme des Elsasses leider wohl ebenso unausbleiblich folgen wird wie einst der Eroberung Schlesiens, ist dadurch auf eine Reihe von Jahren mindestens hinausgeschoben; denn ohne eine continentale Allianz könnte Frankreich in nächster Zeit diesen Kampf ebensowenig wagen wie einst Oestreich den siebenjährigen. Die Milliarden werden also

ruhig gezahlt, die reichsländischen Zustände consolidirt werden, das Frankreich des Herrn Thiers wenigstens wird mit uns in Frieden leben, die Conferenz mithin — in anderem Sinne freilich, als die Franzosen meinen — gerade ihnen zum Segen ausschlagen.

Was nun sonst an gemeinsamen Fragen zukünftiger Politik im Schooße der Ostmächte verhandelt werden sollte, läßt sich nicht recht absehen. Man könnte an die kirchliche erinnern und an die sociale, soweit sie sich „international“ nennt. Was die Stellung und Haltung der römischen Kirche anlangt, so darf diese allerdings als generelle Feindin der drei Mächte wie aller Staaten überhaupt bezeichnet werden. Aber universelle Normen für die Behandlung dieser Feindin würden, bei dem ganz individuellen Bedürfnisse jedes der drei Reiche, geringen practischen Werth haben. Selbst, wovon man in jüngster Zeit soviel geredet, die etwa bei dem nächsten Conclave zu ergreifenden Maßregeln wird sich jede Regierung einzeln zu überlegen und zu wählen haben. Ueberdies steht das sogenannte Recht der Exclusive Rußland gar nicht, Deutschland wenigstens herkömmlich nicht zu. Und dann, was würde auch die sorgfältigste Zuchtwahl unter den Cardinälen dem Interesse der Staaten nützen? Diese würden wie weiland Kaiser Friedrich II. immer „einen Freund unter den Cardinälen verlieren, um einen feindlichen Papst wiederzufinden.“ Darum hierin je schlimmer, desto besser! Der Streit wider die Hierarchie, der für uns unversöhnlich ist und unversöhnlich sein soll, kann nur von den einzelnen Staaten innerhalb ihres Machtgebietes kräftig geführt und siegreich beendet werden.

Nicht anders steht es unseres Bedünkens mit der „Internationalen“; ihr Name nennt ihre Feinde, es sind die einzelnen, staatlich organisirten Nationen; auch hier handelt es sich daher um eine Reihe von Einzelkämpfen. Was man zu Berlin darüber gemeinschaftlich beschließen könnte — und Neigung dazu dürfen wir bei den noch immer etwas revolutionscheuen Fürsten und Ministern allerdings voraussetzen —, das wird schließlich auf gewisse Polizeiconventionen hinauslaufen, von denen man nicht vorauszusagen vermag, ob sie mehr frommen oder durch vorzeitiges Geräusch mehr schaden würden. Denn mit einer theoretischen Berathung über die realen Elemente der socialen Fragen selbst werden sich doch die Potentaten gewiß nicht abgeben; auch dürften die Wahrnehmungen irgend welcher umhergeschickten Regierungsagenten, die sich auch einmal mit öconomischen Theorien befaßt haben, kein ausreichendes Material dafür darbieten. Diese Fragen werden durch Wissenschaft und gesellschaftliche Erfahrung im Bunde gelöst werden; Staatsgesetze werden ihrer Lösung zum Ausdruck verhelfen, nicht Cabinetsverträge.

Für eins freilich wären die Cabinette competent, für völkerrechtliche

Berabredungen. Welch segensvolles Andenken würde sich an die festlichen Septembertage knüpfen, wenn die Forderungen der Humanität, die der große Krieg so eindringlich gepredigt, eine feierliche Sanction, ob auch vorerst nur unter den drei Reichen des Ostens, erhielten! Sofort würden ja die kleineren Mächte sich dem hohen Beispiele anschließen und hernach würden selbst die Seemächte nicht lange mehr in ihrem hartnäckigen Egoismus, noch auch Frankreich in der Verwilderung seines nationalen Gemüthes auf die Dauer verharren können. Sind diese Dinge etwa nicht spruchreif? Ist doch die Wissenschaft wie die öffentliche Moral seit dem Kriege nicht müßig gewesen, sie zu überdenken, sie mit edler Wärme zu discutiren? Aber noch verlautet nicht, daß die Kaiser oder ihre Räte ihnen ihre Obforge zugewandt hätten; erinnert man sich des Verbots der kleinen Sprenggeschosse, das unlängst aus der persönlichen Initiative des Czaren hervorging, so möchte man die Hoffnung nicht sinken lassen, aber etwas vollständiges oder auch nur bedeutendes darf man nach dieser Richtung leider schwerlich erhoffen.

An das unermessliche Reich der Zukunft grenzt in den Gedanken und Reden der Menschen allemal das leichter überschauliche der Vergangenheit. Soweit dies schmerzliche Erinnerungen für eine der an der Conferenz beteiligten Dynastien in sich birgt, wird das Zartgefühl der anderen sacht darüber hinweggleiten; in dieser Hinsicht haben unsere Fürsten sich jenen „Edelmuth der alten Rittersitten“ bewahrt, den im gewöhnlichen Leben schon Ariost vermißte: „Die Nebenbuhler waren, die entzweit im Glauben waren, litt'ren Schmerz noch litten am ganzen Leib vom feindlich wilden Streit, frei von Verdacht und in Gemeinschaft ritten sie durch des krummen Pfades Dunkelheit“ u. s. w., wie man bei Schiller nachlesen mag. Und was sollte überhaupt die Mächte bewegen, auf die Politil der Vergangenheit zurückzugreifen? Man wird an den Art. V. des Prager Friedens erinnern, der Oestreich noch immer das Recht giebt, an die Abstimmung in Nordschleswig zu mahnen. Wie inzwischen der Weltlauf gegangen, dürfte es indeß kaum nöthig erscheinen, auf diese verharschte Narbe noch ein neues Pflaster zu legen; jene Abstimmung ist wie die „internationale, unabhängige Existenz“, die Art. IV. den süddeutschen Staaten verbürgte, in den Wogen der Geschichte untergegangen, und wer möchte viel nach so werthlosen Perlen tauchen? Im Gegentheil wird vielleicht mancher in Erinnerung an frühere Beispiele gegenseitige Gebietsgarantien von den Verhandelnden erwarten. Aber diese Luxusartikel hat selbst unsere Diplomatie längst als solche erkannt; sie können — in sich genau so lange haltbar, als die Gemeinschaft der Interessen dauert — höchstens als Demonstration nach außen vernutzt werden, und daß sie da eher aufregend wirken würden, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Eins vor allem erfüllt den Deutschen mit stolzer Befriedigung: die

Zeiten sind vorüber, wo unsere Regierungen über unsere inneren Angelegenheiten mit Oestreich oder gar Rußland Rath pflegen konnten. Deutsche Verfassung ist kein internationaler Gegenstand mehr. Wenn daher auch die Reichsfürsten zahlreich in Berlin erschienen sind, so ist's geschehen, weil es sich für sie ziemt, die Festtage ihres Kaisers gesellschaftlich zu verherrlichen. Das Fernbleiben der einen zeigt, was das Kommen der anderen bedeutet: eine Artigkeit und nichts weiter. In diesem Sinne darf man sich auch darüber sorgloser Fröhlichkeit hingeben, daß — wenn die Zeitungen anders wahr berichten — „viele deutsche Standesherrn“ sich nach der Kaiserstadt aufgemacht haben. Ja wohl, meine Herren Mediatisirten, freilich nicht im Bundesrathe, aber dort am Kaiserhofe ist Ihr Platz; wenn es sich anders verlohnte, verschlissenen historischen Flitter wieder aufzuputzen, würden wir Ihnen gern ein Duzend oder mehr Erzämter bei Keller und Küche gönnen, zum Troste für das, was Sie doch nun einmal für immer verloren haben!

Auch von der Welfensache, ja von der braunschweigischen Erbfolge haben die Vermuthungseligen unter den Journalisten hin- und hergeschrieben. Und hier ist allerdings ein Punkt, wo trotz der Versicherung des Herrn Rémusat die persönlichen Empfindungen der Souveräne noch in's Spiel kommen. Ohne Zweifel herrscht an unserem Kaiserhofe die großmüthige Neigung, dem eigensinnigen Fürstenhause noch einmal die Hand zur Aussöhnung zu bieten. Aber wir hegen die Zuversicht, daß darunter nur die Freigebung der sequestrierten Abfindungsgelder zu verstehen sei. Mit Braunschweig wird seiner Zeit geschehen, was Rechtens ist. Für eine Festsetzung solches Rechtes jedoch wäre ein internationaler Fürstentag natürlich der ungeeignetste Ort, sie ist lediglich eine nationale Angelegenheit. Wie wir im Volke darüber denken, weiß unsere heutige Regierung und werden die künftigen ihrerzeit erfahren. So sehr wir einverstanden sind mit der Erhaltung der erlauchten Geschlechter, die mit uns in's neue Reich eingetreten sind, so entschieden wünschen wir doch, daß, wenn einmal die Natur selbst ihre Hand von deren Erhaltung abzieht, man keinen künstlichen Ersatz für sie schaffe; als solchen aber müssen wir jede Seitenverwandtschaft betrachten, die nicht die Gewähr nationaler Erziehung, ja einheimisch verlebter Jugend mit sich bringt! Der Heimfall der Lehen war eine gute, wohl zu conservirende Gewohnheit des alten Reiches. Wir alle halten heut vielleicht Preußen als kaiserliche Hausmacht für groß genug; niemand aber wird behaupten, daß es nicht viel, viel größer werden dürfte, so lange dies Wachsthum ein natürliches wäre. Und damit wollen wir zur Genugthuung unserer Leser diese Phantasien eines völlig Uneingeweihten schließen mit dem herzlichen, nach Berlin gerichteten Wunsche: Vergnügte Feiertage!

Alfred Dove.

Die deutsche Militär-Straf-Prozessordnung.

Mit dem 1. October 1871 erlangt das einheitliche deutsche Militär-Strafgesetzbuch Gesetzeskraft. Wir begrüßen mit Freuden diesen Fortschritt auf dem Gebiet der Militär-Gesetzgebung. Wenn auch dem bürgerlichen Recht gegenüber manche härtere Strafen¹⁾ haben beibehalten werden müssen, so ist die neue Codification doch ein durch verständigen patriotischen Compromiß zwischen der Reichsregierung und der nationalen Vertretung zu Stande gebrachtes großes Werk. Anerkannt ist das neue Militär-Strafgesetzbuch für das deutsche Reich das beste, das gegenwärtig vorhanden ist; mag auch immerhin der leichtsinnige Franzmann in seiner Begriffsverwirrung über militärische Ehre stugig werden beim Hinblick auf den § 159, welcher den unter Bruch des gegebenen Ehrenworts entweichenden Kriegsgefangenen mit der Todesstrafe bedroht. Wir haben eben ein deutsches von deutschen patriotischen Ehrenmännern sorgfältig discutirtes, und kein französisches Gesetzbuch vor uns. Aber mit dem materiellen Strafrecht ist es nicht abgethan, eminent reformbedürftiger ist die preussische Militär-Strafprozessordnung, welche in Folge der Bundesverhältnisse in ganz Deutschland mit Ausnahme von Baiern und Württemberg eingeführt ist. Wir stoßen hier auf einen der größten Schäden in der bestehenden Bundesgesetzgebung. Die Cultur, welche alle Welt belebt, hat auf das Militär-Strafverfahren am wenigsten sich erstreckt. Die bestehende deutsche Militär-Strafprozessordnung trägt nach Standpunkt und Inhalt das Gepräge veralteter Satzungen an sich, die ebensowohl dem Stande der heutigen Rechtswissenschaft und den Gesetzen der Humanität als dem Grundgedanken des modernen constitutionellen Rechts widersprechen. Zum Glück können wir den bestehenden Rechtszustand auf diesem Gebiet nur als einen provisorischen betrachten, der im Interesse der einheitlichen Bundesorganisation interimistisch eingeführt ist; denn bereits im März 1870 beschloß der norddeutsche Reichstag: den Bundeskanzler aufzufordern, spätestens gleichzeitig mit der neuen Strafprozessordnung eine Reform der Militär-Gerichtsbarkeit vorzubereiten, und zwar auf der Grundlage, daß das Militär-Strafverfahren mit den wesentlichen Formen des ordentlichen Civilprozesses umgeben und die Zuständigkeit der Militärgerichte im Frieden auf Dienstvergehen der Militärpersonen beschränkt wird. Darum ist es gewiß von Interesse, gerade jetzt, wo ja die gesetzgeberische Vorlage des Bundesraths in naher Aussicht steht, unsere Leser auf die Krebschäden der bestehenden Gesetzgebung aufmerksam zu machen, und die Grundzüge hervorzuheben, von denen die Reform der Militär-Strafprozessordnung ausgehen muß.

Während innerhalb des deutschen Bundes, mit verschwindenden Ausnahmen, die Prinzipien des Anklageprozesses, der Mündlichkeit, der Oeffentlichkeit und Unmittelbarkeit zur Geltung gelangt sind, gilt leider in dem Geltungsbereich des preussischen Militär-Strafverfahrens im Wesentlichen noch der alte geheime Inquisitionsprozeß, also eine Rechtsform, die in der öffentlichen Meinung aller civilisirten Völker verurtheilt ist. Betrachten wir die sogenannten kriegsrechtlichen Fälle, im Gegensatz der einfachen standrechtlichen, so ist die Beurtheilung der folgenschweren Frage: ob auf erhobene Beschuldigung Verfolgung eintreten oder das Verfahren eingestellt werden soll? lediglich in die Hand des Gerichtsherrn, d. h. des betreffenden höheren Militär-Befehlshabers gelegt, welcher auf Vortrag des militärgerichtlichen Beamten, des Auditeurs, entscheidet. Welcher Contrast gegen das bei unsern bürgerlichen Gerichten von schützenden Garantien umgebene Verfahren! Hier liegt die Beantwortung der Frage nicht lediglich in der Hand des Voruntersuchungsrichters, auch nicht etwa lediglich in der Hand des Staatsanwalts, sondern es entscheidet darüber nach Prüfung des Falles vom thatsächlichen und rechtlichen Standpunkte ein unabhängiges Richtercollegium durch gerichtlichen Beschluß.

Bei unseren Civilgerichten bildet ferner die vom Staatsanwalt einzureichende Anklageschrift in Verbindung mit dem Beschlusse des Richterscollegiums die Basis des weiteren Verfahrens. Deren Mittheilung bietet zugleich für den Angellagten das Mittel dar, sich auf seine Vertheidigung vorzubereiten. Der Militär-Strafprozeß kennt eine solche Anklageschrift nicht, sondern das Verfahren entwickelt sich der Art, daß der Auditeur unter Assistenz von ein oder zwei sogenannten untersuchenden Officieren die Verhandlung fortsetzt, bis er die Sache zum Spruch reif findet. Hierauf wird der Schlußtermin abgehalten, und auf den Vortrag des Auditeurs durch den Gerichtsherrn, den vorerwähnten Militär-Befehlshaber, das Spruchgericht bestellt.

Für die Beurtheilung in der Strafprozessordnung ist die Frage: wie die Vertheidigung zu organisiren? von einer entscheidenden, in erster Linie stehenden Bedeutung. In unserem Civil-Strafverfahren ist für die Hauptverhandlung der freieste Spielraum gelassen. Dagegen ist die Vertheidigung bei den Militär-Strafgerichten in einer Weise beschränkt, wie es heutzutage bei den in das Volksbewußtsein gedrungene Fortschritten der Rechtswissenschaft kaum erklärlich ist. Eine Vertheidigung ist nämlich schlechterdings ausgeschlossen vor dem Standrecht, d. h. vor der niederen Militär-Strafgerichtsbarkeit. Es ist dem Angeklagten nur gestattet, die Vertheidigungsmomente zu Protocoll zu geben. Ist er dazu nicht qualificirt, dann muß er sein Schicksal in die Hände des Auditeurs beziehungsweise des Stand-

rechts legen. Bei dem kriegsrechtlichen Verfahren ist ihm die Vertheidigung durch einen andern zwar gestattet, aber selbst bei gemeinen Verbrechen und Vergehen, die nicht militärischer Natur sind, darf er sich einen rechtsverständigen Vertheidiger nur dann wählen, wenn die strafbare Handlung mit einer mehr als dreijährigen Freiheitsstrafe bedroht ist. Sind militärische Verbrechen in Verfolgung, so darf der Angeklagte den Vertheidiger nur aus dem Militärstande und auch nur in dem Falle wählen, wenn das Verbrechen mit mehr als zehnjähriger Freiheitsstrafe bedroht ist. Die Vertheidigung erfolgt auch stets nur schriftlich oder zum gerichtlichen Protocoll. Nur in dem einen Falle, wenn es sich um Leben und Tod handelt, wird der Vertheidiger persönlich vor dem erkennenden Gericht mit seiner Vertheidigung gehört. Dagegen steht der Auditeur, welcher bis dahin die ganze Verhandlung in seiner Hand gehabt, persönlich vor dem Gerichte, er hat das Recht der freien Rede, spricht die erkennenden Richter an, setzt ihnen das thatsächliche Verhältniß auseinander, und hat das nach seiner Ueberzeugung zur Anwendung kommende Strafgesetz zu bezeichnen. Der Auditeur ist also der allmächtige Dirigent des Prozesses. Es ist demselben eine Art juristischer Zwitertolle beigelegt; er erscheint als Ankläger und Vertheidiger, als Inquirent und Referent. Auf der andern Seite ist ihm aber wiederum die nicht gerade würdige Rolle eines figurirenden Statisten angewiesen; denn in dem Augenblick, wo sich der Brennpunkt des ganzen Verfahrens bildet und es zur Abstimmung über das zu erlassende Erkenntniß kommt, muß er verstimmen, da ihm das Gesetz nur eine berathende und keine entscheidende Stimme beilegt.

Führen wir uns den Gerichtshof vor, der in und nach dem Schlußtermin in Function tritt, so hat das Verfahren wiederum, mit Ausnahme des Umstandes, daß die Anwesenheit des Angeklagten stattfindet, kaum eine Ähnlichkeit mit dem vor den bürgerlichen Gerichten. Bei den letzteren erfolgt im öffentlichen und mündlichen Verfahren die Aufnahme der Beweise, und zwar vor versammeltem Gerichtshof, in Gegenwart des Angeklagten, des Vertheidigers und des Staatsanwalts. Bei den Militärgerichten findet die Oeffentlichkeit nicht statt, und das Mittel zur Information der Spruchrichter besteht darin, daß das Actenmaterial vollständig verlesen und nach dem Abtreten des Angeklagten durch den Auditeur über die Lage der Sache und das anzuwendende Gesetz Vortrag gehalten wird. Die unbestrittenen Vorzüge, welche ein mündliches öffentliches Verfahren vor dem schriftlichen geheimen voraus hat, finden auch im Strafverfahren vor den Militärgerichten ihre volle Geltung. Nicht ein demokratischer Gedanke liegt der Oeffentlichkeit zu Grunde, sondern die Idee des Rechtsstaates, daß die Vorgänge in den Gerichtssälen nichts enthalten, was das Auge der Oeffentlichkeit

zu scheuen habe. Allerdings steht zu erwarten, daß dieses Postulat auf militärischer Seite der stärksten Abneigung begegnen wird. Man erblickt darin die äußerste Gefahr für die Subordination und die Disciplin. Bei unbefangener Abwägung des Für und Wider müssen aber selbst die absolutesten Vertreter militärischer Autorität und soldatischer Subordination zu der Ueberzeugung gelangen, daß ihren Interessen und dem Ansehen der Militärgerichte das Geheimniß unendlich mehr Abbruch thut, als es die Oeffentlichkeit je vermöchte. Die Oeffentlichkeit wird eine Garantie für die Gerechtigkeit bieten und das Mißtrauen in der öffentlichen Meinung beseitigen, von dem zeither das militärgerichtliche Verfahren unter den zum Theil unsinnigsten Verdächtigungen und Unterstellungen begleitet wurde. Dem militärischen Bedürfniß wird dadurch genügende Rechnung getragen, daß die Oeffentlichkeit dann ausgeschlossen werden darf, „wenn das dienstliche Interesse gefährdet würde.“

Eine weitere Abnormität ist die Bildung des Militär-Spruchgerichts. Dasselbe wird für jeden speciellen Fall durch den Gerichtsherrn, den Militär-Befehlshaber, in kriegsrechtlichen Sachen aus 9 bis 11 Mitgliedern componirt und gleicht einem commandirten Militär-Detachement; denn diese Mitglieder werden gewählt nicht etwa nach einem bestimmten Turnus oder nach einer anderen durch das Gesetz präcisirten Norm, sondern lediglich nach dem discretionären Ermessen des Gerichtsherrn. Die Aufgabe dieses Spruchgerichts ist aber auch darin wieder eine ganz andere, als die des Civil-Strafrichters, daß der letztere auf Grund der gesammten sich vor ihm vollziehenden Verhandlung und auf Grund der Ueberzeugung, die er aus dieser Verhandlung schöpft, seinen Spruch fällt. Die Militärgerichte dagegen sind noch heute auf die veraltete Beweistheorie der preussischen Criminalordnung angewiesen. Darauf beruht es, daß noch heute von den Militärgerichten in Ermangelung eines vollständig geführten Beweises auch auf vorläufige Freisprechung und auf außerordentliche Strafe erkannt werden kann, und daß bei völliger Freisprechung noch unterschieden wird, ob sie wegen erwiesener Unschuld oder wegen nicht erwiesener Schuld erfolgt. Für die Urtheilsfindung ist das System der Klassen-Abstimmung eingeführt. Hiernach findet keine allgemeine Berathung der Richter und keine Abstimmung der Einzelnen statt, vielmehr berathen die 5 militärischen Richter klassenweise, d. h. nach Chargen, und die Richter jeder Klasse geben ein gemeinschaftliches Klassenvotum ab. Das Urtheil wird nach dem Ergebnis der Klassenwota abgefaßt. Für die Klassenabstimmung wird geltend gemacht, daß sie einerseits die selbständige, von den Einflüssen und der Autorität der Oberen unabhängige Abstimmung, namentlich der unteren Klassen, sichern, andererseits durch das Wegfallen einer allgemeinen Discussion Insubordinationen vermieden würden.

Indessen sind diese Gründe nicht überwiegend. Man darf auch den untersten Chargen soviel Selbständigkeit zutrauen, daß sie ihre eigene Ansicht gegenüber der ihrer Vorgesetzten festhalten. Eine Discussion zwischen Untergebenen und Vorgesetzten wird aber nicht zur Insubordination führen, wenn der Vorgesetzte die Debatten durch seine Autorität in gemessenen Schranken hält. Es ist zu erwägen, daß bei der klassenweisen Verathung der Hauptvertheil der allgemeinen Discussion, d. h. die Aufklärung und Belehrung der weniger erfahrenen Mitglieder durch die besseren (also vorzugsweise der unteren Chargen durch die oberen) vereitelt wird. Das Bedenkliche dieses Systems liegt aber darin, daß hiernach ein Urtheil nach der Ansicht der Minorität der Botanten möglich ist, wenn solche die Majorität der Klassen bildet.

Man hat zu Gunsten der jetzt bestehenden Militär-Strafgerichte häufig geltend gemacht, sie seien unseren Schwurgerichten verwandt. Insoweit die Institution von dem Prinzip der Parität ausgeht, ist dies allerdings richtig. Auch beruht das *judicium parium* durch Standesgenossen auf einem gesunden, den Verhältnissen entsprechenden Grundgedanken. Aber dennoch gestattet die bestehende Institution keine Vergleichung mit den Schwurgerichten und gewährt nur eine schattenhafte Erinnerung an die altdeutsche Jury. Die unseren Geschworenen gestellte Aufgabe besteht darin, über die Thatfrage, über das Schuldig und Unschuldig zu entscheiden; die weiteren Aufgaben, nämlich die Subsumtion des Falles unter das Gesetz und die Abmessung der Strafe fallen dagegen dem gelehrten Richter anheim. Bei den Militärgerichten müssen alle diese in 3 Abstufungen sich zergliedernden Fragen von deren Mitgliedern, also von Laien, entschieden werden. Wenn man erwägt, daß viele Rechtsmaterien selbst für gewiegte Juristen große innere Zweifel in sich tragen, so ist in vielen Fällen den Militärgerichten eine fast unlösbare Aufgabe gestellt. Die Leitung einer mündlichen Hauptverhandlung verlangt eine rechtsverständige und rechtsgeübte Hand, wie sie einem präsidirenden Officier nur in den seltensten Fällen beiwohnen wird. Ein brennendes Beispiel gibt die kürzlich vor einem französischen Kriegsgericht verhandelte *cause Célèbre* gegen den Exgeneral Cremer und gegen de Sevres, welcher unter Gambetta als Beamter im Kriegsministerium angestellt und von demselben in besonderer Mission nach der Ostarmee abgesendet war. Beide waren unter Anklage gestellt, weil sie den Gewürzträger Arbinet, als der Spionage verdächtig, ohne Urtheil hatten erschießen lassen. Der Marschall-Präsident Baraguay d'Hillier hatte nur die Frage wegen vorsätzlicher Tödtung gestellt, worauf selbst bei mildernden Umständen eine fünfjährige Haft gesetzt ist. Die Stellung der Subsidiärfrage wegen fahrlässiger Tödtung war vergessen worden. Gleichwohl hat das Kriegsgericht, ohne die Nullität

seines Urtheils zu beachten, über die Subsidiärfrage geurtheilt und demgemäß die Strafe von einem Monat Gefängniß dictirt. Beweis genug, wie mißlich es unter Umständen sein kann, wenn in den Kriegsgerichten das juristische Element nicht vertreten ist. Darum müssen wir uns für die Einrichtung ständiger Militärgerichte aussprechen, die, zusammengesetzt etwa im Verhältniß von 2 zu 3 aus Mitgliedern der Landesgerichte und Officieren der Armee, eine endgiltige Entscheidung treffen. Werden diese Militärgerichte organisch verbunden mit den Regimentsstäben einerseits und den ordentlichen Collegialgerichten der Garnisonorte andererseits, so würde dadurch unter normalen Friedenszuständen eine haltbare, der jetzigen Ordnung unendlich vorzuziehende Einrichtung in's Leben gerufen. Dem genossenschaftlichen Element würde dadurch Rechnung getragen, daß bei schwereren Straffällen, etwa unter analogischer Anwendung der Kompetenzverhältnisse für die Civil-Schwurgerichte, Militär-Geschworene zugezogen werden, die über die Thatfrage zu entscheiden haben, wobei jedoch dem Angeklagten das Recht zustehen muß, einen Theil ohne Angabe und Beweis vom Grunde abzulehnen. Für jedes noch so kleine Vergehen diesen weitläufigen Apparat einzuführen, erscheint kein Bedürfniß. Ohnehin ist bei der Mehrzahl der von Gemeinen oder Unterofficieren verübten Delicte die unterste Klasse ein offenbar bedeutungsloser Factor der bestehenden Gerichtsverfassung. Wir erinnern nur an das bei preussischen Kriegsgerichten wiederholt vorkommende Beispiel, daß die Gemeinen auf die an sie gerichtete Frage: wofür sie stimmen? die Antwort geben: „Wie der Auditeur befohlen haben“; wobei ihnen erst auseinandergesetzt werden muß, daß es nicht befohlen ist. Wir würden es daher in Uebereinstimmung mit der bairischen Militär-Strafprozessordnung für angemessen erachten, den Stand der Gemeinen zu dem Geschworenendienst nicht zu berufen.

Zu den nicht berechtigten Eigenthümlichkeiten des bestehenden Verfahrens gehört ferner die Beschränkung der Rechtsmittel und das Bestätigungsrecht der Erkenntnisse.

Während eine Reihe neuer Militär-Strafprozessordnungen, namentlich die von Frankreich, Italien, Baiern, Württemberg u., auch für die Militärgerichte den Grundsatz aufstellen, daß die Erkenntnisse sofort rechtsbeständig werden, aber mit den Rechtsmitteln angefochten werden können, wie dies bei den bürgerlichen Gerichten der Fall ist, stellen andere, namentlich die älteren Gesetzgebungen, wie z. B. England, Oestreich, Preußen und Amerika den Grundsatz auf, daß die Militärgerichte erst durch die erfolgende Bestätigung rechtsbeständig und vollziehend werden.

Nach dem letzten System ist das von dem Militärgericht erlassene Erkenntniß eigentlich ein bloßes Gutachten, und wird zur Prüfung vom mili-

tärischen und rechtlichen Standpunkte an die obere Commandostelle eingesendet, welche nach erhobenem Gutachten einer militärjuristischen Behörde (Generalauditoriat, Oberkriegsgericht, haute cour militaire) dasselbe bestätigt, mildert oder cassirt. Geschieht das letztere, so erneuert sich das Verfahren vor einem anderen Spruchgericht. Als Folge davon kann es sich ereignen, daß ein Angeschuldigter, welcher der That an sich geständig ist, den aber das Kriegsgericht freigesprochen hat, weil es glaubte, die That nicht unter das Strafgesetz subsumiren zu können, durch ein späteres Kriegsgericht verurtheilt wird. Ferner kann der Fall eintreten, daß der Angeschuldigte, der zuerst wegen einfachen Diebstahls zu einer gelinden Strafe verurtheilt wurde, durch ein späteres Kriegsgericht wegen schweren Diebstahls zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt wird.

Vom militärischen Standpunkt wird das Bestätigungsrecht vertheidigt durch folgende Erwägungen: „Die Militärrichter können zwar für ihre Aussprüche nicht verantwortlich gemacht werden, keineswegs sind sie aber in dem Sinne unabhängig, daß ihr Ausspruch nicht von einer höheren Stelle corrigirt werden könne. Im Gegentheil machen es höhere militärische Rücksichten nothwendig, daß die Handhabung der Disciplin und Strafgewalt nicht Organen überlassen sei, die von dem Kriegsherrn unabhängig sind, wodurch sich die Möglichkeit einer Existenz unabhängiger Richter für das Militär-Strafverfahren von selbst verbietet. Die Spruchgerichte erscheinen nur als begutachtende Stellen.“

„Den militärischen Behörden würde die Handhabung der Disciplin öfters ganz unmöglich sein, wenn Militärgerichte, von abweichenden Grundsätzen ausgehend, Vergehen, deren strenge Bestrafung im Interesse der Disciplin vom Obercommando für wesentlich erachtet wird, mit leichten Strafen belegten oder leichte Verstöße mit schweren ahndeten. Eine derartige Praxis würde bei den Truppen die nothwendigen gleichförmlichen Anschauungen über die Erfordernisse der Disciplin aufheben, auch das Ansehen der Vorgesetzten untergraben.“

Niemand kann mehr überzeugt sein als wir, daß die Begründung und Erhaltung der Mannszucht ein unabweisliches Bedürfniß des Heeres ist; aber dennoch müssen wir uns gegen das Bestätigungsrecht der Erkenntnisse durch den Oberbefehlshaber aussprechen. Auch die Militär-Gesetzgebung darf das Wesen der Justiz nicht verläugnen, welches darin besteht, daß das, was der Richter als Recht erkannt hat, nicht aus anderweiten Rücksichten umgestoßen werden kann. Das herrschende System der Bestätigung ist mit dem mündlichen Verfahren nicht vereinbar, und nährt Mißtrauen gegen die unparteiliche Handhabung der Rechtspflege. Die Institution stammt aus der Zeit des Absolutismus, der es mit einem zusammengewürfelten Söldner-

heere zu thun hatte. Aber es handelt sich nicht mehr um eine Soldateska, sondern um das deutsche Volk in Waffen. In einem Staate wie Deutschland, dessen Armee durch den Eintritt der Gebildeten in das Heer auf eine hohe Stufe der Bildung und Intelligenz gebracht ist, möchten wir bezweifeln, daß die Disciplin durch Beibehaltung des Princip's gehoben wird, wonach der Kriegsherr oder Gerichtsherr beliebig ein Urtheil umstoßen und ein anderes an dessen Stelle setzen kann. Bei Aufhebung des Bestätigungsrechts kann der militärische Gesichtspunkt — die gleichmäßige Handhabung der Disciplin — dadurch gewahrt werden, daß den Militärbehörden die Nichtigkeitsbeschwerde gegen das Erkenntniß eingeräumt, und denselben damit die Möglichkeit gegeben ist, die Beurtheilung des Falles an ein aus Juristen und Officieren zusammengesetztes Collegium zu bringen, welches mit den militärischen Grundsätzen wohl vertraut ist. Endlich müssen wir noch die wichtige Gesetzgebungsfrage, von deren Beantwortung das Wohl und Wehe der ganzen Reform abhängt, zur Discussion ziehen. Es ist dies die Frage über den Umfang der Militär-Gerichtsbarkheit.

In den europäischen Staaten bestehen in dieser Hinsicht dreierlei Systeme.

1. Nach dem einen System, welches noch in einer Reihe von Staaten besteht, ist den Militär-Gerichten die Gerichtsbarkheit nicht nur über die eigentlichen Militärverbrechen, sondern auch über allgemeine Verbrechen und Vergehen den Militärpersonen überlassen.

2. Nach einem zweiten, dem ersten entgegengesetzten System verbleiben nur die eigentlichen Militärverbrechen dem Militärgerichte, während alle gemeinen Verbrechen der Militärpersonen von den bürgerlichen Gerichten verhandelt und entschieden werden; dieses System besteht in keinem europäischen Staate außer in England.

3. Endlich nach einem dritten, gemischten System sind außer den Militärverbrechen alle gemeinen Verbrechen der „im Dienst“ (bei den Fahnen) befindlichen Militärpersonen den Militärgerichten vorbehalten, während die von Personen des Beurlaubtenstandes verübten Verbrechen zur Competenz der bürgerlichen Gerichte gehören. Dieses System besteht in Frankreich, der Schweiz, Italien und Preußen.

Das Bedürfniß einer Reform der Militär-Gerichtsbarkheit in Preußen, im Sinne der Gleichheit aller vor dem Gesetz, ist nicht neu, vielmehr hat die Einschränkung der Militärgerichtsbarkheit schon zur Zeit der Wiedergeburt Preußens bei den höchsten und erleuchtetsten Staatsmännern für eine unabweisbare Consequenz der neuen Wehrverfassung gegolten. Friedrich Wilhelm III. der hochherzige Förderer und Beschützer der volksthümlichen Heeresorganisation hatte bereits in der Cabinetsordre vom 21. Januar 1808 einen Be-

richt über die Beschränkung der Militärjustiz von dem Justizminister und Generalauditoriat gefordert, in welcher Ordre es ausdrücklich heißt:

„Wichtiger als dies ist die von der Immediat-Friedens-Vollziehungscommission (Stein, Schön u. s. w.) zur Sprache gebrachte Frage, ob die Militärgerichtsbarkeit künftig nicht bloß auf Dienstfachen und Dienstvergehungen einzuschränken sei. Da die bei der neuen Organisation der Armee angenommenen Grundsätze, wonach jeder Unterthan ohne Unterschied des Standes zum Militärstand verpflichtet wird, die Einführung (dieser Beschränkung) auch hier zu erfordern scheint, so muß die Frage jetzt gründlich erörtert werden. Ich befehle Euch daher, einen Entwurf zur Einschränkung der Militärgerichtsbarkeit bloß auf Dienstfachen und Dienstvergehen auszuarbeiten u.“

Widerstand gegen diese Einrichtung erhoben damals die militärischen Autoritäten, welche eine Gefährdung der militärischen Disciplin von der Neuerung befürchteten. Dies ist denn auch das Hauptargument, welches man in der seitdem verflossenen Zeit, so oft die Frage wieder angeregt wurde, zur Geltung brachte. Damit in Zusammenhang brachte man den Geist der genossenschaftlichen Ehre, die es unabweisbar mache, die Vergehen gegen einen Soldaten nicht an die Civil- sondern an die militärischen Genossenschaftsgerichte zu verweisen, weil nur die letztern, nach allen in Betracht zu ziehenden Gesichtspunkten — namentlich bezüglich der Ehrenfolgen und der Qualification der That — den Fall zu lösen im Stande seien.

Man besorgt, daß die militärische Tüchtigkeit des Heeres gefährdet würde, wenn der Soldat auf der einen Seite unter die militärische auf der anderen Seite unter die bürgerliche Autorität gesetzt wird. Der Soldat würde, wie ein fanatischer Redner in dem preussischen Abgeordnetenhaus sich auszudrücken beliebte: „den Kreisrichter mehr fürchten, als seine militärischen Vorgesetzten“. Wir theilen nicht diesen Pessimismus. Wenn wir auch von der Ansicht ausgehen, daß die eigenthümlichen Verhältnisse des Heeres eine totale Gleichstellung der Soldaten und Bürger in strafrechtlicher Beziehung nicht gestatten, so müssen wir doch auf der anderen Seite entschieden die Frage bejahen, daß die Mannszucht des Heeres nicht gefährdet wird, wenn der Militärgerichtsstand nicht auf Vergehen ausgedehnt wird, die mit dem Dienste in keiner Verbindung stehen, und bei deren Beurtheilung dienstliche Rücksichten gar nicht in Betracht kommen. Der Soldat hört nicht auf Mensch und Bürger zu sein; eine besondere Rechtspflege steht ihm nur in dem Falle zu, wo er sich in anderen Pflichtverhältnissen befunden hat, als seine übrigen Mitbürger. Mit dieser Auffassung im Einklange steht auch die Ansicht des gediegenen Militärschriftstellers Küstow, welcher ausführt: „die Ueberweisung der gemeinen Verbrechen und Vergehen von activen Militärs

an die ordentlichen bürgerlichen Gerichte liegt im Interesse des Volkes, welches eine Trennung zwischen ihm und dem Heere unmöglich wünschenswerth finden kann, die Corps der Berufsofficiere und deren Anhänger dagegen wünschen Kastenheere, vom Volke getrennt, auf jede Weise zu erhalten, und eben darum halten sie mit Zähigkeit an der gesonderten Militärgerichtsbarkeit fest, und suchen derselben einen möglichst großen Wirkungskreis zu erhalten“.

Unsere Gegner, welche die unumschränkte Militärjurisdiction vertheidigen, gehe von der falschen Prämisse aus, daß von einer Militärperson niemals eine bloß gemeine Straftat verübt werden könne, daß vielmehr in idealer Concurrrenz neben dem gemeinen Delict des Soldaten stets zugleich ein militärisches Vergehen, die Verletzung militärischer Berufspflichten vorliege. Diese an militärischer Ueberspannung laborirende Ansicht bedarf keiner Widerlegung. Wir verweisen nur auf die Theorie des neuen Militärstrafgesetzbuchs für das deutsche Reich, welches die militärischen Verbrechen und Vergehen der Militärpersonen von den nichtmilitärischen (gemeinen) sondert. Durch diese gesetzliche Sanction wird zugleich das Bedenken beseitigt, welche eine scharfe Trennung der Militärverbrechen von den gemeinen nicht für durchführbar erachten. Wo der Fall einer wirklichen idealen Concurrrenz vorliegt, wo also durch ein und dieselbe Handlung nicht bloß ein Gesetz des bürgerlichen Rechtes, sondern auch eine Bestimmung des militärischen Rechts verletzt wird, da wollen auch wir die Militärjurisdiction in keiner Weise angreifen. Wir gehen noch weiter, und wollen selbst in einem Falle der realen Concurrrenz, wo gleichzeitig gegen eine Person des Soldatenstandes Anschuldigungen eines militärischen und gemeinen Vergehens vorliegen, im ganzen Umfange die Entscheidung über diese vereinigten Fälle dem Militärgericht überlassen. Aus gleichen Gründen der Opportunität müssen wir aber die Competenz der Civilgerichte für diejenigen Fälle der Connerität vindiciren, wo Militär- und Civilpersonen zusammen betheiligt sind. Die langjährigen Erfahrungen in Preußen haben gelehrt, daß die Bestimmung der bestehenden Militär-Strafprozessordnung, wonach in derartigen Fällen die Militärgerichte zuerst, und später die Civilgerichte erkennen sollen, zu den größten Inconvenienzen, Härten und Verzögerungen führt. In dergleichen Sachen wird niemals eine gerechte Beurtheilung erzielt, wenn nicht dasselbe Gericht alle Betheiligten vor sich stehen hat, und die Schuld der Einzelnen gegen einander abwägt. Es können bei der Sache präjudizielle juristische Fragen zur Erörterung kommen, die vorerst entschieden sein müssen, gegen sämtliche Angeklagte. Es sind Fälle vorgekommen, wo bei dem Militärgericht eine Freisprechung, dagegen bei dem Civilgericht eine Verurtheilung erfolgt ist, und umgekehrt. Aber gerade derartige Fälle haben dazu

beigetragen, das Mißtrauen in der öffentlichen Meinung zu erhöhen. In solchen Fällen durch die landesherrliche Gnade zu helfen, ist eine mißliche Sache. Die Gnade darf niemals den Beruf haben, den Mangel einer gesetzlichen Institution zu heilen.

Für alle sonstigen Fälle kann sich die Competenz nur darnach regeln, ob das Strafgesetz für das Vergehen in den bürgerlichen oder in den militärischen Gesetzen zu finden ist.

Erwähnen müssen wir noch, daß die Frage über den Umfang der Militärgerichtsbarkeit auf dem Juristentage in Heidelberg im Jahre 1869 einer sorgfältigen wissenschaftlichen Erörterung unterzogen wurde. Diese große Versammlung, deren Autorität für wichtige Gesetzgebungsfragen nicht zu unterschätzen, beschloß gegen die verschwindende Minorität von zwei vereinzelt Stimmen den Grundsatz sich anzueignen: daß die Zuständigkeit der Militärgerichte im Frieden auf Dienstvergehen zu beschränken sei. Es gibt auch durchaus keinen wissenschaftlichen Grund, der es nothwendig macht, die gemeinen Delicte der Militärpersonen den bürgerlichen Gerichten zu entziehen.

Durch Vorstehendes hoffen wir dargethan zu haben, daß das preußische Verfahren vor den Militärstrafgerichten in seinem Beginne, seinem Verlaufe und in seinem Abschlusse an so vielen Unvollkommenheiten leidet, daß eine baldige Radicalreform unabweisbar ist. Es ist dies um so nothwendiger, als mehrere deutsche Staaten durch die Einführung des preußischen Systems sich verschlechtert haben, indem ihnen dadurch eine Reihe von Garantien entzogen sind, die sie in der früheren Gesetzgebungen besaßen. Insbesondere störend ist es für den einheitlichen Heeresorganismus, daß in Baiern erst mit dem 1. Januar 1870 eine Militär-Strafprozessordnung Gesetzeskraft erhalten hat, welche mit Ausnahme der beschränkten Militärgerichtsbarkeit wohl würdig ist, als Grundlage für ein deutsches Einheitsgesetz benutzt zu werden.

Möglichste Raschheit der Procedur, Selbständigkeit der Militäruntersuchungstrichter als solcher, und ausschließliche Verantwortlichkeit derselben für ihre Geschäftsführung, Organisation ständiger Militärgerichte, Ausschluß jeder militärischen Einwirkung auf die materielle Thätigkeit der Gerichte, Anklageführung durch besondere rechtskundige Staatsanwälte, Freiheit der Bertheidigung unter gesetzlichem Schutze gegen Mißbrauch, Officialvertheidigung in Verbrechensfällen, Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Hauptverfahrens, letztere nur durch Gerichtsbeschluß da, wo es besondere dienstliche Gründe oder die Rücksichten der Sittlichkeit nothwendig machen, beschränkbar, Trennung der Thatfrage von der Rechtsfrage, nicht allein bei Verbrechen, sondern auch in Vergehenssachen, Beurtheilung der Thatfrage durch Standesgenossen als militärische Geschworene, der Rechtsfrage dagegen durch den Gerichtshof, und zwar in gemeinstrafrechtlichen Sachen ausschließlich durch

rechtshundige Richter, in militärischen theils durch Officiere, theils durch rechtshundige Richter, endlich Gewährung der im Geschworenenverfahren nach dem allgemeinen Strafproceß zulässigen Rechtsmittel — das sind die Cardinalgrundsätze, auf welche die neue bairische Codification gebaut ist, und welche die Garantie für ein den Anforderungen der Wissenschaft und Rechtssicherheit entsprechendes Strafverfahren bieten.

Es steht zu erwarten, daß die Majorität des Reichstages, wenn der Entwurf vorgelegt wird, bei ihren zeitgemäßen Beschlüssen eisenfest beharrt, mögen auch immer die Gegner der Reform ihre Polemik mit allerlei Prophezeihungen über den Untergang der militärischen Disciplin durchflechten. Gerade was schrittweise und gegen den Widerstand abgerungen wird, zeugt von der Nothwendigkeit des Abgerungenen und giebt die Garantie für die Wichtigkeit.

Recht und Pflicht der Volkskirche.*)

Immer umgibt uns bei den großen Fragen der Zeit die Gefahr, den einen Theil der Frage, der gerade unser Interesse lebhafter beschäftigt, allein in's Auge zu fassen, den anderen zu vergessen. Wenn ich sage, daß bei dem Verhältniß des Staates zur Religionsgesellschaft es oft vorkommt, daß der Eine irriger Weise nur das erste Glied des Compositums, das Religiöse bedenkt, der Andere nur das zweite Glied, das Kirchliche, Sociale, so bedarf das einer Erörterung. Denn an sich ist ja beides untränubar in dem Wort verbunden, und auch die von uns getadelte Einseitigkeit ist sich jener Zusammengehörigkeit bewußt. Jeder weiß, daß es sich um eine äußere Vereinigung handelt, und daß das Religiöse der unterscheidende Inhalt ist, auf den sich gerade diese Vereinigung bezieht. Aber ein Betonen des einen oder des anderen Moments kann doch der Untersuchung schädlich sein.

Schreiber dieses, ein theologisch gebildeter Baie in der unirten Kirche Preußens, geht aus freiem Antrieb regelmäßig in die Kirche ohne Rücksicht auf die Persönlichkeit des gerade fungirenden Geistlichen. Er hört von diesen Geistlichen niemals eine solche Anschauung vom Christenthum aussprechen,

*) Da wir d. Bl. nicht für uns selbst, sondern für so manche Leser in weiten Kreisen unseres Volkes herausgeben, so gewähren wir darin mit Freuden auch Gedanken und Wünschen Statt, die, wenn sie gleich von unserer eigenen Haltung und Neigung hie und da abweichen, doch ohne Zweifel mit Dichten und Trachten vieler unserer Freunde übereinkommen.

die er freudig in allen Punkten mitbekennen könnte. Es sind zwar gute Menschen, treu und eifrig in ihrer Art, aber sie haben zum Theil den Laienstandpunkt nie wesentlich überschritten, zum Theil das theologische Wissen wieder fortgeworfen und predigen nun das sogenannte gläubige biblische Christenthum, das gewöhnliche orthodoxe System. Da hängt das ewige Heil des Menschen an Thatfachen, die durch literarische Wunder buchstäblich genau in den Büchern des A. und N. Test. überliefert sind. An dieses Inspirationswunder knüpfen sich die anderen Wunder, die mit den Gesetzen der Natur ebenso unvereinbar sind, wie die Inspiration mit der Natur des Geistes. Ich brauche nichts mehr zu sagen; das Wesen dieser religiösen Anschauung ist bekannt. Warum ich nun doch in solche Predigten gehe? Ich könnte sagen, weil ich nicht bloß die Männer ehren will, die nicht ganz aus eigener Schuld die überlebten Formen für die wahrhaft christlichen und einzig biblischen zu halten gewöhnt sind, sondern auch, weil ich neben dem Vielem, was mich an Jenen abstößt, vieles Andere von ihnen höre, das nie aufhören wird, meiner Seele religiöse Nahrung zu gewähren. So könnte ich antworten, mich auf das Religiöse allein beziehend, aber es würde mir nicht genügend erscheinen. Triebe mich nicht noch etwas Anderes, etwas Sociales, so würde ich, wie es die Meisten thun, zu Hause bleiben. Das religiöse Bedürfniß allein läßt sich durch stille Lesung der heil. Schrift in ihren klassischen Capiteln, durch so manches gute Buch von Männern, denen wir Vertrauen schenken, auch zu Hause befriedigen. Ja, ich gebe noch mehr zu. Es existirt eine formlose Christlichkeit außerhalb der Kirche (oder sage ich lieber, die nur in weiter Ferne den christlichen Institutionen zu verdanken ist). Man kann sie bei solchen „Kirchensflüchtigen“, wenn man nicht stumpfe Augen hat, oft genug wahrnehmen. Ich kenne einige treffliche Männer, die zu ihrer freudigen Ueberraschung im Reichstage Reden von „unkirchlichen“ Männern hörten, die ihnen religiöser, erbaulicher, ergreifender in's Herz drangen, als die Eröffnungspredigt, die doch von gediegenen Geistlichen gehalten zu werden pflegt. Ich bleibe ganz in meinem Gedankengang, wenn ich dabei bemerke, daß gerade die Arbeit und Sorge für das große Vaterland am meisten geeignet ist, die latente Religiosität des Mannes an die Oberfläche des Bewußtseins zu bringen. Aber eben darum muß ich doch bekennen, daß ich die Vaterlandsliebe nicht ganz verstehe, die da glaubt, die Theilnahme an der wirklichen kirchlichen Gemeinschaft sei etwas Gleichgiltiges, oder gar etwas, was nur für Frauen und Ungebildete Werth habe. Es mag etwas großartig klingen, aber ich bekenne, daß ich aus nationalen, volksthümlich-socialen Gründen mich auch unsäglich mangelhaften Gottesdiensten anschließe und daß ich die Erhaltung der großen kirchlichen Gemeinschaften für eine vaterländische Sache ansehe.

Ich fühle ganz mit Spalding und Nothe, wenn sie sagen, der Gottesdienst sei immer auch etwas patriotisch-demokratisches, ein sanftes Band, das die Theilnahme eines Volkes umschließe; der politische Trieb könne gar nicht umhin, wenn er sich selbst verstehe, die Kirche zu suchen, nicht weil die Männer dort Belehrungen erwarteten, die sie nicht sonstwie besser haben könnten, sondern eigentlich, weil sie dort diejenigen Brüder, die im bürgerlichen Leben für sie unerreichbar bleiben, wenigstens innerlich bei der Hand ergreifen und in gemeinsamer anbetender Beugung vor Gott sich mit ihnen im innersten Heiligthum des Herzens begegnen wollen. Ich muß gestehen, daß mir der große Schleiermacher auch darin so groß erscheint, daß er Winter und Sommer die Kirche aufsuchte — wenn es sein mußte, mit der Laterne in der Hand. Welchen armen geistlosen Burschen mag er da oft zu hören bekommen haben! Aber er hatte eben einen starken Trieb für Gemeinschaft, für die kirchliche wie für die vaterländische, und es war ihm schon geläufig, eher das Ganze zu bedenken, als darauf zu flüchten, wie er sein Ich pflegen, bilden, stärken und erbauen könne.

Ich könnte es nicht billigen, wenn die Kirche nach Art der bekannnten, nun in den deutschen Landen verbotenen Jesuiten-Missionen, um die Gebildeten bei guter Laune zu erhalten, ihnen Extra-Gottesdienste hielte, so zu sagen esoterische Vorträge, worin sie die größten orthodoxen Register nicht zöge, und etwas mehr dem verwöhnten Geschmack der Modernen Rechnung trüge. Das mag sie in außerkirchlichen Vorträgen thun, wenn sie dazu die Leute hat. Es ist schwer, wie man aus gedruckten sogenannten „Apologe-tischen Beiträgen“ sehen kann.*) In die Kirche gehört jedenfalls nur das, was auch der einfache Christenmensch zu seiner Besserung hören kann. Auch der gefördertste Theologe wird in der Gemeindepredigt gewiß nur die Elemente christlicher Erfahrung hören wollen. Gerade daß man sie mit alter und neuer dogmatischer Weisheit zu verputzen sucht, gibt ja den Anlaß zum Anstoß für uns Moderne.

Noch weniger kann es wünschenswerth erscheinen, daß sich die Trennung der Kirchen in Sekten und Bekenntniskirchen nach amerikanischer Weise vollziehe. Vor Zeiten schien dieseerspaltung der Kirchenkörper in wahlverwandte Diaspora-Gemeinden uns Evangelischen fast allgemein als unvermeidlich, die Trennung von Staat und Kirche, welche uns mit der ganzen Macht einer halbahren Phrase imponirte, schien diese Auflösung nach sich ziehen zu müssen. Und das ist gewiß, daß sie unter gewissen Verhältnissen

*) Welch eine traurige Figur spielt in dieser Beziehung nicht der Professor Christlieb in seinen Expectorationen über Bileam's Eselin und die Himmelfahrt des Propheten Elias!

der Zukunft unumgänglich eintreten wird. Aber wünschenswerth für die nationale Wohlfahrt kann die Zerschlagung der großen Kirchen bei uns nicht sein. Man braucht nur wenig über die sociale Macht des Glaubens nachgedacht zu haben, um dem Philosophen Recht zu geben, wenn er sagt, „zu den wünschenswerthesten Gütern der Zukunft gehöre der Fortbestand der Kirche als einer objectiven Wirklichkeit, in welcher das religiöse Leben des Einzelnen seinen Ausgang nimmt, Bürgerschaft der Wichtigkeit seines Strebens, Belehrung und Trost für sein Irren findet.“ Daß in deutschen Landen zwei verschiedene große Kirchen neben einander bestehen, erschwert zwar die bezeichnete Aufgabe der Kirche, aber der breite Zusammenhang, das territoriale Element ist doch bei beiden gerettet. Jede große kirchliche Gemeinschaft kann in Ruhe und in gesicherter Existenz ihre Glieder zur idealen Welt erziehen, ohne daß vorzeitige Kritik das Gemüth der Unmündigen verletzt. Wenn sich aber an jedem Orte 10 Sekten Abbruch thun, so ist das zu Ende. Der kritische Sinn gewinnt dabei, aber eben so gewiß verliert alles das, was dem Leben Werth und Halt gibt, nicht blos das Religiöse, sondern auch das Sittliche, ja auch das Künstlerische jeder Art.

Dem nun Einer fragt: „soll die Kirche nicht auch uns etwas zu Liebe thun, wenn wir ihr zu Liebe und ihrer nationalen Bedeutung zu Liebe uns Gewalt anthun und sie ehren und besuchen?“ so ist die Frage jedenfalls wunderbar. Zunächst dürfen wir keine Belohnungen erwarten, wo wir nur nichtmäßig handeln. Sodann wollen wir uns nicht so stellen, als ob die Kirche und wir zwei nebeneinanderstehende Mächte wären. Wir bilden die Kirche mit, und der Begriff einer nationalen Kirche macht es eben unmöglich, daß wir die Kirche einer Sekten-Regierung, etwa dem Lehramt überlassen dürften. Unsere nationale Vertretung in König und Volks- resp. Reichsvertretung ist das Organ, um der Kirche die allgemeine nationale Stellung anzuweisen. Was diese Vertretung feststellen wird, ist eine Angelegenheit der Zukunft, die wir nicht machen, auf die wir uns aber vorbereiten müssen. Nur fahren lassen dürfen wir diese Verechtigung nicht, so lange wir noch von Volkskirche etwas haben. Der Staat soll nicht den religiösen Gesellschaften Gewalt anthun, das ist durch den Geist der modernen Cultur ausgeschlossen. Aber die der betreffenden Kirche angehörigen Glieder der Nation haben zu verhüten, daß das religiöse Leben sich eine sociale Erscheinung gebe, die scheinbar im Interesse dieser religiösen Gemeinschaft dem nationalen Leben entgegentreten müßte, und sie haben diese Verpflichtung auch der anderen großen nationalen Kirche gegenüber, sie haben sie derjenigen Kirche gegenüber am sichersten, welche ihre nationale Bestimmung gegen ihre kosmopolitische Würde zuweilen zurückzustellen geneigt ist und dann am besten für den Himmel zu erziehen glaubt, wenn sie das Edelste im irdischen Leben,

Geistesfreiheit, Treue gegen Gesetz und Obrigkeit aus Gewissensdrang, verhindert. Es ist eine merkwürdige Rede, die Kirchen für wirkliche positive, mächtig wirkende Gesellschaften auszugeben und dabei auch zu behaupten, sie hätten nur eigene Angelegenheiten, und die nationale Gesellschaft habe ihnen nichts zu sagen. Doch das wird sich auf dem Wege geordneter Rechtsentwicklung finden. Es wird sich mehr und mehr ergeben, daß man den Begriff der Landeskirchen, resp. Nationalkirchen wohl festhalten kann, ja muß, ohne darum in den Irrthum der Staatskirchen gerathen zu müssen, es wird z. B. als nationale Pflicht erscheinen, die Geistlichen der beiden Bekenntnisse, bevor sie ihr Amt antreten, auf ihre weltliche, nationale Bildung hin zu prüfen. Sie sollen unsere Gymnasien absolvirt, sie sollen die Universitäten besucht haben (und keine bloßen Priesterseminare), sie sollen neuere Geschichte, neuere Literatur, die Methode der naturwissenschaftlichen Forschung, die Arbeit der deutschen Philosophie aus eigener Forschung und Arbeit kennen gelernt haben. Wir müssen das von ihnen so gewiß verlangen, als daß sie keine bestrafte Subjecte sind. Denn sie können ihren nationalen Beruf nicht erfüllen, wenn sie diese Bildung nicht haben. Für Sektenskirchen sind sie vielleicht gut genug, wenn sie von der „sogenannten“ klassischen Literatur, von der „gottlosen, ungläubigen Wissenschaft unserer Zeit“, von der „Aufgeblasenheit der menschlichen Vernunft“ die bekannten Declamationen ertönen lassen, aber auf Sektenskirchen sollen unsere großen Kirchen nicht reducirt werden, sie wollen es auch nicht. Das Erforderniß tüchtiger Bildung ist nur ein Stück unter vielen, die uns hier nicht nahe genug liegen. Wir haben es nur überhaupt betonen wollen, daß uns die Kirche nicht bloß als Pflegerin religiöser Gesinnung, sondern als nationales establishment, als social und national wirksames Institut werthvoll ist, und daß uns keine angebliche Selbständigkeit der Kirche verleiten darf, weder ihren Volkscharakter in Sektenscharakter zu zerschlagen, noch ihre Entwicklung bloß den innerkirchlichen Trieben zu überlassen. Nur als eins der Mittel, diesen bloß kirchlichen Trieben, die an sich nicht nach dem Staatsleben hin gravitiren, eine heilsame Bestimmtheit zu verleihen, wurde eine bessere Bildung der Geistlichen verlangt. Jeder weiß, daß damit nicht Alles gethan ist, aber man fängt eben bei einem an. So lange noch ein Gury in den dunklen Seminarien sein Moralsystem fortpflanzt, so lange in jenen Räumen Philosophen lehren können, die auf eine höhere Aufforderung hin den Zöglingen erklären, ihr System sei als minder kirchlich getadelt worden, sie würden von morgen ab ein anderes vortragen, so lange evangelische Candidaten es über sich bringen, Schwegler's Geschichte der Philosophie auswendig zu lernen und über Spinoza und Kant nach diesem Buche zu referiren, ohne ein Wort von beiden Männern gelesen zu haben, so lange

spreche man nicht von der herrlichen Bildung in allen leitenden Ständen Deutschlands. Wir haben schon Phrasen genug. Ueben wir lieber die schlichteste Wahrhaftigkeit, auch in den Gebieten, die man für unsere Stärke halten könnte.

Zur Verhütung von Mißverständnissen muß ich noch ein paar Worte sagen über die Gründe, weshalb die fortdauernde Einwirkung des Ganzen auf die Kirchen so nothwendig ist. Es ist schon angedeutet worden, daß der bloße religiöse Gehalt der Kirchen noch nicht Garantie bietet, daß die Gestaltung dieses Religiösen zugleich der socialen Entwicklung des Volkes dienlich sei. Die dogmatisch-hierarchische Versteifung der römischen Kirche in der Zeit des Mittelalters bis in die neueste Zeit zeigt es. Aber wenn sich in neuerer Zeit noch Leute darüber wundern, daß von evangelischen Consistorien und Synoden Schriftstücke ausgehen, welche an Beschränktheit und Unfreiheit es ähnlichen Leistungen katholischer Behörden fast gleich thun, so geben sie durch ihr Staunen nur zu erkennen, daß sie die Natur der religiösen Denkweise und ihre eigenthümliche Consequenz nicht rein erfaßt haben. Es muß so kommen, wenn man die Kirchen der Schwerkraft ihrer eigenen Principien überläßt. Sündhafte Menschen, deren ewiges Heil an den Worten göttlich angegebener und irrthumslos überlieferter Bücher hängt, die ihnen durch ehrwürdige Symbole gesetzlich interpretirt, durch Synoden oder durch andere unzählbare Instanzen gestützt oder specialisirt werden, erfinden keine abschwächenden Neuerungen, machen keinen Unterschied zwischen entbehrlichen und unentbehrlichen Glaubenssätzen, gehen keine feigen Compromisse mit der Wissenschaft und dem Unglauben ein. Sie brauchen zwar dem Einzelnen nicht alle solche Subjectivitäten zuzurechnen, sie brauchen auch nicht anzunehmen, daß ihre specielle Kirche vor allen ähnlichen Kirchen — und sie sind sich sehr ähnlich — allein die seligmachende Wahrheit besitze, sie stellen das Gott anheim, aber die Seligkeit hängt an dem treuen Festhalten des überlieferten kirchlichen Systems, und es ist ihre ganz consequente und übereinstimmende Rede, wer an demselben irre geworden sei, der möge ein meinetwegen sehr guter Gelehrter sein, aber ein Mitglied der „Kirche“ sei er nicht; er könne unter Umständen und auf Hoffnung geduldet werden, aber es könne ihm eine active Rolle in der Kirche nicht zugestanden werden. Das sei Verletzung der Ordinationsgelübde, der Taufe und Confirmation; das sei Auflösung der Kirche. So müssen in großer Uebereinstimmung alle sich selbst regierenden Kirchen sprechen. Excommunicationen sind den Gesellschaften wesentlich, die nicht menschliche, sondern göttliche Gedanken zu bewahren haben und sich verpflichtet fühlen, zum Heil ihrer Glieder diese Gedanken in den ursprünglichen Vorstellungsformen, die ja die göttlichen sind, unverändert fortzupflanzen. Nun ist von dem Standpunkt des Individualismus und

Formalismus hierauf leicht zu antworten. Man sagt, trennen wir die Kirchen vom Staate, lassen wir die Kirchen zu Secten werden, nehmen wir ihnen alle Privilegien der recipirten Religionen, untersagen wir ihnen allen Einfluß auf die öffentliche Bildung, zerstören wir durch Aufklärung allen Aberglauben, wenden wir die Strafgesetze reichlich gegen kirchliche Uebergriffe an, seyen wir die Beamten ab, welche sich notorisch noch etwas aus dem kirchlichen Aberglauben machen u. s. w. Kurz, alles schlägt man vor, was uns an die Rede des Jungen erinnern könnte, der beim Anblick seiner erfrorenen Hände schmerzlich ausrief: „es ist meinem Vater schon recht, daß meine Hände erfroren sind, warum kauft er mir keine Handschuhe“. Denn wer sähe nicht, daß durch solche Maßregeln gegen die Kirche gerade das nationale Leben Schaden nähme, zu dessen Schutz angeblich jene Strenge entwickelt werden soll? Vielleicht kommt es durch große gemeinschaftliche Schuld, auch durch Gleichgültigkeit der Liberalen gegen die religiösen Bedürfnisse des Volkes, das heißt Aller im Volke, einmal dahin, daß die Gesetzgebung zu dieser Art von Nothwehr greifen muß, um den Staat zu retten und eine erträgliche Zukunft möglich zu machen. Aber warum sollten wir unsere Sache so auf Nichts stellen? Warum sollen wir nicht den gegenwärtigen kirchlichen Zuständen mit etwas mehr Geduld und Vertrauen entgegenkommen? Ist denn der ideale Zug, den wir uns beimessen, so schwächlich, daß er aus den Höhen der Theorie nicht in die practische Welt gelangen kann? Wenn wir nun die Voraussetzungen des Idealismus hegen, daß die religiösen Gemeinschaften bis an's Ende bestehen werden, weil sie ein dem Menschen wesentliches Bedürfnis befriedigen, daß ferner es gewisse Zeiten gibt, in denen Ideen so plastisch herausgearbeitet werden, daß die nachfolgenden Geschlechter sich gern um diese Gebilde sammeln, wenn sie auch inhaltlich über die alten Anschauungen hinauszugehen genöthigt werden, und daß es auch für die christlichen Ideen eine solche klassische Zeit gibt, nämlich die der ersten Christengemeinde, der wir das Neue Testament verdanken, sollte es da so schwer sein, für die bestehenden kirchlichen Gemeinschaften ein gutes Vorurtheil zu gewinnen und festzuhalten? In anderen Gebieten herrscht diese ideale historische Betrachtung fast unangefochten, die Logik der Modernen spricht und operirt nach dem Muster des Aristoteles, das römische Recht durchzieht den Codex des gegenwärtigen Handelsrechts und selbst der Eisenbahnbaustil legt sich an die klassische Kunstform an. Was muß das für ein Kopf sein, der in diesem Zusammenhang der Geschlechter eine Schrulle sieht, der die Ehrfurcht, mit der ein Trendelenburg jede Seite des Aristoteles liest, oder die Ehrfurcht, mit welcher der Fromme, der geförderte und der einfachste, die alten Sprüche der Evangelien, die pagina sacra liest, für etwas Werthloses hält, der nicht

begreifen kann, warum ein Mann, der das Volk lieb hat, bei aller Geistesfreiheit lebhaft wünscht, es möchte gelingen, auch die heutigen Christen, gebildete und ungebildete, in demselben historischen Rahmen der Kirche, in denselben Gottesdiensten festzuhalten, denen die abgeschiedenen Generationen schon ihre besten, gewichtigsten Stunden widmeten, ihre edelsten Regungen verdanken.

Die Hauptschwierigkeit, die hierbei zu überwinden ist, liegt, soweit sie die Intelligenz betrifft, darin daß diejenigen, welche die harmlose gläubige Stellung zu der historischen Kirche verloren haben — und deren sind in der Sphäre der Gebildeten eine sehr große Zahl — doch nicht recht durchgedrungen sind zu einer wirklichen Einsicht in das Wesen des historischen Vorstellungsprocesses. Entweder haben sie sich, und dahin gehören die studirten Pfarrer meistens, mit Bewußtsein eine neue Theorie angeeignet, nach der die christliche Vorstellungsform, sowie sie überliefert ist, auch die bleibende Denkform ist und das, was auf dem sonstigen weltlichen, philosophischen, naturwissenschaftlichen Gebiet allerdings richtig ist, auf dem Gebiet der Religion, diesem großen Wunder, unrichtig ist. In dieser Richtung kann man es zu einer großen Zuversicht bringen, und es wäre irrig, solche Erscheinungen schlechtthin als Heuchelei zu bezeichnen. Wir lesen bei Steinthal: „Es kann vorkommen und es ist psychologisch begreiflich, daß ein ausgezeichnete Anatom und Physiolog zu den ausgestellten Gebeinen eines Heiligen wallfahrtet, und die Erbauung, welche er hier findet, dadurch nicht gestört wird, daß er die gezeigten Heiligthümer als Thierknochen erkennt. Normal ist ein solches Verhältniß nicht, aber begreiflich und wir sind nicht berechtigt, mit dem Vorwurf der Verstellung und Heuchelei um uns zu werfen. Selbst in den Fällen, die in Deutschland so häufig sind, wo die beiden herrschenden Massen, die religiöse und die wissenschaftliche, einander widerstreben und bekämpfen, und der Friede nur dadurch hergestellt ist, daß der wissenschaftlichen Gruppe in dem Kampfe nicht gestattet wird ihre volle Macht zu entfalten: selbst da werden der Religion meistens Hülfsmächte beigestanden haben, die wir nicht bedingungslos als unberechtigt mitzustreiten verurtheilen können.“ Meist ist bei der theologischen Studienrichtung jener Kampf nicht einmal heftig. Schon im Jugendunterricht werden vom religiösen Gebiet feine Fäden gezogen zu dem übrigen Vorstellungsmaterial, und kaum sind in diesen weltlichen Erkenntnissen einige Begriffe von Methoden gewonnen, so beginnt die theologische Fachbildung, die sich in sich selbst einspinnt und die bekannten Speculationen, denen nichts zu schwer und zu hoch ist, unverdrossen reproducirt. Wird diese Gedankenreihe von würdigen, frommen Persönlichkeiten vorgetragen und getragen, was doch glücklicherweise die Regel ist, so schüttelt der Jüngling, der das Herz auf

dem rechten Fleck hat, etwaige Zweifel gern ab. Und wenn er dann in's Amt kommt, so ist er zwar kein Theologe, aber doch ein gebildeter Mann, der gern das bischen Gelehrsamkeit auch noch abthut, um der Gemeinde in Seelsorge und Predigt möglichst viel zu sein. Und das ist denn auch das Beste.

Die Meisten aber, welche der Kirchenlehre nicht mehr zustimmen, sind anders gestellt. Völlig überzeugt von der Gesetzmäßigkeit in Natur und Geschichte, aber ohne hinreichende Kenntniß der Religionsgeschichte und der Begriffsbildung überhaupt, lassen sie sich von der ihnen widerstrebenden Art der kirchlichen Lehre zur einfachen Ablehnung derselben verleiten. Man sagt ihnen ja, die kirchliche Vorstellung wolle als solche angenommen werden. Sie umzudeuten, ihr einen höhern Sinn unterzuschieben, die Thatsachen zu leugnen, und nur die ethische und poetische Tendenz der Erzählung festzuhalten, das alles sei nicht mehr christlich, sondern Verdrehung der Wahrheit. Sagte doch neulich noch ein Pfarrer in Bezug auf die Vico'sche Anschauung von dem apostolischen Bekenntniß, wenn man die buchstäbliche Wahrheit der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu leugne, so sollte man lieber gleich hinaus gehen, ein großes Grab graben und darin das „Evangelium“ begraben. Der Mann wußte nicht, daß er damit zwar etwas poetisch Ansprechendes, aber sonst recht Mangelhaftes sprach oder nachsprach. Er kannte nicht die Art, wie sich im Laufe der Cultur das Bewußtsein ändern muß über den thatsächlich in der Menschheit lebenden Vorstellungsgehalt, aber eben diese Einsicht fehlt leider auch vielen von denen, denen wiederholte Versicherungen dieser Art alle Versuche verleiden, den Inhalt der christlichen Ueberlieferung ihrem eigenen Bedürfniß gemäß zu verwandeln und zu assimiliren.

Hier nun sollten die Bestrebungen der Psychologen, deren Studien in unseren Tage eine so schöne Fülle und Abrundung gewonnen haben, zum Besten solcher „Ausgestoßenen“ einsetzen. Sie sollten zeigen, daß es gewisse Gesetze der Auffassungsstufen gibt; daß in der Menschheit und in jedem neuen Menschen die mythische Auffassung die erste ist und daß sie auch bestimmend auf die Gestaltung des Religiösen wirkt; daß es sodann zu einer partiellen Reflexion kommt und neben den Gebieten des Geistes, in denen sich schon ein logischer Zusammenhang von Ursache und Wirkung aufdrängt, ein anderes Gebiet übrig bleibt, wo unangefochten die mythischen Begriffsversuche ihr Wesen treiben. Sie sollten entwickeln, wie dann ein übermüthiges Denken in logischem Fanatismus glaubt, alles in der Welt nicht nur unter feste Bedingungen der Wechselwirkung stellen zu müssen, sondern auch alles, was dem Gemüthe werthvoll ist, alles Ethische und Religiöse, als nichtige Schwärmerei zu beseitigen. Sie sollten zeigen, wie dadurch auf der anderen Seite ein antilogisches Verhalten erregt wird, welches nun nicht dabei

stehen bleibt, das Dasein der Gemüthswelt, das Reich des Unsichtbaren zu schützen, sondern auch in mißverständener Frömmigkeit dem Reich des Gesetzmäßigen möglichst viel wieder abzustreiten und nach der Art der Orthodorie die heilige Geschichte und die heilige (wunderbare) Natur neben die gewöhnliche Geschichte und die natürliche Natur zu stellen sucht. Und endlich würden sie dann ein Wort der Versöhnung zu sprechen und ein höheres Bewußtsein zu vermitteln haben über die letzte Auffassungsstufe des Menschen. Sie würden zugleich zu zeigen haben, daß kein Interesse der Frömmigkeit uns veranlassen kann, einen Theil der Welt und der Geschichte den Gesetzen des Weltlaufes und des Geistes ad maiorem dei gloriam zu entziehen, daß aber dieser ganze Mechanismus nicht in sich selbst seinen Zweck hat, sondern nur das Fußgestell ist für die Freude und das Wohl der Menschen, deren Bedingungen im Guten und Schönen liegen. Nur so wird es möglich sein, nicht bloß eine in sich stimmende Weltansicht anzubahnen, sondern auch, was uns hier besonders beschäftigt hat, dem socialen Leben der Kirche und dem Geiste der freien Forschung zugleich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ausgeschlossen ist die Meinung, es könne dem Glück der Menschen schaden, wenn irgend eine Form des religiösen Fürwahrhaltens der freien Forschung zum Opfer falle. Aber ausgeschlossen eben so der Fanatismus der überredenden und zudringlichen Aufklärung, der Fanatismus der Kritik. Es wird Sache der Pflicht und Pietät, die Auffassungsstufen der Zurückgebliebenen zu ehren, wenn man sie auch nicht mehr theilt. Es wird als Frevel empfunden, aus theoretischem Interesse den armen Mann in der Sicherheit des Guten und Frommen zu stören, die er aus seiner wenn auch mangelhaften Apperception der Welt und Geschichte entnimmt. Denn man raubt ihm zunächst ohne Ersatz, was höher liegt als alle Richtigkeit und Zierlichkeit des Erkennens. Man vergißt, daß die Negation, die Kritik, an sich gar keinen Werth hat, daß sie erst Werth gewinnt, wenn der Mensch sich aus seiner eigenen Erfahrung heraus gehemmt fühlt durch ihm entgegentretende Meinungen und eben die Kritik ihm die freudige Ueberzeugung gibt, es sei nichts mit diesen Meinungen, so daß nur die Störung aufgehoben wird. Sehen wir von hier aus noch einmal in die Natur der kirchlichen Lehrart hinein, so gewinnen wir, glaube ich, einen Blick für das, was man Lehrfreiheit der Geistlichen genannt und selbst von liberalem Standpunkt öfters ohne Weiteres empfohlen hat. Es ist sonderbar, wenn gewisse Leute in der Schranke, die durch das Bekenntniß der Kirche und durch die Gewöhnung überhaupt der Lehrwillkür der Geistlichen gesetzt wird, bloß eine Schranke sehen, den Schutz aber, den die Gemeinde dadurch genießt, nicht zugleich als eine Wohlthat erkennen. Es ist wieder der alte leidige Individualismus, der das Urtheil irte leitet; weil ich keinen Schutz brauche, weil ich die orthodoxe Predigt

doch nicht besuche, der Prediger des Protestantenvereins mir noch zu gläubig ist, will ich auch den Massen aus Princip den freiesten Luftzug gönnen, der Prediger soll die liberalsten Errungenschaften der modernen Wissenschaft den erstaunten Bauern vortragen dürfen. Eine miserable Kurzsichtigkeit, sittlich so verwerflich, wie psychologisch einfältig. Wir brauchen uns, denke ich, nach dem Vorigen nicht mehr mit dieser Meinung zu beschäftigen. Das menschliche Gemüth ist zu gut, um Aufklärungsexperimente mit ihm zu treiben.

Das aber läßt sich hoffen, daß wenn wir aus Liebe zur Nation und zur Volkskirche für eine bessere Bildung der Geistlichen sorgen, sie in Folge ihrer höheren Einsicht in die Natur des religiösen Erkennens und in Liebe zu allen Gliedern ihrer Gemeinde ihre Predigt so einrichten werden, daß sie sich im Zusammenhang mit den alten Bekenntnissen, Liedern und Sprüchen erhalten und nichts vorbringen, was den einfachen Gläubigen in seiner Pietät gegen die Schrift, gegen seine früheren Lehrer und seine Eltern stören könnte, daß sie aber auf der anderen Seite nichts als Thatsache der Geschichte und Natur uns aufdrängen wollen, von dem sie mit wissenschaftlicher Sicherheit oder doch mit Wahrscheinlichkeit urtheilen, es sei keine Thatsache der Wirklichkeit gewöhnlicher Art, sondern eine literarische Thatsache, eine Vorstellungsform, oder ein Werthurtheil. Dies läßt sich von ihnen erwarten, ein Bauen, nicht ein Zerstoren, aber ein Bauen in großem Sinn, in nationalem Sinn, ohne archaische Fragen. Sie müssen einheimisch sein in den Gedanken, die oben als die der letzten, höchsten Auffassungsform entsprungenen dargestellt worden sind. Sie müssen es eben darum verstehen, was Schiller sagt: Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie. Dazu gehört viel, aber die Sache ist der Mühe werth. Denn nur so wird es gelingen, dem Volke im Großen und Ganzen die alte segensreiche einheitliche Erziehung der Kirche zu erhalten, ohne Lust und Eicht ihren Gliedern zu rauben und die stets wachsende Zahl der „Ungläubigen“ aus ihr zu treiben, um sie für das Religiöse auf ihr individuelles Gefühl oder auf das Staatswesen zu verweisen, das wenigstens jetzt durchaus noch nicht geeignet ist, die Kirche zu ersetzen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die Macht des guten Beispiels. Aus den Alpen. — Seitdem in Deutschland Fürst Bismarck zu der Einsicht gelangt ist, daß der Staat keinen

größeren und gefährlicheren Gegner hat, als jene Partei, welche unter dem Mantel christlicher Demuth den weltlichen Ehrgeiz verbirgt und den geistlichen Hochmuth offen zur Schau trägt und der große Staatsmann den frommen Geistern ein ganz gebieterisches „Halt!“ zugerufen hat, ist auch in der Schweiz gar Manches anders, d. h. besser geworden. Die schweizerischen Behörden (nämlich die in den Culturcantonen! Von den Urcantonen wollen wir vorläufig nicht reden) haben eingesehen, daß es denn doch keine Blamage ist, wenn man den Herren, die sich immer an den Wagen der Zeit hinten hemmend anspannen, einmal zeigt, was sie sind und was ihres Amtes ist. Namentlich haben die Zürcherischen und Bernischen Regierungen in letzterer Zeit Exempel statuirt, die zur allgemeinen Freude das ganze Gift der Schwarzen in Gährung versetzt haben.

Im Zürcherischen Oberland, in der Gemeinde Amden hat vor kurzer Zeit der katholische Pfarrer Joh. Kaspar Forrer gezeigt, wie weit eigentlich der Begriff eines Zeloten über Christenliebe geht. Eine Katholikin aus erwähnter Gemeinde verheirathete sich vergangenes Jahr mit einem Protestanten. Schreckliche Sünde das! Der Herr Pfarrer machte seinem Zorne damit Luft, daß er das Paar weder verkündigte noch einsegnete — er könne seinem Gewissen nicht die Sünde aufbürden, eine Ketzerehe eingesegnet zu haben. Auch gut. Ein reformirter Pfarrer trauete die Leutchen. Vor kurzem wurde das Ehepaar mit einem Weltbürger beglückt. „Ein Ketzersind taufe ich nicht“, hieß es da bei dem gestrengen Herrn. Nach einiger Zeit starb das Kind und die Mutter geht wieder zum Hrn. Pfarrer wegen der Beerdigung. Derselbe weigert sich das Kleine beerdigen zu lassen, da, wie er sich ausdrückt, die Leiche nur den Kirchhof entweihen würde; man könne ja die Ketzersleiche so „undere mache“ (d. h. irgendwo einscharren). Dabei bleibt es. Die Mutter nimmt die Leiche auf den Arm und geht mit ihrem Manne nach dessen Heimatsgemeinde, wo unter Begleitung des reformirten Pfarrers endlich das Kind beerdigt wird. — Die Zürcherische Behörde, welche schon seit längerer Zeit das fanatische Treiben dieses „strenggläubigen Christen“ beobachtet hatte, sah der Sache bis zu dem Punkte zu, wo das „Ketzerskind“, resp. die Leiche, aus der Gemeinde gewiesen wurde. Darin ihr endlich die Geduld und der Zelot erhielt nicht nur eine ganz gehörige Zurechtweisung, sondern wurde auch bedeutet, daß sich die Regierung bei dem nächsten ähnlichen Vorkommnisse genöthigt sehen würde, den intoleranten Seelsorger einfach seiner Stelle zu entheben. Der Zelot steckte die Bille ein und begnügt sich nun damit vor seinen unter seiner guten Zucht stehenden Schafen seine Handlungsweise als „christlich“ zu rechtfertigen. Dieses Vorgehen der Zürcherischen Behörde ist lobenswerth, bleibt indessen noch sehr weit gegen ein anderes der Bernischen Regierung zurück, die sich

unseren Bismarck ganz zum Vorbild zu nehmen scheint. Die zwei katholischen Pfarrer Stouder und Crelier hatten nachweislich und durch eigenes Geständniß ihr Amt zu politischen Zwecken mißbraucht, sich der Kanzel und des Beichtstuhles bedient, um solche, die nicht gerade der Meinung wie diese Blasköpfe waren, zu beleidigen, zu schmähen und zu verdächtigen, damit Haß und Zwietracht in den Gemeinden gesät und nebenbei eine feindliche Stellung gegen die Staatsbehörden eingenommen. Die Regierung machte kurzen Prozeß und enthob einfach sofort beide Herren ihres Amtes, ohne sich um den Bischof und ähnliche Beschirmer dieser Kreuzspinnen zu kümmern. Die Pfarrer gingen denn aber doch nicht so gleich, als Mancher gedacht hatte, und wandten sich schließlich an das Appellationsgericht in Bern. Hier kamen sie unverhoffter Weise aus dem Regen in die Traufe, denn dieses bestätigte das Erkenntniß der Regierung in seinem vollen Umfange unter Anführung der Vereinigungsacte, wonach der Staat sich alle Rechte gegen Ueberschreitungen der Geistlichen vorbehält und speciell die Competenz zur sofortigen Abberufung öffentlicher Beamter feststellt. Die Herren Pfarrer werden also jetzt noch das besondere Vergnügen haben, die Kosten ihres Prozesses zu bezahlen. Sie sind aber noch nicht zufrieden. Trotzdem den beiden Herren öffentlich durch die Behörden bekannt gemacht ist, daß sie ihre Gemeinden zu verlassen haben und sie fernerhin unfähig und unwürdig seien zur Velleidung geistlicher Stellen, begnügen sie sich nicht. Am vorletzten Sonntag hielt denn nun der Pfarrer Stouder in Courgenay abermals eine fulminante Predigt gegen die Bernischen Staatsbehörden und bezichtigte darin dieselben der Gottlosigkeit und Tyrannei, wobei er noch versicherte, daß er fest entschlossen sei, auf seinem Posten zu beharren „bis zum Martyrium“. (Wie groß das klingt von so einem bestrafte Subjecte!) Schließlich forderte der Martyrer die Gemeinde zu gewaltsamem Widerstande gegen die Anordnungen des Staates auf. — Wie ich aus sicherster Quelle weiß, wird man dem Herrn sein „Martyrium“ bedenklich abkürzen, indem die Regierung entschlossen ist, ihm einen jedenfalls unwillkommenen Befreier in Polizeiuniform zu schicken. Wenn das geschehen ist, wird sich der gute Mann mit seinem Collegen jedenfalls nach Frankreich begeben, denn das ist gewöhnlich die Zufluchtsstätte für das geistliche aus der Schweiz ausgewiesene Gesindel.

Während der letzten Woche haben wir in der Schweiz eine schöne Sippenschaft zu Gesicht bekommen. An den Bahnhöfen ließen sich nämlich ganze Truppen von Jesuiten sehen, die aus Deutschland kamen, um hier durch nach dem gesegneten Frankreich zu gehen. Glückliches Land! Wenn da die Ehrlichkeit nicht im Preise steigt — so ist Hopfen und Malz an die verloren. —

In Einsiedeln herrscht seit einiger Zeit allgemeines Vergnügtsein, und die Leute haben Ursache. Der Piusverein tagt nämlich jetzt dort und brütet

das große Basiliskenei, aus welchem der in Sünde und Dummheit versuntenen Welt der Erretter kommen soll.

Im schönen Canton St. Gallen, wo der Bischof Greith (ein Unfehlbarer — natürlich!) auf dem hohen Stosse sitzt, feiert die Vornirtheit zeitweise auch noch einen Triumph. In dem Orte Steinach jagte ein Kaplan ein Brautpaar vom Altare uneingesegnet fort, weil die Braut die große Sünde auf sich sitzen hatte — reformirt zu sein. Die fromme Gemeinde scheint dergleichen Sachen als ganz selbstverständlich und geboten zu finden, denn sie hat ihren Kaplan sehr lieb und mußt nicht, wenn derselbe zur Abwechslung einmal so ein Bröbchen seines Christenthums ablegt.

In Locarno, im Canton Tessin, ist kürzlich durch die Polizei eine förmliche Jagd auf ein schwarzköpfiges unfehlbares Individuum gemacht worden. Ein Pfarrer, der von der italienischen Behörde wegen Fälschung verfolgt wurde, kam nach Dufornone und drängte sich förmlich den Leuten als Pfarrer auf, die ihn auch aufnahmen. Die Tessiner Regierung nahm das Ding aber anders auf und schickte Polizei, um den Schwarzen festzunehmen und nach Nummer Sicher zu bringen. Als die Männer der irdischen Gerechtigkeit in das Pfarrhaus eindrangen, sprang der Herr Pfarrer zum Fenster hinaus und nun begann eine Jagd, die damit endete, daß der Flüchtige eingefangen und in's Arresthaus gebracht wurde. Die Regierung hat dieses Subject den italienischen Behörden zur Verfügung gestellt.

So geht es und so steht es hier. Wenn die Behörden unentwegt auf dem einmal betretenen Pfade vorwärts gehen, so ist doch endlich zu erwarten, daß der große Stall einmal gesäubert wird. So schnell und so energisch wie in Deutschland geht die Sache freilich nicht vor sich, denn leider sieht es, was Kirche und Schule anbetrifft, in den Cantonen, die nicht nur im Hinblick auf ihre Gründung, sondern auch im Hinblick auf die Civilisation das Ur mit vollem Recht vorsehen, noch in gar vielen Sachen traurig aus. Während die protestantischen Cantone mit der Zeit entschieden vorwärts streben, sieht man sich in den katholischen noch gar zu häufig nach den Fleischtöpfen Aegyptens um und in ganz frappanter Weise wird auch dort der Beweis für die Wahrheit der Worte geliefert: „Jedes Volk hat die Regierung, die dasselbe verdient zu haben.“ In den eidgenössischen Räten sind die Herren Regierenden aus den besagten alleinseigmachenden Glaubensländern auch immer diejenigen, welche zu Allem „nein“ sagen, was allgemein eidgenössisch, auf Centralisation und Civilisation ausgeht. Die Sache wäre anders geworden, wenn das Revisionswerk durchgegangen wäre, aber — der Kleinigkeitsgeist wollte eben nicht.

Weitere czechische Charakterzüge.*) — „Die Politik“ ist ein in Prag und in Böhmen überhaupt leider vielgelesenes Blatt. Es ist Organ der czechischen Partei und soll die große Masse von Anhängern derselben belehren, und unterweisen, die der czechischen Sprache nicht mächtig sind. Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß die czechische Idee auch unter Deutschen großen Anklang fände, sondern der große Leserkreis dieses Blattes erklärt sich einzig aus dem Tone desselben. In der österreichischen Verwaltung, im Post- und Gerichtswesen ist manches faul, und da man es zwar oft genug rügt, selten aber abhilft, so liebt der Mittelmann in Bildung und socialer Stellung, wenn ihm darin Jemand so recht derb vom Herzen spricht. Da nun „die Politik“ auf Alles, was mit der Regierung zusammenhängt, in einer Weise schimpft und schmäht, die in deutschen Blättern ganz unbekannt ist, so wird sie stark gekauft und ihr Besitzer macht gute Geschäfte. Und dieser Besitzer ist eine wichtige Person in der czechischen Nation, es ist der berüchtigt gewordene Strejshowsky. Strejshowsky, der es schon früher ganz gut vereinbar fand, auf die Ausraubung des czechischen Volkes durch die österreichischen Steuererheber zu schimpfen, und selbst manch saubere Geschäftchen in nationalen Dingen zu treiben, zu dem die Partei beide Augen zudrücken mußte; Strejshowsky, der auf die „Verschnittenen“ das Volk hetzte, weil sie das Volk ausfaugten und sich für das Mark der Arbeiter Häuser bauten, während er selbst sich für nationale Unternehmungen, bei denen die Betheiligten ihr Geld los wurden, ein Mittergut kaufte; dieser Ehrenmann, der seit vielen Jahren neben den Matadoren der Böhmen, neben Balagky und Kieger, neben Clam und Roblowitz genannt wird, sitzt jetzt wegen gemeinen Betruges in Untersuchungshaft. Es ist dies für ein Volk oder besser gesagt für die Verhäter eines Volkes ein harter Schlag. Und noch hatte man sich von dem anderen Schlage nicht erholt, den Sabina, der jetzt Geächtete, der Nation beigebracht. Zur Geschichte dieses habe ich übrigens nachzuholen, daß in der Parteiconferenz beschlossen wurde, daß der als Polizeispion entdeckte Volksversammlungsfabrikant sich im Auslande das Leben nehmen solle; doch zieht er vor, einen natürlichen Tod abzuwarten. Die nationale Presse Böhmens — Strejshowsky's Organ natürlich obenan — ist bemüht seiner Verhaftung einen politischen Beigeschmack zu geben, doch vergeblich.

Die czechischen Blätter sind in eigenthümlicher Weise Steuerverweigerer. Während die weiland preußischen eine gewisse Logik der Steuerverweigerung zu Grunde legten, ist es Herrn Strejshowsky weniger um die Liebe, als um die Wurst zu thun — um mich der Ausdrucksweise jenes zarten Gardeunterofficiers zu bedienen. Ein preußischer Steuerverweigerer ließ sich regel-

*) Bgl. S. 345 u. ff.

mäßig denselben Ring abpfänden, und ihn von seinem Kutscher wieder einlösen. Um's Geld war es ihm nicht zu thun, er wollte nur zeigen, daß er nicht freiwillig Steuern zahle, wenn das Budget nicht bewilligt sei. Anders der wackere Strejshowsky, er führt Steuern ab, aber schädigt den Staat durch falsche Angaben, begeht ein nationales Verbrechen und bereichert seinen Sackel. Uebrigens hatte er längst die Verantwortlichkeit für derartiges Thun und Lassen von sich zu wälzen gesucht, längst figuriren Strohmänner als Eigenthümer und Redacteurs des ehrenwerthen Blattes, welche sich für gutes Geld einsperren und vergeblich pfänden ließen.

Charakteristisch ist, daß die jetzt geführte Untersuchung bereits einmal eingeleitet war, von dem damals an's Ruder gekommenen Czechenministerium aber wieder niedergeschlagen wurde. Dieses Intermezzo stört aber die große czechische Staatsaction nur wenig. Graf Clam hat eine politische Brochüre geschrieben, die natürlich in einem Tone abgefaßt war, daß sie confiscirt werden mußte, und die czechischen Blätter werden um so heftiger und gröber gegen die „Wiener Verschnittenen“, je mehr sie im Glashause stehen und nicht mit Steinen um sich werfen sollten.

Dabei ist eine militärische Großthat aus dem Lager der Prager Herren zu melden. Ein czechischer Großgrundbesitzer hat zwei Kanonen in Rußland anlaufen und sie vor seinem Schlosse aufstellen lassen! Wären die Böhmen so opferfähig, oder sonst in Etwas den Polen ähnlich, die österreichische Regierung müßte solchem Gebahren energisch entgegenreten. So aber ist das Klügste, was sie thun kann, die guten Leute gewähren und für ihre eigene Sicherheit sorgen zu lassen. Denn lange können die Czechen doch diese ziel- und planlose Opposition, bei der sie sich am meisten schädigen, nicht forttreiben. Verlautet doch jetzt schon von dem Plane der Jungczechen, den Reichstag zu beschicken.

Weil die Ungarn in richtigem Festhalten an ihren alten Rechten und ihrer alten Verfassung die Schmerling'sche Verfassung nicht anerkannten, weder in den Reichstag noch in den Landtag wählten, und dadurch in der That die Anerkennung ihrer Rechte durchsetzten, so trogen nun seit einer Reihe von Jahren auch die Czechen mit der Regierung. Aber welcher gewaltiger Unterschied dabei zwischen Magyaren und Czechen! Abgesehen davon, daß die Czechen schon im Reichstage waren, dort mit verhandelten und plötzlich strifeten, so beschickten sie auch noch bis in's letzte Jahr den böhmischen Landtag, allerdings den Eid mit *reservatio mentalis* leistend, der Cardinal-Erzbischof stets voran. Was aber der Hauptunterschied ist: ohne die Czechen kann man ganz gut wirthschaften und selbst der böhmische Landtag ist ohne sie beschlußfähig.

Da die Czechen durch die Nichtbescheidung der parlamentarischen Ver-

sammlungen im Politickspielen stark gestört sind, muß man sich in anderer Weise entschädigen. Vor Allem weiß sich die Prager Stadtvertretung einen Dictatorenanstrich zu geben, der es nur zu oft nöthig macht, daß die Regierung den Herren auf die Finger klopft. In jüngster Zeit delegirte sie zur Feier der Großjährigkeit des Fürsten Milan von Serbien, den die Herren als slavischen Better betrachten zu müssen glaubten, ex officio die Herren Kieger und Zeithammer, worauf die Regierung einfach den Beschluß aufhob, indem sie darauf hinwies, daß die Vertretung des Staates nach Außen nur dem Kaiser und den von ihm ernannten Personen zustehe. Die Herren hatten aber schon gepact, vielleicht gar eine serbische Rede auswendig studirt und überdies — als Delegation und Deputation reist es sich sehr billig! Es wurde also ein Ausweg gefunden: die Herren gingen als Privatleute nach Belgrad, die Kosten trug das adelige (czechische) Casino, aber — die Reden wurden sie doch nicht los, denn der Fürst empfing die Privatpersonen, wie inzwischen mitgetheilt wird, nur summarisch und kühl bis an's Herz hinan.

Uebrigens sind die Czechen nicht die einzigen abenteuerlichen Gratulanten aus Oestreich am Hofe Milan's gewesen. Den Ungarn blüht in der Boiwodina mit ihren serbischen Bewohnern ein zweites Czechien und schadenfroh tröstet sich der Eisleithanier mit der Misere des Ungarn. Die Calamität Oestreichs, die ein reges parlamentarisches und staatliches Leben unmöglich macht, das Strifen der einen oder anderen Partei in Bezug auf die Bescheidung der parlamentarischen Körperschaften, soll jetzt endlich durch eine vernunftgemäße Wahlreform wenigstens in der gefährlichsten Ausdehnung unmöglich gemacht werden. In der That ist das jetzt herrschende, der Ständeordnung angepaßte Wahlssystem das widersinnigste was man sich denken kann. Das Volk wählt erst von einem ziemlich hochgegriffenen Wahlcensus ab, mit. Die Wahl geschieht aber in verschiedenen Klassen. Vorerst sind z. B. in Böhmen der Erzbischof von Prag, die Bischöfe von Leitmeritz etc., der Rector Magnificus so ipso Mitglieder des Landtages, sie besitzen Virilstimmen. Die übrigen Mitglieder werden vom großen Grundbesitz, den Städten, den Industrieorten, Handelskammern und Landgemeinden gewählt. Das Verhältniß der Wählerzahl zur Zahl der Gewählten ist in jeder dieser Körperschaften ein anderes, und ein Mann kann als Mitglied mehrerer Wahlkörper mehrmals wählen. Der Landtag wählt wieder in den Reichstag aus sich und wieder nach Gruppen, so daß es wirklich schwer wird, sich ein complicirteres und irrationelleres Wahlssystem zu denken. Allerdings sind die Verhältnisse in manchem Lande Oestreichs, namentlich aber in Böhmen solche, daß man das allgemeine Wahlrecht des deutschen Reichs oder das in den meisten deutschen Staaten für den Landtag bestehende Wahlssystem nicht einführen kann, aber zu vereinfachen und zu verbessern wird es immerhin sein. A. R.

Die königlich bairische Posthoheit. Vom Main. — Unter den sogenannten Reservatrechten, welche dem Königreiche Baiern in Folge des Versailler Vertrags auch in der revidirten Reichsverfassung gewährleistet sind, befinden sich zwei, die Sonderstellung des bairischen Heeres und das Recht einer gesonderten Postverwaltung, deren Existenzberechtigung immer und immer wieder bestritten werden muß.

Es ist an anderer Stelle*) der ziffermäßige Nachweis geliefert worden, daß die Aufrechterhaltung jener Sonderstellung des bairischen Postwesens nicht etwa ein billiges Vergnügen ist, das man der bairischen Regierung, um sie bei guter Laune zu erhalten, wohl gönnen dürfe, sondern daß diese Aufrechterhaltung für die bairischen Unterthanen einen Nachtheil von 500,000 fl. involvirt. Auch sind die aus Verschiedenheit der Postwerthzeichen für das Publikum entspringenden Unbequemlichkeiten hier in ernster, dort in launiger Weise von der Presse besprochen worden. Darauf aber hat unseres Wissens noch Niemand aufmerksam gemacht, in welcher Weise die bairische Regierung dieses Reservatrecht bei Erlassung der Vollzugsvorschriften zum Gesetze über das Postwesen des deutschen Reiches ausgeübt hat. Und doch ist diese Art und Weise der Ausübung so ergötzlich und betrüblich zugleich und wieder so bezeichnend für den Geist der bairischen Regierung, daß es sich lohnt, dieselben in weiteren Kreisen bekannt werden zu lassen.

Das Reichsgesetz über das Postwesen vom 28. October 1871 hat gemäß Art. 4 Zff. 10 vgl. mit Art. 51 der deutschen Reichsverfassung auch für das Königreich Baiern Geltung, mußte jedoch in Anerkennung der erwähnten Ausnahmestellung die Erlassung der reglementären Anordnungen für den inneren Postverkehr in Baiern der königlichen Regierung vorbehalten, wie dies denn auch in § 150 des Postgesetzes geschehen ist.

Das Gesetz über das Posttaxwesen im Gebiete des deutschen Reichs vom 28. October 1871 findet gar keine Anwendung auf den inneren Postverkehr Baierns, ebensowenig das vom Reichskanzler erlassene Postreglement vom 30. November 1871. Dagegen gelten deutsches Posttaxgesetz und deutsches Postreglement auch für Baiern insofern, als sich der Postverkehr von Baiern mit den übrigen deutschen Bundesstaaten und Elsaß-Lothringen nach denselben regelt. Es erließ daher das selige kgl. bairische Staatsministerium des Handels am 12. December 1871 eine Verordnung an die untergebenen Stellen, welche das Reglement des Reichskanzlers zur Darnachachtung für den Verkehr mit dem Reiche publicirte und für den bairischen Binnenverkehr weitere Bekanntmachung in Aussicht stellte.

Mit dem 1. Januar 1872 trat das Reichspostgesetz, welches, wie oben gezeigt, seine Wirksamkeit auch auf dem bairischen Binnenverkehr erstreckt, im ganzen Reiche in Kraft; die für den Binnenverkehr in Aussicht genomene bairische Verordnung war aber bis zu diesem Termine noch nicht erlassen. Vielmehr erschien erst in dem zu München am 20. Februar 1872 ausgegebenen Regierungsblatte eine Bekanntmachung des Staatsministeriums des königlichen Hauses und des Aeußern, welches mittlerweile die Functionen des Handelsministeriums übernommen hatte, vom Datum 28. Januar 1872, welche die revidirte Posttransportordnung für das Königreich Baiern publi-

*) Hirth, Annalen des deutschen Reichs. 1872. Heft 3.

cirte. Da die frühere bairische Posttransportordnung vom 16. September 1868 mit dem Reichspostgesetz nicht im Einklange stand, daher gemäß § 51 des Reichsgesetzes vom 1. Januar 1872 abrogirt war, so gab es in Baiern einen Zeitraum von einundfünfzig Tagen, vom 1. Januar bis 20. Februar 1872, während dessen für den inneren Postverkehr überhaupt kein Reglement mit rechtlicher Gültigkeit existirte.

Diese bairische Posttransportordnung dünkt uns nun, ganz abgesehen von ihrer später zu berührenden eigenthümlichen Gestalt, schon an und für sich als eine auffallende Erscheinung. Es gibt kaum ein zweites Gebiet, auf welchem der Formalismus eine sich bis in die kleinsten Manipulationen und Dienstverrichtungen erstreckende berechnete Rolle spielt wie im Postdienste. Dieser Formalismus ist anerkannter Maßen die Vorbedingung jeder erklecklicher Leistungsfähigkeit. Wenn nun zwei Postgebiete in so vielfachen Beziehungen und in so inniger durch gemeinsame Gesetzesgrundlage garantirter Verbindung zu einander stehen, wie das bairische zum deutschen Postgebiete, so ist die Gemeinsamkeit der den Formalismus regelnden Detailbestimmungen im Interesse eines zweckentsprechenden Zusammenwirkens der beiden Postanstalten im höchsten Grade wünschenswerth, wenn nicht unumgänglich. Es ist ferner zu bedenken, daß jede Abweichung des für Baiern geltenden Formalismus von jenem des Reiches für den bairischen Postbeamten eine gewiß nicht erleichternde Duplicität schafft, indem der bairische Postdienst für den gesammten Verkehr mit dem Reichsland sich nicht nach dem bairischen, sondern nach dem deutschen Reglement richten muß. Alle diese Erwägungen konnten der bairischen Regierung nicht unbekannt sein und mußten sie zu der Ueberzeugung hindrängen, daß das Aufgeben aller bairischen Besonderheiten, deren es der Natur der Sache nach nur eine kleine Zahl sein konnte, die unveränderte Einführung des Posttargesetzes und des Reichsreglements für den Binnenverkehr die einzig vernünftige und loyale Maßregel sei. Dem bairischen Reservatrechte konnte ja dadurch Genüge geschehen, daß das nach Reichsgesetz für den inneren Verkehr nicht gültige Targesetz und Reglement auf dem Umwege einer bairischen Verordnung eingeführt wurde, wozu die Regierung nach den bairischen Staatsgrundgesetzen vollkommen befugt war. Daß dies nicht geschah, daß man sich vielmehr bemüht fand, ein eigenes Reglement für Baiern zu schaffen, ist ein Zeichen hochgradigen particularistischen Eigensinns, den alle Freunde der Einheit tief beklagen müssen.

Nun kommt aber die ergöbliche Seite. Die bairische Regierung konnte nämlich mit dem besten particularistischen Willen für den inneren Postverkehr keine tief greifenden materiellen Besonderheiten einführen; denn einerseits waren ihr die Hände durch das Reichspostgesetz, andererseits durch die Bedürfnisse des Verkehrs gebunden, so daß sie sich darauf beschränken mußte, ihren Eigensinn in höchst unbedeutenden Kleinlichkeiten zu bethätigen. Zu diesen Kleinlichkeiten rechnen wir z. B., wenn die bairische Postverwaltung die Versendung von gedruckten Anzeigen im offenen Couvert gestattet, im Gegentheile zum Reichsreglement, das nur Kreuzbandverschluß zuläßt; oder wenn die Maximalsumme der Postanweisung um 22 1/2 Gulden höher, als im Reiche gegriffen wird. Dagegen wußte sich die bairische Regierung für diese materielle Gebundenheit auf dem formalen Gebiete reichlich schadlos zu halten.

Entgegen dem berechtigten Verlangen, daß die bairische Postordnung wenigstens in denjenigen Vorschriften, in welchen sie materiell mit dem Reglement des deutschen Reichs zusammenhing, sich auch dem Wortlaute des Reglements anschließe, ging die Regierung bei Redaction des Opus offenbar von dem Grundsatz aus, daß jede wörtliche Uebereinstimmung mit dem deutschen Reglement als eine Beeinträchtigung königlich bairischer Posthoheit erscheinen könnte, und gab sich alle erdenkliche Mühe die formale Anordnung und den Wortlaut des deutschen Reglements nach Möglichkeit zu vermeiden. Zu welchen erfreulichen Resultaten man auf diesem Wege gelangte, dafür mögen folgende Parallelen Zeugniß ablegen:

Deutsches Reglement: § 3. Adresse. I. „Die Adresse muß den Bestimmungsort und den Adressaten so bestimmt bezeichnen, daß jeder Unge-
wisheit vorgebeugt wird. II. Dies gilt auch bei solchen mit „poste restante“ bezeichneten Gegenständen, für welche die Post Garantie zu leisten hat, bei anderen Gegenständen mit dem Vermerk „poste restante“ darf statt des Namens des Adressaten eine Angabe in Buchstaben oder Ziffern angewendet sein.“

Bairische Posttransportordnung. § 4. „Jede Briefpostsendung muß gehörig adressirt sein. Die Adresse muß die Person des Empfängers und den Bestimmungsort unzweifelhaft angeben und bei letzterem für den Fall, daß derselbe weniger bekannt ist oder mit mehreren anderen Orten gleichen Namen hat, so den Regierungsbezirk, das Bezirksamt oder Landgericht, die nächste Poststation oder Gegend (!), wo jener gelegen ist, sowie bei größeren Städten auch die Wohnung des Adressaten beigefügt haben. Bei gewöhnlichen d. h. von der Aufgabepost ohne Empfangsbcheinigung übernommenen Briefen, Waarenproben und Drucksachen mit der Bezeichnung „poste restante“ ist jedoch auch gestattet, statt des Namens des Empfängers auf der Adresse nur einzelne Buchstaben oder Ziffer zur Bezeichnung des Adressaten (sic!) anzuwenden.“

Deutsches Reglement. § 3. Abs. II. „Die Freimarken sind soweit als thunlich in die obere rechte Ecke der Adressseite zu kleben.“

Bairische Posttransportordnung. § 7 Abs. 6. „Die Marken müssen von dem Absender selbst (!) auf der Adressseite des Briefes oder Schriftenpakets im oberen Ecke rechts durch Befechten des auf ihrer Rückseite befindlichen Klebestoffes befestigt werden, und darf die Siegelseite der Sendung nur für den Fall theilweise hiezu benutzt werden, wenn nach der Größe der Taxe sämmtliche dafür zu verwendende Marken auf der Adressseite ohne Beeinträchtigung der Deutlichkeit der Aufschrift nicht angebracht werden können.“

Mittels solcher stil- und gehaltvollen Redactionsveränderungen ist es der bairischen Regierung gelungen, eine Posttransportordnung herzustellen, welche 143 Paragraphen umfaßt, beinahe das doppelte Volumen des deutschen Reglements erreicht und nicht zwei auf einander folgende Paragraphen enthält, die mit dem Reglement gleichen Wortlaut haben. Es erinnert diese Bearbeitungsmethode stark an die Zeiten des seligen Bundestags, da jeder Staat eine Ehre darenin setzte, den Wortlaut der vom Bundestage entworfenen Gesetze bei der Einführung möglichst umzugestalten, damit nur kein Zweifel an seiner legislatorischen Selbständigkeit aufkomme. Daß die bai-

rische Regierung sich im zweiten Jahre des deutschen Reiches zu solchen Spielereien hergeben konnte, scheint uns ein unloyaler Mißbrauch der dem Königreiche gewährten Sonderstellung, welcher die ernstlichste Rüge verdient und besser als theoretische Erörterungen geeignet ist, die an die Spitze gestellte Ansicht über die Berechtigung dieses Reservatrechtes zu begründen. L. S.

Option und Agitation. Vom Oberelsaß. — Ein Factum ist, daß die Option von Tag zu Tage größere Dimensionen annimmt. Auf den Höfen und in den Warteräumen der Kreisdirectionen schwirrt es jetzt fast unausgesetzt wie vor einem Bienenkorbe. Es sind lauter Patrioten erschienen, um feierlichen Protest gegen die Herrschaft der Deutschen — oder, wie sich die Mehrzahl auszudrücken beliebt: „contro la tyrannie des Prussiens!“ — einzulegen, indem sie für sich die französische Nationalität wählen; mit einem Worte: sie optiren! Kaum ein Zehnthel indeß denkt ernstlich daran, deshalb die Heimat zu verlassen, und ihren Wohnsitz am oder gar vor dem 1. Oct. d. J. in Frankreich aufzuschlagen. Die große Masse — und eine solche ist die optirende in der That — optirt einfach „à titre de manifestation“ und gesteht das in naivster Weise selbst ein. Unter ihnen befinden sich Zahlreiche, die da unverbrüchlich fest glauben, daß, wenn nur jeder Elsässer, — beziehungsweise jeder Lothringer — den Muth der Ueberzeugungstreue habe, sich für das alte (?) Vaterland zu erklären, Deutschland genöthigt sein werde die, in Folge des Krieges zurückverlangten und inzwischen dem deutschen Reiche einverleibten Schwesterländer ohne Schwertstreich an Frankreich abzutreten. Eine sanguinische Hoffnung, deren Ursprung — im Verein mit einem Stichwort, das man heutzutage gar oft aus dem Volksmunde hören kann: „wer nicht optirt, sagt sich von der alleinseligmachenden Kirche los, er muß evangelisch werden!“ — in Weichtstühlen und auf Kanzeln zu suchen sein dürfte. Uebrigens riskirt kein Optirender auch nur das Allergeringste. Tapfer macht er Front gegen die bestehende Ordnung der Dinge, und darin liegt für die Mehrzahl der Menschen ein gewisser Reiz, ganz besonders, wenn es so vollkommen ungestraft geschehen kann, wie unter den obwaltenden Verhältnissen. Weiß man doch nur zu gut, das schlimmsten Falles der ganze Optionsact als nicht geschehen betrachtet wird, wenn, der ihn ausgeübt, nicht zur bestimmten Frist außer Landes ging. Weshalb also — könnte man wirklich fragen — hält auch nur ein Einziger sich zurück von dieser herrlichen patriotischen Kundgebung? Wäre die französische Anleihe, die man deutscherseits mit sicherem Verständniß sofort für das erklärte, was sie in der That ist, nicht inzwischen bereits von 42 auf 17 Milliarden factisch gezeichneter Beiträge herabgesunken, man hätte vielleicht Ursache, dem augenblicklichen Treiben in Elsaß-Lothringen bedenklicher in's Auge zu schauen.

Einem Paragraphen des Friedensvertrages gemäß sollen denjenigen jungen Leuten, welche vollgültig nachzuweisen vermögen, daß sie eine ausschließlich französische Erziehung genossen haben, die etwa von ihnen zu begehrenden Auswanderungsscheine von den deutschen Behörden nicht vorenthalten werden. Dadurch ist also auch den Minorennen, unter gewisser Voraussetzung, unabhängig von dem Gehen oder Bleiben ihrer Eltern oder Vormünder, die Möglichkeit gewährt, das neue Reichsland zu verlassen. Außerordentlich zahlreiche Gesuche um derartige Auswanderungsscheine gehen täg-

sich ein, zuweilen sogar von sieben- oder achtjährigen Bürschchen! Diese letzteren indeß bedeutet man, daß, da ihre Erziehung glücklicherweise noch nicht als abgeschlossen zu betrachten sei, sie auch demgemäß in Bezug auf die Gewährung ihres Besuches abschläglich beschieden werden müßten, — und giebt sich im Stillen der Hoffnung hin, daß die Fortsetzung und Beendigung der Lehrjahre dieser jugendlichen Staatsbürger vielleicht demaleinst die Ansicht in ihnen erwecken und befestigen werde, es sei doch besser gewesen, daß sie damals nicht auswanderten!

Graf Moltke's und seines Stabes Anwesenheit im Elsaß, seine zum Theil persönlichen Recognoscirungen der Vogesenpässe — von deren landschaftlichen Schönheiten, nebenbei gesagt, der Feldmarschall ganz entzückt sein soll — sowie die zum ersten Male hier stattfindenden größeren Herbstübungen der deutschen Truppen, — Alles das wird von den Eingeborenen vielfach auf neue Kriegsgefahr, resp. auf ernstliche Vorbereitung zu bevorstehenden Kämpfen gedeutet. Man kennt uns Deutsche nachgerade als „vorsichtige Leute“, — und glaubt schon die Stürme brausen zu hören, wo doch der weise Hausvater nur nachsieht, ob sein Dach auch nicht schadhaft sei und im Falle eines Unwetters auch Stand zu halten vermöge. Daß unser Oberelsaß im Westen keine militärischen Punkte aufzuweisen hat, weiß Jedermann. Auf den Höhen unserer Gebirgspässe sollen detachirte Forts errichtet werden, deren etwaige Einnahme dem Feinde mindestens einen Aufenthalt von 8 bis 14 Tagen bereiten würde — und Zeit gewonnen, Alles gewonnen.

Momentan ist, Alles in Allem genommen, die Strömung im ganzen Elsaß stärker antideutsch, als kaum je zuvor seit der Annexion. Es fällt das besonders Denen auf, die einige Wochen im alten Vaterlande oder in der politisch stillen Schweiz verweilen durften, und sich nun genöthigt sahen in die — sprechen wir's unumwunden aus: — in mehrfacher Hinsicht peinlichen reichsländischen Verhältnisse zurückzukehren. Am meisten ist die Aenderung der Stimmung bei den Landbewohnern bemerkbar, die wir früher vielfach uns günstig gefunden hatten und die nun mit der Stimmung der Städtischen zu rivalisiren beginnt. Die größte Hemmung jeder vorläufigen weiteren Germanisirung liegt augenscheinlich in dem nothwendig gewordenen Vorgehen gegen die Jesuiten. Dieselben, auch hier bisher vielfach mit scheelen Augen angesehen, erscheinen der großen Menge plötzlich in dem Lichte christlichen Martyriums, und sie wären ja eben nicht die, die sie in Wahrheit sind, wenn sie nicht aus diesem Umstande jeden nur denkbaren Vortheil zu ziehen verstünden. In einem kleinen Orte des Gebweiler Kreises hat kürzlich die Schließung einer Jesuitenkirche stattgefunden; da die Patres aber noch selbigen Tages einen Zettel an die geschlossene Pforte heften ließen, auf dem zu lesen steht, daß es „auf Anordnung der Behörde“ geschehen sei, so ist des Murrens kein Ende. Gefolgert wird nun natürlich, daß dieser ersten Schließung die Schließung sämtlicher katholischer Kirchen folgen werde; daß die „Preußen“ Alles evangelisch machen wollten, und wenn nicht anders, mit Gewalt“.

Bekanntlich hat die Reichsregierung es sich auch u. A. angelegen sein lassen, die Gehälter der Schulmänner und Geistlichen zu erhöhen. Die Eingeborenen hatten gegen diese Verbesserung natürlich nichts einzuwenden, doch sind sie leider deshalb doch keine besseren Deutschen geworden. In einem

neuerdings zur Sammlung von Unterschriften öffentlich ausgelegten „Protest“ gegen die Einführung des neuen Schulgesetzes, bekennet die „Elsässische Kurie“ sogar mit nicht zu unterschätzendem Freimuth: „Wir sind keine Deutschen und eben darum haben wir uns, selbst in einer allgemein kirchlichen Sache, abgesondert gehalten.“ Man ist hier zu Lande seit Einführung des deutschen Regimentes an sehr große Milde und Nachsicht gewöhnt, sonst würde man es schwerlich wagen eine solche Sprache zu führen! Daß in diesem Protest ein historischer Schnitzer mit unterläuft, wäre im Grunde bedeutungslos. Doch liegt die Annahme nicht fern, er sei mit gutem Bedacht gemacht worden. Factisch giebt es im Elsaß nicht einen einzigen religiösen Orden p. p. der länger als zwei Säcula bestünde, aber die schlichte Wahrheit klingt bei weitem weniger imposant, als wenn gesagt wird, daß die Orden und Congregationen in unserer Mitte es sich seit zwölf Jahrhunderten angelegen sein lassen, christliche Lehre und christliche Sitte unter der Bevölkerung zu verbreiten. Es wäre nicht schwer, dieser Behauptung auch noch in anderem Sinne entgegenzutreten als in dem obenangedeuteten — indeß ... qui vivra, verra! Es ist eine Zeit der Gährung und der Klärung in allen der Oeffentlichkeit angehörigen Verhältnissen. C. J.

L i t e r a t u r .

Emil Bittel, die Entstehung der Bibel; 2. Aufl. Karlsruhe, G. Braun 1873. — Ein Buch, gerade wie wir deren bedürfen, wenn — woran so unendlich viel gelegen — die Einheit unserer nationalen Bildung erhalten bleiben soll. Von den Ergebnissen der freieren modernen Forschung über die heiligen Schriften der Juden und Christen legt es, soviel für gesichert gelten darf, in schlichter Darstellung ohne jede gelehrte Last dem einfachen Leser, ja — ohne Phrase — dem Volke vor; ein Muster jener gesunden und freundlichen Popularität, wie sie noch immer vorzugsweise im deutschen Süden gedeiht. Mit lebendiger Religiosität verbindet der Verfasser, evangelischer Stadtpfarrer in Karlsruhe, frischen Sinn für historisches Menschenthum jeder Zeit und Art und liebevolle Hingabe an die Poesie als solche. Das beweisen, ganz abgesehen von der literarhistorischen Hauptmasse des Büchleins, als dessen gelungenste Partie der Abschnitt über die Entstehung der Evangelien bezeichnet werden muß, die eingefügten Miniaturbilder aus dem Inhalte der besprochenen biblischen Schriften, so Moses, David und die ausgeführtere Zeichnung des Paulus; nur der Erzväter Sage gegenüber vermessen wir ein muthiges Urtheil über den kläglichen Schmutz einer so dichtenden Volkspoesie. Recht gelungen sind auch die meisten nachdichtenden Uebertragungen der Psalmen und Prophetenoden; nur möge der Verfasser, sollte er sich selbst einmal an die Aufgabe wagen, die wir mit ihm der heutigen Zeit zusprechen: eine moderne volkstümliche Umdeutschung der Lutherbibel zu schaffen, möge er dann jedes eigentliche Metrum scheu meiden, vornehmlich das jambische, das dieser rauhen Urpoesie eine fremde Kunstglätte überbreitet. a/D.

Ausgegeben: 6. September 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Zum westpreussischen Jubiläum.

Die hundertjährige Geburtstagsfeier der Provinz Westpreußen ist nicht für diese Landschaft, ja nicht für die preussische Monarchie allein von ernster Bedeutung, sie bezeichnet vielmehr einen Festtag für die deutsche Nation überhaupt. Weder die ruhmreiche Erwerbung Schlesiens durch Preußen, noch die der Rheinlande, der Lohn für die unvergleichlichen Leistungen dieses Staates in den Freiheitskriegen, dürfen in solcher Hinsicht der nicht nur ruhmlosen, sondern geradezu unehrlichen Besiznahme des Weichsellandes gleichgeachtet werden. Denn wie entschieden auch für jegliche Vergrößerung Preußens im Innern des deutschen Reiches das Schlagwort Friedrich Wilhelm's III. galt und gilt, daß Deutschland gewonnen, was Preußen erworben hat, so gewiß war doch diese ganze Bildung einer deutschen Staatsmacht in und aus der Nation heraus allezeit vornehmlich dahin gerichtet und dadurch gerechtfertigt, daß sie Dasein und Wohlfahrt des Ganzen nach außen hin wahrte und befestigte. Da nun diese schwere Arbeit in Zeiten geschah, wo die Existenz unseres Volkes beinah von allen Seiten durch Gewalt und List der Nachbarn verkümmert und höchlich gefährdet war, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn das Werk der Sicherung zuweilen nicht anders vollbracht werden konnte, als durch vorlehrenden Angriff auf die Feinde, mit den gleichen Mitteln der List und Gewalt, welche die Geschichte um des sittlichen Zwecks nationaler Selbsterhaltung willen, wie schlecht sie an sich waren, doch zuletzt in großem Sinne geheiligt hat. Freilich möchte man uns glücklicher preisen, wären uns all unsere unvermeidlichen Eroberungen in so offenbarem Stande der Nothwehr durch frevelhaften Friedensbruch der Nachbarn in die Hand gedrungen worden, wie die letzte; aber im Völkerleben waltet einmal das harte historische Gesetz, daß wer in Schwäche Unrecht gelitten, nicht ohne Unrecht zu thun zur Stärke sich wieder aufzuraffen vermag. Politische Schuld — und für Nationen gibt es keine andere — hat Deutschland nicht durch die Theilung Polens oder die Ueberrennung Dänemarks auf sich geladen, sondern durch den eigenen früheren Verfall, der es in die Nothwendigkeit herabgebracht hatte, seinerzeit, wenn es das Glück nicht besser wollte, so gewaltthätig handeln zu müssen.

Daß nun die Occupation Westpreußens durch Friedrich den Großen

eine für Deutschland unvermeidliche Eroberung darstellt, bedarf keines Beweises. Die ganze Zukunft Ostpreußens, der stattlichsten und ruhmreichsten unserer nationalen Colonien, die wir doch nimmermehr hätten aufgeben können, beruhte darauf. Schon der deutsche Orden hatte sogleich, nachdem die Unterwerfung des eigentlichen Preußens östlich der Weichsel vollendet worden, rückwärts nach einer Verbindung mit dem Mutterlande trachten müssen; das 14. Jahrhundert ist mit diesem Streben erfüllt, die Weichselmündung, Pomerellen, endlich die Neumark bis zur Oder stellen die Brücke her. Eben daß diese nun doch noch nicht fest genug geschlagen war, brachte in Krieg und Revolution des 15. Jahrhunderts den ganzen Ordensstaat an den Rand des Untergangs; es war ein durchdachtes Werk der polnisch-lithauischen Sieger, daß sie nicht etwa die leichter zu behauptenden Niemen- und Pregelzugänge zur Ostsee sich abtreten ließen, sondern die Weichselstraße sammt der unwirthlichen Kassubei: Ostpreußen, vom Mutterlande abgeschnitten, schien so nichts anderes zu bleiben als eine aufgesparte polnische Eroberung. Die Erfüllung solcher Aussicht zu verhindern ist dann die unablässige Bemühung der Hohenzollern gewesen; die ostpreussische Reformation durch Herzog Albrecht, die Erbverbindung mit der brandenburger Linie, die hinterpommerschen Erwerbungen des großen Kurfürsten, die preussische Souveränität von Oliva, selbst die Königskrönung von 1701, vor allem aber die hundertjährige Arbeit an der Herstellung einer modernen Staatseinheit im Innern der brandenburg-preussischen Monarchie: alle diese Begebenheiten muß man als Stappen zu dem unerläßlichen Schritte der Einverleibung Westpreußens ansehen; daß es gerade vor hundert Jahren zu diesem Schritte kam, nicht früher oder später, hing von der allgemeinen politischen Gestaltung Osteuropas ab.

Freilich war von Polen 1772 und forthin nichts zu befürchten, nur um so mehr aber für das Preußenland. Wenn man die spätere Entwicklung Rußland's in's Auge faßt, die Friedrich's Genius vorahnend überschaut haben muß, so bleibt kein Zweifel, daß ohne die Theilung Polens die mostowitische Herrschaft heut mindestens bis an die Grenzen Pommerns, der Mark und Niederschlesiens reichen, daß Ostpreußen eine baltische Provinz Rußlands bilden würde, einen verlorenen Posten deutscher Cultur gleich Kurland, Livland und Esthland. Daß nun aber unter solchem Drucke von Osten her niemals eine norddeutsche und somit natürlich überhaupt auch keine deutsche Großmacht entstehen oder bestehen könnte, liegt auf der Hand; wir würden heut weder Schleswig-Holstein besitzen noch Elsaß-Lothringen, ja wahrscheinlich nicht einmal das linke Ufer des Niederrheins, wenn wir die Gelegenheit versäumt hätten uns Westpreußens zu bemächtigen. Friedrich der Große löste daher durch die erste Theilung Polens geradezu eine nationale Existenzfrage auch für Deutschland.

Die zweite und die dritte Theilung dagegen wird auch politisch kein Deutscher vertheidigen; sie waren allerdings nicht bloß Verbrechen, sondern Fehler, für die Preußen und Deutschland nach anderer Richtung hin schwer genug büßen mußten, dilettantische und deshalb kläglich mißlingende Uebertreibungen einer genialen Politik. Eine solche hätte vielmehr das reformirte Polen vom 3. Mai 1791 als Zwischenstaat conservirt, ja um den Preis etwa Danzig's und Thorn's ausdrücklich in kräftigsten Schutz genommen. Hernach freilich, als nach ungeheuren Wechsellchicksalen auf dem Wiener Congresse für die dauernde Aufstellung Rußlands an der mittleren Weichsel entschieden ward, boten unsere heutigen Grenzen gerade nur die nothdürftigste Sicherung für Preußen und Schlesien dar: ein polnisches Warschau hätte immerhin über ein polnisches Posen gebieten dürfen, ein russisches Warschau ward nur durch ein preussisches Posen erträglich. Und wie sich seitdem in fast sechzig Jahren die Bevölkerungs- und Culturverhältnisse an der Warthe und Odra gestaltet haben, ist nun für alle Zukunft ein Aufgeben selbst dieser großpolnischen Landstriche durch uns Deutsche undenkbar, darüber dürfen wir unsere Staatsgenossen polnischer Nationalität keinen Augenblick in Zweifel lassen. Ihre Hoffnung, jemals ein selbständiges Gemeinwesen polnischer Zunge wieder aufleben zu sehen, muß sich — so sonderbar das klingen mag — allein auf die mögliche Unweisheit Rußlands gründen; ein russischer Angriffskrieg gegen Preußen und Oestreich würde diesen beiden Mächten bei günstigem Ausgange die moralisch und politisch erwünschte Gelegenheit geben, durch Ablösung von Congresspolen ein freilich immer schutzbedürftiges Vorland zu gewinnen — ein nordisches Rumänien — und zugleich dem noch unverföhnten Schatten des polnischen Namens Gemüthung zu gewähren. Eine Eventualität, die wir doch wieder um des gemeinen Friedens willen nimmermehr herbeiwünschen, und die gerade heut glücklicherweise ferner gerückt ist als jemals.

Wenn wir am Gedächtnistage der ersten polnischen Theilung auch den stillen Phantasien so mancher unserer polnisch redenden und hoffenden Brüder einen Augenblick folgen mußten, so lehrt der deutsche Blick befriedigt und fröhlich auf den westpreussischen Erwerb zurück. Denn wahrlich ganz andere, menschlichere Bedeutung hatte doch noch die That von 1772, als daß wir gehandelt, wie wir politisch handeln mußten. In unseren uralten Volksmärchen kommt es bisweilen vor, daß auch die guten und günstigen Geister rauben und Zwang üben, aber wohl dem, der also von ihnen entführt worden! Nicht anders haben heut die Bewohner Westpreußens das Andenken ihres königlichen Entführers zu segnen. Mit der ganzen Kraft seiner verständigen Willkür, mit dem unermüdblichen Eifer seiner wohlthätigen Sorge hat er Land und Leute aus Barbarei und Elend herausgerissen zu

Cultur und Wohlstand, mit einem Worte: als der Landesvater, der er war, hat er die auch erzogen, die er zu sich genommen. Die Geschichte kennt keine andere wahre Verjähmung des Unrechts, als durch die höhere Macht der Gerechtigkeit; wenn irgend je, so liegt hier ein Beispiel solcher Verjähmung vor. Wir führen nicht weiter aus, was so oft und so schön gesagt worden ist: wie da die germanische Culturarbeit, nach langer Unterbrechung durch slavische Fahrlässigkeit und römischkirchliche Verdüsterung, von der preussischen Monarchie wieder aufgenommen ward mit deutschem Ernste und protestantischer Frische. Gerade diese Thaten, die wir loben könnten und loben möchten, sprechen die Mahnung aus, daß es noch etwas besseres giebt, als Lob: Nachahmung.

Wer will behaupten, daß wir Erben von 1772 schon all die Pflichten erfüllt hätten, die wir mit dieser Erbschaft überkommen haben? Ich rede dabei nicht vom Weichsellande allein, denn da Westpreußen um Ostpreußens und Posen um beider willen erworben ward, sind diese Provinzen durchaus als Einheit zu betrachten. Wieviel nun noch an ihrer völligen Germanisirung fehlt, weiß jedermann; gewaltsam, nach französischem Muster, wollen wir dieselbe keineswegs gefördert wissen, desto energischer aber indirekt: durch Cultur! Hätte Friedrich der Große, dessen erstes Werk nach der Besignahme Westpreußens der Bromberger Canal war, so lange wie die spätere Herrschaft gezögert, den Ostlanden die nothdürftigsten Eisenbahnen zu gönnen? Man hätte eine Freude daran gehabt, wie rasch er mit der Tilsiter Brücke zu Stande gekommen wäre, diesem Denkmal preussischen Bauderns für alle Zeiten! Hätte er den Hauptnachdruck im Culturkampfe wider das Pfaffenhum auf den Bischofszwist oder auf die unablässige Hebung des Volksunterrichts gelegt? Sicherlich hätte zwar auch er die Gründung einer Gewerbeschule oder einer Universität an der Neze vorausgehen lassen — hierfür werden freilich erst spätere Zeiten Rath schaffen müssen. Was er aber vor allem nie aus den Augen gelassen hätte, der alte Wirthschafter von Gottes Gnaden, wäre ihm statt einer Katharina ein lebenswürdiger, freundnachbarlicher und aufgeklärter Alexander gegenübergestanden, das ist ein der Zeitbildung entsprechender Handelsvertrag mit Rußland, die Befreiung von einem unseligen Sperrsystem, unter dem unsere Ostmarken nun einmal nicht aufkommen können trotz all ihrer regsamen Tüchtigkeit.

Wir wollen nicht tadeln — denn anders wünschen und besser wissen läßt sich viel und leicht — aber auffordern möchten wir zu Entschlüssen, aus deren Saat die Frucht der im Osten fortschreitenden Germanisirung von selbst aufwachsen würde ohne viel ängstliche Pflöge, Entschlüssen, die nach aberhundert Jahren auf das Jahr 1872 als auf das würdige Jubiläum von 1772 zurückzublicken erlauben würden.

Alfred Dove.

Der Ideengehalt des Goethe'schen Faust.

I. Faust's Charakter.

Goethe's Faust ist als Dichtwerk bald himmelhoch gepriesen, bald vielfach angefochten und bemängelt worden, aber Niemand hat bis jetzt bestritten, daß dies Werk durch seinen fundamentalen Gedankengehalt von unberechenbarer Bedeutung, und zwar von typischer Bedeutung sowohl für das Ringen der ganzen Menschheit, als auch speciell für das der deutschen Volksseele, ein treuer Spiegel deutscher Verirrungen und Geisteskämpfe und dadurch ein Führer zur tieferen Selbsterkenntniß eigenen Wesens für das deutsche Volk geworden ist. Der Anschaulichkeit der Dichtung gemäß ist aber dieser Ideengehalt in durchaus individueller Gestalt geboten (von eingestreuten Sentenzen ist hier natürlich nicht die Rede), und das Typische der Darstellung besteht nicht in abstracter Allgemeinheit der Figuren und Vorgänge, sondern darin, daß die lebendig individualisirten Gestalten jeden von uns sofort eine Verwandtschaft mit uns selbst erkennen lassen, also eine Menge Einzelfälle nicht begrifflich unter sich befassen, sondern repräsentativ vertreten, wenn auch wegen der individuellen Abweichungen nur in mehr oder minder annähernder Weise. Wenn der Mephistopheles als Personification einer in's Uebermenschliche karrikirten menschlichen Einseitigkeit sich von abstracter Allgemeinheit minder frei hält, so gilt doch obiges Lob in uneingeschränkter Weise vom Faust selber. Er ist es daher auch vorzugsweise, der als Repräsentant des ganzen Menschen hauptsächlich das gedankliche Interesse auf sich lenkt, während Mephistopheles mehr als gelegentliches Correctiv den augenblicklichen und vorübergehenden Einseitigkeiten Faust's gegenüber dient, und nur in seltenen Momenten einen endgiltig höheren Standpunkt als dieser behauptet, insoweit die ihm in Folge seiner Freiheit von menschlichen Illusionen eignende größere Klarheit und Unbefangenheit des Denkens nicht durch teuflische Affecte gehässiger Bosheit getrübt wird. Es wird demnach vor Allem der Charakter und die psychologische Entwicklung des Faust sein, welche wir in Betrachtung zu ziehen haben, wenn wir uns die Grundideen des Faust zum Bewußtsein bringen wollen.

Goethe selbst schlägt im Faust die fundamentale Bedeutung des Charakters sehr hoch an; auf die Frage des Faust: „Was bin ich denn?“ antwortet Mephisto:

Du bist am Ende — was Du bist.
 Setz dir Perrücken auf von Millionen Locken,
 Setz Deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
 Du bleibst doch immer was_Du bist.

Freilich liegt darin eine absichtlich deprimirende Unwahrheit, insofern die Möglichkeit der menschlichen Entwicklung geleugnet wird, welche doch der ganze Faust predigt; aber die Wahrheit bleibt bestehen, daß nur auf dem Fundamente des als ein Verhängniß vorgefundenen Gegebenen, nicht aber unabhängig und ohne Rücksicht auf dasselbe, ein Höherstreben möglich ist. Letzteres aber will Faust in seinem titanenhaften Drange zu Anfang, und deshalb hat Mephisto Recht ihn zu verspotten,*¹) da er mit seinem „Allein ich will“ das Unmögliche möglich machen zu können glaubt.

In Anbetracht der fundamentalen Bedeutung der natürlichen psychologischen Mitgift werden wir unsere Betrachtung mit der Persönlichkeit des Faust zu beginnen haben, wie dieselbe vor dem Anfang des ersten Acts aus den zerstreuten Aeußerungen des Gedichts zu reconstruiren ist. Diesen psychologischen Hintergrund im Helden muß jede gute Dichtung so weit als nöthig durchscheinen lassen, und der dramatisch nicht zu rechtfertigende lange Monolog des Faust im ersten Act dient zum Theil diesem Zwecke.

Wie aus der Scene „vor dem Thor“ hervorgeht, ist Goethe's Faust der Sohn eines beim Landvolf geachteten und geehrten Arztes, von dem er einen Theil des Rufes schon ererbt hat.

Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
Der über die Natur und ihre heil'gen Kreise
In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise
Mit grillenhafter Mühe sann.

Von einem solchen „Adepten“ konnte Faust natürlich nicht eine Erziehung zu gesellschaftlicher Gewandtheit und Sicherheit erhalten, so daß ihm nach eigenem Geständniß „die leichte Lebensart fehlt“; das Bewußtsein dieses Mangels macht ihn verlegen, so daß Mephisto ihn zum Selbstvertrauen ermahnen muß.

Ich wußte nie mich in die Welt zu schicken,
Vor Andern fühl' ich mich so klein;
Ich werde stets verlegen sein.

Vom Vater zeitig in dessen Beruf eingeführt, lernt er dessen Medicamenten mißtrauen und sie als schädlich erkennen; von dieser ersten Enttäuschung wendet sich sein Herz zu der noch unangetasteten Gläubigkeit seiner mittelalterlichen Erziehung.**)

*) Laßt ihn (den Poeten) Euch das Geheimniß finden,
Großmuth und Arglist zu verbinden,
Und Euch mit warmen Jugendtrieben
Nach einem Plane zu verliehen.

***) An diesen Klang von Jugend auf gewöhnt...

An Hoffnung reich, im Glauben fest,
Mit Thränen, Seufzen, Händeringen
Dacht' ich das Ende jener Pest
Vom Herrn des Himmels zu erzwingen.

Ein so-ideales Gemüth wie Faust mußte nothwendig in Religiosität sich schwelgend versenken, so lange nicht des Zweifels Frosthauch seinen Reif auf diese Gefühle geworfen.

Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Ruf
Auf mich herab in ernster Sabbathstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich, durch Wald und Wiese hinzugehn,
Und unter tausend heißen Thränen
Fühlt' ich mir eine Welt erstehn.

Wenn Faust zu den Himmelstönen des Ostergesanges sagt:

Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind,

so thut er sich damit Unrecht; er besitzt noch vollständig die Weichheit und den idealen Drang seiner Jugend; nur die zersetzende Kritik des Verstandes hat ihn dahin gebracht, daß er sagen muß:

Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;

denn Idealen gegenüber, an die er noch glaubt, ist er noch derselben hingebenden Weichheit fähig.

Geburt, Wissensdurst und Mangel an Lebensart und gesellschaftlichem Selbstvertrauen vereinigten sich, Faust in eine rein wissenschaftliche Laufbahn zu führen, während sein Ehrgeiz, seine Herrschsucht und leidenschaftliche Genußsucht ohne dies eher dazu angethan gewesen wären, ihn von jung auf in's practische Leben zu drängen. Wenn er übrigens auch dem öffentlichen Leben und der höheren Gesellschaft fern blieb, so darf man darum nicht glauben, daß er seine Studentenzeit als Dudmäuser hinter Büchern und Träumereien verlebt habe. Im Gegentheil läßt seine ungebändigte Leidenschaftlichkeit a priori annehmen, daß er ein recht toller Student gewesen sei, und seine frivolen Bemerkungen und Anforderungen an Mephisto nach der ersten Begegnung mit Gretchen, die er selbst als „so sitt- und tugendreich“ anerkennt, können dies nur bestätigen. Denn es genügt ihm die Voraussetzung, daß sie über 14 Jahre alt sei, zu der Behauptung:

Hätt' ich nur sieben Stunden Ruh,
Brauchte den Teufel nicht dazu,
So ein Geschöpfchen zu verführen.

Man kann hiernach dem Mephisto nur Recht geben, wenn er sagt:

Du sprichst ja wie Hans Niederlich,
 Der begehrt jede liebe Blum' für sich,
 Und dünkelt ihm, es wär' kein Ehr'
 Und Günst, die nicht zu pflücken wär';
 Geht aber doch nicht immer an.

Man kann in dieser unmotivirten Frivolität Faust's in der That nur eine Reminiscenz tollen Studentenlebens sehen; denn diese Ansichten, die selbst der Teufel zu berichtigen sich gedrungen sieht, sind in der That studentisch, wie es bei einem Manne, der seit seiner Studentezeit mit Frauen nicht verkehrt hat, weiter nicht zu verwundern ist. Dies ist eben Faust's Unglück, wenn man so sagen darf: die einseitige Richtung seiner theoretischen Existenz seit der Studentezeit. Er wäre keineswegs unempfänglich gewesen für die Güter dieser Welt. Unter den Gründen für das: „Es möchte kein Hund so länger leben!“ führt er zuletzt mit Nachdruck an:

Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
 Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt.

Auch von Mephisto erwartet er unter anderem „rothes Gold“ und „der Ehre schöne Götterlust“, wenn er auch weiß, daß beides schnell zerrinnt, und im zweiten Theil (Act 4) ruft er stolz aus: „Herrschaft gewinn' ich, Eigenthum!“ Von dem Tod der Ehre sagt er begeistert:

O selig der, dem er im Siegesglanze
 Die blut'gen Lorbeern um die Schläfe windet.

Er ahnt wohl die illusorische Beschaffenheit der „Ehr' und Herrlichkeit der Welt“, aber er besitzt die nöthige Unbefangenheit des Geistes zur vollständigen kritischen Durchschauung derselben gerade deshalb nicht, weil er sie gegen seinen Willen hat entbehren müssen,*) weil er in seiner einsamen Studirstube, abwechselnd mit einsamem Naturgenuß, die Aufgaben des Lebens nicht in dem Maße bewältigt hat, um sich zur Freiheit gegen die-

*) Entbehren sollst Du! sollst entbehren!
 Das ist der ewige Gesang,
 Der Jedem an die Ohren klingt,
 Den unser ganzes Leben lang
 Uns heiser jede Stunde singt.
 Nur mit Entsetzen wach' ich Morgens auf,
 Ich möchte bittere Thränen weinen,
 Den Tag zu sehn, der mir in seinem Lauf
 Nicht einen Wunsch erfüllen wird, nicht einen,
 Der selbst die Ahnung jeder Lust
 Mit eigensinn'gem Krittel mindert,
 Die Schöpfung meiner regen Brust
 Mit tausend Lebensfragen hindert!

selben zu erheben. Im theoretischen Studium hatte er Ersatz für Alles zu finden gehofft: für den verlorenen Glauben seiner Kindheit und für das nicht mit neidloser Freiheit resignirte, sondern mit unterdrückter Gluth geschlossenen Auges bei Seite gelassene Gewühl des Lebens und „Kollen der Begebenheit“. Als nun die schreckliche Entdeckung von der Hoffnungslosigkeit des menschlichen Erkenntnißstrebens in ihm aufdämmert und mehr und mehr zur Ueberzeugung wird, da muß nothwendiger Weise die Reue über die gepirte Jugendzeit den inzwischen herangereiften Mann erfassen, und nichts rettet ihn davor, den Kampf mit den realen Mächten des Lebens nachträglich anzunehmen und durchzukämpfen, um sich die Freiheit des Geistes ihnen gegenüber doch noch zu erringen. Aber jetzt fehlt ihm zu diesem Kampfe Eines, das er in der Jugend besaß: die Naivität. Und das ist der ewige Fluch der Faust'schen Naturen, daß sie nicht umhin können, diesen Kampf durchzukämpfen, während ihnen der Glaube an die Illusionen fehlt, welcher der naturwüchsigem noch von keiner Kritik angefressenen Jugend die Kraft zu diesem Kampfe verleiht.

Betrachten wir zunächst, zu welchen Resultaten Faust von seinen theoretischen Studien geführt wurde. Von der Gläubigkeit seiner Jugend ist nur ein naturalistischer Pantheismus übrig geblieben, der dem Standpunkte der Zeit entsprechend für Naturgeister und magische Bestrebungen reichen Spielraum läßt, aber an eine Fortdauer der individuellen Seele nicht mehr glaubt.

Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Erfüll davon Dein Herz, so groß es ist,
Und wenn Du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann wie Du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist Alles.

Er hebt nicht mehr vor jener „dunkeln Höhle“,

In der sich Phantasie zu eigener Qual verdammt . . .
Das Drüben mag mich wenig kümmern . . .
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Thor, wer die Augen dorthin blinzend richtet,
Sich über Wollen Seinesgleichen dichtet!

Und bei seinem intendirten Selbstmord ist er sich völlig klar darüber, daß er auf die Gefahr hin handelt, „in Nichts dahin zu fließen“. Der Erkenntnißdrang bietet allerdings erhabene Augenblicke, wo man von großen Erfolgen begeistert seinen Gewinn überschätzt, und den relativen Fortschritt als

einen absoluten feiert. Die Citation des Erdgeistes kann als Symbol eines solchen Augenblicks angesehen werden, wo der Denker die Lösung der ewigen Räthsel gefunden und den Urquell des Seins berührt zu haben glaubt; — aber die Enttäuschung durch die Selbstkritik ist dann um so bitterer.

Ich Ebenbild der Gottheit, das sich schon
Ganz nah gedünkt dem Spiegel ew'ger Wahrheit,
Sein selbst genoss, in Himmelsglanz und Klarheit,
Und abgestreift den Erdensohn;
Ich mehr als Cherub, dessen freie Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu fließen
Und, schaffend, Götterleben zu genießen,
Sich ahnungsvoll vermaß, wie muß ich's büßen!

Die Erhebung ist vorübergehend, die Depression dauernd.

Den Göttern gleich' ich nicht, zu tief ist es gefühlt,
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt. —
O glücklich, wer noch hoffen darf
Aus diesem Meer des Irrthums aufzutauchen!

So findet er sich nach dem Studium aller Wissenschaften seiner Zeit „so klug als zuvor“,

Und sehe, daß wir nichts wissen können,
Das will mir schier das Herz verbrennen . . .
Bilde mir nicht ein, was Recht's zu wissen,
Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren,
Die Menschen zu bessern und zu belehren. —
Sprech ich vernünftig, wie ich's angeschaut,
Erklang der Widerspruch gedoppelt laut.

So mußte er „das Leere lernen, Leeres lehren“, was er nachgerade als ein „an der Nase Herumziehen seiner Schüler“ erkannte.

Des Denkens Faden ist zerrissen,
Mir ekelt lange vor allem Wissen.

Dieser skeptischen Selbstgeringschätzung, dieser sokratischen Bescheidenheit und diesem verzweifelten Wissensetzel steht nun in der Welt der hohle Gelehrten-dünkel gegenüber. Im Vergleich zu diesem findet sich Faust natürlich „gescheiter als alle die Laffen“, weil er jene noch weit geringer schätzen muß als sich selbst, sowohl was intellektuelle Anlagen, als was erreichte Resultate betrifft. Diese berechnete relative oder comparative Höherschätzung seiner selbst, welche sich mit der intellektuellen Selbstverachtung sehr wohl verträgt, erscheint jedoch dem Gelehrtendünkel als ein noch gesteigerter Hochmuth, welcher seine Bodenlosigkeit eben durch das Geständniß des Nichtwissens enthülle, daher Faust sich bald vor den „widerwärtigen Streichen“ seiner Kollegen zur Isolirung verurtheilt sieht (Thl. II, Act I, Scene mit Mephisto). Dazu kommt, daß die Negation gegen sanctionirte Dogmen verstößt:

Ja was man so erkennen heißt!
 Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
 Die Wenigen, die was davon erkannt,
 Die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten,
 Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
 Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

So gezwungen, sein Bestes in sich zu verschließen und als Lehrer leeres Stroh zu dreschen, isolirt und angefeindet von den Collegen, verzweifelnd an der Möglichkeit des Erkennens, sich ekelnd vor dem Wissen, und seine intellectuellen Fähigkeiten geringschätzend, muß Faust nothwendig zu dem Entschluß kommen, die Gelehrtenlaufbahn aufzugeben, muß nothwendig sein lange gewaltsam unterdrückter Lebensdrang zu seinem Rechte gelangen. Wie ihn aber in seinem theoretischen Studium stets die geheime Hoffnung beselte, durch Ergründung des Urquells der Natur auch unbeschränkte Gewalt über deren Kräfte zu erlangen, so erlischt auch jetzt niemals ganz der Wissensdrang in ihm, sondern er hofft durch das Bündniß mit dem Teufel und durch die hiermit eröffneten practischen Hilfsquellen zugleich (wenn auch jetzt in zweiter Reihe) doch noch zu den Prinzipien des Alls zu gelangen. So sagt er in jener dankenden Anrede an den Erdgeist, die allerdings in die Composition der Dichtung, wie sie uns vorliegt, nicht recht passen will:

Bergönest mir, in ihre (der Natur) tiefe Brust
 Wie in den Busen eines Freundes zu schauen.
 Du führst die Reihe der Lebendigen
 Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder
 Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

Und im zweiten Theil sagt er zu Mephisto:

Du sendest mich in's Leere,
 Damit ich dort so Kunst als Kraft vermehre; ...
 Nur immer zu! Wir wollen es ergründen;
 In Deinem Nichts hoff' ich das All zu finden.

Aber wie in seiner Gelehrtenzeit der Lebensdrang, so ist nunmehr der Forschungstrieb gewaltsam unterdrückt oder wenigstens so sehr in die zweite Reihe gedrängt, daß er erst nach längerer Pause wieder auftaucht und nur sporadisch sein Dasein documentirt.

Wir haben nunmehr unseren Blick auf diejenigen Charakteranlagen des Faust zu richten, welche geeignet sind, ihn in das practische Leben zu drängen. Die charakterologische Grundlage des inneren Zwiespalts, der Faust verzehrt, drückt dieser selbst auf Wagner's Lobpreisung der Geistesfreuden des Studiums in stiller Winternacht also aus:

Du bist Dir nur des einen Triebes bewußt;
 O lerne nie den andern kennen!

Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust,
 Die eine will sich von der andern trennen;
 Die eine hält mit derber Liebeslust
 Sich an die Welt mit klammernden Organen;
 Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
 Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Dasselbe sagt Mephisto mit anderen Worten im Prolog:

Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne
 Und von der Erde jede höchste Lust.

Wenn der sich an die Welt klammernde Trieb in der ersteren Stelle scharf bezeichnet ist, so ist der andere Ausdruck minder klar; jedenfalls bedeutet die Erhebung „vom Dust“ eine Erhebung über die trübe Unruhe des weltlichen Treibens, und „die Gefilde hoher Ahnen“ eine Region übersinnlicher Ideale. Zwischen dem irdischen Gewühl der sinnlichen Realität und dem Strudel ihrer leidenschaftlichen Unruhe einerseits und dem Reich der Ideale des Geistes andererseits steht die Welt der Phantasie mitten inne, als der leidenschaftslose symbolische Abglanz der reinen Idee, wie er sich im Reiche der Schönheit offenbart. Diese Mittelstufe erwähnt Faust hier nicht, aber der Trieb nach derselben ist in ihm ebenso mächtig als zu den beiden anderen. Zeugniß dafür ist sein lebhafter Sinn für Naturschönheit, die Wonne, mit der er in derselben schwelgt, man kann sagen: seine Naturschwärmerei, — und auf der anderen Seite nicht minder seine Begeisterung für die antike Schönheit der Helena. — Auch dem Reich der Ideale kann man sich auf doppelte Weise zu nähern suchen, einerseits durch theoretisches Streben, sie erkennend zu erwerben und durchdringen, und andererseits durch das practische Bemühen, sie arbeitend und schaffend zu realisiren. Faust beginnt mit dem ersteren, geht durch die sinnliche Realität und die Welt der Schönheit hindurch und endet bei dem letzteren. Es liegt hierin ohne Frage eine gewisse Zufälligkeit des individuellen Entwicklungsganges und es würde z. B. nicht minder naturwahr sein, einen Mann, der seine beste Kraft der practischen Verwirklichung der Ideale gewidmet, sich später ausschließlich theoretischen Studien widmen zu sehen, — aber der erstere Weg hat eben deshalb für uns solches Interesse, weil er typisch für den Entwicklungsgang des deutschen Volksgeistes ist, oder — hoffen wir, so sagen zu dürfen — war.

Es lebt im Faust eine gährende Unruhe, eine hastige Leidenschaftlichkeit, eine widerspruchsvolle Unbeständigkeit, welche nur bewundern läßt, daß er es so lange beim Studium ausgehalten hat. Mephisto sagt von ihm im Prolog:

Ihn treibt die Gährung in die Ferne,
 Er ist sich seiner Tollheit halb bewusst;....
 Und alle Näh' und alle Ferne
 Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.

Und vor der Scene mit dem Schüler:

Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überspringt . . .
Und seiner Unerfättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben.

Wie sehr Faust sich seiner Leidenschaftlichkeit bewußt ist, geht aus den folgenden Stellen hervor:

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan
Wie ich beharre, bin ich Knecht,
Ob Dein, was frag' ich, oder wessen. —
Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüßt ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte, ließ ich fahren,
Was mir entwischte, ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück
Er, unbefriedigt jeden Augenblick! —
Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste,
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh,
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu? —

Der letzte Trumpf seines großen Fluches lautet:

Und Fluch vor Allem der Geduld!

Als er sich vom Wissen abkehrt, da ruft er Mephisto zu:

Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
In's Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß
Mit einander wechseln, wie es kann,
Nur rastlos bethätigt sich der Mann.

Diese Leidenschaftlichkeit hat etwas Maßloses; maßlos ist Faust ebenso in der Sinnlichkeit und im Streben nach practischen Zielen wie im Wissensdurst.*) Hätte er nicht das Unendliche im Wissen erstrebt, hätte er vielmehr in weiser Selbstbeschränkung auf schmalen Felde relativ große Erfolge erzielt, so wäre der Rückschlag in den Scepticismus nicht so vernichtend gewesen.

*) Charakteristisch ist hierfür in der Stelle von den zwei Seelen das „gewaltsam“ auch von der Erhebung der anderen idealen Seele gebraucht.

Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
Des Menschengeiß auf mich herbeigerafft
Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher.

Charakteristisch hierfür ist auch der Werth, den er dem Schauer vor dem Erhabenen beilegt:

Das Schaudern ist der Menschheit bestes Theil;
Wie auch die Welt ihm das Gefühl vertheure,
Ergriffen, fühlt er tief das Ungeheure.

Diese Maßlosigkeit, dieser titanenhafte Ungestüm, führt nun einerseits zur tyrannischen Rücksichtslosigkeit und Nichtachtung fremden Willens und fremden Rechts und andererseits zur Ueberstürzung; ersteres gleicht in formeller Hinsicht auf ein Haar der frechen Selbstsucht, während es sich inhaltlich sehr wohl mit der opferwilligsten Hingebung an fremde Interessen verträgt; letzteres führt nothwendig zum schnellen Wechsel der Ziele, d. h. zu einer Unbeständigkeit, die wie Leichtsinns aussieht. Das tyrannische Gemüth Faust's das er selbst in den Worten durchscheinen läßt:

Wer befehlen soll,
Muß im Befehlen Seligkeit empfinden,

offenbart sich schon nach der ersten Begegnung mit Gretchen, in der rohen und rücksichtslosen Art und Weise, wie er von Mephisto begehrt, er müsse ihm zur Nacht „die Dirne schaffen“, nicht minder in der aufbrausenden Wuth gegen Mephisto, als er hört, daß Gretchen im Gefängniß ist, womit er sein eigenes Schuldbewußtsein gleichsam durch die Hornesaussprüche gegen einen anderen übertäuben will. Mephisto entgegnet ihm daher an letzterer Stelle mit vollem Recht: „Das ist so Tyrannenart, sich in Verlegenheiten Lust zu machen.“ Und als Faust schon am Rande des Grabes steht, bricht seine tyrannische Willkür noch einmal wie eine zum letzten Mal auflobernde Flamme in furchtbarer Weise hervor.

Mir giebt's im Herzen Stich um Stich,
Mir ist's unmöglich zu ertragen!
Und wie ich's sage, schäm' ich mich.
Die Alten droben sollten weichen,
Die Linden wünscht' ich mir zum Sitz;
Die wen'gen Bäume nicht mein eigen
Verderben mir den Weltbesitz
So sind am härtesten wir gequält,
Im Reichthum fühlend, was uns fehlt

Die sachlich unmotivirte Expropriation des alten Paares läßt er nun, in seiner kindisch-greisen Laune, durch rohe Gesellen in's Werk setzen, welche den Hof verbrennen, während die beiden Alten vor Schreck sterben. Die einzige

Strafe, die Faust über sie verhängt, besteht in dem Befehl, sich in den Staub zu theilen. Diese rohe Rücksichtslosigkeit des alten Faust entspricht ganz der des jungen, mit welcher er das verführte Gretchen, der er in einer für den gelehrten Doctor Faust unverzeihlichen Fahrlässigkeit die Mutter ermordet hat, nach der einen Nacht so lange sich selbst überläßt, ohne sich um sie zu kümmern, bis der ganze Ort von der Gewißheit ihrer Schande erfüllt ist; dann aber noch mehr als dies: nachdem er bei einem Versuch, sie wieder zu sehen, ihren Bruder erschlagen, kümmert er sich neun Monate gar nicht mehr um die schutzlos der Schmach und Anfeindung Preis Gegebene, und fragt nicht einmal nach ihrem Ergehen, anstatt, wenn er nicht den Muth hatte, sich in den Ort seiner Blutthat mit oder ohne Hilfe höllischer Künste wieder hineinzuwagen, sich doch wenigstens indirect durch Boten oder Briefe mit Gretchen in Verbindung zu setzen, — und er „wiegt sich indeß in abgeschmackten Zerstreungen“, wie er selbst in zu später Schaam bekennt. Die egoistische Rücksichtslosigkeit wird hier zu einer Charakterlosigkeit, die an Gemeinheit und Lumpenthum grenzt, und die Unbeständigkeit in der so prätentios gespreizten*) und doch so schnell verbrauchten sinnlichen Leidenschaft vollendet das Bild charakterlosen Leichtsinns. Der ungebändigte Ausbruch wahren Schmerzes über diese vor mehr als neun Monaten zum letzten Male gesehene und seitdem vollständig vergessene Geliebte entspricht durchaus der unbeständigen Leidenschaftlichkeit dieses „Unmenschen ohne Zweck und Ruh.“

Aber warum muß der Strom so bald versiegen.
Und wieder wir im Durste liegen?
Davon hab' ich so viel Erfahrung.

Es stimmt vortrefflich zusammen, daß von der Gluth, die hinreichte, um Faust zu einer mit Fälschung der Civilstandsregister gleichbedeutenden falschen Zeugnißabgabe zu vermögen, nicht einmal ein Restchen von soviel menschlichem Erbarmen, um nicht zu sagen Interesse, übrig geblieben ist, um Erfindung einzuziehen, ob und wie sich die von ihm über dem unschuldigen Haupt heraufbeschworenen Wetterwolken entladen haben. In Hinsicht dieser nervös-anämatischen Unruhe einer strohfeuerähnlichen aufloodernden und wieder verbrauchenden Leidenschaftlichkeit besteht glücklicher Weise keine Aehnlichkeit zwischen Faust und der deutschen Volksseele, die sich eher etwas zur phlegmatischen Beständigkeit neigt, aber freilich bei poetischer Veranlagung gelegentlich ihre maßlosen Phantasieflüge für wirkliche Leidenschaftlichkeit zu nehmen

*) Ich bin ihr nah, und wär' ich noch so fern,
Ich kann sie nie vergessen, nie verlieren;
Ja ich beneide schon den Leib des Herrn,
Wenn ihre Lippen ihn indeß berühren.

geneigt ist, theils aus Eitelkeit, theils um dadurch die practischen Folgen der ersteren eher an sich und anderen entschuldigen zu können.

Leidenschaftlich wie in Forschungstrieb, Herrschsucht und Sinnlichkeit ist Faust auch in der Naturschwärmerei. Man denke an seine Apostrophe an den Mond gleich im Anfang des ersten Theils, oder an seine Verzücung beim Sonnenuntergang in der Scene vor dem Thor; wie dort mit dem Monde, so möchte er hier mit der Sonne fliegen. Wenn in d'esen Stellen, so wie in der Beschreibung des Sonnenaufgangs in der ersten Scene des zweiten Theils, noch schwärmerisches Entzücken und Sehnsucht überwiegt, so tritt das wild leidenschaftliche Versenken in die Natur unverhüllt zu Tage in der Scene mit Mephistopheles (Wald und Höhle):

Meph. Was hast du da in Höhlen, Felstüben
Dich wie ein Schuhu zu versüßen?
Was schlurkst aus Moos und triefendem Gestein
Wie eine Kröte Nahrung ein?

Faust. Verstehst Du, was für neue Lebenskraft
Mir dieser Wandel in der Lede schafft?
Ja würdest du es ahnen können,
Du wärest Teufel g'nug, mein Glück mir nicht zu gönnen.

Meph. Ein überirdisches Vergnügen!
In Nacht und Thau auf den Gebirgen liegen,
Und Erd und Himmel wonniglich umfassen,
Zu einer Gottheit sich aufschwellen lassen,
Der Erde Mark mit Ahnungsdrang durchwühlen,
Alle sechs Tagewerk' im Busen fühlen,
In stolzer Kraft, ich weiß nicht was, genießen,
Bald liebewonniglich in Alles überfließen,
Verschwunden ganz der Erdensohn . . .

Mit eben derselben Leidenschaftlichkeit sucht er später das Ideal der Schönheit an sich zu reißen, nachdem er dasselbe in Gestalt der Helena durch seinen Gang zu den Müttern an's Licht gezogen.

Hab' ich noch Augen? Zeigt sich tief im Sinn
Der Schönheit Quelle vollen Stroms vergossen?
Mein Schreckensgang bringt seligsten Gewinn.
Wie war die Welt mir nichtig, unerschlossen! . . .
Du bist's, der ich die Regung aller Kraft,
Den Inbegriff der Leidenschaft,
Dir Reigung, Lieb', Anbetung, Wahnsinn zolle.

E. von Hartmann.

Aus der jesuitischen Staatslehre.

Seit den Tagen des frommen Thomas von Aquino, welcher über das Verhältniß zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt zuerst den berühmten Satz mit epigrammatischer Schärfe aufstellte: *Potestas secularis subditur spirituali sicut corpus animae*, hat sich fast in jedem Jahrhundert der Streit über diese Frage mit allen ihren Consequenzen für Staat und Kirche fortgesetzt und erneuert. Das dreizehnte Jahrhundert sah den Triumph der Kirche, indem die Repräsentanten der *potestas spiritualis*, die Päpste, ihre theoretisch behauptete Superiorität über die weltlichen Herrscher auch practisch auszuüben die Macht hatten, die Reformation des 16. Jahrhunderts mit ihren wissenschaftlichen Angriffen gegen das absolute Papstthum unterstützte überall die Emancipationsversuche des Staates von der kirchlichen Gewalt, das neunzehnte Jahrhundert endlich bietet das eigenthümliche Schauspiel, daß die Suprematieansprüche der römischen Kirche, wie sie in der Unfehlbarkeits-erklärung des Papstes einen neuen Ausdruck erlangt haben, im unverföhllichen Gegensatz stehen zu der Staatsidee, wie sie sich bei allen gebildeten Völkern entwickelt hat. Es ist zu hoffen, daß wir damit in die letzte Phase dieses gewaltigen Kampfes eingetreten sind, der sich bisher in so regelmäßigen Zwischenräumen wiederholt hat. Nicht Gewaltacte der weltlichen Macht sind es, welche die Ueberhebung der geistlichen Autorität beugen werden, nicht Fanatismus der Massen, welche sich an Personen vergreift, ohne die Sache zu treffen, eine endgiltige Lösung der Frage ist nur zu erwarten von der in dem Bewußtsein und Gewissen jedes Gebildeten erwachten Einsicht, daß der Satz von der Obergewalt der geistlichen Macht über die weltliche seiner Entstehung nach ebenso unwahr wie verderblich in seinen Folgen ist. Nichts ist für diese Einsicht förderlicher, als ein Blick in die Werke der Hauptvertreter der kirchlichen Suprematielehre, welche man sowohl für das sechszehnte als das neunzehnte Jahrhundert in den Reihen der gelehrten Jesuiten findet. Die Gründe, denen man in diesen Schriften begegnet, sind in der That so platt, die Folgerungen so abenteuerlich, die Behauptungen so unhaltbar, daß in unserem Jahrhundert eine wissenschaftliche Widerlegung derselben überflüssig erscheint. Es genügt, die dort aufgestellten Grundsätze einmal in ihrem vollen Umfange kennen zu lernen und an die Oeffentlichkeit zu bringen, das Urtheil darüber kann man getrost dem gesunden Gefühl eines jeden überlassen. Zu diesem Zwecke empfiehlt es sich, die Gedanken eines Hauptvertreters jener Partei über das Verhältniß zwischen weltlicher und geistlicher Macht und zwischen den Repräsentanten derselben, wie er sie selbst aufgezeichnet hat, einfach wiederzugeben, und wir haben hierzu ein

Buch des Jesuiten Bellarminus gewählt, dem die Ehre, als Autorität citirt zu werden, noch in den jüngsten Reichstagsdebatten über das Jesuitengesetz widerfahren ist. Mit wenigen Worten mag hier zuerst an die Bedeutung und Stellung dieses Mannes in seiner Zeit erinnert werden.

Bellarminus war 1542 in dem florentinischen Städtchen Monte Pulciano geboren, trat schon mit 18 Jahren in den Jesuitenorden und zog bald durch seine ungewöhnliche Gelehrsamkeit und Redekunst die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Er lehrte theologische Wissenschaften in Löwen und später in Rom, kam 1589 unter Sixtus V. als Begleiter des päpstlichen Legaten nach Frankreich und blieb von nun an der entschiedene Günstling aller nachfolgenden Päpste. Clemens VIII. machte ihn zum Cardinal, obwohl er ihm trotz großer Verdienste nicht ganz traute und über ihn das bekannte *Dignus sed jesuita est* aussprach, Paul V. hatte ihn stets um sich und zog ihn in allen kirchlichen und politischen Dingen zu Rathe. Er starb im hohen Alter 1621, nachdem er noch den Beginn des 30jährigen Krieges, von dem er Wiederherstellung des katholischen Glaubens in ganz Deutschland hoffte, erlebt hatte. Bellarmin war in religiösen Dingen die erste Autorität seiner Zeit. In unzähligen Streitschriften hat er das katholische Lehrgebäude gegen die Angriffe der Protestanten und Calvinisten vertheidigt, seine gewandte Feder, seine große Belesenheit, seine stete Schlagfertigkeit machten ihn zum gefürchtetsten Gegner unter den damaligen Theologen. Als Vertrauter dreier Päpste nahm er an den großen religiös-politischen Streitigkeiten jenes Jahrhunderts hervorragenden Antheil, betrieb die Sache der Gegenreformation in allen Ländern auf's eifrigste, correspondirte mit den Vorkämpfern des katholischen Glaubens unter den weltlichen Fürsten, u. a. mit dem Herzog Maximilian von Baiern, mit Kaiser Ferdinand II., ja sogar mit den Erzherzoginnen des österreichischen Hauses, Christierna und Eleonora, denen er ihre kleinen religiösen Scrupel beschwichtigen mußte.*) Die Schrift, die uns hier interessirt, ist der *tractatus de potestate summi pontificis in rebus temporalibus adversus G. Barclajum*, der 1610 erschien und eine ausführliche Vertheidigung früherer in einem Buch *de summo pontifice* ausgesprochener Grundsätze enthält. Es ist charakteristisch, daß die dort von Bellarmin vertretene Ansicht, daß der Papst die höchste Gewalt in weltlichen Dingen nur mittelbar, indirecte besitze, als nicht weit genug gehend und die Rechte des Papstes beeinträchtigend, am päpstlichen Hofe heftigen Tadel fand, so daß sein Buch *de summo pontifice* sogar in das Register der Inquisition kam, während andererseits im Lager der Gegner, besonders

*) Diese lateinisch geschriebenen, höchst interessanten Briefe finden sich gesammelt in *Roberti Bellarmini Cardinalis ex Societate Jesu epistolae familiares. Romae 1650.*

in Venedig und Frankreich, wo man das staatsgefährliche dieser Lehren tatsächlich empfand, ein wahrer Sturm auf Seiten der Regierungen sich erhob. Der gelehrte König Jacob von England schrieb gegen diesen Tractat, der Rath von Venedig, das Parlament von Paris erließen Edicte gegen denselben, ja, in Frankreich gelang es nur den inständigen Bitten der Jesuiten bei der Königin Mutter zu verhüten, daß diese Schrift gegen Barclay nicht öffentlich vom Henker verbrannt wurde.

Unsere Zeit braucht einem solchen Buch gegenüber glücklicher Weise nicht mehr zu so gewaltsamen Maßregeln seine Zuflucht zu nehmen, mehr als literarisch-interessant aber bleibt dasselbe für uns aus einem doppelten Grunde, einmal weil die dort proclamirten Lehren noch heute von den Jesuiten mehr oder weniger offen vertreten und verbreitet werden, dann weil man sieht, wie unheilbar verschieden und jede Vereinbarung ausschließend die Grundansichten über das Verhältniß zwischen geistlicher und weltlicher Macht unter den beiden Parteien sind, von denen die eine auf dem Standpunkt theokratischer Allgewalt, die andere auf dem des modernen Selbstbewußtseins steht.

Bellarmin eröffnet seinen Tractat über die Gewalt des Papstes in zeitlichen Dingen mit einem Brief Gregor's VII. an den Bischof von Meta, in dem er folgende drei Grundsätze aufgestellt findet: 1. der Papst kann die christlichen Fürsten excommuniciren, 2. sie der Herrschaft (principatus) entsetzen, 3. die Unterthanen des Gehorsams gegen sie entbinden. Für die erste These werden eine Menge excommunicirter Herrscher angeführt von Leo Mauricus an bis zu Friedrich II., den Innocenz IV. wegen „allgemeiner Unwürdigkeit“ mit dem Bannfluch belegte, und naiv genug hinzugefügt, die Kirche hätte in den ersten christlichen Zeiten nur deshalb keine unwürdigen weltlichen Herrscher excommunicirt, weil sie damals noch nicht die nöthige Macht besäßen hätte — ein Grund, der auch wohl für unser Jahrhundert sehr zutreffend ist. Nachdem die beiden anderen Aussprüche Gregor's durch eine erdrückende Menge von Autoritäten aus den Kirchenvätern und Konzilienbeschlüssen belegt sind, geht Bellarmin dazu über fünf von ihm schon früher vorgetragene Thesen (rationes) auf's neue ausführlich zu begründen.

Die erste derselben lautet (cap. XIII): die bürgerliche Gewalt ist der geistlichen untergeordnet (subjecta est), die staatliche (politica), als staatliche der kirchlichen. Cleriker und Laien bilden einen Körper, die ersteren vertreten das geistige, die anderen das leibliche Element in demselben. Soll nun das geistige, das ewig ist, von dem leiblichen, das nur zeitlich ist, beherrscht werden? Auf diesem, wie man sieht, sehr einfachen Wege kommt er dann zu dem Schluß, daß der geistliche Fürst über die weltlichen befehlen und weltliche Dinge zu einem geistlichen Guten hinleiten darf.

Noch bezeichnender ist die zweite These (cap. XVIII). Ein Staat, heißt es hier, der von einem anderen feindlich behandelt wird, kann diesen zwingen, sein Verfahren zu ändern und im Nothfall den Fürsten dieses Staates abzusetzen. Um wie viel mehr kann dies der geistliche Staat (*res publica spiritualis*), wenn er von dem weltlichen beeinträchtigt wird!

In der dritten These (cap. XX) wird das Recht des Papstes, die Könige abzusetzen, ebenso leicht bewiesen. Es ist den Christen nicht gestattet, einen kaiserlichen Fürsten zu dulden, der auch sie zur Ketzerei fortzureißen sucht. Ob dies ein Fürst thut oder nicht, entscheidet der Papst, dem die Sorge für die Religion anvertraut ist: also steht es dem Papste zu zu beurtheilen, ob ein König abzusetzen oder nicht abzusetzen.

Diese Cardinalbefugniß des päpstlichen Stuhles wird auch in der vierten These (cap. XXIV) mit weiteren Gründen vertheidigt. Die Gewalt des Papstes in zeitlichen Dingen geht so weit, die Abdankung der Fürsten in bestimmten Fällen zu veranlassen. Denn wenn die Fürsten zur Kirche kommen, um Christen zu werden, so nimmt die Kirche sie auf unter der Voraussetzung, daß sie es bleiben. Bleiben sie es nicht, geschieht ihnen kein Unrecht, wenn sie abgesetzt werden. Einen Beleg für diese Anschauung findet der gelehrte Cardinal in jener Bibelstelle, worin Christus — und die Päpste sind ja die Statthalter Christi — sagt, daß ihm der Vater Macht über alles Fleisch gegeben habe, „alles Fleisch heiße nämlich alle Menschen.“ Als Zeugniß dafür, daß Christus selbst diese Macht ausgeübt habe, wird uns allen Ernstes die bekannte Geschichte erzählt, daß derselbe den unsauberen Geistern erlaubte, in die Schweine zu fahren, so daß diese sich ertränkten. Hätte Christus nicht die Macht über alles Fleisch besessen, hätte er auch nicht über die so werthvolle Schweineheerde — es waren 2000 Stück — zum Schaden der Eigenthümer disponiren können!!

Ein ähnlicher Scharfsinn in Auslegung von Bibelstellen wird denn auch für die fünfte und letzte These (cap. XXV) aufgewandt. Dieselbe wird abgeleitet aus der Sorge und dem Amt eines Hirten. Da dem Apostel Petrus geheißen wird: „Weide meine Schafe,“ ist ihm die Macht eines Hirten über die Heerde gegeben. Diese Macht ist dreifach, sie bezieht sich 1. auf die Wölfe, 2. auf die Böcke — wenn sie die Heerde stoßen —, 3. auf die übrigen Schafe. Die Wölfe nun sind die Ketzer, und bei dieser Gelegenheit gibt Bellarmin (cap. XXXI) den Unterthanen eines kaiserlichen Fürsten sehr charakteristische Lehren. Sie brauchen nämlich die demselben geschworenen Eide nicht zu halten, wenn der Papst sie kraft apostolischer Autorität davon entbindet. Der Papst gibt ihnen dadurch nicht die Erlaubniß, den geschworenen Eid zu brechen, nein, wenn er sie davon entbindet, ist es so gut, als

wenn überhaupt der Eid nicht geschworen wäre.*) Die Böcke ferner kann der Hirte, wenn sie wild sind und den Schafstall zerstören, von den übrigen abtrennen und einsperren. „Ein Fürst aber ist ein wilder Bock (*aries furiosus*), wenn er zwar katholisch, aber so schlecht ist, der Religion und der Kirche zu schaden“ (cap. XXXIII). Im folgenden Capitel stoßen wir auf die noch heute verbreiteten Ansichten über die Exemption der Kleriker. Sie sind erimirt, lesen wir dort, nach göttlichem Recht, das heißt: „sie sind verbunden, die bürgerlichen Gesetze zu halten kraft ihrer Vernunft, nicht kraft des Gesetzes“ (*vi rationis non vi legis*)! Die Ansicht Barclay's, daß die Kleriker in Bezug auf politische und zeitliche Verwaltung der Staatsjurisdiction unterliegen, wird als große Verwegenheit, als unerträglicher Irrthum eines einzelnen Menschen, als widersprechend allen Theologen, Kanonisten und den beiden Lateranischen, dem Constantinischen und Tridentinischen Konzil bezeichnet.

Soweit die größtentheils wörtlich gegebenen Auszüge aus diesem merkwürdigen Buche, das man nicht als literarische Curiosität betrachten, sondern als das Programm einer Partei auffassen muß, welche nie gezaudert hat, dasselbe nach Kräften durchzuführen. Es sind nicht unfruchtbare Träume aus der Studirstube, die ein vereinzelter Kirchenrechtslehrer ausspricht, sondern die Parole, die für das gemeinsame Wirken einer organisirten Klasse der Gesellschaft ausgegeben wurde, es sind Ziele, die man im 16. Jahrh. für erreichbar hielt, und die nach so manchen Täuschungen und Umwälzungen auch im 19. Jahrhundert nicht aufgehört haben von den Vorkämpfern und Anhängern eines absoluten Kirchenregiments erstrebt zu werden. Wie wenig man es hier mit bloßen Theorien zu thun hat, die ungefährlich in Büchern begraben werden, beweisen die mannigfachen, mitunter erfolgreichen Versuche, die gemacht sind, diesen Lehren auf den Thronen und unter den Massen Eingang zu verschaffen. Den Königen stellte man vor, das einzige Mittel, ihre schwankende Herrschaft aufrecht zu erhalten, sei, sich unter den Schirm und die Obhut der heiligen Kirche zu begeben, dem Volke sagte man, es sei sein Recht, die dem Herrscher übertragene Gewalt zurückzunehmen, weil Gott

*) Bei dieser Gelegenheit mag eine Stelle aus demselben Capitel (XXXI) angeführt werden, woraus sich schließen läßt, daß dem Jesuiten Bellarmin die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes in Sachen des Glaubens und der Moral noch nicht geläufig war. Es heißt dort wörtlich: dem Papste selbst dürftest du nicht gehorchen in geistlichen Dingen (*in spiritualibus*), wenn er je — *quod fieri non posse pio credimus* — in Kezerei verfallen und von der Kirche seines Pontificats für verlustig erklärt werden sollte. Das „*quod fieri non posse pio credimus*“ will augenscheinlich nicht die absolute Unmöglichkeit eines solchen Falles bezeichnen — denn wozu sonst die Eventualitäten erörtern? —, sondern drückt nur aus, daß der Schreiber frommen Herzens (*pio*) glaubt, so etwas könne nie eintreten.

die Gewalt an niemanden besonders verliehen habe. *) Das Ideal eines Fürsten in den Händen der Kirche hat Bellarmin selbst in seinem Buche de officio principis Christiani gezeichnet, welches er dem Polenkönig Wladislaus Sigismund III. widmete, **) und aus dem es mir zum Schluß vergönnt sein mag, einige Proben zu geben. Vier höhere Gewalten heißt es in demselben (cap. I) muß der christliche Fürst anerkennen: Gott, den Papst, seinen Bischof und seinen Beichtvater. Ueber letzteren verbreitet sich das Capitel 6 im besonderen. „Das ewige Heil eines Fürsten hängt in wunderbarer Weise von seinem Beichtvater ab, der zwei Personen in sich vereinigt, die eines Richters und die eines Arztes. Der Fürst muß auch die Sünden, welche er als Fürst begangen hat, bekennen.“ Der Beichtvater, welcher Richter ist an Gottes Statt (judex loco dei) darf nicht zufrieden sein mit der Beichte, welche der Fürst als Privatmann ablegt. Unter den Sünden, welche der Fürst als Fürst begeht, wird aufgeführt, „wenn schlechte Minister den Staat regieren“. Doch fügt der Cardinal begütigend hinzu „der Fürst soll den Beichtvater ermahnen, sich nicht in die Regierung einzumischen — es sei denn, daß er vom Fürsten selbst um Rath gefragt würde.“

Die Geschichte lehrt, wie gut die Jesuiten diese ihnen vorgezeichnete Rolle als Beichtväter bei fürstlichen Personen gespielt haben, und wie schwer Länder und Völker darunter litten, daß die Fürsten auch die Sünden, welche sie als Fürsten begingen, den Ohren ihrer Seelenärzte anvertrauen mußten. Die Jesuiten haben keine glückliche Hand, wie dies jüngst von Döllinger in einem Vortrage ergreifend ausgeführt ist, die Unhaltbarkeit ihrer Lehren, die Verderblichkeit ihrer Grundsätze reißen die Gebäude, die sie in vorübergehenden Zeiten des Triumphes errichtet haben, schließlich von selbst wieder ein. Die römische Kirche, die sich ihnen zeitweise überläßt, ihre Talente benutzt, ihre Verdienste lobt, empfindet nach kurzer Frist von neuem die Bedeutung jenes päpstlichen Spruches über Bellarmin: „Ein würdiger Mann, aber ein Jesuit!“

Rich. Krauel.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Der dreizehnte volkswirthschaftliche Congreß in Danzig. — „Der Congreß deutscher Volkswirthe hat in einem Leben von bald anderthalb Jahr-

*) Hauptvertreter dieser jesuitischen Lehre von der Volkssouveränität: Jean Boucher, Mariana u. a.

**) Gedruckt 1579 in Rom bei Zanetti.

gehenden manches angeregt und nicht wenig erreicht, aber die academische Facultäts-Nationalöconomie in seine Reihen zu locken ist ihm nicht gelungen" — mit diesen Worten begann der Bericht, welchen vor'm Jahre diese Blätter über den Congress in Lübeck brachten. Und nach einigen fragweise hingestreuten Andeutungen über die möglichen Gründe solchen Fernbleibens fügte der Berichterstatter den Wunsch hinzu, daß, wenn die Zurückhaltung von dem für jedermann zugänglichen Congresse ein für allemal nicht aufgegeben werden solle, dann wenigstens die Idee eines berühmten Staats-Statistikers, welchen fachliche und persönliche Differenzen ebenfalls längst vom Congresse vertrieben, sich verwirklichen möge: die Idee einer jährlichen streng-gelehrten Gegen-Conferenz. „Dann stände doch in aller Oeffentlichkeit Auffassung gegen Auffassung; nicht, wie jetzt, gegen eine öffentlich verkündigte, frei gesuchte Lehre die versteckten gelegentlichen Einsprüche im Studentencirkel oder zwischen den Blättern eines nichts Böses verrathenden Buches“.

Dieser Wunsch ist rasch erfüllt worden. Seit beiläufig einem halben Jahre ist der Streit zwischen „Catheder-Socialisten“ und „Manchester Männern“ in der Tagesliteratur heftig entbrannt — gerade von der „gelehrten“ Seite hat es Keulenschläge geregnet — und während der diesjährige Congress tagte, wurden bereits die Vorbereitungen zu einer demnächst in Eisenach abzuhaltenden Gegenconferenz getroffen. Die Einladung, unter welcher neben berühmten und noch nicht berühmten Professoren der Nationalöconomie auch gefeierte Namen mehr politischen, als volkswirtschaftlichen Klanges stehen, ist zwar unseres Wissens bis jetzt nicht öffentlich ergangen, doch wird sicher die Zahl der Theilnehmer keine geringe sein, und schwerlich wird man einen so glänzenden Strahlenkranz unter den Scheffel stellen wollen; zumal da die sociale Frage, ein Hauptthema der Conferenz, gewiß am wenigsten im Geheimen auf gelehrtem Wege gelöst werden kann.

Auch der Congress in Danzig hatte mehrere Fragen vorwiegend socialer Natur auf seine Tagesordnung gebracht: Antheil der Arbeiter am Geschäftsgewinn, Arbeiter-Hilfs- und Invaliden-Cassen, Unentgeltlichkeit des öffentlichen Schulunterrichts, Wohnungsnoth in großen Städten. Als wollten sie dem Congresse die Bedeutung der socialen Frage recht vor Augen führen, hatten in Danzig gerade am Sonnabend zuvor, den 24. August, mehrere tausend Arbeiter, dem Beispiele der Schiffszimmerleute der kaiserlichen Werft folgend, die Arbeit eingestellt. Noch ehe übrigens der Congress auseinanderging, war der Strife so gut wie beendet: eine verständige Bekanntmachung der Behörde, die, bei voller Anerkennung des Coalitionsrechtes, allen denen, welche zu arbeiten wünschten, kräftigen Schutz gegen Bergewaltigung verheiß und diese Verheißung durch Militärpatrouillen erläuterte, sonderte schnell die Spreu vom Weizen; und die vielfachen Verhandlungen einzelner Congress-

mitglieder mit Arbeitgebern sowohl wie mit dem Bevollmächtigten der deutschen Gewerksvereine in Danzig, durch welchen diese beim Congresse selbst sich vertreten ließen, und mit den feiernden Arbeitern mögen das Ihre dazu beigetragen haben, daß keine Erbitterung zwischen beiden Theilen aufkommen konnte.

Von den obigen vier Berathungsgegenständen konnten der erste und der letzte leider nicht behandelt werden — jener, weil der Hauptberichterstatter, Prince-Smith, wegen plötzlicher Erkrankung Danzig wieder hatte verlassen müssen, dieser wegen Mangels an Zeit. Die vorgeschlagenen Resolutionen lauteten dem Lantideme-System nicht günstig. Prince-Smith betont das Erforderniß der Sicherheit eines bestimmten Erwerbs für den Arbeiter und erklärt die Größe des Ueberschusses bei einem Geschäfte als einen ungeeigneten Maßstab für die Löhnung der dabei beschäftigten Arbeiter, erachtet es dagegen im allseitigen Interesse für geboten, daß die Arbeiter, insofern sie durch besondere Sorgfalt die Producte im Verhältniß zum Aufwande mehrten oder verbessern, dafür auch besondere Lohnzuschläge erhalten in Gestalt von bestimmten ausgesetzten Prämien; zu einem ähnlichen Ergebnisse war der Correferent Dr. H. B. Oppenheim gelangt. In der Wohnungsfrage hatten Dr. Alexander Meyer und Dr. Eras eine etwas complicirte Resolution eingebracht, welche, nach Privatgesprächen zu urtheilen, mancherlei Gegenanträge hervorgerufen haben würde; wir behalten uns vor, gelegentlich darauf zurückzukommen. Daß sie sich gegen die Versuche der Heilung der äußerlichen Symptome, namentlich gegen jede Einmischung des Staates und der Gemeinde in die Production von Wohnungen erklärten, würde bei der, trotz allen Wechsels der Theilnehmer, feststehenden Tradition des Congresses wohl allseitig gebilligt worden sein, streitig waren dagegen die positiven Vorschläge zur Lösung der heiklen Frage.

In Betreff der Hilfs- und Invaliden-Cassen waren die Meinungen über die Grenzen der Staats-Einmischung getheilt. Von den Gegnern wird der Freihandelspartei vorgeworfen, sie wolle den Staat zu gänzlicher Unthätigkeit verurtheilen, sie begehre absolute Ungebundenheit des Individuums auf wirthschaftlichem Gebiete. Wer sich sein Urtheil nach den Verhandlungen des Congresses bildet, welcher doch als der eigentliche Heerd des Manchesterthums gilt, der wird jenen Vorwurf dahin zu corrigiren haben, daß die Freihandelspartei die Einmischung des Staates überall da und insoweit fernzuhalten bestrebt ist, wo und inwieweit der jedesmalige Zweck durch die Thätigkeit des Einzelnen, im Wege freier Vereinigung gleich gut oder besser erreicht werden kann; ob dies im einzelnen Falle zutrefte oder nicht, darüber herrschen innerhalb der Partei so gut Zweifel und Meinungsverschiedenheiten wie bei den Gegnern über die Zweckmäßigkeit, von den Befugnissen der

Staatsgewalt da oder dort Gebrauch zu machen. Hier erklärten sich so ausgesprochene Freihändler wie Dr. Wolff, der Redacteur der Ostseezeitung, und Dr. Meyer für den Beitrittszwang, während die beiden Referenten — Dr. Rickert, der geniale und thätige Organisator der Armenpflege in Danzig, und Professor Böhmert, den das öffentliche Vertrauen wiederholt zu eingehenden Untersuchungen über die Lage der schweizerischen Arbeiter auserkoren hat — auf Grund ihrer Erfahrungen den Zwang nicht nur für entbehrlich, sondern geradezu für nachtheilig erachteten. Die Thätigkeit des Staates ganz lahm zu legen, war übrigens auch ihre Absicht nicht, vielmehr wiesen sie ihm die Aufgabe zu, im Wege der Gesetzgebung über die Verwaltung, die Beitragsbedingungen und die Einrichtungen der Hilfs- und Invalidencassen, und zwar nicht bloß einseitig für die Gewerbsgehilfen und Fabrikarbeiter, Vorschriften zu erlassen, welche deren erfolgreiche und dauernde Wirksamkeit sichern sollen; insbesondere ist nach ihrer Meinung Vorsorge dafür zu treffen, daß das Vermögen der Hilfs- und Invalidencassen nicht zu fremden Zwecken, etwa zur Unterstützung von Striktes, verwendet werde. Eindringlich empfahl zugleich Böhmert den Unternehmern, schon im eigenen geschäftlichen Interesse die Selbstversicherung der Arbeiter auf jede Weise zu fördern und entweder einzeln oder in Vereinen sich der Arbeiter-Hilfscassen thätig anzunehmen. Die Resolutionen wurden von dem Vertreter der Gewerksvereine und von Dr. Eras, der ebenfalls auf seine Erfahrungen aus der Praxis Bezug nehmen konnte, lebhaft befürwortet und schließlich gegen einige wenige Stimmen zum Beschluß erhoben. Die Grundsätze der Armenpflege überhaupt, mit welcher die obige Frage zusammenhängt, werden voraussichtlich auf einem der nächsten Congressse zur Erörterung kommen, und es ist nur zu wünschen, daß dann die Berichterstattung wieder in so sachkundige, von Hürte wie von verderblicher Sentimentalität gleich freie Hände gelegt werde.

Bei der Frage der Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts waren gleichsam die Rollen vertauscht. Hier trat Wolff als Referent mit dogmatischer Consequenz für das Princip der Leistung und Gegenleistung ein, während Oppenheim als Correferent in der Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts keinen Widerspruch mit den Grundsätzen der Volkswirtschaftslehre erblickte, Böhmert aber — ausgehend von den Zuständen der Schweiz, wo einzelne Cantonverfassungen die Erhebung von Schulgeld geradezu verbieten — den Gemeinden wenigstens das Recht der Erhebung eines mäßigen Schulgeldes gewahrt wissen wollte. Der Congress entschied sich mit geringer Mehrheit für die Oppenheim'sche Auffassung oder genauer für die noch weitergehende des Hrn. Hundt von Hasfen: „Es ist dahin zu wirken, daß die Unentgeltlichkeit des Volksunterrichts allgemein durchgeführt wird“. Den Ausschlag

gab, wie es schien, die beredte Schilderung des Oberbürgermeisters v. Winter von dem Aufschwung, welchen das Danziger Schulwesen genommen, seit die Stadt dasselbe kräftig angefaßt und zugleich das Schulgeld an den gewöhnlichen Volksschulen beseitigt habe. Der Schluß der Debatte — die Verhandlung wurde vertagt, und bei der Wiederaufnahme erhielten nur die beiden Referenten das Wort — schnitt die Möglichkeit ab, ihm mit den Erfahrungen der Städte zu erwidern, welche ihr Schulwesen mit Beibehaltung des Schulgeldes in nicht minder vortrefflicher Weise reorganisiert haben. Auf die preussischen Teilnehmer hat wohl auch die Erinnerung, daß die Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts in der Verfassung verheißen, und daß Mühlner es gewesen ist, welcher sich der Ausführung dieses Grundsatzes entgegenstemmt, ihres Eindruckes nicht verfehlt.

Der Antrag auf consequente Beseitigung der Schutzzölle fand, wie zu erwarten war, keine Gegner, und nur das schien fraglich, ob man sich auf Hervorhebung der dringlichsten Reformen einlassen und damit indirect die Ausschließlichkeit der übrigen einräumen solle. Schließlich schlug die Erwägung durch, daß, nachdem die Aufhebung der Eisenzölle einmal erwähnt worden sei, man über diese erste Forderung einer gesunden Zollpolitik nicht mit Stillschweigen hinweggehen dürfe. Daneben fanden nur noch die Zölle auf Chemikalien und der einzige Ausfuhrzoll Erwähnung, der noch ein kümmerliches Dasein fristet: auf Lumpen.

Wie wenig der Congreß geneigt ist, die Thätigkeit des Staates auf wirthschaftlichem Gebiete über Bord zu werfen, zeigt, abgesehen von allem Anderen, die einstimmige Annahme des Antrages auf Errichtung von Wasserbaudirectionen für die einzelnen Stromgebiete, welchen der Practiker Hempel, die verkörperte Binnenschiffahrt, als Referent mit der Beredtsamkeit begründetster Ueberzeugung empfahl.

Das Hauptinteresse concentrirte sich, wie beim fünften deutschen Handelstage im Mai dieses Jahres, auf die Bankfrage und die Eisenbahnfrage.

In der Bankfrage hatte der Handelstag sich mit 58 gegen 25 Stimmen für Verwandlung der preussischen Bank in eine Reichsbank erklärt, neben welcher die sämtlichen bestehenden Bittelbanken auf den Aussterbeetat gesetzt werden sollten. Die Majorität war vorzugsweise aus den Corporationen der älteren preussischen Provinzen zusammengesetzt, während Leipzig, Dresden, Bremen, Altona, Hannover, Göttingen, Frankfurt a. M. und die meisten süddeutschen Handelskammern, welche mit den Schattenseiten auch die Segnungen eines frei entwickelten, nicht centralisirten Bankwesens kennen gelernt haben, sich zu einem Antrage für Bankfreiheit mit Normativbestimmungen vereinigt hatten. Hier war nun von dem Referenten Dr. Wolff das Votum jener Majorität im Wesentlichen acceptirt; in seiner Begründung frei-

lich sprach er mehr von der principiellen Wichtigkeit der Notenfreiheit und von den Gefahren einer großen Staatsbank, welche Vorsichtsmaßregeln unerläßlich machten, als daß er die Vorzüge einer Reichsbank dargelegt hätte, für die überall nur das Verlangen des preussischen Handelsstandes in's Feld geführt werden konnte. Am wirksamsten unterstützte ihn Seyffardt aus Bresfeld, indem er zur großen Erheiterung der Versammlung eine leibhaftige Don Juan-Musterkarte von Papiergeld und Banknoten entrollte, die er im Laufe der letzten Wochen in seinem eigenen Geschäfte in Zahlung erhalten. Von den Freunden der Bankfreiheit wurde ein früherer Antrag wieder aufgenommen, welcher den Ansichten des Handelstags-Minorität entsprach. Verschiedene Redner theilten sich in die Begründung desselben; sie gingen ausführlich auf die Natur der Banknote ein, zeigten, daß die Gefahren derselben — welche eingeständenermaßen nur in dem Vorurtheil des Publikums beruhen, als seien Banknoten Geld, während sie doch nur Anweisungen auf Geld sind — durch Beschränkung der Appoints auf das Minimum von 100 Mark und durch zweckmäßige Normativbestimmungen vermieden, daß hingegen jenes Vorurtheil durch nichts mehr genährt werde, als durch Annahme der Reichsbanknoten an allen öffentlichen Cassen, und wiesen auf die Erfahrungen in Oesterreich und Frankreich hin. Was sie erreichten, war, daß gleich dem ihrigen auch der Antrag des Referenten fiel, so daß schließlich nichts beschlossen war — ein wenig glücklicher Ausgang für ein „Concil“, wie die Gegner den Congress genannt haben, aber ein nicht unwürdiger Abschluß belebter Debatten über eine wichtige Streitfrage in einer Versammlung, welcher gegenseitige Anregung im ernstesten Suchen nach volkswirtschaftlicher Erkenntniß und deren Ausbreitung als wesentliche Zwecke gelten.

In der Eisenbahnfrage wurde die Beschlußfassung nach einer interessanten Debatte ebenfalls vertagt. Von den beiden Referenten entwarf der eine, Dr. Dorn aus Triest, folgendes Zukunftsprogramm: das Eigenthum und die Verwaltung der Schienenwege geht an den Staat über, dieser besorgt aber selbst nur den Theil des Verkehrs, dessen regelmäßiger Betrieb, wie beim Postverkehre, vorzugsweise öffentlichen Interessen dient; das Befahren der Schienenwege mit geeigneten Verkehrsmitteln steht unter Beobachtung einer die allgemeinen Interessen wahrenen Betriebsordnung und gegen Entrichtung einer entsprechenden Vergütung für die Benutzung der Bahn Jedermann frei. Dr. Meyer's Gegenvorschlag enthielt zunächst eine Empfehlung des auf den neuen Reichseisenbahnen und im süddeutschen Verbande eingeführten Systems des Wagenraum- und Collo-Tarifs — von dem man wohl sagen darf, daß es zuerst ein Princip an die Stelle der bloßen Empirie gesetzt hat — und befürwortete ferner Versuche darüber, inwieweit eine Trennung der Functionen der Herstellung und Erhaltung des Bahnkörpers von

denen der Traction und Expedition ausführbar sei. „Ganz mein Princip“, sagte Dorn, „nur mit einem Feigenblatte“, worauf Meyer erwiderte, daß er in diesem Falle mindestens ebenso viel Werth auf das Feigenblatt lege wie auf das Princip. Ob Staats- oder Privatbahn, erklärte derselbe mit Anspielung auf ein bekanntes Wort im Romanzero, sei ihm gleich; habe er doch schon früher die Actiengesellschaft als einen Verein von Leuten definiert, welche ausdrücklich bekennen, daß sie das, was sie thun, nicht verantworten mögen. Wie dieser alte Streit enden wird, ist schwer zu sagen; merkwürdig ist jedenfalls die Agitation, welche sich jetzt in England zu Gunsten der Uebernahme aller Eisenbahnen durch den Staat erhoben hat.

Zu den Studien des Congresses gehörte auch die Besichtigung der Canalisationsanlagen, durch welche Danzig seinen zuvor in der That erschreckenden hygieinischen Zuständen thatkräftig aufgeholfen hat, und der Verieselungswiesen mit ihrem lachenden Grün zwischen dem Dünenlande, unter der ebenso freundlichen wie kundigen Führung des Oberbürgermeisters. Auch sonst war dem Congress der Boden durch die Gastfreundschaft der Bewohner aufs beste bereitet. Für das nächste Jahr lag eine Einladung des niederösterreichischen Gewerbevereins vor, den Congress mit einer Besichtigung der Wiener Ausstellung zu verbinden. Sie fand lebhafte Zustimmung, und so wird der nächste Congress vermuthlich außerhalb des Reichs auf einem für das Verhältniß zwischen Theorie und Praxis neutraleren Boden tagen.

Die Wahlcampagne bis zur Cincinnatier Convention. Vom Erie-See. Mitte August. — Das Thermometer unserer politischen Aufregung hat fast dieselbe Höhe erreicht, wie das wirkliche Thermometer, 80—90° Fahrenheit im Schatten! Wenn wir bei solchen Temperaturen von innen und von außen schon bei Zeiten ein wenig „ungenirt“ und „derb“ in unserer Präsidentschaftscampagne auftreten, so ist es uns wahrlich nicht übel zu nehmen. Wir müssen austoben; dafür haben wir „souveräne“ Press- und Redefreiheit und das „unveräußerliche Recht“ alle vier Jahre uns ein Oberhaupt aufdrängen zu lassen, oder wie der allerneueste terminus technicus lautet, einen Präsidenten „herunterwürgen“ zu müssen. Wenn man so eine Präsidentschaftscampagne activ und nicht nur als bloßes „Stimmvieh“ mitzumachen hat, und wenn man da noch nicht seine nervösen Tugendscrupel still in die Gruft der Erinnerung versenkt hat, dann verdient man sicherlich nicht der „freie Mann einer freien Republik“ zu sein. Moralischer oder politischer Untergang — dieses aut — aut — es läßt sich in unserer jetzigen Situation nicht vermeiden noch umgehen.

Zwei Präsidentschaftscandidaten sind gegenwärtig im Felde: Grant und Greeley. Ein dritter hat bereits abdicirt, es war David Davis aus Illi-

nois, Richter am Ober-Bundestribunal, der Candidat der Arbeiterreformpartei. Seine Abdication erfolgte, nachdem er bei den „Liberalen“ in Cincinnati durchgefallen war. Fast hätte ich noch zwei andere Candidaten vergessen, die doch der Curiosität halber erwähnt zu werden verdienen. Der eine ist ein „perpetueller“ Präsidentschaftscandidat, hört auf den Namen George Francis Train, bildet ganz allein eine Partei und verspricht in seiner Person allen Parteien gerecht zu werden. Die Präsidentschaft ist bei dem Manne zur „fixen Idee“ geworden und wenn er sich noch nicht im Irrenhause befindet, so ist einfach der Umstand Schuld daran, daß er nirgends einen festen Wohnsitz hat. Wenn übrigens Horace Greeley unser nächster Präsident wird, dann hat auch George Francis Train die beste Aussicht, seine „fixe“ Idee realisiert zu sehen. Der Präsidentschaftszwilling dieses Narren ist die Polyandristin Victoria C. Woodhull von Newyork. „Biddy“ — alle unsere öffentlichen Lieblinge paradieren in unserer Presse mit abgekürzten Vornamen — „Biddy“ also wurde vom Weiberrechtscongreß im Mai d. J. in Newyork — als Präsidentschaftscandidat aufgestellt und ihr zum „Vice“ der Negier Frederic Douglass, ein sonst sehr geschiedter und charmanter Mann und eine angesehene Persönlichkeit bei seiner Nace beigegeben. Daß natürlich diese weibliche Präsidentschaftscandidatur ohne Bedeutung ist, brauche ich nicht erst zu bekräftigen; ich erwähnte sie nur der Curiosität halber.

Wir haben es somit nur mit zwei reellen Präsidentschaftscandidaten, Ulysses Simpson Grant und Horace Greeley zu thun. Ein dritter wird vielleicht noch in der Bourbonenconvention zu Louisville am 3. September aufgestellt, doch will ich Sie mit keinen Combinationen unterhalten. (Nach O'Connor's Ablehnung hat diese Convention bisher keinen weiteren Candidaten aufgestellt. D. Red.) Aber in Bezug auf beide Candidaten muß ich von vornherein bemerken, daß Grant nur sehr wenigen ehrlichen Menschen, Greeley aber keinem gefällt und doch wird der Kampf zwischen diesen beiden im November zum Austrag gebracht werden müssen. Daß eine freie, souveräne und große Nation sich ein Oberhaupt wider Willen gefallen lassen muß, daß ist etwas Erstaunliches und nur durch die beispiellose und fast unbegreifliche Wendung unserer politischen Anschauungen und die Verunstaltung unseres politischen Lebens zu erklären. Unsere jetzige politische Periode gehört zu den interessantesten und lehrreichsten, die nur irgend ein Volk durchmachen kann, und um das sonderbare und Keinem zusagende Kampfschrei: „Die Grant, die Greeley“ zu verstehen, — ein Kampfschrei, daß von keinen geregelten Parteimassen mehr ausgestoßen wird, noch für irgend welche Principien ertönt, muß ich Ihnen eine kurze Skizze der Art und Weise geben, wie beide Präsidentschaftscandidaten ihre Nomination erhielten.

Die Administration Grant hatte sich in den ersten drei Jahren ihrer Herrschaft der Mißgriffe genug zu Schulden kommen lassen, um den Wunsch einer Aenderung an Haupt und Gliedern beim Volke rege zu machen. Das Project zum Anlauf San Domingos, der Waffenhandel mit Frankreich während des deutsch-französischen Krieges, das Patronagesystem in unserer Civil-Verwaltung — alles Fehler, deren schädigende und verderbliche Natur ich Ihnen Lesern auseinandergesetzt habe, — hatten im Congreß, wie in der Presse der Grantadministration den herbsten Tadel eingebracht und allmählich den Wunsch nach Reform so intensiv werden lassen, daß sich die Elemente zu einer Parteineubildung reichlich zusammenfanden. Mit einer Begeisterung, wie sie nur wahrhaften und fortschrittlichen Ideen zukommt, wälzte sich die Reformbewegung vom Norden nach dem Süden, vom Westen nach dem Osten. Doch es kann sich keine Partei ohne Grundsätze bilden und die Grundsätze der Reform- oder liberal-republikanischen Partei, wie die neue Bewegung benamset ward, wurden in dem Glaubensbekenntniß der Revenue- und Civildienstreform niedergelegt. Die finanziell-wirtschaftliche Frage des Schutzzolls oder Freihandels im engeren Sinne und die Frage einer Systems-Aenderung in unserer inneren Verwaltungssphäre waren in der That die einzigen Fragen, welche die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen und werden für unsere nächste Zukunft auch stets offene Fragen bleiben. Im Schutzzoll wie im Freihandel sind die Ansichten geklärt. Die Vertheidiger des einen wie des anderen Systems sind sich ihrer Ziele und der Mittel dazu wohl bewußt. Nicht so in der Frage der Civilverwaltung, und ich stehe nicht an zu erklären, daß es keinen Staatsmann in den Ver. Staaten gibt, der über ein für unsere Republik heilsames Verwaltungssystem mit sich im Klaren wäre, das gleich fern dem jetzt maßgebenden Princip: „dem Sieger gehört die Deute“, wie der europäischen Bureaucratie sein müßte. Allein das Volk fühlte instinctiv, daß etwas „faul“ im Lande ist und es wünschte practische Reformen, gleichviel ob die Gelehrten darüber einig waren oder nicht. So trat denn die Staatsconvention von Missouri im Januar d. J. in Jefferson City, der Hauptstadt des genannten Staates zusammen und nahm ein Glaubensbekenntniß — Plattform genannt — an, in welchem „Freihandel und Civildienstreform“ als die Grundsätze aufgestellt wurden, die in der nächsten Präsidentschaftscampagne als die Principienbasis einer neuen nationalen Politik zur Geltung gebracht werden sollten. Zugleich wurde eine Nationalconvention und zwar eine republikanische nach Cincinnati auf den 1. Mai ausgeschrieben. Diese Missouri-Plattform wurde mit einem ungeahnten Jubel begrüßt. Die „liberal-republikanische“ Bewegung wälzte sich wie eine Lawine von Staat zu Staat, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. Besonders war es

das deutsche Element, welches sich ihr mit Begeisterung angeschlossen. Die besten Männer des Landes wurden ihre Apostel und Schutz, der eigentliche Vater dieser Bewegung, hatte einen fast abgöttischen Ruf erlangt. Vertrauensvoll blickte das Land nach Cincinnati hin; es war zu siegesgewiß von vornherein; denn die Begeisterung war echt und die in den Kampf gestellten Grundsätze trafen so recht das Bedürfnis des Volkes. Wie nun die Realität diesen idealen Wünschen entsprochen, behalt' ich meinem nächsten Berichte vor.

Schwäbische politische Chronik. Aus Stuttgart. — Unmittelbar nach der Kronprinzenreise, die auch von unseren loyalen Organen, und gerade von ihnen, mit fast überschwänglichen Sympathiekundgebungen begleitet war, trat unverkennbar ein kleiner Rückschlag ein. Es war, als ob eben diese Organe plötzlich über sich selbst erschrocken oder nach einem kleinen Excess wieder zu sich selbst gekommen wären. Offenbar waren sie überzeugt, sich wohlgefällig zu machen, wenn sie mit einemmal wieder zu einer anderen Tonart übergingen und sie verloren keine Zeit, sich selbst zu corrigiren, wozu sie denn freilich, wie nicht anders zu erwarten war, den ungeschicktesten Anlaß in ungeschicktester Weise ergriffen. Es traf sich nämlich, daß zu derselben Zeit, da der deutsche Kronprinz das Land verließ, um auf bairischem Boden seine Huldigungsreise fortzusetzen, der König Karl den entgegengesetzten Weg einschlug, um, wie dessen Großvater, der dicke König Friedrich sich ausgedrückt hätte, „die südwestlichen Provinzen unserer Staaten zu bereisen.“ Der König kehrte in das Hoflager in Friedrichshafen zurück um die Villegiatur am Bodensee fortzusetzen, welche er aus Rücksicht auf seinen Gast, den Kronprinzen, unterbrochen hatte; den Weg der oberen Neckarthalbahn aber wählte er, weil er als König diesen Landestheil bisher noch nicht besucht hatte, und es begreift sich, daß die Städte, welche von dieser Reise berührt wurden, ihre Freude über das erstmalige Erscheinen des Landesvaters auf solenne Weise an den Tag legten. So hatte denn auch dieser Landestheil seine besflaggten Straßen, seine Völlerschüsse, Anreden der Bürgermeister, weißgekleidete Jungfrauen, Blumensträuße und Festgedichte. So weit war alles in schönster Ordnung, und man konnte sich nur freuen, daß so rasch eine Gelegenheit zur Hand war, welche dem Monarchen zeigte, daß die Begeisterung für das Reich und das Kaiserhaus, welche soeben das Land durchbraust hatte, der Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus keinerlei Abbruch zu thun vermochte. Was aber weniger in der Ordnung war, das war der Dienstifer der Loyalen, die nichts besseres zu thun wußten, als diese harmlosen Kundgebungen der Unterthanenfreude in einen demonstrativen Gegensatz gegen die Huldigungen für den deutschen Kronprinzen zu stellen. Es war keine geringe Taktlosigkeit dazu erforderlich, um das zu Stande zu

bringen. Denn dadurch wurde nicht nur den Kundgebungen eine bedenkliche Absichtlichkeit untergeschoben, und es konnte doch sicher nicht der Sache des Patriotismus zum Vortheil gereichen, wenn der begeisterungsvolle Empfang, den der Kronprinz bei allen Klassen der Bevölkerung gefunden hatte, geflissentlich in das Licht einer Demonstration gegen den Particularstaat gerückt wurde. Völlends unvorsichtig aber war jener Versuch, weil dadurch nothwendig zu Vergleichen herausgefordert wurde, die man bei einigem Besinnen schlechterdings vermeiden mußte, und über welche auch ein fernestehender, doch vorsichtiger Berichterstatter, wie hiermit geschieht, flüchtig hinwegweilt. Man darf annehmen, daß von jenen Leistungen der particularistischen Publicistik der Hof selbst wenig erbaut war.

Raum war der König nach der „Jdylle am Bodensee“ zurückgekehrt, so drohte eine neue unwillkommene Störung. Es nahte die Dreilaiserzusammenkunft in Berlin; der Gedanke tauchte auf, daß es eine schädliche Versinnbildlichung der neuen Reichsordnung wäre, wenn der Kaiser bei diesem festlichen Anlasse von sämtlichen deutschen Bundesfürsten umgeben wäre, und bereits wurden in den Zeitungen aller Länder Leitartikel angefertigt über die Frage, ob auch die Könige von Baiern und Württemberg in Berlin erscheinen würden, zu einer Zeit, da diese Könige selbst vermuthlich mit dem heißen Problem sich noch gar nicht beschäftigt hatten. Daß von Anfang an keine große Lust zu dieser Reise vorhanden war, am Stuttgarter Hof so wenig als am Münchener, begreift sich leicht. Man ist sich hier bewußt, daß denn doch die Stellung der Kronen Württemberg und Baiern zum Reich eine andere ist, als die der norddeutschen Fürsten, die bereits in Folge von 1866 zum engeren Bund mit Preußen vereinigt waren. Zu wiederholten Malen haben die süddeutschen Könige gezeigt, daß sie diese verschiedene Stellung geltend zu machen wissen und nicht zur Gefolgschaft des deutschen Kaisers gerechnet sein wollen. Allein fast mehr noch als solche politische Gründe möchten persönliche im Spiele sein; denn auch der König Karl, so wenig seine Individualität sonst mit der des romantischen Schwärmers am Starenberger See gemein hat, empfindet eine gewisse Scheu vor der Oeffentlichkeit, eine Abneigung gegen offizielle Veranstaltungen, wodurch wenigstens jene politischen Gründe erheblich mögen verstärkt worden sein. Auch das Einladungsschreiben, das der Czar Alexander an seine Schwester die Königin Olga gerichtet haben soll, hat unter diesen Umständen seine Wirkung verfehlen müssen, ohne daß man der Abwesenheit des Königs deshalb eine ernsthafte politische Bedeutung zuschreiben dürfte. Zumal wenn von einer Art Gegenliga der beiden süddeutschen Könige gefabelt worden ist, so hieß dies bedeutend über das Ziel hinauschießen oder vielmehr das Ziel verfehlen. Denn keineswegs stehen die beiden Königshöfe mit einander auf

dem Fuße der Intimität. Sie standen es niemals, und zuletzt haben die Verträge von Versailles, welche der Krone Baiern ein ziemlich größeres Maß von Vorrechten gewährten, als Württemberg, nur dazu dienen können, der stillen Eifersucht des kleineren Mittelstaates gegen den größeren fernere Nahrung zu geben. Ohne Zweifel legt man in Stuttgart den höchsten Werth darauf, eine gewisse Selbständigkeit gegenüber der Reichsgewalt sich zu wahren, aber noch viel argwöhnischer wacht man über die Selbständigkeit gegenüber dem Nachbarstaat. Immer noch ist die Eifersucht der Kleinen untereinander größer gewesen als ihr Widerstreben gegen das Reich, und sie hat darum auch in früheren Zeitläuften geradezu als ein Bundesgenosse gegen die centrifugalen Tendenzen begrüßt und benützt werden können, sofern diese niemals im Stande waren sich zu einer wirklichen Macht zu einigen. Man hat hier den Grundsatz, seine Beziehungen zum Reich selbständig und ohne die Einmischung oder Hilfe Baierns zu ordnen. Wenn wir Particularismus treiben, so thun wir es auf eigene Faust. Sehen wir Baiern in guter Freundschaft mit dem Reich, so sitzen wir verdrossen in dem Schmollwinkel, und sehen wir in Baiern die Patrioten triumphiren, so macht uns dies eher Lust uns dem Reiche zu nähern, und den Nachbarstaat seine Isolirung gründlich fühlen zu lassen. Es ist darum auch nicht zu besorgen, daß patriotische Experimente, wie sie in Baiern soeben im Werke waren, schlimme Nachwirkungen so leicht in unser Land tragen würden. Vielmehr faßt mit einer gewissen Schadenfreude nimmt man hier die periodischen Zuckungen im Nachbarlande wahr; jedenfalls lassen wir uns nicht in Versuchung bringen, wir hüten uns noch particularistischer zu werden, als wir ohnedem sind.

Die Kronprinzenreise hat unter Anderem auch die Wirkung gehabt, daß die Feier des Sedantages, welche in so kurzem Zwischenraum folgte, einigermaßen beeinträchtigt wurde, wenn nicht auf dem Lande, so doch in der Hauptstadt. Was am zweiten September zu feiern war, hatten wir bei den Guldigungen für den kaiserlichen Thronerben schon vorweggenommen: die Erinnerung an das Kriegsjahr, das Gelöbniß für Kaiser und Reich. Im ganzen hatte die Wahl des Sedantages zur alljährlichen Gedenkfeier in Schwaben Beifall gefunden, und die Popularität desselben war geblieben, auch als scharfsinnige und unbarmherzige Kritiker dessen Bedeutung gegenüber anderen Daten des Kriegsjahres auf ein bescheidenes Maß herabzusetzen beflissen waren. Auch die Gemeindebehörden der Stadt Stuttgart, deren Stimme voraussichtlich für das ganze Land ins Gewicht fiel, hatten sich mit der Wahl dieses Tages einverstanden erklärt. Als jedoch vor Kurzem die Sache zu einer zweiten Verhandlung kam, hielten die Väter der Residenzstadt eine weise Zurückhaltung für angezeigt, theils weil sich inzwischen, so

weit die deutsche Zunge klingt, heftige Fehde über die Wahl des richtigen Tages erhoben hatte, welche sie sich nicht selbständig zu entscheiden getrauten, theils weil nach den Kundgebungen für den Kronprinzen wenig Geneigtheit für erneute Festlichkeiten vorhanden schien, und so wurde denn der Beschluß gefaßt, zu warten, bis etwa die Autorität der Reichsorgane selbst für einen bestimmten Tag entschieden hätte. Wirklich blieb in der Hauptstadt, dem prachtvollen Septemberwetter zum Trotz, der Tag ungefeiert, oder die Festlichkeiten beschränkten sich doch auf schwache Versuche und auf private Kreise. Allein das übrige Land hatte sich um die Bedenken der Hauptstadt nichts gekümmert, vielmehr war hier die Feier, obwohl sie überall ganz auf freier Initiative beruhte, eine so allgemeine und auch in ihren mannigfaltigen Aeußerungen so befriedigende und gelungene, daß man fast prophezeien darf, sie werde durch keine andere Feier mehr verdrängt werden. Im Grunde war es erwünscht, daß eine offizielle Anordnung für das Reich noch nicht erfolgt war, so konnte der Instinkt des Volkes in freier Weise seine Wahl treffen, hat auch der Volksinstinkt vielleicht nicht das Richtige getroffen, so wäre es doch ohne Zweifel noch übler, wenn man ohne denselben ein Fest erzwingen wollte. Sind die Erfahrungen anderwärts dieselben gewesen wie in Schwaben, so bliebe es bei dem Tag von Sebau, den ja unser Volk niemals als ein barbarisches Freudenfest über die Niederwerfung des Feindes feiern wird, der vielmehr gerade darum so tief den Gemüthern sich einprägte, weil er am eindringlichsten, so zu sagen am handgreiflichsten das Walten sittlicher Mächte in der Weltgeschichte hat erkennen lassen.

Der Congress für Anthropologie und vorhistorische Archäologie. Aus Brüssel. — Kaum läßt sich eine andere Stadt in Europa nennen, die so trefflich zu internationalen Congressen geeignet wäre als Brüssel. Seine geographische Lage, die es zum Mittelpunkt der Communicationswege zwischen England, Frankreich und Deutschland macht, seine städtischen Annehmlichkeiten an äußerer Schönheit, wie an Solidität und Wohlfeilheit des materiellen Lebens, seine Ausdehnung und Bevölkerung, genügend für eine große Residenz- und Verkehrsstadt ohne es zum betäubenden Paris, zum niederdrückenden colossalen London, oder zum wohnungs- und reinigungsnöthigen Berlin zu erheben, seine bemerkenswerthen wissenschaftlichen Anstalten und Sammlungen, und vor Allem sein, der gemischten Bevölkerung und der politischen Neutralität des Landes halber, internationaler Charakter, machen es zum bequemsten Sammelplatz in Europa, wo man sich auch am mindesten zu internationalen Reibungen gereizt fühlt. Während des anthropologischen Congresses hat sich der arische Franzose de Quatrefages mit dem — nach seiner Ansicht — finnisch-turianischen Preußen Virchow ganz gut vertragen, und

bis auf einen Ausnahmefall kann dasselbe günstige Zeugniß den anderen französischen Congreßmitgliedern ausgestellt werden. Die bittere Pille der Wahl Birchow's zum Vicepräsidenten ward durch die gleichzeitige Berufung von de Quatrefages zu demselben Ehrenposten nicht für genugsam verflücht erachtete. Am Ende einer Morgenstunde gingen daher die Franzosen Cravall an, indem sie sich über die Ungerechtigkeit der Zusammensetzung des Comités beklagten. Glücklicherweise führte Capellini aus Bologna den Vorsitz und mit gewohntem italienisch-parlamentarischem Tact hob er sogleich die Sitzung auf. Es war amüßant, den kleinen Italiener mit den scharfgeprägten Gesichtszügen, den lebhaften Geberden und dem ruhigen, klugen, beobachtenden Blick sich den Hut aufstülpen und mit einem schrillen *la séance est levée, Messieurs!* den leidenschaftlichen französischen Jeremiaden den Lebensfaden abschneiden zu sehen. Die Vection ward verstanden und die Harmonie des Congresses blieb von da an ungestört.

Der beinahe neunzigjährige, sich jedoch noch voller geistiger und körperlicher Frische erfreuende belgische Gelehrte und Senator d'Omalius d'Halloy war dieses Jahr Präsident des Congresses. Wenn man den Mann vor sich sieht und daran denkt, daß er unter dem ersten französischen Kaiserreich als einer der Schöpfer der modernen geologischen Wissenschaft die erste geologische Karte Frankreichs entwarf und daß er 1815 Präfect von Düttich war, kommt er Einen beinahe selbst vorhistorisch vor. Der Vorsitz bei diesem Congresse war eine seiner Lebensarbeit nicht unwürdige Krönung. Secretär und als solcher Organisator aller Arrangements für den Congreß war Dupont, Director oder vielmehr Schöpfer des rühmlich bekannten Brüsseler naturwissenschaftlichen Museums. Störend wirkte nur ein Umstand während der Ausflüge. Dupont, der noch sehr jung ist und sich seine Stellung durch Talent und unermüdlige Arbeit gewissermaßen erzwungen hat, ließ unerfahrenerweise Congreßkarten an Jedermann, der die dafür fälligen 38 Frcs. zu zahlen bereit war, verabreichen. Der Congreßbummler des Friedens scheint mit dem Schlachtenbummler des Krieges ungefähr identisch zu sein. Es fanden sich denn diesmal auch ungefähr 200 zweifelhafte Geologen und andere Gelehrte, die sich sagten: 38 Franken für drei Ausflüge mit Frühstück und guten Mittagessen ist an und für sich sehr billig, ohne die Ehre Mitglied des Congresses zu sein, hinzuzurechnen. In den Höhlen nun, wo die Fachleute die Spuren der Troglodyten suchen und den Erklärungen ihrer mit dem Terrain bekannten belgischen Kollegen zuhören wollten, fanden sie diese äußerst profaischen Exemplare der lebenden Menschheit vor sich und natürlicherweise im Wege. Der Uebelstand mußte jedoch mit Geduld ertragen werden und der Trost bleibt, daß die anthropologischen Väterbrüder, obgleich sie dem wirklichen Zwecke des Congresses nur hinderlich

waren, sich bei den Zweckessen als sehr kräftig wirkende Mitglieder bethätigten.

Die Hauptfragen, die den Congreß beschäftigten, waren folgende: Existirte der Mensch in der Mitte der tertiären Epoche? Hierüber ward viel verhandelt, aber keine Entscheidung gewonnen. Die Wasserkraft, welche die Thäler gebildet und die Höhlen gefüllt hat, und die damit verbundenen Erscheinungen wurden als Hauptpunkte in den Nachforschungen über den Menschen der quaternären Epoche anerkannt. Die Gebeine der Hausthiere, die in den Betten des Mammuthzeitalters entdeckt wurden, sind denen der jetzigen Hausthiere ähnlich. Es ward behauptet, daß im Steinalter der Mensch weit mehr wanderte, als bisher geglaubt worden, und daß in der quaternären Epoche zwei Gruppen von Racen existirten, von denen die eine der anderen an Industrie überlegen, sich des polirten Silex bediente und nach Invasion der belgischen Höhlengenden die dasigen Troglodyten unterjochte. De Quatrefages hob hervor, daß die Existenz vorhistorischer Elemente in den jetztlebenden Bevölkerungen nachgewiesen werden könne. Es war gewiß nicht hierauf gemüht, daß Virchow mit deutscher Umsicht vor übereiltem Theoretisiren warnte. Ueber das Bronzezeitalter ward nichts Neues gesagt, und das ganze Ergebniß des Congresses mag, wenn auch nicht als unbefriedigend doch als mehr anregend, denn positiv lehrreich bezeichnet werden. Eine der Hauptursachen davon liegt in der Schwierigkeit, welche Deutsche, Schweden, Engländer u. s. w. haben, sich vor einer öffentlichen Versammlung mit Geläufigkeit in französischer Sprache auszudrücken. Diese ward in der vorjährigen Versammlung zu Bologna statutengemäß als Congreßsprache angenommen. Wie mir der größte deutsche Gelehrte, der dem Congreß beiwohnte, sagte: die tausend Thatsachen können unter solchen Verhältnissen gegen die tausend Phrasen, mit denen der Franzose immer bereit ist, nicht aufkommen. Wie diesem Uebelstande abzuhelfen ist, läßt sich nicht leicht ersehen. Der Petersburger statistische Congreß hat es gewiß nicht gethan, indem er jedem Mitglied erlaubte, sich, mehr mit Rücksicht auf Sprechen als Verstandenwerden, in seinem eigenen Idiom auszudrücken, und so eine moderne Illustration der Verwirrung unter den Erbauern des Thurmes von Babel lieferte. Unsere Vorfahren bedienten sich des Lateinischen als internationaler Gelehrtensprache. Die Erfahrungen der Neuzeit zeigen, daß sie darin nicht so ganz Unrecht hatten. Zwei Vortheile sicherten sie sich jedenfalls. Sie konnten einander verstehen und hatten zu ihren gelehrten Zusammenkünften nicht die Savants zuzulassen, denen die lateinische Syntax ein versiegeltes Buch ist und für die, mit Bezug auf den vorliegenden Fall, der elementarische Cursus der Naturwissenschaften, wie er in der Bürger- und höheren Schule gegeben wird, wirklich viel Neues und Interessantes darbieten würde.

Und nun einige Worte über des Congresses Ausflüge, deren wir drei hatten. Der erste ging nach dem Vesse-Thale. Die Vesse ist ein Nebenfluß der Maas, mit der sie sich ungefähr 2 Kilometer von Dinant verbindet. In dem pittoresken, an der Maas sich entlang stretchenden Dinant mit seiner sehr bemerkenswerthen alten Kirche und dem nicht mehr benutzten Fort, das von dem schroffen, die Stadt beherrschenden Felsen hinunterblickt, wurde uns nach belgischer Sitte von den Stadtbehörden der Ehrenwein mit obligater Ansprache kredenzt. Ein Wagenpark, bestehend aus 60 Fuhrwerken aller Art, vom großen Omnibus bis zum kleinen Cabriolet, stand für die zahlreiche Gesellschaft in Bereitschaft. Entlang der von felsigen Hügeln eingeschlossenen Maas ging es dann in das Vesse-Thal hinein. Dies ist wirklich von merkwürdiger Schönheit. Die Windungen des Flusses bestimmen die Form des Thales, welches sich bald verengend, bald erweiternd, häufig zur frischesten Wiese zwischen steilen nackten Felsen und dicht bewaldeten Hügeln gestaltet. An den Abhängen der Hügel sind die Höhlen der Troglodyten, aus denen Dupont ein specielles Studium gemacht und zu denen er heute als Führer und Erklärer diente. Manch interessante Discussion entspann sich da, bis der Kampf der wissenschaftlichen Hypothesen und Theorien von dem auf einer herrlichen Wiese servirten Gabelfrühstück unterbrochen wurde. Der Gegenwart der wissenschaftlichen Damen wegen hatte dies ganz das Aussehen eines heiteren Picknicks. Einige kleine Unfälle, begleitet von unfreiwilligen Bewässerungen, die wegen der mehrmaligen Fahrt durch die brückenlose Vesse vorgekommen waren, hatten nur zur allgemeinen Erheiterung beigetragen; ein Unfall nach dem Frühstück war jedoch nahe daran ernsterer Art zu sein. Von der interessanten Höhle, trou-de-la-nauletto genannt, trennte uns die Vesse. Die Ueberfahrt, zu der 2 Rähne dienten, wurde von einigen hundert Personen gemacht. Auf der Rückfahrt, wo Alles in Eile war, sank ein überfüllter Kahn und die zwanzig Insassen hatten sich aus dem glücklicherweise nicht sehr tiefen Strome so gut wie möglich hinauszuhelfen. Fräulein Royer aus Paris, die französische Uebersetzerin von Darwin's Werken, wurde glücklich herausgefischt. Die größte Sorge flökte der alte Congreß-Präsident, d'Omalius ein, der gleichfalls im Wasser herum-patschte. Als er herausgezogen, war er jedoch der erste über den Unfall zu lachen und ließ sich nach dem nächsten Dorfe fahren, um sich zu trocknen. Beim Abendbanquet in Dinant führte er schon wieder mit gewohnter Lebhaftigkeit den Vorsitz. Nachdem noch einige interessante Punkte und die Ueberreste eines römischen Lagers besichtigt worden, ging es nach dem Dorfe Fursfooz, wo die Wagen unser harrten, um uns auf einem kurzen Wege nach Dinant zurückzubringen. Fast rührend war es, wie am Eingange des festlich geschmückten Dorfes dessen Obrigkeit, 4 Männer in ihren Sonntags-

blousen, der Bürgermeister geschmückt mit der Schärpe, seine 2 Beisitzer und der Feldhüter mit seiner Flinte, sich einstellten, um die Herren vom Congreß zu begrüßen. Nach dieser Rückkehr nach Dinant wurde in dem zum Zelt umgewandelten Vorhofe des neuen großen Hotels an der Maas das Banquet aufgetragen. Alles verlief auf die angenehmste Weise. Die einen prächtigen Anblick gewährende Illumination des Forts von Dinant beschloß das Fest, um Mitternacht waren wir zurück in Brüssel.

Der zweite Ausflug galt Spiennes und Messin nahe bei Mons. Das große Kiesfeld von Spiennes bildete die Werkstätte, wo die Steinwerkzeuge fabricirt wurden. Massenhafte Ueberreste, unter Anderen auch von den Steinen die zum Poliren dienten, zeugen von der großen vorhistorischen Thätigkeit, die dort herrschte. In Messin bietet der der Eisenbahn wegen gemachte Durchschnitte ausgezeichnete Gelegenheit zur Beobachtung der Betten der verschiedenen Perioden. Herr Cornet, ein Eisenbahn-Ingenieur der auch als Geolog bekannt ist, erklärte sie mit großer Klarheit. Senklöcher, aus denen der Silex geholt ward, wurden als sehr bemerkenswerth betrachtet. In geogolischer Beziehung war der Ausflug interessant, während er sich in gastronomischer auf ein einfaches aber solides Frühstück in Spiennes beschränkte.

Der dritte Ausflug war nach Namur gerichtet, wo das in der Nähe liegende Lager von Hastodon besichtigt wurde. Dieses Lager, welches ungefähr 11 Hectaren auf einer Hochebene einnimmt, wurde früher den Römern zugeschrieben. Neuere Nachforschungen führen es jedoch auf das Steinalter zurück. Die in den umschließenden, 4 — 5 Meter breiten Wall gemachten Einschnitte wurden von Dupont erklärt, während die Nichtarchäologen sich von den herrlichen Aussichten, besonders auf das im Maas-Thal reizend gelegene, von der alten Citadelle überragte Namur erfreuten. Nach der Rückkehr nach Namur wurde das der Provinz gehörige archäologische Museum besichtigt und dem großen Kloster der Schwestern von Notre Dame des archäologisch werthvollen Kirchenschazes wegen ein Besuch abgestattet. Die Gegenstände des Kirchenschazes sind mit Reliquien aller Art vermischt. Unter den Letzteren bemerkte ich einen Schädel der als einer der 11,000 Jungfern gehörig bezeichnet war. Als Profaner konnte ich mich nicht enthalten an Byrons Verse zu denken. Gegen 3 Uhr waren wir Alle in den Cafés vor dem schönen neuen Theater versammelt, in dessen sehr hübsch decorirtem Foyer uns von der Stadt, der Provinz und den großen Gutsbesitzern der Umgegend ein prachtvolles Gelag dargeboten war. Die Belgier vom locales Festcomité machten die Wirthe mit gewohnter Liebenswürdigkeit. Nach Tisch wurden wir ins Theater geführt, wo die musikalische Gesellschaft de Monteraubeau ein Concert veranstaltet hatte, welches durch die von der Abtheilung der 40

Polons ausgeführt, den Ballonen eigenthümliche humoristische Musik besonders amüſant war.

Am 29. August präſidirte Birchow dem Congreß und am 30. wurde dieſer geſchloſſen. De Quatrefages gab einen Abriß der Arbeiten des Congreßes und führte deren Reſultate auf. Zwei beſcheidene Mitarbeiter auf dem Felde der Wiſſenſchaft, Bauern, welche Dupont während ſeiner Unterſuchung der Höhlen an der Veſſe ſehr nützlich geweſen waren, wurden dann vor den Congreß gerufen und mit dem für ſie von dem König erlangten Verdienſtorden für Arbeiter decorirt. Eine treffend ähnliche Büſte von d'Omalius, welche der Bildhauer Geefs für den Congreß gearbeitet hatte, wurde ſobann enthüllt. d'Omalius, welcher perſönlich den Vorſitz führte, dankte tiefgerührt. Der Congreß nahm die Einladung der ſchwediſchen Regierung, ſeine nächſte Verſammlung 1874 in Stockholm abzuhalten, an und bezeichnete für dieſen Congreß Prinz Oscar von Schweden als Präſidenten. Hans Hildebrandt dankte im Namen der ſchwediſchen Gelehrten und Nation und verſicherte den Congreß einer gaſtfreundlichen Aufnahme. Es wurde jedem Theilnehmer zum Andenken Seitens der belgiſchen Regierung eine große, ſchön ausgeführte Bronze-Medaille, 7 Centimeter im Durchmesser, zuſtellt, ein Werk des Belgiers Geerts. Auf der einen Seite iſt die Wiſſenſchaft als ſitzende weibliche Figur dargeſtellt; mit der linken Hand deutet ſie auf den Eingang zu einer Höhle mit der Inſchrift Furſooz und auf einen Mammuth-Schädel; zu ihrer Rechten ſieht man des Geologen Schaufel und Pickel. Die Rehrſeite trägt die franzöſiſche Inſchrift. Während der Dauer des Congreßes ſtanden den Mitgliedern alle wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Inſtitute und Ausſtellungen von Brüssel, ſowie auch die öffentlichen Vergnügungsorte unentgeltlich offen. Ebenſo hatte ihnen der Künſtler- und Schriftſteller-Berein ſein trefflich eingerichtetes Vocal behufs Benutzung zur Verfügung geſtellt und ihnen dort am Eröffnungstage eine glänzende Soirée gegeben.

Die deutſche Polarschiffahrtsgesellschaft. Aus Hamburg. — „Das Gründungsfieber hat nachgerade eine Stufe erreicht, deren Höhe uns gerechte Bedenken einflößt“, ſo ungefähr ſchreibt ein weit verbreitetes Berliner Börſenblatt in ſeinem Bericht über Hamburgs Geſchäftsthätigkeit, und in wahrhaft rührender Anhänglichkeit adoptiren verſchiedene andere deutſche Börſenblätter, ja ſogar die „neue freie Preſſe“ in Wien*), die Anſicht des Berliner Orakels und laſſen nun ebenfalls ihr Klageſied ertönen über die Leichtfertigkeit der „ſoliden und vorſichtigen“ Hamburger Kaufleute! Aber um was

*) Abendblatt vom 31. Aug. pag. 10.

handelt es sich denn, was haben denn Hamburgs Kaufleute verbrochen, um im Jahre des Heils 1872, im Jahre der Banken und Actiengesellschaften, im Jahre der Milliardenzahlungen, als „non plus ultra“ aller leichtfertigen Gründer an's Tageslicht hervorgezogen zu werden? Sind hier etwa in einer Woche mehr als sieben neue Banken gegründet, oder hat man eine neue Baugesellschaft in's Leben gerufen, um die Lüneburger Heide aufzukaufen „behuft Bebauung von Luxushäusern, um der hier herrschenden Wohnungsnoth der gründenden Klasse abzuhelpen?“ Keineswegs! Und wäre dies der Fall, so würde doch schwerlich ein so verständiges Blatt, wie die „Berliner Börsen-Zeitung“ Bedenken zu äußern haben, denn die Nothwendigkeit der Existenz ähnlicher Institute wie eben genannte erkennt ja Jedermann an, der halbwegs mit den Interessen unseres Plazes vertraut geworden. — Nein, Schlimmeres gibt's zu melden, als man zu ahnen wagt, und auch meine Feder sträubt sich beinahe es niederzuschreiben.

In Hamburg ist eine Actien-Gesellschaft entstanden, welche in ihrer Taufe den Namen: „Deutsche Polar-Schiffahrt-Gesellschaft in Hamburg“ erhielt! Gründer der Gesellschaft sind einige der allerersten Hamburger Kaufleute, Schiffsrheder und Banquiers, welche in Gemeinschaft eine Million zusammengeschoffen, aber — und das ist allerdings ein großes Verbrechen — die Actien ihrer Gesellschaft nicht etwa dem Publicum mit einem bescheidenen Gewinn-Agio von 10 oder 20 Procent offeriren, sondern vorgezogen haben, die Actien selbst zu behalten, und in ihrer unersättlichen Habsucht ruhig das Wachsen ihrer Ausfaat abzuwarten! Aber jetzt kommt noch das Schlimmste, der statutengemäße Zweck der Gesellschaft: Ausbeutung der Polarmeere, namentlich Fang der Thranthiere!

Man denke sich, welch überwältigenden Eindruck das Lesen dieser Worte auf einen ehrbaren Redacteur einer Berliner Börsenzeitung gemacht haben muß! Er hat sich gewiß schnurstracks auf den Weg zum Aquarium gemacht, dort sorgfältig nach Thranthieren gespäht und ist schließlich zur Ueberzeugung gelangt, daß dieselben doch wohl selbst Herrn Dr. Brehm etwas zu sehr „gründungs-fieberhaft“ erschienen sein müssen, denn sonst hätte unser großer Gelehrter doch auch dem Berliner einige Thranthiere verschafft!

Wie dem auch sei, die deutsche Polar-Schiffahrts-Gesellschaft in Hamburg hat in der Börsen-Presse im Allgemeinen eine Aufnahme gefunden, die eben nicht freundlich genannt werden kann, auf welche die Gesellschaft (aber — unserer Ansicht nach — stolz sein darf.

Man vergegemwärtige sich die Thatsachen. In jetziger Zeit, in der mit leider wenig Ausnahmen jeder Geschäftsmann darauf erpicht ist, mit möglichst wenig Mühe in möglichst rascher Zeit große Kapitalien zu erhaschen,

entsteht in Ruhe eine Gesellschaft, deren Zweck es ist, die von der Natur dem Menschen zur Verfügung gestellten Schätze — denn Thrauthiere, der Wallfisch, die Robbe, das Wallroß u. s. w. sind in der That werthvolle Schätze — zu gewinnen und zu verwerthen. — Es ist ein Kreis von erfahrenen, geschulten, nüchternen und auch wohlhabenden Kaufleuten, die sich der Schwierigkeiten wohl bewußt sein werden, welche die Natur im hohen Norden dem Eindringlinge entgegenstellt, die aber auch um so gewisser dafür gesorgt haben werden, die Leitung des Unternehmens erprobten Kräften anzuvertrauen. — Diese ehrenwerthen Männer — denn das müssen sie schon deshalb sein, weil die Berl. Börsen-Ztg. es unbegreiflich findet, wie Leute, an deren Respectabilität selbst sie nicht zweifeln kann, sich in ein solches Unternehmen einlassen! — also diese Männer schaffen mit ihrem Gelde und mit ihrer Sachkenntniß eine Flotte von Dampfschiffen, welche bestimmt ist, die deutsche Flagge auch hinaus in den eisigen Norden zu tragen, nicht als Symbol des Schwindels, wie die Berliner Börsen-Ztg. dieses Unternehmen beurtheilt, sondern als Zeichen deutschen Unternehmungsgeistes. — Mit nichts handelt es sich hier um ein waghalsiges Project! Im Norden wird fortan, wie überall, auch Deutschland im Wettkampf edelster Art mit anderen Nationen erscheinen; im Eismeer wird fortan außer der amerikanischen, der englischen und skandinavischen, auch die deutsche Flagge Zeugniß ablegen von deutschem Muth und deutscher Kraft! —

Der Raum, welcher mir hier vergönnt, erlaubt mir nicht, die bekannten Thatsachen zu wiederholen, daß der Robbenschlag im hohen Norden, seitdem Dampfboote, welche eigens für diesen Zweck construirt sind, dafür verwendet wurden, allerdings von wechselndem, durchschnittlich aber von wahrhaft staunenswerthem Erfolge war. — Die officiellen schottischen und norwegischen statistischen Berichte des verflossenen Jahrzehents bestätigen dies.

So war der Ertrag des norwegischen Robbenfanges nach Abrechnung von 3 Proc. Abnutzung und 5 Proc. Zinsen:

1864	circa	9	Procent
1865	"	15	"
1866	"	5	"
1867	"	41 $\frac{1}{2}$	"
1868	"	22	"
1869	"	22	"
1870	"	30	"

also durchschnittlich pro Jahr ca. 20 Proc. oder inclusive 5 Proc. Zinsen ca. 25 Proc. Aehnlich verhält es sich mit dem Wallfischfange. —

Daß die genannte Gesellschaft bis jetzt noch keinen Bericht der Oeffentlichkeit übergeben, betreffs der Art und Weise, wie sie den Fang zu betreiben

beabsichtigt; welches die Hauptstationen ihrer Schiffe sein sollen; wie oft im Jahre dieselben auf den Fang gehen sollen, das könnte ihr nur dann zum Vorwurf gemacht werden, wenn die Gesellschaft überhaupt auch an die Oeffentlichkeit behufs Schaffung des nöthigen Kapitals appellirt hätte, und wenn nicht leichtbegreiflicher Weise der fremden Konkurrenz halber hierbei, wie bei jedem andern Unternehmen kluge Vorsicht geboten wäre.

Von Herzen möchten wir also dieser Gesellschaft ein gutes Gedeihen wünschen und hoffen, bald und auch recht oft erfreuliche Berichte von ihr zu erhalten. — Auch läßt sich wohl voraussehen, daß sich mit der Zeit an die Expeditionen dieser Gesellschaft, die zunächst nur commerziellen Zweck haben, auch wissenschaftliche Interessen anknüpfen werden; schon in dieser Hinsicht ist es leicht begreiflich, daß wir die Entstehung der Gesellschaft mit mehr als oberflächlicher Theilnahme wahrnehmen. Um freilich auch den Beifall der Berliner Börsenzeitung und ihrer Freunde zu gewinnen, wäre nöthig gewesen, das Unternehmen in Berlin mit Pauken und Trompeten an den Markt zu bringen und so den Spielern Gelegenheit zu geben, es von vorn herein zu verderben. Der Anstand eben ist es, der gewissen Leuten für unanständig gilt.

Schweizer Thier- und Pflanzenausstellung; katholischer Pressverein. Aus den Alpen. — Vor ungefähr 2 Jahren trat in Bern eine Gesellschaft von größtentheils wissenschaftlich gebildeten Männern zusammen, um darüber zu berathen, ob es nicht möglich sei, einen größeren zoologischen Garten in der Schweiz zu gründen. Der Erfolg dieser und einer Reihe weiterer Versammlungen war, daß sich ein Verein von einigen hundert Mitgliedern unter dem Namen „Aklimatisationsverein“ bildete, der den Plan der Gründung eines Thiergartens weiter verfolgte und zu Anfang dieses Jahres in seiner Mitte den Beschluß faßte, die eigentliche, öffentliche Thätigkeit mit der Inswerksetzung einer allgemeinen Thier- und Pflanzenausstellung zu eröffnen. Das Vertrauen für die Durchführung dieses Projektes war anfänglich beim Publikum ein sehr schwaches, als man jedoch Anfang vorigen Monats mit der Zurichtung der für die Ausstellung nöthigen Plätze begann, nahm dasselbe zu, Aktien auf Aktien wurden gezeichnet und am 29. August fand die Eröffnung der Ausstellung statt, die jetzt täglich von 3—4000 Personen besucht wird. Es ist wahr, die Schweiz hat bis jetzt noch niemals eine so reichhaltige Ausstellung dieser Art gesehen und sicher haben auch die Schweizer selbst nicht erwartet, daß die Bundesstadt so überreich mit Ausstellungsgegenständen beschenkt werden würde. Was das Interessanteste für jeden Besucher sein muß, ist, daß fast die sämtlichen Alpenthiere in lebenden Exemplaren vollständig vertreten sind — nur der Steinbock fehlt als eine Hauptsache

unter den Vierfüßlern. Da in der Schweiz kein solcher Bergkletterer lebendig aufzutreiben war, wurden vom König von Italien ein Paar derselben als Geschenk zugesagt, falls es nämlich gelingen sollte, dieselben einzufangen. Es scheint also nicht gelungen zu sein. Dagegen ist die Gemse schön vertreten. Ein prächtig gehörntes Exemplar und ein ganz junges Thier sind mit ihren Pflege- und Nährmüttern, einem paar Bergziegen vorhanden; ebenso viele wilde und zahme Füchse, die verschiedenen Marderarten, Nebe, Dachse, Iltise, Siebenschläfer, Murmelthiere, Igel, Maulwürfe, Mäuse und Rattenarten, kurz fast alle in den Alpen wildlebenden Vierfüßler tummeln sich lustig in den ihnen angewiesenen Behältern. Auch sämtliche in den Schweizer Seen und Flüssen vorkommenden Fischarten sind vertreten und in zierlichen, sehr ingenüös eingerichtete Aquarien untergebracht, außerdem sieht man Seefische und zwei Seewasseraquarien mit einer großen Anzahl von Polypen aus dem Berliner Aquarium geliehen. Das Geschlecht der inländischen Lurche, Schlangen, Salamander, Kröten &c. ist in verschiedenen größeren und kleineren Terrarien zur Ansicht ausgestellt und die Fisch-, Bienen-, Seidenraupen- und Blutegelzucht ist mit all ihren Apparaten und Einrichtungen, Produkten &c. vertreten und dieses in einer Weise wie man sie wohl kaum jemals in solcher Vollständigkeit zur Anschauung gebracht hat. Das Geschlecht der Hunde in all seinen Rassen und Abarten ist in einer Reichhaltigkeit da, wie man sie nur in größeren Hundeausstellungen zu sehen gewohnt ist, neben diesen sind hunderte der feinsten Geflügelsorten, jeder Stamm in eigener Behausung, vertreten; Tauben von allen Farben und Größen, darunter Brieftauben, welche die Correspondenz mit dem belagerten Paris während des Krieges besorgten. Auch die Dorf- und Wildschweine, Haasen und Kaninchenarten, Schafe &c. &c. fehlen nicht. Am reichhaltigsten ist die Sammlung der Vögel. Da sind Adler, alle Arten der Eulen, Schwalben und Singvögel. Es dürfte kaum ein zoologischer Garten sein, wo eben fast die sämtlichen Vögel Europas, namentlich die der Hochalpen, und die Ziervögel fremder Himmelsstriche so überaus zahlreich vorhanden sind als hier, Boliere reiht sich an Boliere und dabei hat die Kunst und der Eifer hiesiger und fremder Gärtner die Umgebungen der Hunderte von großen und kleinen Vögelhäusern, Aquarien, Terrarien und Ferrarien zu einem wahren Paradiese umgeschaffen. Die herrlichsten tropischen Pflanzengruppen mit Wasserfällen, Springbrunnen und Blumenfontainen fesseln das Auge und dabei hat man die Aussicht auf die grandiose Kette der weißen himmelanstrebenden Alpen. Es giebt wohl keine Schweizerstadt, die einen schöneren und herrlicher gelegenen Platz für eine derartige Ausstellung hätte aufweisen können, als der zu Bern ist, wo sie sich eben befindet. Es herrscht wie gesagt, nur eine Stimme über das sich Darbietende, der blasierte Tourist aus dem fernen Inselfande und das

schlichte Kind aus dem Volke, der fremde Gelehrte und das Schulkind vom Lande sind gleich entzückt über die sich hier entfaltende Pracht und das will am Ende für eine Schweizerstadt viel sagen, zumal der Verein eben keine Geldunterstützung von Oben her empfangen hat, sondern alles durch eigenen Eifer und eigenen Fleiß ins Leben rief. Ohne Zweifel werden sich unsere deutschen Landsleute, die gelegentlich einer Schweizerreise die Ausstellung besichtigt haben, noch oft an das hier Gesehene erinnern, zumal man eben in Deutschland doch nicht die Gelegenheit hat, das Thierleben der Alpenwelt in solcher Vollständigkeit auf einem Platze vereint zu sehen. Doch genug hiervon.

— Die katholischen Schwarzen machen hier einen erneuten Versuch ihr bischen Ansehen zu retten und der in Sünde versunkenen Menschheit den rechten (d. h. ihren) Weg zu zeigen. Der Piusverein in Einsiedeln hat sein Basiliskenei glücklich ausgebrütet und ein Junges unter dem Namen „Preßverein vom heiligen Franz von Sales“ zur Welt gebracht. Der Verein steht nach der Erklärung der schwarzen Geburtshelfer „unter dem besondern Schutze unserer lieben Frau, der Engel und des heiligen Michael“. Die Aufgabe des Vereines ist die, der sündigen Menschheit rettend beizuspringen und da bekanntlich nach der Meinung dieser Retter alles Unheil in der Welt von der „schlechten Presse“ herrührt, so will man diese einfach zu unterdrücken versuchen und glaubt dieses dadurch zu erreichen, daß der Verein 1) keine schlechten d. h. antichristlichen Zeitungen und Zeitschriften hält und in den Häusern und Familien duldet. (Man sieht daraus, welche Herrschaft sich diese freche Sippe über Haus und Familie anmaßt) — 2) nach Möglichkeit dahin wirkt, daß gute d. h. fromme Zeitungen durch „katholische Inserate“ (Inserate von katholischen Behörden und Privaten) nach Kräften unterstützt werden, und — 3) daß man keine Versammlungen in Wirths- und Gasthäusern abhält, ebenso in keine solchen Häuser geht, wo antichristliche Journale abonniert werden, sondern nur in die, wo man sich verpflichtet auf eine gewisse Zahl guter katholischer Zeitungen zu halten!

Um diesen vergeblichen Quark auszubrüten, brauchten die Herren eine Woche Zeit! Nun, wenn das nicht gut für — — — — Sämmtliche Bischöfe der Schweiz haben dem neuen Verein ihre „hohe und allerhöchste Protektion“ zugesagt und versprechen fleißig zur „lieben Frau, den Engeln und Michael“ zu beten, damit dieselbe ihm ihre Guld, Gnade und ihren Schutz angebeihen lassen. Außerdem hat der Bischof von St. Gallen Dr. Greith gelobt „er werde sich mit dem lieben Gott darüber verständigen, daß er dieses ebenso wichtige als nothwendige Werk im reichsten Maße segnen wolle.“ Pio nono hat dem Verein folgendes Telegramm zugehen lassen: „Le St. Père bénit de tout son coeur le Comité suisse fondé

à Einsiedeln pour l'oeuvre du St. François de Sales pour soutenir la presse catholique.“ Also geschehen im Jahre der christlichen Aufklärung und Verdummung 1872 — fügen wir hinzu.

Die Regierung des Kantons Bern hat eine katholische Commission für Reform des Kirchenwesens ernannt. Die Herren wollen aber durchaus nicht berathen, überhaupt nichts von Reform wissen und haben daher der Regierung einen Protest eingeschickt, worin sie erklären, „daß man darauf hünziele, die katholische Religion zu untergraben, die göttlichen Einrichtungen der Kirche zu zerstören und den Glauben zu vernichten.“ Außerdem weisen sie darauf hin, daß sie überhaupt auch kein Recht hätten, sich an dergleichen Berathungen zu betheiligen, wenn der heilige Stuhl nicht Vollmacht ertheile. Die Regierung wird also das Ding ohne die Herren mit dem Volke allein machen und es wird auch gehen. Vor einigen Tagen ist hier im Bundesrathhaus ein im Auftrag des Papstes abgefaßtes Schreiben des päpstlichen Geschäftsträgers eingegangen, worin sich Pio nono darüber beschwert, daß die berrnische Regierung die in meinem vorigen Bericht erwähnten katholischen Pfarrer fortgejagt hat. Pius hofft, daß man sie wieder einsetzt. Wird spät werden, da sie bereits aus ihren Gemeinden hinaustransportirt worden sind. Zum Schluß versichert der alte Mann die Eidgenossenschaft seiner Gnade und seines Segens. Man macht sich hier sehr viel aus dieser Gnade und diesem Segen! — — G.

L i t e r a t u r .

Verschiedene „sämmtliche Werke“; Grillparzer, Hesse, Barnhagen. — Auf die Adoration, die man so spät und aus Scham über diese Verspätung mit übertriebenem Eifer dem ehrwürdigen Grillparzer dargebracht, folgt wie billig seine Kanonisation: seine „sämmtlichen Werke“ werden nun durch Heinrich Laube und Joseph Weilen in die Cotta'sche Geisterfürstengruft beigesezt — Gott sei Dank nicht mehr „unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien“ — und der Autor somit in aller Form als deutscher Klassiker heilig gesprochen. Die stattliche Ausgabe, von der uns 5 Bände vorliegen, darunter 4 Bände Dramen und ein Band Gedichte, war in jeder Beziehung erwünscht; es galt einen halb vergessenen, halb überhaupt unbekanntem Dichter von echtem Gehalte bei der ganzen Nation einzubürgern, soweit das der Kraft seines eigenen Geistes gelingen mag. Ueber die Bedeutung Grillparzer's hat in d. Bl. (1872, I, 198 vgl. 792) bei Gelegenheit seines Abscheidens Gustav Freytag seine Stimme abgegeben; er hat ihn als Dramatiker charakterisirt und zwar als einen wahren, der für

die wirkliche Bühne geschrieben. Es entspricht dieser Auffassung der Umstand, daß gerade Laube die Pflichten des Hauptherausgebers auf sich genommen, denen er mit gewohntem Ernste genügt hat; seine treffliche Gesamteinleitung und die paar Seiten voll feiner dramaturgischer Bemerkungen hinter jedem Stücke werden dem Verständnisse wie der Würdigung des östreichischen Tragikers auch bei uns im Norden den Weg bahnen. Warum nun Norddeutschland, ja überhaupt ganz Deutschland außer Oestreich Grillparzer bisher mißkannt und vernachlässigt hat, diese Frage gehört mehr der Geschichte des Theaters an, als der Literaturhistorie, da die Dramen des Oestreichers, in zum Theil unvollkommenen Drucken längst vergriffen, uns immer nur von der Bühne selbst herab nahe zu treten versuchten. Laube nun, ohne Zweifel der beste Kenner der theatralischen Zustände Deutschlands, entscheidet an mehreren Stellen, besonders im Nachworte zu „des Meeres und der Liebe Wellen“, Grillparzer's reinstem und lieblichstem Werke, dahin, daß der naiv anschauliche östreichische Poet unmittelbar nur seinen gleichgearteten Stammesgenossen zu Herzen spreche, aller Reflexionsdichtung feind könne er von uns reflectirenden Norddeutschen nicht nach Verdienste geschätzt werden. Und doch behauptet Laube an der nämlichen Stelle, Grillparzer stehe mit diesem seinem östreichischen Wesen dicht neben dem fränkischen Wesen Goethe's, und doch richtet sich die vorliegende Gesamtausgabe ohne Zweifel an die Nation im ganzen und also auch an uns reflectirende Norddeutsche! Ein Widerspruch, der aus einer falschen Voraussetzung entspringt; diese Stammesgegensätze, von denen man so oft geredet, sind gar nicht in dem Maße vorhanden, wie Laube meint. Oder will er etwa sagen, daß auch der „fränkische“ Goethe im Süden populärer sei als bei uns? Das umgekehrte dürfte richtiger sein. Und so versichern wir ihm getrost, daß wir auch an der liebenswürdigen Naivetät von Grillparzer's Hero die unbefangenste Freude haben trotz aller unserer angeblichen Reflexionswuth. Auf der klassischen Höhe freilich, zu der ihn ein verzeihlicher, ja lobenswerther Lokalcultus erhoben, werden wir den guten Alten wohl niemals erblicken. Wenn man ihn so in der Cotta'schen Toga daherschreiten sieht, so kann man die Frage nicht unterdrücken, was ihn nun doch für immer von unseren Schiller und Goethe trennt. Zweierlei fehlt ihm unseres Erachtens zur Classicität: eins bezeichne ich am kürzesten mit dem, was Goethe an Voltaire vermischte: Vollendung in der Ausführung; so erfreulich die Technik seiner Dramen ist, keins, selbst die Hero nicht, hinterläßt doch unbedingt den Eindruck, daß hier jenes Höchste geleistet sei, das so leicht zu genießen, so schwer zu schildern ist; um des übrigen Formalen, des Verses und der Sprache, die mitunter geradezu mangelhaft geblieben sind, gar zu geschweigen. Das andere und wichtigere aber ist: Weite des geistigen Gesichtskreises und Höhe der

Cultur. Wie sehr wir Deutsche darauf Gewicht legen, das beweist der Umstand, daß wir unter unsere Klassiker einen Herder zählen, der zu wahrhaft künstlerischer Production gar nicht berufen uns doch für diesen Abgang durch die Gewalt seines originalen Geistes, durch seine Fülle an fruchtbaren Ideen vollauf entschädigt. Auch unsere vornehmsten Dichter jedoch sind uns fast mehr noch durch eben diesen Reichthum ihres Geistes, als durch ihre eigentlichen Kunstleistungen verehrungswerth, welche letzteren bekanntermaßen, nicht selten gerade wo sie den höchsten Flug des Genius nehmen, jene Vollendung in der Ausführung gleichfalls vermissen lassen. Damit hält aber nun Grillparzer bei weitem keinen Vergleich aus. Originalität wird ihm niemand absprecken; seine „Gedichte“, meist epigrammatischer Richtung, sind, obwohl selten schön und nicht immer bedeutend, doch durchweg Zeugnisse allzeit eigener, oft interessanter und bisweilen tiefer Gedanken. Aber wo läge selbst in seinen herrlichsten Dramen jemals jene ganze Welt der Anschauung und des Denkens vor uns ausgebreitet, die bei unseren großen Klassikern stets auf's neue unser Staunen erregt? Es ist bezeichnend für Grillparzer, daß das erhabenste Lob, das er je begeistert ausgesprochen, der Sammlung gilt, „dem großen Weltenhebel, der alles Große tausendfach erhöht und selbst das Kleine näher rückt den Sternen“. Dies letztere hat sie an seinen eigenen Werken gethan, tausendfach erhöht aber hat sie die Schöpfungen jener anderen Genies von anerschaffener Größe, wie sie die Sammlung nimmer allein zu bilden vermöchte. Aus der reinen Tiefe einer zu stiller Klarheit gesammelten Seele sind die Herzensdramen Grillparzer's hervorgequollen, und daß wir sie den mächtigeren Ergüssen unserer besten Künstler nicht an die Seite setzen, besagt freilich nicht, daß wir uns ihrer nicht dennoch herzlich erfreuen. Wer zuerst die phantastisch kühne Dichtung „der Traum ein Leben“ den „österreichischen Faust“ genannt, hat mit der Aehnlichkeit zugleich den ungeheuren Abstand der Größe ausgedrückt. Lassen wir inzwischen dem Urtheil seinen Lauf; nach einem Menschenalter, wenn die vorliegende Ausgabe den Rundlauf vollendet hat, den wir ihr wünschen, wird sich zeigen, ob wir wahr gesprochen. —

Von dem todten Dichter gehen wir zu einem lebenden über. Während Paul Heyse in Gemeinschaft mit Kurz den „deutschen Novellenschatz“, diese höchst verdienstvolle Sammlung moderner deutscher Erzählungen (München, Rud. Loebnbourg) in bunter Zusammensetzung, aber mit trefflicher Auswahl der Autoren und der Objecte unermüdlich fortsetzt — bisher sind schon eils inhaltreiche Bände erschienen, — steht auch die Sammlung seiner eigenen Werke nicht still. Wir besprachen schon früher (1871, II. 719) den ersten, lyrischen Band, aus dem jedermann die unvergleichlich schönen, bei aller Tiefe doch anmuthigen Terzinen auf den Tod seiner Kinder immerdar in Erinnerung bleiben werden; heute liegt uns ein Band (II.) Novellen in Versen und einer (IV.) in Prosa geschriebener Erzählungen vor. Jeder Freund Heyse's, der den gegenwärtig als Zeitungsfeuilleton erscheinenden Roman des lieben Erzählers von Tag zu Tag mit wachsender Entfremdung verfolgt und dabei betrübt mit sich zu Rathe geht, ob die geringe Wirkung desselben nicht vielleicht doch am meisten dieser einem echten Dichter unangemessenen Art der Publication im Kleinverkaufe zur Last zu legen sei, wird mit doppelter Freude zu jenen altbefreundeten Novellen zurückkehren. Darf man hundertmal gesagtes

Lob noch zum hundertunderstenmale wiederholen, so erinnern wir an die *Arrabbiata*, die den Prosareihen eröffnet, dies sädliche Genrebildchen von ergreifender Wahrheit, an dem kein Strich der festen Zeichnung und kein Tüpfelchen der glühenden Farbe zuviel ist, ohne daß man doch wieder bei aller energischen Knappheit einen Zug vermisse. Wir erinnern ferner an die spannende Geschichte „*Erkenne dich selbst*“, in der ein deutsches Seelenproblem von düsterer Tiefe mit so leichter Florentiner Grazie behandelt und gelöst wird, daß man die Schwere des Inhalts über der Zierlichkeit der Form kaum gewahrt wird. Wir heben endlich aus den *Bersnovellen* die bedeutende Geschichte der *Thella* heraus, eine humanistisch behandelte Legende, welche den welthistorischen Einbruch des apostolischen Christenthums in die verrottete antike Welt mit Würde und Freiheit, wenn auch in allzu vornehm kühler Glätte zur Anschauung bringt. Mit Verlangen sehen wir der bevorstehenden Fortsetzung der Sammlung entgegen. (Bei W. Herz in Berlin). —

Auch der „ausgewählten Schriften von Barnhagen von Ense“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) ist in d. Bl. schon einmal gedacht worden (1871, I, 654). Die „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“, von denen damals der erste Band vorlag, sind nun in 6 Bänden vollendet. Der poetische Reiz der Jugenderinnerungen verschwindet mehr und mehr in der Fortsetzung, dafür aber wird diese geschichtlich um so bedeutender. Barnhagen hat zwar selber eigentlich nichts Denkwürdiges gethan, aber Schicksal und Antheil brachten ihn mit den wichtigsten Menschen seiner Zeit während eines langen Lebens in Berührung; unfreiwillige Noth und künstlerischer Trieb vermochten ihn alle seine feinen, wenn auch meist nicht tiefen Beobachtungen aufzuzeichnen; wieviel davon einheitlich verarbeitet worden, enthalten eben diese Denkwürdigkeiten, der unorganisirte Rest ist uns in den berüchtigten Tagebüchern aufgetischt worden, die schicklicherweise von dieser Sammlung ausgeschlossen worden sind. Der Form nach ist Barnhagen ohne Zweifel der beste deutsche Memoirenschreiber und als solcher um so höher zu halten, je weniger diese echt französische, immer etwas zweideutige Kunstgattung bei uns gepflegt ist. Daß auch die Barnhagen'schen Denkwürdigkeiten unzarte Enthüllungen bringen, liegt eben in der Natur dieser Art lyrischer, d. h. individuell empfundener Zeitgeschichte. Wir verweisen dafür auf die in dieser Ausgabe (Bd. 6 gegen den Schluß) neu eingeschaltete Episode „*Mariane Saaling*“ und überheben uns gern einer Beleuchtung dieser doch eigentlich nicht für das Licht geschaffenen Dinge. Den Memoiren folgen „biographische Denkmale“, bisher zwei Bände, die Abenteuerleben der Grafen *Vippe*, *Schulenburg* und König *Theodor's* von *Corfica* und die Feldherrnbilder *Derflinger*, *Leopold von Dessau* und *Sendlitz* enthaltend. Barnhagen's Biographien haben wissenschaftlich keinen endgiltigen Werth, aber an künstlerischer Abrundung, Ausfeilung, kurz an Feinheit des Arrangements sind sie unübertroffen. Sie gehören daher nicht in unsere deutsche historische, wohl aber vollberechtigt in unsere sogenannte schöne Literatur, und da eben dieser die vorliegende Schriftenauswahl gilt, so begrüßen wir sie darin mit Freuden und wünschen ihnen zwar nicht studirende und lernende, wohl aber betrachtende und genießende Leser, die sie immer verdienen.

a/D.

Eduard von Möller, ein neupreußisches Beamtenleben.

Wir schreiben keinen Panegyrikus, keinen Excurs auf das Gebiet der administrativen Politik, keinen Stimmungsbericht aus Elsaß-Lothringen über den Oberpräsidenten, wir suchen nur den magern Notizen, welche wir allenthalben in der „Illustrierten Zeitung“ in der „Familien-Zeitung“ in „Ueber Land und Meer“, kurz überall, wo es Illustrationen und Biographien gibt, einem höchst mangelhaften Holzschnitte beigegeben finden, etwas Stoff zuzuführen, und wenn dann einmal ein Verleger auf den guten Gedanken kommt, ein gutes Bild anstatt eines schlechten zu liefern, stellen wir ihm unsere Notizen freiwillig zur Verfügung. Auf das Bundesgesetz vom 11. Juni 1870 über Nachdruck werden wir uns nicht berufen. Gesammelt haben wir, wo wir konnten, in Berlin, in Cassel, am Rhein, in Westphalen, und da der findet, welcher sucht, so rühmen wir uns immerhin etliches Neue über den Mann zu erzählen, über den Manche etwas Näheres zu erfahren wünschten, als: Geboren, Studirt, Landrath, Präsident u. s. w., und von dem es eine Freude ist zu erzählen.

Eduard von Möller stammt aus einer der Familien, welche der Salzburger Erzbischof Firmian einst aus den felsigen Thälern und den grünen Halden der Salzach ihres Glaubens wegen vertrieben hat. Was wäre wohl aus dem Enkel in dem heutigen Oestreich geworden, wenn die Voreltern von damals sich den Kapuzinern des Kirchenfürsten gebeugt hätten? Eine interessante Conjectur! Mit anderen bedeutenden Männern ward ihm das Geschick zu Theil, daß man seinen Geburtstag nicht genau kennt. Im Kirchenbuch zu Minden steht, wenn wir recht unterrichtet sind, der 3. Juni 1814 als der Tag eingetragen, an welchem dem Gutsbesitzer zu Schlüsselburg und Arzt zu Minden, Friedrich Wilhelm von Möller und seiner Ehefrau Friedrike geb. Wöhrmann zwei nachmals auf den Namen Eduard und Adolf getaufte Söhne geboren wurden, während die Familie den 2. Juni als Geburtstag erklärt.

Anderer Kinder genießen bis zum fünften, höchstens sechsten Jahre das süße Glück, unbeladen mit dem ABC der Lateiner und Gothen und den Zahlen der Araber Bürger dieser civilisirten Welt sein zu dürfen. Länger duldet's die Mutter oder der Vater nicht. Soll aus dem Buben was Rechtes

werden, so muß er schon zu Weihnachten des sechsten Lebensjahres die ersten neuen Höschen bekommen, nachdem er seine Freiheitshosen auf der Schulbank zerwälzt hat. Anderer Ansicht war der alte Herr von Möller, der nach Allem, was man hört, ein urkräftiges westphälisches Original gewesen zu sein scheint. Bis zum neunten Jahre muß der Bube wild laufen, dann wird er stark genug um die Wissenschaften zu vertragen, — so dachte er wohl, so handelte er wenigstens. „Durch die Wälder, durch die Auen“, durch Garten und Haus tobten in ungebändigter Frische die Zwillinge. Endlich ging es nicht länger. Die wilden Sprößlinge der rothen Erde mußten Pfähle bekommen; ein Hauslehrer erschien im Möller'schen Hause. Zwei Jahre lang war er nicht ohne Erfolg bemüht, seinen beiden Pflegebefohlenen die Rudimente des Wissens beizubringen, dann ging es auf das Mindener Gymnasium. Es bewährte sich die Wahrheit, daß man Gefäße, die leer sind, rascher füllen kann, die Jungens nahmen zu an Alter, und überraschend schnell an Weisheit — bis zur Tertia.

In dieser ward unter anderen auch die edle Kunst gelehrt, nach einer sauberen Vorlage eine bedenkliche Copie eines Ornamentes oder eines Kopfes sammt einem Helm und schönen Haarpartieen mit Bleistift oder schwarzer Kreide zu fabriciren. Bekanntlich ist an jedem Gymnasium der Lehrer irgend eines der facultativen Gegenstände, des Französischen, des Zeichnens, oder des Singens der am meisten Geärgerte. Was Wunder, wenn einmal irgend einem der biedern Pädagogen die Geduld reißt! So geschah es auch in der Tertia zu Minden dem Zeichenlehrer; aber er wollte thun, was selbst dem Lehrer des Lateinischen und Griechischen nicht verstattet ist, er wollte einen der Schulnachbarn der beiden Möller schlagen. „Es ist nicht erlaubt hier zu schlagen“, donnerte die gewaltige Stimme des jungen, aber schon hochaufgeschossenen Adolf aus der Bank heraus. Der Zeichenlehrer wird wüthend, auch Eduard tritt für die Freiheit auf die Scene, es entsteht ein Aufruhr und plötzlich — Niemand weiß heute noch, wie es kam, sieht sich der Zeichenlehrer außerhalb der Thüre, — an der Luft.

Der Lehrer war offenbar im Unrecht, aber die Schüler auch. Es ward vermittelt, jedoch des alten Herrn von Möller starker Unabhängigkeitsinn wollte seine Jungens nicht weiter einer Schule überlassen, auf der es einem Lehrer einfallen konnte die Schüler zu schlagen. Der Rector des Gymnasiums zu Bielefeld übergab nach einigen Jahren auch einem breitschulterigen Jünglinge, der um Haupteslänge über seine Genossen hervorragte, das Zeugniß der Reife. Wenige Wochen, und wir finden ihn geziert mit dem grünweißen Fuchsenbände der Westphalia in Heidelberg, in der Tollheit der tollen Schaar ganz in seinem Elemente. Der dreifemestrige Aufenthalt des ungen Studenten, der bald die Würde des Corpsburschen erlangte, läßt sich

in die bekannten Verse zusammenfassen: was das Studium betrifft:

„Weg Corpus juris, weg Pandecten!“

was das Leben betrifft, so sich zwischen dem Schloß und der Hirschgasse abspielt:

„ . . . sein Gesicht ein Album war
Darein mit ihren Hieben
Die akademischen Freunde sich
Gar leserlich eingeschrieben.“

Aber trotz Allem auch:

„Und studirt mit vielem Fleiß
Alles was er noch nicht weiß.“

Nur war das, was er bis zum Herbst 1833 studirte, nichts von Institutionen und römischem Recht, sondern was in der Luft fleucht und krecht was auf dem Boden wächst, und was die Kinder der Erde uns in geheimnißvoller Sprache von einstigen Umwälzungen erzählen. Freilich wäre es eine Beschönigung der Thatsachen, wenn wir sagten, er habe die vielen „Suiten“ und „Sprigtouren“ in das schöne Land am Neckar und am Rhein nur seinen Lieblingsstudien zu Liebe gemacht. Auch er schien an das bekannte Wort zu glauben: „In Heidelberg lebt sich's angenehm, wenn man nicht dort ist.“ Auf einer dieser Fahrten kam er nach Straßburg, bestieg das Münster bis zur höchsten Spitze, der Laterne, und ließ es sich nicht träumen, daß er einst das schöne Land unter ihm als deutscher Oberpräsident verwalten würde.

Im Herbst 1833 tauchte eines schönen Morgens beim Frühstück im elterlichen Hause zu Minden ein junger Mann auf, den die Mutter kaum mehr erkennen wollte. Gewaltig war er noch in die Breite und in die Höhe gegangen; sein Aussehen ließ nicht schließen, daß er bei nächtlicher Lampe bis zur Leibeschwachheit den engen Pfaden der Philosophen oder der römischen Commentatoren nachgegangen sei, auch die fast handgreiflichen Autographen im Gesicht des Studio's waren nicht nach dem Geschmack der milden Frau. „Eduard, wie siehst du aus!“ mag sie wohl ausgerufen haben, auch der Vater schüttelte das Haupt, ob dieser leuchtenden Beweise der Energie seines Sohnes und seiner Freunde, — kurz, Eduard blieb nun ein halbes Jahr zu Hause und hier warf er sich mit jener Kraft, die Alles, was sie anfacht, recht anfacht, auf das Studium des Rechtes und — der Botanik. Das Letztere war seinem lebenskräftigen Sinne die Erholung aus der Lectüre des Cajus und ähnlicher Unterhaltungsschriftsteller. In der Natur und in Treibhäusern studirte er den Bau und die Physiologie der Pflanzen und auf seinen Ausflügen, besonders auf einer Fußreise nach Cassel und Wilhelmshöhe übte er das Auge für die landschaftliche Schönheit und für die Nachhülfe, welche die Kunst der Natur leisten kann. Den Sommer 1834 hindurch ist der Student, dessen Sturm und Drang sich etwas ge-

mildert zu haben scheint, in Berlin zur Fortsetzung der Studien, im Frühjahr 1835 besteht er sein juristisches Examen mit Auszeichnung. Auf den Universitäten geht der Mythos um, daß alle großen Juristen und Staatsmänner durch das Examen gefallen seien. Da wird Bangerow, und — wir bitten um Verzeihung, wenn es nicht wahr ist, — Wächter und Bismarck citirt. Das geheime Agens dieser mythenbildenden Thätigkeit ist klar. Nichtsdestoweniger ist die Thatsache begründet, daß man auch nach einem guten Examen noch etwas Tüchtiges werden kann.

Die Jahre der Praxis begannen. Georg Vinde, damals Assessor am Stadtgericht zu Minden vereidete den jungen Auskultator, der von Anfang an selbständig beschäftigt worden war. Im 15. Infanterieregiment unter Oberst von Silienström diente er sein „Freiwilligen-Jahr“ ab. Am Oberlandesgericht zu Paderborn reifte der Auskultator dem Referendarexamen entgegen. In den Vorbereitungsmonaten wurde nicht immer studirt; mancher Abend, mancher Ausflug weckte die Erinnerungen von Heidelberg, im Examen selbst ging es nach Wunsch. Der Präsident Schlehtenthal sagte dem Examinanden alle schönen Dinge, die ein Präsident einem Candidaten sagen kann, aber trotz Allem zog es den Examinirten aus der Gerichtsstube hinaus in die Sphäre der Verwaltung, wo man nicht blos schreiben und entscheiden, sondern Sichtbares, Greifbares schaffen kann. Man wollte ihn nicht ziehen lassen. Der Präsident entschied für seinen Wunsch unter mündlicher Beifügung des Motives: „In der Verwaltung braucht man auch geschickte Leute.“

Der Oberpräsident der Rheinprovinz von Bodelschwingh rief den Referendar nach Coblenz an die Regierung. Dort begann zwischen strammer Arbeit — wenn der Oberpräsident auf Reisen war, erhielt Möller umfassende, selbständige Aufträge — ein inniges Freundschaftsleben im Kreise der Familie Delius, deren ältester Sohn und Möller sich eng aneinander schlossen. Eben im dritten Examen begriffen, wurde ihm die Verwesung der Landrathstelle in Simmern übertragen. Beim Examen trug sich etwas in dem damaligen strengen Gefüge des preußischen Staatswesens Unerhörtes zu. Der Examinand behandelte, da ihm die Landrathsgeschäfte wichtiger erschienen als die Prüfung, eine Frage aus einer der hervorragenden Sparten] nur] als Skizze, der Examinator faßte dies als persönliche Berunglimpfung auf. Mit Mühe konnte für den revolutionären] Schritt die richtige Deutung geschafft werden.

In Simmern begann ein frisches reformatorisches Wirken. Möller fühlte sich in der relativen Unabhängigkeit des Landrathamtes ganz in seinem Elemente. Die Beschlüsse erstickten nicht im Sand der Streusandbüchse; auf Fahrten und Ritten durch das Land half ihnen der Beamte zum Leben.

Die Kreisstände schlugen ihn schon 1839 zum Landrath vor, und der König bestätigte die Wahl.

Hier machen wir einen Augenblick Halt in der Carrière, die nun rasch vorwärts und aufwärts ging. Einmal im Jahre legte Möller die Arbeit bei Seite und ging auf Reisen. Er durchstreifte Italien und Norwegen, Dalmatien und Frankreich. Nach Italien vor Allem zog ihn immer wieder in viermaliger Aufeinanderfolge die Kunst, die er leidenschaftlich verehrt, und deren Hauptwerke in trefflichen Nachbildungen seine Schränke füllten. Die Skulptur war ihm am meisten gemäß. Er wünschte Künstler geworden zu sein. Als ein Freund ein altes Kloster erwirbt, in dem ein zertrümmerter Kreuzgang mit den Ueberbleibseln reicher romanischer Säulen nach Wiederherstellung verlangt, modellirt er die fehlenden Stücke der Capitäle und meißelt sie mit eigener Hand, so daß auch Kenner sie für echt halten.

Es giebt Familien in Coblenz, die wohl wissen, daß Möller der erste deutsche Photograph ist. Im Jahre 1838 las man, daß an den Franzosen Daguerre für seine Erfindung Lichtbilder zu fixiren eine Nationalbelohnung ertheilt worden sei. Von dem Verfahren wurde indessen nicht das Geringste bekannt. Möller hatte sich lange schon mit der Camera obscura beschäftigt. Die Zeitungsnotiz brachte ihn auf den Gedanken: „Wie, wenn man diese Bilder fixirte? Das müßte dem nahe kommen, was Daguerre gefunden hat.“ Er tränkte Papier mit salpetersaurem Silber, und ließ die Bilder der Dunkelkammer auf dasselbe fallen. Der Versuch mißglückte. Nun nahm er Chlor-silber. Sofort stand das Bild des seiner Wohnung gegenüberliegenden Hauses aus der Schloßstraße zu Coblenz klar auf der Unterlage. Nun badete er das Papier mit Salmiak und fixirte so das Bild, das noch umgekehrt erschien. Hastlos verbesserte er seine Maschine und sein Verfahren, und brachte hübsche Bilder von stehenden Dingen, Häusern, Landschaften, Porträts nach Bildern zu Stande. Aufnahmen von Personen nach der Natur glückten ihm noch nicht, da das Verfahren zu lange dauerte, um nicht Verwischungen und Verzerrungen hervorzurufen. In Coblenz sind noch manche dieser Bilder vorhanden.

Aus dem Atelier des Bildhauers, der Kunstsammlung des Liebhabers und dem Laboratorium des Chemikers in das Bureau zurückkehrend, finden wir den Landrath im Jahre 1842 in Berlin, um die rheinische Gewerbeordnung zu bearbeiten. Bodelschwingh war unterdeß Finanzminister geworden. Er übertrug an Möller die Stelle eines staatlichen Directors der Köln-Mindener Eisenbahn. Die Replik desselben, daß er dem Fache ganz fremd sei, fand eine freundliche Ablehnung. Nun galt es eine Reihe von Kenntnissen und Anschauungen zu erwerben, und zwischen dem allem wurde der Bau begonnen, glücklich durchgeführt, der Betrieb eingerichtet, Eisenbahnwer-

träge mit den benachbarten Staaten geschlossen. In Allem zeigte sich eine glückliche Hand und ein tiefes Verständniß des Wesens der neuen Einrichtungen.

Aus der Schwüle des Jahres 1847 brach das Gewitter des Jahres 1848, nicht am schwächsten in den Rheinlanden los. Im Sturmjahre trat der junge Mann, der vor 15 Jahren erst die Universität verlassen hatte, an das Steuer. Der König ernannte ihn zum Präsidenten des Regierungsbezirkes Köln. Die Zeitläufte riefen den Oberpräsidenten der Provinz, Eichmann, oft und auf längere Zeit von Coblenz nach Berlin; dann lagen die gesammten Regierungsgeschäfte der Rheinprovinz in der Hand Möllers. In jenen Bewegungsjahren und in den nachfolgenden Zeiten der Reaction war es eine gute Mischung von Milde und Energie, die manches Unglück verhütete, manchen Schaden gut machte. Ein Feind jedes Extremis hielt er die Autorität des Staates, die ihm anvertraut war, aufrecht, ohne sich durch die in vollem Umfange bereitstehenden Machtmittel zu ihrem Mißbrauche hinreißen zu lassen, oder diesen Mißbrauch von anderen zu dulden.

Im Jahre 1849 hatte ihn der Bezirk Duisburg in das Abgeordnetenhaus gewählt. Die parlamentarische Thätigkeit war damals wenig erfreulich und der Abgeordnete lehrte gerne zu den Regierungsgeschäften nach Köln zurück. Dort gab es viel zu thun. Längst hatte sich für die mächtige Handelsstadt am Rhein das Bedürfniß einer festen Rheinbrücke herausgestellt. Gegen die Dummheit kämpfen aber bekanntlich nicht nur die Götter, sondern auch die Interessen vergebens. Man erklärte es für vollkommen unmöglich, daß nach dem Bau einer Brücke Schiffe mit Masten und Schloten noch den Rhein befahren könnten; alle Wuth richtete sich gegen den Präsidenten; man klagte ihn an, der Verderber der Rheinschifffahrt zu sein; die Schiffer wandten sich an die Ministerien, an den wiedererstandenen Bundestag, ja so unglaublich es klingt, in der Hitze des Streites wurde selbst auf die Hülfe Frankreichs hingewiesen, das eine feste Brücke über den Grenzstrom nicht dulden werde. Manch' eine der Broschüren, die damals über den Abberitenansturm geschrieben wurden, entstammte, wie wir heute wissen, der Feder des Präsidenten, der rüstig vorwärts arbeitete und im Jahre 1859 die Doppelbrücke vollendete, unter der die Schiffe mit Masten und Schloten in lustigem Gewimmel hindurchfuhren.

Die Leistungen als Director der Köln-Mindener Bahn brachten dem Präsidenten das Eisenbahncommissariat für die westlichen Provinzen. Wenn dort mit einer der Erfindung würdigen Raschheit neue Linien überall sich hinzogen, wenn jedes unvermünftige Begehren unparteiische, rein sachliche Würdigung fand, so wußten die Rheinländer wohl, wem sie dies Alles zu danken hatten. Wo sonst die Postkutsche mühselig leuchte, brauste jetzt die

Locomotive, wo sonst eine Holzbrücke die Ufer verband, stand jetzt ein steinerner Bau, wo sonst ein Fußpfad sich schlängelte, zog jetzt eine Straße. So war unter Andern auch Herchen, ein kleines Dörfchen an der Sieg in den Besitz einer Straße gekommen. Herchen war überglücklich. Eines Tages drang die Kunde in's Dorf „der Herr Präsident“ werde kommen. Alsobald war Alles wie zur Ankunft des Königs vorbereitet. Triumphbogen von grünen Gewinden erhoben sich, Fahnen flatterten, weißgekleidete Mädchen stellten sich mit großen Sträußen an den Weg, und als nun Böllerschüsse die Ankunft des Gefeierten verkündeten, erscholl nach der Melodie; „Heil unserm König, Heil“ der Gesang;

„Auf, Herchen, freue dich,
Freue dich königlich!
Auf, Herchen, auf!
Auf, Herchen, freue dich;
Denn der Herr Präsident,
Deß edlen Sinn man kennt,
Ist heute hier.“

Ueber dem Nützlichen wurde das Schöne nicht vergessen. In der Ebene des Rheines standen die Kirchen zu Braunweiler und Schwarzrheindorf verwahrloßt, ihrer interessanten Fresken durch geschmacklose Tünche beraubt. Heute sind beide Kirchen restaurirt, Zierden des Rheinlandes, und die Bewunderung der Kunstfreunde. Die That ist es, die populär macht. Als Möller im Jahre 1866 nach Berlin berufen wurde, legten die Kölner beim Abschied in seine Hand eine von Levy-Ellan mit gewohnter Meisterschaft ausgeführte Adresse, auf deren Blättern sich das Mitglied der Fortschrittspartei, der Ultramontane, der Altliberale und National-Liberale mit einer in Köln geradezu unerhörten Eintracht zusammengefunden hatten.

1866 — wieder ein Sturmjahr! da gab es wieder Posten von höchster Bedeutung. Zuerst sollte Möller nach Hannover, um die Verwaltung des Königreichs zu übernehmen. Als dies unnöthig wurde, da das Civil-Commissariat schon an Hardenberg übertragen war, ging er als Civil-Gouverneur nach Dresden, und von dort als Administrator des Kurfürstenthums Hessen nach Cassel, um ein Jahr später das Oberpräsidium der Provinz Hessen-Nassau zu übernehmen. Es ist richtig, der Kurfürst von Hessen hatte mit seltener Beharrlichkeit und bis in das Detail hinaus daran gearbeitet, sein Land für die moralische Eroberung durch Preußen reif zu machen. Der selbige Bundestag hatte ihn in diesen lobenswerthen Bemühungen so energisch unterstützt, als das Institut der Eschenheimer Gasse überhaupt dieser Eigenschaft fähig war. Aber dennoch, daß die Assimilation so leicht, so kampflos geschehen würde, das hatten selbst die Anhänger des Nationalvereins nicht geglaubt, und daß es so kam, schreibt man in ganz Hessen dem Manne zu,

der als „Feind“ kam, und nach wenig Monaten schon für den besten Freund des Landes gehalten wurde. Am 10. Dezember 1866 verlieh ihm die Stadt Cassel das Ehrenbürgerrecht, vielleicht ein einzigartiges Beispiel in der Geschichte Preußens.

Hören wir den Stadtrath und Bürgerausschuß der Stadt, als Möller im September 1871 die Stadt verließ, um nach Straßburg zu gehen: „Schwer lag, als Sie zu uns kamen, das Schicksal des Hessenlandes besonders auf den Bürgern unserer Stadt. In den höchsten und idealen Zielen, in den Beziehungen zu Staat und Recht, Freiheit und Vaterland hoffnungs- und aussichtslos sah sich die Bevölkerung Cassels auch für ihr materielles Gedeihen fast um alle Bedingungen gebracht. Enge Thore, hohe Mauern setzten der räumlichen Ausdehnung unsers Gemeindewesens unübersteigliche Hindernisse entgegen, wüßt und planlos baute der geringe Bezug sich außerhalb derselben an. Handel, Industrie und Gewerbe aber fanden weder in noch vor der Stadt Duldung und Pflege. Die Kunst- und landschaftlichen Schätze unserer Vaterstadt und ihrer Umgebung lagen brach und verfielen. Ein flüchtiger Blick auf die fortschreitende Entwicklung unserer Stadt genügt, zu beweisen, wie Alles anders geworden ist.“

Ein wüstes Feld vor der Stadt, wo bald dort, bald da ein Haus gebaut wurde, hießen die „Kasseler“ nach der Bezeichnung eines Romans aus der Gegenwart, der die Hessische Wirthschaft schildert, „Albernhausen“. Heute ist aus Albernhausen ein schöner Stadttheil geworden; die preußischen und hannöverschen Patrouillen ritten vor der Schlacht bei Langensalza durch kleine Thore, etliche noch mit Zugbrücken versehen, die jedem größeren Wagen aus den nahen Fabriken den Durchgang versperrten, heute ist Cassel eine offene Stadt. Wenn der Oberpräsident im Lande reiste, schaute er mit dem einen Blicke auf Straße und Haus, auf Wirthschaft in Feld und Wald, mit dem nächsten nahm er die Schönheiten des Landes in sich auf, entdeckte neue, und wo dichte, nutzlose Gestrüppe oder gar langweilige Pappeln die Aussicht hinderten und verhäßlichten, da wurden sie rasch „gemöllert“. „Möllern“ heißt heute noch in Cassel das Rasiren von unnützen Bäumen und Sträuchern. Althessen, die am Alten hingen, weil es das Alte war, nannten ihn wohl auch grimmig den „Oberraseur“. In einem Album vereinten die Künstler und Kunstfreunde des Hessenlandes die schönsten Gegenden und Ansichten, die in irgend einem Bezug zur Thätigkeit oder Person des Oberpräsidenten standen, oder die durch das „Möllern“ erst geöffnet oder verschönert worden waren. Die Künstler arbeiteten mit Freuden an diesem Werke; man sieht das an jedem einzelnen der prächtigen Blätter. Es war ja zum ersten Male seit langer Zeit, daß man in Cassel der Kunst wieder ein Haus baute, und sich in vernünftiger Weise mit ihr beschäftigte.

Wieder kam ein gewaltiges Jahr und brachte unter vielem Großen auch eine große Aufgabe: Elsaß-Lothringen. Als es nöthig wurde aus dem Provisorium des Civillommiffariates und der militärischen Verwaltung zu einer definitiven Ordnung der Dinge überzugehen, flogen die Briefe zwischen Berlin und Cassel hin und her. 1848 die Rheinprovinz, 1866 Kurhessen, 1871 Elsaß-Lothringen, diese Daten bedürfen keines Commentars. Herr von Möller war unterdessen aber in Cassel heimisch geworden, wie ein Kind des Landes; er hatte sich an den Gedanken gewöhnt hier zu bleiben, das Land hatte sich an ihn gewöhnt, auf allen Gebieten ging es rüstig vorwärts, ein kleiner heiterer, geistreicher Kreis ließ den Unverheiratheten den Mangel des Familienlebens weniger empfinden, es wurde ihm unendlich schwer zu gehen, aber der Kaiser rief und Möller folgte dem Rufe des Mannes, mit dem ihn ein Beide ehrendes Verhältniß der Liebe und des Vertrauens verbindet. Aufzuzählen, was dort schon geschehen, und noch immer Gutes geschieht, überlassen wir späteren Zeiten.

Unserer Skizze fügten wir gern noch eine Beschreibung aus dem „Vorzimmer der Excellenz“ bei, die aus Freundes Hand uns zukam, fürchteten wir nicht den zarten Sinn des Mannes zu beleidigen, dessen rechte Hand nicht weiß, was die linke thut; nur das entnehmen wir, daß Jeder, der kommt, gehört wird, und, was den neuen Reichsbürgern am meisten auffällt, ist, daß der Oberpräsident, der doch, wie sie geographisch ausrechnen „drei bis viermal soviel sei“ als ein „Präfect“, so leicht zugänglich, so sehr Geschäftsmann sei. Wir glauben es! Schon der französische Souspräfekt war ein grand Seigneur, der hauptsächlich durch seinen Secretär mit den Leuten verkehrte, und nur bei herannahenden Wahlen sich sehen ließ, um an die Maires die bekannten Händedrucke auszutheilen. Der Präfect war fast unahbar, in der Regel erschien er nur einige Male des Jahres, wie Mahadöh, der Gott der Erde, auf den Präfectenbällen unter anderen Personen, als denen der Coterie. Und zu dem deutschen Oberpräsidenten kommt Jeder, läßt sich melden, und geht in das Arbeitszimmer, wenn ihn die Reihe trifft. Dort findet er geduldiges Gehör, Rath, Hilfe, Entgegenkommen, wo es irgendwie möglich ist, und allmählig verliert sich die Befangenheit, die Jeden überkommt, wenn er vor dem großen, ernstesten Manne mit weißen Haaren sitzt, der viel hört und wenig spricht.

Unbegreiflich war Manchem, der Möller auf seinem Lebensweg begleitete, woher ihm die Zeit für alle Dinge käme. Ein ungeheures Geschäft, in welchem, wie den Decernenten manche Randbemerkung zeigt, seinem Auge nichts entgeht, lastet auf ihm; dennoch ist er unterrichtet von allen politischen Vorgängen, von den Erscheinungen der Kunst und Literatur, spricht mit der Kenntniß eines Fachmannes über Malerei, Architektur und einzelne Zweige

der Naturwissenschaften und ist in den besten Stunden des Tages unausgesetzt beschäftigt zu empfangen, jetzt etwa die Vertreter großer industrieller Interessen, und unmittelbar darnach die arme Frau, die naiv erklärt, sie komme nur, um sich Trost zu holen. Zur natürlichen Maschheit der Conception kommt die Uebung, und beide sind getragen durch eine merkwürdige Arbeitskraft, die nur ein Minimum von Schlaf zu ihrer Erneuerung bedarf. Von der Arbeit in die Gesellschaft, nach der Gesellschaft um Mitternacht noch lange Stunden an den Arbeitstisch, und Morgens dennoch frisch zu sein, das leistet nur ein eiserner und durch Bedürfnislosigkeit gestählter Körper.

Möller ist eine starke gedrungene Gestalt, hochgewachsen, von langsamen Bewegungen, die ihm eine ungesuchte Würde verleihen. Man fühlt wohl, daß er gewohnt ist zu herrschen, aber diese imponirende Kraft ist gemildert durch eine selbstverständliche, wortlose Freundlichkeit. Aus seinen Augen schaut eine ruhige Klarheit und ein Wohlwollen, das aus dem Herzen kommt. Sein Aeußeres hat nicht jene Glätte, die man von dem Staatsmann der alten Schule unzertrennlich wählte, und nicht das Militärische, das den Staatsmännern der neueren Schule eigen ist. Gewöhnlich erscheint er höchst einfach, in der einen Hand den freien Handschuh, in der andern den bequemen Stock. In Gesellschaften und bei feierlichen Gelegenheiten entdeckten wir bis vor Kurzem von der großen Menge der Orden, die das Staatshandbuch aufführt, nur einen, das Comthurkreuz des Hohenzollernordens, das ihm König Wilhelm im Jahre 1869 an seinem Geburtstage selbst übersandte. Sollen wir mit einem Vergleiche schließen, so würden wir sagen, daß Möller mit den weichen Formen des Gesichtes, dem weißen Backenbart, den glatten Haaren, die um den Nacken herum gleichmäßig geschnitten sind, das Bild eines englischen Lords, oder vielleicht noch mehr das eines würdigen amerikanischen Senators gibt, dem man es anseht, daß ihm die Repräsentation und die Arbeit gleich natürlich ist.

V. E.

Der Ideengehalt des Goethe'schen Faust.

II. Faust's psychologische Entwicklung.

Wir haben in den bisherigen Betrachtungen die Antecedentien Faust's kennen gelernt, haben gesehen, wie sein Forschungstrieb dem am Erkennen Verzweifelnden das Verharren auf der theoretischen Gelehrtenlaufbahn unmöglich machte, und wie sein glühender Lebensdrang, seine leidenschaftliche Unruhe das einmal von der Theorie abgelenkte titanenhafte Streben bald in das Leben in seiner vollen und ganzen Bedeutung, in alle Richtungen und

Phasen des menschlichen Jagens und Treibens hineinreißen mußte. Wir haben uns nun die nahe liegende Frage klar zu machen: was suchte Faust eigentlich nach gefasstem Entschluß der Abwendung vom Studium, was erwartete er zu finden, welche Zwecke setzte er sich?

Diese Frage könnte zunächst falsch gestellt erscheinen, wenn man sich darauf beruft, daß Faust selber gar keinen Zweck verfolge (Unmensch ohne Zweck und Ruh), sondern blos dem titanischen Drange zur Bethätigung des Willens zum Leben nach allen Richtungen sich hingebende, daß mit anderen Worten das Verhängniß seiner Natur das maßlose Ungestüm des Strebens gleichsam explodiren ließ, nachdem das Sicherheitsventil des theoretischen Strebens nach dem Unendlichen abgesperrt worden war. Jedenfalls wäre es ganz unrichtig, zu glauben, daß es bewußter Egoismus gewesen, der Faust zum Gemisse trieb. Ein Faust kann wohl insofern Egoist sein, als er danach strebt, sich selbst zum Unendlichen, Absoluten aufzublähen, sich zum Gott zu erheben, — gelangt er aber ein für allemal zu der Einsicht:

Ich habe mich zu hoch gebläht,
 Zu Deinen Rang gehör' ich nur....
 Den Göttern gleich' ich nicht, zu tief ist es gefühlt,
 Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt —

dann ist es auch unmöglich, daß er noch irgend welchen Werth darauf legen sollte, dieses jämmerliche Ich zur Geltung zu bringen, es zu hätscheln, und für sein Vorwärtstommen und Reüßsiren sich zu mühen, geschweige denn im Kampfe für dasselbe Schuld auf sich zu laden. Sein Lebensdrang ist daher gleichsam über das Princip des Egoismus erhaben und hat etwas Objectives gleich einer Naturgewalt. Freilich wenn auch seinem Bewußtsein das eigene Ich viel zu armselig erscheint, um es zum Mittelpunkt des Strebens zu machen, so hindert das doch nicht, daß dieser gleichsam objective Drang, wo er ein bestimmtes augenblickliches Ziel erfaßt hat, auf das Rücksichtsloseste fremde Rechte verlegt und fremdes Wohl zertrümmert, und damit, wie wir gesehen haben, sich von der bewußten principiellen Selbstsucht im Erfolge durch nichts unterscheidet. Hierdurch erscheint aber auch das Böse, das aus diesem unbändigen Willen folgt, wie das Resultat einer objectiven Naturgewalt, nicht als Folge principieller Selbstsucht oder gar Charakterologischer Bosheit, wobei immerhin die Verschuldung bestehen bleibt, daß von den Bewußtseinskräften, der Erwägung der Folgen und der vernünftigen Selbstbeherrschung nicht der billiger Weise zu fordernde Gebrauch gemacht war. Diese moralische Seite der menschlichen Entwicklung wird überhaupt im Faust nirgends berührt; die Aufgabe der Selbstbildung des Charakters und der Uebung in Selbstsucht und Selbstbeherrschung bleibt Faust völlig fremd, — er entbehrt kurz vor seinem Tode (bei der Expropriation der beiden Alten)

noch ebenso sehr jeder Ahnung von dieser Aufgabe des Menschen als bei Beginn der Dichtung. Es hängt dies auf das Engste mit der Grenze des Goethe'schen Anschauungskreises zusammen, der sich mit dem Bildungsideal im engeren Sinne (d. h. für intellectuelle und körperliche Fähigkeiten, sowie für ästhetisch tadelloses gesellschaftliches Benehmen) erschöpft.

Der Egoismus kann auch schon aus einem anderen Grunde nicht Faust's Princip sein, weil er nämlich Denker genug ist, um nicht mehr an die Erreichbarkeit des Glückes für das Individuum zu glauben.

Wenn Phantasie sich sonst mit kühnem Flug
 Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
 So ist ein kleiner Raum ihr nun genug,
 Wenn Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheidet.
 Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
 Dort wirkt sie geheime Schmerzen,
 Unruhig wiegt sie sich, und störet Lust und Ruh';
 Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
 Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,
 Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift;
 Du bebst vor Allem, was nicht trifft,
 Und was Du nie verlierst, das mußt Du stets beweinen.

Hier ist es deutlich ausgesprochen, daß die Sorge um äußere bestimmte Objecte nur Maske ist, in welche sich die im tiefen Herzen nistende innere Ursache der Qual des Lebens hüllt. Das Elend des Daseins ist unabhängig von der zufälligen Stellung, die man im Leben einnimmt, und von den Verhältnissen, unter welchen man lebte. Dies sagt Faust mit den Worten:

In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein
 Des eugen Erdenlebens fühlen...*)
 Was kann die Welt mir wohl gewähren?...
 Und so ist mir das Dasein eine Last,
 Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt.

Wenn Mephisto ihn darauf verspottet, weil er selbst seinen Selbstmordversuch nicht ausgeführt habe, so gesteht Faust durch die Seligpreisung eines in der Lebensfülle und womöglich in den Illusionen des Lebens Dahingerastten, daß es seinem Bewußtsein an Kraft fehlt, ohne solche chimärische Hilfsmittel den Willen zum Leben zu überwinden, und sein Born gegen die Reminiscenzen der Jugendillusionen, die ihn von diesem Schritte abgehalten hätten, erscheint schon deshalb als rhetorische Diversion, weil ihn ja nichts hindert, das Gift

*) Diese Stelle beweist zugleich, daß Faust dem eben gerügten Irrthum, als ob die äußeren Objecte der Sorge deren wirkliche Ursachen und nicht bloß Masken und Einleidungen der wahren inneren Ursache des Schmerzes seien, in anderer Weise selbst auch verfällt, indem er die nothwendige innere Pein alles Daseins bloß auf Rechnung der Enge des Erdenlebens setzt. Als ob die Weite aller Himmel seine unstillbare Unruhe stillen könnte!

noch jetzt zu trinken. Aber sein Fluch gegen die Illusionen, welche die Seele in dieses Leben der Qual zu bannen vermögen, ist darum nicht minder redlich gemeint.

So fluch' ich Allem, was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt
Und sie in diese Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt.

Und nun beachte man wohl, was alles er verflucht, und zwar nicht um seiner selbst willen, sondern nur als Illusionen verflucht, welche uns über den Jammer des Daseins täuschen:

Verflucht voraus die hohe Meinung
Womit der Geist sich selbst umfängt!
Verflucht das Blenden der Erscheinung
Die sich an unsre Sinne drängt!
Verflucht, was uns in Träumen heuchelt,
Des Ruhms, der Namensdauer Trug!
Verflucht, was als Besitz uns schmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!
Verflucht sei Mammon, wenn mit Schätzen
Er uns zu lähnen Thaten regt,
Wenn er zu müßigem Ergötzen
Die Polster uns zurechte legt!
Fluch sei dem Balsamsaft der Trauben!
Fluch jener höchsten Liebeshuld!
Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor allem der Geduld!

So sicher ist Faust der illusorischen Beschaffenheit alles Genusses*), daß er dem Mephisto die Wette bietet:

Kannst Du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst Du mich mit Genuß betrügen:
Das sei für mich der letzte Tag....
Werd' ich zum Augenblicke sagen,
Berweile doch! Du bist so schön!
Dann magst Du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn.

Faust weiß es, daß er diese Wette nicht verlieren kann, und er behält Recht; denn unbegreiflich ist es aus rein logischem oder juridischem Gesichtspunkte, wie der Teufel so dumm sein kann, einen von Faust (Theil II, Act 5) ausgesprochenen Conditionalsatz für ein Gewinnen der Wette seinerseits zu halten, ganz abgesehen von der selbstverständlichen Thatsache, daß Faust nach Erfüllung der bei dem Conditionalsatz gestellten Bedingung dessen hypothe-

*) Du hörst ja, von Freud' ist nicht die Rede....

tische Behauptung der vollen Befriedigung Lügen strafen und wieder etwas Anderes und Größeres wollen würde.

Wer nun so fest wie Faust von der illusorischen Beschaffenheit alles dessen, wonach der Mensch im Leben jagt und ringt, und von der Unmöglichkeit, ihn mit Genuß zu betrügen überzeugt ist, für den braucht es nicht einmal der Faust'schen Verachtung des eigenen Ich, um ihn vor principiellent Egoismus zu schützen. Was Faust selbst betrifft, so entspricht es seinem idealistischen Gang zum Unendlichen, daß, als er einmal sich in's reale Leben stürzt, er dieses Leben auch nicht blos für seine Person, sondern für die ganze Menschheit leben will.

Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchste und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.

So sehr richtig auch Faust mit dem Vorsatz, das eigene Selbst zum Selbst der Menschheit zu erweitern, den springenden Punkt der Zukunftsethik erfaßt hat, so schlägt er doch einen ganz verkehrten Weg dazu ein, wenn er durch eigene Erlebnisse das Wohl und Weh der Menschheit auf seinen Busen häufen zu können wähnt (woran der Menschheit übrigens auch gar nichts gelegen sein kann). Das einzige dem Menschen zu Gebote stehende Mittel, um fremdes Wohl und Weh zu empfinden, erfordert keineswegs, daß man sich selbst mit Leidenschaft in's Leben hineinstürze, wird vielmehr dadurch nur beeinträchtigt. Dies bestätigt das oben Gesagte, daß Faust den Reizen des realen Lebens gegenüber noch nicht die volle Freiheit und Unbefangtheit des Denkens gewonnen hat. Während er seinen Wissenssekel durch Ablehr vom Wissen bethätigt, vermag er nicht aus seinem theoretischen Lebenssekel dieselbe Konsequenz der Ablehr vom Leben zu ziehen, und er vermag dies nicht blos deshalb nicht, weil der Lebensdrang in ihm zu mächtig ist, sondern auch weil sein kritisches Bewußtsein ein noch in der Gährung begriffenes, unklares, schwankendes ist. Er will den Tod, der ihm „erwünscht“ ist, aber er will ihn im Taumel des Lebens finden*); er will das „verhaßte Leben“, die „Last des Daseins“ los werden, aber er will erst nachholen, was er über dem Gelehrtenthum versäumt hat, die Schmerzen des Lebens auszulösen. Er fühlt instinctiv, was ihm fehlt, um ihm das verlorene Gleich-

*) Und wie sie selbst am End' auch ich zerscheitern. —
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wüthend, nach dem Abgrund zu.

gewicht des Geistes wiederzugeben: die Freiheit des Geistes gegen die lang entbehrten Güter der Welt. Es ist also nicht bloße Betäubung im Strudel, welche Faust sucht, sondern Erfahrung über die bethätigten Leidenschaften und ihre „schmerzlichsten Genüsse“, bei denen „von Freude“ für ihn „nicht die Rede“ sein kann, welche er aber durchmachen zu müssen die dunkle Ahnung hat, weil bei jedem Mangel eines sonstigen positiven Lebensziels er das Gefühl hat, nicht anders mit ihnen geistig fertig werden zu können.

Der erste Theil nach der Abfahrt mit Mephistopheles zeichnet nun Faust, wie er sich in der sinnlichen Realität des Lebens bewegt, und gipfelt in der Leidenschaft, die er zu Gretchen faßt. Die mächtige Erschütterung, in welche ihn der durch seine Schuld veranlaßte tragische Ausgang dieses Verhältnisses setzt, kann auf seine Anschauungsweise nicht ohne Einfluß bleiben, und der Anfang des 2. Theils führt ihn uns bereits als einen solchen vor, der davon zurückgekommen ist, das eigentliche und wahre Leben in der unmittelbaren Realität zu suchen, und der es statt dessen in den schönen Schein des farb'gen Abglanzes setzt. Er versinnbildlicht dies an einem Sonnenaufgang im Gebirge, dem er sehrend lange entgegenharrt;

Sie tritt hervor! — und leider, schon geblendet,
 Kehrt ich mich weg vom Augenschmerz durchdrungen.
 So ist es also, wenn ein sehrend Hoffen
 Dem höchsten Wunsch sich traulich zugerungen,
 Erfüllungspforten findet flügeloffen;
 Nun aber bricht aus jenen ew'gen Gründen
 Ein Flammenübermaß, wir stehn betroffen
 So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!

Nachdem er sich umgewendet, erblickt er einen Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend (ein öfters von ihm zur Bezeichnung des realen Lebensstrudels gebrauchtes Bild); ruhend auf demselben aber wölbt sich, als farbig gebrochenes Abbild der Sonne, der bunte Bogen.

Der spiegelt ab das menschliche Bestreben
 Ihm sinne nach, und Du begreiffst genauer:
 Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben.

Hiermit ist gleichsam das Programm aufgestellt für die erste Hälfte des zweiten Theils, welche dessen erste drei Acte, d. h. die Helena-Episode und die weitichweifigen Vorbereitungen zu derselben umfaßt.

Goethe hat sich in der Helena-Episode an die Legende vom Dr. Faust angeschlossen, und ist dadurch nur zu einem unadäquaten Ausdruck dessen gelangt, was er veranschaulichen wollte. Soll Helena das Ideal der Schönheit repräsentiren, so kann die geschlechtliche Verbindung Faust's mit derselben nur im symbolischen Sinne verstanden werden; denn was wäre das für eine Liebe zur Schönheit als solcher, die in roher Begierde untergeht? Hierfür

könnte sprechen, daß Faust sich bewußt ist, an dieser Helena nur einen trügerischen Schemen, nur den schönen Schein der Wirklichkeit zu besitzen, aber dann bleibt der Vorwurf der symbolisirenden Darstellung an Stelle einer realistisch veranschaulichenden bestehen. Sollte hingegen das Verhältniß zur Helena in der anschaulich gegebenen Wahrheit genommen werden, so wäre dagegen zu bemerken, daß ein deutsches Bürgermädchen unendlich viel höher steht als eine griechische Helena, und deshalb in seiner Liebe einem Manne auch unendlich viel mehr zu bieten hat, so daß der Fortgang von Gretchen zu Helena dann nur ein Rückschritt von gemüthvoller seelischer Innerlichkeit und ahnungsvoller Unschuld zu seelenloser Aeußerlichkeit wäre. Es ist daher nur die erste Auffassung zu berücksichtigen, und wird dieselbe, wenn auch nicht entschuldigt, so doch erklärt dadurch, daß Goethe das ihm so wesentliche Lebenselement der Hingebung an die antike Kunst in seinem Faust nicht ohne groben Verstoß gegen Zeit und Geschichte unmittelbar zum Ausdruck bringen konnte und sich daher verleiten ließ, es durch die legendarisch vorgefundene Helena-Episode symbolisch anzudeuten. Es wird diese Ansicht dadurch unterstützt, daß Faust sich mit dem antiken Ideal gleichsam sättigt, und es, obwohl verloren, doch als unverlierbaren Besitz in sich festhält, aber nun nicht mehr als etwas, das sein Leben erfüllen könnte, so daß er sich nach etwas Anderem umsehen muß, um seinem Lebensdrang neue Nahrung zuzuführen. — Auf welche Weise Faust sich selber psychologisch von diesem Standpunkte, im schönen Schein das Leben zu suchen, befreit, unterläßt Goethe zu entwickeln. Es scheint aber, daß es Faust gelungen ist, sich über die Illusion des Genusses (sowohl für das Gebiet der Realität als für das des schönen Scheines) endgiltig zu erheben, und so das erreicht zu haben, worauf ihn von Anfang an sein Instinct hinwies. Wenigstens hat er practisch in den beiden letzten Acten des 2. Theils vollständig mit Freiheit und ohne Bedauern auf Genuß verzichtet, und spricht dies (Act 4, Sc. 1) mit den Worten aus: „Genießen macht gemein“, Worte, die übrigens das, was gesagt werden mußte, keineswegs vollständig decken, und in dieser Form sogar sehr anfechtbar sind.

Fragen wir nun positiv, auf welchem Standpunkte sich Faust in seiner letzten Entwicklungsphase befinde, so ist zunächst auf zwei Stellen hinzuweisen, die zwar noch im dritten Acte stehen und hier den Umschwung vorbereiten sollen, von denen aber die letztere kaum dorthin paßt. Zur Helena sagt Faust:

Durchgräbe nicht das einzige Geschick!

Dasein ist Pflicht, und wär's ein Augenblick.

Es ist dies der Durchbruch eines ethischen Gesichtspunktes, welcher hier zwar unmotivirt und mehr instinctiv auftritt, aber doch in einem bezeichnenden

Gegensatz zu dem Ungestüm steht, mit welchem Faust anfänglich das Leben nur durchstürmen will, um mit Elan zu Grunde zu gehn. Ein zweites charakteristisches Merkmal der Sinnesänderung Faust's ist in der nicht viel später folgenden Bemerkung gegeben:

Dem Erdkreis, der Dir angehört,
Dein Vaterland, o zieh es vor!

Wenn Faust früher schon immer seine Beschränkung auf diese Erde mehrfach hervorgehoben hatte, so ist es ein entschiedener Fortschritt in weiser Selbstbeschränkung, seine in's Unendliche schweifenden Blicke nunmehr auf das Vaterland zu richten, als auf das Nächstliegende, dem man das einmal als Pflicht erkannte Dasein widmen könne.

Schon im ersten Theil ist die Wendung, welche Faust schließlich nehmen muß, sehr schön angedeutet in dem Uebersetzungsversuch des „Logos“ im Anfang des Johannesevangelium. Nachdem er versucht hat, zu schreiben: „Im Anfang war das Wort“, dann dafür „der Sinn“ und darauf „die Kraft“ eingesetzt hatte, und ihm auch diese noch nicht genügen will, fährt er fort:

Mir hilft der Geist, auf einmal seh' ich Rath
Und schreibe getrost: „Im Anfang war die That!“

Und nicht lange nachher sagt er zu Mephisto:

Nur rastlos bethätigt sich der Mann.

Nachdem nun Faust schon früher im Genuß keine Freude erwartet hat, jetzt aber auch mit Freiheit auf den Genuß resignirt, und selbst das Leben eines modernen Sardanapals verachtet, da muß er sich nothwendig zu jener Höhe des Bewußtseins erheben, welche die That um ihrer selbst willen will.

dieser Erdkreis

Gewährt noch Raum zu großen Thaten.

Erstaunenswürdiges soll gerathen,

Ich fühle Kraft zu löhnem Fleiß!

Meph. Und also willst Du Ruhm verdienen?

.... Faust. Die That ist Alles, nichts der Ruhm.

So wendet sich nun sein Lebensdrang auf die Thatkraft des Schaffens für das Vaterland, dem er durch Abdämmung einer Uferstrecke urbaren Boden für Millionen fleißiger Hände zuführen will, „nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen“. Als verehrter Herr im Gewimmel zu stehen, das sich mehrt und sogar bildet und doch zuletzt zu Rebellen wird, „das kann ihn nicht zufriedenstellen“. Das Leben des Volkes selbst kann nicht dessen Zweck sein, sondern das Ringen um den Fortschritt, das Ringen mit der Gefahr, die von außen droht, und mit den inneren Schwierigkeiten.

Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch' ein Gewimmel mücht' ich sehn
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.

Das selbstverleugnende Schaffen für das Ganze, die Ausbildung des „Gemeindranges, der jede Lücke zu verschließen eilt“, das ist die Aufgabe des Menschen, wie der reife Faust sie faßt.

Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick.
Ja, diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient die Freiheit und das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Es stellt sich hier als der Weisheit letzter Schluß das erweiterte und recht-verstandene Verjüngungsmittel heraus, welches Mephisto dem Faust in der Hexenküche anglebt, schwer zu arbeiten und einfach zu leben, — nur daß Mephisto dort die Sache lächerlich macht, indem er bloß das Bauernleben und die Bauernarbeit anführt, während die Regel eine ganz allgemeine Geltung für jede Arbeit ist, die an und für sich schon ihrem Begriff nach productiv für das Ganze ist.

Was nun die persönliche Stellung des Faust zu diesem Princip betrifft, so ist sie dadurch alterirt, daß sein Schaffen ihm nicht als ein aus seinen natürlichen Kräften entspringendes, also nicht als sein Schaffen bewußt ist, sondern als durch Mephisto vermittelte Zauberkünste. Dies quält ihn, und doch ist es jetzt zu spät, von vorn mit eigener Kraft zu beginnen; nun erst springt ihm die Thorheit seiner vergeudeten Jugend, wo er auf diese Weise hätte beginnen können und sollen, recht schmerzlich in die Augen.

Abnnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
Ständ' ich, Natur, vor Dir, ein Mann allein,
Da wär's der Mühe werth, ein Mensch zu sein.
Das war ich sonst, eh' ich's im Düstern suchte,
Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte.

So hat sich Faust, mit dem Schicksal, ein Mensch zu sein, wenigstens in der Idee versöhnt, hat den Fluch gegen sich und die Welt als frevelhaft anerkannt, und eingesehen, daß es sein eigener Irrthum, Verkehrtheit, oder Schuld war, wenn er den Gedanken dieser Versöhnung erst am Ende eines falsch veranlagten Lebens findet. Die unerläßliche Vorbedingung dieser Versöhnung ist aber wohlgemerkt der selbstverläugnende unbedingte Verzicht auf eigene Freude, Genuß, oder Befriedigung, selbstlose Hingebung an Vaterland und Menschheit und Ergreifen der rastlosen That nicht um der Befriedigung sondern um des „Weiterschreitens“ willen. Nicht darin hat er seine Meinung geändert, daß die Reize der Welt und die Instincte des Menschen, welche auf dieselbe reagiren, „Loth- und Gaukelwerk von Blend- und Schmeichelkräften“, d. h. trügerische Illusionen vom Standpunkte des Individuums betrachtet, seien, sondern er verflucht sie jetzt nur deshalb nicht

mehr, weil er es nicht mehr als einen Vorwurf, sondern als ein Verdienst dieser Illusionen anerkennt, daß sie die Seele in das Leben gebannt halten, und ihr Kraft geben, natürlich mit der Natur zu ringen, und Freiheit sich täglich zu erkämpfen.

So hat Mephisto seine Wette nicht bloß dem Wortlaut nach verloren; Faust, der sich wenigstens in der Idee zur vollen Versöhnung mit dem Leben durchgerungen hat, er hat die Vorhersagung des Herrn im himmlischen Vorspiel nicht zu Schanden gemacht:

Es irrt der Mensch, so lang' er strebt
 Und sich beschämt, wenn Du erkennen mußt:
 Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
 Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

In seinem dunkeln Drange, d. h. instinctiv hat auch Faust die letzte Lösung des Faustischen Problems nur gefunden; einen Grund dafür, daß die Lösung wirklich ist, und es keine andere geben kann, besitzt er nicht.

Befreit von allen Illusionen persönlicher Glückseligkeit und seiner ewigen persönlichen Unbefriedigtheit gemäß, hat sein unstillbarer Lebensdrang mit Nothwendigkeit auf den Ausweg verfallen müssen, sich ohne Hoffnung auf eigene Befriedigung der Thätigkeit für das Ganze hinzugeben, und da er nicht mehr das Seine sucht, so kann ihm auch für sein Theil keine Enttäuschung mehr widerfahren. Er handelt aus der charakterologischen Nothwendigkeit heraus, rastlos zu streben und thätig zu sein, — er handelt nicht mehr für sich, weil er die persönlichen Illusionen hinter sich hat, also handelt er für Andere; so macht er seine Absicht wahr, „das eigene Selbst zum Selbst der Menschheit zu erweitern“, aber nicht mehr durch den unfruchtbaren Versuch, „ihr Wohl und Weh auf seinen Busen zu häufen“, sondern durch fruchtbare Thätigkeit für dieselbe. Ob er aber hiermit irgend etwas erreicht, oder auch nur erreichen kann, ob er überhaupt zweckmäßig oder zwecklos handelt in dieser Thätigkeit für den Fortschritt, daran denkt er nicht, — er setzt nur ersteres instinctiv voraus. Dies ist die Grenze der Goethe'schen Lösung des Faustproblems, daß sie erstens, so wie sie vorliegt, nur eine individuell berechnete ist, also z. B. für Individuen von schwächerem Lebensdrang eine entgegengesetzte, quietistische Lösung möglich erscheinen läßt, und daß sie zweitens die Möglichkeit außer Acht läßt, daß wenn das Weiterschreiten auch für das Volk und die Menschheit ein ziel- und zweckloses Laufen ist, daß dann auch die That des Einzelnen für dieses Weiterschreiten ziel- und zwecklos wird, und dann nur noch als Resultat eines, jeder Ueberlegung spottenden Thätigkeitsdranges möglich bleibt. Jedenfalls kann das „freie Volk auf freiem Grunde“ kein letztes Ziel repräsentiren, da in ihm die faustischen Naturen ebensogut existiren wer-

den, und nach Erreichung dieses Zieles das Thätigsein eines jeden für alle Anderen doch nur ein zum Narren haben Aller durch Alle bedeuten würde, wenn von vornherein jeder weiß, daß jeder für sich auf Glück verzichtet. Man müßte also mindestens den Glauben an eine Vorsehung bei Faust voraussetzen, die mit der Geschichte der Menschheit noch etwas anderes jenseit derselben bezweckt. Andernfalls behält Mephisto das letzte Wort:

O glaube mir, der manche tausend Jahre
An dieser harten Speise laut,
Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut. —
Was soll uns denn das ew'ge Schaffen!
Geschaffenes zu Nichts hinwegzuraffen!
„Da ist's vorbei.“ Was ist daran zu lesen?
Es ist so gut, als wär' es nicht gewesen,
Und treibt sich doch im Kreis, als wenn es wäre.
Ich liebe mir dafür das Ewig-Leere.

Wie aber, wenn Faust und Mephisto beide Recht hätten, und nur der Eine das einzig mögliche letzte Ziel, der Andere den einzig möglichen Weg zu diesem Ziel verkannte?

E. von Hartmann.

Ueber deutsche Juristentage.

Es war im ersten Jahre der Regierung König Wilhelm's von Preußen (1860), daß, irre ich nicht, wesentlich auf persönliche Anregung eines der beweglichsten, vorstrebendsten, politisch warmblütigsten Köpfe der jüngeren Berliner Juristen, des verstorbenen Rechtsanwalts Hirssemenzel, eine Anzahl patriotischer, der nationalen Rechtsentwicklung zugethauer Männer aus allen Gauen des deutschen Vaterlands den Entschluß faßten, eine große Tagfahrt nach Berlin auszuschreiben, um in „lebendigem Meinungsaustausch und persönlichem Verkehr“ der deutschen Juristen den Forderungen nach „Rechtseinheit“ Anerkennung und Förderung zu verschaffen. Seitdem hat der deutsche Juristentag das erste Zehnt seiner Jahresversammlungen hinter sich gebracht, so ziemlich jede Stadt partikularstaatlicher Bedeutung in Nord und Süd einmal heimgesucht, heuer zu guterletzt auch noch der verblichenen Souveränität Frankfurts eine melancholische Huldigung dargebracht, — im nächsten Jahre soll, wie der Telegraph uns jüngst verkündet hat, die Mundfahrt mit Berlin von Neuem beginnen. Ehe dies geschieht, möchte die Frage nahe gelegt sein, ob die Maschinerie der Juristentags-Resolutionen in ihrer bisherigen Art

nicht mit der Zeit etwas rostig, klapprig, ausbesserungsbedürftig geworden sei, oder, wenn der umfangreiche Apparat eine vernünftige Reparatur nicht mehr verträgt, ob man ihn nicht lieber in die Kumpellammer werfen sollte, um zeitgemäßerem, wenn auch vielleicht weniger anspruchsvollen Bildungen Platz zu machen.

Daß der deutsche Juristentag in erster Reihe der Politik, und erst in zweiter Reihe der Jurisprudenz seine Entstehung verdankt, soll ihm nicht als Makel illegitimer Geburt angerechnet werden. In einem Zeitabschnitt, da das deutsche Volk in Schützenfesten, Turnübungen und Liedervorträgen seinem Bedürfnisse gesamtstaatlicher Vereinigung lebendigen Ausdruck zu geben sich bemühte, war es kein unedles und unebenbürtiges Unternehmen, die nationalen Einheitsbestrebungen auch „auf den Gebieten des Privatrechts, des Prozesses und des Strafrechts“ in den üblichen Formen parlamentarischer Massenversammlungen zu verkörpern. War es ja in der schlimmsten Zeit des versinkenden Reichs die unabhängige Macht deutscher Juristen-Gelehrsamkeit und Juristen-Praxis gewesen, welche die Reception des Römischen Rechts vermittelt und mit ihr die Entwicklung Gemeinen Deutschen Rechts durch allen zerfahrenen Wirrwarr tausendfältig zersplitterten Sonderrechts hindurch als große gemeinsame Grundlage unseres öffentlichen Lebens begründet und festgehalten hatte. Warum hätten sechs Jahrhunderte später deutsche Rechtsgelehrte in freier Vereinigung sich weniger berufen fühlen sollen, gegenüber der Vielstaaterei und der Buntschedigkeit fürstlicher Partikulargesetzgebung die gemeinsamen Quellen nationaler Rechtsentwicklung wieder aufzudecken, den volksthümlichen, wie juristischen Bedürfnissen einheitlicher Rechtsnormen zum lebendigen Ausdruck zu verhelfen, und die seit 1848 unvergessenen Ziele einheitlich legislativer Volksvertretung wieder in's konkrete Bewußtsein der Massen zurückzubringen! Ließen sich in der Gegenwart von den vielverzweigten Einflüssen richterlichen Staatsamts auf die Politik der Einzelstaaten praktische Ergebnisse doch mit Sicherheit in nahe Aussicht nehmen, und waren auf dem Gebiet des Handels- und Wechselrechtes verheißungsvolle Anfänge ja schon im glücklichen Gedeihen! — Als politisches Bewegungselement im Fluß unserer nationalen Einheitsbestrebungen hat der deutsche Juristentag in Wirklichkeit einige nicht zu unterschätzende Verdienste für sich aufzuweisen. Die Thatsache seines Daseins für sich allein, das wiederholte vereinte Tagen so zahlreicher deutscher Männer aus den mannigfaltigen Berufskreisen der Hochschulen, des Richteramts, der Staatsanwaltschaft und Advokatur, darunter manch' eminente Zierde der Bureaucratie, manch' klangvoller Name politischer Bedeutung und diese alle von einem starken Zuge deutscher Vaterlandsliebe getragen, schon dies konnte nicht ohne reichhaltige Wirkung auf die öffentlichen Anschauungen bleiben. Ebenso kann die durch

den Juristentag gebotene Gelegenheit beziehungsreicher persönlicher Berührung durch Landesgrenzen, Rechtspartikularität, beschränkte Gesichtskreise und landläufige Vorurtheile getrennter Fachgenossen nicht gering angeschlagen werden. Man gewöhnte sich wieder an eine Verständigung in deutscher Rechtssprache, sah wieder den Wald in den Bäumen, und der zwanglose gesellige Verkehr unter der gemüthlichen Anregung Dresdener, Wiener, Münchener Gastfreundschaft half sicherlich allerlei Gegensätze, Antipathien und Discordanzen zwischen nord- und süddeutscher Juristerei ausgleichen. Ich zweifle durchaus nicht, daß in jenen ersten und besten Jahren des deutschen Juristentages bis etwa zum deutschen Kriege so manches Saatkorn in jenen Juristentreisen still zur Erde gefallen, später, durch die vaterländischen Geschehnisse gezeitigt und gereift, der denkwürdigen Gesetzgebung des norddeutschen Bundes, wie des Reichs heilsame Früchte zugetragen hat.

So optimistisch man aber auch über diese vorparlamentarische Bedeutung des Juristentags denken mag: seit dem Jahre 1870 und der Wiederherstellung von Kaiser und Reich ist es damit definitiv zu Ende. Im deutschen Reichstag ist fortan der Platz, wo in der großen Rathsversammlung deutscher Nation den Bedürfnissen der Rechtseinheit vollauf Genüge zu geschehen hat. Ob die noch vorhandene Beschränkung des Art. IV. der Reichsverfassung bezüglich des Civilrechts bestehen bleibt, oder der Antrag Kaiser mit endlicher Zustimmung des Bundesraths der legislativen Omnipotenz des Parlaments zum Durchbruch verhilft, bleibt eine constitutionelle Frage, die lediglich im verfassungsmäßigen Kreise der Reichsgewalten zum Austrage gebracht werden kann. Auch abgesehen hiervon ist der Reichstag durch seine ganze Lage mit so unabwendbarer Gravitation zu einer angespannten Ausnutzung seiner Prærogative im Sinne rückhaltsloser Vollendung der staatlichen Einheit durch gesetzgeberische Förderung der Rechtseinheit hingedrängt, und den deutschen Juristen ist in dieser, wie in all' unseren parlamentarischen Versammlungen, eine so reichliche Zahl von Vertretern, ein so vollgemessener Antheil an dem Schweiß und Ruhm der legislativen Arbeiten, und ein so unbestrittenes Ansehen unter den übrigen Berufsclassen der Körperschaft zugefallen, daß absolut nicht zu ersehen ist, wie daneben noch der deutsche Juristentag, dazu kommt, es sich mit der deutschen Rechtseinheit sauer werden zu lassen. Er hätte getrost schon beim Zusammentritt des ersten Reichstags im vorigen Jahre diese seine Mission in die besser legitimirten Hände dieser hohen Versammlung niederlegen und sich zur Ruhe setzen können.

Denn wenn die juristisch-politischen Aufgaben als erledigt erachtet werden dürfen, bleibt kaum noch ein ernsthaftes Motiv des Daseins übrig. Oder sollte man sich wirklich einbilden, der Juristentag sei eine geeignete Instanz zur Entscheidung juristischer Fachfragen? Außerlich hat es in der

That den Anschein, als sei die Neigung vorhanden, sich fortan als oberste Fakultät zur endgültigen Erledigung schwieriger Contraversen reformirender Gesetzgebung zu etabliren. Aus den jungen Jahren der moralischen Eroberungszeit hat sich im Juristentag die süße Gewohnheit der Resolutionen festgesetzt, und mit Hülfe dieses probaten Mittels glaubt man vor keinem Nachspruch, vor keiner Bütse zurückschrecken zu müssen. Da werden allerlei brennende Themata des Tages, nennen sie sich Civilehe oder Militärgerichtsstand, oder Preßfreiheit oder Schöffengerichte, oder freie Advokatur von diesem oder jenem ehrenwerthen Mitgliede auf's Tapet gebracht, von einigen anderen Mitgliedern im Fluge einige Gutachten darüber erstattet, die betreffende „Abtheilung“ stimmt nach summarischer Hin- und Wiederrede des Referenten und einiger Secundanten per majora ab, das Plenum setzt sein placet darauf, und ein „einmüthig“ oder mit „überwältigender Mehrheit“ gefaßter Juristentagsbeschuß ist fertig. Wen glaubt man mit so durchsichtiger Form noch zu täuschen? Alle Hochachtung vor den Gutachten, die bereits eine ganz stattliche Reihe von Bänden ausfüllen! Neben einem guten Theil literarischer Trödelwaaren begegnen uns darin nicht wenige Arbeiten, die durch den Namen ihrer Verfasser, den wissenschaftlichen Gehalt des Gegenstandes, Geist und Würde der Behandlung auf dauernden Werth vollsten Anspruch haben. Dies trifft besonders zu, wo schon der Gegenstand selbst durch seine eigene Schwere Fachkenntnisse, wissenschaftliche Vertiefung, nüchternen Ernst der Darstellung erforderte. Wenn nur schließlich die eigentlichen Verhandlungen in den Abtheilungen und dem Plenum des Juristentags nicht in so schreiendem Mißverhältniß ständen zu der auf die Gutachten verwendeten Mühe! Auch diese hat man nach stenographischen Aufzeichnungen für würdig erachtet, gedruckt und handweise verbreitet zu werden. Welch' ein Ballast werthlosten Wortkrams und welch ein Bild zerfahrenster Debatten! Für einen recht erheblichen Theil der Redner sind offenbar die Gutachten nur des lieben Anstandes wegen zum wissenschaftlichen Aufpuß der Sache da. Vielleicht haben sie aus dem einleitenden Vortrage des Referenten zum ersten Male etwas davon herausklingen gehört, vielleicht haben sie auch dies für überflüssig erachtet — kurz, es wird nur zu oft bald in absprechendster kategorischer Kürze, bald in behaglichster Breite drauf los räsonnirt, wie es grade der eigenste Genius eingiebt. Es schweben mir dabei vorzüglich die Verhandlungen der dritten (criminalrechtlichen) Sektion vor, die einem den allerunerquicklichsten Eindruck zurücklassen. Grade diese Abtheilung hat von Anfang an eine unglückliche Leidenschaft für Tagesfragen von politischem Interesse gehabt, und dadurch immer die stärkste Anziehungskraft auf die große Masse der flottirenden Juristentags-elemente ausgeübt, denen es mehr auf ein bißchen Agitation und Emotion, flotte Phrasen und radikale Beschlüsse,

als auf langweiliges Berathen und gewissenhaftes Abwägen ernster Dinge ankommt. Seit sie im Beginn der sechziger Jahre unter den Auspicien des Berliner Rechtsanwalts Lewald den Strafproceß und die Staatsanwaltschaft im Sinne fortschrittlicher Advokatur zu reformiren versuchte, ist ihren Verhandlungen bis zu den jüngsten Frankfurter Resolutionen der Charakter leichtester Oberflächlichkeit, banalster Medseligkeit und eines höchst sterilen Radicalismus treu geblieben. Dabei versteht man sich auf das rechtzeitige Abschneiden der Debatten gegenüber den Rednern konservativerer Richtung und auf ein strammes Majorisiren so vortrefflich, als hätte man sich einen politischen Club zum Muster genommen.

Kann denn überhaupt seiner ganzen Zusammensetzung und Arbeitsmethode nach der Juristentag irgend einen Anspruch darauf erheben, seine Aussprüche als die Ergebnisse besonderer Weisheit, und sein Forum als das einer wissenschaftlichen Autorität respectirt zu sehen? Käme es blos auf die Kopfsahl an, so könnte er allerdings nach dem Mitgliederverzeichnis als eine der ansehnlichsten Erscheinungen modernen Vereinslebens gelten. Will man aber, was auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft denn doch unumgänglich ist, auch etwas wägen, so sieht das Ganze erheblich bescheidener aus. Nach den Statuten ist zur Mitgliedschaft jeder „Aspirant“ des Richteramts, der Anwaltschaft und des Notariats, sowie Jeder berechtigt, der nach den Landesgesetzen die „Befähigung“ zum Richteramt, der Anwaltschaft oder dem Notariate besitzt. Die nächste Folge dieser Latitüde ist, daß der Juristentag sich in der größten Mehrheit zusammensetzt aus den jüngsten und subalternen Schichten des Juristenstandes. Das Mitgliederverzeichnis läßt die Wirklichkeit der Dinge nur sehr unvollkommen erkennen. Darin schleppen sich immer noch eine große Zahl stiller Mitglieder von Distinction fort, die vor geraumer Zeit gelegentlich einmal aus Courtoisie dem Vereine beigetreten sind, und obwohl sie niemals eine Versammlung besucht haben, noch besuchen wollen, doch den Jahresbeitrag gutmüthig fortzahlen. Welches aber sind der Regel nach die wirklich anwesenden Mitglieder der großen Jahresversammlungen des Juristentags? Da kommt zuerst in hellen Haufen aus der Stadt und der Landschaft, die man sich grade zum Tagen auserkoren, die ganze Schaar von Juristen in des Worts verwegenster Bedeutung, das heißt alle ohne Ausnahme, die sich überhaupt einmal des Rechtsstudiums halber auf Universitäten aufgehalten haben, dem Juristentage zugeflogen. Wer würde auch, zumal in unserem lebenslustigen Süden, so bequeme und wohlfeile Gelegenheit zur Festfeier mit Fahnen, Bändern, Ausfahrten, Commercen, Mäden u. s. f. in den heimathlichen Mauern oder der nächstgelegenen Hauptstadt zur schönen Ferienzeit ungenutzt vorübergehen lassen! Daran schließt sich dann eine vielleicht ebenso starke Schaar reiselustiger Herren der

besten Lebensjahre aus allen Gauen Deutschlands, sehr, sehr viel Advolaten, Assessoren, Kreisrichter und ähnliche Standespersonen, die immer bereit sind, im fröhlichen Kreise alter und neuer Bekannter die Erinnerungen der Universitätsjahre bei Bier oder Wein wieder lebendig werden zu lassen. Auf dieser leicht zu einem halben Tausend Köpfen anschwellenden Masse glänzen dann als Perlen, wie die Fettaggen auf der Suppe, die würdigen Häupter der ständigen Deputation, die geborenen Präsidenten und Referenten in den Sectionen, wie im Plenum, einige Juristen von unzweifelhafter Capacität, die, sei es aus einem zu Hause nicht hinreichend befriedigten Popularitätsbedürfniß, sei es aus zufälliger Liebhaberei und Laune dem Juristentage regelmäßig die Ehre ihrer Leitung zu Theil werden lassen. Pro patria est, dum ludere videmur, mag ihr Trost sein. Und hin und wieder verirrt sich auf der Heimkehr von der Ferientreise wohl auch sonst noch ein Rechtsgelehrter von Ansehen und Namen unter die Gesellschaft, welche den seltenen Gast sofort unter ihre gefeiertsten Helden aufnimmt. Wenn die Zahl solcher Männer von einigem Gewicht in der Jurisprudenz ein Duzend erreichte, konnte der Juristentag in neuerer Zeit meist von Glück sagen. — Vielleicht ist diese ungefähre Charakterisirung der thatsächlichen Composition unserer letzten Juristentage zu ungünstig erfaßt, und fehlt mir der richtige Maßstab für gerechte Würdigung der vorhandenen Kräfte. Ist dies der Fall, dann sprechen um so lauter und deutlicher für meine Gesamtauffassung diejenigen Elemente des Juristentages, die ihm fehlen. Es fehlt ihm aber in erster Reihe durchaus eine Vertretung der deutschen Rechtswissenschaft. Seit Georg v. Wächter, der als erster Präsident des ersten Juristentages dem von ihm mit ins Leben gerufenen Institute noch am längsten ein wohlwollendes Interesse bewahrte, seine Höflichkeitsbesuche eingestellt hat, ist der Flag, den die Mitglieder unserer Juristenfacultäten einzunehmen hätten, immer mehr verüdet. Die Rechtslehrer unserer Hochschulen haben sich während der letzten Jahre so entschieden und grundsätzlich von den Versammlungen fern gehalten, daß selbst, wenn die letzteren ihre eigenen Hörsäle beimsuchten, sie ihre Gegenwart entzogen. Einige Herren aus Oesterreich, und einige größere Universitätslehrer, die sich wohl gelegentlich noch einmal für ein Polemisiren bereit finden ließen, boten eben so wenig Ersatz, wie der unermüdbliche Gneist, dessen glänzender Name doch nicht vorzugsweise gerade auf seine Leistungen in der deutschen Rechtswissenschaft gegründet ist. — Es fehlte dem Juristentage aber nicht minder eine genügende Betheiligung hervorragender Männer der Rechtspraxis. Vergeblich wird man sich in den Sitzungsberichten, oder auch nur in den Verzeichnissen der anwesenden Mitglieder nach einer entsprechenden Zahl von Männern umsehen, die durch ihre Amtsstellung, ihren richterlichen Rang oder über-

haupt die Weihe des Alters auch die Vermuthung reiferer Erfahrung, umfassenderer Einsicht in die Bedürfnisse des Lebens, bewährteren und geübteren Urtheils für legislative Fragen für sich hätten. Wie unendlich spärlich sind schon die Mitglieder unserer in Deutschland doch wahrlich nicht wenigen Obergerichte, oder der Centralstellen der Justizverwaltung, oder der Staatsanwaltschaft, oder überhaupt im Justizdienst ein wenig dem untersten Niveau entrückte Beamte gesät! Wie Herr Professor Gneist für die Doktrin, so muß Herr General-Staatsanwalt Schwarze für die Praxis die Lücken ausfüllen. Kurz, von den Dingen, die der Juristentag vor allen anderen besitzen sollte, Rechtswissenschaft und Rechtserfahrung, besitzt er Nichts, oder doch so herzlich wenig, daß es gegenüber den sonst in unserer Nation vorhandenen Reichthümern des Wissens und Könnens kaum in's Gewicht fällt. Das aber, was er überhaupt nicht haben sollte, was mindestens werthloser Ballast ist, Kopfzahl, Massenabstimmung, die übliche Macht öffentlicher Meinung, das hat der deutsche Juristentag überflüssig.

Und so durchaus unlegitimирte und unqualificirte Versammlungen wollen sich gebärden wie ein wissenschaftlicher Congreß oder eine höchst auserlesene Commission von Sachverständigen, dazu berufen, die schwierigsten und verwickeltsten Fragen des Privat- und öffentlichen Rechts, der Gerichtsverfassung und Gesetzgebung zu begutachten? Was würde man wohl dazu sagen, wenn heute ein paar Hauptvertreter einer gewissen naturwissenschaftlichen Richtung darauf verfielen, alles Volk, was nach der Gewerbeordnung berechtigt ist, sich „Arzt“ zu nennen, oder was den medizinischen Dokortitel erworben hat, zu einem großen Vereinstage aufzubieten, um per majora die Wahrheit oder Unwahrheit der Darwin'schen Entwicklungslehre, irgend welche dunkeln Probleme der Physiologie, einige höchst bestrittene Fragen der Pathologie zum Austrage zu bringen! Ich vermute, die bezüglichen Resolutionen würden in der ganzen gebildeten Welt mit homerischem Gelächter begrüßt werden. Der Juristerei aber, so scheint es, haftet der Nimbus der Unfehlbarkeit als character indelibilis in allen Gliedern bis zu den jüngsten Schülern der Themis so unverwüßlich an, daß, was in jeder andern Disciplin als kindische Prätension mit Achselzucken beseitigt würde, hier vollkommen in der Ordnung befunden wird.

Niemand wird es den Juristen verargen, wenn sie Vergnügen darin finden, sich alle Jahre einmal en Masse zu versammeln auf irgend einem von der Natur besonders gesegneten Flecke deutscher Erde zu einer großartigen Aneiperei mit obligaten Festreden. Der Beruf ist anstrengend, das Jahr lang, die Ferienzeit kurz, und süß ist das Horazische in loco desipere. Dabei könnte man ja immerhin sich nach Herzenslust unterhalten über die Tagespolitik, die Pläne des Reichskanzleramtes und all erlei juristische Materien

Den Collegen aus Oesterreich, in deren Interesse Manche den Juristentag allein conserviren möchten, bliebe nach wie vor die Betheiligung an diesen juristischen Festlichkeiten unbenommen. Es ist zwar ziemlich schwer verständlich, wie man sich fruchtbare geistige Wechselbeziehungen zwischen der Gesetzgebung und Rechtsentwicklung des deutschen Reichs und Deutsch-Oesterreichs fernerhin praktisch vorzustellen hat. Aber die lieben juristischen Landsleute aus Wien, Graz, Prag, Innsbruck bringen dem Juristentag so viel frische, fröhliche Anregung zu, daß man diese Elemente in der That schwer missen möchte. Sie genießen den Vorzug, einem Staate anzugehören, in dem jedes juristische Experiment der fortgeschrittensten oder retrogradesten Art schon einmal versucht worden ist, oder noch versucht werden kann, ohne daß darunter Verfassung und Verwaltung mehr Gefahr laufen, als dies ohnehin der Fall ist: sie erfreuen sich in Folge dessen einer so bezaubernden Glaubensstreue in die ehrwürdigen Principien des vormärzlichen deutschen Liberalismus, wie sie uns, wenigstens in Norddeutschland, unter der harten nüchternen Staatsarbeit seit 1866 immer mehr abhanden kommt; sie sind meist gewandte, feurige Redner, reich an Ideen und munteren Einfällen. Können sie die Rechtseinheit im deutschen Reich nicht praktisch mehr fördern, so betreiben sie flugs die zukünftige europäisch-amerikanische Rechtseinheit. Für die geselligen Bedürfnisse der deutschen Juristentage sind sie in der That unentbehrlich. — Glaubt man aber, daß die Geselligkeit allein keinen genügenden, keinen ernsthaften Inhalt abgeben kann, so ließen sich anderweitige praktische Aufgaben angezwungen anknüpfen. Gibt es denn gar keine realen Berufsinteressen, gar keine gemeinsamen palpablen Angelegenheiten mehr, welche den deutschen Juristentag zu gemeinsamer Thätigkeit vereinigen könnten? Bieten beispielsweise für die große Mehrzahl der im Staatsdienst befindlichen Rechtsgelehrten die Fragen des Gehaltes, der Pensionirung, Disciplinirung der Nebenämter, der Examina u. dergl. mehr, nicht hinreichenden Stoff zu Berathungen und Entschliefungen? Sobald der Blick sich nur erst schärfer dieser socialen Seite des Berufslebens zuwendet, würden sich Anlaß und Neigung und auch die Mittel für so manche gemeinnützige Stiftung und Einrichtung im Interesse des Standes schnell zusammensinden. Die sociale Frage hat bekanntlich ihre sehr empfindliche Bedeutung auch für die Staatsbeamten, und es ist nicht abzusehen, weshalb diese für ihre leidenden oder bedrohten Interessen in freier Vereinigung weniger zu wirken ein Recht hätten, als andere sociale Klassen. Möglich, daß es dabei auf dem Juristentage zunächst häufiger zu einer *itio in partes* nach verschiedenen Rechts- und Staatsgebieten kommen würde. Doch würde immer noch für zahlreiche Postulate die gemeinsame Formel unschwer entdeckt werden, und bliebe auch die partiellste, praktische Wirksamkeit dem generellen Nichtsthun vorzuziehen. — Soll schließlich die

Wissenschaft durchaus nicht entbehrt werden, so mag man sich an berühmte Rechtslehrer und andere Capacitäten der praktischen Jurisprudenz wenden, sich über schwebende Fragen der Gesetzgebung, dringende Reformen des materiellen Rechtes, des Processes, der Gerichtsverfassung, welche den Stand unmittelbar berühren, Gutachten erbitten, und belehrende Vorträge darüber anhören. Nur die parlamentarischen Spielereien des Abstimmens und Beschließens lasse man zu Hause. — In solchem bescheidenen Rahmen führt so mancher lokale Juristenverein ein nütliches und vernünftiges Dasein. Wenn der deutsche Juristentag durch die ungesunden politischen Verhältnisse der deutschen Nation vor zehn Jahren dahin gedrängt worden ist, aus seinem Rahmen weit hinauszutreten, so sollte er heute die Selbstbeschränkung und das Gefühl der eigenen Würde besitzen, um freiwillig in seine natürlichen Grenzen zurückzukehren, ehe ihn der sich immer lebhafter werdende Widerwille der ernsthaften Leute und das Gespött der Massen zurücktreibt.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Noch einige czechische Charakterzüge. *) — Wie in der finanziellen Welt das Wort „Gründen“ zu einer verhängnißvollen Bedeutung gekommen ist, so hat das Wort „Ausgleichen“ in unserem politischen Leben einen gar herben Beigeschmack bekommen. Seit dem „Ausgleiche“ mit Ungarn 1867, der den Reichsfrieden Oesterreichs wieder herstellte, können die Böhmen nicht schlafen, weil sie auch gar zu gerne ausgeglichen würden. Sie haben auch, wie Ungarn seine Stephanuskrone hat, eine Wenzelskrone ausfindig gemacht, und trotzdem, daß Herzog Wenzel der Heilige, der Schutzpatron des spezifisch Czechischen, zu dem heute noch mit Jubrunst um Austreibung der Deutschen gebetet wird, wie historisch erwiesen ist, gar keine Krone trug, möchten die Herren, die für Aufzüge und Schaustellungen so viel Sinn haben, doch eine Krönungsfeierlichkeit mit diesem aus später Zeit stammenden Goldreifen in Prag sehen. Auch eine Constitution, die Böhmen selbständige Rechte und Freiheiten dem übrigen Reiche gegenüber einräumt, haben die Czechen sich von ihrem königlichen Landeshistoriographen auffinden lassen; sie stellte die pragmatische Sanction der Ungarn weit in den Schatten. Mit solch unfehlbaren Mitteln ausgestattet nennt sich die czechische Partei die „staatsrechtliche“ und wartet bis der Ausgleichsweizen, der schon mehrmals geblüht hat — zuletzt unter dem Ministerium Jireczel-Habietinel — seine Früchte trage.

*) Vgl. S. 345 u. ff., 432 u. ff.

Und wie ängstlich sie auf diese Zeit wartet und in ihrer Angst Windmühlen für geharnischte Ritter ansieht, dafür lieferten die jüngsten Tage wieder einen interessanten Beleg.

Die Dreikaiserzusammenkunft kam den Tschechen wie den Clericalen und Feudalen recht ungelegen, ja sie sind in großer Verlegenheit, was sie dem Volke vorreden sollen, um die Wirkungen derselben einigermaßen abzuschwächen. Da war ein geistreicher Journalist so schlau, herauszufinden, was der Kaiser von Oestreich mit der Reise nach Berlin eigentlich beabsichtige. Er verfolge mit der Reise weiter keinen Zweck, als unter irgend einem Vorwande sich in Prag aufzuhalten und einen „Ausgleich“ zu Stande zu bringen. In der That hörte man bald, daß der Kaiser nicht, wie es früher hieß, über Breslau, sondern über Prag und Dresden nach Berlin reisen werde. Großer Jubel und Lustschloßbau im Wenzelslager! Da kommt der Kaiser in die Böhmenhauptstadt, verweilt aber nur eine Stunde auf dem Bahnhofe am frühen Morgen und bringt diese kurze Zeit fast ausschließlich mit dem Baron Koller, dem energischen Statthalter Böhmens, dem Dorn in jedem nationalen Auge zu. Ueberhaupt haben die Tschechen alle Ursache, mit der Dreikaiserzusammenkunft in Berlin recht unzufrieden zu sein. Der offenbare Spalt, der seit dem Krimkriege Oestreich von seinem östlichen Nachbarn trennte, der Groll, der in jedem Ungarnherzen gegen die Unterdrücker der Revolution von 1848 und 1849 herrschte, war den Tschechen hochwillkommen. Wie man in Böhmen den kleinen Kindern mit dem Nikolaus bange macht, so suchten die böhmischen Blätter der österreichischen Regierung immer mit dem russischen Popanz, der Böhmen „befreien“ werde, zu drohen. In Moskau existirt ein mit reichen Mitteln versehener panslavistischer Verein, der für gutes Geld seine Ideen in Böhmen verbreitet — und da macht mit einem Male die Dreikaiserzusammenkunft alle Hoffnungen auf einen ernststen Conflict zwischen Oestreich und Rußland zu Schanden!

Die Tschechen scheinen in ihrer großen Politik kein Glück zu haben, trotzdem sie mit ihren Bitten um „Befreiung“ von Einem zum Anderen hausiren und von Principienstrupeln sich ziemlich rein halten. Während des Krieges von 1866 hofften die Böhmen auf preussische Befreiung, und es war ihnen nichts weniger als angenehm daß der Friede so schnell kam und nach demselben sich zwischen Preußen und Oestreich ein immer freundschaftlicheres Verhältniß entwickelte. Sie hatten schon Emissäre nach Berlin geschickt, ja einige Wochen lang erschien in Berlin ein czechisches Blatt, von dem großpolitischen Helden Fritsch redigirt, das dem Streben der Tschechen Ausdruck geben sollte. Als es mit der preussischen Unterstützung nichts ward, gingen die Herren nach Paris und bettelten dort um Hilfe. Es ist bekannt, daß Kaiser Napoleon, um sich Oestreich gefällig zu zeigen, dem Grafen Beust,

damaligem österreichischem Reichskanzler, das Promemoria des Herrn Dr. Franz Ladislaus Kieger übergab, worin dieser gute Mann dem französischen Kaiser nachzuweisen suchte, daß eine Unterstützung der böhmischen Absichten und die Herstellung eines selbständigen Böhmenreiches im Umfange von Böhmen, Mähren und Schlesien im Interesse der französischen Nation liege. Das Fiasco, das sie in Frankreich erlebten, schreckte die Czechen nicht ab, bei einer dritten Macht anzuklopfen, und derselbe Kieger wallfahrte nach Moskau und knüpfte dort Verbindungen an. Bis zur Stunde wiegten sich die Czechen in den herrlichsten Träumen über ihre Stütze im Nordosten, da macht ihnen Berlin einen dicken Strich durch die Rechnung, und wir sind neugierig, wo nun die böhmische Staatsaction Trost über die russischen Verluste suchen wird.

Trotzdem soll nun die russische Kirche in Prag, von welcher ich schon erzählt habe, am 28. d. M. unter großen nationalen Festlichkeiten eingeweiht werden. Da man aber zwei Freunde hat, mit denen man es nicht verderben will, so muß, wie mit dem Huzcultus der des Johannes Nepomuk, mit der Einweihung der akatholischen Kirche ein Versöhnungsact für die Clericalen Hand in Hand gehen. So hat man die Einweihung eines neuen Altars der Königshofer Kirche in Prag ebenfalls zu einem Acte nationaler Demonstration gemacht und die czechischen Turn- und Gesangsvereine, slavische Nachahmungen der deutschen Institutionen, sind angewiesen, den katholischen Clerus im Voraus über die am 28. zu begehende Felonie zu trösten.

Aber ganz anderer ernster Nummer beschäftigt jetzt die böhmischen Heerführer; zu den herben Verlusten im eigenen Lager kommen harte Schläge von Außen. Ist schon ein energischer, deutscher Statthalter in Böhmen, wie Baron Koller einer ist, ein großes Unglück für die nationale Sache, so steht diese in Böhmen doch auf genugsam festen Füßen, um nicht ein jähes Zusammenbrechen befürchten zu müssen. Anders steht es in Mähren, wo die czechische Agitation ein unnatürliches, von Herren Praza und Consorten in Brunn angepflanztes Gewächs ist. Da hat nun Mähren im Freiherrn von Weber, wider Erwarten der Nationalpartei, ebenfalls einen energischen Lenker gefunden. Seine jüngste That, die Auflösung der Balozna's (Spartanen) von Prosknitz und Trebitsch hat im nationalen Lager eine schreckliche Niedergeschlagenheit erzeugt. Diese Banken haben wie alle czechischen Institute von den Betiranenvereinen und Handwerkervereinen bis zu den ökonomischen Gesellschaften und Banken in Politik gearbeitet und bei den letzten Wahlen zu Gunsten des czechischen Chabrus manch unerlaubtes Manöver vorgenommen. Der Chabrus war nämlich eine Gesellschaft, die wahlberechtigte Gütercomplexe, welche sich in Händen Deutscher befanden, ankaufte und national zu verwerthen wußte. Um das nöthige Kapital zur Verfügung zu haben, mußten die nationalen Banken gegen ihre Statuten und gegen die

Interessen der Actionäre Geld hergeben, das pecuniär gewiß keinen Vortheil brachte, und national, wie die Folge gelehrt hat, auch nicht viel nützte. Wegen dieser und ähnlicher Manipulationen hat nun Baron Weber die Proßnitzer und Trebiter ZALOZNA aufgelöst, und steht manchem anderen Institute das gleiche Schicksal bevor.

Doch auch aus dem dritten Lande der Wenzelkrone wäre noch eine Nachricht mitzutheilen, die zeigt, welchen Werth oft nationale Ostentationen haben. In Schlesien — natürlich Oestreichisch-Schlesien, obzwar ein orthodoxer Czeche auch Preußisch-Schlesien und die Lausiz als Theile, in partibus, der böhmischen Krone ansieht — also in Oestreichisch-Schlesien wäre die czechische Agitation noch werthloser als sie es in der That ist, wenn dort nicht der Verührungsrayon der böhmischen und polnischen Nationalität läge. In Teschen z. B. gibt es neben einer polnischen Partei — die sogar ihr wöchentlich erscheinendes Organ besitzt — auch eine böhmische. Da die Bevölkerung auch religiös aus gemischten Bezirken besteht, so ist natürlich für die nationale Agitation mehr Raum, als man bei dem fleißigen betriebsamen Völkchen voraussetzen sollte. In Troppau, der Landeshauptstadt, existirt ein Marienstift zur Erziehung von Mädchen, das als katholische Anstalt nach den östreichischen Schulgesetzen, welche jeder öffentlichen Volksschule Confessionalität absprecken, eine Privatanstalt ist. Trotzdem trug das Institut eine Tafel, welche sie als öffentliche Mädchenschule bezeichnete. Die Polizei zwang das Marienstift, die Tafel zu entfernen — da rächte man sich in schrecklicher Weise: das Schild ward zwar durch ein anderes, die Anstalt nur als Institut bezeichnendes ersetzt, aber diesmal prangt die Aufschrift in czechischer Sprache und die deutsche Nation hat einen schweren unheilvollen Schlag erlitten: — das Marienstift in Troppau ist dennoch czechisch!

A. R.

Der Optionswindel. Aus Deutschlothringen. — Ich fühle die Verpflichtung, Ihnen eine kleine Kritik zu den zahlreichen Correspondenzen in deutschen Blättern über unsere Optionsnoth zu liefern. Dieselben gehen zum nicht geringsten Theile von Personen aus, welche den Kreisdirectionen nahe stehen und behandeln denn auch unter verschiedenen Farben die Noth der Beamten bei diesen Behörden, welche mit jedem Tage mehr ihre gesammte Thätigkeit der Aufnahme der Optionserklärungen widmen müssen, nach vergeblichen Versuchen, die Erscheinenden von der Nutz- und Wirkungslosigkeit des Altes zu überzeugen. Man kann jetzt nur immer dasselbe melden: Alle Welt optirt; optirt, obgleich sie weiß, daß die Option nur ein Schwindel ist. Sie wissen schon — denn andern Inhalt haben jene Berichte nicht, daß es im Wesentlichen drei Klassen von Optirenden giebt; solche, die mit Rücksicht auf Pensionsverhältnisse oder ihre frühere Stellung in französischen Staatsdiensten glauben, um im Fall der Wiederkehr der Franzosen vor dem

Auf „Verräther“ gesichert zu sein, ihre alte Nationalität behaupten zu müssen; eine große Anzahl wird von jungen Leuten gebildet, welche der Militärpflicht entgehen wollen; die dritte Abtheilung und zwar $\frac{5}{6}$ des Ganzen begreift diejenigen, welche nur eben an der patriotischen That sich betheiligen wollen, da doch keine Veränderung in ihren Erwerbs- und Wohnverhältnissen mit der Option verbunden ist, die denn, wie sie meist wissen, von der deutschen Regierung am 1. October einfach wegen Nichtverlegung der Domicils für ungültig erklärt werden wird.

Man kann bereits jetzt, wo der Optionsschwindel in höchster Blüthe ist, mit Bestimmtheit voraussagen, daß die Zahl derjenigen Personen, welche optirt haben, eine ganz colossale sein wird; ja die *ligue alsacionne* wird eine höhere Multiplication erzielen, als Thiers mit der Dreimilliarden-Anleihe. Zunächst ist dabei jene große Zahl von Personen zu betrachten, welche fast allein die Erklärung ernstlich nehmen, die bedeutende Menge von Elsaß-Lothringern, welche in Staats- oder andern öffentlichen Diensten in Frankreich angestellt sind. Es ist bekannt, daß die Reichslande ebenso wie für die Armee auch für das Beamtenheer das größte Contingent lieferten, namentlich aber in letzterem nur selten über die Subalternenstellen hinaus avancirten. Die Zahl der gegenwärtig allein bei der Ostbahn angestellten Beamten mit Ursprung aus den abgetretenen Provinzen dürfte mindestens 1000 betragen, zumal diese unter bonapartistischer Leitung stehende mächtige Gesellschaft fast alle hier stationirt gewesenen Unterbeamten nach Frankreich gezogen hat. Bekannt ist aber, daß auch in allen andern Verwaltungszweigen eine nicht nennenswerthe kleine Schaar von Beamten hier verblieb, während die meisten auf Befehl der französischen Regierung, um dadurch dem deutschen Beamtenthum die Möglichkeit jedes Erfolges abzuschneiden, das Land verlassen haben. Rechnet man nun dazu die bereits früher jenseits der Grenze angestellten Beamten, berücksichtigt man unter diesem Begriff die in großen Privatunternehmungen als Aufseher, Commis u. s. w. wegen ihrer Mührigkeit und Ehrlichkeit gern beschäftigten Bewohner der Reichslande vergißt man überhaupt bei all diesen Fragen nicht, daß die Elsaß-Lothringer sich regelmäßig eines starken Kindersegens erfreuen; so ist die Anzahl der aus diesen Gründen zur Option gezwungenen Familien mit 10,000 wohl, eher zu niedrig als zu hoch gegriffen, wodurch sich dann circa 50,000 Optionserklärungen ergeben. Für die Familie fünf Glieder als Durchschnitt anzunehmen, rechtfertigt sich aber deshalb, weil es sich fast nur um Familienhäupter von mindestens 30 Jahren handelt, indem nicht mitgerechnet sind all die Dienstboten, Soldaten und Arbeiter, welche dort noch einzeln stehen und optiren, weil es nun einmal als Parole ausgegeben ist, ohne sich selbst dadurch die dauernde Rückkehr in die Heimathsprovinz ausschließen zu wollen.

Vergesse man überhaupt nicht, daß die französische Nation gewohnt ist sich willenlos einer politischen Strömung zu unterwerfen, daß dieselbe überhaupt nicht mehr fähig ist, eine selbständige Meinung zu haben und zu vertreten, daß sie dem von dem gegenwärtigen Machthaber gegebenen Schlagworte stets huldigt, sei es heute eine bonapartistische Volksabstimmung, morgen eine wahnsinnige Proclamation Gambetta's oder die conservative Republik des Herrn Thiers. Diese politische Corruption ist auch in die Reichslande

eingedrungen, kein Mensch wagt sich von der großen Masse auszufondern, sondern jeder heult mit ihr. So betheiligen sich in New-York, San Francisco und auf dem ganzen Erdballe Tausende und aber Tausende von Elfaß-Lothringern an den Festaufzügen behufs Option vor den französischen Consulaten. Die Elfaß-Lothringer sind in Folge der starken Bevölkerung von je gern ausgewandert, ihre Zahl in Nord-Amerika, Canada und Australien ist bedeutend. Auch dort werden sie die Zahl der Optionserklärungen verstärken und es ist Sache unsrer Landsleute, sie trotzdem dem deutschen Wesen zu erhalten, das sie ja in Wahrheit bisher mit dort repräsentirten.

Unter den Leuten, welche hier in den Reichslanden optiren, sind eine große Anzahl von Staatspensionären, und mancher deutsche Beamte sieht ungern diesen oder jenen liebenswürdigen alten Herrn scheiden, der ob seiner französischen Abstammung außer Gefahr war, wegen freundlichen Entgegenkommens als prussion betrachtet zu werden und sicher nicht daran dachte, in seinen alten Tagen gegen uns zu conspiriren, wenn man ihn nur in dem Kreise durch langjährigen Umgang gewonnener Bekannter dieselben beschließen ließ. Der oberen Behörde ist man geneigt den Vorwurf zu machen, daß sie nicht den casuistischen Auslegungen der Agitatoren mit offenen, alle Fälle umfassenden Erklärungen entgegen getreten sei. Unter Anderem wird z. B. erklärt, daß zwar die deutsche Regierung nach dem Friedensvertrage bereits erworbene Pensionen, also auch an verheirathete Pensionärs zahlen werde, daß aber, da nach deutschem Recht (?) die Wittwen keine Pensionen zu beanspruchen hätten, nach ihrem vereinstigen Ableben ihre Ehefrauen die ihnen nach (dem hier noch nicht aufgehobenen!) französischen Rechte zustehenden Pensionen nicht erhalten würden. Eine officiële Erklärung würde in diesen Kreisen mehr Glauben gefunden haben, als bei der großen Masse derjenigen, welche alle Belehrungen nicht verstehen wollen, weil sie die Optionserklärung ja doch nur auf Befehl eines Mächtigeren abgeben. Thatsächlich ist bisher nur zu constatiren, daß umfassendere Optionen, mitunter der ganzen Gemeinde, fast ausschließlich in rein katholischen Gegenden erfolgen, daß, wenn erst ein Viertel der Gemeinde optirt hat, bald noch zwei Viertel nachfolgen, daß die Pfarrer, die großen Grund-, und vor Allem die Fabrikbesitzer nicht oder nur höchst selten optiren, letztere aber wohl wissen lassen, daß sie ihren Arbeitern für den Tag, da sie zur Option gehen, den vollen Tagelohn zahlen. Man übersehe übrigens nicht, daß an den Sigen der Kreisdirectionen die von fern kommenden Optionslustigen feierlichst regalirt werden.

Unsere Truppen, die aus Frankreich zurückkommen, erzählen beim Glas Bier — aber wohl nicht im eigenen Hause — daß dort die Frauen allein das Regiment führten. Jetzt hat man nur zuviel Gelegenheit sich zu überzeugen, daß der Familienvater auch seinen 15—18 jährigen Söhnen gegenüber keine Macht mehr hat. Letztere, häufig noch in französischen Collegien, bearbeiten während der Ferien den schwachen Herrn Papa, er solle sie doch ja nicht prussion werden lassen; dieser giebt nach — ein Widerstand würde ihn ja auch der Gemeinde gegenüber bloß stellen — er emancipirt den Sohn, der dann nach französischen Mairien geht und optirt. Vergebens erklärt die deutsche Regierung, sie werde solche Optionen nicht gelten lassen, denn die französische Regierung acceptirt sie ja! Auch hierin glaubt man der deut-

schen Regierung zu große Milde vorwerfen zu sollen; die französische Regierung würde sicher im umgekehrten Falle von der feindlichen verlangt haben, daß sie ihren untergebenen Behörden die Annahme der von Anfang an ungünstigen Erklärungen verbiete. Oder hofft vielmehr die deutsche Regierung durch ihre Milde gegenüber den Agitatoren, durch ihr gesammtes Vorgehen in der Optionsfrage die unnützen Elemente los zu werden? Sie wird dies nur zum kleinen Theil erreichen, denn wirkliche Auswanderungen finden verhältnißmäßig wenig statt und binnen wenigen Wochen wird die deutsche Regierung den von französischen Blättern mit Triumph ausgeschrienen Zahlen der Optirenden eine beinahe gleich große für ungültig erklärter Optionen entgegensetzen. Alle Anzeichen lassen darauf schließen, daß nach dem 1. October die deutsche Regierung über ihr Verhalten gegen solche Optionen keinen Zweifel lassen wird, und sie kann versichert sein, daß sie auf diese Weise nicht nur keine allzugroßen, sondern auch nicht einmal sehr unangenehme Enttäuschungen hervorrufen wird. So mancher Vater erklärt schon bei Bornahme der Emancipation: sie kostet ja nur 20 Franken, der Sohn hat seinen Willen und ich weiß, daß er doch nichts erreicht! Die allgemeine Militärpflicht will eben dem rein demokratischen Volke nicht in den Sinn und dem Einwande, daß ja auch Frankreich dieselbe einführe, setzt man entgegen, daß in der preußischen Armee geschlagen und geprügelt werde, meint aber damit, daß nach den bereits gemachten Erfahrungen sich in Frankreich durch die nöthigen Händedrüde sogar noch billiger als bisher der Sohn frei machen lasse.

Der 1. October wird ja auch kommen und sicher von den Reichsländern eben so gern gesehen wie von den Beamten, muß doch von da ab die französische Agitation ihren gesetzlichen Character verlieren. Die Behörden werden dafür zu sorgen haben, daß die mit der bevorstehenden ersten Aushebung unvermeidliche Mißstimmung nicht allzu lange dauert, und daß während derselben gleich einige Maßregeln mit in Kauf genommen werden, welche behufs der Uebereinstimmung mit deutschen Verhältnissen unvermeidlich sind, aber im ersten Augenblick unangenehm berühren werden. Die Nachrichten aus Frankreich lassen keinen Zweifel darüber, daß von denen, die aus Patriotismus oder in dem Glauben auswandern, hier mit den deutschen Verhältnissen sich nicht befreunden zu können, schon manche nach näherer Kenntnißnahme der dortigen Zustände gern zurückkehren würden. Die deutsche Regierung wird solche Heuige gewiß nicht zurückweisen, naturgemäß werden sie die dortige Lage noch schlimmer darstellen, als wie sie dieselbe in Wirklichkeit gefunden haben.

L i t e r a t u r.

Die Polychromie; zur Erinnerung an Eduard Magnus. — Die Berliner Kunstwelt hat in diesem Sommer zwei schmerzliche Verluste erlitten: kurz hinter einander sind Eduard Magnus und Friedrich Eggers gestorben, jener in höherem Alter, dieser inmitten kräftiger Jahre. Eggers hat zwar bildende Kunst nicht selber ausgeübt — nur zu poetischen

Schöpfungen trieb ihn ganz in der Stille der lyrische Drang seiner warm empfindenden Seele; was er da in seinem Niederdeutsch gedichtet, würde unserer mundartigen Literatur zu hoher Zier gereichen —, dennoch war er als Lehrer der Kunstgeschichte an der Akademie von wirksamer Bedeutung für die zur Kunstpraxis erwachsende Jugend. Dem größeren Publikum werden am lebendigsten in Erinnerung sein die „vier Vorträge aus der neueren Kunstgeschichte“, die er vor einigen Jahren herausgab (Berlin, Carl Dunder, 1867), geistreiche und vor allem gemüthvolle Bilder der Meister Carstens, Thorwaldsen, Schinkel und Rauch. Wenn seine wissenschaftliche Richtung im allgemeinen dem Rugler'schen Kreise entsprach, aus dem er hervorgegangen, so zeichnete ihn doch eigenthümlich aus eine ernste Begeisterung, die ihn in das Wesen seines Gegenstandes tiefer eindringen ließ, als es dem umfassenden Bestreben Rugler's gelang. Möchte sein wichtiger Lehrstuhl durch eine ihm ebenbürtige Kraft wieder ausgefüllt werden! Wenn wir Eduard Magnus an dieser Stelle ein nicht ganz so flüchtiges Wort des Andenkens widmen, so geschieht es einmal, weil er als schaffender Künstler sichtlich im öffentlichen Leben gestanden, und dann, weil diese Wochenschrift ihn unlängst (1872, S. 39.) in literarischer Fehde energisch bekämpft hat; die Tüchtigkeit des Todten zu ehren, ob wir gleich einmal seine Gegner gewesen, ist einfache Ritterpflicht.

Eduard Magnus, der ältere Bruder des unlängst vor ihm verstorbenen namhaften Berliner Physikers, hat sich durch die glückliche Lage einer von Haus aus über jede äußere Sorge weggehobenen Existenz in einem langen Leben niemals von der fleißigen Ausbildung und Ausübung seines bedeutenden und eigenthümlichen Talentes zurückhalten lassen; die besondere Dichtung desselben brachte es gleichwohl mit sich, daß sein Ruf, mehr als bei anderen Künstlern der Fall ist, wesentlich auf den Ort seiner Wirksamkeit, die preussische Hauptstadt, beschränkt blieb. Freie Compositionen von seiner Hand sind selten, wir wissen uns augenblicklich nur dreier zu erinnern. Die Berliner Nationalgalerie bewahrt ein schönes Genrebild von ihm — aus den zwanziger oder dreißiger Jahren — die Heimkehr eines modernen Inselgriechen darstellend: er ist dem Boot entstiegen und begrüßt mit froher Bärtlichkeit das jüngste Kindlein, das ihm sein Weib auf den Arm gereicht hat; glücklich geht sie neben ihm her mit Büchse und Beute, die sie ihm abgenommen, ein paar ältere Kinder spielen triumphirend um Hand und Knie des Vaters; über dem Meer an der Felsenküste verglüht der südliche Abend. Man sieht: ein Düsseldorfer Vorwurf, auch in der Ausführung nicht ganz frei von der glatten Freundlichkeit, wie sie die Kunst jener Tage liebte, dennoch aber einen guten Schritt näher in die Wirklichkeit gerückt; es ist nicht mehr jener Düsseldorfer „Räuber“ in abstracto mit den gleich problematischen Seinen, sondern es sind national individualisirte Menschen in ihr wahres Lokal hineingestellt, im einfachsten Vorgange ihres Naturlebens malerisch festgehalten. Von minderem Gehalte war ein zweites Genrebild: Kinder mit Blumen spielend, daß jedoch seiner ungemeinen Lieblichkeit halber reichen Beifall und im Stiche durch einen Kunstverein vertheilt große Verbreitung fand. Das dritte Bild, vor etwa zwölf Jahren vollendet, nahm einen höheren Flug zur Historie; fast lebensgroß bringt es Orpheus und Euridice zur Anschauung, wie sie zur Oberwelt lehren: er ungeduldig ausschreitend, den ge-

spannten Blick noch mit unwilligem Gehorsam hinaus in den Tag gerichtet, führt am Handgelenke die Gattin nach sich, eine zarte Gestalt, in durchsichtige Schleier gehüllt, das Auge noch lichtscheu von der Wimper beschattet, aber durch diese weichen Glieder beginnt das Leben schon seine Wärme wieder zu ergießen. Das kitzelnde Berlin fand an der Erfindung wie an der Zeichnung besonders der Figur des Orpheus zu tadeln, wiewohl die Meisterhaftigkeit der eigentlichen Malerei bereitwillig anerkannt ward, wie denn überhaupt im Kolorit Magnus' Stärke lag zu einer Zeit, wo uns Deutsche das Beispiel unserer geistreichsten Künstler fast an die Vorstellung gewöhnt hatte, als gehöre zum großen Maler nicht nothwendig der kleine Umstand, daß er auch mit der Farbe umzugehen wisse. Magnus, in seinem feinen Wesen verlegt durch den rohen Ton einiger Zeitungskritiken, zog sich seitdem von den Berliner Kunstausstellungen zurück, deren vornehmsten Schmuck Jahrzehnte lang seine Porträts gebildet hatten.

Denn im Porträt hatte er frühzeitig mit sicherem Takte seine Hauptaufgabe erkannt; man darf sagen, daß er das zweite Viertel unseres Jahrhunderts über als der erste deutsche Porträtmaler dagestanden. Treue und feine Auffassung des Lebens und Geistes, sorgsame und gefällige Ausführung zeichnen seine ungemein zahlreichen Bildnisse aus, vorzüglich die weiblichen, die auch der Menge nach bei weitem vorwogen. Von männlichen sind sein Felix Mendelssohn, der freilich etwas zu weich gehalten ist, und das energischer erfaßte Bild Wilhelm Taubert's rühmlich bekannt geworden; von weiblichen hat sich den weitesten und festesten Ruf verschafft das Porträt der Jenny Lind, das auch in Paris und sonst draußen nicht unbeachtet blieb; hier galt es eine nicht gerade reizvolle, aber überaus liebenswürdig besetzte Erscheinung darzustellen und das ist Magnus völlig gelungen. Im allgemeinen jedoch bewährte der Künstler eine entschiedene Vorliebe für jugendliche Schönheit und anmuthigen Glanz seiner Gegenstände; eine ganze Galerie weiblicher Bildnisse von seiner Hand ließe sich zusammenstellen, die jener berühmten Münchener des alten Feinschmeckers König Ludwig nicht unwürdig zur Seite stehen müßte. Hiermit ist nun auch die Grenze seiner Begabung ausgesprochen; es kam allmählich neben ihm eine Kunst empor, welche auch im Porträt durch die Schönheit hindurch direkter auf Geist und Charakter hinielte; ich brauche dafür nur den in Berlin wirkenden Gustav Richter zu nennen, um Friedrich Kaulbach's und anderer auswärts zu geschweigen.

Für Magnus aber hatte sein Schönheitsbedürfniß und -verständnis noch weitere Bedeutung, als daß seine Kunst dadurch beherrscht ward: Geschmack constituirte recht eigentlich sein ganzes Wesen, und zwar hatten Natur und Cultur gleichviel dazu beigetragen. Mitunter fühlt man sich leider versucht, bildende und gebildete Künstler in scherzhaften Gegensatz zu bringen; Eduard Magnus aber besaß eine reiche und vielseitige Bildung, das Aesthetische überhaupt in aller Kunst und im ganzen Leben war sein Element. In diesem Sinne hat er in seiner Stellung im Senate der Akademie der Künste und nach der schmählichen Katastrophe der Olfers'schen Wirthschaft auch für das inzwischen verwaiste Museum viel gutes gewirkt, wär' es auch oft nur negativ gewesen, daß er einen jener Bandalenfrevler verhindern half, zu denen sich in Berlin dann und wann die bestellten Kunst-

und Schönheitswächter gedrungen fühlen. Wenn die in der neuen Nationalgalerie untergebrachten Bilder sich endlich einmal einer günstigen Beleuchtung erfreuen werden, so hat man es den feinsinnigen Versuchen, die Magnus über Ober- und Seitenlicht angestellt, zu verdanken.

Aber auch zu literarischen Schritten hat ihn einigemale derselbe ästhetische Drang getrieben. Ueberaus bescheiden sagt er darüber in einem wenige Wochen vor seinem Tode an den Unterzeichneten gerichteten Briefe: „Meine paar Aufsätze habe ich schreiben müssen! Seien Sie versichert, daß ich innerlich die Pflicht und Schuldigkeit empfand, quand même herauszutreten, weil eben die Confusion mir allzugroß und allzutoll erschienen war und ich durch Alter, da es kein Besserer unternahm, mir dazu verurtheilt schien!“ Einer jener Aufsätze nun erfuhrt in diesen Blättern eine lebhafteste Zurückweisung; er nannte sich „Gedanken über die Confrontation der Holbeinbilder“, statt der Gedanken aber enthielt er nur leidenschaftliche Ausbrüche einer verletzten Empfindung, des ästhetischen Gefühls nämlich, dem es unmöglich war, sich in die historische Verdammung des verehrten Dresdener Bildes zu finden. Wir hüten uns auf die Streitigkeiten des tollen Holbeinjahres zurückzugreifen und weisen den Leser lieber auf die letzte Broschüre von Magnus hin: „Die Polychromie vom künstlerischen Standpunkte“, (Donn, E. Strauß 1872). Es ist ein vor Künstlern und Kennern gehaltener Vortrag, schlicht aber gedankenreich, auch diesmal zwar nicht ganz frei von Leidenschaft, denn dazu hatte sich einmal der bei anderen kühl urtheilende Geschmack in diesem merkwürdigen Manne verdichtet. Leider können wir hier nur den Grundriß des Gedankenganges herzeichnen.

Die archäologisch erkannte Thatsache der Polychromie des Alterthums, d. h. der Buntheit antiker Bau- und Bildwerke, läßt Magnus als solche zunächst unbestritten. Als Künstler fragt er vielmehr: wie stellt sich, von historischer Erscheinung abgesehen, die Vielfarbigkeit und die Einfarbigkeit in Skulptur und Architektur dem rein ästhetischen Sinne dar? Erst von hier aus gewinnt er dann einen Standpunkt für die Kritik des antiken Verfahrens und wagt endlich doch um alle Archäologie unbekümmert unerwartete Vermuthungen über die wirkliche Praxis wenigstens der klassischen Periode der alten Kunst.

Die erste Betrachtung gilt der Skulptur und zwar der selbständigen. Daß die rein dekorative bunt sein darf, ja daß wir sie meist geradezu farbig wünschen, rührt daher, daß sie nur dienendes Glied der Baukunst ist, über deren Farbenbedürfniß später zu reden sein wird. Auch die dem Kunstgewerb angehörige kleine Plastik, etwa in Porzellan, fällt außerhalb unserer Frage, dient sie doch gleichfalls überall nur zur Innendekoration unserer Wohnräume; doch lehrt der Vorzug, den wir künstlerisch bemalten Porzellanfiguren unbedingt vor sonst identischen, aber unbemalten ertheilen, daß auch wir von Natur der Farbe nicht abhold sind. Das gleiche lehrt das eigenthümliche Interesse, welches uns gut colorirte Terracottabüsten einflößen, wiewohl diese ohne Zweifel immer auch etwas wachsfigurenartig befremdendes für uns haben. Selbst das Basrelief scheidet Magnus von der eigentlichen, selbständigen Plastik; ein Zwitter zwischen zeichnender und gestaltender Kunst, mag es farbig sein oder nicht für unsern Geschmack; es ist nicht einzusehen, warum die Lineamente nicht farbig betont sein sollten wie auf den

ägyptischen Stelen; daß der Grund vom Figurenwerk absteche, kann dem letzteren nur zugute kommen. Doch zurück zur eigentlichen Frage: Muß das selbständige, vollrunde, plastische Kunstwerk absolut einfarbig sein?

Unser Brauch spricht dafür; aber ehrlich: Niemand billigt ästhetisch die völlige Monotonie eines ganz frischen Materials, sei es nun Marmor, Bronze oder was sonst; jeder wünscht eine Patina im allgemeinsten Sinne, d. h. irgend welche Variation der Oberfläche. Freilich will die absolute Skulptur nur die Form an sich darstellen, ihr bestes Material wäre das, welches selber hinter der Form völlig verschwände. Aber ein solches ist leider nicht vorhanden, der Marmor ist viel zu hell, zu entschieden weiß — für das „vollkommenene Material“ kann ihn nur in marmorarmen Gegenden die kindische, wirklich materialistische Freude an dem kostbaren Stoffe erklären —, die Bronze aber ist zu dunkel, zu positiv grün oder braun, der anderen Materialien, wie Gips u. s. w. zu geschweigen. Wenn nun irgendwelche Patina uns ein Bedürfnis ist, so reicht doch die natürliche, die ungestörte Arbeit der Zeit, nicht zu dessen Stillung aus. Denn diese wirkt geradezu verkehrt, sie verdunkelt beim Marmor die Höhen und läßt die Tiefen hell, die Bronze verunstaltet sie durch sinnlose Flecken und Streifen, die an ihrer Stelle nichts anderes als Schmutz sind. Auch hier ist das Vergnügen an der Patina an sich, dem man häufig begegnet, als ungehörig zu verwerfen; dem Künstler kann nur die Wirkung der Patina auf das Kunstwerk selbst wichtig sein, die Naturwidrigkeit der sogenannten natürlichen Patina bringt ihn daher auf den Gedanken einer künstlichen, wohlüberlegten, naturgemäßen Patinirung von Hause aus. Welche Versuche dahinaus von modernen Künstlern mit der Bronze nicht ohne Glück gemacht worden, mag man bei Magnus nachlesen, dem Marmor gegenüber weiß er nicht Rath, aber er nimmt an, daß die Griechen in ihrer besten Zeit dafür Rath gewußt.

Freilich nicht durch hunte Bemalung. Magnus hat selber damit experimentirt. Eine völlig nach Naturtreue strebende Bemalung würde jenen Wachfigureneindruck hervorrufen, eine oberflächlich ausgeführte das plastische Kunstwerk zur Nothheit der Dekoration herabdrücken. Aber auch die mildeste farbige Betonung der großen Gegensätze, wie der Gewand- und der Fleischmassen, wirkt störend dadurch, daß alsdann sofort Haar, Mund und Auge ihre Farbe verlangen. Das Auge mit der Wimper vornehmlich läßt alle solche Versuche scheitern. Man weiß, daß die klassische Skulptur an der Wiedergabe des inneren Auges verzagte, daß sie dessen Wirkung durch feine Mittel in der Formung der brauenlosen Stirn zu ersetzen strebte. In dieser Thatsache sieht Magnus mit Recht den sichersten Beweis, daß die hohe Kunst eines Phidias oder Praxiteles auf eigentlich malerische Steigerung ihrer Skulpturen überall verzichtet hat. Er vergleicht das Hinzutreten der positiven Färbung zur Plastik sehr schön mit dem Zuviel einer musikalischen Composition vollendeter Dichtwerke. Operntext und Lied mag man in Musik setzen, sie entsprechen der unselbständigen, dekorativen oder nippartigen Plastik. Aber wie die antike Tragödie nur eine rythmische, taktschlagende, auf eigene Wirkung verzichtende Geleitsmusik ertrug, ähnlich kann auch die absolute Plastik der Blüthezeiten nur eine accentuirende Zuthat durch ihrem

eigenen Wesen fremde Mittel ertragen haben. Welches nun waren diese Mittel?

Die ursprüngliche Farbenlust der Griechen unterliegt keinem Zweifel. Der eigene kindliche Standpunkt des Volkes wie das Vorbild des kindischen Orients erklären sie zur Genüge. Pompeji hat uns belehrt, daß die Farbe im eigentlichen Volksleben der alten Welt immerdar eine gleich wichtige Rolle gespielt hat wie die Form. Daß nun da Monotonie weit unerträglicher erscheinen mußte als bei uns, liegt auf der Hand. Lange werden die Künstler, auch nachdem ihr eigener Geschmack über die Buntheit herausgereift war, diesem Volksbedürfniß Rechnung getragen haben. Machte doch noch Phidias dem populär religiösen Verlangen die andere Concession, sein Meisterwerk, die Zeusstatue in den ästhetisch völlig unangemessenen Raum einer engen Zelle hineinzusetzen. Aber die Concession der Färbung machte er dabei schon nicht mehr, er bildete den Götterkönig ohne Purpur; die Goldelfenbeintechnik kann man nicht als polychrom bezeichnen. Wie sollte er da seinen Marmor haben bemalen lassen? Da er ihn aber nicht monoton belassen konnte, so muß er ihn anderswie alterirt haben. Von Praxiteles erzählt Plinius, daß er unter seinen Werken die für die besten erklärt habe, an denen der Maler Nikias die *circumlitio* vorgenommen. Magnus nun deutet dies vielumstrittene Wort, wie uns dünkt, sehr glücklich auf eine wohlüberlegte Patinirung, eine Beschwichtigung der Erbfehler des Marmors durch Behandlung mit Harzen u. dgl. und eine damit verbundene bescheidene farbige Accentuirung des Einzelnen, der Säume, der Haarpforten u. s. w. Spuren von solchem Verfahren, das an unsere Stearinirung des Gipses gemahnt, zeigen antike Marmorreste vielfach, wie auch für das Bugen der Bronzen Beweise vorhanden sind.

So nun denkt sich unser Freund den historischen Verlauf: auf das Uebermaß der eigentlichen Polychromie der Sculptur folgte bei den Hellenen die eben geschilderte maßvolle Handlungsweise der reinsten Kunstperiode. Bei sinkendem Geschmacke, besonders nachdem die Zeit Alexanders neue orientalische Einflüsse herübergeleitet, nahm die Buntheit, auf welche die niedrig populäre Kunst vielleicht nie ganz verzichtet hatte, wieder überhand. Daneben wählten wohl auch andere Künstler nun als das geringere Uebel die völlige Monotonie: bei der fortschreitenden Befreiung der Kunst vom Cultus und anderer Bedingtheit mag sich neben einander ein Allerlei von verschiedener Praxis herausgebildet haben. Wir aber müssen unser Urtheil frei halten und nimmermehr die verwerfliche ausgesprochene Polychromie der Plastik deshalb für ästhetisch richtig ansehen, weil sie im Alterthum — und wär' es selbst, was nicht denkbar, in der besten Zeit — in Uebung war.

Einfacher steht's mit der Architektur. Hier verlangt Magnus, wie wir alle, vornehmlich Ehrlichkeit in Darstellung der Construction, daher auch Ehrlichkeit in der Farbe des Materials. Von den glatten Flächen der Innenräume ist dabei nicht die Rede, die wie für jederlei Schmutz so auch für eigentliche Bemalung die rechte Stätte darbieten. Aber außen darf die Färbung, selbst beim leidigen Stuck, nie über das natürliche Gebiet der Steinfarbe hinausgehen. Daß nun aber innerhalb dieses Gebiets eine leichte Accentuirung der Construction durch verschiedenfarbiges Material, eine natürliche Polychromie der Gegensätze von Stütze, Last und Füllung nur

wohlthätig wirken müßte, wer wollte das leugnen? Muthig tabelt dabei Magnus die crasse Monotonie unserer rothen Backsteinbauten, wäre sie selbst von Schinkel gewagt, nicht minder verwirft er freilich das Kinderspiel der bunten Ziegelmosaik bei mancher modernsten Fabrikfaçade, wie er denn überhaupt über das dürftige Material des heut so hoch verehrten Backsteins erfreuliche Aezereien hören läßt, auf die ein andermal — bei Gelegenheit von Woltmann's Baugeschichte Berlin's — zurück zu kommen sein wird. Die trübselige Monotonie unserer Architektur überhaupt findet er keineswegs durch die angebliche Einfarbigkeit der nordischen Landschaft gerechtfertigt, die im Gegentheil als Contrast ästhetisch einen farbigen Bau verlangen würde, vielmehr erkläre sich jene Monotonie aus dem Façadenbau mit seiner Angst um die Stilgerechtigkeit seiner äußerlich ancomponirten Fronten. Selbstverständlich leugnet er auch andererseits, daß die „farbenreiche griechische Landschaft“ die Alten nothwendig zu so craß buntem Außenbau getrieben habe, wie ihn die auf einige fragmentarische Entdeckungen gestützten Restaurationsversuche Hittorf's u. a. darstellen. All die grelle Bemalung einzelner Bauglieder mit positiv schreienden Farben erklärt er auch hier kühn für spätere, alexandrinisch barbarisirende That, wogegen ihre technische Vollendung nicht streite. Für die klassische Höhe der Kunst nimmt er auch hier allein jene feine Betonung des constructiven Organismus in Anspruch, nicht die widernatürliche Willkür einer den Ursprung des Baues verdeckenden Uebertünchung. Jede moderne Nachahmung jenes Barbarismus ist zu völliger Unpopularität verurtheilt.

Man sieht, mit welchem Ernste sich hier ein ästhetisches Gewissen gegen jedes unbegriffene und unbegreifliche Dogma einer unfehlbaren Archäologie auflehnt. Das Unschöne bleibt unschön, auch wenn es antik ist, dem Antiken aber auf seiner Höhe darf man unästhetische Praxis nur auf unwiderlegliche Weise hin zur Last legen: diese beiden Sätze bezeichnen die Grundgedanken jener kleinen Schrift, aus deren reichem Inhalte wir hier nur wenig mittheilen konnten. Auch sie predigt die alte Lehre, die ungeachtet einzelner Verirrungen niemand so kräftig bezeugt hat als Schinkel — trotz Thorwaldsen und Cornelius der größte Künstler unseres Jahrhunderts —, die Lehre, daß man die Griechen anbeten müsse im Geist und in der Wahrheit, daß uns der Gracismus, das linkische Spiel mit allerhand antikem Detail, nichts fromme, sondern allein der Hellenismus: in dem, was unser ist, frei aber tüchtig zu sein wie die Alten! Mögen unsere Leser das Büchlein selbst in die Hand nehmen zum Andenken an einen lebenswürdigen, redlichen und begabten Künstler, dessen Hingang wir herzlich betrauern.

Alfred Dove.

Verichtigung.

Nr. 32, S. 221. Z. 16 v. u. l. anderthalb hundert — S. 223. Z. 7 v. o. l. grobianisch — Z. 11 v. u. l. Thurm —. Nr. 36, S. 383. Z. 11 v. o. l. Regverlehrs — Z. 6 v. u. l. und (statt: das) —.

Ausgegeben: 20. September 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Alexander von Humboldt.

(Alexander von Humboldt, eine wissenschaftliche Biographie, im Verein mit N. Avé-Lallemant, J. B. Carus, A. Dove, H. W. Dove, J. W. Ewald, A. G. H. Grisebach, J. Edwenberg, O. Peschel, G. H. Wiedemann, W. Wundt bearbeitet und herausgegeben von Karl Brubns. 3 Bde. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1872.)

Biographie hat, wie Geschichtschreibung überhaupt, neben der wissenschaftlichen auch eine künstlerische Seite, ja die letztere tritt bei ihr um deswillen besonders deutlich hervor, weil die innere Einheit des Gegenstandes, deren es zum Kunstwerke bedarf und die der Historiker sonst erst mühsam aus einer unbegrenzten Materie herausarbeiten muß, dem Biographen schon von Natur in seinem Stoffe gegeben ist. Daher rührt es, daß in allen historischen Literaturen die Lebensbeschreibungen am meisten ästhetische Züge an sich zu tragen pflegen, am ersten noch der eigentlich schönen Literatur gezählt werden dürfen. Aber die Kunst tritt hier der Zeit nach wenigstens erst als ein zweites auf, ihre unerläßliche Vorbedingung, wenn anders die Biographie ihren Namen verdienen soll, ist wissenschaftliche Forschung. Denn jene Einheit des individuellen Menschendaseins, die rein zu erfassen und darzustellen zuletzt nur der Kunst gelingt, sie ist in Wirklichkeit fürerst nirgend greifbar vorhanden; nur im stillen Grunde der eigenen Seele bildet sie sich ab, nach außen erscheint auch das Individuum immer mannichfach in Thun und Leiden, in Raum und Zeit. Durch diese verwirrende Mannichfaltigkeit des äußeren Lebens eine Bahn zu brechen für die Kunst bis dahin, wo sich ihr der Tiefblick in das innere Leben eröffne, das vermag nur die Forschung mit ihrer sondernden, zergliedernden, vergleichenden und bestimmenden Thätigkeit. Gilt es nun ein verhältnismäßig einfaches und kleines Menschenleben zu schildern, so unterzieht sich wohl der Künstler selbst zuvor im Stillen getrost dieser Forscherarbeit im ganzen Umfange: bei großen Aufgaben aber wäre dies unmöglich: Generationen sind nun schon in der Vorbereitung begriffen zu einer Biographie König Friedrichs oder Goethes, und noch immer würde der Mann zu früh erscheinen, der in sich die Kraft fühlte, die eine oder die andere dieser alles überragenden Gestalten aus einem Gusse in anschaulicher Vollendung hervorgehen zu lassen.

Die umfassende Lebensbeschreibung Alexander von Humboldt's, die wir heut dem deutschen Leser ankündigen, nennt sich — halb selbstbewußt, halb bescheiden — eine wissenschaftliche. Sie unterscheidet sich dadurch einerseits von allen früheren, unwissenschaftlichen, d. h. auf mangelhafte Kenntniß und

oft nicht minder beschränkte Einsicht gegründeten Versuchen, die Geschichte dieses wichtigen Lebens zu erzählen; sie weist andererseits entschieden auf ein noch ungeschriebenes Werk der Zukunft hin, das auf der sicheren Basis ihrer kritischen Ergebnisse den harmonischen Bau einer künstlerischen Darstellung aufrichte. Bei der Biographie Alexander von Humboldt's liegt die Schwierigkeit nicht in der Tiefe seines Wesens; der ältere Bruder Wilhelm, der ihm in dieser Hinsicht bei weitem überlegen ist, hat längst in Gaym einen Biographen gefunden, dessen Darstellung zwar äußerlich nur leichte Umrisse, dafür aber eine innere Charakteristik darbietet, die man, abgesehen von der gänzlichen Vernachlässigung eines einzigen, aber wichtigen Moments, des cynischen, als erschöpfend bezeichnen darf. Bei Alexander ist es vielmehr die Breite, in die sein Denken und Thun sich ergossen, was eine Schätzung und Beleuchtung des Mannes und seiner Werke ungewöhnlich behindert. Unstreitig gehört er zu den größten Polyhistoren aller Zeiten, eine Thatsache, die in der vorliegenden Biographie ihren Ausdruck darin gefunden, daß im dritten Bande nicht weniger als acht Gelehrte gesondert auftreten, um seine Wirksamkeit auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft ins Licht zu setzen. Daß jedoch nicht Wissen und Wirken des Helden allein, sondern auch sein Werden und Wesen in den beiden ersten Bänden einer Mehrheit von Darstellern überantwortet worden, kann lediglich durch äußere Umstände, wie etwa den Umfang der Arbeit im Verhältniß zu dem Verlangen nach ihrer baldigen Vollendung, entschuldigt werden. Da der Unterzeichnete selbst zu den drei Parzen gehört, die an dem langen Faden dieser Erzählung gesponnen haben — das Leben Humboldt's von seiner Heimfiedlung 1827 bis an seinen Tod 1859 war ihm zu schildern übertragen worden —, so verzichtet er bei der gegenwärtigen Anzeige selbstverständlich auf jedes Urtheil über die eigene Leistung sowohl wie über die der Genossen; er hält dagegen für ersprießlich das allerdings gewagte Unternehmen, in knappen Zügen das Gesamtergebnis der gemeinsamen Betrachtung wiederzugeben, einen Holzschnitt gleichsam zu fertigen, der die wesentlichen Linien eines Kolossalbildes in kleinem Maßstabe, doch mit genügender Klarheit zur Anschauung bringe.

Alexander von Humboldt, geboren in Berlin den 14. September 1769, einer neumärkischen, im Anfange des 18. Jahrhunderts geadelten Beamtenfamilie entstammt, Sohn eines Majors a. D. und Kammerherrn am Hofe des preussischen Thronfolgers, verlebte mit seinem zwei Jahre älteren Bruder Wilhelm eine äußerlich glänzende, aber innerlich trübselige Jugend. Nach dem frühen Tode des Vaters, (1779) eines Cavaliers von gewandtem Wesen, an den der jüngere Sohn erinnerte, sorgte zwar die Mutter, verwitwete Frau von Hollwede, geborene von Colomb, eine Dame von ernster, vornehm gemessener Haltung, für eine ihrem Reichthum entsprechende, über

Das übliche Maß der Standesbildung sogar weit hinausgehende Erziehung der Knaben. Allein das langjährige furchtbare Leiden, dem sie erst 1796 erlag, brachte den Söhnen „tausendfältigen Zwang und entbehrende Einsamkeit“, wie Alexander klagt; „Du weißt“, schreibt er bei ihrem Tode seinem nächsten Freunde, „daß mein Herz von der Seite nicht empfindlich getroffen werden konnte; wir waren uns von jeher fremd.“ Die sittliche Ausbildung der jungen Humboldt's leitete Kunth, eine pflichttreue altpreussische Beamtennatur; der durchaus private Unterricht ward von einigen Hauptträgern der Berliner „Aufklärung“ erteilt; die bürgerliche Frauenwelt des geistig regsamem Neujudenthums der Hauptstadt vermittelte den Jünglingen zuerst die neue Welt der Empfindung, deren Sprache der von Kindheit an satirisch gestimmte Alexander sich jedoch nur äußerlich aneignete. Seine geistigen Kräfte hatten anfangs geschlummert, dann erwachten sie überraschend; bald setzt ihn Wilhelm an Talent über sich selbst und prophezeit, daß er „einmal viel Nutzen stiften“ werde; „sein Herz“, fügt er (1789) hinzu, „so boshaft es manchmal scheint, ist doch im Grunde sehr gut; sein Hauptfehler ist nur Eitelkeit und Sucht zu glänzen, die Ursache aber ist, weil er nie ein starkes Interesse des Herzens gehabt hat.“

Den künftigen Naturforscher hätte man nicht so bald in ihm erkannt. Mit 18 Jahren ging er auf die Universität Frankfurt, um Cameralia zu studiren, blieb aber nur ein Semester über dort. Dann ein Jahr wieder in Berlin weilend lernte er nun erst neben der Technologie und dem Griechischen durch Willdenow die Botanik kennen, der er sich sogleich mit Rousseau'schem Enthusiasmus hingab. Raum eingeweiht faßt er auch schon den Plan zu „einem Werke über die gesammten Kräfte der Pflanzen (mit Ausschluß der Heilkräfte)“, zu dem er „mehrere Menschen mit sich zu vereinigen strebt.“ Zeigt sich hier schon im Kleinen, was seinen wissenschaftlichen Charakter ausmacht: der gewöhnliche Universalismus des 18. Jahrhunderts, aber verbunden mit erstem Streben nach reeller Erfüllung des ideellen Schemas durch arbeitsame Forschung, so ist in anderer Beziehung vorbildlich, daß der zwanzigjährige Jüngling selbständig auf das Bedürfnis der Herstellung von Logarithmen für Addition und Subtraction geräth, daß er der Gauß vorbehaltenen Lösung des erkannten Problems nahe kommt, ohne sie doch zu erreichen. Sein Lehrer Fischer stellt ihm zur nämlichen Zeit das Zeugniß aus, „er wäre, wenn er sich mit Mathematik allein oder doch hauptsächlich hätte beschäftigen können, ein sehr guter Mathematiker geworden“. Allein er ward in Wahrheit ein sehr schlechter Mathematiker oder gar keiner, wenn man will, und eine ähnliche Wirkung hat die erstaunliche Vielseitigkeit seines Strebens auch auf seine Erfolge in anderen Einzeldisciplinen, sogar naturwissenschaftlichen, ausgeübt: eine Zeit lang nimmt er an den

Untersuchungen dieser oder jener Spezialwissenschaft einen achtungswerthen selbständigen Antheil, immer in Berührung mit ihren wichtigsten Fragen, allemal aber geschieht der Intensität seiner Forschung durch die übermäßige Ausdehnung seines Interesses bedenklicher Abbruch.

Das einjährige Studium in Göttingen, Ostern 1789 — 90 hatte für Humboldt vornehmlich die Bedeutung, daß ihm in Heyne's Unterweisung das klassische Alterthum nahekam, dem er seitdem zeitlebens die liebevollste Verehrung gewidmet hat; aber auch naturwissenschaftliche Anregung empfing er dort von Blumenbach, Kästner, Lichtenberg u. A. in erhöhtem Maße. Seine erste größere Schrift, „über einige Basalte am Rhein“, in der er noch der herrschenden neptunistischen Ansicht über den Ursprung dieses Gesteins das Wort redet, ist doch merkwürdig durch die Verbindung von philologisch-historischer und physikalischer Gelehrsamkeit, die seinen späteren Werken einen so eigenthümlichen Reiz verleiht. Die Schrift war die Frucht eines Ferienausflugs an den Rhein, dem im Sommer 1790 die größere Reise durch Belgien, Holland, England und Frankreich in Gesellschaft Georg Forster's folgte. Die Bekanntschaft mit Forster war für Humboldt zweifach wichtig: einmal erschien ihm in diesem Manne die Epoche der Genialität, deren Zeit eigentlich schon vorüber war und von der er in seiner märkischen Heimath nichts verspürt hatte, lebhaftig vor Augen; dann aber war dieser wissenschaftliche Repräsentant des Sturmes und Dranges zugleich der Urheber einer neuen Aera der Reisen, Humboldt selbst hat ihn darin stets als seinen Vorläufer betrachtet. Der Anblick des Seewesens in Holland und England verstärkte den Einfluß dieses persönlichen Vorbildes; von da an muß man die ernstlichen Weltreisepäne in Humboldt datiren, die frühere knabenhafte Sehnsucht nach dem Fernern und Fremden kommt weit minder dabei in Betracht.

Vorläufig war an Ausführung solcher Pläne nicht zu denken; Humboldt arbeitete noch direkt auf eine praktische Laufbahn im Finanz- und Cameralfache hin und unterzog sich deshalb 1790 ein Semester lang in Hamburg merkantilen Studien auf der dortigen Akademie; selbst den achtmonatlichen Aufenthalt (1791 — 92) auf der Freiburger Bergakademie, wohin ihn innerlich der Ruf Werner's zog, des Gründers der Geognosie, rechtfertigt er dem Minister Heinitz gegenüber mit der Absicht, sich für den Staatsdienst im Berg- und Hüttendepartement weiter auszubilden. Diesem Staatsdienste hat er denn auch wirklich 5 Jahre seines Lebens gewidmet und Ernst und Tüchtigkeit vollauf darin bewährt; seine musterhafte Verwaltung des fränkischen Bergbaus, seine erfahrungsreichen Dienstreisen durch Mitteleuropa, die besonders halurgische Zwecke verfolgten, die stete Verbindung theoretischer Forschung mit praktischen Gesichtspunkten, selbst die

diplomatische Brauchbarkeit, die er bei einigen politischen Missionen in jener kriegerisch bewegten Periode gezeigt, ließen die Regierung nur mit schwerem Herzen in seine Entlassung willigen, auf der er doch nach dem Tode der Mutter unerschütterlich bestand. Die Aussicht auf eine glänzende Zukunft im Amte konnte ihn den wissenschaftlichen Entwürfen nicht entfremden, die ihm doch immer die Hauptsache geblieben waren.

Merkwürdig, wie umfassend diese Entwürfe von Haus aus gewesen, wie entschieden auf Generalisirung der Betrachtung gerichtet, auf den Gewinn allgemeiner Gesetze aus vergleichender Induktion! 1792 arbeitet er an einer Karte „über den Zusammenhang aller Salzquellen in Deutschland“, 1794 brütet er über einem erst in 20 Jahren zu vollendenden Werke, „das die Pflanzenschöpfung in Verbindung mit der ganzen übrigen Natur schildern sollte, nebst ihrem Einfluß auf den empfindenden Menschen“;*) 1796 glaubt er in „einem großen geognostischen Werke über die Construction des Erdkörpers im mittleren Europa“ beweisen zu können, daß in jenem ganzen Gebiete das Streichen und Fallen der Gesteinschichten einer bestimmten von Richtung und Abfall der Gebirge unabhängigen Regel unterliege. Dies Gesetz wie ein zweites über die gleichzeitige Ablagerung gleicher Flözgesteine hofft er auch in Amerika und somit über die ganze Erde bestätigt zu finden. Selbst die gediegenen experimentalen Untersuchungen über den Galvanismus, die er 1797 in seiner lange Zeit in unverdiente Vergessenheit gerathenen Schrift „über die gereizte Muskel- und Nervenfaser“ publicirt hat, sind da selbst mit allen organischen Reizerscheinungen in Beziehung gesetzt und mit möglichst generellen Hypothesen ausgestattet.

Da überrascht es denn nicht weiter, wenn wir in einem Briefe Humboldt's an Bictet vom 24. Januar 1796 lesen, daß er sich schon damals zur Conception „der Idee einer Weltphysik“ erhoben hat. Das Bild des „Kosmos“, des Werkes seines Lebens, wie er es 1834 nennt, stand so früh bereits als Ziel seiner Wünsche vor seiner Seele. Man hat in der Conception jener Idee, in der Aufstellung der Lehre vom Kosmos als einem von in einander wirkenden Kräften harmonisch durchwalteten Weltganzen oft eine spekulative That erblickt, aber mit Unrecht. Denn die philosophische Spekulation zielt unmittelbar auf Welterklärung, auf die Unterordnung aller Erscheinungen unter einander und zuletzt unter ein einheitlich herrschendes Princip. Solche echte Naturphilosophie, die allemal nur mathematisch-physikalische Spekulation sein kann, war weder Humboldt's Sache persönlich, noch überhaupt Aufgabe der mit ihm aufwachsenden Generation. Kant's gene-

*) Brief an J. Fr. Pfaff, Goldkronach 12. Nov. 1794, in der vorliegenden Biographie übergegangen.

tische Betrachtungsweise bezeichnet den letzten Fortschritt der Welttheorie Newton's, der auf dem Grunde des realen Naturwissens jener Tage möglich war. Es bedurfte danach, wie der newtonischen Epoche eine Periode empirischer Beobachtung hatte vorausgehen müssen, erst einer abermaligen, durch manches Jahrzehnt hindurch fortgesetzten Induktionsarbeit, um das breite Fundament zu schaffen, über welchem sich der Neubau einer erhöhten deduktiven Erkenntniß der Natur erheben konnte, wie es in unseren Tagen in dem Principe von der Erhaltung der Kraft geschehen ist. Humboldt selbst, weder mathematisch noch überhaupt spekulativ sonderlich begabt, konnte um so weniger Neigung fühlen, auf jenen vorderhand abgeschlossenen philosophischen Pfaden vergeblich weiter zu streben; taktvoller Realismus hielt ihn von den tollkühnen Versuchen Schelling's und Hegels fern, deren sogenannte Naturphilosophie die unbequemen Schranken des empirischen Zeitwissens übersflog, um sich alsbald halt-, ziel- und nutzlos in's Blaue zu verlieren. Sein Lebenslang blieb er vielmehr der Erfahrungswissenschaft unverbrüchlich treu, so sehr, daß er hernach sogar jene modernste Entwicklung wahrer Metaphysik der Natur, die uns aus der mechanischen Wärmetheorie erwachsen ist, nur mit mißtrauischer Scheu betrachten mochte; er hat sie zwar äußerlich noch erlebt, aber innerlich ist er ihr fremd geblieben.

Desto lebendiger war in ihm immerdar der ästhetische Drang zur einheitlichen Erfassung der Natur. Es ist nicht zufällig, daß die Kosmosidee gerade in den neunziger Jahren in ihm entsprang, zu einer Zeit, wo er durch seinen Bruder eingeführt in den ästhetisch bewegten Kreisen Weimar's und Jena's als willkommener Gast empfangend und spendend zu verkehren pflegte. Denn hier, bei den Herder und Goethe, war in allgemeinen, poetisch entworfenen Umrissen dieselbe physische Weltanschauung heimisch; man braucht nur an das erste Buch der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ oder an die Worte zu erinnern, die Faust vor dem Zeichen des Weltgeistes ausspricht und die Idee des „Kosmos“, wie sie Humboldt vorschwebte, steht uns deutlich vor Augen. Nicht daß er sie jenen Geistern entlehnt hätte: der schrankenlose Universalismus des 18. Jahrhunderts trieb ihn wie sie zur gleichen Conception der Natur in ihrer Totalität. Auf die Weltklärung, die noch verhüllte Einsicht in den Causalzusammenhang aller Erscheinungen, in weiser Beschränkung verzichtend, setzte sich Humboldt doch das Ziel einer physikalischen Weltbeschreibung, in der die Außenwelt mit all ihren Gruppen von Phänomenen, auch wo diese noch durch kein erkanntes Gesetz sichtbar verbunden waren, doch in der ästhetischen Composition eines einzigen großen Gemäldes sich darstellen sollte.

Daß er nun aber auch allsogleich Ernst machte mit der mühsamen Arbeit zu und an einem derartigen Gemälde, das unterscheidet ihn doch

wiederum erheblich von jenen in der Grundanschauung verwandten Häuptern unserer ästhetisch-literarischen Epoche. Was sie an Einzelerkenntnis in das große poetische Schema hineintrugen, hatten sie nur auf dem Wege genialer Intuition erworben; Humboldt aber trat ihnen gegenüber als einer der frühesten und entschiedensten Repräsentanten der echten experimentellen, messenden, wägenden und berechnenden Naturforschung; mit einem Fuße sozusagen stand er dadurch schon im 19. Jahrhundert. Diese Doppelnatur ist es, was ihm seine eigenthümliche Stellung in der modernen Geistesgeschichte anweist; aus ihr erklärt sich sowohl der herbe Tadel, den damals (1797) Schiller gegen ihn aussprach, wie die Geringschätzung, die er später nicht selten von einseitigen Vertretern der inzwischen zur Alleinherrschaft gelangten empirischen Spezialforschung erfahren. Aus ihr erklärt sich nicht minder die Zweifeltigkeit seines literarisch-wissenschaftlichen Wesens und Wirkens, die am deutlichsten in der Composition des „Kosmos“ selber zu Tage tritt; sie befähigte ihn endlich auch praktisch zur Rolle eines Vermittlers, Pflegers und Schüfers aller modernen Cultur, deren ästhetisch-idealistische und physikalisch-realistische Richtungen in seinem eigenen Geiste einträchtig zusammentrafen.

Die große amerikanische Reise unseres Freundes ist nun von vornherein als nichts anderes anzusehen, denn als eine Arbeitszeit im Dienste gerade dieser neu zu errichtenden Wissenschaft der Physik der Welt. Und für diesen Zweck führte Humboldt das Schicksal offenbar in die günstigste Gegend. Wir überspringen die peinliche Zwischenzeit voller Enttäuschungen und dennoch beharrlicher Zurüstungen — Humboldt hat diese Störungen, die ihm das napoleonische Zeitalter bereitete, oft und gern erzählt —, wir richten auch bei der amerikanischen Reise selber (5. Juni 1799 — 3. August 1804) unsere Aufmerksamkeit lediglich auf ihre innere Bedeutung. Wäre sie gewesen, was man eine Entdeckungreise nennt, so hätte Humboldt allerdings das Mißgeschick beklagen dürfen, das ihn nur in äußerlich und oberflächlich wohlbekannte Erdstriche führte. Allein man muß sich der bis zum Ueberdruße wiederholten Ritter'schen Festphrase vom „Wiederentdecker Amerikas“, vom „andern Columbus“ endlich entschlagen; nicht bloß, daß Humboldt überhaupt nicht unter die Vermehrer der bekannten Erdräume zählt: auch nicht einmal das einzelne Neue, das er auf dem Gebiete seiner Wanderung in unorganischem und organischem Bereiche „entdeckt“ und beschrieben, weder die oft bestaunten Tausende der „nova genera et species plantarum“, noch die Hunderte von höchst verdienstvollen astronomischen Ortsbestimmungen und Höhenmessungen, auf die sich allerdings zum erstenmale annähernd exakte Karten der bereisten Territorien gründen ließen — alles das kommt der Hauptsache gegenüber gar nicht in Betracht. Für Humboldt's eigentlichen Reiseruhm ist gerade die Gegend die wichtigste geworden, in die er wider

Willen durch ein verfehltes Rendezvous mit dem Weltumsegler Baudin verschlagen ward, die besonders von Bouguer und La Condamine bereits erforschten Cordilleren von Peru. Denn von dieser Gegend hatte schon Herder 1784 prophetisch gerühmt, daß sie „für die größere Naturgeschichte“, für „Einheit und Gewißheit des bisher von der physischen Beschaffenheit der Erde einzeln Erkannten“ sich als die interessanteste der Welt erweisen werde. Es ist, um Humboldt's eigene Worte zu gebrauchen, der Theil der Erdoberfläche, „wo im engsten Raume die Mannichfaltigkeit der Natureindrücke ihr Maximum erreicht“, wo dem Menschen verliehen ist, ohne daß er seine Heimath verlasse, „alle Pflanzengestalten der Erde zu sehen, wie das Himmelsgewölbe von Pol zu Pol ihm keine seiner leuchtenden Welten verbirgt.“ Mit einem Worte: hier fand eine vergleichende Naturforschung, eine — nach Humboldt's Lieblingsausdruck — auf „Verallgemeinerung der Ideen“ abzielende Induktion das vollständigste Material von der Natur selbst gesammelt vor, und nicht bloß gesammelt, sondern auch bereits in gewissem Sinne geordnet: „Dort sind die Klimate wie die durch sie bestimmten Pflanzenzonen schichtenweise über einander gelagert, dort die Gesetze abnehmender Wärme, dem aufmerksamen Beobachter verständlich, mit ewigen Zügen in die Felsenwände der Andeskette, am Abhange des Gebirges, eingegraben.“ Rechnet man noch die geologische Beschaffenheit jenes Terrains hinzu, das wie kein anderes die erdumwandelnde Macht des Vulkanismus zur Anschauung bringt, so ist das große Gebiet der Naturforschung Humboldt's im wesentlichen kurz umschrieben.

Für die eine, himmlische Hälfte der Weltphysik, läßt sich auf der Wanderschaft freilich nicht viel mehr gewinnen, als eine gewisse Physiognomie der Gestirne, und diese ist, wenn wir von der denkwürdigen Beobachtung des großen Sternschnuppenfalls in der Nacht vom 11. zum 12. November 1799, sowie von den zahlreichen im Dienste der mathematischen Geographie unternommenen Observationen absehen, in der That für Humboldt der eigentliche astronomische Ertrag seiner Reise gewesen. Soviel er auch später zur Astronomie geschrieben — sie nimmt von allen Einzeldisziplinen im „Kosmos“, soweit er vollendet worden, den größten Raum ein —, er war und blieb zu wenig Mathematiker, um diese vornehme, bis auf die Entdeckung der Spektralanalyse, die er nicht mehr erlebte, fast allein auf mathematische Erkenntniß gegründete Wissenschaft selber ernstlich fördern zu können; schon genug, daß er ihrer Geschichte ein andauerndes, nicht unfruchtbares Interesse zuwandte. Im tellurischen Theile seiner Kosmologie dagegen, in der ganzen Physik der Erde, ist er überall mit eigener Arbeit energisch zur Hand gewesen.

Besondere Theilnahme wandte er da zunächst den erdmagnetischen Er-

scheinungen zu; er verfolgte die Linien gleicher Inclination der Nadel wie die gleicher Intensität des Erdmagnetismus und sprach zuerst die Thatsache aus, daß die letztere von den magnetischen Polen an bis zum magnetischen Aequator abnimmt. Für keinen Abschnitt seiner Wissenschaft hat jedoch die amerikanische Reise so sehr nur ein Vorbereitungsstadium gebildet wie für diesen. Unermüdllich hat er bis in die dreißiger Jahre hinein selber zu dem Ende fort beobachtet, in Europa wie in Asien, noch wichtiger jedoch war, daß er 1829 die russische Regierung, 1836, nachdem inzwischen Gauß die Methode der absoluten Intensitätsmessungen gelehrt hatte, die Royal Institution zu London zu erdumfassenden correspondirenden Beobachtungen bewog, wodurch zugleich der Meteorologie die noch unberührten Gebiete der Polar-gegenden und der südlichen Erdhälfte erschlossen wurden. Allenthalben nämlich — und das ist ein Hauptergebniß der vorliegenden wissenschaftlichen Biographie — liegt die Bedeutung Humboldt's nicht vorwiegend in dem, was er selbst erreichte, sondern in dem, wozu er den anregenden Anlaß darbot.

Für die Meteorologie nun war seine eigene Thätigkeit insofern segensreich, als er zuerst tropische Witterungsverhältnisse durch umfassende messende Beobachtung in ihrer einfachen Gesetzmäßigkeit kennen lehrte, wodurch sich die Forschung anderer auch zur Auffuchung des versteckten Gesetzes in den verworreneren Witterungsphänomenen höherer Breiten ermutigt fühlte. Ferner war er eifrig um die Erforschung der Wärmeabnahme nach der Höhe, wie der meteorologischen Wirkungen der Grundfläche der Atmosphäre bemüht. Durch Herübernahme endlich der Hallen'schen Darstellungs-Methode, das Gleiche durch Linien zu verbinden, wußte er die Verbreitung der Wärme in einer orientirenden Uebersicht zur Anschauung zu bringen; durch mittlere Werthe war so wenigstens die klimatische Mannichfaltigkeit der Erdoberfläche im großen Ganzen charakterisirt.

In der Geologie ist Humboldt's Name an keine originelle Gesamtheorie von dauernder Geltung geknüpft; er hat die Wandlungen dieser jungen Wissenschaft, soviel er deren erlebte, ziemlich alle nur mitgemacht, aber mitgemacht aus innerem Antriebe allmählich reisender Einsicht. Vom strengen Neptunismus Werner's hat ihn der Anblick der großartigen vulkanischen Stätte von Quito zu den plutonistischen Ueberzeugungen der Gegner belehrt. Der „Vulkanismus“ sammt dem von ihm aufgestellten Theorem der Erhebung der Gebirge auf Spalten bildete von da an eins seiner Lieblings-themen; an eigener realer Kenntniß vulkanischer Erscheinungen hat ihn Niemand übertroffen, wie auch für andere geologische Fragen das von ihm beigebrachte Material immer großen Werth behält, wenn auch die Gesetze, die er selbst zu ihrer Lösung vorgeschlagen, von der fortschreitenden Wissenschaft theils schon verworfen worden sind, theils noch künftig verworfen

werden sollten. Mit der geognostischen Forschung aber setzte er überall die orographische in innige Beziehung; eine Physiognomie der Erdfächengestalt in Gebirg und Ebene, eine allgemeine Bodenplastik der Länder, ja der Contiente durch Querschnitte, die auf Höhenmessungen gegründet wurden, und zuletzt durch kühne Schätzung der mittleren Erhabenheit der Massen hat er zuerst und nicht erfolglos versucht. Für diese Bestrebungen vornehmlich bot ihm die größte Förderung seine zweite kleinere Erdreise ins russische Asien (12. April — 28. December 1829), deren Bedeutung man überhaupt darin sehen muß, daß sie ihn über die auch noch so viel umfassende Einseitigkeit hinweghob, die in der überwiegenden Anschauung des neuen Continents lag, daß sie ihn empirisch überführte, die ganze Erde selbst habe, wie jedes Ding auf ihr, ihre zwei Seiten.

War in den bisher betrachteten Disciplinen die combinatorische Forschungsmethode Humboldt's mehr oder weniger auf eine Vergleichung der an sich wirklich gleichartigen Phänomene gerichtet, so zeigt sie sich auf ihrer ganzen Höhe erst auf dem Gebiete der Wissenschaft der Organismen, wo es gilt, die Gesetze der Verbreitung der letzteren an Bedingungen aus der unorganischen Natur, klimatische oder geologische zu knüpfen, die Wechselwirkung also des Heterogenen darzustellen. Botanik war, seit er sie kennen gelernt, entschieden sein Lieblingsfach gewesen, um ihretwillen ging er nach den Tropen; wenn er aber auch dort noch fleißig für systematische Botanik sammelte, so hat er doch diese wie die Pflanzenphysiologie seitdem vernachlässigt; die Bearbeitung seiner Sammlungen überließ er Freunden. Statt dessen schuf er eine neue Disciplin, die Pflanzengeographie, oder, wie man sie heut, um sie von topographischer Pflanzenstatistik zu scheiden, passender bezeichnet: die Geobotanik, welche die Vegetation der Erde nach ihrer klimatischen Anordnung in Floren und Regionen im Großen betrachtet, die einzelnen Gewächse, Formen und Formationen physiognomisch beurtheilt. Diese Wissenschaft ist Humboldt's eigenthümlichste und reizvollste Schöpfung; wie sie ihm schon 1794 vorgeschwebt hat, so ging er unmittelbar nach der Rückkehr von Amerika an die Darstellung gerade dieser Ideen: schon 1805 erschien als frühestes Stück des Reiseswerkes der *essai sur la géographie des plantes*. Und überall, wo er sich in malerischer Naturschilderung ergangen hat, bilden die pflanzenphysiognomischen Züge den lebendigsten Theil derselben. Dabei hat er auch die meisten Probleme der Pflanzengeschichte, die Fragen über Ursprung, Wanderung und Ausgleichung der Floren wenigstens schon erkannt und erwogen. Das wenige, was er für Zoologie gethan, bewegt sich in derselben Richtung, auch hier ist es Thiergeographie, was ihn interessirt, der Einfluß des Klimas und der Bodenbeschaffenheit nicht auf die Verbreitung allein, sondern auch auf die Sitten der Thiere.

Daran aber reiht sich zuletzt von selbst auch die Betrachtung der menschlichen Existenz, und zwar vorzugsweise der historisch cultivirten in ihrer dennoch unleugbaren Naturbedingtheit; hier kamen ihm seine cameralistischen Studien vollauf zu statten, er ist unter allen reisenden Naturforschern der ökonomisch gebildetste gewesen, und so hat er uns, vornehmlich in den trefflichen Essays über Mexiko und Cuba, nicht nur mit den besten Länderbeschreibungen, sondern geradezu mit politischen Naturgemälden beschenkt. Man hört ihn deshalb mitunter als den größten Geographen bezeichnen, und daß er der Schöpfer der vergleichenden Erdkunde gewesen, hat Ritter, der von ihm zu seinen eigenen Ideen und Arbeiten den Anstoß empfing, mit der überschwenglichsten Dankbarkeit anerkannt. Indessen muß man doch die Physik oder Naturkunde der Erde Humboldt's von Ritter's vergleichender Erdkunde auch wieder sondern: Ritter und seine Schule arbeiten in der Darstellung doch zuletzt auf Topographie im höchsten Sinne hin, bei Humboldt dagegen tritt das lokal Individuelle stetig gegen die Gesetze zurück, als deren Modifikation es erscheint: dieser stellt mehr das Gesetz als solches dar, wie es in den Einzelercheinungen sich ausspricht, jener die Einzelercheinungen als solche mit Rücksicht darauf, daß sie unter dem Gesetze stehen.

Ist so die moderne vergleichende Erdkunde gewissermaßen eine angewandte Erdphysik, so steht die letztere dagegen wiederum zu den naturwissenschaftlichen Einzeldisciplinen, Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik und Zoologie in dem Verhältnisse der Abhängigkeit: auch Humboldt's Kosmologie dürfte man als eine angewandte Physik u. s. w. bezeichnen. Ein Beispiel wird zur Erklärung genügen: die reine Physik betrachtet die Gesetze des Gleichgewichts tropfbarer Flüssigkeiten, ihr actives und passives Verhalten zu festen Körpern in den Erscheinungen des Druckes auf die Gefäßwandungen oder des Schwimmens eingetauchter Massen; die concrete Beschaffenheit der Flüssigkeit selbst kommt dabei nicht weiter in Betracht. Die Physik der Erde dagegen sieht alle jene Gesetze in frei spielender Anwendung vor sich, nicht der experimentell reinlich gesonderte Strahl, sondern der natürliche Quell wird hier nach dem Satze von den communicirenden Röhren emporgehoben, im wirklichen Meere mit den höchst unregelmäßigen Schranken seiner Küsten hat man den Verlauf der Gleichgewichtsstörungen von Fluth und Ebbe zu studiren. Und so sind überall die in den Einzeldisciplinen durch Absonderung des Heterogenen erkannten Gesetze in der Anwendung durch die Natur selbst wechselseitig mannichfach complicirt worden, denn Meer und Luft müssen zur nämlichen Zeit in ihrem physikalischen wie in ihrem chemischen Verhalten betrachtet werden u. s. f. Wir haben uns diese scheinbare Abschweifung nur deshalb gestattet, um zu erklären, warum selbst ein so vielseitig begabter Forscher wie Humboldt, nachdem er einmal auf das ganze ungeheure Feld

der Erd-, ja der Weltphyſik ſeine Arbeit gewandt, nothwendig aufhören mußte, in jenen grundlegenden Einzeldiſciplinen ſelbſt produktiv zu ſein; ja auch das erſcheint nur natürlich, daß, indem inzwiſchen dies neuerworbene umfangreiche Gebiet von zahlreichen anderen Händen in getheilter Arbeit weiter angebaut ward, der Mann, der es zuerſt allenthalben urbar gemacht, wenn er den Ueberblick über die geſammte Thätigkeit behalten wollte, bald ſelber jedem direkten Eingriff entſagen und ſich auf das Amt eines anordnenden Verwalters einſchränken mußte.

Mit einem Worte: Humboldt ward von Jahr zu Jahr mehr zum reproduktiven Sammler, endlich ſogar zum abſolut unſelbſtändigen polyhiſtoriſchen Compiler, denn das war er, als er „am ſpäten Abend eines vielbewegten Lebens“ endlich an die literariſche Darſtellung der ſo lange im Geiſte hin und her erwogenenen Kosmoſideen ging; daß er gerade in dieſem letzten Stadium erſt den populärſten Weltruf erlangte, vermag dieſem Urtheile nichts abzubrechen. Wir kehren damit zur Ueberſicht über ſein äußeres Leben zurück, das nach der Rückkehr von 1804 abgesehen von der Episode des ſibirischen Ausflugs in zwei große Perioden zerfällt, die Pariſer bis 1827 und die Berliner bis an ſeinen Tod, am 6. Mai 1859. Dem Pariſer Aufenthalte von 1808—1827, der durch mehrere kürzere Reiſen beſonders nach England und Italien unterbrochen ward, ging ein längerer Beſuch der Heimath von 1805—1808 vorher. König Friedrich Wilhelm III. hatte ihn 1805 zum Kammerherrn ernannt, ein Verhängniß, das bis an ſein Ende den Charakter ſeines äußeren Lebens peinlich beſtimmt hat. Man hoffte ihn gewiß ſchon damals an's Vaterland zu feſſeln, er erlangte jedoch 1808 nach einer diplomatiſchen Sendung an Napoleon die Erlaubniß, zum Behuſe der Ausarbeitung ſeines Reiſewerkes in Paris zu verbleiben. Auch damals empfand, dachte und handelte er, wie immer, ſehr international. 1806 intervenirt er in Berlin zu Gunſten deutſcher gelehrter Anſtalten und Perſonen bei den franzöſiſchen Siegern, 1814 und 1815 in Paris zu Gunſten franzöſiſcher bei den Verbündeten; ſein odysſeiſcher Lebenslauf hatte ihn über nationale Schranken weit hinausbliden laſſen, die ungeheuren Wechſelſchickſale der napoleonischen Epoche blaſirten ihn hiſtoriſch, er verzweifelt an dem Ideengehalte der politiſchen Geſchichte. Nach Paris zog ihn natürlich nicht Napoleon, der ihn vielmehr geringschätzte, ſondern die derzeit weit vorleuchtende Bedeutung der franzöſiſchen Naturwiſſenſchaft und die unvergleichlich reiche Ausſtattung der Weltſtadt mit allen geiſtigen und materiellen Mitteln, deren er zu ſeinem Vorhaben bedurfte.

So hat er denn mit Arago, Gay-Lussac und anderen Freunden die gleichmäßig glücklichſten Jahre ſeines Lebens verbracht, tief eingelebt in die franzöſiſche Geſellſchaft mit all ihren Tugenden und Untugenden. Daß ſein

Bermögen über der in unbesonnener Großartigkeit unternommenen Verarbeitung seiner Reiseerträge daraufging, kümmerte ihn wenig; entschiedener hat er später bereut, daß auch der Wirkung dieses seines Riesenwerkes eben durch dessen übermäßige Dimensionen Eintrag geschehen ist. Ueber die materielle Noth, in die er nach und nach gerieth, half ihm die freigebige Unterstützung seiner preussischen Monarchen hinweg, die er freilich seit 1827 durch eine oftmalvolle Abhängigkeit seiner täglichen Existenz entgelten mußte. „Von allen menschlichen Interessen standen ihm,“ wie er selber einmal mit voller Wahrheit rühmt, „die wissenschaftlichen oben an der Spitze, diejenigen, wodurch unsere Einsicht in die Beschaffenheit der Naturkörper und Kräfte der Natur weitergeführt wird; alle übrigen Interessen waren jenen untergeordnet, die materiellen standen ihm am tiefsten.“ Noch einmal ward ihm 1810 Gelegenheit zu öffentlicher Wirksamkeit geboten, Hardenberg trug ihm dringend das preussische Unterrichtsministerium an; er schlug es aus, wie nicht minder 1829 die Direktion der Berliner Museen; die freie Bewegung in den wissenschaftlichen Instituten und den Salons von Paris war ihm die liebste Lebensweise. Uebrigens war er auch dort im deutschen Interesse nicht unthätig: bis 1827 ohne Auftrag, zwischen 1830 und 1848 auf einzelnen längeren Sendungen in der Eigenschaft eines außerordentlichen Trägers freundlicher Beziehungen zwischen den Höfen der Hollern und der Orleans, hat er stets in Paris mit größter Aufopferung die Pflichten eines socialen Gesandten oder Consuls für alle deutschen Landsleute geübt. Nicht Kosmopolitismus darf man daher seinen Standpunkt nennen, sondern, wie bereits oben gesagt: Internationalität, welche die Nationalitäten voraussetzt und anerkennt, sie alsdann aber zu höherer Einheit verbindet.

Höchst ungerne und nur dem unumgänglichen Verlangen des Königs folgend ist er 1827 in die Heimath übergesiedelt. Noch konnte er nicht ermaßen, wieviel wissenschaftlicher Vorthail ihm daraus erwachsen mußte, daß auf die Blüthe der französischen Naturforschung nun eine deutsche folgen sollte, deren Hauptstätte zunächst gerade Berlin gewesen ist. Nur die Philologie, deren Unterstützung er für die historische Seite seiner Studien nicht entbehren konnte, stand schon sichtlich in schönster Entfaltung. Das *Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau Continent*, an dem Humboldt hauptsächlich in den Jahren 1830—1834 gearbeitet, an Form und Inhalt eines seiner reifsten und gediegensten Werke, trägt, soviel eigene Thätigkeit auch darin steckt, doch deutlich die Spuren des Boeckh'schen Unterrichts in der Alterthumswissenschaft, den unser Freund sogar im wirklichen Colleg als greiser Student mit lebenswürdigem Eifer aufsuchte. Beim „Kosmos“ hernach haben neben den Philologen auch die Naturforscher von Berlin, ja die Stilisten nicht minder mit sachkundigem Beistande erhalten

müssen. Aber wie gesagt: davon ließ sich 1827 noch wenig absehen; damals lag ein entschiedener Anreiz für Humboldt nur in der Aussicht, endlich einmal mit dem Bruder Wilhelm in näher geistiger Gemeinschaft leben zu dürfen. Mit treuer Liebe hat denn auch Alexander diesem Bruder bis an seinen Tod (8. April 1835) zur Seite gestanden. Eine Liebe freilich, die wie sein Gemüthsinteresse überhaupt nur aus intellektuellen Motiven entsprang: wie ihm die Geschichte nur als Geschichte vornehmlich wissenschaftlicher Cultur interessant war, so galt ihm auch im Leben thätige Intelligenz durchaus für das höchste. Selbst an Willdenow, Freiesleben, Arago ist ihm das wichtigste der Einfluß, den sie auf seine eigene wissenschaftliche Entwicklung ausgeübt haben; die Individuen gelten ihm als geistige Faktoren, darüber hinaus gar wenig, mit halb über-, halb unmenschlichem Gleichmuth schwebt seine Seele über ihren Massen; er läßt die Sonne seiner Freundlichkeit aufgehen über Gute und Böse, wie er freilich auch seine Spöttereien hinterher regnen läßt über Gerechte und Ungerechte.

Berlin und das Berliner Wesen, so manchen Zug er auch selbst davon an sich trug, blieb ihm zeitlebens widerwärtig; seine wahre Erholung findet er auch später noch bei den Besuchen in Paris, denen nach 1848 das Emporkommen des dem Freunde Arago's tief verhaßten Napoleon ein Ziel setzt. Viel trug zu seiner Unbehaglichkeit in der Heimath allerdings sein Verhältniß zum Hofe bei. Friedrich Wilhelm III. rühmt er nach, daß er ihm stets die Unabhängigkeit seiner Meinungen ungekränkt gelassen habe; aber er langweilte sich in der unmittelbaren Nähe der geistig beschränkten, überaus trockenen Natur des Monarchen. Mit Friedrich Wilhelm IV. stand er in herzlicher Verbindung und bewunderte oft seine edlen Anlagen; allein von Jahr zu Jahr erfüllte ihn der Anblick des unstillen, alles verwirrenden Gebahrens der dilettantischen Majestät mit tieferer patriotischer Trauer. Von politischem Einflusse konnte bei seiner Stellung kaum die Rede sein; bei dem Vater hat er ihn gar nicht versucht, bei dem Sohne erwies er sich wiederholt als unnachhaltig. Ein paar allgemeinen Grundsätzen hat er zum Durchbruche verholfen, wie der Judenemancipation und der Verfehmung der Sklaverei, Erbstätten der „Ideen von 1789“, die er in theoretischen Umrissen immerdar im Herzen trug, trotzdem seinen Rücken der goldene Kammerherrnschlüssel zierte. Im Uebrigen suchte er als „Atmosphäre“ zu wirken, d. h. generell auf die Gesinnung der Fürsten; speziell auf ihre Handlungen nur in einzelnen Fällen der persönlichen Herrscherpolitik, zum Behufe der Gnadenbezeigung, sei es in Vergeben und Vergessen, sei es in Belohnung des Verdienstes oder in Aufmunterung des Talentes. Was Humboldt so namentlich unter Friedrich Wilhelm IV. zur Förderung und materiellen Unterstützung wissenschaftlicher oder künstlerischer Unternehmungen geleistet hat, ist

schwerlich hoch genug anzuschlagen; unendlich kräftiger und systematischer würde er noch haben wirken können, wenn er eine amtliche Stellung besessen hätte. So aber war er beständig auf einen kleinen Krieg mit den zuständigen Behörden angewiesen, die, wie weit er sie auch überfah, doch oft um der hergebrachten Ordnung willen die unregelmäßige Intervention seines Wohlwollens zurückweisen mußten. Wenn dann all seine „Erniedrigungen“ und all seine diplomatischen Künste vergeblich gewesen waren, so sprang er auch selbst als edler Wohlthäter ganz im Stillen dem darbenden Talente bei; selber pekuniär bedrängt, wie er zuletzt immer gewesen, kannte er doch bei fremder Noth keine Rücksicht der Sparsamkeit.

So hat er ein überlanges Greisenalter durchlebt, äußerlich geehrt wie kein anderer, der berühmteste Mann auf Erden, geplagt durch die Huldigungen der ganzen Zeitgenossenschaft, die in ihm den „gekrönten Monarchen der Wissenschaft“ sah, obwohl diese seine Monarchie längst im englischen Sinne zu verstehen war: die eigentlichen Handlungen der fortschreitenden Forschung waren seinen Ministern anvertraut, der jüngeren Generation von Geistern, die freilich zum Theil durch ihn herangebildet worden war. Den „Kosmos“ schrieb er, wie man eine Thronrede verliest, die, so persönlich sie klingt, das mühsam vereinbarte Werk eines ganzen Staatsrathes ist. Seine eigene Produktivität ist in naturwissenschaftlichen Dingen mit den Zwanzigern, in historischen mit den Dreißigern des Jahrhunderts erloschen, von da an ist er Sammler, Ordner, Darsteller; seine eigenen früheren Werke stehen ihm, während er den „Kosmos“ schreibt, nicht minder autoritativ gegenüber wie die der Arago, Buch und Bessel. Der „Kosmos“ selbst, den die öffentlichen Vorlesungen von 1827 vorbereitet hatten, erschien (1845—1862) für die gelehrte Welt vielleicht etwas zu spät, für das Publikum der Laien eher noch zu früh, das für diese höchste Gattung der Popularität bei weitem noch nicht reif war. Wie er nun aber auch ist: unvollendet, nicht ganz gleichartig in seinen Bestandtheilen, zudem ein Zwitter zwischen Kunst und Wissenschaft, seinem objektiven Inhalte nach heut zum Theil bereits veraltet — trotz alledem bleibt er ein Werk ohne gleichen, die umfassendste und zugleich gewissenhafteste Codifikation zeitgenössischen und historisch vorausgegangenen Wissens, die jemals ein einzelner Mensch für sein Zeitalter und zu dessen Ehren für alle folgenden unternommen. Auch er übrigens, wie Humboldt's lebendige Thätigkeit selber, weit wichtiger durch das, was er anregt und anregen wird, als durch das, was er in sich birgt. Und zu diesem Ende wirkt selbst die an sich von modernem Standpunkt aus tadelnswerthe Form der Sprache günstig ein, denn auf ihrer künstlich erwärmten Rhetorik ruht noch ein Abglanz unserer großen literarischen Zeit; Humboldt behielt bis in seine letzten Tage das Stilideal einer poetisirenden, schmucküberladenen Prosa bei, das er

sich im vorigen Jahrhundert gebildet; die „Ansichten der Natur“ von 1808 sind zeitlebens sein „Lieblingebuch“ geblieben. Darf er auch im strengen Sinne nicht unter unsere klassischen Autoren gezählt werden, so hat er doch für die deutsche Nationalliteratur insofern bleibende Bedeutung, als er durch seine Schriften auch der Naturwissenschaft in den Kreis der die gesammte Nation interessirenden Literatur den Eintritt eröffnet hat.

Wie die frühe Jugend, so ist auch das späte Alter Alexander von Humboldt's in mancher Hinsicht kein glückliches gewesen. Im großen Weltlaufe sah er „von dem Vielen, nach dem er seit früher Jugend mit immer gleicher Wärme gestrebt, gar wenig erfüllt!“ Er glaubte sich in einem Theile des Niederganges der weltgeschichtlichen „Curve“ zu befinden, deren Ansteigen im Ganzen er mit geläuteter Ansicht nicht mehr, wie ehemals, leugnete. Von der bevorstehenden Abschaffung der Sklaverei, der Wiedergeburt Deutschlands, dem Untergange des weltlichen Papstthums durfte er kein Vorgefühl mit hinabnehmen; nur noch als letzter Abendhauch des Lebens drang ihm der frischere Luftzug der „neuen Aera“ Preußens erquickend in die Seele. Geduldig trug er dennoch, bald wehmüthig, bald bitter gestimmt bis ans Ende die Last seiner höfischen Pflichten. Auch im Hause war nicht alles wie es sein sollte, der gutmüthige Greis verbriefte seinem Kammerdiener zum Lohne für treue Pflege freiwillig seine eigene Schuldnechtschaft und setzte sich selbst zum eigenthumslosen Arbeiter in seinem Haushalte herab. Die Freunde starben ihm weg; aber über Alles half ihm die Arbeit hinweg, die theoretische, sammelnd reproduktive und die praktische der Erregung und Förderung fremder Produktion. Daneben genoß er doch auch gern den äußerlich so beschwerlichen Ruhm, die überschwengliche Huldigung eines Zeitalters, das die passive Genialität seines allempfänglichen Geistes so hoch verehrte, weil es in ihm die auseinanderstrahlenden Bestrebungen seiner eigenen vielgetheilten Culturarbeit abbildlich vereinigt sah. Auch seine sittliche Persönlichkeit ward dabei in überheller Verklärung angeschaut. Gleichwohl hat er zu den männlichen Seelen erster Größe niemals gehört. Für die Aufgabe jedoch, die der Geist der Geschichte diesem Werkzeuge seiner Arbeit einmal bestimmt hatte, mußte es gerade so beschaffen sein: energisch herauspringende Ecken und Kanten männlichen Charakters durfte der Universalvermittler moderner Geistesbildung nicht an sich tragen; wie ein Linsenglas, das zur Strahlensammlung geschliffen wird, mußte seine allseitige Natur zu glatter Rundung zugekrümmt erscheinen. Was er an Individualität verlor, gewann er an darstellender Bedeutung. Nicht in dem Sinne, daß er eins heraufgeführt, wohl aber weil sein Name es mit treffender Kürze charakterisirt, darf man reden von einem Zeitalter Alexander von Humboldt's. Alfred Dove.

Blicke hinter Klostermauern.

Die folgende Schilderung hofft wenigstens dem norddeutschen Leser einiges Neue über Zustände mitzutheilen, welche grade jetzt mehr besprochen als gekannt sind. Der Verfasser berichtet nur aus eigener Anschauung, er hat zwar zunächst böhmische Klöster vor Augen, aber er hat sich ehrlich bemüht, nur das Gemeingültige zu erzählen.

Es ist für den Zweck dieser Zeilen unnötig, sämtliche Namen und die historische Entwicklung der verschiedenen Mönchsorden zu verzeichnen. Man unterscheidet gegenwärtig auch in der katholischen Kirche im Allgemeinen drei Klassen der Mönche: Bettelmönche, Mönche schlechtthin, Chorberrn und in gewissem Sinne noch Regularcleriker. Von den Jesuiten soll ein andermal gehandelt werden. Die Unterarten der Bettelmönche unterscheiden sich von einander wieder durch den Namen, durch die Farbe und den Schnitt der Kutte oder auch, je nachdem sie berechtigt sind, den Bart zu tragen oder nicht, ein Merkmal, nach welchem der Volkswitz diese Mönche in Männchen und Weibchen theilt.

Die strenge Regel der Bettel-Orden halten bei uns nur einzelne Orden von der Regel des h. Franciscus von Assisi noch einigermaßen aufrecht, so die Kapuziner und Franciscaner, welche noch immer, erstere eine braune, letztere eine schwarze Kutte tragen von starkem Tuch, die sie Tags über nie ablegen. Diese Kutte wird zusammengehalten durch einen weißen Strick, den einzelne Brüder selbst verfertigen und an welchem der Rosenkranz befestigt ist, den die Laienbrüder, welche der lateinischen Sprache nicht mächtig sind, also das eigentliche Breviergebet nicht verrichten können, statt des Breviers mehrmals täglich abzubeten haben. An den Füßen tragen die Rigorosen wenigstens zur wärmeren Jahreszeit Sandalen, eine Fußbekleidung, welche bloß aus einer starken Sohle besteht, die mittelst Riemen an dem Fuße festgeschnallt wird. Die Kapuziner sind berechtigt, den Vollbart zu tragen, müssen denselben jedoch um den Mund gehörig abstutzen, damit beim Celebriren der Messe nicht der consecrirte Wein daran hängen bleibe. Beide Orden haben das Privilegium, überall Beichte hören zu dürfen, und zwar ohne die priesterliche Stola, welche dem übrigen Clerus streng vorgeschrieben ist und welche aus einem etwa 2—3 Zoll breiten Streifen von kostbarem Stoff besteht, dessen beide Enden über die Brust hinabhängen und mit gestickten Kreuzchen versehen sind. Derselben Regel des h. Franciscus von Assisi gehören die fratres minores (Minoriten) an, obwohl diese bereits eine Kutte von leichterem Stoff tragen und zwar bloß bei ihren geistlichen Functionen und im Hause; sie wird gleichfalls durch den weißen Strick mit dem

Rosenkranz gegürtet. Entfernter von der alten Schlichtheit sind die Augustiner-Barfüßer, die nichts weniger als Barfüßer sind. Sie tragen die Kutte ähnlich den Minoriten, nur ist der Rosenkranz bereits weggefallen und der Strick ist zu einem schwarzlackirten Riemen geworden oder zu einer halbseidenen Binde. Auch sie tragen für gewöhnlich das Ordenskleid nicht mehr.

Auch die eigentlichen Mönchsorden unterscheiden sich beinahe nur durch den Namen und die Tracht, da ihre Regeln keinen wesentlichen Unterschied aufweisen und sämmtlich nur die Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams fordern. Die Kleidung ist hier fast durchgehends complicirter und besteht gewöhnlich aus einem langen weiten Unterkleide (Tunica), dem Stapulir, einem breiten, über Brust und Rücken bis zu den Füßen herabhängenden Streifen, und der Binde. Der bedeutendste dieser Mönchsorden ist der der Benedictiner, welche schwarze Tunica, schwarzes Stapulir und Binde haben, letztere aber über der Tunica, unter dem Stapulir tragen. Die Cisterzienser, welche mit geringem Unterschied derselben Regel folgen, tragen eine weiße Tunica, schwarzes Stapulir und schwarze Binde, letztere über dem Stapulir, die Dominicaner tragen sich ganz weiß und unterscheiden sich von den Prämonstratenser-Chorherrn (Norbertiner) äußerlich nur dadurch, daß diese die Binde über dem Stapulir tragen und beim Chorgebet einen weißen Mantel haben, während jene sich eines schwarzen bedienen. Daß jeder Orden seine eigenen Heiligen besonders verehrt, ist selbstverständlich. Die Hausordnung ist wohl überall im Wesentlichen dieselbe, da die Hauptbeschäftigung, das Recitiren des Breviergebetes, allen Orden obliegt, wenn auch der Umfang desselben bald größer, bald kleiner ist. Wir kommen darauf noch zurück.

Die Aufnahme in den Orden geschieht überall in gleicher Weise durch die sog. Einkleidung. Der Candidat, welcher im Capitelsaale vor dem Ordensvorstand kniet, wird zunächst gefragt: *Quid quaeris?* — Er antwortet: *Misericordiam Dei et vestram, reverendissime pater et hujus ecclesiae societatem.* Und weiter wird er gefragt, ob er frei und ungebunden sei in jeder Weise, ob er nicht irgend welche Krankheit an sich habe, ob er frei von Schulden sei, und wenn er dies Alles entsprechend beantwortet, dann wird ihm sein gewohntes Kleid, der Rock, ausgezogen und mit den Worten: „*Exuas veterem hominem et induas novum in Christo Jesu domino nostro*“ wird ihm das Ordenskleid angelegt und er erhält zugleich einen neuen Heiligennamen, bei welchem er nun immer genannt wird. Damit tritt er in das Noviziat, das bei den meisten Orden ein Jahr dauert, nach Vollendung desselben legt er die einfachen Gelübde ab auf 3 Jahre, während welcher ihm mit Genehmigung der Obern noch der Austritt gestattet ist. Nach Ablauf dreier Jahre legt er die feierlichen Gelübde (*vota solemnia*) ab, die

„Profesß“. Schon Tags zuvor geht der Candidat zu allen Brüdern und bittet um ihre Stimme und Erlaubniß, die ihm wohl nie versagt wird. Die eigentliche Feier geschieht gleichfalls im Capitelsaale in Gegenwart der Brüder vor dem Vorstand und ist ähnlich der Einkleidung, da dieselben Fragen gestellt werden und dem Candidaten neuerdings das Ordensgewand angelegt wird, worauf er in die Hände seiner Obern die drei Gelübde ablegt. Dann erst folgt gewöhnlich die Feier in der Kirche für das Volk. Der Candidat liegt dort auf dem Angesicht vor dem Altare und über ihn wird die Vitanei zu allen Heiligen gebetet. Nach deren Ende singt der Candidat dreimal mit stets erhöhter Stimme: *Suscipe me, domine, secundum eloquium tuum et vivam* und der Chor respondirt. Dann erhebt er sich, steigt die Altarstufen hinan, verliest die bereits vorher eigenhändig geschriebene Formel, die ihn für immer binden soll, und unterschreibt dieselbe auf dem Altare. Stimme und Hand zittern dabei wohl den Meisten. Dann kniet er vor dem Ordensvorstand hin, gelobt aufs Neue Gehorsam und erhält von diesem und von allen Uebrigen den Bruderkuß mit den Worten: *Do tibi osculum verae et sinceræ confraternitatis*. Dabei wird der Hymnus abgesungen: *Veni creator spiritus etc.*

Doch wir haben bereits über die Klostermauern gesehen, treten wir selbst ein. Zunächst in ein Kloster der Bettelmönche. Es ist ein kleines Kloster mit einem niedrigen Thürmchen, das behaglich auf dem Kirchendache reitet, vor dem wir stehen. Die massive dunkle Eichenpforte ist geschlossen; ehe wir läuten, lesen wir noch die Worte, die über unserem Haupte stehen: *Beati qui habitant in domo tua, domine!* und es faßt uns dabei beinahe eine Sehnsucht nach dieser Seligkeit. Die Glocke hat einen schrillen Laut gegeben und die Thüre öffnet sich von selbst, nachdem der Pförtner von seiner Zelle durch einen laufenden Draht den Drücker gehoben hat. Der Mann aus dem Orden des h. Franciscus sieht uns ein wenig befremdet an, hat aber gegen den Wunsch, das Innere des Klosters zu betrachten, nichts weiter einzuwenden.

Ein halbdunkler schmaler Gang nimmt uns auf, mit Backsteinen belegt, ein vereinzelter dunkelbrauner Beichtstuhl verengt den Weg, aus schwarzem Rahmen blicken ernste Gesichter herab auf den profanen Besuch und gern wenden wir den Blick hinaus durch die Fenster des Ganges, denn innerhalb der Mauern liegt ein freundliches wohlgepflegtes Gärtchen. An den Wänden wiegen sich vom Spalier grüne Weinranken und einer der Brüder gibt sich eben mit Behagen der Beschaulichkeit hin, indem er vergnügt den reichen Gottesseggen der Trauben betrachtet. Ein Anderer, der Bruder Gärtner, hat mittelst eines Riemens die Rutte aufgeschürzt und arbeitet triefend von Schweiß unter dem mächtigen Gartenhut gleichfalls im „Weinberge des

Herrn". Wir gehen schweigend weiter, an der Klosterapotheke vorüber, die sich durch die charakteristischen Gerüche verräth, und steigen die Treppe hinauf, um dem Vorstande, dem Guardian, unsere Aufwartung zu machen. Im ersten Stockwerk wird es wohllicher, der Boden ist mit Brettern belegt, die Fenster sind etwas breiter, die Bilder scheinen freundlicher aus ihren Rahmen zu blicken, wir klopfen an der uns bezeichneten Thüre an. Auf das sonore „Ave!“ treten wir ein. Es ist ein ganz behagliches Zimmer, Sopha und Lehnstuhl mit geschmackvollen Ueberzügen, ein eleganter Schreibtisch, einige Bilder in breiten Goldrahmen, Teppiche auf dem Boden, das ist die Mönchszelle, von der eine mit grünem Vorhang versehene Glashür in ein Nebengemach führt.

Der Vater Guardian ist nicht allein und wir haben gestört, zum Glück aber nicht in frommer Betrachtung oder Breviergebet, sondern im Kartenspiel. Die frommen Väter beeilen sich allerdings, das Büchlein mit den 32 Blättern zu verbergen, aber es ist bereits zu spät gewesen. Indes man weiß sich bald zu fassen, der Vorsteher, ein stattlicher wohlgenährter Mann mit keineswegs geistlosen Zügen, empfängt uns ganz liebenswürdig. Wir beschauen in seiner Gesellschaft die kleine Bibliothek, deren schweinslederne Folianten hoch mit Staub bedeckt sind und in der wir neuere Werke vergebens suchen; die Armuth des Klosters gestattet nicht, sie anzuschaffen. So wird es zwölf Uhr. Da klingt die Glocke schrill durch das Haus, aus allen Thüren kommen die Mönchsgestalten und eilen einem Ziele zu, dem Speisesaal, Refectorium. Gastfreundschaft trifft man in den Klöstern fast überall und so sind auch wir geladen.

Die Hände in die weiten Ärmel der Kutte geschoben, stehen die Mitglieder bereit zum Tischgebete, nach welchem Jeder seinen bestimmten Platz einnimmt. Einer der jüngsten Brüder betritt die an der Seitewand angebrachte Kanzel und liest aus einem Erbauungsbuche, während das Geräusch der Messer und Gabeln ihn begleitet. Erst nachdem er geendet hat, ist das Gespräch gestattet. Wir konnten indessen die Physiognomien der Brüder studiren. Es sind ernste schöne Köpfe darunter, denen man ansieht, daß sie es redlich meinen in ihrem Beruf; hier ein blaßes Schwärmergesicht neben einem behäbigen vollgerötheten; dort stille Resignation im Ausdruck neben ausgesprochener Unzufriedenheit. Und noch eine seltsame Erscheinung: zwei Tischnachbarn sitzen mit dem Rücken gegen einander und vermeiden es, sich gegenseitig in die Augen zu schauen. Abgewendet schiebt der Eine dem Andern die Schlüssel zu und kein Wort geht zwischen ihnen hin und her. An der Kanzel steht der Spruch: *O quam bonum et quam jucundum, habitare fratres in unum!* aber die Worte sind stark überstäubt und von den beiden Feinden, welche durch die Ordnung an einander gebunden sind, liest es wohl

Reiner. Die Mahlzeit verräth uns nicht, daß wir bei Bettelmönchen zu Gast sind, wir sind auch nicht zur Annahme berechtigt, daß man unfertwegen ein Uebrigcs gethan hat. Nach sehr kräftiger Suppe folgt das Hirschfleisch sammt Zubehör, eingemachtes Geflügel, ein saftiger Braten und zum Dessert ein vortreffliches Obst. Das Geschäft des Auftragens besorgen die Laienbrüder, jene Mitglieder des Ordens, welche, ohne die höheren Weihen zu empfangen, doch gleichfalls durch die Gelübde gebunden sind. Sie versehen im Hause das Amt des Pförtners, des Koches, des Kellermeisters, des Hauschneiders, des Gärtners und, wenn eine Hausapotheke sich findet, auch des Apothekers, ein recht einträgliches Amt, indem der betreffende Bruder fast immer aus verschiedenen Ingredienzen einen unschuldigen Trank zusammenbraut, der als Universal- und Wundermittel weit und breit verkündet wird und bei dem gläubigen Volke den besten Absatz findet. Die Laienbrüder bilden übrigens in manchen Orden eine Macht und ihre Zahl überwiegt beinahe jene der Ordenspriester. Sie führen deshalb nicht selten das große Wort, ohne daß man ihnen begegnen kann, weil man ihnen gleiches Stimmrecht eingeräumt hat durch die gleichen feierlichen Gelübde. Das einzige Mittel, sie niederzuhalten, wäre, daß ihr Gelübde stets auf drei Jahre beschränkt würde, nach welcher Zeit es dem Vorstande freistünde, sie zu entlassen. Nach der Mahlzeit betet man wieder, und nun können contemplative Trinker nach Belieben zurückbleiben und ihr bestimmtes Bierquantum genießen.

Noch einmal hören wir die Glocke — sie läutet diesmal zum gemeinsamen Breviergebet. Wir sehen hinein in den Vetsaal, das Oratorium, in dessen Ermangelung auch das Refectorium benützt wird. Wenn es Abend ist, dann brennen düstre alterthümliche Lampen bei den Sizen der Einzelnen und werfen ihren matten Schein über das Brevier und über die Väter. Monoton und dumpf hallen die Psalmen und Gebete, es sind zumeist die Jüngeren, die mit dem Aufgebot voller Lunge so behend als möglich recitiren, während von den Aeltern nur die anwesend sind, welche grade an die Reihe kommen. Das Eingangswort lautet: *Domino, ad adjuvandum me festina!* — man sollte aber meinen, es wäre gebetet worden: *Domino ad festinandum me adjuva!*

Es ist gut für die Jüngeren, daß es gerade Sommer ist, denn für den Abend steht der freundliche Garten zur Verfügung und vielleicht eine Regelpfad in demselben. Ist es jedoch Winter, dann müssen die Armen in die enge Zelle, in der kein warmer Ofen die eisigen Blumen vom Fenster löst, schauernd hüllen sie sich dichter in die Kutte und ziehen das Bett über sich. Die Begünstigung eines warmen Zimmers wird erst durch mehrjährigen Aufenthalt erworben, und immer sind es die Novizen, welche die volle

Strenge des Ordens tragen müssen. Freundlich entlassen treten wir gern wieder heraus in die freie Gotteswelt, um ein Kloster der Mönche, welche nicht betteln, aufzusuchen.

Von der Höhe sehen wir in eine weite lachende Landschaft. Dort liegt umkränzt von grünen Bäumen ein mächtiges, schloßähnliches Gebäude mit einem oder mehreren ragenden Thürmen, dort wohnen Söhne des h. Benedict, die mächtigen Forsten mit all' dem Wild, das sie bergen, die Teiche, die Felder und Wiesen, so weit das Auge reicht, sie alle gehören dem Kloster. Aber nicht mehr mit eigener Hand bebauen die Mönche ihr Land, wie ehemals des Stifters arme Jünger, sie haben ihre Schaaren von Anechten und Mägden, ihre Schaffner und Verwalter. Das Kloster ist sicher nicht arm, das zeigt der Anblick, die hellgetünchten, breiten, mit weißen Sandsteinplatten belegten Gänge, die hohen Bogensenster, der großartig angelegte Speisesaal, die herrliche Bibliothek, die freilich manchmal bloß zum Anschauen hier ist, das beweist auch das Aussehen des Mönches, der, wenn er nicht eben irgend welche Function hat, sein Mönchskleid ablegt und im schwarzen Gehrock seinen Spaziergang macht und uns als Fremde im Vorübergehen recht genau mustert. Die Tagesordnung ist hier dieselbe wie bei den Bettelmönchen, nur sieht Alles reicher und vornehmer aus. Auch hat der Orden Geschäfte, er übt Seelsorge und Lehrfach an Mittelschulen. Darum befinden sich innerhalb der Mauern auch nur Solche, die nicht mehr wirken können, Alte und Kranke, und Solche, die erst in Zukunft wirken sollen, Novizen, die mit warmem Herzen, zuweilen mit, häufig aber ohne Beruf eingetreten sind.

Hier werfen wir einen Blick auf die fast in allen Klöstern gleiche Tagesordnung. Um 5 Uhr früh tönt die Glocke zum ersten Mal durch das Haus und weckt die Brüder zur Morgenbetrachtung, welche im Oratorium stattfindet, etwa eine Viertelstunde währt und darin besteht, daß zunächst ein kleiner Abschnitt aus irgend einem Erbauungsbuch gelesen, ein Gebet angefügt und dann der Einzelne durch einige Minuten stiller Meditation überlassen wird. Hierauf begibt man sich in die Kirche, dort werden die sogen. Prim und Terz abgebetet, welche jede aus einem Hymnus, 3 Psalmen, einem Responsorium und einem Gebete bestehen. Dann geht es zum Frühstück, welches nicht gemeinsam eingenommen wird, in manchem Kloster auch ganz fehlt. Nun wird Jeder seiner bestimmten Beschäftigung überlassen, bis die Glocke ihn um 10 Uhr wieder zur Kirche ruft, damit er der „Conventsmesse“ beiwohne, während welcher die Sext und Non recitirt werden, ähnlich der Prim und Terz. Dann folgt wieder freie Zeit zu beliebiger Verwendung; um $\frac{3}{4}$ 12 Uhr geht man aufs Neue zur Kirche, zu viertelstündiger stiller Anbetung des „allerheiligsten Gutes“.

Um 12 Uhr läutet die Mittagsglocke und die Mahlzeit verläuft in der

oben angegebenen Weise. Um 2 Uhr ist wiederum Chordienst, man betet die Vesper und das Completorium, was ungefähr drei Viertelstunden währt. Erst nach derselben ist in der Regel der Ausgang gestattet. Den älteren Mitgliedern ist dabei volle Freiheit gelassen; die jüngeren noch nicht geweihten Brüder, speciell Cleriker genannt, sind verpflichtet, mindestens zu Zweien auszugehen, und die Novizen genießen den Spaziergang unter Aufsicht des Novizenmeisters, dem sie zur Erziehung übergeben sind und ohne dessen Bewilligung sie keinen Schritt außer den Mauern thun dürfen. Eine außerhalb des Klosters ohne Bewilligung des höchsten Vorgesetzten — Abt, Prälaten — zugebrachte Nacht macht die bereits abgelaufene Zeit des Novizates ungültig und dasselbe muß dann von Neuem begonnen werden. Der Spaziergang darf längstens bis etwa 6 Uhr währen, dann ruft die Glocke wieder zum Chorgebet und man recitirt das „Matutinum“, welches etwa eine Stunde währt, und Psalmen, Hymnen, Abschnitten des A. V. und der Kirchenväter, sowie Gebeten besteht. Nach Beendigung geht man zum Abendbrot. Dasselbe besteht aus kräftiger Suppe, Eingemachtem und Braten. Nur am Freitag, dem gebotenen Fastentage, werden Mittags und Abends Fische in mannigfacher Zubereitung, Mehl- und Eierspeisen aufgesetzt. Noch einmal ruft die Glocke gegen 9 Uhr zu einer kurzen Abendbetrachtung, mit dem neunten Glockenschlage schließt die vorgeschriebene Tageseintheilung und nur in einsamer Zelle brennt noch hie und da ein Licht, jede Störung, jedes Geräusch hat aufgehört. Abwechslung in das gewohnte Leben bringt höchstens eine im Winter arrangirte Schlittenpartie, und der letzte Fasching, in welchem die jüngeren eine Art Carneval durch Maskenscherz und Theaterspiel feiern. Das Alles sieht friedlich und gut aus; dennoch hat es Schattenseiten. Wir betrachten nur ein Bild.

Die Zelle, in welche wir treten, ist freundlich; hell fluthet die Mittagssonne herein durch das Fenster, aber sie gießt ihren Schein auf ein müdes blasses Gesicht, in dem der Tod sitzt. Der Mönch, der dort auf seinem letzten Lager liegt, ist noch jung. Einer oder zwei der Ordensbrüder stehen bei ihm und suchen ihm über die Länge der Zeit bald durch frommen Zuspruch, bald durch Scherz hinwegzuhelfen. Der Kranke lächelt müde. Da läutet die Tischglocke, die Brüder gehen — auch hier ruft ja der Gehorsam — es zieht sich schmerzlich um den Mund des Kranken. Mit warmem Herzen war er eingetreten in diese Mauern, mit redlichem Willen hatte er sein Scherflein beigetragen zur Ehre Gottes, er wollte nie einem der Brüder wehethun und doch zogen Neid und Mißgunst auch um ihn die Netze, er stand isolirt und galt für einen Heuchler, weil er still und schweigsam war, nicht mit den Andern trank und lärmte und sich keiner Coterie anschloß. Er hatte sich oft hinaus gesehnt wieder aus den Mauern heim zu seiner

Mutter — aber es war zu spät, die Gelübde hielten ihn eisern fest. Und so begann es in ihm zu nagen und zu bohren, langsam, aber mit furchtbarer Sicherheit, seine Wangen wurden blässer, er wurde matter. Jahre lang hatte er dem Kloster gedient, nun, da es an's Sterben ging, lag er verlassen. Die Brüder hatten ihm allerdings Hoffnung gemacht auf Besserung, er aber fühlte es anders. Dem Sterbenden schloß ein Diener, der mit den Speisen eintrat, die brehenden Augen. Der Tod wurde bei Tisch gemeldet und ruhig aß man weiter. Es saß aber mancher Jüngling da, dem es durch das Herz schnitt, als er den Gleichmuth sah, mit dem man die Nachricht aufnahm. „Ihm ist wohl,“ sagten die Meisten — „uns ist besser,“ setzte Mancher vielleicht still hinzu, der die Aussicht hatte, durch den Todesfall in eine bessere Stellung vorzurücken. Man betet die Sterbegebete mit gewohnter Schnelle und nach drei Tagen wird er hinausgetragen und es wird ihm wohl keine Thräne geweint — gewiß aber betet Mancher, der noch den Geist des Ordens in sich fühlt, ein warmes Vaterunser.

„Und über seine Kleider wurde das Loos geworfen.“ Auch hier wird der Nachlaß des Verstorbenen unter den Brüdern versteigert, und damit die Sache lebhafter werde, dabei fleißig getrunken. Auch hier kann man Scenen der Brüderlichkeit beobachten, mit welchem Vergnügen z. B. der Eine dem Andern einen Gegenstand, der diesem angenehm wäre — überläßt, sollte man meinen —, nein, nach Möglichkeit in die Höhe schraubt, oft zum bloßen Vergnügen, oft aus Eigennutz, denn der Erlös wird ja vertheilt. Die das ganze Jahr, das ganze Leben so eng bei einander wohnen, werden selten ehrliche treue Freunde. Die tägliche Nachbarschaft, der Zwang der Regel, der Kleinliche Klatsch der abgeschlossenen Welt machen die Seelen weich und krank, oder reizbar und bitter. Eine Kränkung, ein Zwist, ein Charaktergegensatz, welche draußen nicht mehr schmerzen und ertragen werden, wie ein leichter Hautriß, sie schwären im Kloster leicht zu lebenslänglicher unheilbarer Wunde.

Noch ein anderes wahrhaftes Bild! Es sind Söhne des h. Norbert, Chorherrn, die uns in den Hallen des imposanten Gebäudes begegnen, in welchem wir uns befinden. Es geht wohl heute etwas Außergewöhnliches vor, denn sehr zahlreich, in größeren und kleineren Gruppen begegnen uns die Männer in der weißen Ordenstracht und aus den Augen und Wangen der Meisten ist eine gewisse Aufregung erkennbar. Heute giebt es keine Clausur, und viele Leute, männlichen und weiblichen Geschlechts, drängen sich in den hellen breiten Gängen; denn es wird ein neuer Abt gewählt. Wie haben die einzelnen Parteien gearbeitet, ihrem Candidaten Stimmen zu verschaffen! Mancher Streit, manches herbe Wort ist gefallen! — den Würdigsten soll die Wahl treffen, allein wer ist der Würdigste? — Die Einen leitet persönliche Freundschaft, die Andern Eigennutz, wohl nur Wenige haben

das allgemeine Wohl im Auge. Es war ein junger, gelehrter, in jeder Weise tüchtiger Mann, dem sich die Meisten zugewendet, allein bescheiden hatte dieser die Wahl abgelehnt, weil es ältere und bessere Männer hier gebe, als er sei. — Nun bewegt sich der Zug in den Capitelsaal, um den Wahlact vorzunehmen. Der Bischof der Diöcese in seinem Ornate sitzt in dem mächtigen sammetüberzogenen Stuhl, die Wahl zu leiten, ein Jeder leistet vor dem Kreuze den Eid, nach seinem Gewissen zu wählen. Die Stimmen werden in dem Kelche gesammelt, das Skrutinium beginnt; es ist eine ansehnliche Majorität, die der Neugewählte besitzt, ein redlicher und biederer Mann mit intelligenten Zügen wird der Brüder Vater und Führer sein, wenn er nicht vielleicht so schwach ist, das Werkzeug einiger Ehrgeizigen zu werden. Und doch geht Mancher finster aus dem Capitelsaale, und wenn er in der Kirche vor dem Neugewählten hinkniet, ihm den Eid des Gehorsams zu leisten, so thut er es mit rebellischem Herzen.

Mittags ist große Festtafel. Reichbesetzt biegt sich der Tisch beinahe unter der Last der Speisen, die Champagnerpfropfe knallen, Toaste werden ausgebracht, es ist ein malerisches, lebendiges Bild.*) Servirt wird durch die Conventsdiener, sowie durch den reich gallonirten Tafeldeckler und Kammerdiener des Prälaten. Der Tafel wohnen auch Laien bei, die entweder als Beamte in Dienstverhältnissen oder in Freundschaftsverhältnissen zum Kloster stehen. Ist die Tafel aufgehoben, dann werden die Spieltische herbeigerückt: Tarock und Whist sind das Unschuldigste, an den meisten Tischen geht es hoch um's Geld in den gewöhnlichen Kartenhazardspielen. — Das Geld bleibt ja unter den Brüdern. Die Köpfe, vom Weine angeglüht, erhigen sich immer mehr, bereits fällt mitunter ein scharfes Wort — so geht es bis zum Abendessen und nach demselben wieder an den Spieltisch. Die älteren Brüder ziehen sich allmählich zurück, das Feld bleibt der Jugend. Schon ist die Rittersnachtstunde vorüber und noch sitzen die jungen Zecher. „Gaudeamus igitur!“ klingt es im lauten Sang durch das Refectorium des Klosters und auch Einem wird wehmüthig dabei zu Sinne, er mag nicht mehr trinken, nicht mehr singen. Und wenn es doch nur beim Trinken bliebe! Wenn der Keim einer Feindschaft schon vielleicht gelegt ist — hier läßt ein einzig'

*) Vielleicht ist der Leser so geduldig, die Speisefarte von einer derartigen Mönchs-
tafel zu prüfen: 1. Potage à la Kaiser Maximilian von Mexico. (Tokaier.)
2. Saumon à la Salade Italien. 3. Pastetchon à la Russe. 4. Boeuf à la mode
garni. (Malaga.) 5. Asperges en branches au beurre. Lamm Cottlets en Papillotes.
6. Cuisses de Poulets à la St. Cloud. (Rüdesheimer.) 7. Cuisseau ou quartier de
Chevreuil à la Broche. 8. Une Oie à la Broche-Salade. 9. Insulations Búding.
10. Gelée à la Marasquino. (Champagner.) 11. Glaces. Dessert. — Tischweine:
Melniker. Cernoseker.

Wort die verderbliche Saat aufschließen, und die Worte, die unter „Brüdern“ dann fallen, klingen seltsam im Speisesaal eines Klosters. Am nächsten Morgen erwachen sie mit schweren Häuptionen, sie weichen einander aus, sie sind ja gestern Abend Feinde geworden. Die ganze Schwere des Standes bricht bei solch kleiner Veranlassung herein über die jungen Herzen. Sie wird vielleicht Ursache, daß einer sein Bündel schnürt und geht. Wohl ihm, wenn er noch gehen kann! Aber wenn der Wurm der Unzufriedenheit erst dann zu nagen beginnt, wenn die feierlichen Gelübde bereits gesprochen sind, dann trägt der Unglückliche Höllequal in sich und manchmal ist ihm, als müsse sein Geist sich in die Nacht des Wahnsinns tauchen. Ohne Ueberlegung und Ueberzeugung, noch ein Knabe, der sich scheute, den Kampf mit dem Dasein aus eigener Kraft aufzunehmen, oder der nicht die Eltern kränken wollte durch Ungehorsam, war er eingetreten — daß er die Worte zurücklaufen könnte mit seinem Blut, die ihn für immer binden sollen! Wenn er den Muth hat, mit seiner ganzen Vergangenheit zu brechen, dem Geschrei der Welt und seiner Ordensbrüder zu trotzen, dann durchbricht er wohl die Fesseln und tritt aus dem Orden aus. Hat er damit seine Kirche verlassen? Ist er darum schlecht geworden, verdient er Tadel, daß er lieber ein ganzer Mensch, als ein halber Mönch sein will? Wer will den Stein nach ihm werfen? — Und doch, die Kirche selbst, welche die Religion der Liebe lehrt, will ihn nicht mehr dulden, sie stößt ihn hinaus aus ihrer Gemeinschaft und legt ihren Fluch auf sein Haupt, wiewgleich er vielleicht besser war und ehrlicher dachte, als viele ihrer „treuen“ Söhne, welche mit weiterem Gewissen Wege gehen, die ihres Standes nicht würdig sind. Wenn Jene, die den Fluch aussprechen, unfehlbar wären, es wäre entsetzlich und müßte den Armen in Verzweiflung jagen. Aber er hat den Trost, daß er es nur mit dem Richter über sich zu thun hat, der voll Liebe alle Menschen umfaßt und der den Fluch nicht kennt, mit dem man seinen Namen entehrt.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die bevorstehende Hypothekenreform. Aus Raumburg. — In den Kreisen aller altpreussischen Juristen, am meisten aber in denen, die dem diesseitigen Appellationsbezirk angehören, sieht man dem 1. October d. J. mit einer Spannung entgegen, die im übrigen Deutschland kaum begreiflich erscheinen wird. An diesem Tage treten bekanntlich die Grundbuch- und Hypothekengesetze vom 5. Mai 1872 in Kraft. Und je mehr man sich mit

ihnen beschäftigt, um so klarer wird es, daß diese Gesetze nicht, wie man wohl gesagt hat, zu dem Abfall gehören, den Spanien, die davon flogen, wenn die Geschichte arbeitet. Vielmehr hat sich die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß seit Emanation des allgemeinen Landrechtes in Preußen kein Gesetz von ähnlich tief in das Civilrecht einschneidender Bedeutung ergangen ist. An die Stelle der Hypothekenordnung von 1783 und der sie abändernden Gesetze, einer bis vor wenigen Jahren unübertroffenen Leistung legislativen Talents, tritt eine neue Grundbuchordnung. Und diese Grundbuchordnung geht — unerhört in den Annalen der gesammten preussischen Gesetzgebung — ohne Ministerialinstruction in die Welt. Der preussische Richter, gewohnt, bei jeder größeren Reform den Blick fragend nach oben zu richten, soll diesmal seinen Weg ohne ministerielles Gängelband finden. Wer nicht wußte, daß Leonhardt seinen Richtern überlassen wollte, das neue Gesetz selbst ins Leben einzuführen, durchforschte prüfend jede Nummer des Justizministerialblattes, bis ihm endlich der Inhalt des Rescripts vom 2. September jede Hoffnung nahm. Die bisherige preussische Einrichtung hatte freilich auch ihr Gutes: sie erreichte, daß neue Gesetze von den verschiedenen Gerichten gleichmäßig in Scene gesetzt wurden. Nun muß sich Jeder Fragen der wichtigsten und unwichtigsten Art selbst und auf eigene Verantwortung lösen. Man hört eifrig darüber disputiren, ob etwa überall neue Grundbücher angelegt werden sollen; eine Frage beiläufig, von der unbegreiflich ist, wie sie aufgeworfen werden konnte. Und Andere setzt in die peinlichste Verlegenheit die Erwägung, was für ein Format und was für ein Papier sie zur Anfertigung von Grundschuldbriefen wählen sollen. Wüßten Alle, daß die Regierung um die Reform zu veranschaulichen, einen ausgefertigten Grundschuldbrief den Kammern überreicht hat; ich glaube, Mancher wäre nach Berlin gereist, um dies Modell sich vorzeigen zu lassen. So wird man sich freilich in dieser Beziehung einige Variation gefallen lassen müssen. Zu Zweifeln*) der mannigfaltigsten und gewichtigsten Art geben die neuen Gesetze trotz der künstlerisch vollendeten Form gar häufigen Anlaß, so daß eine Springsfluth von Controversen zu erwarten ist. Ueberall wird der Richter, statt nach einer approbirten Anweisung seiner Vorgesetzten, nunmehr, wie seine Collegen aus dem gemeinen Recht, nach den Hülfsmitteln greifen müssen, welche die Wissenschaft bietet. Die Litteratur wird den ihr außerhalb Preußen stets bereitwillig gewährten Platz einnehmen müssen. Man bemächtigt sich daher eifrig ihrer Productionen. Unter ihnen finden sich, um von der Compilation des allzeit zu früh fertigen Höbingerhaus zu schweigen,

*) Man constatirt bereits anscheinende Antinomien.

bereits zwei umfangreiche Commentare*), von Philler (Magdeburg bei Baensch) und Achilles (Berlin bei Guttentag). Der Letztere hat mit großem Geschick so zu arbeiten gewußt, daß sein Buch den Anforderungen der Practiker, wie den höheren berer, die nach einer juristischen Klarheit über die neuen Begriffe suchen, nach Möglichkeit gerecht wird. Der Begriff der Grundschuld freilich spottet bis jetzt jeder juristischen Construction; gewiß ist er schwieriger, wie der vielumworbene der Inhaberpapiere. Wollte aber die Jurisprudenz es aufgeben, sich denselben anzueignen — Leonhardt hat bekanntlich im Abgeordnetenhaus diese Hoffnung als aussichtslos bezeichnet —, sie dürfte sich nicht mehr neben ihren drei Schwestern, den anderen Facultäten bliden lassen. Daher ist man der Erwartung voll, was der Vater dieser Gesetze, der Geheime Ober-Justiz-Rath Foerster in seinem Buche lehren wird, das er, wie bekannt geworden, zwar im Auftrag des Justizministers, aber mit voller Freiheit der Wissenschaft ausarbeitet.

Wie die besprochenen Gesetze materiell an neuen Gedanken reich sind, so führen sie auch bereits über die Stellung des Richters diejenigen Gesichtspunkte ein, die bei der neuen Proceßordnung maßgebend sein werden. So tritt der Grundbuch-Richter als selbständiger Commissar aus dem Collegium. Von der Seite der Regierung wurde wiederholentlich darauf hingewiesen, daß hierdurch wie durch den verminderten Umfang der richterlichen Thätigkeit weniger Richterpersonal als bisher erforderlich sein würde. Und es scheint unbestreitbar. Aber die Practiker haben noch keinen rechten Glauben, daß damit ein Beitrag geliefert sei zur Abhülfe des im Richtermangel gegebenen Nothstandes. Kurz und gut: die neuen Gesetze sind in so vielen Beziehungen neu, daß man ihr Schicksal als prophetisch ansehen kann für den Ausgang der regen Reformthätigkeit des gegenwärtigen preussischen Justizministers. Und darum werden auch wir, zwar mit Zuversicht, aber einer gewissen Aufregung unsere Aufmerksamkeit auf das Erdemwallen dieser Gesetze richten und rufen ihnen entgegen: quod bonum, felix laustumque sit!

Rf.

Ein neu erschlossener Alpenübergang. Aus Friaul. — So manigfaltige und großartige Bilder auch die bisher beliebten Alpenübergänge nach Italien darbieten, keinem doch steht der neue Weg an zauberhafter Schönheit nach, von welchem diese Zeilen rühmen wollen. Seit im Frühling dieses Jahres die Tyrol-Kärnthner Bahn eröffnet worden, welche Innerösterreich mit den westlichen Provinzen verbindet, ist der Zugang zum Friaul erschlossen

*) Auch Dernburg hat in der vor Kurzem ausgegebenen zweiten Abtheilung seines preussischen Privatrechts einige einschlägige Fragen erörtert.

und dadurch eine Welt landschaftlicher Pracht aufgethan, die, vor Jahrhunderten wohlbekannt und oft durchwandert, dem heutigen Geschlecht fast ganz fremd geworden war. Denn uns bequemen Herren der neuen Welt zeigt erst die Eisenbahn den Weg. Daß sie ihn in der Regel auch zugleich verdirbt, indem sie ein gut Theil vom Reiz der Fremde hinwegglättet, kümmert uns selten. Die Landschaft aber zwischen den ziemlich parallel laufenden Rärthner und obervenetianischen Bahnen hat den Vorzug, nur aufgeschlossen, nicht schon durchgraben zu sein und wird bei der verhältnißmäßigen Nähe des Brennerpasses einerseits und des Semmering andererseits wohl noch lange Zeit im jungfräulichen Stande bleiben.

Man läßt sich an der Pforte absetzen, um von Schienenweg zu Schienenweg ein paar Tage angenehmer Wagenfahrt oder erquicklichen Marsches zu genießen; das geschieht am besten, indem man von Franzensveste aus die Bahn bis Brüneden, Junigen oder Niederndorf benutzt. In Niederndorf ist schon der Charakter der tyroler Alpenfrische ausgeprägt. Die Leute merken bereits die Wirkung des neuen Verkehrsweges an dem größeren Zufluß der Fremden, wenn auch der Ort schon früher fleißig besucht war, wie denn auch das Gasthaus der „Emma“ und die Post sich mit Recht guten alten Rufes erfreuen. Schön kann man freilich diesen Theil des Pustertales, in dem die Bahn hinanläuft, noch nicht nennen; die Nacktheit der in sehr gestreckten Linien sich von einander abdehnenden Berge bietet selten den Anblick kräftigen Formenbaues dar; eine gewisse Zahmheit herrscht vor; dafür sind alle Orte dieses Bezirkes längs der Bahn Ausgangspunkte für die höheren Regionen des Gebirges, und es schwärmt daher das bunte Volk der Fußtouristen aus aller Welt: der düstere Räuber billiger Preise, vulgo Engländer genannt, der Alpenfrischler, der nach dem Schnitt der Staubmäntel classificirt die Staubsäbentheorie Linde's an riesigen Büschen kuhbeweideten Grünfutters studirt, und der munter gesprächige Hochsommerngast aus nordischer Ferne — der Berliner Lehrer, — alle Zungen und Lebensarten, bei denen das auffälligste ist, daß sich die Fremdesten immer am einheimischesten heiden. — Wir schlagen uns nun von Toblach aus, wo die Bahnhöhe erreicht ist, rechts ab in die enge Thal-Mündung der Ampezzo-Straße zu, und nach einer Stunde schon ist die Scenerie vollkommen verändert: man tritt in den Bereich der Dolomitalpen, die sich, ein schmales, wunderbares Felsenmeer quer durch Südost-Tyrol erstrecken und mit mancher Unterbrechung auf der ganzen Linie der Alpengrenze bis an den Nordsaum der oberitalienischen Seen hin ihre gespenstischen Gliedmaßen emporrecken, gleich Knochen einer Welt, die beim Zusammenschub der Bergmassen von Süd und Nord zerdrückt worden. Jäh aus der schmalen Sohle des Thales schießen die gewaltigen, nur unterhalb mit dünnem Geröll umkleideten Kalk-

riesen empor, unwirthlich, oft bis zum Erschrecken phantastisch; eisglatte Fels-
 halben, nicht selten weit über die Straße hängend, fast senkrechte Regel,
 nadelscharfe Zacken, zu drei, vier, sieben wie Rämme nebeneinander gereiht,
 und Alles von einer zauberhaft zarten Farbe angehaucht, welche die Natur
 des Materials völlig vergessen macht — und was den Reiz des Fremd-
 artigen noch erhöht: diese Bergzinnen, in dünnen Reihen hintereinander
 laufend verschoben sich vorm Blick des Wandrers unaufhörlich, so daß das
 Ganze wie in schnellem Hin- und Wiederlauf begriffen scheint. Ständen
 Palmen an Stelle des dürftigen Knieholzes, das den Weg säumt, — ange-
 sichts der Monte-Cristallo-Gruppe, des Cadino und der Cruda rossa würde
 man sich in die Tropen versetzt meinen. Beruhigend tönt am ersten Rast-
 ort dieser Zauberwelt heimischer Name ins Ohr: Schluderbach liegt mitten
 in diesem Cordillerengebirge und an dem Wirthstisch des Gasthauses
 renommirt der Fremde und flucht der Tyrolerschütz so kräftig wie irgendwo
 im deutschesten Alpennest. Hier mündet das Grödner-Thal mit seiner welt-
 berühmten Bewohnerschaft von Holzschnitzern; aus diesem Alpenschlupfwinkel
 wandert das beliebteste Kinderspielzeug — die Gliederpuppen in die Welt;
 Herr Burger, der größte „Verlager“ des Thales führt wohl an 5000 Zoll-
 Centner solcher Waaren alljährlich aus und correspondirt direkt mit allen
 Erdtheilen. — Aber hier, unmittelbar am Sitze dieser echtdeutschen Industrie,
 erlischt unsere Sprache. Der kurze Weg bis Cortina d'Ampezzo macht die
 Grenze empfindlich, obgleich der ganz italienisch angethane Ort noch tyrolisch
 ist. Sind auch die Leute hier entschieden zweisprachig, so reden sie doch,
 wenn das Herz auf die Zunge tritt, nur italienisch; die deutsche Ansprache
 wird wohl verstanden, aber kaum mehr erwidert. Das Thal, in das man
 auf halbsbrecherischer Straße hinabsaust, breitet sich zu einladendem Hügel-
 gewoge, dessen grüne Matten und freundliche Alpenhäuser besonders anmuthig
 und lauschig erscheinen, weil die ganze Landschaft, von den Mauern der
 Dolomitberge umhegt, recht eigentlich den Eindruck einer Dase macht. In
 Cortina lebt sich höchst behaglich; Herr Gedina hält einen vortrefflichen
 Gasthof, dessen Façade von einem seiner Söhne, einem geachteten Maler in
 Venedig, recht hübsch mit Fresken geschmückt ist. Die frappanteste Verände-
 rung, die man im Ampezzothale wahrnimmt, zeigen die Menschen: als träte
 man aus einem Zimmer einer Gallerie in das benachbarte, wo eine neue
 Malerschule vertreten ist, so plötzlich wechselt hier der Schlag; mit einem
 Male sind die kleinen gedrungenen Weiber mit den zarten rundlichen Zügen,
 schwarzbraunen Augen und heller Gesichtsfarbe, und die schmal gebauten
 krausköpfigen Männer da, die man vom Markusplaze her so gut kennt.
 Der Friaul liefert das Dienstpersonal nach Venedig — schon von hier an
 deutet Alles darauf, daß man sich im Machtkeise der Lagunenstadt befindet,

in deren ehemaligen Festlandsbesitz wir nun eintreten. Gleichzeitig redet auch die Natur eine andere Sprache. Soweit die Buchsgesetze des Dolomitgesteins es zulassen, wandeln sich die wildgrotesten Massen zu geschlossenen, stilvolleren Formen ab, längere Klüften erscheinen, vermittelnde Schichten schieben sich zwischen Thalgrund und Bergregion; dort vor dem scharfzackigen Belmonte und dem massig aufragenden Antelao hat der Landschaftsmaler gediegenen Stoff; die Landgrenze bei S. Vito und Venas, vor allem aber der kleine Ort Valle-di-sopra versetzt geradezu in den umbrischen Appenin oder in die Pracht der Abruzzen. Uns zeigte sich dieser Theil des Gebirges in seiner höchsten Schönheit: ein leichter Regen hatte die Scenerie auf kurze Zeit verhüllt, dann trat die untergehende Sonne, von der abziehenden Wolkenschicht geleitet und concentrirt, in ihre zauberhafte Wirkung; um uns her breitete sich die Dämmerung aus, während die höheren Gipfel in dem magischen Glanze des Alpenglühens leuchteten.

Der Schlupfunkt dieser Dolomitregion ist Pieve di Cadore, die Heimath Tizians. Von Tai, wo man bei Herrn Tomášch übernachtet, ist es ein kleiner Spazierweg bis dorthin. Gleich Cortina d'Ampezzo wird der Ort von mächtigen Bergen umschlossen, die keinen Ausgang zeigen. Wir wanderten durch die an der Berglehne hinführenden Straßen, und wie es den Fremden in kleinen italienischen Städten oft geschieht, so ging es uns in Pieve di Cadore, daß wir, im zufälligen Gespräch mit einem Bürger auf dem Markte, Gegenstand des allgemeinen wohlwollenden Interesses wurden; ganz ohne unser Zutun sahen wir uns plötzlich einem späten Nachkommen Tizians, einem Herrn Cristofalo Becelli gegenüber, der zur Stelle geholt worden war und uns einlud, mit ihm und seinem Neffen den kleinen Hügel zu besteigen, der mitten im Thale aufwachsend in den Ruinen des ehemaligen Castells noch ein kleines im Besitz der Tizianischen Verwandten verbliebenes Gartenhaus trägt. Der Mann, ein guter Typus des kleinen Grundbesizers und anscheinend von derselben pffiffigen Art wie sein Urahn, war zwar auf einem verdrießlichen Gange, da er die Spuren des Einbruches inspicirte, der vor kurzem an seiner kleinen Besizung verübt worden war; das störte aber die gute Laune gegen den Fremden nicht und er führte uns kreuz und quer von einem Aussichtspunkte zum andern. Nun erst that sich die ganze Herrlichkeit der Landschaft auf. Der Ort selbst, auf vorspringendem Sockel an die Südwand der Berge angebaut, sodas er die Sonne auf ihrem hier noch ziemlich kurzem Laufe abfängt, ist unbeschreiblich malerisch; von wo man ihn betrachtet, überall zeigen sich die energischen Umriffe, die compacten Gruppen, die strengen und doch gefälligen Linien-Überschneidungen, welche an italienischen Bergstädten so unvergleichlich sind und ihnen eine Bornehmheit verleihen, die wir in unserer Zone gar nicht kennen; denn in jener Natur steckt

ein Adel, eine Energie der Masse, die Menschenhand nicht zu zerstören vermag. Während im Westen die Ausläufer der Tyroleralpen sich vor'm Auge zusammenschichten, hebt sich im Nordosten überherrschend der Stoß der Marmorellen hervor, doppelt wirksam, weil er als letzter Wall des wilden Gebirges erscheint, das man durchdrungen. Ihn beschauen drüben schon bewaldete Bergrücken, im Thale grünt's üppiger, die Piave windet sich, hier und dort aufblitzend in steinigem Bette am Saum der Felsen hin und biegt entschlossen nach Süden ab. Den Freund italienischer Kunst aber spricht diese in aller Schönheit immer noch gar fremdartige und groteske Natur vertraulich an: hier ist das Vorbild der Landschaftsgründe, mit welchen die venetianischen Maler von Giovanni Bellini bis Tizian ihre Gemälde abschließen. Wie ihrer Viele in der Nachbarschaft dieser Berge geboren waren — Tizian, Giorgione, Pordenone, Cima u. A., haben sie auch die Natur der Heimath in ihre Kunstarbeit hinübergenommen und sind ihr selbst in der Lagunenstadt mit ihren ganz anderen Eindrücken treu geblieben; am treuesten der herrliche Cima von Conegliano, in dessen ganzer Farbensprache noch der härtere Dialekt der Alpen, die scharfe reflexlose Licht- und Schattenswirkung feinerer Lustregionen erfreut.

Der erste spezifisch italienische Ort auf diesem Wege ist Belluno; rückschauend sieht man die zackigen Gebilde immer entschiedener ins Breite ausarten, der Fluß, auf dem eine starke Holzflößerei betrieben wird, und der im Frühjahr das Thal ganz ausfüllt, läuft zur Sommerzeit wie Flechtwerk in dünnen Strähnen dahin und bildet die natürliche Vertheidigung der alten, fest gelegenen Stadt, in der neben Ueberbleibseln aus der Römerzeit auch das Andenken Ezzelino's noch vielfach erhalten ist, u. A. in den dreisten Fresken Damin's im Palazzo municipale. Der Kunstbesitz der ganzen Landschaft ist jedoch nicht groß; erst jenseits Belluno werden die Orte reicher; das untere Piave-Thal, namentlich oben die Gegend um Conegliano und Treviso bewahrt Kleinodien ersten Ranges.

Der letzte Anlauf ins gelobte Land führt allenthalben durch eine Wüste; so starrt hier nach den anmuthigen Gebreiten Belluno's, die schon viel südliche Vegetation darbieten, dem Reisenden hinter Lungarone (oder Longorone) das Thal von Santa Croce entgegen, das an Debe und Rauheit es mit dem Karst aufnehmen kann. Aber es ist ein kurzer Strich — ein Raffinement der Natur — denn er bildet die beste Folie für das, was kommen soll: in Serravalle und Ceneda reden nicht blos Nebengärten und Maispflanzungen von der italienischen Sonne, sondern in noch höherem Grade bringt die Physiognomie der Architektur die Nähe Venedigs zum Bewußtsein. Besonders Serravalle ist ein wahres Schmuckkästchen venetianischer Bauweise, mit einem Markt (Piazza Flaminia), der an zierlicher Zusammenschichtung

schöner Bauformen seinesgleichen sucht, ein wahres Paradies für den Architektur-maler. Der Dom bewahrt ein schönes Bild von Tizian (Maria von Petrus und Andreas angebetet, in der Ferne den Fischzug Petri genau nach Rafaels Tapeten-Composition), aber für den Freund strengerer Kunst noch anziehender ist eine heilige Conversation in S. Giovanni, vielleicht das vorzüglichste Werk des Jacopo da Valenzia (v. J. 1502). Das dicht benachbarte Ceneda ist baulich nicht so interessant, aber hier wie dort nimmt man mit Freude wahr, daß die Leute noch diesen Tag in demselben Geschmade arbeiten wie ihre Vorfahren. Die neuen Häuser beider Orte brauchen sich vor den alten nicht zu schämen, wenn sie auch auf den Reiz verzichten, der in der farbigen Behandlung der Fagaden lag. In Ceneda hat Tamin mit Pomponio Amalteo al fresco gewetteifert und zwar mit mehr Glück als in Belluno, doch ist seine beste Leistung das Deckengemälde der „Galada de' Barbari“ (Völkerwanderung) im Castell zu Conegliano. Hier nimmt man Abschied von der Alpenregion, die Bahn, die von Udine nach Venedig eilt, tritt heran und entführt die behagliche Reifestimmung. Vom Burgberg, wo der Camposanto liegt und Conte Jeri sich eine Art Tusculum eingerichtet hat, über-sieht man noch einmal die zurückweichenden Berge, das fast lückenlos angebaute Hügel- und Flachland der nächsten Umgebung kündigt das mühelose Behagen der Menschen an, und südwärts am Horizont, der vom verborgenen Meere angestrahlt leuchtet, guckt der Thurm von S. Marco mit seinen kleineren Genossen lodend hervor. Er hat der ganzen Terra ferma das architektonische Vorbild gegeben: vom Tagliamento bis nach Vicenza und Brescia wimmelt die Landschaft von diesen einfachen venetianischen Campanilen mit dem gestreckten dreieckigen Dach, und sie sehen sehr nobel aus; die häufige Berührung mit Kuppelbauten Paladio's thut jenen gut und diesen keinen Schaden.

Die ganze Fahrt von Franzensveste bis Venedig läßt sich auf die angedeutete Weise in 4 Tagen bequem machen; die Nachtquartiere zeichnen sich von selber vor und überall auf dem Wege ist gutes Unterkommen. Als Alpenübergang nach Italien ist er nicht der schroffste, aber der angenehmste, die Hinreise ist bequem, weil man das beschwerlichste Stück zu Eisenbahn überwunden hat, und die Dolomit-Region bildet eine Erscheinungswelt völlig neuer Art, deren phantastische Großartigkeit und Farbenpracht nirgends übertroffen wird.

M. J.

Die Wahlkampagne (II) von Cincinnati bis Baltimore. Vom Eriesee. — Die Erwartung, welche sich an die Vorgänge der liberal-republikanischen Convention zu Cincinnati in den ersten Wai Tagen knüpfte, war eine fieberhafte im ganzen Lande. Die „sittliche Idee“ des Germanenthums sollte

durch dieselbe in die amerikanische Politik hineingetragen werden; denn die Bewegung war ihrem Ursprunge wie ihren Tendenzen nach deutsch, von Deutschen eingeleitet und mit nur geringen Ausnahmen vom ganzen Deutschthum des Landes gefördert. Männer wie Carl Schurz, Gouverneur Körner, Vice-Gouverneur Jacob Müller, Friedrich Hecker, Richter Stallo, Journalisten wie Oswald Ottendorfer von der New-Yorker „Staatszeitung“, Carl Dänzer vom „Anzeiger des Westens“ in St. Louis, um der *dii minores* des Journalistenthums zu geschweigen — sie alle waren auf Seiten der „Reform“, befürworteten in Rede und Schrift herzlich und ehrlich die Reinigung der amerikanischen Politik. Sie alle indentificirten mit der Verkörperung ihrer Wünsche und Bestrebungen nur einen Mann, und dieser war Charles Francis Adams, unser gegenwärtiger Schiedsrichter in Genf. Adams' Charakter wie seine Befähigung für den hohen Posten der Präsidentschaft stehen über allem Zweifel. Mehr noch empfahl ihn zu der höchsten Würde unsers Landes seine isolirte Stellung; nie hatte er sich die „Professionspolitiker“, diese Vampyre unserer Republik, zu nahe kommen lassen; er hatte nicht die geringste Beziehung zu ihnen, er war durch keine Patronageversprechungen gebunden; denn, wie er selbst sich äußerte: „er suchte das Amt nicht“. Allein gerade dieser Umstand machte ihn den „Professionspolitikern“ unannehmbar. Hatte sich auch in Cincinnati unter den Delegaten so zu sagen die „Elite“ des Volkes eingefunden, so fehlten doch auch die politischen Geier nicht. New-York hatte seine Prachtexemplare von Drahtziehern gestellt, den anrüchigen General John Cochrane, das Tammanyfaktotum Waldo Hutchins und andere Spießgesellen der berühmtesten Räuberbande Tammany's, Republikaner zwar dem Namen nach, mit der Demokratie aber die Beute theilend. Missouri, der Staat, in welchem die Bewegung ihren Ursprung nahm, schickte seinen Gouverneur Graz Brown, ein politisches Chamäleon von trunkfüchtigem Ehrgeiz besessen, und die berühmteste Blairfamilie, die weiblichen Mitglieder eingeschlossen, die eine weit verzweigte Schwagerschaft und daher auch Einfluß im Lande hat. Trotz alledem war Schurz der Löwe des Tages in Cincinnati. Die Delegaten wallfahrteten nach seinem Hotel, wie gläubige Katholiken zu einem Wunderheiligen. Auch ich sprach Schurz am 30. April im St. Nicolas-Hotel über die Nominationsfrage, und er war voller Hoffnung, daß Adams und nur Adams nominirt werden würde.

Allein im Rathe der New-Yorker und Missourier Drahtzieher war es anders beschlossen. Diese Leute wollten einfach sich an die Stelle der jetzigen Machtpartei setzen und sahen in der reformatorischen Bewegung, die zu siegesgewiß, weil in ihren Zwecken edel und gerecht, war, das Mittel einer erfolgreichen Befriedigung ihres persönlichen Verlangens. Diese Leute kannten auch den glühenden Ehrgeiz eines Schurz, und brachen dadurch, daß sie diesem

Ehrgeiz einen Köder hinwarf, nämlich in der Nominirung Schurz's zum permanenten Vorsitzenden der Cincinnati-Convention, seinen persönlichen Einfluß und sein moralisches Uebergewicht. Schurz wurde durch die Uebernahme des Vorsitzendenamtes stumm gemacht. Die Drahtzieher hatten nun in den Comités leichte Arbeit. Eins der Hauptprincipien der Bewegung, die Tariffrage, wurde durch Localisirung derselben glücklich herausescamotirt. Die Tariffrage, heißt es in den Beschlüssen der Cincinnati-Plattform, müsse in den Congreßdistricten ausgelämpft werden und nicht in der nationalen Präsidentschaftsfrage. Damit wurde angedeutet, daß man mit der wichtigsten aller unserer gegenwärtigen Regierungsfragen überhaupt nichts zu thun haben wolle. Was sonst in der Cincinnati-Plattform gesagt wurde, war blos eine Aufwärmung der alten republikanischen Principien mit zeitgemäßer Phraseologie und eine furchtbare Verunglimpfung, ja eine ganz gemeine Schimpferei auf die Grant'sche Administration und den Präsidenten selbst. Die Convention gelobte auch Civildienstreform — in welcher Weise diese aber installiert werden sollte, wurde nicht gesagt. — Bei der Abstimmung über die Candidaten nahm sich Gray Brown, der selbst Candidat war und der Schicklichkeit halber ganz aus der Convention hätte wegbleiben sollen, die Frechheit heraus, von der Rednertribüne herab, die zu besteigen er kein Recht hatte, da er kein Delegat zur Convention war, Horace Greeley von New-York zu empfehlen. Das war für die Greeley'schen Drahtzieher das Signal zum Losbrechen. Noch hielt Adams in drei Abstimmungen Greeley gegenüber die Balance. Bei der fünften Abstimmung hatten die Politiker gesiegt, Greeley war nominirt und Gray Brown wurde ihm zum Compagnon beigegeben.

Welchen Eindruck dieses gar nicht geahnte Resultat auf die ehrlichen Delegaten in Cincinnati und im ganzen Lande machte, läßt sich gar nicht beschreiben. Die Einen wollten sich vor Lachen fast auflösen; sie glaubten, die Convention hätte sich mit der Nominirung Greeley's zum Präsidentschaftscandidaten nur einen Spaß erlaubt. Denn die Idee der Greeley'schen Präsidentschaftscandidatur war in dem Gehirne eines politischen Possenreißers entstanden, nämlich von Charles A. Dana, dem Redacteur der „N. Y. Sun“, eines der verworfensten und schmutzigsten Blätter, welches die Preßfreiheit nur erzeugen kann. Die Anderen riefen in ihrer Bestürzung und Enttäuschung: „Wir sind verlaust worden,“ hatten aber nicht die Energie, dem „Schacher“ — denn ein solcher lag vor — zu trohen und sich auf der Stelle von ihm loszusagen. Zu diesen letzteren gehörte Schurz. Rathlos eilte er von Cincinnati weg mit den Worten: „Die Bewegung hat durch die Nomination Greeley's und Brown's ihren Charakter verloren.“ Fritz Hedder eilte mit einem derben Fluche über die Verhunjung der sittlichen Idee des Germanenthums auf seine einsame Farm in Illinois zurück. Ein Paar

andere Herren hatten den Muth, gegen das Resultat zu protestiren und es zugleich zu repudiiren, blieben aber ohne Entschluß für die Zukunft. Die in Cincinnati versammelt gewesenen Mitglieder der deutschen Presse protestirten gleichfalls gegen die Nomination Greeley's, zerstreuten sich aber ebenso ohne einen gemeinsamen Plan für die zunächst zu treffenden Maßregeln. Zwei Factoren gab es jedoch, die Hosiannah über das Resultat schrieen, das waren die „professionellen Politiker“ und die südlichen Demokraten, oder die ehemaligen Rebellen. Diese letztere Classe hätte selbst den Teufel unterstützt, nur um Grant und die republikanische Partei zu schlagen. Denn die republikanische Partei hatte den Kampf für die Befreiung der Sklaven unternommen, hatte sie zu Bürger der Ver. Staaten gemacht und Grant hatte die Rebellion zu Boden geworfen. Das kann und wird der Süden nie vergessen noch vergeben. „Revanche“ spukt in den Köpfen der ehemaligen Rebellen grade so wie in den Chauvinisten Frankreichs. Und die professionellen Politiker kannten den Charakter Greeley's nur zu gut, als daß sie nicht die Erfüllung ihrer Wünsche von ihm erhoffen konnten, zumal unter Umständen, die ihnen den Präsidentschaftscandidaten ganz und gar in die Hände gaben.

Trübe Eindrücke. Von der lothringischen Grenze. — Die Optionsfrage regt hier noch vielfach auf. Der Meyer Bahnhof, an sich schon klein, ist jetzt viel zu eng, um die Bielen zu fassen, die abreisen wollen. In den Straßen von Metz ist die Notiz: „zu verkaufen, zu vermietthen“ an gar manchen Häusern und Läden angebracht. Auch die zugezogenen deutschen Handelsleute gehen vielfach wieder fort. Die Franzosen vermeiden noch, bei einem Deutschen etwas zu kaufen. Später wird das freilich anders werden, aber erst, wenn die Deutschen in noch weit größerer Zahl hier vertreten sind und wenn sich über Option und Nachgegelüste die Gemüther beruhigt haben. Für die nächste Zeit werden in den Städten, in großen und kleinen, die deutsche und französische Bevölkerung scharf geschieden bleiben. Die Deutschen klagen dann für sich in ihren Casinos, wie theuer und ungemüthlich es hier sei, die Franzosen klagen, wie ihr Verkehr zurückgehe, wie knickerig die Deutschen seien, in der Art, daß sie beim Kaufen viel behutsamer mit einem Thaler umgehen, als ein Landsmann mit einem Napoleond'or u. s. w.

Besonders widerwärtig nehmen sich in den zweisprachigen Gegenden die zahlreichen aus dem französischen Militärdienst heimgekehrten lothringischen Soldaten aus. So hörte ich neulich noch einen solchen in der Eisenbahn erzählen, der bei Wörth und Sedan mitgekämpft hatte. Nicht bloß die ordinärste Renommirsucht und Einbildung trat hervor, sondern auch eine wahrhaft erschreckende sittliche Unbildung und Pietätlosigkeit. Die Generale

und Napoleon waren natürlich alle unter die Rubrik Canaille gebracht. Er erzählte mit lebhafter Genugthuung, wie ein Oberst, der auf eigene Hand bei Sedan Wachposten ausgestellt hatte und dafür von einem herankommenden General getadelt wurde, diesen General, als er wieder den Rücken gewandt hatte, mit dem Revolver erschöß. So hätte man es mit Allen machen müssen, auch mit Dadinguet, meinte er. Er werde, wenn es noch einmal los gehe, mit Freuden wieder unter den Franzosen kämpfen, aber nicht unter solchen Verräthern. Uebrigens, so fuhr er leiser und verständnißinnig fort, reorganisiren die Franzosen sich sehr gut.

In einem Programm einer kleinen, von den Deutschen reorganisirten höheren Schule findet sich die Notiz, daß man die Feier des kaiserlichen Geburtstages nur durch Ausfallen des Unterrichts habe begehen können. Gewiß richtig. Aber charakteristisch ist doch, daß ein Schüler, ein Quartaner, bei diesem Minimum von Feier zu fragen gewagt hat, was sie denn der deutsche Kaiser angehe. Der Junge ist nicht weggeschickt worden, und dazu ist sein Vater ein ehemaliger Deutscher, ein Pfälzer. An Geduld fehlt es uns nicht.

L i t e r a t u r .

Zur Geschichte der deutschen und der italienischen Einheit. — Wer im Jahre 1853 eine Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen schrieb, der war entweder ein Spötter, ein Pessimist, ein triumphirender Gegner der Kleinstaaterlei, oder aber er besaß eine unzerstörbare Zuversicht, die sich auch durch die trostloseste Gegenwart nicht erschüttern ließ. Das letztere war der Fall bei Karl Klüpfel, der in dem genannten Jahr „Die deutschen Einheitsbestrebungen in ihrem geschichtlichen Zusammenhang“ erscheinen ließ. Es war der denkbar ungünstigste Moment, in welchem eine solche Arbeit unternommen werden konnte. Hier lag nicht eine fertige Entwicklung vor, deren Gesamtheit von sicherem Standort der Historiker überblicken und darstellen konnte. Mitten unter dem leidenschaftlichen Streit, der das Nachspiel mißlungener Anläufe zu sein pflegt, suchte er seine Stimme zu erheben, und unwillkürlich mischte sich in das geschichtliche Interesse noch ein anderes. Indem er nach dem Scheitern einer vielversprechenden Bewegung ernsthaft in die Vergangenheit sich versenkte und den bildenden Mächten unserer Geschichte nachspürte, that er es, um daraus Trost in dem jähen Zusammenbruch aller Hoffnungen zu schöpfen und vornehmlich, um diejenige politische Ueberzeugung vor sich und der Welt zu rechtfertigen, welche eben jetzt im Kampf mit widerstrebenden Mächten unterlegen war. Die Geschichte selbst sollte Zeugniß ablegen für die Vernünftigkeit und Lebenskraft der preussisch-deutschen Idee, und von Neuem sollte für diese wieder Propaganda eben dadurch gemacht werden, daß ein gedrücktes Geschlecht auf die stärkenden Lehren der Geschichte gewiesen wurde. Heute machen uns jene Schwankungen der öffentlichen Meinung über den richtigen Weg zu unserer nationalen Einheit den Eindruck einer überstandenen Kinderkrankheit, und wir bedauern, daß von unsern besten Schriftstellern einst so viel Mühe und Scharfsinn hat aufgewendet werden müssen, um all den Irrungen, in welchen das öffentliche Urtheil besangen

war, entgegenzuwirken und das Verständniß des Weges zu erschließen, den mit sicherem Schritte die Geschichte ging. Der Verfasser des obengenannten Buchs hat, ein Süddeutscher, durch alle Zeiten treu an der zuletzt siegreichen Fahne festgehalten, und man begreift die persönliche Befriedigung, die er empfand, die Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen, die er vor 20 Jahren bis zu dem gescheiterten Versuch des Jahres 1848 beschrieben hatte, jetzt vom Standpunkt des glücklich vollendeten Werkes aus wieder aufnehmen zu können. Es liegt heute von Klüpfel der erste Band eines neuen Werkes vor, das den Titel führt: „Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen 1848—1871. Berlin, J. Springer 1872.“ Dieser erste Band reicht bis Gastein, „bis zu dem Punkt, an welchem es nicht mehr zweifelhaft erscheint, daß der Dualismus von Oestreich und Preußen nur durch das Schwert zu überwinden sei“. Das Buch will nicht eine unmittelbare Fortsetzung des früheren sein, aber eine Ergänzung. Die Geschichte des Jahres 1848, die damals unter dem Eindruck der bereits hereingebrochenen Reaction weder unbefangen noch erschöpfend behandelt werden konnte, ist wieder aufgenommen und gänzlich umgearbeitet. In gleichmäßig leidenschaftslosem Ton folgt darauf die Schilderung der Jahre der tiefsten Erniedrigung, bis dann die Zeichen allmählich wieder günstiger werden, die Hoffnungen neu sich beleben, der preußische Staat langsam sich aufrichtet, mit den nationalen Tendenzen sich berührt und wieder von ihnen abgestoßen wird, bis endlich nach den kleinen und vereinzelt Versuchen und nach genügender Vorbereitung, deren Nothwendigkeit insbesondere das Jahr 1859 eindringlich gelehrt hat, eine starke Hand rücksichtslos nach jenen letzten Mitteln greift, ohne welche so durch und durch unwahre und ungesunde Zustände, wie Preußen sie bis dahin ertragen hatte, nicht beseitigt werden konnten. Bei dieser Erzählung war der Verfasser in ungleich günstigerer Lage als er bei jenem ersten Versuche gewesen war. Jetzt war er im Stande, die Kette der Ursachen und Folgen bis zum glücklichen Ende zu überblicken. Jedes Glied fügt sich so nach seiner Bedeutung in die Ordnung des Ganzen. Er durfte sich darauf beschränken, die Thatfachen selbst reden zu lassen. In sachgemäßer Verknüpfung einfach vorgetragen, thun sie größere Wirkung, als apologetische Abhetorik vermöchte. Diese ruhige, fast nüchterne Erzählung ist denn auch das besondere Verdienst des Verfassers. Sein Urtheil ist billig, unbestochen; er versteht nicht, irgend etwas zu bemänteln. Fleißig ist nicht nur aus den besten Quellen der Stoff für die Erzählung der Ereignisse zusammengetragen, sondern auch den Impulsen und inneren Handlungen der öffentlichen Meinung ist gebührende Beachtung geschenkt. Unparteiisch wird z. B. mitgetheilt, wie in Deutschland zur Zeit des italienischen Kriegs die Gegensätze auf einander plakten, oder wie im Jahr 1864 Häusser und Treitschke die Repräsentanten zweier verschiedener Strömungen des deutschen Liberalismus waren. Frei von Phrase ist das Buch geschrieben. Eher möchte man wünschen, daß zuweilen der Ton sich etwas höher höbe oder doch ein Blick in weitere Perspectives die nüchterne Erzählung unterbräche. So hätten z. B. bei den Jahren 1859 und 1860 gelegentliche Seitenblicke auf die Geschichte der italienischen Einheit nichts geschadet, und sie wären um so weniger bloße Decoration gewesen, als ja die Parallele der deutschen und der italienischen Einheit in Staatschriften, welche das Berliner Cabinet mit dem piemonte-

fischen wechselte, wiederholt eine Rolle gespielt hat, und zuletzt die Anerkennung des Königreichs Italien im Jahr 1862 auch eines der Symptome war, daß in Preußen der Entschluß reifte, sich von den unnatürlichen Fesseln seines deutschen Bundesverhältnisses zu befreien. Wir sind an diese Berührungen zwischen deutscher und italienischer Geschichte wieder aufs Neue erinnert worden durch den kürzlich erschienenen 8. Band von Nicomede Bianchi's *Storia della diplomazia europea in Italia* (Turin 1872). Dieser Band, mit welchem das diplomatische Sammelwerk nunmehr vollendet vorliegt, umfaßt die Periode von 1859 bis 1861, also Cavour's letzte Jahre, und steht begreiflicherweise keinem der früheren an Wichtigkeit nach. Er ist reich, wo nicht an eigentlichen Enthüllungen, so doch an einzelnen Zügen, welche die Geschichte der italienischen Erhebung vervollständigen. Zwar ist eben über diese Periode schon unendlich viel authentisches Material veröffentlicht; es waren all zu viele Personen in dieses Drama activ verwickelt, die ihr Licht nicht unter den Scheffel stellen konnten. Dennoch bietet die Ausbeutung des gesandtschaftlichen Materials, die Bianchi zur Aufgabe sich gesetzt hat, noch immer eine ganz willkommene Nachlese. Deutsche Leser wird, wie angedeutet, zunächst interessiren, was aus italienischen Gesandtschaftsberichten über die preußische Politik jener Zeit beigebracht wird und über die fortgesetzten Versuchungen, welche Cavour an Herrn von Schleinitz gelangen ließ; Versuchungen, welchen dieser auf das stand- und tugendhafteste widerstand, doch freilich so, daß zuweilen wohl durchblickt, das Beispiel wäre so übel nicht befunden worden, wenn nicht augenblicklich jeder legitime Anlaß gefehlt hätte, es zu befolgen. Im Uebrigen sind besonders die Aufschlüsse über die Verhandlungen von Interesse, welche Cavour in seiner letzten Zeit mit dem heil. Stuhl direct angeknüpft hatte, um zu einem Ausgleich mit Rom auf Grundlage des Verzichts auf die weltliche Herrschaft zu gelangen. Die Verhandlungen sind zwar noch zu Lebzeiten Cavour's abgebrochen worden, und man sieht nicht recht, ob sie, wenigstens von Antonelli und dem Papst selbst, wirklich mit Ernst betrieben wurden. Allein sie sind doch gepflogen worden, und liefern somit zu des Papstes *non possumus* eine kleine Illustration, deren Enthüllung begreiflicherweise im Vatican sehr übel berührt hat. Ob es ein Glück gewesen wäre, wenn die Anerbietungen Cavour's angenommen worden wären, die doch auf der Gewährung einer schrankenlosen Freiheit an die Kirche beruhten, ist freilich eine andere Frage. Leider ist die Geschichtserzählung, welche Bianchi der Mittheilung der Documente vorausgehen läßt, und in welche eine große Zahl solcher verarbeitet ist, die nicht im Wortlaut mitgetheilt werden, eine ziemlich flüchtige Arbeit. Auch stößt man jeden Augenblick auf die Angabe ungenauer Daten, die man zwar in der Regel ohne Mühe selbst berichtigen kann, die aber doch bei einem Buche dieses Charakters doppelt verdrießlich sind. Immerhin bleibt der Werth der ganzen Publication ein bedeutender, wenn es auch mehr eine Fundgrube für die Geschichtschreibung ist, als selbst den Anspruch auf Geschichtschreibung erheben darf.

W. L.

Zur Geschichte des Concils von Orient. Altentstücke aus österreichischen Archiven herausgegeben von Th. Sidel. Wien 1872. — Die Tridentiner Kirchenversammlung, deren Bestimmungen 300 Jahre lang un-

verändert in Geltung gewesen sind, nimmt unter den merkwürdigen Ereignissen des Zeitalters der Reformation einen hohen Rang ein und hat einen bedeutenden Einfluß auf die Völker Europas ausgeübt. Es ist daher ein großer Mangel, wenn Prescott in seinem letzten Werke der Stellung des Königs von Spanien zu jenem Concil gar nicht gedenkt; ungern vermißt auch in Kantes französischer Geschichte der Kundige jede Erwähnung des Antheils, welchen Karl von Lothringen und Katharina von Medici an den Verhandlungen desselben genommen. Uebrigens ist es nicht leicht, über den wahren Verlauf der Tridentiner Kirchenversammlung sich zu unterrichten; denn ihre Geschichte muß erst noch lauter und rein geschrieben werden. Die Zeit dazu wird wohl bald gekommen sein, da nicht nur viel Urfundliches im Laufe der Jahrhunderte darüber veröffentlicht worden ist, sondern auch ohne Zweifel die Verhältnisse der Gegenwart noch mehr Material ans Tageslicht ziehen werden. Eine sehr umfangreiche Sammlung, die unsere Kenntniß jener denkwürdigen Zeit außerordentlich erweitert, ist vor einigen Monaten fertig geworden; ich meine die Aktenstücke, welche Th. Sidel aus österreichischen Archiven zur Geschichte jenes Concils herausgegeben hat. Der durch andere Leistungen rühmlichst bekannte Verfasser hatte sein Augenmerk schon längst auf jene Schätze geworfen; aber erst nachdem das Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv vor einigen Jahren zugänglich ward, eröffnete sich ihm die Möglichkeit, dieselben zu heben und zum Gemeingute zu machen. Sidel ging auch sogleich rüstig ans Werk. Die Hauptstadt von Oestreich bot ihm in der That eine Fülle von Material; aber daran ließ er sich nicht genügen, sondern vermehrte seine Sammlung noch an andern Orten. Daß er dann das glücklich Gefundene mit der größten Sorgfalt veröffentlichte, versteht sich bei einem Gelehrten seines Rufes von selbst. Die meisten der mitgetheilten Stücke sind vollständig abgedruckt, von anderen werden mit guter Auswahl nur längere oder kürzere Stellen gegeben. In den außerordentlich zahlreichen Anmerkungen verweist Sidel sorgsam auf die bereits bekannten Quellen und beschenkt uns mit einer Menge von einzelnen nützlichen Belehrungen, die bisweilen zu kleinen Abhandlungen anwachsen. Auf Stücke, die wegen äußerer Rücksichten bei Seite gelegt werden mußten, werden wir wenigstens aufmerksam gemacht. So gehört das Werk zu den werthvollsten Bereicherungen der Geschichte des 16. Jahrhunderts, es ist eine wahre Fundgrube für die Zeit von 1559 — 1564, und Sidel hat unstreitig sich ein neues großes Verdienst um die historische Wissenschaft erworben, das ihm niemals vergessen werden wird. Die Verfasser solcher Bücher befinden sich in einer Hinsicht in offenbarem Nachtheil. Die Frucht ihrer bedeutenden Mühen gelangt nicht in die Hände der gebildeten Welt, sondern sie kann nur von einem kleinen Kreise benutzt und gewürdigt werden. Aber die Entschädigung bleibt keineswegs aus. Auch gute geschichtliche Darstellungen veralten allmählich, dagegen die Quellenwerke behalten, wenn sie so gut gearbeitet sind, wie das in Rede stehende, für alle Zeiten ihren Werth.

E. Heimann.

Eisenbahn- und Bankfrage.

Es ist mit Recht hervorgehoben worden, daß die thatsächlich erlangte Einheit des deutschen Reiches auch eine entsprechende Einheitlichkeit der politischen Grundsätze erfordert. Der praktischen Vereinigung muß der theoretische Einklang folgen. So richtig dieser Satz ist, so wenig, scheint es uns, wird ihm gemäß immer debattirt; am wenigsten wird er bei der Erörterung der Bank- und Eisenbahnfrage als leitender Gedanke festgehalten. Man streitet sofort über Punkte, welche erst in zweiter Linie in Betracht kommen sollten, und welche, wenn man sich vorab über ein Princip verständigt hätte, gar nicht zu den Meinungsverschiedenheiten Veranlassung geben würden, die heute unter Praktikern wie Theoretikern herrschen. Das Princip, welches für die Beurtheilung der Bank- und Eisenbahnfrage maßgebend sein muß, kann nicht einmal ausschließlich auf dem Gebiete des Bank- und Eisenbahnverkehrs und den von diesem berührten Interessen gewonnen werden, denn, um zu einheitlichem politischem Thun zu gelangen, muß man die Gesichtspunkte finden, welche in weitester Beziehung maßgebend sein können; man erhält sonst für jedes Gebiet des Staatslebens besondere Grundsätze, und eine Collision kann nicht ausbleiben.

Um einen Gesichtspunkt zu finden, welcher in weitester Beziehung maßgebend sein kann, haben wir zunächst nach einem Gebiete zu suchen, das bei den politischen Maßregeln niemals unberührt bleiben kann, auf welches daher bei allen einzelnen Maßregeln, wie verschieden sie sonst seien, Rücksicht genommen werden muß. Ein solches Gebiet giebt es im Staatsleben, und zwar ist es dasjenige der allgemeinen Form, in welcher die politischen Maßregeln erscheinen: die Gesetzgebung. Wie sehr auch die Gedanken über die staatliche Thätigkeit sich sachlich unterscheiden: das Gesetz ist die Form, in der sie — wenigstens im constitutionellen Staate — ins Leben treten; daher muß, wie verschieden auch in anderweitiger Beziehung die Grundsätze seien, von denen sich die Politiker leiten lassen, doch in der rein formalen legislatorischen Beziehung Uebereinstimmung herrschen; wenigstens ist im anderen Falle eine Gedankeneinheit unter den sachlich verschiedenen Gebieten des Staatslebens nicht möglich.

Das Princip, welches auf dem rein formalen legislatorischen Gebiete

maßgebend sein muß, ergibt sich sozusagen von selbst: es ist das des Gleichgewichtes. Auch dem Rechtsunkundigen wird es einleuchten, daß, ganz abgesehen von irgend welchen sachlichen Erwägungen, das Gleichgewicht das Ziel sein muß, wonach die Gesetzgebung zu streben hat, denn ohne Gleichgewicht, das ja das Symbol der Rechtswissenschaft und Rechtspflege ist, ist keine Gerechtigkeit möglich, und diese wird Niemand als das Ideal des Rechtes bestreiten wollen.

Das erste Erforderniß, um zu einem Gleichgewichte in der Gesetzgebung zu gelangen, besteht in der Begräumung der Klassen- und Sonderrechte. Nur wenn ein gleiches Recht für Alle gilt, d. h. Unterscheidungen in der Natur des Rechtes nur aus der Natur der das Rechtsleben selber bedingenden Verhältnisse gewonnen, nicht aber durch Recht und Gesetz erst Unterschiede in diese Verhältnisse hineingetragen werden, ist es möglich, in die einzelnen Gesetzesbestimmungen das Gleichgewicht zu bringen, welches Gerechtigkeit im Rechtsprechen zuläßt. Wir wissen, daß der für die Gesetzgebung aufgestellte Grundsatz nicht entfernt ein neuer Gedanke, vielmehr nicht nur jedem Rechtskundigen geläufig, sondern der Gesichtspunkt ist, unter dem von jeher die Völker ihre Civilisation erstrebten. Aber wir sind, wie schon angedeutet, der Meinung, daß der Grundsatz, so anerkannt er sei, keineswegs bei der Erörterung der Bank- und Eisenbahnfrage irgendwie berücksichtigt werde. Hier führt man pro und contra ausschließlich sachliche Bedenken ins Feld, und die formal legislatorischen Rücksichten läßt man ganz außer Spiel. Von einem gewissen praktischen Standpunkte aus wird man freilich eine Lösung der Frage vom formal legislatorischen Standpunkte aus als zu theoretisch perhorresciren. Vom Standpunkte des praktischen Staatsmannes aus wird man aber finden, daß unsere Lösung den höchsten Interessen der Gemeinwesen entspricht.

Das Resultat, welches sich ergibt, wenn man den aufgestellten allgemeinen Maßstab an die Bank- und Eisenbahnfrage legt, ist, daß

1. der Eisenbahnbau und -Betrieb ganz und gar in die Hände des Staates gelegt werden muß;
2. das Bankwesen dahingegen ganz und gar nicht Sache des Staates sein darf;

und zwar ergeben sich diese Sätze deshalb, weil im umgekehrten Falle Sonderrechte und Privilegien nicht zu vermeiden sind. Es liegt einmal in der Natur der Sache, daß Eisenbahnen — die nicht in Betracht kommenden kurzen Strecken auf eigenem Grund und Boden ausgenommen — nur in dem Falle von Privaten geleitet werden können, daß der Staat diesen in der Expropriation, im Vorzuge vor anderen, Macht über die dadurch berührten Privatrechte giebt. Der so sehr bedenkliche Eingriff in das Eigen-

thumsrecht, welcher in der Expropriation liegt, und der allein dann gerechtfertigt werden kann, wenn er im Interesse des Gemeinwesens geschieht, wird bei Concessionen zu Eisenbahnen zu Gunsten von bestimmten Klassen ausgeübt; ja, es wird das Gleichgewicht in der Gesetzgebung noch dadurch gestört, daß Zinsgarantien gewährt, Schenkungen gemacht und andere Vergünstigungen zugestanden werden, welche durchaus den Charakter des Privilegiums an sich tragen. Es liegt ferner in der Natur der Sache, daß die Eisenbahnen nicht nur allein durch Privilegien entstehen können, sondern auch, sobald sie entstanden sind, ein Monopol ausüben, wenn auch vielleicht nicht stets für die Endpunkte, so doch unvermeidlich im Lokalverkehre. Sie stören also, in Privathänden, in jeder Hinsicht das Gleichgewicht in der Gesetzgebung.

Dahingegen liegt es ebenfalls in der Natur der Sache, daß Banken, um zu entstehen, keineswegs einer Staatsintervention durch spezielles Gesetz, welches der Privatwirthschaft erst die nöthige Macht verleihe, bedürfen. Im Gegentheile; es ist ein spezielles Gesetz nöthig, damit sie nicht entstehen, und alle Sonderstellung einzelner Banken beruht auf Privilegien. Thatsächlich wird also das Gleichgewicht in der Gesetzgebung gestört, wenn das Bankwesen nicht in die Hände der Privaten gelegt oder besser gesagt darin belassen wird, denn naturgemäß und uranfänglich war es darin. Nicht minder liegt es in der Natur der Sache, daß eine Bank, wenn sie nicht privilegiert ist, kein Monopol ausüben kann. An ein und dem nämlichen Orte, in ein und dem nämlichen Geschäftskreise können beliebig viele Banken gegründet werden, und es kann folglich die Concurrrenz entstehen, welche in den freien Gewerben das materielle Interesse der Gemeinwesen sichert und welche bei den Eisenbahnen ein bloßer Schein ist.

Demgemäß muß die Bank- und Eisenbahnfrage, unter formal legislatorischem Gesichtspunkte betrachtet, dahin entschieden werden, daß die Eisenbahnen, wie die Pierstraßen, durchaus Staatssache werden, in Bezug auf die Banken aber vollkommene, nur durch allgemeine, für Jedermann gültige Normativbestimmungen geregelte Freiheit eintrete.

Bekanntlich hat diese Lösung Anhänger, welche ihre Ansicht unter ganz anderen Gesichtspunkten gewonnen haben, und in der That, es ist die Lösung nicht nur formal legislatorisch, sondern auch sachlich die richtige. Was das Eisenbahnwesen unter einer einheitlichen Verwaltung sein würde, sieht man am besten an der Postverwaltung. Der Vortrefflichkeit dieser ist mit Recht mehr Lob gespendet, als in der Regel Staatseinrichtungen erfahren; über die Eisenbahnverwaltungen nehmen die Klagen in dem Maße zu, als die Eisenbahnen und die Anzahl verschiedener Gesellschaften zunehmen. Die Meinung aber, daß die staatliche Betheiligung an den Banken von Nutzen für das Gemeinwesen sei, muß hinfällig werden, wenn man bedenkt, daß nicht nur

die staatliche Betheiligung in der Hauptsache auf einen Antheil am Gewinne, als Aequivalent für die Privilegien, hinausläuft, sondern die etwa in der staatlichen Betheiligung liegende Garantie der Obergewalt ebenso gut durch ein allgemeines Gesetz erreicht werden kann, denn die eigentliche Geschäftskunde muß — dies wird man uns nicht bestreiten wollen — bei den Kaufleuten, vorab vor den Regierungsbeamten zu finden sein.

Indessen, selbst wenn bei rein geschäftlicher Betrachtung überwiegend Gründe anzuführen wären, welche das Ueberlassen des Eisenbahnbaues an Private und die Privilegierung von Banken mit Betheiligung des Staates als besonders vortheilhaft für einzelne Gewerbe, die Großindustrie und den Großhandel, erscheinen ließen, so könnte das für den Standpunkt des Staatsmannes nicht entscheidend sein. Es leben außer Großindustriellen und Großhändlern noch andere Menschen im Staate, und der Staatsmann, welcher aus dem, seiner Obhut und Pflege anvertrauten Gemeinwesen ein harmonisches Ganzes entwickeln will, hat alle Kreise zu berücksichtigen und zu streben, ihnen insgesamt praktisch gerecht zu werden. Daß dies nicht immer geschehen ist, zeigt am besten die socialistische Bewegung, von der unser Reichskanzler, bei Gelegenheit einer Interpellation über die Communards in Paris, selber sagte, daß sie nicht ohne eine gewisse Berechtigung sei. Man hat thatsächlich eine Zurücksetzung der unbemittelten Klassen stattfinden lassen, als man dem Kapitale für dessen Anlage noch besondere Privilegien gewährte, denn zu der Machtstellung des Staates, durch welche diese Privilegien allein möglich waren, trugen und tragen die Unbemittelten so gut bei, wie die Bemittelten, daher es nur gerecht ist, wenn auch den letzteren die Vortheile derselben zufließen. Und welcher Vortheil für die Staatskasse aus dem eigenen Betriebe der Eisenbahnen erwachsen kann, zeigte der letzte Finanzausweis Preußens, dessen günstige Verhältnisse, nach der eigenen Aussage des Finanzministers, vorwiegend den Eisenbahnen zu danken sind.

Wir müssen es namentlich als eine seltsame Anomalie bezeichnen, daß die Staatswirthschaft ganz darauf verzichtet, für sich selbst, d. h. auf directem Wege Nutzen aus einem Fache des Wirthschaftsbetriebes zu ziehen, welches die Privatwirthschaft zu ihrem eigenen Vortheile heute so colossal ausbeutet: wir meinen den Credit. Es wird den Banken erlaubt, Banknoten auszugeben, und die Preussische Bank ist mit besonderen Privilegien zu diesem Behufe ausgerüstet. Alles dies geschieht aber zum Besten der Actionäre, indem der preussische Staat z. B. nur bei der Preussischen Bank sich einen Gewinnantheil vorbehält, der jedoch nicht entfernt dem Gewinne gleichkommt, den der Staat machen könnte, wenn er die in der Papiergeldcirculation liegende Ausnutzung seines Creditcs nicht aus Verkennung des letzteren verschmähte. Wir wissen recht wohl, daß wir mit der bloßen Berührung

dieses Gegenstandes die ganze Reihe von Vorurtheilen nach rufen, welche die Freunde der staatlichen Passivität in aller Wirthschaftsproductivität hegen oder doch wenigstens verfechten, aber es läßt sich zu klar nachweisen, daß jene Vorurtheile eben nur Vorurtheile sind, um in der angeregten Frage auf das Wort zu verzichten.

Die Erfahrung ist es vor allen Dingen, worauf sich die Feinde der Ausgabe von Papiergeld durch den Staat berufen. Nun aber hat es schon eine Menge Thatsachen gegeben, welche, so aufrichtigen Sinnes sie constatirt worden waren, dennoch hinterdrein als eine ganz irrthümliche Erfahrung sich herausstellten, und dies ist der Fall mit den Thatsachen, welche die Furcht vor aller Papiergeldausgabe erzeugt haben. Geht man nämlich die Fälle durch, wo die Ausgabe von Papiergeld durch die Staaten zu Wirthschafts-calamitäten geführt hat, so wird man ganz ausnahmslos finden, daß das eigentliche vorhandene Uebel keineswegs eine Folge, sondern im Gegentheile die Ursache der Papiergeldausgabe war; mit anderen Worten: von jeher hatten die Staaten, welche das in der Ausgabe von Papiergeld liegende Creditmittel mißbrauchten, eine schlechte Finanzwirthschaft und machten schlechte politische Geschäfte; dahingegen läßt sich kein Fall in der Finanzgeschichte constatiren, daß eine Papiergeldemission in Staaten mit guter Finanzwirthschaft irgend welche Calamitäten im Gefolge gehabt habe.

Die Erklärung dieser Thatsachen ist unschwer zu geben, und dadurch wird auch die ganze Natur der Papiergeldausgabe sofort erhellen; das Gesetz lautet: Einer jeden Geldbewegung (umfasse sie Metall oder Papier) geht ein Geschäft vorher; es muß nicht nur das Darlehen, um gegeben zu werden, vorher vereinbart sein, sondern selbst das Geschenk setzt im Nehmer die Bereitwilligkeit der Annahme voraus, und auch wenn der Staat Geld ausgiebt, sei dasselbe aus Metall oder aus Papier verfertigt, so bezahlt er damit etwas, wäre es auch nur eine Sinecure. Hieraus aber folgt eben, daß für alle Geldbewegung nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ das Geschäftemachen das Bestimmende ist, und mithin haben wir als Grundsatz festzuhalten, daß wir, um die wirthschaftliche Natur einer Geldausgabe zu erkennen, die Natur des Wirthschaftsactes zu erforschen haben, welcher dazu die Veranlassung war. Es kann deshalb auch gar nicht befremden, daß in Staaten mit schlechter Finanzwirthschaft die Ausgabe von Papiergeld Wirthschafts-calamitäten nach sich zog, aber dies lag nicht an der Papiergeldausgabe als solcher, sondern an der schlechten Finanzwirthschaft, d. h. einfach daran, daß man das Papiergeld für Dinge verausgabte, für welche es auszugeben die wirthschaftliche Rechtfertigung fehlte. Klar ist es deshalb aber auch, daß die Frage, ob der Staat Papiergeld ausgeben dürfe oder nicht, keineswegs so kurzer Hand aus der Erfah-

zung zu erledigen steht, sondern wir uns erst zu fragen haben: wofür soll es ausgegeben werden? und daß es folglich auch nicht einerlei ist, welcher Staat das Papiergeld ausgiebt, denn die Wirthschaftlichkeit einer Kapitalanlage wird ja im vorhinein wesentlich durch die Grundsätze des Wirthschafers bedingt. Unser Ausspruch, daß der Staat sich die Vortheile nicht zu eigen mache, welche eine Ausnutzung seines Creditess ihm gewähren würde, gewinnt, meinen wir, durch diese Darlegung sehr an Wahrscheinlichkeit, während das gegen die staatliche Papiergeldausgabe herrschende Vorurtheil wenigstens bei den Unbefangenen sehr an Boden verlieren muß.

Für den Staat hat allerdings jede Geldausgabe, sei sie Metall oder Papier, eine andere Bedeutung als für den Privatwirthschafter. Der letztere erwägt solche nur in Beziehung auf sich selbst. Der Staatsmann aber muß bei jeder Ausgabe, außer den directen Beziehungen derselben zur Staatskasse, die indirecten erwägen, welche sich durch die Rückwirkung aus den privatwirthschaftlichen Zuständen ergeben. Wenn der Staat neues Papiergeld emittirt, so beschränkt sich die Wirkung davon nicht auf das unmittelbare wirthschaftliche Resultat, sondern dehnt sich auf alle die Fälle aus, welche durch die vermehrte Geldcirculation entstehen, und deshalb ist die staatliche Geldausgabe nicht nur nach qualitativer, sondern auch nach quantitativer Seite hin zu erwägen.

Was die qualitative Seite einer Papiergeldemission anbetrifft, so ist es nicht schwer, einen Maßstab für deren Zulässigkeit zu gewinnen. Es ist, in soweit als diese Seite nur in Betracht kommt, eine jede Papiergeldausgabe gerechtfertigt, welche nicht für unwirthschaftliche Zwecke gemacht wird. Was die quantitative Seite anbetrifft, so ist ein Maßstab dafür schon schwerer zu finden. Berücksichtigen wir aber, daß die schädliche Wirkung, welche eine Papiergeldemission, abgesehen von den directen Wirkungen für die Staatsfinanz, indirect hervorbringen kann, wesentlich darin beruht, daß dieselbe in der Privatwirthschaft ein Uebermaß von Circulationsmitteln erzeugt, dem der stattfindende Capitalverkehr nicht gewachsen ist; berücksichtigen wir ferner, daß die Menge der Capitalien, durch welche die Größe und Lebhaftigkeit des Verkehrs bedingt wird, keineswegs eine constante Größe ist, sondern, wie jeder Geschäftsmann weiß, ihrerseits wieder bedingt wird durch den Unternehmungsgeist, welcher sie flüssig zu machen versteht, so können wir die quantitative Norm in den Satz kleiden: daß jede Höhe einer qualitativ berechtigten Papiergeldemission gerechtfertigt ist, mit welcher die Erfindungsgabe der dabei in Betracht kommenden Wirthschafter zu wirthschaftlicher Capitalanlage gleichen Schritt zu halten vermag.

Wenn ein Staat bei seinen Papiergeldemissionen nach diesen Grund-

sagen verfährt, so braucht er nie zu befürchten, daß Ueberemission eintrete. Auch erklärt sich aus den Sätzen leicht ein Phänomen, welches zu einem solchen einzig durch phänomenale Auslegung wird: nämlich das sogenannte Verdrängtwerden des Metallgeldes durch das Papiergeld. Auch hierbei beruft man sich auf die Erfahrung; aber wenn man den ganzen Prozeß nicht etwa geheimnißvoll, wie eine Art Tischrücken, auffassen will, so lehrt die Erfahrung hier auch wieder etwas ganz Anderes, als was man darin gesehen hat. In den Fällen nämlich, welche man als abschreckende Beispiele vor Augen hat, lag die eigentliche Ursache des Verschwindens alles gemünzten Geldes nicht in der Ausgabe von Papiergeld, sondern in der Unwirthschaftlichkeit des betreffenden Staates überhaupt, sei es, daß diese Unwirthschaftlichkeit in verkehrten Zwecken, oder in verkehrter, resp. unglücklicher Ausführung derselben beruhte. In Folge solcher Unwirthschaftlichkeit waren die Finanzen erschöpft; man gab aus, ohne daß solche Ausgaben direct oder indirect Einnahmen zur Folge hatten, und da konnte es freilich nicht fehlen, daß man endlich und zuletzt nichts mehr auszugeben hatte als — Papier. Ehe man aber so weit gelangte, hatte man obenein in der Regel an dem gewöhnlichen Borne der Staatsfinanz, an der Steuerkraft des Volkes tüchtig geschöpft und gebohrt, bis daß derselbe trotz Schöpfen und Bohren nicht recht mehr floß. Ist es nun nicht ganz natürlich, daß unter den zerrütteten Wirthschaftsverhältnissen eines solchen Landes das Edelmetall für Einkäufe ins Ausland gehen mußte, weil nicht mehr mit anderen Dingen ausgeglichen werden konnte? Sei es, daß zu viel gekauft, sei es, daß zu wenig erarbeitet worden war; sei es, daß die Regierung selber das Edelmetall versandte, zu Einkäufen für Munition oder zu Subventionen an Hülfsmächte, sei es, daß die Ausfuhr durch die Privatwirthschaft geschah, wie z. B. in Spanien, nach der Lahmlegung aller Arbeitslust durch die großen, so rasch verschwundenen Silberimporte aus Mexico und Peru! In allen Fällen — und nur zu oft steht keiner allein — ist die eigentliche Ursache nicht nur der Papiergeldemission, sondern auch, ja sogar erst recht des Edelmetallabflusses die Verarmung. Hier ist der Punkt, wo man den Kern des Uebels zu suchen hat.

In der That, wäre dies nicht der Fall, wäre mit jenen, Scheu erweckenden Beispielen des Verdrängtwerdens der vorhandenen Mengen gemünzten Geldes durch Papiergeldausgabe nicht die Verarmung als antecedent verknüpft, so würden jene Beispiele gar nichts Schreckliches haben; vielmehr müßte man, um sie als abschreckend hinzustellen, erst beweisen, daß der Abfluß des Edelmetallgeldes an und für sich eine Wirthschaftscalamität gewesen sei oder sein könne. Man käme damit wieder auf den Standpunkt Philipp's II. von Spanien, welcher auf die Gold- und Silberausfuhr Todesstrafe setzte. Die Vereinigten (Neu-England-) Staaten von Nordamerika haben seiner Zeit

fast nur Papiergeldcirculation gehabt und sich ganz wohl dabei gefühlt. Die Sache ist die, daß das Edelmetall, wenn es an's Ausland abgegeben wird, nicht für umsonst fortgegeben wird; es ist also rein quaestio facti, d. h. eben Frage der Natur des gemachten Geschäftes, ob die Abgabe von Geld an das Ausland ein wirthschaftlicher Act ist oder nicht. Sehr deutlich wird dies in Fällen der Ueberemission von Edelmetallgeld. An diese denkt man freilich bei der ganzen Frage in der Regel gar nicht, aber sie kommen ebenso gut vor, ja, im vorigen Jahre noch haben wir selber einen solchen erlebt, und ein neuer stand uns bevor, als unsere politischen Geschäftsfreunde jenseit des Wasgenwaldes ihr großes porte-monnaie wieder aufthun mußten, um den kleinen Rest von drei Milliarden zu berichtigen. Nun wird wieder, wie im vorigen Jahre, das überschüssige Edelmetall aus Deutschland in allen Richtungen der Windrose ins Ausland strömen, dieses Verdrängtwerden des Edelmetalles durch das Papiergeld aber keine größere Calamität sein, als wenn ein Chemnitzer Strumpfwarenfabrikant eine Ueberemission gewirkter Unterhosen an das Ausland absetzt.

Wenden wir die erlangte Erkenntniß der Natur der Geldemission auf die Praxis an, so leidet es keinen Zweifel, daß eine Papiergeldausgabe zum Zwecke des Baues von Eisenbahnen, Kanälen &c. eine gerechtfertigte ist, wofern nur der neu zu schaffende Verkehrsweg einen, der Anlage entsprechenden Verkehrszuwachs zu erzeugen vermag, denn durch Erfüllung dieser qualitativen Bedingung wird auch die quantitative erfüllt, weil in dem Maße, in dem der Staat Papiergeld neu in Circulation setzt, der Verkehr zunimmt, mithin auch vermehrter Zahlungsmittel bedarf.

Unter rein logischem Gesichtspunkte wird man gegen unsere Ausführungen nichts einwenden können; aber wir vermögen für deren Richtigkeit auch ganz empirische Belege beizubringen. Die Eisenbahnschuld des Königreiches Preußen betrug am 1. Januar 1870 184,500,000 Thlr., der Banknotenumlauf der Banken der preussischen Monarchie ca. 176 $\frac{3}{4}$ Millionen. Liegt es nun nicht auf der flachen Hand, daß diese 176 $\frac{3}{4}$ Millionen, welche der Verkehr von den Banken an- und aufgenommen hat, auch vom Staate zum Zwecke des Eisenbahnbaues hätten verausgabt werden können, und daß eine solche Papiergeldausgabe eben nichts Anderes gewesen wäre, als ein im Interesse des Ganzen vorgemommenes Arbeiten mit Credit, und obenein mit Credit, den das Gemeinwesen sich selbst gewährt hätte, also mit dem sichersten Credite, den es giebt?! Ja, es leidet gar keinen Zweifel, daß die Staaten alle ihre Bahnen selber hätten bauen und die Kosten dafür durch Papiergeldemission aufbringen können; und wem dies abenteuerlich klingt, der möge bedenken, daß erstens der Bau nur allmählich vor sich gegangen ist, mithin nicht, wie es auf den ersten Blick scheint, eine Ueberschwemmung mit Circu-

lationsmitteln stattgefunden haben würde, daß zweitens Strecken wie Köln-Minden, Berlin-Potsdam-Magdeburg u., Dresden-Leipzig, mit zuerst in Angriff genommen wurden und in den colossalen Dividenden, die sie schon zu der Zeit abwarfen, als der Eisenbahnbau am raschesten fortschritt, das für sie aufgewandte Kapital bald zurückgezahlt haben würden, so daß für neue Strecken keine Emission neuen Papiergeldes nöthig gewesen wäre. Endlich auch darf man nicht vergessen, daß bei fehlender Inanspruchnahme des privatwirthschaftlichen Kapitals für den Eisenbahnbau, die wirthschaftliche Erfindungsgabe der Privaten sich nach anderen Seiten hin mehr betheiligt haben würde, denn die Erfindungsgabe der Wirthschafter ist auch keine constante Größe, sondern wird in ihrer Bethätigung zumal durch die Reizmittel bedingt, denen gegenüber sie sich befindet. Wenn man also auch großes Gewicht auf den Umstand legen wollte, daß bei den Banken gegen den Betrag der circulirenden Noten große Summen gemünzten Geldes festgelegt haben, so würde dies Argument sehr durch den Umstand abgeschwächt werden, daß bei fehlender Inanspruchnahme privatwirthschaftlicher Kapitalien für den Eisenbahnbau bedeutend größere Mengen Circulationsmittel nöthig gewesen sein würden, als der Verkehr in und mit jener Inanspruchnahme vertragen konnte. Vermuthlich auch wäre ein Theil des disponibel gewordenen Edelmetalles zu Kapitalanlagen ins Ausland gegangen, worin man aber so wenig ein wirthschaftliches Uebel erblicken kann, als jetzt in dergleichen Kapitalanlagen außer Landes ein solches gesehen wird. Bei zunehmender Bereicherung ist dies eine so wie so unvermeidliche Folge.

Der Unterschied der Resultate für die Staatsfinanzen bei dem von uns vorgeschlagenen und dem von den Staatswirthschaften eingeschlagenen Verfahren springt in die Augen. Rechnen wir nur in den 16 Jahren von 1856—1872, in welchen Zeitraum der stärkste Eisenbahnbau fällt, à 5 % Zins auf Zins von der Eisenbahnschuld Deutschlands (500,000,000 Thlr.), so ergiebt sich die hübsche Summe von ca. 650,000,000 Thlr., welche die deutschen Staaten anstatt der Schulden besitzen würden, was einen Unterschied von über 1000,000,000 Thlr. ausmacht.

Der gegenwärtige Augenblick ist zur Umkehr auf dem eingeschlagenen, wenig vortheilhaften Wege sehr geeignet; es erfordert dieselbe auch gar keine große Umgestaltung der geltenden Bestimmungen, indem in der Hauptsache nur in das Gesetz, welches über das Bankwesen so wie so erlassen werden muß, die Vorschrift aufzunehmen ist, daß die Banken ihre Noten nicht in Abschnitten kleineren Betrages ausgeben dürfen als der höchste Appoint der staatlichen Papiergeldsorten ist. Diese Beschränkung ist ebenso gerechtfertigt wie genügend, um einen etwaigen Ueberfluß der Banknotencirculation zurückzudrängen; sie ist gerechtfertigt, weil die Banken nicht im Stande sind, durch

ihre Noten den Erfordernissen der Papiergeldcirculation im Kleinverkehre zu genügen, indem von dem geschäftsunkundigen großen Publikum kein Urtheil über die Sicherheit der verschiedenen Banknoten zu fordern ist, mithin für dasselbe doch Staatspapiergeld geschaffen werden muß; sie ist genügend, weil einmal das einheitliche Staatspapiergeld (namentlich wenn es Reichspapiergeld würde) das beliebtere Circulationsmittel sein wird, sodann auch die, im Interesse des Großgewerbes vorgenommene Banknotenausgabe vorwiegend vorübergehende Extra-Bedürfnisse zu befriedigen bestimmt ist und geschäftlich richtig allein für solche bestimmt sein kann, daher große Abschnitte, wie deren der Staat auszugeben keine Veranlassung hat, für die Banknoten den gerechten Anforderungen vollkommen zu entsprechen vermögen. Für die Banken selber aber ist die Beschränkung von weit geringerer Bedeutung, als es auf den ersten Blick scheint. Da dieselben einen großen Theil so wie so durch Baarschaft decken, so können sie aus ihren Banknoten lange nicht so großen Vorthheil ziehen, wie der Staat aus der Ausgabe von Papiergeld. Es haben unter den Banken daher Manche von dem ganzen Rechte zur Notenausgabe keinen Gebrauch gemacht, so z. B. die Norddeutsche Bank in Hamburg, und die Geschichte des Bankgeschäftes lehrt zur Genüge, daß die Quelle der Gewinne desselben ganz wo anders liegt, als in der Ausbeutung jenes Rechtes.

Daß es ebenfalls durchaus wirthschaftlich ist, wenn der Staat, außer zum Baue neuer Bahnen, zum Ankaufe bestehender Bahnen vermittelst Papiergeldemission schreitet, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. Da indeß hier, wegen der gegebenen äußeren Möglichkeit sehr umfangreicher Erwerbungen, leicht die Gefahr einer zu plötzlichen Ueberfluthung mit Papiergeld drohen würde, so muß um so mehr der von uns gegebene quantitative Maßstab der Papiergeldausgabe bei den vorzunehmenden Ankäufen beherzigt werden. Es darf das Maß derselben, zur Zeit und bis die Emissionen als Einnahmen zurückfließen, nicht größer sein als die Fähigkeit des Publikums seine disponibel werdenden Capitalien anderweitig anzulegen. Hier muß eben eine ähnliche Rücksicht genommen werden, wie bei Rückzahlungen in Metall von Staatsschulden, die man auch nicht ohne eine Kündigungsfrist vornimmt. Das im einzelnen Falle zulässige Maß aber zu erkennen, resp. zu bestimmen, ist Sache unserer gesetzgebenden Factoren, deren Weisheit genügende Garantie für ein richtiges Urtheil bildet, zumal als die thatsächlich stattfindende Circulation von Banknoten eine ganz empirische Unterlage für die Beurtheilung der zulässigen Höhe der Papiergeldcirculation gewährt.

Da es die Natur des gemachten Geschäftes ist, welche die Natur der Papiergeldausgabe bedingt, so folgt natürlich, daß eine Papiergeldausgabe, welche für eine unwirthschaftliche politische Maßregel gemacht wird, selber

unwirthschaftlich ist. Das Aufbringen der Kosten zu einem Kriege durch Papiergeldemission ist deshalb unbedingt zu verwerfen, dies aber nicht, wie Manche thörichterweise glauben, wegen einer geheimnißvollen Kraft des Papiergeldes das Metallgeld aus dem Lande zu drängen, sondern wegen der Sterilität aller Kapitalanlagen zu Kriegszwecken. Kriege kosten, auch wenn sie so überaus glänzend ausfallen, wie unser gegen Frankreich so eben ausgefochtener, ausnahmslos mehr als sie aufbringen. Wenn eine Eisenbahn gebaut wird, so verkörpert sich — die richtige Handhabung vorausgesetzt — ein jeder Handschlag, der dazu geschieht, ein jeder Stoff, der darauf verwandt wird, in einer wirthschaftlich zu verwerthenden Einrichtung: es entsteht ein neues Capital, denn es bleibt nicht nur das, wofür der Aufwand gemacht wird, sondern das Entstandene ist eine Einrichtung, welche neuem Schaffen dient und eine Wirthschaftsthätigkeit hervorruft, die vorher noch nicht da war. Wird dahingegen ein Krieg unternommen, so verkörpern sich weder die aufgewandten Stoffe, Munition, Lebensmittel, Waffen, Uniformen, noch die stattgefundenene geistige und körperliche Arbeit in irgend welchen wirthschaftlich verwerthbaren oder nur einmal neuen Einrichtungen; es werden nicht nur keine Zustände geschaffen, welche neuen Verkehr erzeugen, sondern die Grundlagen des früheren Verkehrs werden diesem entgegen, bezuglos zerstört. Wenn also ein Staat, um die Kosten eines Krieges aufzubringen, Papiergeld ausgiebt, so ist dies schon ein Verstoß gegen die qualitativen Bedingungen einer Papiergeldemission, und die Frage nach der zulässigen Höhe derselben erledigt sich dadurch von selbst. Es sollen Kriege nicht *le coeur léger* unternommen werden; sind sie aber nicht zu vermeiden, so soll man, wie es in bösen Zeiten Gebrauch ist, das Capital angreifen, nicht eben dann, wo mit dem Erwerbe aller Credit aufhört, Papiere ausgeben, deren ganze sachliche Bedeutung auf dem Credite beruht.

Zum Schlusse müssen wir noch eine mehr theoretische Bestätigung des von uns aufgestellten Wirthschaftsgrundgesetzes anführen. Es ist ein wissenschaftlich anerkanntes Kriterium der Richtigkeit einer Theorie, wenn diese nicht nur an und für sich Licht über die Verhältnisse verbreitet, um die es sich dabei handelt, sondern auch den Irrthum in der Theorie aufhebt, die sie für falsch erklärt. Dies nun geschieht durch unsere Auffassung hinsichtlich des Bankswindels, welcher zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts von John Law inaugurirt wurde und ab und zu von ebenbürtigen Epigonen neu belebt wird. Der kurze Zeit berühmte und bald darauf berüchtigte Schotte folgte, an der Spitze der in seine Hände gelegten französischen Staatsfinanz, dem Grundsatze, daß bei einer jeden Production ein Geldumlauf sei; ergo, schloß er: je mehr Geldumlauf, desto mehr Production.

Wer wird hier nicht wieder an den oben erwähnten Ausspruch unseres Reichskanzlers bei Gelegenheit der Besprechung des Commune-Terrorismus in Paris erinnern, daß jeder Verirrung in der Regel ein Kern von Wahrheit nahe, jene gleichsam ein Fehlschuß nach dieser sei?! Es ist nur ein Wischen mehr Logik, resp. ein verständigeres Eingehen auf das Anschauliche nöthig, um den Satz des schottischen Finanzkünstlers in das Richtige umzugestalten, was wir oben dargelegt haben. Law's Prämissen, daß bei einer jeden Production ein Geldumlauf (in concreto oder in Rechnung) sei, waren richtig, aber er schloß aus dem Verhältnisse dieser beiden Momente ohne sich klar gemacht zu haben, was das wirtschaftlich Originäre und deshalb Maßgebende der ganzen Bewegung sei, und so gelangte er, anstatt zu dem richtigen Schlusse: daß, die Productivität der Anlage vorausgesetzt, die Geldzahlung als solche eine untergeordnete Nebensache sei, zu der abnormen Conclusive: man brauche nur Circulationsmittel zu machen, so folge die Production von selber nach; er versprach goldene Berge aus seiner Banknotenemission und Mississippi-Gesellschaft, sandte aber erst „300 Paar neucopulirter Eheleute, welches wohl nicht der Extract von der besten Sorte wird gewesen sein“,*) nach Louisiana, um das zu produciren, wofür er Umlaufsmittel über Umlaufsmittel ausgab. Dies war nun freilich eine Thorheit, aber wenn sich die staatliche Creditbenutzung zu unwirtschaftlichen Zwecken und bei ungeschickter Handhabung auch nicht bewährt hat, so ist nicht einzusehen, warum sie nicht von Staaten mit guter Finanz- und einem anerkannt zuverlässigen Verwaltungsapparate und auf Grund bestimmter Gesetze für wirtschaftliche Zwecke und zum Besten des Ganzen geschehen soll; und warum nicht der Staat im Interesse der Gesamtheit die Früchte pflücken darf, welche aus seiner wirtschaftlichen Stellung hervordachsen, sobald diese richtig begriffen wird! Wenigstens dürfte es schwer sein den socialistischen Angriffen gegenüber ein Nicht-Schuldig zu plaidiren, so lange principiell solche Ausnutzung von der Hand gewiesen wird.

Arnold Lindwurm.

Die Realschulfrage und die Universitäten.

Die vom preußischen Ministerium im vergangenen Jahre eingeholten akademischen Gutachten über die Zulassung von Realschul-Abiturienten zu

*) Curieuse Anmerkungen über den Staat von Frankreich u. Leipzig, 1770.

Facultätsstudien haben wegen ihrer im Ganzen abwehrenden Haltung selbstverständlich Tadel und Widerspruch in den zunächst betheiligten Kreisen der Realschullehrer und der für ihre Realschulen sorgenden Stadtgemeinden gefunden.

Es ist nicht meine Absicht, diesen Vorwürfen gegenüber die gedachten Gutachten unbedingt zu vertheidigen. Es mag sein, daß die akademischen Gutachten bei ihrer Abwehr der Realschul-Abiturienten von der Universität mehrfach ohne ausreichende Kenntniß der Realschulentwicklung und mit gymnasialem Befangenheit geurtheilt haben. Es ist zuzugeben, daß Gewerbeschule und Realschule nicht verwechselt, daß die heutigen Realschulen nicht nach dem Stande der Realschulen vor zwanzig Jahren beurtheilt werden durften. Auch ist die formale und ideale Bildungskraft der klassischen Gymnasialstudien vielfach überschätzt, dagegen die entsprechende Kraft der Realschulbildung unterschätzt worden. Aber trotzdem scheinen mir die von der Mehrzahl der Facultätsgutachten gegen die Zulassung der Realschul-Abiturienten geäußerten Bedenken pädagogisch richtig und beachtenswerth nicht nur im Interesse der bisherigen Universitätsbildung sondern unserer gesammten Volksbildung. Es liegt mir nur daran in dieser für die Gesamtbildung unseres Volkes wichtigen Schulfrage die unberücksichtigten oder verkannten pädagogischen Grundsätze hervorzuheben, deren Anerkennung unsere bisher mit Recht gerahmte deutsche Volksbildung gleich sehr gegen Stillstand wie gegen irrige Neuerung schützen muß.

Die Vertheidiger der Realschulansprüche rufen wohl gelegentlich das zeitgemäße Princip der Arbeitstheilung an, um die Darbietung des zweiseitigen Bildungsweges zur Universität durch Gymnasien und Realschulen zu rechtfertigen. Bei dieser Rechtfertigung vergessen sie die Hauptsache, nämlich, daß naturgemäß die Theilung der Arbeit überall erst am Ende nicht aber am Anfang einer Entwicklung ihren richtigen Platz hat. Alle Bildung geht von einer Einheit des Wissens aus, das sich dann allmählich in die Vielheit der Wissensgebiete spaltet. Unsere modernen Forderungen der Arbeitstheilung rücksichtlich der Lehranstalten aber sind in den Widersinn gerathen, daß sie immer weiter gehende Spezialisirungen am Anfang verlangen und daß sie dann schließlich die Pforten der Universität so weit aufreißen wollen, daß Jünglinge verschiedenster Vorbildung und am Ende auch Knaben und Greise, Frauen und Jungfrauen auf ihren Bänken Platz finden sollen. Das ist pädagogisch widersinnig. An dieser offenbaren Verlehrung des richtigen Sachverhaltes kann jeder Unbefangene leicht erkennen, daß jene an sich vielleicht gerechtfertigten modernen Bildungsforderungen gewiß nicht den richtigen Weg zu ihrer Befriedigung einschlagen.

Die Universitäten haben ganz Recht in ihrer Abneigung gegen oder in

ihrer Besorgniß von der Zulassung einer allzu großen Mischung verschieden vorgebildeter Zuhörer. Es ist für die wissenschaftliche Universitätslehre meist nothwendig und in jedem Falle vortheilhaft, wenn sie unter der Voraussetzung einer wesentlich gleichmäßigen Vorbildung der Zuhörerschaft arbeiten kann.

Die Zulassung einiger Realschul-Abiturienten zum Behufe besonderer Studien konnte unter gewissen für den gesuchten Unterricht unschädlichen Beschränkungen der Immatriculation bekanntlich schon bisher erfolgen. Das jetzt beliebte Wegräumen dieser Schranken macht die zulässige Ausnahme zur bedingungslosen Regel; das zieht in Berücksichtigung der verschieden vorgebildeten Studenten allerdings Folgen nach sich, die bedenklich werden. Das Studium der neueren Sprachen z. B. läßt sich wissenschaftlich und unwissenschaftlich betreiben, wissenschaftlich aber nur auf Grundlage einer Kenntniß der alten Sprachen. Ein Professor der neueren Sprachen nun kann unmöglich seine Wissenschaft ebenso lehren vor Zuhörern, die bereits auf den Gymnasien mit den alten Sprachen vertraut geworden sind, wie vor Zuhörern, welche erst im Begriff stehen, dieses bisher zurückgestellte Studium nachzuholen. Ebenso mißlich andererseits wird die Lage der Professoren der Mathematik und Physik, wenn sie weiter vorgeschrittene Realschüler und weniger gut vorbereitete Gymnasiasten gleichzeitig unterrichten sollen. Kurz für jeden Kundigen liegt es auf der Hand, daß die Zulassung ungleich vorgebildeter Zuhörer die gleichmäßige Universitätslehre in bedenklichster Weise erschweren muß. An österreichischen Universitäten, welche ihre Zuhörer aus den sehr ungleichwerthigen Gymnasien der verschiedenen Provinzen erhalten, hat man schon bei diesen Gradunterschieden der doch an sich gleichartigen Vorbildung darüber die unangenehmsten Erfahrungen gemacht. Und auch in Preußen bemerkten wir Universitätslehrer mitunter schmerzlich den Unterschied der Geister je nach dem Geiste der einzelnen Provinzen oder der einzelnen Gymnasien. Wir haben dringend Grund, keine weitere Vermehrung dieser Unterschiede, keine dadurch unfehlbar herbeigeführte Erschwerung unserer Wirksamkeit zu wünschen. Eine solche Vermehrung und Erschwerung muß aber unbedingt eintreten in Folge der unbeschränkten Zulassung von Realschul-Abiturienten neben Gymnasial-Abiturienten.

Die nothwendige Consequenz dieser Erweiterung des Zuganges zur Universität ist überdies, wie sich auch bereits herausstellt, die Forderung einer überhaupt bedingungslosen Zulassung jeglicher Bildungsbedürftigen zur Universität. An dieser höchsten Bildungsstätte — sagt man — müsse ein Jeder auf eigene Gefahr die ihm wünschenswerthe Bildung suchen dürfen. Wer ohne genügende Vorbildung komme, habe sich selbst den Schaden zuzuschreiben. Die Universität brauche keine Schranken aufzubauen, um dies zu verhüten.

Fahre sie nur fort die Wissenschaft streng wissenschaftlich zu lehren, so werde sie den Zudrang ungehöriger Elemente, welche ihre Wirksamkeit beeinträchtigen könnten, schon von selbst verschrecken. —

Das ist jedenfalls leichter gesagt als gethan. Manbürdet damit der Universität eine widerwärtige störende Abschreckungsarbeit auf und stellt an sie eine Zumuthung, wie sie in anderen Spähren keiner ähnlichen höchsten Bildungsanstalt gestellt wird.

Oder möchte man etwa von einer Kunstschule fordern, daß sie in ihre höchste Klasse Schüler jedweder beliebigen Vorbildung aufnehmen müsse? Hier verlangt man bestimmte Vorkenntnisse und Talent; die Universität überläßt die Beurtheilung der Talente dem Einzelnen, aber sie verlangt und muß verlangen gewisse Vorkenntnisse zum Verständniß ihrer Lehre. Ohne Schädigung der Universität kann man diese Bedingungen nicht wegräumen.

So weit möglich ist, die Universität neben ihrer wissenschaftlichen Hauptleistung zugleich als allgemeine Bildungsstätte zugänglich und nutzbar zu machen, so weit hat die Universität ihre frühere Abgeschlossenheit fallen lassen. In den allerorts üblichen öffentlichen Vorlesungen sind die Vertreter mancher Disciplinen im Stande unbekümmert um die Voraussetzung einer durchweg gleichmäßigen Vorbildung den allgemeineren Bildungsansprüchen ohne Schaden entgegen zu kommen. An den meisten Universitäten, an denen derartige Leistungen gesucht werden, finden sich zur Zeit auch Kräfte, geeignet und geneigt diese Ansprüche innerhalb der angegebenen Grenzen zu befriedigen und man wird den deutschen Universitätslehrern im Allgemeinen schwerlich vorwerfen können, daß sie dem erfreulichen Bildungstriebe aller Schichten unseres Volkes vornehm den Rücken lehren. Für die fachwissenschaftliche Universitätslehre selbst jedoch ist jeder weitere Schritt zur Aufhebung der bestehenden Schranken bedenklich. Unsere Universitäten sind bereits in mißverstandener Ausnutzung vorhandener Zeitströmungen zu weit gegangen in der mehr oder minder lockeren Verbindung mit den landwirthschaftlichen Anstalten, die in eine viel naturgemähere Gemeinschaft mit den Forstakademien hätten gebracht werden können. Wir haben alle Ursache uns zu hüten in dieser scheinbar praktischen Richtung weiter zu gehen, wenn wir nicht zum Nachtheil unserer wissenschaftlichen Studien in die verrotteten Bildungszustände der romanischen Länder gedrängt werden wollen. Unsere Universitäten würden dabei die zwiefache Gefahr laufen, einmal daß der ohnehin schon etwas lockere Zusammenhang der Facultäten sich vollends auflöste und wir statt der durch das Band einer gemeinsamen Gymnasialbildung doch noch einigermaßen zusammengehaltenen Facultäten eine Anzahl unzusammenhängender neben einander wirkender Fachschulen erhielten, und ferner, daß unsere Hörsäle, namentlich der Universitäten in größeren Städten, zu Ruhe-

plätzen und Unterhaltungsstätten von Bildungsbedürftigen allerlei Art werden würden, welche blendendes Scheinwissen im Schmucke oratorischer Phrasen mehr suchen würden als strenge Arbeit und gediegenes Wissen. Man sollte es den deutschen Universitätslehrern Dank wissen, daß sie ungeachtet mancher bestechlichen Aussichten solcher Entwicklung doch bisher sich vor jedem Schritte gescheut haben, der als eine Annäherung an derartige Zustände angesehen werden könnte.

In diesem Zusammenhange gesehen sind die von den Universitäten geäußerten Bedenken über die Zulassung der Realschul-Abiturienten trotz mancher einzelnen Irrthümer doch rücksichtlich des wissenschaftlichen Universitätsinteresses von pädagogisch richtigen Anschauungen ausgegangen.

Aber sicher nicht das Heil der Universitätsbildung allein kommt dabei in Betracht, sondern fast ebenso sehr noch das Heil der jugendlichen Vorbildung und damit in höherem Grade noch das Heil der Gesamtbildung unseres Volkes.

Die Sonderung der Bildungswege durch Gymnasien und Realschulen bedingt eine vorzeitige Scheidung der Geister, führt zur nachtheiligen Einseitigkeit der Bildung und lockert jedenfalls in der Schädigung der einheitlichen Vorbildung unserer Jugend das stärkste Band der menschlichen Culturgemeinschaft. Daß diese schädlichen Folgen eintreten müssen, ist leicht ersichtlich.

Vor dem zwölften Lebensjahre weiß sicher noch kein Knabe mit Bestimmtheit, was er werden will und werden kann; Eltern und Lehrer wissen's auch nicht. Trotzdem müssen die Eltern je nach ihren unklaren Wünschen und Vermuthungen sich bereits darüber entschieden haben, ob es rathsam ist den Sohn auf eine Realschule oder auf ein Gymnasium zu schicken. Bei der Entscheidung werden örtliche Zufälligkeiten und subjectiv willkürliche Neigungen den Ausschlag geben, und solche Entscheidung soll dann maßgebend sein für die ganze Lebensrichtung eines Menschen. Wäre es dem gegenüber nicht eine Wohlthat, wenn wir unsere Söhne in der geistigen Gemeinschaft einer und derselben Anstalt heranreifen lassen könnten bis zu der Zeit, da ihre Anlagen und Neigungen eine klarere Entscheidung über den zu erwählenden Lebenslauf verstatteten? Jede Anordnung, welche eine frühere Fachbestimmung nöthig macht, ist ein pädagogisches Unrecht gegen die freie Prüfung der Geister.

Und unfehlbar hat diese vorzeitige Scheidung der Geister eine für die Gesamtbildung nachtheilige Einseitigkeit im Gefolge. Die Vertheilung der modernen und altklassischen Bildungsmittel auf verschiedene Anstalten macht beide zu Fachschulen, deren Princip der Utilismus wird. Die Schüler der Gymnasien lernen dann Latein und Griechisch, weil sie es brauchen, und die

Schüler der Realschulen treiben neuere Sprachen, Mathematik und Physik, weil sie es brauchen. Bei beiden Anstalten kommt dann nicht mehr der innere Bildungswert der Unterrichtsdisciplinen in Betracht, sondern der äußere Nutzen. Bei solcher Entwicklung würde es bald dahin kommen, daß die Realschulen, wie ja mehrfach bereits gefordert wird, das nutzlose Latein ganz von ihrem Lehrplan streichen würden, und daß die Gymnasien unter dem Einfluß des schon vorhandenen Rufes nach Concentration des Unterrichts noch exclusiver philologisch würden als sie es schon sind, daß sie noch weniger Neigung zeigen würden, dem mathematischen und physischen Unterrichte die gebührende Beachtung zu schenken. Solche Entwicklung unseres Schulwesens aber könnte nur zum Unheil der Gesamtbildung unseres Volkes ausschlagen. Wir erhielten durch sie Menschen von zweierlei Art höherer Bildung. Die Einen wären ausgerüstet mit historischem Sinn für die Grundlage unserer ganzen abendländischen Cultur, wären befähigt im Zurückgehen auf die unvergleichlichen Quellen dieser Cultur sich ideale Freuden höherer Art zu schaffen, aber ihnen fehlte das rechte Verständniß für die Welt, in der sie leben, für die Natur, die sie umgibt. Die Anderen dagegen würden dieses moderne Verständniß haben und die unstreitig auch mit ihnen verbundenen idealen Freuden der Erkenntniß und Schönheit genießen; aber ihnen mangelte der rechte Sinn für das Werden der menschlichen Gemeinschaft und die Fähigkeit manches Schöne zu genießen, das nur in der klassischen Welt des Alterthums erschienen ist.

Eine wahrhaft humane Volksbildung ist nur durch eine richtige Vereinigung beider Bildungswege zu erlangen. Unsere Gymnasien hatten eine Zeit lang das Bestreben diese Vereinigung darzubieten und wir verdanken diesem Bestreben den derzeitigen guten Stand unserer höheren Volksbildung. Neuerdings aber haben philologische Einseitigkeit im Bunde mit falschen pädagogischen Maximen das Ihrige gethan, um Zweifel an der Nichtigkeit dieses Bestrebens zu verbreiten. In Ueberschätzung der formal bildenden Kraft der alten Sprachen wird mit irriger Hintansetzung, wenn nicht gar mit geringschätziger Vernachlässigung anderer Disciplinen das ganze Schwergewicht des Unterrichts auf die den alten Sprachen gewidmeten Lehrstunden gelegt. Und innerhalb dieser Beschränkung wird noch obendrein über dem Formalen vielfach der Geschmack an dem herrlichen materialen Inhalt des klassischen Lebens nicht geweckt, sondern geradezu für immer zerstört, so daß in der That immer häufiger Zweifel aufstauen konnten, ob denn auch die früher wohl mit Recht gerühmte Gymnasialbildung noch immer Sonnenlicht genug darbiete zur Reifung guter Früchte, wie sie dem Geschmack unsrer Zeit genießbar sein möchten. Diesen berechtigten Zweifeln gegenüber sind viele Gymnasialfreunde geneigt das zunehmende Mißrathen der Gymnasial-

studien gerade aus den Concessionen zu erklären, welche die Gymnasien den neueren Bildungsansprüchen der sogenannten realen Wissenschaften gemacht haben. Sie verlangen deshalb wieder die alte Concentration des Unterrichts, Rückkehr zum alten Einerlei, zur formal philologischen Exklusivität. Sie berufen sich dabei auf den pädagogischen Grundsatz, daß Uebung in Vielem die Geisteskräfte schwäche, dagegen rechte Uebung in Einem dieselben zu Allem stark mache.

In solcher Anwendung beruht nach meiner Ueberzeugung dieser Grundsatz auf einem psychologischen und pädagogischen Irrthume. Die sich entwickelnden Geister bedürfen gerade einer vielseitigeren Anregung, durch solche allein kann die richtige Prüfung und Entscheidung ihrer Neigungen und Anlagen vorgebildet werden. Bevor diese Entscheidung getroffen ist, bringt jede einseitige Beschäftigung dem Geiste Ermüdung nicht Stärkung, erweckt Abneigung nicht Theilnahme. Die Concentrirung der Kraft in Einem ist am Plage bei dem späteren Verlaufe der Berufsbildung. Die Schule aber hat die Aufgabe durch vielseitigere Anregung die Geister prüfend zu wecken, sie dadurch zur mannichfaltigen späteren Berufsentscheidung ebenso vorzubereiten wie zum Verständniß des alle getrennten Interessen umschlingenden Bandes einer gemeinsamen Menschenbildung.

Das Entfernen von dieser Aufgabe hat den Gymnasien die wachsende Ungunst unserer lebensfrischen Zeit zugezogen. Die philologische Exklusivität der Gymnasien ist der einzige Grund für das Aufkommen der Realschulfrage. Können die Gymnasien von dieser pädagogischen Einseitigkeit nicht lassen, dann ist die Zulassung getrennter Bildungswege durch Gymnasien und Realschulen ein nothwendiges Uebel geworden und man thut Recht auch die damit verbundenen Folgen zuzulassen. Wem aber daran liegt, unserer Jugend den Segen einer einheitlichen höheren Vorbildung zu erhalten oder vollauf wieder zu geben, der muß, so lange er noch glaubt die Ausführbarkeit solcher einheitlichen Vorbildung erweisen zu können, jeder Förderung weiter gehender Scheidungen widerstehen, der muß, wie dies verschiedene akademische Gutachten gethan haben, auf eine zeitgemäße Reform der Gymnasien dringen, damit die Realschulen erster Ordnung keinen Grund mehr haben da zu sein.

Jürgen Bona Meyer.

Die Germanistenversammlung in Lübeck von 1847.

Große Ereignisse, wie Deutschland sie in den letzten Jahren erlebte, vollziehen sich nie in einem Volke, ohne die Stadien der Versuche, der Mißgriffe, der

fehlgeschlagenen Kämpfe durchlaufen zu haben. Als ein solches Stadium, in der die jetzt erlangte Einheit vorbereitet, ja geradezu Bahn für dieselbe gebrochen wurde, ist auch die 48er Bewegung anzuerkennen. Um die ideale Seite derselben, den inneren Gehalt zu würdigen, worin sich gerade ihre Verwandtschaft mit den Begebenheiten der jüngsten Zeit offenbart, muß man mitunter noch weiter zurückgehen und das Programm der Revolution, wie es ungetrübt von den Verirrungen bei Durchführung desselben zu Tage liegt, untersuchen. Von diesem Gedanken geleitet wird man gerne den Blick zurücklenken auf die nunmehr vor einem Vierteljahrhundert in den letzten Septembertagen des Jahres 1847 gehaltene Versammlung der Germanisten in Lübeck, in der nicht nur die wissenschaftlichen Koryphäen des nachmaligen Frankfurter Parlamentes tagten, sondern auch die Wege zur Einigung des zerspaltenen Vaterlandes in kräftigen Umrissen und besonnener, als es später in der Nationalversammlung geschah, vorgezeichnet wurden.

Die Idee der Germanistenversammlungen war angeregt durch Vorgänge auf dem Gebiet der Naturforschung und klassischen Philologie, deren Vertreter schon seit einer Reihe von Jahren zu gemeinsamen Besprechungen im Interesse ihrer Wissenschaft sich zusammengefunden hatten. Im September 1846 erging eine Einladung an die Männer, die sich der Pflege des deutschen Rechts, deutscher Geschichte und Sprache ergeben, sich zu Frankfurt a. M. zu versammeln. Der Aufruf, dessen erster Gedanke von Prof. Meyscher in Tübingen ausgegangen war, trug die Unterschriften der bedeutendsten Männer in diesen Fächern, die Namen der Brüder Grimm, Dahlmann, E. M. Arndt, Mittermaier, Uhland u. A., und fand überall im deutschen Reiche lebhaften Anklang. Fast 200 Gelehrte trafen zur festgesetzten Zeit in Frankfurt ein. Man beschäftigte sich mit der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, mit Vorschlägen, dem germanischen Recht gegenüber dem römischen mehr Eingang in Deutschland zu verschaffen, mit der Erhaltung der deutschen Nationalität auch außerhalb der deutschen Bundesstaaten u., und setzte Commissionen zu diesen Zwecken ein, man hielt sich aber geflissentlich fern von dem politischen Gebiete und lehnte unter anderem es mit richtigem Takte ab, die von einem Redner vorgeschlagene gemeinsame Erklärung abzugeben, die Versammlung erachte nach den neusten Vorgängen den Herzog von Sonderburg-Augustenburg für allein successionsberechtigt in Schleswig-Holstein. Man trennte sich schließlich mit der Verabredung, sich im nächsten Jahre in Lübeck wiederzusehen.

Diese zweite Germanistenversammlung ist es, deren Erinnerung wir in diesen Blättern auffrischen möchten. Dieselbe trug von vornherein einen bewegteren und bedeutsameren Charakter als die Frankfurter. Die wissenschaftlichen Ergebnisse zunächst waren außerordentlich fruchtbringend. Nament-

lich hatten die eingehenden Besprechungen über den Werth der Geschwornengerichte, zu deren Gunsten die Versammlung ihr Votum abgab, den praktischen Erfolg, daß fast alle deutsche Regierungen sich ernstlich mit der Frage beschäftigten und in ihrer Mehrheit das Institut adoptirten. Ferner hatten sich diesmal auch eine große Anzahl römischer Rechtslehrer eingefunden, und beschlossen Germanisten und Romanisten, sich einmüthig die Hand zu reichen, um ein wahrhaft nationales Recht in Deutschland zu schaffen. Ein weiterer wichtiger Schritt geschah dadurch, daß Anträge angenommen wurden, wonach künftig die Einladungen zur Germanistenversammlung, um den Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung zu tragen, auch auf deutsche Staatskunde und Statistik ausgedehnt werden sollten. Vorträge endlich über das nationale Element in der Geschichte der Hanse, über die Colonisirung fremder Länder durch Deutsche, über die Einführung eines allgemeinen deutschen Bürgerrechtes, über die Entwerfung eines Gesetzbuches für ganz Deutschland deuteten klar darauf hin, was die Gemüther in jenen Tagen vor allem bewegte. Obgleich die Versammlung auch jetzt alle politischen Rundgebungen sorgfältig vermied, so klang doch aus allen Reden oft unbewußt der Gedanke, daß die Wissenschaft andere Aufgaben habe, als für eine kleine Schaar auserwählter Gelehrter Wahrheiten an den Tag zu fördern, daß sie sich vielmehr dem Leben zuwenden müsse, auf nationaler Basis ruhen, dem Volke ihre Schätze mittheilen, um den Geist desselben zu bilden, um es zu erinnern an die gemeinsame Sprache, an die in Leiden und Siegen gemeinsame Geschichte der deutschen Stämme, und es so vorzubereiten und hinzuführen auf das Endziel aller Bestrebungen: auf die Einheit des Vaterlandes.

Dieser vaterländische Standpunkt hob den Germanistentag weit empor über das Niveau einer wissenschaftlichen Versammlung und machte denselben zu einem politischen Ereigniß von der größten Tragweite. Welchen Eindruck mußte es nicht in den deutschen Gauen machen, wenn dort von Männern, auf die das ganze Volk mit Stolz und Verehrung blickte, auf die Nothwendigkeit einer Aenderung in den deutschen Verhältnissen hingewiesen wurde, wenn man die Finger in die Wunden legte und ausrief: Wie steht es mit der Zolleinheit, die uns der Artikel 19 der Bundesakte verspricht? Einheit im deutschen Postwesen — Schande, daß wir sie nicht haben — gemeinschaftliche deutsche Consulate im Auslande — Schande, daß wir sie nicht haben — eine deutsche Flagge — wir verlangen sie und deren Schutz gegen Unbill!*) Hier erscholl auch zuerst der Ruf nach dem „was die Zukunft bringen soll, was wir keinen Anstand nehmen in einem Kreise deutscher Männer zu nennen: ein deutsches Parlament“. Diese Forderungen wurden

*) Rede des Prof. Wurm in den gedruckten Verhandlungen der Germanisten.

ausgesprochen ohne jeden Gedanken an revolutionäre Mittel. Man hoffte auf den Patriotismus der Regierungen, wenigstens einzelner Regierungen, welche die Forderungen der Wissenschaft und die Wünsche des Volks befriedigen sollten. Man erwartete, daß vor der großen Idee der Einheit und Wohlfahrt des Vaterlandes die Gegensätze der politischen Parteien schwinden würden, wie in der Versammlung selbst die widerstreitenden Ansichten der Germanisten und Romanisten diesem höheren Ziele sich untergeordnet hatten. Wie eine staatliche Einigung Deutschlands zu bewirken sei, darüber machte man sich vorläufig keine Gedanken, viele waren sogar der Meinung, dieselbe sei überhaupt nicht wünschenswerth, und hielten es für ein Glück, daß die verschiedenen Interessen in verschiedenen Staaten gewahrt würden. So rief Wächter aus: „Die wahre Einheit liegt in der Uebereinstimmung alles Materials, was in Deutschland auf unser Leben einwirken kann. Hier wollen wir nach wahrer Einheit streben, nach Einheit von Maß und Gewicht, nach Einheit in unsern Handelsverhältnissen, nach Einheit in unsern Zollverhältnissen und endlich nach Einheit in unserem Rechte. Wenn wir das große Ziel erreicht haben, daß ein Gesetzbuch im Straf- und Privatrechte herrscht, dann Friede zwischen Germanisten und Romanisten, dann wird der Gegensatz durchaus fortfallen, und dazu wollen wir die Hand bieten, daß wir nach diesem Ziele streben, und den Frieden nicht bloß zwischen Germanisten und Romanisten herzustellen, sondern um die heißesten Wünsche unseres Vaterlandes zu befriedigen und den Tag seines wahren Wohles kommen zu sehen.“

Man sieht, daß in dieser Versammlung wenigstens das Wort „deutsche Einheit“ keine Phrase war, und daß man einen ganz praktischen gesetzmäßigen Weg einschlagen wollte, dieselbe allmählich herzustellen. Man überschätzte nur — wie es unter solchen Umständen erklärlich war — den Antheil, welchen das deutsche Gelehrtenthum an dem Einigungswerke haben konnte, und unterschätzte auf der andern Seite die Elemente des Widerstandes. Es wurde unter den Germanisten keine Stimme laut, welche die Gefahren ahnen ließ, die von der extremen linken Seite des späteren Frankfurt Parlamentes dem Vaterlande drohen sollten, die patriotischen Gelehrten, die Männer der Wissenschaft und des Rechtes ließen sich nicht träumen, welche unlauteren Bestrebungen unter dem Deckmantel der Vaterlandsliebe und Einheit zum Vorschein kommen würden, und zu welchen Excessen die unteren Schichten des Volkes durch einseitige Betonung von den Rechten des Volkes gereizt werden könnten. Ebenso sehr täuschte man sich über die Haltung, welche die einzelnen Regierungen und die mächtigen hochkonservativen Kreise an den Höfen einer nationalen Einheitsbewegung gegenüber einnehmen würden. Dieselben spotteten über die Professoren, über Schulweisheit und theoretische

Hirngespinnste, statt sich der sehr realen Macht der Intelligenz und Wissenschaft zur Befestigung ihrer Throne gegen den Anprall der Revolution und zur Verständigung mit ihren Unterthanen zu bedienen. Dieser doppelte Irrthum über das Entgegenkommen in den höheren und über das Verständniß in den unteren Kreisen hat sich auch bei den Handlungen und Beschlüssen des späteren Parlaments als verhängnißvoll und unheilbringend erwiesen.

In der Germanistenversammlung selbst gab man sich diesen Illusionen, welche die Folgezeit so grausam enthüllte, mit ungetrübter Freude hin. Man war dort unter sich und hatte weder die Ausschreitungen einer radikalen Linken noch die Wühlereien einer reaktionären Rechten zu bekämpfen. Es war im wesentlichen die sogenannte Mittelpartei der 48er Nationalversammlung, welche damals in der reformirten Kirche zu Lübeck tagte, wir sehen in ihren Reihen dieselben Männer, welche sechs Monate später die Nation auf dem Gange zur Paulskirche grüßte. Hier, wo man sich noch nicht auf dem Felde der praktischen Politik bewegte, noch nicht in Berührung kam mit den widerstrebenden thatsächlichen Verhältnissen, die schließlich nur die Schärfe des Schwertes zu überwinden vermocht hat, zeigten sich der ideale Schwung und die Herrschaft des sittlichen Geistes, welcher die Anfänge der 48er Revolution im Gegensatz namentlich zu der französischen charakterisirte, auf wahrhaft glänzende Weise. Wer mag es tadeln, daß in einem Kreise von Männern, der so viel Wissen, Scharfsinn, Arbeitskraft, Lauterkeit der Gesinnung und Hingebung an das Vaterland in sich vereinigte, eine Täuschung Platz griff über die Macht der Idee, und daß man die Welt, wie sie war, mitunter vergaß über die Welt, wie man sie wünschte? Der Zug frischen Lebens, der durch die Versammlung ging und den Staub des Gelehrtenthums von ihr nahm, so daß sie sich fühlte als Vertreterin einer großen nationalen Partei, trug die einzelnen über die Alltagsstimmung weit empor und ließ sie hoffen, das ganze Volk nach sich zu ziehen auf diese sonnigen Höhen der Begeisterung. Man macht sich in unseren Tagen schwer eine Vorstellung von der etwas überschwänglichen Stimmung, von dem patriotischen Klausche, der in dieser Zeit die Gemüther ergriffen hatte. Und es war kein schnell verflackerndes Strohfeuer des Enthusiasmus, das seinen Schein in die Versammlung warf, wie so oft bei den Säger- und Schützenfesten, sondern man war sich neben der Kühnheit des Wollens der soliden Kraft des Könnens bewußt, man hatte seine Ueberzeugungen durch ernstes Studium, durch lange schwere Jahre der Arbeit sich erworben, man hatte feste Ziele im Auge, und schlug bestimmte Wege ein, diese Ziele zu erreichen. Daher ward bei allem Schwunge der Gedanken eine gewisse Mäßigkeit des Ausdruckes und der Gesinnungen gewahrt. Es erklangen keine Tiraden über Knechtung des Volkes oder Tyrannei der Fürsten, der Name „Re-

publik", der sich so unheilvoll der 48er Bewegung ausprägte, blieb ungesprochen unter den Germanisten: eine gewaltsame, politische Umwälzung lag der ganzen Sinnesart dieser Männer überaus fern. Die große Zukunft, welche Deutschland erblühen sollte und erblühen mußte, dachte man sich als die Frucht der Uebereinstimmung der deutschen Fürsten und Völker, die sich zu gemeinsamem friedlichen Wirken die Hände reichen sollten. Diese schöne Zuversicht, welche in einer etwas sentimentalen Auffassung der Verhältnisse wurzelte, hat sich freilich als gründliche Täuschung herausgestellt, doch sollten wir uns hüten von der Höhe der gemachten Erfahrungen herab hochmüthig darüber abzuurtheilen. Es wird das unbestreitbare Verdienst der Germanisten bleiben, daß sie schon im Jahre 1847 die Forderungen nach Freizügigkeit, nach einer gemeinsamen Gesetzgebung, nach Einheit in den Zoll- und Handelsverhältnissen aufstellten, und mehr als das, an der Erreichung dieser Forderungen mit wissenschaftlichem Ernst gearbeitet haben. Jetzt wo wir diese und noch manche andere Güter erlangt haben, wo wir in dem fest eingefügten Bau der deutschen Einheit die Bürgerschaft besitzen, was uns noch fehlt — wie ein gemeinsames deutsches Privatrecht — gleichfalls zu schaffen, sollten wir dankbar sein gegen die, welche auf diesen Gebieten in ungünstigeren Zeiten unter dem Druck überwundener Vorurtheile uns vorgearbeitet haben.

In den 25 Jahren, die zwischen heute und jenen Septembertagen der Germanistenversammlung liegen, hat der Tod unter den Mitgliedern derselben reiche Ernte gehalten. Dahlmann, Jacob und Wilhelm Grimm, Mittermaier, Gervinus u. A. sind nicht mehr. Die überlebenden Mitglieder aber, unter denen statt vieler nur Wächter, Blume, Mommsen und Jhering genannt sein möchen — Namen, auf die die deutsche Wissenschaft stolz ist! — werden sich der dahin geschiedenen Genossen und der hoffnungsvollen Tage des Zusammenseins im alten Lübeck gerne und freudig erinnern. Lebende und Todte aber theilen sich in den Dank des Vaterlandes, das über dem Glanz frischen Kriegsrühmes derer nicht vergessen wird, die in friedlicher Geistesarbeit für seine Größe und für seine Einheit gewirkt haben.

Nich. Krauel.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die Pfälzer ein Vorbild der Elsässer. Aus Baden. -- Schön ist das Land jenseit dem Rhein! Von den viel umstrittenen und umworbenen Ländern hat wohl kein zweites es so um seiner selbst willen verdient, wie

das Land von oberhalb Mainz bis nach Basel hinauf. Zwar hat die Natur nicht über das ganze Land die Fülle ihrer Gabe ausgeschüttet. In dem vom Rhein abliegenden Hinterland scheint sie hier und da fast wieder haben einbringen zu wollen, was sie im Rheinthale so reichlich, überreichlich gegeben. Die Winde, die dort dem Wanderer entgegenwehen, sie erinnern nicht immer an Gegenden, in deren Nähe so feuriger Wein wächst. Was die Natur aber dem Land versagt, oder was sie ihm nur zum Theil gewährt, das hat sie dafür den Bewohnern ganz gegeben. Es ist ein bestbegabtes lebenswürdiges Völkchen, das jenseits des Rheins in die Vogesen hinein lebt und strebt, schafft und arbeitet, singt und trinkt.

Unangenehme Dinge von ehemals aufzufrischen, thut selten gut. Heute dürfen wir schon einmal vorübergehend der Zeit gedenken, wo die Pfalz um ihrer selbst willen als kein sicherer nationaler Besitz galt. Ist es denn überhaupt so lange her, daß von den französischen Sympathien der Pfalz fast wie von etwas Unabänderlichem gesprochen, daß sie für einen Heerd republikanischer Gesinnungen gehalten wurde? Es gehört zu unsern eigenen Erinnerungen, die doch nicht gerade so weit hinaufreichen, daß wir in der Pfalz mit bedenklicher Vorliebe von Frankreich reden hörten. Der Stolz auf die überkommenen französischen Einrichtungen war vielleicht noch größer oder ebenso groß wie am Niederrhein. Wenn man aber die Vorzüge der Einrichtungen sich auseinandersetzen ließe, wollte es immer klingen, als ob ihr Hauptvorzug doch der sei, daß es französische Einrichtungen seien.

Wie ganz anders ist das und wie rasch ist es anders geworden! Wann der Umschwung sich vollzog, darüber steht uns kein sicheres Urtheil zu. Gewiß ist, daß der Feldzug den Umschwung als fertige Thatsache vorfand. Vielleicht geht man nicht fehl, dem Jahr 1866, das überall im Süden das nationale Vorurtheil gegen den Norden brechend der rechten Einsicht die Wege ebnete, Umstimmung und Umkehr zuzuschreiben. Möglich, daß schon die vorangehenden Jahre wie in ganz Deutschland einwirkten. Ohne das Wann und Wie weiter ergründen zu wollen, lassen wir uns am Das genügen, an dem freudigen Bewußtsein, daß der deutsche, daß der Reichsgedanke in der Pfalz wie nur irgendwo zwischen Rhein und Weichsel lebt, ja vielleicht bei der leicht beweglichen Volksart unter der frischen Nachempfindung der überstandenen Gefahren kraftvoller als in entfernteren Theilen des Reichs lebt.

Wenn wir diesen Stimmungswechsel der Pfalz überblicken, wie regte sich da nicht eine gewissere Hoffnung für die gleiche Wandelung der Elsäßer? So vieles Erschwerende hier hinzutritt, der Untergrund ist ein und derselbe, beiden gemeinsam. Mögen sich für den schärferen Beobachter nicht weniger Unterschiede ergeben als auf der anderen Rheinseite zwischen Ober- und Unterland, es sind immer nur Unterschiede der einen Volksart. Was die

Pfälzer einst hinzog zu Frankreich, ist das nicht dasselbe, was die Elsässer gegenwärtig noch nach Frankreich hinblicken läßt? Und was die Pfälzer gegenwärtig zu Deutschland hinzieht, was sie an das Reich für alle Zeit fesselt, ist das nicht dasselbe, was einst die Elsässer zu Deutschland hinziehen und an das Reich auch, so Gott will, für alle Zeit fesseln wird? Der Großstaat zog die Pfälzer zu Frankreich: die Erinnerungen an ihn leben heute in den Elsässern nach; der nationale Großstaat zieht die Pfälzer zu Deutschland, er wird und muß die Elsässer uns wiedergewinnen lassen. Aus der Vorliebe für große Verhältnisse, für die größere Ungebundenheit, für die freiere Bewegung, wie sie der Großstaat gewährt und gestattet, leiten wir die staatliche Art der Pfälzer und Elsässer her, ihr müssen wir auch die republikanische Neigung beimessen, die jene früher, diese noch neuerdings zeigten.

Das französische Staatswesen, auf das wir heute mit einer gewissen Geringschätzung hinzusehen pflegen und das doch in diesen ungünstigsten Zeiten der wankenden Nation neuen Halt giebt, hat durch das System der Centralisation eine vielfach gefährdende Ausbildung erhalten. Mit dem oftgebrauchten Schlagwort wird indeß an sich wenig gesagt, vielleicht erzeugt es mehr Mißverständniß als Verständniß. Man verbindet mit ihm die Vorstellung, daß alles von unten nach oben schematisch geregelt sei und alles schematisch behandelt werde, daß alles einem Willen gehorche und von einem Willen abhängen. Der Minister, so hat man es ausgedrückt, zieht in Paris, und auf den einen Zug bewegen sich in ganz Frankreich so und so viele Arme in der vorgeschriebenen Weise. Wir sagen nicht, daß das System der Centralisation nicht so sei und es nicht so wolle; allein System und Wirklichkeit stehen sich häufig, und auch in Frankreich, gegenüber. Die Provinz soll nicht selbständig sein, aber sie ist es weit mehr als wir in Deutschland glauben. Es mag in Frankreich viel, in manchen Beziehungen zu viel regiert werden, in andern Beziehungen wird wieder zu wenig, wird vielleicht gar nicht regiert. Der Fehler der Centralisation ist eben, daß der eine Wille, von dem alles ausgehen soll, die Tausende und aber Tausende von Willen wohl lahm zu legen, aber nicht gleichmäßig oder vielmehr so, wie es gerade am einzelnen Ort nothwendig, zu beleben vermag. Der Vorzug der Selbstverwaltung ist, daß vieles aus freiem Antrieb, ohne Geheiß von oben, geschieht, mag auch das Beharrungsvermögen oft größer, bedenklich viel größer sein, als Freunde und Verehrer der Verwaltungsform zugestehen und zugestehen wollen.

Bemerkungen, wie diese, haben unleugbar manches Nützliche, stützen sie sich doch auf persönliche Eindrücke und Anschauungen, die bei allem Bemühen nach klarer Erkenntniß keinen Anspruch auf unbedingte Zuverlässigkeit erheben

dürfen. Wir vermögen indes Beispiele anzuführen, welche die Bemerkungen bestätigen. Ein Land und Leute von früher kennender Beamter, der bald nach der Besetzung des Elsasses länger dort verweilte, erzählte uns, wie groß sein Staunen über die Verwaltungszustände, die er getroffen, vielfach gewesen. In diesem und jenem sei vortrefflich gesorgt gewesen, in andern Dingen habe es an allem gefehlt, und nach seiner Ansicht trage daran die Centralisation die Schuld. Der Präfekt könne das Departement nicht übersehen (man denke dabei an die häufigen Präfektenwechsel!), der Unterpräfekt kümmerge sich nicht, der Maire thue nichts ungeheißt, und so bleiben die einfachsten Sachen, für die es vielleicht nur einer raschen Anordnung bedürfe, ungethan. Unser Gewährsmann fügte hinzu, und die Berichte aus dem Elsaß wiederholen dies, daß wenigstens die Landleute für die emsigere, sorgsamere, treuere deutsche Verwaltungsweise durchaus nicht unempfindlich zu sein schienen.

Ein Beispiel anderer Art stieß uns selbst auf. In Baden spielen die Gemeindevermögen eine große Rolle. Die Gemeinden haben Waldungen, Ländereien, deren Nutzung und Nießbrauch den Bürgern zustehen. Es sind altüberkommene Verhältnisse, an denen der Einzelne, wie begreiflich, mit zäher Anhänglichkeit hängt, die aber die Freizügigkeit mit ihrer die alten Gemeindefranken niederreisenden Wirkung ernstlich in Frage stellt. In Norddeutschland ist der Uebergang häufig schon vollzogen. Die Verwaltung hat dort für ihre Aufgabe gehalten, die alte Gemeinde mit starker Hand zu vernichten. Es war für uns von Interesse zu erfahren, wie die französische Verwaltung im Elsaß vorgegangen sein möge, das die Freiheit der Niederlassung seit so langer Zeit kennt. Ein solcher Vergleich veranschaulicht das Gegensätzliche des Wesens oft besser als die Vergleichung der leitenden Anschauungen und Bestimmungen. Welche Ueberraschung empfanden wir, als wir ein Buch zur Hand nahmen und sahen, daß die Dinge anscheinend fast in alter Weise fortbestehen! Die französische Verwaltung hat die französische Gemeindeverfassung eingeführt, daneben hat sie die alten Gemeinden, deren Wesen und Verhältnisse dem französischen Sinn nicht besonders leicht eingegangen zu sein scheinen, erhalten. Ueber das Zweckmäßige oder Unzweckmäßige des Verfahrens haben wir hier nicht zu urtheilen. Wir geben den Fall zum Beleg dafür, wie die französische Centralisation in der Wirklichkeit sich wesentlich anders ausnimmt, als auf dem Papier. Wird nicht so mancher, der diesen Dingen näher steht, ein viel weniger zurückschaltendes oder ein viel mehr praktisches Verfahren erwartet haben?

Wir kommen damit zu dem Punkte, den wir zu berühren wünschten. Dieser und Jener wird sich nicht nur wie gesagt über den Fall französischer Verwaltungspolitik wundern, sondern auch mit einem leichten Zusammen-

ziehen der Faust denken und sagen, daß die deutsche Hand nicht so schonend zugreifen werde. In Norddeutschland namentlich trifft sich noch immer nicht gerade selten die Meinung, daß der beste Meim auf verwalten — den Stock halten sei. Wie aber, wenn die französische Verwaltung in jenem Fall die höchste Verwaltungskunst, die der Individualisirung, geübt, sie bewußt geübt hätte? oder auch, wenn sie sie hätte üben müssen?

Wir sagten Pfälzern und Elsässern die Vorliebe für große Verhältnisse nach und wir führten auf diese Vorliebe für die größere Ungebundenheit und die freiere Bewegung des Großstaats ihre staatliche und auch die republikanische Neigung zurück, die sich bei ihnen theils früher theils nur eben erst fand. Es liegt aber in der menschlichen Natur, im Begehren nach der Aenderung von Zuständen leicht über das Maß des Nöthigen und Nothwendigen hinauszugehen. Man verlangt nach einer anderen Regierungsform und eine Aenderung der Regierungspolitik genügt, um alle vernünftigen Wünsche zu befriedigen. Oder man zweifelt an der Verbesserungsfähigkeit der Regierungsform und eine Umbildung derselben reicht hin, um den gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Es gilt da eben der staatlichen Neigung des Volkes nachzugehen. Wie durch ihre Befriedigung der Volkssinn leicht umgestimmt wird, hat die Pfalz deutlich gezeigt. Für die reichsländische Regierungspolitik schiene es deshalb ein natürlicher Hebel, der staatlichen Neigung der Elsässer die rechte, und ihr womöglich mehr Befriedigung als zu französischen Zeiten zu gewähren. Das Wollen ist, wir zweifeln nicht, in Straßburg ebenso wie in Berlin und Barzin vorhanden. Wird das Vollbringen des Guten gefunden werden?

Fürst Bismarck hat das Wort gesprochen, daß die Elsässer erst wieder Elsässer, und dann wieder Deutsche werden sollen. In dem Wort liegt, wenn es nur recht verstanden wird, der rechte Gedanke. Die Elsässer sollen wieder Elsässer werden, dazu gehört, daß sie sich in ihrer Volksart unbeengt und unbeschränkt fühlen und fühlen können, daß ihnen nichts anezogen werden will, was ihrem Wesen widerspricht. Dazu gehört, daß man sie nimmt, wie sie sind, und daß man sie als das verwerthet, was sie werden können. Pommern und Preußen wird man nie aus ihnen schnipen. Wenn man das will, würden die Elsässer wieder werden oder bleiben, was man sie nicht sein und bleiben lassen darf — Franzosen. Es ist sehr einfach, was wir sagen und es kann sehr überflüssig scheinen, daß wir es sagen. Niemand wäre froher wie wir, wenn es in der That sehr überflüssig wäre.

Daß der pfälzisch-elsässische Boden Männer, die im Dienste der Nation wirken, hervorzubringen vermag, dafür bürgt der überall theure Name Ludwig Häuffer's. Mehr wie aus anderen deutschen Ländern darf in Folge der Verhältnisse die Nation wahrscheinlich aus den linksrheinischen oberen Grenz-

ländern noch erwarten. Wenn das Leben erst wieder heraufgekommen, das einst Erwin begeisterte und Guttenberg erfüllte, das Geiler von Kaisersberg reden und Brant dichten ließ, wer zweifelt, daß da auch Männer erstehen, die die höchsten Interessen der Nation zu vertreten und zum Ausdruck zu bringen wissen? Wie fern oder wie nahe diese Zeit, das kann Niemand sagen. Blicken wir auf die rasche Wandlung der Pfälzer und auf den beschleunigten Gang aller Dinge in unseren Tagen, scheint es keine unmögliche, vielleicht nicht einmal eine allzu kühne Hoffnung, daß die Tage noch unsere Tage sind.

Die Wahlcampagne (III); Philadelphia, Baltimore, Louisville. Vom Eriesee. — Die Nomination Greeley's und Brown's in Cincinnati hatte Keinen zufrieden gestellt, ausgenommen die Leute, welche die „liberale“ Bewegung zu selbstfüchtigen Zwecken nach dieser Richtung verpfuscht hatten. Die besseren und ehrlichen Elemente der Reformbewegung erschlafften und hielten sich in einer schweigsamen, reservirten Stellung; sie wollten die Volksstimmung ergründen, wollten das unbeeinflusste Urtheil des Landes hören. Mittlerweile war die republikanische Partei wieder zu sich gekommen. Die Leiter derselben erkannten auf der Stelle die fürchterliche Waffe, welche die Liberalen selbst ihr durch die Nomination Greeley's in die Hand gegeben. Die republikanische Nationalconvention war auf den 6. Juni nach Philadelphia ausgeschrieben, und es gab zur Erhaltung und Kräftigung der Partei nur ein Mittel, die Wiedernominirung Ulysses S. Grant's. Um diese Wiedernomination zu verhindern, welche die republikanische Partei selbst nicht wünschte, gab es Anfang Mai noch zwei Wege. Entweder hätte die Cincinnati-Convention überhaupt keine Nomination machen, sondern sich darauf beschränken müssen, eine ansehnliche Anzahl Delegaten nach Philadelphia zu schicken, um das politische Glaubensbekenntniß nach der Sachlage der politischen Fragen zu modificiren und die Nomination eines besseren und fähigeren Candidaten, als Grant, zu bewerkstelligen, oder aber die Cincinnati-Convention hätte die Nomination Adams's erzwingen müssen. In dem einen wie dem andern Falle hätte die Philadelphia-Convention sich ihrer Vorgängerin, der Cincinnatier, logischer Weise fügen müssen; die republikanische Partei wäre geeinigt worden und es gäbe heute nur einen Candidaten im Felde, Charles Francis Adams. Anfang Juni aber, mit der Nomination Greeley's vor Augen und der Verpfuschung der Reformbewegung an der Hand, war die republikanische Partei aus reinem Selbsterhaltungstrieb zur Renomination Grant's moralisch getrieben. Diese geschah durch Acclamation mit ungeheurem Enthusiasmus. Zum „Stellvertreter“ wurde ihm nicht wieder Schuyler Colfax, sondern Henry Wilson von Massachusetts beigegeben, und

zwar aus wohlbegründeten Ursachen. Wilson's College aus Massachusetts im Bundessenat hat durch seine taktlosen, persönlichen Angriffe auf den Präsidenten sich ganz besonders den Born der republikanischen Partei zugezogen, und um den alten Senator so recht die Verachtung seiner Partei fühlen zu lassen, wurde seinem jüngeren Kollegen und Landsmanne der nächst höchste Posten in der Republik angetragen. Gibt Massachusetts sein Electoralvotum für Wilson, so ist das zugleich das größte Mißtrauensvotum gegen Sumner.

Bisher hatte nur die republikanische Partei gesprochen. Wie stand es mit der demokratischen? Diese war seit der schmählischen Entlarvung Tamman's im letzten Jahre durch und durch demoralisirt. Mit einem eigenen Candidaten im Felde war sie der Niederlage im Voraus gewiß. Sie mußte sich Bundesgenossen im Lager der Gegner suchen, und fand sie in den Liberalen. Die demokratische Presse drängte zur Indossirung der Cincinnatier Nomination, vorausgesetzt, daß Greeley im Falle seiner Erwählung sich verpflichte, das demokratische Element in seiner Proportion zu berücksichtigen, d. h. die Cabinetsmitglieder sämmtlich aus den Reihen der demokratischen Führer zu wählen und $\frac{4}{5}$ der Bundesbeute der Demokratie zu überliefern. Die „Liberalen“ mußten diese Concessionen machen, da sie die Erfahrung machten, daß die Republikaner eher von ihnen desertirten als zu ihnen aus dem alten Lager herüberkamen und daß sie ohne das Gros der demokratischen Stimmen auch nicht die geringste Aussicht auf Erfolg hatten. Die Demokraten andererseits wußten, daß, wenn sie selbständig auftreten, sie geschlagen werden, und entschlossen sich daher, den „liberal-republikanischen“ Candidaten „herunterzuwürgen“, wenn sie nur für sich die Bundespatronage sicherten, zumal da die südlichen Demokraten dazu drängten, irgend einen Candidaten zu acceptiren, unter dessen Aegide die Möglichkeit vorhanden wäre, Grant zu schlagen. Die Parole der südlichen Demokraten war, ist und bleibt: „Anything to beat General Grant!“ (Irgend etwas, um General Grant zu schlagen.)

Während die Drahtzieher der liberalen Fraktion und der demokratischen Partei diesen Schacher um die Beute zu „fixen“ suchten, machten die ehrlicheren und aufrichtigeren Elemente der Liberalen verschiedene Anstrengungen, Greeley über Bord zu werfen. Da kamen zuerst die Freihändler zu New-York zusammen, um gegen die Nomination Greeley's zu protestiren und das Cincinnatier Resultat ungeschehen zu machen. Aber ihre Zahl war eine so geringe, daß man von praktischen Schritten Abstand nahm. Dann erging ein Aufruf an die permanenten liberalen Führer durch das ganze Land hin zu einer geheimen Conferenz am 20. Juni im 5. Avenue Hotel zu New-York. Es hatten sich circa sechszig Personen von gutem Namen und Ruf

zu dieser Conferenz eingefunden, deren Verhandlungen bei geschlossenen Thüren vor sich gingen. Allein da ein großer Theil der Herren der Presse angehörten, so wurde das Resultat auf indirectem Wege doch bekannt. Es fehlte sämmtlichen dieser „Geheimräthe“, wie sie spottweise genannt wurden, der Muth. Ihre Energie hatte sich mit dem Zustandebringen der Cincinnati-Convention erschöpft, ja mehr noch überspannt. Alle erkannten die Nomination Greeley's als ein Uebel, eine Calamität an; sie verglichen Greeley mit den unappetitlichsten Arzneien, die ein Kranker herunterwürgen müsse, und Schurz ließ sich sogar soweit fortreißen, daß er erklärte, er habe nie von Greeley Reformen erwartet und könne keine erwarten. Und doch gingen die Herren rathlos und thatlos wieder auseinander, so wie sie gekommen waren. Und warum? weil die Herren sich fürchteten, nicht nur vor der Volksmeinung, sondern vor der „N.-Y. Tribune“, deren Chefredacteur Horace Greeley bis zu seiner Nomination war. Dieses Geheimniß hat Richter Hoadley von Cincinnati, einer der Väter der Cincinnati-Convention, ausgeplauscht. Um den Einfluß der „Tribune“ zu gewinnen, wurde die Tarifffrage aus der Cincinnati-Plattform beseitigt, und um ihn zu behalten, Greeley's Candidatur aufrecht erhalten.

Das Fehlschlagen der „Geheimrathskonferenz“ gab den politischen Greeleyintriganten einen neuen Ansporn. Die Delegaten zur demokratischen Nationalconvention wurden fast alle instruiert, für Greeley zu stimmen, und als der 9. Juli herankam, war man sicher, daß Greeley die Candidatur in Baltimore erhalten würde. Nun entstand aber die heilige Frage, soll die demokratische Nationalconvention Greeley's Candidatur einfach indossiren, oder ihn als ihren eigenen Candidaten nominiren? Indossirte sie ihn, so blieb Greeley das, was er ursprünglich war, ein republikanischer Candidat. Dann aber war auch die Demokratie nicht moralisch gebunden, ihn zu unterstützen, und wenn es irgend einem Häuflein Demokraten einfiel, einen demokratischen Candidaten zu nominiren, so mußte dann nothwendigerweise die Demokratie diesem den Vorzug geben. Nominirte die demokratische Nationalconvention aber Greeley als ihren eigenen Candidaten, so mußten ihn dann die Demokraten acceptiren, konnten jedoch nicht erwarten, daß Republikaner für einen demokratischen Candidaten, was Greeley, wenn er die Nomination annahm, werden mußte, stimmen würden. Dieses Dilemma machte den Leitern der Convention viel zu schaffen, bis sie sich endlich für die Nomination entschlossen. Greeley war somit auch ein demokratischer Candidat geworden. Diese Spiegelfechtereie war einleuchtend für die Leute, welche ein selbstsüchtiges Interesse in der Erwählung Greeley's haben und denen, die da wild in die Luft schreien: „Anything to beat General Grant.“ Die Demokraten jedoch, die weder das eine vorhatten, noch das andere wollten, sondern denen es

einzig um die Aufrechterhaltung ihrer alten Prinzipien und Doctrinen ging, protestirten gegen die Herunterwürgung der Greeleypille und, gewitzigt durch das Cincinnatibeispiel, erklärten sie sich sofort für die Einberufung einer neuen demokratischen Nationalconvention.

Durch diese neue Revolte bekam die Demokratie einen unheilbaren Riß. Die Demokratie war bisher immer eine der geschlossensten Organisationen. Das Alpha und Omega ihres Glaubensbekenntnisses war: „Eine demokratische Nationalconvention kann kein Unrecht thun,“ dasselbe absolutistische Prinzip, auf welchem das „Gottesgnadenthum“ der Monarchien begründet ist. Nun aber erklärte ein Theil der Demokratie, wenn auch ein verschwindend kleiner Theil: die Nationalconvention hat Unrecht gethan, ja noch mehr, sie ist ihren Principien untreu geworden, hat ihre ganze Vergangenheit verleugnet und die Partei — ausverkauft. Der so protestirende Theil besteht aus den sogenannten „Bourbonen“, dem conservativen Element, das sich auf die Unabhängigkeitserklärung stützt und das Recht der Secession noch heute anerkennt. Es sind das zwar unpraktische und schwärmerische Gesellen, aber treue und ehrliche Menschen, die lieber für ein Prinzip im offenen, ehrlichen Kampfe untergehen wollen, als dasselbe durch Heimtücke und Verrath persönlichen Interessen aufzuopfern. Allein die Frage entstand: wird dieses Häuflein einen Führer finden, der im Stande sein wird, eine Convention zusammenzubringen? Und es fand sich ein solcher Führer in der Person des ehemaligen conföderirten Obristen Blanton Duncan von Louisville in Kentucky. Dieser Mann besitzt die störrige Zähigkeit des alten Rebellenelements, den Bourbonenstolz und die Bourbonenfähigkeit. Es ist zu bewundern, mit welcher Energie dieser Mann für das Zustandekommen einer Bourbonenconvention eintrat, trotz der gehässigen Anfeindungen der liberalen, nun demokratischen Greeleypresse, welche ihn als im Solde Grant's stehend brandmarkte. Anfangs wurde diese Bourbonenrevolte mit Spott todt zu machen gesucht. Als sie aber immer größere Dimensionen annahm und das Zustandekommen der Convention gesichert war, da fühlten die Greeleyorgane eine eigene Bellemmung, da sie sich sagen mußten, daß Tausende und Tausende von Demokraten lieber ihre Stimme für einen eigenen Candidaten abgeben würden, als für den Republikaner Greeley, was sie anderenfalls hätten thun müssen, wenn kein dritter Candidat im Felde wäre. Dazu kam noch, daß die Bourbonen ihr Augenmerk auf einen Mann gerichtet hatten, der einer der achtbarsten Charaktere im Lande ist, Charles D'Conor von New-York. Dieser Mann ist der berühmteste Rechtsgelehrte in den Ver. Staaten, unbescholten und fähig über jeden Zweifel und ein treuer und standhafter Demokrat. Außerdem läßt das D' vor seinem Namen seinen irisch-katholischen Ursprung verrathen, und es war zu erwarten, daß das

große irisch-katholische Botum dieses Landes ihm zufallen werde. — Die Bourbonenconvention war auf den 3. September und nach Louisville, Ky., ausgeschrieben. Blanton Duncan war die Seele derselben und hatte richtig Delegaten aus allen Staaten zusammengetrommelt. Nach Eröffnung derselben wurde ein Brief Charles O'Conors verlesen, in welchem der New-Yorker Rechtsgelehrte die Prinzipien der Demokratie auseinandersetzte, den Verrath, den die Partei durch die Nomination Greeley's an sich selbst beging, erläuterte und die Convention aufforderte, treu und fest bei der alten demokratischen Fahne zu stehen, wenn auch keine Aussicht auf Erfolg da sei. Dieser Brief wurde sofort zur Plattform gemacht. Allein O'Conor lehnte die Nomination ab. Ungeachtet dessen wurde er nominirt und auf das Ticket als Vice-Präsidentenscandidat John Quincy Adams, der Sohn von Charles Francis Adams, gesetzt. Wird nun O'Conor acceptiren oder nicht? Die Convention ernannte ein Comité, das ihm die Candidatur antragen sollte, und juist in diesem Momente, während ich schreibe, bringt eine Depesche die Nachricht, daß Herr O'Conor bei seiner Ablehnung verharret. Die Depesche fügt aber hinzu, daß die Delegation nichtsdestoweniger erklärt habe, für ihn zu stimmen und ihre politischen Freunde aufzufordern, dasselbe zu thun. Die Herren wollen nur aus dem Dilemma befreit sein, zwischen Grant und Greeley zu wählen, welche allgemein als „zwei Uebel“ anerkannt werden. Somit werden wir jedenfalls drei Präsidentschaftscandidaten haben, und über diese selbst berichte ich Ihnen nächstens.

Der Besuch der englischen Volunteers; Sympathieen der Belgier. Aus Brüssel. — Vierzehn Tage lang war in den beiden größten Städten Belgiens von Nichts als Festlichkeiten die Rede. Die englischen Freunde, die Volunteers, waren in großer Anzahl zum Schützenfest in Gent und nachher zum Brüsseler Schützenfest, das mit den jährlichen Septemberfesten zur Feier der Erlangung der Unabhängigkeit Belgiens verbunden war, erschienen. Die Gastfreundschaft der Belgier hatte Alles aufgeboten, um jenen den Aufenthalt angenehm zu machen. Natürlich ward auch die officiële Beredsamkeit der belgischen Gemeinde-Autoritäten wie der Häupter der englischen Expedition nicht gespart. Während von der einen Seite die Dienste, die England Belgien geleistet, dankbar erwähnt wurden, ward von der anderen Seite hervorgehoben, wie nützlich solche Zusammenkünfte seien und wie nothwendig es für die freien Völker Europa's sei, zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit bereit zu sein. Nur ein Wigton machte sich hörbar, und dieser kam von einem Leitartikel der „Times“, worin die Belgier ermahnt wurden, sich keinen Illusionen hinzugeben und die zum Besuch gekommenen Volunteers nicht als officiële Vertreter der englischen Regierung oder der englischen Nation zu betrachten. Die Ermahnung war kaum nothwendig, da die leitenden Männer beider politischer Parteien in Belgien ziemlich gut wissen, woran sie sich in dieser Beziehung zu halten haben. Auch protestirte der Bürgermeister von Brüssel, welcher einer der Führer der liberalen Partei ist, gegen die Lektion. Des sehr soliden Dienstes, welchen Deutschland Belgien durch die Niederwerfung des französischen Kaiserreichs mit seinen beständigen Gelüsten nach Belgien geleistet, wurde natürlicherweise nicht gedacht. Es muß dies jedoch den Belgiern nicht besonders verdacht werden. Den leitenden Männern geht

die Gabe, die politische Lage richtig zu beurtheilen und sich ihr anzupassen, gewiß nicht ab; aber der Ursachen, warum der alte französische Einfluß noch immer gar arg herumspukt, sind nicht wenige. Die nächstliegenden will ich in Kürze aufzählen.

Der belgische politische Kannegießer hat den Glauben an die Unbesiegbarkeit Frankreichs doch noch in großem Maße gewahrt, und erklärt sich die Erfolge der deutschen Waffen eher durch alle möglichen Zufälle, als durch nationale Ueberlegenheit. In seiner tiefen Weisheit räsonnirt er daher: „Wenn wir mit den Franzosen nicht gute Freunde bleiben, wie wird es uns ergehen, wenn sie das nächste Mal die Deutschen schlagen?“ Die gänzlich französirte Erziehung der Jugend der Städte ist ein anderer Umstand, der französischem Einfluß zu Gute kommt. Aus den französischen Schulbüchern werden die falschen französischen Ideen und die gefälschte französische Geschichte von der Jugend eingesogen und bleiben Zeit lebens stecken. Auch fehlt es nicht unter den so gebildeten Beuten an tiefsinnigen Politikern, die da fest glauben, daß Deutschland nächstens versuchen wird, sich durch die Eroberung Hollands und Belgiens ein anderes Posen und ein anderes Elsaß-Lothringen nur des Vergnügens halber anzuschaffen. In welcher Art der katholische Clerus seinen Einfluß geltend macht, braucht kaum erwähnt zu werden. Dem besseren Theil der nationalen Presse, wie den Verständniß der Lage besitzenden Politikern geht es wie Faust, indem sie das Beste, was sie wissen, doch nicht lehren können, wenn sie nicht als aus dem bekannten Bismarck'schen Sedel schöpfend wollen verschrieen werden. Es wird daher wohl noch lange Zeit vergehen, bis die öffentliche Meinung aufgeklärt genug sein wird, um zu begreifen, daß es besser ist, sich an einen starken Eichenstamm, als an ein zerplittertes Rohr anzulehnen.

England hat Belgien gewiß wichtige Dienste erwiesen, und die internationalen Freundschaftskundgebungen sind daher leicht verständlich. Daß England für die Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit Belgiens Opfer bringen würde, steht fest. Bis zu welchem Grade es jedoch sie bringen würde oder könnte, ist eine andere Frage. Wie die belgische Regierung die Sache auffaßt, geht daraus hervor, daß die Hauptvorlage für die kommende Kammeression die Reorganisation der Armee und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht betrifft. Wie aber die Regierung mit dem Widerstand der Bourgeoisie fertig werden will, die beinahe so selbstüchtig ist wie die französische und zwar gern davon liest, „wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen,“ aber nicht gern dabei ist, das läßt sich jetzt noch nicht absehen. Der Kampf wird jedenfalls ein heißer sein. Für die Reorganisation des höheren Unterrichts, dessen Zustand ich vor ungefähr 8 Monaten in Ihrer Zeitschrift beschrieb, läßt sich von dem gegenwärtigen katholischen Ministerium gar nichts hoffen. Dies bleibt der liberalen Partei vorbehalten, sobald sie wieder zur Regierungsmacht kommt. Inzwischen bleibt Belgien das Land der Feste, deren Organisation wenigstens nichts zu wünschen übrig läßt, wie die Engländer aus langer Erfahrung bezeugen können.

Die französische Gesellschaft für Förderung der Wissenschaften. — Als ich Anfang März d. J. an dieser Stelle die Entwicklung der deutschen Naturforscherversammlung einer kritischen Betrachtung unterwarf, welche mir

von manchem Freunde gemüthlichen Geschehenlassens arg verdacht worden ist, sprach ich u. A. aus, es sei nicht zufällig, daß die Franzosen fast allein unter allen Culturvölkern dem Vorbilde unserer Versammlungen nicht nachgetrachtet hätten; Paris sei gewissermaßen die französische Naturforscherversammlung in Permanenz. Sechs Wochen später — am 22. April — constituirte sich in Paris die „association française pour l'avancement des sciences“, in der ersten Hälfte Septembers hat sie zu Bordeaux ihre erste jährliche Session gehalten. Also doch? und jetzt erst? und warum doch und jetzt? Ein Blick auf die Verhandlungen der auch für uns merkwürdigen Gesellschaft, die in der revue scientifique (num. 11 u. 12) ausführlich beschrieben worden, gibt darüber Bescheid. Nicht das gesellige Bedürfniß der Gelehrten, wie bei uns, war das Motiv zur Gründung, sondern der patriotische Wunsch nach Verbreitung wissenschaftlicher Thätigkeit und Bildung in der Nation. Der Akt verdient somit nicht äußerlich, aber der Idee nach mit der Stiftung der Berliner Hochschule nach dem Tilsiter Frieden verglichen zu werden. Charakteristisch dafür ist, daß die erste Anregung von elsässischen Franzosen ausgegangen ist. Was die Association von der deutsch u. Wandergesellschaft wesentlich unterscheidet, ist die nach englischem Muster vorgenommene Constituirung mit einem Capital von schon 140000 Frs. Nur Zahler sind Mitglieder, die Liste weist daher neben Gelehrten auch Industrielle, Kaufleute, Offiziere u. s. w. auf. Man hat also ohne Zweifel praktische Zwecke vor, welchergestalt, ob Prämien, Preise, Unterstützungen, erhellet noch nicht. Sehr merkwürdig ist, daß unter den 800 Mitgliedern Bordeaux allein 250 gestellt hat; von Lyon, wohin die nächste Versammlung anberaumt worden, darf man ähnliches erwarten, andere Städte werden folgen und ein wichtiger Anfang zur Decentralisation des wissenschaftlichen Betriebes ist gemacht. Im übrigen verlief die diesjährige Versammlung ganz ähnlich wie die deutschen; 12 naturwissenschaftliche Sectionen, darunter einige mit ausgesprochen praktischer, technischer oder militärischer Tendenz, tagten einzeln, daneben gab's auch allgemeine Sitzungen mit bemerkenswerthen Reden. Mr. de Quatrefages eröffnete mit einer Ansprache über das Thema: la science et la patrie. Er leugnet die Inferiorität der französischen Gelehrten selbst, aber er sieht die Ursache der nationalen Niederlagen in dem Mangel an Bildung des Volkes in seiner Masse. Verbreitung des Wissens und womöglich der Forschung — dadurch wird Frankreich sich innerlich wieder erheben! Mr. Fourcand, Maire des gastlichen Bordeaux erwidert mit einem Gruße an die Wissenschaft, deren Ziel und Lehre der Friede sei. Mr. Laussedat, Oberstlieutenant vom Genie, bespricht die Dienste, welche die moderne Wissenschaft der Kriegskunst zu leisten vermag. Er schreibt den Sieg der Deutschen nicht ihrer Zahl noch ihrer Disciplin, wohl aber ihrem Wissen zu. Er hält den Krieg auch für die Zukunft noch für eine grausame Nothwendigkeit: ein freies und geachtetes Volk wird noch immer kriegsbereit und kriegslundig sein müssen. Für den größten Fehler der Franzosen erklärt er ihre Seßhaftigkeit, woraus ihre Unwissenheit in fremden Sprachen und in der Geographie entspringe: Reisen, methodische und massenhafte Reisen durch's eigene Land und ins Ausland, nach dem Muster der preussischen Generalstabsoffiziere, daß sei das Mittel zur Besserung. Mr. Le Fort endlich dringt auf Reform der Kriegsheilkunde gleichfalls nach preussischem

Muster, die furchtbaren Schäden der heimischen Institutionen zieht er mit beredter Schärfe an's Licht.

Die Association française ist fürerst nur das Symptom einer überaus wichtigen Begebenheit, der Umkehr der Franzosen zu ernster Selbsterkenntniß, sie kann aber aus einem Symptom zum Organ der Besserung werden, wenn es ihr gelingt mit Hülfe ihrer materiellen Mittel in der That die nationale Gesamtbildung zu steigern. Man denke nur einmal an die populären Schriften Arago's; vermag die Gesellschaft im Laufe der Zeit den Anstoß zur Erweiterung solcher Literatur zu geben, vermag sie vor allem dieselbe wirklich ins Volk dringen zu lassen, wofür es freilich zunächst noch an der unumgänglichen Vorbedingung eines guten Schulunterrichts gebriecht, so muß man ihre Bedeutung weit höher anschlagen als die des wohlgelungenen Anlehens oder anderer lärmender Vorgänge der äußeren Politik. Man halte sie nicht bloß für eine Erfindung des Gelüstes nach möglichst schneller Revanche; die Verhandlungen der Sectionen haben durchweg den leidenschaftslosen Verlauf theoretischer Discussion genommen. Man will vorderhand wenigstens nur die innere Wiedergeburt des Vaterlandes. Wir Deutsche müssen da freilich auf eine wesentliche Lücke in diesen Bestrebungen aufmerksam machen. Diese „sciences“, die man fördern will, sind lediglich Naturwissenschaften; das ist ein alter Nationalfehler der Franzosen, den schon ihr Sprachgebrauch verräth: die Hälfte aller Menschenbildung, ihre ethischästhetischen Elemente, Philosophie wie Historie, soweit man sie drüben überhaupt pflegt, werden unter dem Namen „lettres“ von den Objekten strenger Geistesarbeit gesondert, meist nur dem Ergötzen der Muße anheimgegeben und dadurch ihrer Würde wie ihrer Tiefe beraubt. Unter allen Sectionen der neuen Gesellschaft öffnen nur die „anthropologische“ und die geographisch-statistische diesen Disciplinen eine Zuflucht, aber zum Dienste statt zur Freiheit. Hat man doch auch bei uns schon unter den Namen Statistik und Anthropologie bunte Freicorps gleichsam von naturwissenschaftlichen Ideen gebildet, die da ausziehen sollen zur Plünderung und zuletzt zur Unterjochung der geisteswissenschaftlichen Gebiete. Diese aber sollen und müssen unabhängig dastehen, so intim auch ihr friedlicher Verkehr mit den Nachbargebieten sich gestalte; die innere Wiedergeburt der großen französischen Nation wird unvollkommen bleiben, wenn sie sich nicht entschließt, den Geist und seine Geschichte neben der Natur auch um sein selbst willen zu pflegen.

Von einzelnen Ausfällen, die zu Bordeaux gegen uns Deutsche geschehen sind, schweigen wir. Nur eins sei erwähnt. Mr. Cornu, Generalsekretär der Gesellschaft begrüßte artig die fremdländischen Gäste und versicherte, man habe auch deutsche Gelehrte einladen wollen, aber — nous n'en avons pas eu le courage! Als Grund gibt er an, daß die allergehässigten Angriffe auf Frankreich gerade von deutschen Gelehrten, deutschen Universitätsprofessoren ausgegangen seien, zutroß der „solidarité des nations dans les régions sereines de la science“. Sehr schön und anmuthig gesagt, aber nichtsdestoweniger unbillig; denn wie vereinzelt sind doch dergleichen Ausschreitungen unserer geistigen Führer geblieben! Versucht's nur im nächsten Jahr und auch Deutsche werden gern nach Yvon gehen, um euch den Glückwunsch mündlich dazubringen, den wir euch jetzt aus der Ferne, darum aber nicht minder aufrichtig, zusenden!

Alfred Dove.

Literatur.

Karl Jansen: Uwe Jens Kornsen. Kiel, Ernst Homann. 1872. Wenn wir jetzt dankbar zurückblicken auf die Männer, welche uns im Laufe dieses Jahrhunderts dem ersten großen Ziele unserer politischen Entwicklung, dem deutschen Staate, zugeführt haben, dürfen wir neben den großen unserem ganzen Volke bekannten Namen die nicht vergessen, welche in den einzelnen Landschaften dazu an ihrem Theile mitgewirkt haben. Uwe Kornsen ist dem Schleswig-Holsteiner ein wohlbekannter, hochgefeierter Name, den anderen Deutschen fast ein unbekannter Klang; und doch ist seine Biographie mit Recht „ein Beitrag zur Geschichte der Wiedergeburt des deutschen Volkes“ genannt.

Die Schleswig-Holsteiner haben seit 30 Jahren einen anderen Bildungsgang gehabt als alle anderen Deutschen: die politische Arbeit trat ihnen in der einem Jeden verständlichen Form des nationalen Kampfes entgegen. Der Tod des Königs Friedrich VII. fand allerdings das Volk nach zwölfjährigem passivem Widerstand führerlos und des Handelns entwöhnt und in der verwickelten Geschichte der folgenden Jahre waren seine besten Waffen: Eigensinn und Treue, am wenigsten zu gebrauchen; aber Eines hatten die frommen Holsten gelernt, daß Politik eine sittliche Aufgabe ist, daß nie ein guter Mann ein schlechter Bürger sein kann, und das Geschlecht, das nach der Schlacht bei Idstedt aufgewachsen ist, weiß nicht anders, als daß politische Erbärmlichkeit ein sittlicher Makel ist. 1863 würde Dahlmann über die Kieler anders geurtheilt haben als 1830. Damals freilich sah es im Lande anders aus: damals galt die Lehre, daß der Bürger sich um das Gemeinwesen nicht kümmern dürfe und die Sorge dafür denen zu überlassen habe, „die dazu gesetzt sind“, ja die heranwachsende Jugend war stolz darauf, daß ihr König nächst dem türkischen Sultan am meisten in seinem Lande zu sagen habe. Mit Recht hält das Land den Namen des Mannes in Ehren, der zu solcher Zeit seine Existenz einsetzte für dessen Recht und Freiheit und der noch acht Jahre später, angesichts des Todes von sich sagen konnte: „Gott, der Alles durchschaut, darf ich zum Zeugen anrufen, daß Liebe zum Vaterlande, zur Freiheit und zur Gerechtigkeit als Haupttriebfedern in meinem Bestreben obgewaltet haben, daß Eigennuß, Habsucht und Herrischsucht allganz nicht dabei eingewirkt haben und daß außer jenen Haupttriebfedern nur das Verlangen mir einen Namen und gutes Andenken unter meinen Landsleuten zu stiften thätig gewesen ist.“ — Die Gesinnung, der Charakter verleihen dem Manne seinen Werth. Was seine That genannt wird, ist im Grunde nur der rasche in der Ausführung halb zurückgenommene Entschluß im Jahre der Julirevolution auch in Schleswig-Holstein eine Volksbewegung hervorzurufen, deren Ziel er dann in einer kleinen Schrift zum ersten Male klar und bestimmt öffentlich aussprach: diese Schrift aber wurde, wie Lauritz Skau bezeugt, „die eigentliche Brandfackel in den Herzogthümern“ und der Verfasser selbst der erste Märtyrer des Landes.

Kornsen war damals 37 Jahre alt. Er war ein Frieser von Solt, aufgewachsen als Schiffersohn mit äußerst wenig Latein, mehr Mathematik und sehr viel Muße und gesunder Seelust, bis er im 18. Jahre zum

Studiren bestimmt, endlich 23 Jahre alt auf die Universität kam. Erzogen also war er im Wesentlichen durch das Vorbild eines tüchtigen, nicht ungebildeten Vaters, den Verkehr mit den Sylter Schiffern und die Natur seiner Heimath. — Unsere öde, für den Fremden so reizlose Nordseeküste bildet ein eigenes Geschlecht. Da kennt man keine lachende Gegend, welche den Geist erheitert und zerstreut; wohl sieht man nirgends in Deutschland die Sonne großartiger und schöner untergehen, wohl glänzt die weite Fläche feierlich im strahlenden Winterschmuck, doch immer bleibt die Landschaft einförmig und öde, und wer sie täglich sieht, dessen Gedanken werden ruhig und ernst. Hier wachsen jene wortkargen trozigen Menschen mit einfachem tiefem Gefühl, jene kalten Rechner mit den phlegmatischen Zügen und den Flachshaaren, die beim Sprechen selbst die Zähne auf einander beißen, und aus deren hellen Augen ein leidenschaftlicher Wille blickt, der keinem Widerstande sich fügen lernt, liebenswürdig selten, aber unvergeßlich wie ihre Heimath dem, der ihren Zauber je erfahren. — Vornsen ging um Jura zu studiren, zunächst nach Kiel, dann nach Jena. Nach einer, wie es scheint, mehr dem Studentenleben als dem Studium gewidmeten Universitätszeit entschloß er sich die Beamtenlaufbahn einzuschlagen und trat als Volontair in die schleswig-holsteinische Kanzlei zu Kopenhagen. Seine Bildung war gering, seine geistige Kraft, durch das Bewußtsein herkulischer Körperkräfte noch gehoben, äußerte sich als Arroganz und Streitsucht, eine Schwärmerei für Jean Paul beweist nur einen in den meisten Norddeutschen verborgenen sentimentalischen Zug, — aber in Jena war er mit Wesselhöft, Sand, Vinzer, Heinrich von Gagern u. A. im Vorstand der Burschenschaft gewesen und erfüllt von dem Gedanken eines einigen freien Deutschlands. Und während er sich nun mit eisernem Fleiße in die Geschäfte einarbeitete und, wenn auch vielfach behindert von Krankheit und Hypochondrie, eine angesehene Stellung und ein männliches Bewußtsein seiner ungewöhnlichen Begabung gewann, reifte in ihm die Ueberzeugung von der Noth seines Landes und der Entschluß ihm zu helfen. Unberührt von Actenstaub und bureaukratischem Dünnel wie von den geselligen Formen der Residenz wurde er Mittelpunkt eines Kreises junger deutscher Beamten, welche die Personalunion der vereinigten Herzogthümer mit Dänemark nach dem Muster der Scandinavischen als die richtigste Lösung der unseligen Verbindung erkannten. Durch seine Krankheit und die Meinung, daß die Beamtenlaufbahn ihn nicht zur vollen Entfaltung seiner Fähigkeiten kommen lasse, nahm er die Stelle eines Landvogts auf seiner Heimathinsel an, um dort durch wissenschaftliche Forschung sich zu einer größeren politischen Wirksamkeit vorzubereiten. Da kam die Julirevolution und in Kiel fand er zu seiner Ueberraschung neben den älteren Liberalen, den Freunden Dahlmanns, Fald, Hegewisch u. A. ein jüngeres Geschlecht, unter dem Theodor Olshausen hervorragte, in günstigster Stimmung für eine kräftige Action. Man einigt sich eine Landesversammlung zu berufen, die aber Vornsen selbst nach einem mißglückten Versuche in Flensburg wieder aufgibt; doch die Ostholsteiner sind gekommen und eine allgemeine Petition um Verfassung wird beschlossen, Vornsens für Freunde bestimmte Schrift im Lande verbreitet: sie verlangt Repräsentativverfassung und administrative Trennung von Dänemark („nur der König und der Feind sei uns gemeinschaftlich“). Und diese Schrift ist vortrefflich: mit der nüchternen Sach-

kenntniß des Ministerialbeamten und der schneidenden Schärfe des verbitterten Volksmannes bezeichnet sie die Uebelstände rücksichtslos und ohne Uebertreibung und verlangt bestimmt und klar die Heilung. Der Erfolg war für den Augenblick gering: die Petition kam nicht zu Stande, die Ritterschaft, an ihrer Spitze das augustenburgische Haus, sagte sich schleunigst von der Bewegung los, und als man sich in Kopenhagen vom ersten Schrecken erholt hatte, wurde der Haupträdelsführer verhaftet und nach 6 monatlichem Proceß wegen gesetzwidriger und die öffentliche Ruhe gefährdender Umtriebe zu einjähriger Festungshaft verurtheilt. In denselben Tagen, den 28. Mai 1831, erschien das Gesetz, welches die Provincialstände schuf. — Der gute König hätte Vornsen wohl am liebsten köpfen lassen; zu einer Zeit, da Friedrich Wilhelm der Gerechte junge Studenten zu langjähriger Festungshaft verurtheilte, weil sie für die Einheit Deutschlands schwärmten, muß das Verfahren der dänischen Regierung merkwürdig milde und gerecht erscheinen; sie fand auch wohl keine Richter wie die preußische. Bemerkenswerth ist, daß in dem nun folgenden Brochurenkriege neben adligen Beamten besonders lebhaft die Landpastoren für die „Beruhigung der Gemüther“ wirkten, das heißt für die Einschläferung des Volkes. Auch sie haben in späterer Zeit treu mitgekämpft, Noth und Verbannung für die Sache des Volkes ertragen; damals haben sie nur jene bequeme Loyalität genährt, die alle Bürgertugend tödtet. Und das ist kein Zufall: in unserem Katechismus gibt es kein Gebot: Du sollst das Gesetz vertheidigen! oder: Du sollst wählen! Da heißt es nur: Ihr sollt der Obrigkeit unterthan sein, die Gewalt über Euch hat, womit die vaterlandsvergessene Geistlichkeit Pauenburgs noch 1848 schamlos Unterwerfung unter Dänemark predigte. Sogar Klaus Harms hatte sich damals verpflichtet gefühlt die Agitation dem Könige zu denunciiren.

Vornsen benutzte seine Haft um die beabsichtigten Studien zu beginnen. Zwei Dinge fehlen ihm, welche den deutschen Politiker vor Allem auszeichnen pflegen: historische Kenntnisse und Respekt vor den Regierenden, niemals beengt ihn die Furcht sich gegen die Geschichte oder das gute Herz der Fürsten zu versündigen. „Was“, sagt er, „die jedesmalige Generation als zweckmäßig erkennt und ausspricht, das ist historisch und kein Sprung, mag es auch noch so sehr von dem Bestehenden abweichen.“ Sein nächstes Ziel ist der Kampf gegen den Absolutismus in Dänemark. „Wir haben“, schreibt er an Hegewisch, „bisher keine Staatsdiener gehabt, sondern nur Fürstendiener.“ Dann arbeitet er an einer historisch-politischen Darstellung der Lage des Landes. Der Mittelpunkt seiner Gedanken aber liegt weit außer den Grenzen der Provinz: „die politische Einheit Deutschlands unter einem Oberhaupte“ ist — nach seinen Worten — die höchste Idee, welche alle Männer von Werth, die seit 1813 von den Universitäten in das bürgerliche Leben übergetreten sind, befeelt. Die Herstellung der Verfassungsfreiheit in den einzelnen deutschen Staaten ist ihnen hauptsächlich darum eine Sache von erster Wichtigkeit, weil allein auf diesem Wege die Einheit Deutschlands sicher ins Werk zu setzen ist. Gleich Dahlmann hofft er, daß Preußen durch Berufung seiner Reichsstände die Führung Deutschlands übernehmen werde, und brennend ist sein Haß gegen das „Stockpreußenthum“ und die absolutistische Regierung, die seine Hoffnungen vereitelt. Sein Programm vom Juli 1832 ist in Kürze: 1. Der Kaiser von Oestreich wird mit seinen Staaten aus

allem Nexus mit Deutschland entlassen. 2. Der König von Preußen wird zum Kaiser von Deutschland erhoben. 3. Alle übrigen deutschen Fürsten geben ihre Souveränität auf, werdem dem Kaiser unterthan und in eine Bairkammer unter ihm vereinigt, woneben sie aber die innere Regierung ihrer Länder fortführen. 4. Die gesammte Militärmacht Deutschlands steht unter dem König von Preußen als Kaiser. 5. Baiern wird getheilt in Alt- und Neubaiern.

Während er aber so für eine große Zukunft arbeitete, wuchs in der Einsamkeit der Haft das Uebel, welches alle Pläne vereiteln sollte. Mehr und mehr befestigte sich in ihm der Gedanke, daß seine (wohl zum größten Theil eingebilbete) Krankheit ansteckend sei. Nach seiner Freilassung ging er auf kurze Zeit nach Solt, dann nach Rio Janeiro, um unter den Tropen Genesung zu finden. Unablässig arbeitet er weiter, aber langsam unterliegt er in der einsamen Fremde der Macht des Gespenstes. Mit der irregeleiteten Kraft des scharfsinnigsten Denkens und eines eisernen Charakters überzeugt er sich von der Pflicht: Heilung zu finden für sich und die von ihm Vergifteten oder den Tod. Eine Krankheit seiner Schwester rief ihn im Jahre 1837 nach Europa zurück, schon war er über Marseille nach Genf gekommen, wo er den Tod der Schwester erfuhr, da verzweifelte er an seiner Heilung. Nachdem er noch seine Schrift: Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins zur Herausgabe an Georg Beseler gesandt, that er, was er für seine Pflicht hielt. Im Februar 1838 fand man die Leiche im Genfer See. Das Buch des Herrn Jansen gibt eine ausführliche Darstellung der politischen Entwicklung Schleswig-Holsteins bis zum Jahre 1842. Es ist nicht leicht zu lesen, ein etwas schwerfälliges Pathos darin zuweilen lästig. Dennoch werden die Landsleute des Verfassers ihm für den treuen Fleiß und den warmen mannhaften Patriotismus, mit welchem er die Anfänge ihres Kampfes und das Leben ihres „ersten Bannerträgers“ geschildert, den gebührenden Dank nicht versagen.

C. A.

Rudolf Gottschall, die deutsche Nationalliteratur des XIX. Jahrhunderts.
3. vermehrte und verbesserte Aufl., 4 Bde., Breslau, Ed. Trewendt 1872.
— Eine neue Auflage, durch 11 Jahre von der vorhergehenden getrennt, hat bei Gottschall's Literaturgeschichte weit größere Bedeutung als bei anderen literarhistorischen Werken. Denn da es hier vornehmlich der zeitgenössischen Literatur gilt, so hat inzwischen nicht nur wie anderswo Forschung und Kritik, sondern auch deren Objekt selbst erheblich zugenommen. Der dadurch erwachsenen Arbeitslast hat sich dieser unermüdete Leser und Registrator aller gereimten und ungereimten Tagespoesie wiederum mit bewundernswerther Ausdauer unterzogen und sein Buch dadurch aufs neue allen denen zu Danke bereitet, denen es um orientirende Uebersicht über die massenhafte literarische Production der Gegenwart zu thun ist und die zugleich eine möglichst kräftige Anleitung zu vergleichendem Urtheile sich um so lieber gefallen lassen, je mehr ihnen so die eigene geistige Anstrengung erspart wird. Literarische Zeitgeschichte muß wie jede Zeitgeschichte subjektiv, ja partiisch geschrieben werden und die Entschiedenheit der Parteinahme ist der größte Vorzug Gottschall's. Geschichte kommt dadurch natürlich nicht zu Stande, doch macht der Autor selbst einsichtigerweise darauf auch keinen Anspruch. Wenn

nun wir uns mit seinen negativen Resultaten einverstanden erklären, gegen die positiven jedoch Einspruch einlegen, so hat auch unsere Aeußerung selbstverständlich nur den Werth eines Einzelvotums. Dennoch sei es ausgesprochen, daß wir Gottschall's Ueberzeugung von den ästhetischen Mängeln der „realistischen“ Dichtung wie von der Wichtigkeit der „akademischen“ Allergewaltspöeterei theilen. In der letzteren sehen wir sogar geradezu nichts als das Kunstgewerbe des Epigonthums, während uns die erstere zwar literarhistorisch tief, aber kulturhistorisch sehr hoch steht, als das charakteristische Surrogat für reine Poesie in einer für diese eben platterdings nicht berufenen Zeit. Denn was nun andererseits Gottschall über alles Maß erhebt, die mannichfachen Bestrebungen, den Ideengehalt unserer Zeit, der allerdings in einigen Richtungen dem unserer klassischen Epoche überlegen ist, auch in poetischer Form zum Ausdruck zu bringen, darin können wir doch bis heut nur eben immer wieder mißlungene Bestrebungen erkennen. Er hat gut reden, wenn er an Fülle, Glanz und Popularität die moderne Lyrik weit über die des 18. Jahrhunderts setzt; die originellen Erfindungen von damals werden eben heut wie in allen nachklassischen Perioden industriell auf das vielfältigste vernutzt und die Produkte dieser unbewußten Industrie genießen nun auch von vornherein die freundliche Theilnahme des Publikums, welche jene originellen Erzeugnisse erst mühsam für sich und ihre Nachkommen erobert haben. Eine zukünftige Geschichtschreibung wird unseres Erachtens aus der ganzen Literatur unserer Zeit als den werthvollsten Bestandtheil die wissenschaftliche herausheben, die Gottschall zwar nicht übergangen, aber seiner Grundansicht gemäß doch nur als Beiwerk behandelt hat. Der Rückblick, den er auf Klassiker und Romantiker wirft, befriedigt uns am wenigsten, obwohl wir im Urtheil über die letzteren ihm häufig zustimmen müssen. Gottschall's Ausdrucksweise ist oft derb, in einzelnen Fällen roh, doch muß man das wohl dem energischen Parteigänger zugute halten. Daß er die warme Lobrede eines anderen über eins seiner eigenen Themen bescheidenlich in die Darstellung aufnimmt, würde man bei einer naiveren Natur belächeln dürfen.

a/D.

Notiz.

Die in Nr. 30 dieser Zeitschrift (1872, I, S. 143) von Domenico Gnoli mitgetheilte Inschrift am römischen Goethe-Hause giebt einem Correspondenten der „Augsburger Allg. Zeitung“ Anlaß zu der Bemerkung, daß die für die Inschrift gewählte Form des Namens: Volkango im Italienischen soviel bedeute als piono di fango. Dem Verfasser dieses hybriden Witzes ist offenbar unbekannt, daß unsere altdutschen Namen seit dem frühen Mittelalter auch in Italien zu Hause sind, weshalb es sehr fraglich erscheint, ob wir, wenn die Italiener Arrigo, Ghorardo, Everardo, Volkango und andere ihnen mundgerechte Formen brauchen, zu einer Schulmeisterei ihrer Schreibweise berechtigt sind. Hiervon abgesehen, haben die freundlichen Bemühungen eines lebenswürdigen und geistvollen Freundes deutscher Bildung doch wohl einen besseren Dank verdient. Möge Prof. Gnoli trotz der ungeschickten Ausstellung eines Unberufenen überzeugt sein, daß wir Deutsche die artige Huldigung, welche er unserem großen Dichter dargebracht hat, nach Gebühr zu schätzen wissen.

Das Andenken Lionardo's.

Der 4. September d. J. sah das stolze Mailand um das Denkmal eines Mannes versammelt, dem man für unsterbliche Verherrlichung der Stadt und seines Vaterlandes Italien Jahrhunderte lang den Dank schuldig geblieben war. Seit Errichtung des Dante-Monumentes in Florenz sind noch in mancher italienischen Stadt großen Männern der Vergangenheit und Gegenwart Denksäulen aus der Erde gestiegen, aber neben jenem Schiller-Denkmal der Italiener, wie man das Standbild des Dichters der göttlichen Komödie nennen darf, weil es das Monument der nationalen Cultur Italiens bedeutet, fehlte ein Goethe-Denkmal. Und das hat Mailand jetzt in dem Standbilde Lionardo da Vinci's bekommen. Denn wenn man den Goethe Italiens sucht, so kommt nicht Rafael, nicht Michel-Angelo, noch auch einer der Dichter in Rede, sondern nur Lionardo. Was diese beiden größten Namen von diesseit und jenseit der Alpen einander so nahe rückt, ist die selbsterworbene Bildung aus dem Ganzen der Natur, die den florentinischen Bastard und den Fürsten des weimarischen Musenhofes wie Kunstwerke ihrer selbst erscheinen läßt.

Das Verschmähen an Lionardo hat man jetzt, wenigstens äußerlich, gar würdig nachgeholt. Es ist ein gutes Zeugniß für den reifer gewordenen Sinn der Italiener, daß die Heimath Lionardo's sein Denkmal ohne Reid in der Stadt erstehen sieht, in der er nur Gast war. Wir betrachten es gern als eine Wirkung der nationalen Einigung, wenn man sich nicht mehr kleinlich-philiströs um das Bürgerrecht von Geistern streitet, für die der Geburtsort zufällig erscheint. Für Lionardo da Vinci ist Mailand der Sammelpunkt und das Wirkungsfeld der Kräfte gewesen, und darum war hier der rechte Ort für sein Denkmal. Es ehrt das Urtheil der Stadt, daß sie ihm eine der schönsten Stellen einräumte, die zu finden waren. Die Nähe des Domes, die mäßige Ausdehnung und die günstige bauliche Einfassung machen den Platz vor dem Scala-Theater zur Aufnahme eines Denkmals höchst geeignet, und er hat neuerdings durch Anlage der Gallerie Vittorio-Emanuele, die ihn mit dem von Jahr zu Jahr sich mächtiger ausdehnenden Domplate verbindet, für die Anlage der Stadt noch an Bedeutung zugenommen.

Tritt man aus diesem mächtigen Bogengange, dem sich an Großartigkeit

der Verhältnisse im modernen Europa nichts an die Seite stellen läßt, und der vermöge seines Sculpturenschmuckes zugleich auf geschickte Weise zu einer Art Pantheon des neuen Italiens gemacht worden ist, so hat man das Denkmal Leonardo's gerade vor sich. Willig bieten sich so viele erlauchte Namen der Vergangenheit, wie sie innerhalb der Gallerie in Statuen verkörpert stehen, als Wegzeiger zu dem Genius an, der dort, von seinen Schülern umgeben, ernst und gelassen vom hohen Sockel herabschaut. Das Leonardo-Denkmal ist noch ein Vermächtniß der österreichischen Herrschaft, wie denn überhaupt manches Samentorn, das damals von fremder Hand in den unwilligen Boden gestreut worden, nachmals erfreulich gediehen ist. Auch hier ging es jedoch wie anderwärts; Jahre lang blieb es, selbst nachdem die neue Regierung die Absicht ihrer Vorgängerin zur ihrigen gemacht, sehr zweifelhaft, ob schließlich mehr als ein Schillergitter zum Vorschein kommen werde. Dem unermüdlischen Eifer des Bildhauers verdanken es Stadt und Staat, daß sie am Ende ihrer Pflicht mit Ehren nachgekommen sind. Mit auffallend geringen Mitteln — die Herstellungskosten belaufen sich auf ungefähr 80,000 Lire — hat Pietro Magni sein treffliches Werk zu Stande gebracht. Auf hohem, achtseitigem Sockel, der in drei Stufen mit kräftigen Profilen, nach oben verjüngt, emporwächst, erhebt sich Marmor auf Marmor das überlebensgroße Standbild, das der Wucht des Unterbaues gegenüber durch edle Einfachheit der Auffassung wirkt. Mag auch der Architekt die lockere Anfügung der vier stehenden Eckfiguren, mag der Bildhauer die Reliefs des Mittelbaues oder selbst die etwas breitspurige Beinstellung der Hauptgestalt tadeln, die namentlich bei der beträchtlichen Höhe ihres Standortes ungünstig ins Auge fällt, so ist doch dem Ganzen ein vornehmer monumentaler Charakter, dem Bildniß Leonardo's selbst keine Empfindung nicht abzuspochen. Er steht im langen Talar, die Linke ungezwungen über die Brust gesenkt, die Rechte dicht an den Hals legend mit geneigtem Haupte in der Haltung eines Sinnenden. Grade bei ihm wirkt die Stellung angenehm, in welcher der Mensch, seines Körpers fast unbewußt, sich in sich selber vertieft und nur die dem Selbstgespräch des eignen Geistes bequemste und angemessenste Geberde annimmt. Der Typus des Kopfes hätte sich genauer an die bekannte Profilzeichnung der Ambrosiana halten können, er ist sehr ins Elegante überseht, aber doch ansprechend; das Haupthaar, leicht vom Barret bedeckt, fließt in langen Locken auf die Schultern herab, fast in eins mit dem mächtigen Barre, der auf die Brust hinunterreicht. Kein Handwerksattribut schränkt den Kreis der Gedanken ein, in die man den Meister versunken sieht.

Offenbar hat dem Bildhauer beim Entwurfe der Figur der Gedanke an den geistesverwandten Dürer vorgeschwebt, der auch in der äußern Er-

scheinung manche Ähnlichkeit mit Lionardo hat. Ihm haben die italienischen Zeitgenossen geheimnißvolle Kräfte zugetraut — *Il gran Druido* heißt er gelegentlich, — aber in noch höherem Grade ist seherhaftes Wesen bei Lionardo ausgeprägt.

An den Ecken des Postamentes sind Schüler Lionardo's abgebildet: Cesare da Sesto, Marco d'Oggiono, Beltraffio und Andrea Solario, sauber gearbeitete, aber in der Haltung etwas unfreie Figuren; am Sockel selbst erinnern vier Flachreliefs an wichtige Momente aus dem Leben des Meisters. Sonach ist das Ganze darauf angelegt, vornehmlich den Meister der lombardischen Malerschule zu verherrlichen. Und in diesem Sinne waren auch die weiteren Anstalten getroffen, welche sein Gedächtniß ehren sollten.

Die Einweihung des Denkmals selbst ging auffallend schmucklos von Statten. Mit dem Geräusch der unter glühender Nachmittagssonne sich versammelnden Zuschauer wetteiferte das andere, welches die aufgestellte Militärmusik von sich gab; es wundert uns leider nicht mehr, wenn bei italienischen Festen nur musikalische Geschmacklosigkeit angetroffen wird. Daß Lionardo, der selbst Musiker gewesen ist, zu diesem lärmenden Anruf des allein seligmachenden Verdi nicht den Kopf geschüttelt hat, danken die Festordner nur der Unbeweglichkeit des Marmors. Beim Erscheinen des Kronprinzen Humbert, der zu der Feier gekommen war, rauschten die mächtigen Segeltücher nieder, welche das Denkmal in der Art eines Tulpenkelches umhüllt hatten, der klatschende Applaus fiel ein und die Menge fluthete ab. Erst der Abend, an welchem außer dem Dome auch das Denkmal mit bengalischem und elektrischem Lichte beleuchtet wurde, versammelte zahlreicheren Besuch, und da war es doch ein Vergnügen, wahrzunehmen, wie die Leute mit sichtbarer Genugthuung nicht blos, wie bei uns, den schönen weißen Stein, sondern auch die Figuren als gute Bekannte begrüßten, in denen sie selbst sich mitgeehrt fühlten.

Man mag aber den Mailändern die Nüchternheit der Einweihungszeremonie gern um des vortrefflichen Gedankens willen zu Gute halten, dem gefeierten Meister ein Schauspiel recht nach seinem Herzen herzurichten, wie durch die Gemäldeausstellung geschah, die gleichzeitig in der Brera die edelsten Werke altitalienischer Malerei zusammenführte. Zwar Lionardo's eigene Hand war in dieser an dreihundert Nummern zählenden Bildersammlung nicht vertreten — ein Paar Tafeln machten selbst nur schüchtern diesen Anspruch —, dagegen war seine Schule so glänzend beisammen, daß man, mit Dante zu reden, den Geist des Meisters in der Verhüllung des von ihm ausströmenden Lichtes genießen konnte. Was in den Palästen mailändischer Nobili, der Borromei, Volognini, Belgiojoso, Serbelloni, der Arconati, Boldi-Bezzoldi und Trivulzi, sonst schwer zugänglich, verborgen ist, war mit

dankenswerther Liberalität zu öffentlichem Genusse aufgestellt. Neben prachtvollen mailändischen Bildern der Luini, Petrini, Gaudenzio, Oggiono, Andrea da Milano, Beltraffio u. A. prangten Meisterwerke venezianischer Kunst, darunter Bellini, Antonello, Vittore Carpaccio; Mantegna war hervorragend vertreten, und zu einer Anzahl Florentiner ersten Ranges gesellten sich, zwar fremde, aber nicht minder willkommene Gäste, eine Reihe Fiaminghi, Altniederländer aus Van Eyck's und Memling's Zeit. Selten hat der Kunstfreund oder Forscher in so hohem Grade, als es hier der Fall war, das Gefühl, sich nur in vornehmster Gesellschaft zu bewegen: der geringste Mann war immer noch ein Fürst, und es muß dem Festcomité aufs wärmste gedankt werden, daß es, mancher mißlichen Erfahrung der Vergangenheit zum Trotz, sich nicht hat abschrecken lassen, eine solche Heerschau vorzunehmen. Mit Freude wird aber auch die Kritik anzuerkennen haben, wie bescheiden im Durchschnitt die Eigenthümer dieser Schätze mit ihren Benennungen aufgetreten waren. Hoffentlich haben wir in diesem rühmenswerthen Unternehmen den Anfang von anderen gleicher Art, und welche Lucullustafeln hat Italien in dieser Beziehung der Kunstwelt aufzutischen!

Benigstens um der Kühnheit willen muß auch des andern Unternehmens gedacht werden, zu gleicher Zeit die Produkte der neuesten Kunst Italiens zusammenzubringen. Am Eröffnungstage dieser zweiten Ausstellung flog ein illustriertes Witzblatt durch die Stadt mit einem Bilde, worauf eine schlicht antil gekleidete Jungfrau eine moderne Dame begrüßt, die in der ganzen Pracht des Ghignongeschmackes und in pfauenhaft aufgeblähter Robe sich als die moderne Kunst zu erkennen gab. „Ich, liebe Schwester,“ redete die andere, die alte Kunst, sie an, „habe in Zeiten, da unser Vaterland zersplittert und verachtet war, so Leidliches hervorgebracht; was wird erst Dir gelingen im einigen Italien!“ Im Hintergrunde stand die Riesen-Herme des Me galantuomo, dessen Schnauzbart sich erstaunt zum Fragezeichen wölbte; und wer nun durch die Säle im Giardino Pubblico wandelte, dem trat auf Schritt und Tritt die Ironie jener Aussprache vor die Seele.

Die Italiener haben sich ohne Frage in der Bearbeitung des Marmors eine erstaunliche Geschicklichkeit bewahrt. Die „Minfa Tri“ von Giovanni Bandiani, die anerkannte Königin der plastischen Abtheilung, ist ein höchst elegant vorgetragenes Frauenbild von reizvoll lauschender Geberde, aber sie bezeichnet in ihrer Anlehnung an Canova schon das höchste Maß von Stil, das die modernen Bildhauer Italiens zulassen. Das Meiste hat einen sehr bedenklichen Zug zum Malerischen, der bis ins wild Barocke oder in übertriebene Grazie ausartet, die schließlich mit dem Stoffe in ärgsten Widerspruch geräth.

Der Durchschnitt der malerischen Leistungen ist aber noch geringer. Eine

gewisse Bravour des Vortrags herrscht allerdings vor, aber sie steht in unglücklichem Verhältniß zu der durchgängigen Schwäche, man möchte oft sagen Feigheit der Motive. Am genießbarsten sind die Bilder aus dem feinen Salonleben; hier hat der zartfühlende Junduno einige Scenen belauscht, denen doch mehr als der bloße Reiz des mit interessanter Lichtwirkung vorgetragenen Mocococostüms innewohnt. Seine Gemälde sind in der That anziehende Sittenbildchen voll Lebenslust und Schalkhaftigkeit. Aber mit etlichen andern Beispielen aus dem Gebiete holder Ländelei, die sonst noch begegnen, ist das Lobenswürdige fast erschöpft. Am auffallendsten erscheint es, daß die modernen italienischen Maler gerade für das, was unsre deutschen Künstler zunächst in Italien sehen und bewundernd studiren, gar keine Augen haben: für die stilvolle Schönheit der Menschennatur und für die Großartigkeit der Landschaft. Weder im Fache der Porträtmalerei, wenn es auch immerhin noch einiges Achtbare aufweist, noch in dem der Bedute — von componirter Landschaft ganz zu schweigen — ist eine Spur der classischen Schönheit anzutreffen, der eigentlich Niemand ausweichen kann, wenn er in Italien malt. Es müssen dem Einheimischen Menschen und Dinge jenseits der Alpen doch ganz anders erscheinen, als uns Fremden, — wenigstens heute. Denn mit welchem Gefühle preisen sie dann ihre herrlichen Vorfahren? Des Belennens ist viel, aber der Nachfolge wenig.

Das bleibt überhaupt der vorwiegende Eindruck bei den Kunst-Unternehmungen der heutigen Italiener: da sie der Jüngstvergangenheit aus politischem Verdruß ungern gedenken, droht ihnen auch das Vorbild der alten Zeit mit ihren Schätzen verloren zu gehn. Hier ist das *faro-da-se* auf dem Wege, zum Libertinismus auszuarten, der da wähnt, er sei ohne Vater und Mutter erzeugt. Man mag ihnen indeß diese Ausgelassenheit eine Weile gönnen, da sie — was wohl zu rühmen ist — mit der Technik nicht zugleich die Neigung zur Schamlosigkeit der neuesten Franzosen angenommen haben. Daß sie auf stillere Wege kommen, dafür sorgt hoffentlich der unwiderstehliche Einfluß ihrer herrlichen Alten, die rings um sie Wache stehn.

Ihrer aber hätte bei Gelegenheit des Lionardo-Festes noch anders gedacht werden sollen als durch bloße Bewunderung. Während der beiden Ausstellungen tagte auch ein italienischer Künstler- und Gelehrten-Congreß in Mailand. Auf der Tagesordnung dieser Versammlung vermißte man mit Schmerzen eine Frage, die von Rechts wegen auf Aller Lippen hätte liegen sollen: die nach der geistigen Verlassenschaft des großen Mannes, den man soeben im Denkmal geehrt.

Die Weite, man möchte sagen die Allgegenwart seines Geistes, gewinnt darum für den Forscher, der sich ihr naht, etwas unheimliches, weil scheinbar gar keine Vertheilung der Kräfte und keine Zeitablösung in seinen tau-

sendfältigen Thätigkeiten wahrzunehmen ist. Ueberdies haben wir von Werken seiner Hand so überraschend wenig überkommen, daß wir durch den Verlust des Herrlichen, das er sonst hervorgebracht hat, recht eindringlich, aber freilich auch eben so schmerzlich belehrt werden, wie viel mehr die größten menschlichen Naturen durch das wirken, was sie sind, als durch das, was sie haben und geben. Leonardo steht in seiner Zeit wie eine Sonne, in deren Anblick man kaum blicken kann. Was ihn den Zeitgenossen, ja was ihn noch heute der forschenden Betrachtung wie einen Sonderling erscheinen läßt, ist grade, daß er in keinem Besonderen aufging, vielmehr im Mittelpunkte stehend seine Erkenntniß wie seine Praxis gleichmäßig nach allen Richtungen ergießt. Die fabelhaften Dinge, die von seiner körperlichen Ausbildung, von der Geschicklichkeit erzählt werden, die in allen Sätteln gerecht, jedes Ding nur anfaßte, um sogleich auch die Meister zu übertreffen, das alles ist nur wie Schattenspiel, blos die äußere Geberde seines Geistes. Ein französischer Kritiker, der über Leonardo schrieb, nennt ihn die modernste Erscheinung in der gesammten Kunstgeschichte, und dieses Wort ist sehr treffend, wenn man damit eine Zubereitung des Geistes bezeichnet, für die es eigentlich nichts neues geben kann. Das Vordringen zur Einheit des Naturbegriffs, das Humboldt ihm nachrühmt, verschaffte Leonardo den beherrschenden Standpunkt, der alle seine Aeußerungen den Zeitgenossen wie Magie erscheinen ließ.

Die Welt kennt seinen Namen fast nur als den des Malers. Gewiß genügte schon ein einziges der beiden bekanntesten Werke seiner Hand, das Abendmahl in Mailand oder die Gioconda in Paris, um ihm den Platz bei den Allerersten dieser Kunst zu sichern; das eine die höchste Leistung dramatischer und physiognomischer Charakteristik, das andere die reifste Frucht eindringender Naturbeobachtung, die, selbst wie ein Werk der Natur, auch das Geheimniß alles Werdens an sich trägt. Schon die unendliche Verschiedenheit dieser Werke läßt erkennen, in welchem Grade Leonardo frei war von den Grenzen überlieferter Geschmacksrichtung. Noch mehr muß man staunen, wenn man gewahr wird, daß solche Produkte doch nur gelegentliche Aeußerungen waren, daß die Malerei überhaupt nicht den Schwerpunkt der Thätigkeit des Meisters gebildet hat. In dem merkwürdigen Briefe, in welchem sich Leonardo dem Herzog von Mailand zum Dienst erbietet, bezeichnet er selbst als sein eigentliches Fach die praktische Architektur, und deutet Erfindungen an, die ihn in den Stand setzten, besonders schwierige Aufgaben an baulichen Constructionen und an militärischen Vertheidigungsmitteln mit Sicherheit zu lösen. Am Schluß fügt er hinzu: wenn der Herzog in irgend einer bildenden Kunst für ihn Beschäftigung habe, so getraue er sich, es in jeder Richtung mit jedem Zeitgenossen aufzunehmen. Die Sage erzählt, der Reiz seines musikalischen Vortrags, die bestrickende Kunst dichterischer Im-

provisation und unwiderstehlicher Beredsamkeit seien Anlaß gewesen, daß er an den mailändischen Hof gezogen wurde; und als er nun wirklich dorthin kam, war sein Hauptgeschäft die Canalisirung der Lombardei, daneben unternahm er das kolossale Reiterstandbild Francesco Sforza's, das nachmals leider auf brutale Weise zu Grunde gerichtet wurde, und leitete die Studien einer Akademie, die seinen Namen trug. Keine Festlichkeit überdies, bei der er nicht die Schaulust des Hofes zu befriedigen hatte, keine Geschmacksfrage, über die nicht sein Gutachten gehört, kein künstlerisches Unternehmen von Bedeutung, zu dem er nicht herangezogen wurde.

Und inmitten dieser ungeheuren zerstreuenen Thätigkeit blieb ihm Muße übrig, ein Wunder, das eben nur durch das andere Wunder des Genius zu erklären ist. In der Stille häuften sich tagebuchartig eine Masse von Niederschriften und Entwürfen, die schlechthin alle Gebiete des Wissens berühren, vorwiegend aber die Naturwissenschaft. Es entstanden die Traktate über Bewegung und Messung des Wassers, ferner über die Perspektive, über Licht und Schatten, über den Rang der Künste untereinander, endlich das Buch von der Malerei, zu welchem diese theilweis verlorenen Abhandlungen gehört haben mögen. Eingehend beschäftigten ihn Mühlenconstruktionen; auch darüber sind umfassende Darstellungen vorhanden; der einzige atlantische Codex in Mailand enthält über 1700 Zeichnungen zu mechanischen und statischen Untersuchungen, darunter eine Menge neuer Erfindungen aller Art, vom Bratspieß, der sich selber dreht, bis zum Hebel, mit welchem er Häuser versehen wollte, dabei u. A. eine ganze Reihe Mitraillireusen, wichtige Verbesserungen der Schleusenanlage, — alles mit einer Deutlichkeit für die praktische Ausführung aufgerissen, daß man ihn geradezu als den Erfinder der modernen Maschinenzeichnung anzusehen hat.

Eingehend beschäftigte sich Leonardo ferner mit Physik der Erde, insbesondere auch mit Untersuchungen der Mondwirkung, mit allerhand paläontologischen Erscheinungen, und nebenher gehörte es zu seinen Lieblingsideen, dem Menschen die Fähigkeit zum Wandeln auf dem Wasser und in der Luft zu verschaffen. Zu diesem Zwecke studirte er die Natur des Vogelfluges mit unendlicher Geduld. Höchst anziehend war ihm das Pflanzenreich; seine Aufzeichnungen über den Wuchs der Bäume u. A. stehen durchaus auf der Höhe der heutigen Naturbeschreibung; das Wesen der Thiere sodann, deren er sich hielt, beobachtete er noch zu tieferem Zweck als bloß für malerische Verwerthung; über die Anatomie des Pferdes z. B. hat er eine besondere Schrift verfaßt, und in zahlreichen fein geschriebenen Anekdoten legt er kleine Beobachtungen aus der Thierwelt nieder. Er muß ein eigenes Laboratorium für chemische Versuche gehalten haben, die seinen malerischen Arbeiten gewiß oft zu gute gekommen, aber auch häufig zum Fluch gewor-

den sind. Er konnte sich nicht genug thun an Farbmischung, an Oel- und Firnißbereitung, und die Experimente, die er mit neuen Bindemitteln u. dergl. angestellt, haben manche seiner Werke dem Untergang entgegengesührt. Dem übergroßen Eifer in der Zubereitung der Maleringredienzien will man es überdies zuschreiben, daß er in Rom ohne Beschäftigung blieb; es wird erzählt, der Papst habe das Vertrauen zu Leonardo's Kunst verloren, als er hörte, daß der wunderliche Mann mit dem Ende, der Firnißmischung, anzufangen pflegte.

Nach dem, was uns sonst über seine künstlerischen Arbeiten erzählt wird, gewinnt es den Anschein, als sei ihm sowohl Malerei wie Plastik schwer von der Hand gegangen. Vier Jahre soll er an dem Bildniß der Mona-Lisa gemalt und es dann als unvollendet aus der Hand gegeben haben, durch sechzehn Jahre mühte er sich an dem Modell des Reiterstandbildes und mit dem Kloster, für welches das Abendmahl bestellt war, gerieth Leonardo wegen der Verzögerung der Arbeit dergestalt in Verdruß, daß er schließlich den Prior als Judas abzukonterfeien drohte, wenn er nicht in Ruhe gelassen werde. Muß man auch zur Erklärung dieser auffälligen Berichte sich die unendliche Vielseitigkeit seiner Beschäftigungen gegenwärtig halten, so liegt doch die wahre Ursache in dem Wesen seines Geistes verborgen.

Wissenschaftlich ist sein Streben in allen Gebieten, auf denen er sich bethätigt hat. Auf die Gründe und Mittel der Wirkungen kam es ihm darum auch vornehmlich an, wenn er malte; die physikalischen, chemischen, optischen, psychologischen Voraussetzungen des Bildes scheinen ihm von demselben Werthe gewesen zu sein wie der Gegenstand selbst, wenn er auch immer die höchsten ästhetischen Anforderungen befriedigte. Es erklärt sich aber daraus, daß ihn die Verirrungen der Natur ebenso interessirten, wie ihre Mustergebilde; er studirte mit gleichem Eifer das Lichtspiel auf schönem Frauenantlig, die Geberdensprache begeisterter Männer, wie die Häßlichkeit der Mißgeburt oder die Seelenzuckungen in den Zügen der Verbrecher, die er beobachtend zum Richtplatz begleitete. Es kam ihm darauf an, den Umfang der Naturkräfte auszumessen und unter diesem Gesichtspunkt hatte alles Wirkliche für ihn den Adel des wissenschaftlichen Objectes. Selbst sein berühmter Traktat ist ausgesprochener Weise ein Versuch, die Malerei zum Range einer Wissenschaft zu erheben.

Von den fast nach allen Richtungen sich erstreckenden wissenschaftlichen Arbeiten Leonardo's aber sind mit wenigen Ausnahmen nur verstümmelte Bruchstücke Eigenthum der Literatur geworden. Obwohl nicht zu hoffen ist, daß alle seine Niederschriften einmal wieder an's Licht gezogen werden, so ist es doch eine unserer dringenden Pflichten, das Vorhandene nicht wie bisher durch unfruchtbare Aufbewahrung, sondern durch wissenschaftliche Verwerthung

zu retten. Der Zufall eines Bibliothekbrandes in Mailand, London oder Paris kann alle Tage noch mehr von diesen unschätzbaren Büchern zerstören, als schon zuvor abhanden gekommen sind, und darum ist eben heute bei der Auffrischung seines Gedächtnisses, wie sie die Vollendung des mailänder Denkmals gebracht, ein lauter Anruf zu diesem Zweck am Plage. Zur Entschuldigung der bisherigen Säumnis muß allerdings gesagt werden, daß es den Handschriften Leonardo's fast ergangen ist, wie den sibyllinischen Büchern.

Von seinem Erben Francesco Melzi aus Frankreich nach Italien zurückgebracht, lag der ganze wissenschaftliche Apparat an Schriften, Zeichnungen, Instrumenten viele Jahre pietätvoll in Vaprio bei Mailand aufbewahrt. Die Erben des Erben aber verloren das Interesse an dem Schatz und verschleuderten die Handschriften zum großen Theil — 13 an der Zahl — gedankenlos an einen Schlaupopf, der sie nach vergeblichen Verkaufsunterhandlungen mit dem Herzog von Toscana nach Pisa bringt, wo sie ein noch geriebenerer Bursche, Gian Ambrogio Mazenta kennen lernt, der die Bücher den Melzi zwar zurückerstatten hilft, aber sie zum Danke dafür selbst geschenkt nimmt. Durch verschiedene Liebhaber, die sich ferner einfänden, wird schließlich der ganze Vorrath aus Vaprio verzettelt. Pompeo Leoni, Hofbildhauer Philipps II. von Spanien, macht jedoch dem Chef des Melzi'schen Hauses Aussicht auf den Senatortitel, wenn er die an Mazenta weggegebenen Bücher seinem Herrn widme. Die Spekulation veranlaßt eine Räuberbeutung von sieben jener Handschriften, die sechs anderen kommen theils nach Turin, theils an den Cardinal Borromeo, theils an Leoni selbst, der seine drei Beutestücke zu einem einzigen riesenhafte Buche, dem Codex Atlanticus, vereinigt. Endlich gelingt es dem trefflichen Galeazzo Arconati, diesen Band und noch etliche andere anzukaufen und i. J. 1637 durch Ueberweisung an die Ambrosianische Bibliothek vor weiterer Zerstreung zu sichern. Dort war bereits eine Handschrift Leonardo's eingelaufen und noch eine wurde später durch Archinto hinzugeschenkt, sodaß die Ambrosiana am Ende des 17. Jahrhunderts 14 Stück besaß. Dieser Hauptstamm Vincianischer Handschriften, außer welchem einzelne Stücke in italienischen Privatbesitz, andere nach England gelangten, war aber hinter den Schließern der mailändischen Bibliothek leider nicht sicher. Der wissenschaftliche Tempelraub der ersten französischen Republik fand auch zu ihnen den Weg: der ganze Schatz wurde 1796 nach Paris entführt. Und als nach dem Frieden von 1815 die Commissare der beraubten Länder sich das Ihrige aus der Erbschaftsmasse des ersten napoleonischen Kaiserreichs wieder heraussuchten, wurde, wie wir heute noch mit Schamgefühl beklagen, so leichtfertig verfahren, daß von den Handschriften Leonardo's nur eine einzige wieder nach Hause kam. Ihre Auffindung verdankte man überdies einem Zufall. Canova und Benvenuti bemerkten unter den schon wieder zum

Verbleib in Frankreich reponirten Büchern den Codex Atlanticus, der durch seine ungewöhnliche Größe ins Auge fiel und erkannten Leonardo's Handschrift, die der Commissar der Lombardei für chinesisch gehalten hatte. Die übrigen Bände verblieben den Franzosen.

Zwei italienische Gelehrte, Venturi und Abri, haben zwar vor und nach 1815 Einsicht in diese pariser Handschriften genommen, aber obgleich ihre Berichte und Auszüge satzsam erkennen ließen, welche ein erstaunlicher wissenschaftlicher Schatz darin niedergelegt sei, ist doch bisher nichts geschehen, um ihn wirklich zu heben; heute nach der pariser Katastrophe von 1871 ist Grund zu ernstesten Befürchtungen über seinen Bestand. Um so nothwendiger dünkt es uns, daß die Angelegenheit von Leonardo's handschriftlichem Nachlaß unter die Obhut der gesammten wissenschaftlichen Welt gestellt werde. Der einzige denkbare Entschuldigungsgrund für die Vernachlässigung von Seiten der Franzosen, von denen zwar mancher geistreich über den Inhalt dieses hochwichtigen Pfandes orakelt, keiner aber ernsthaft Hand ans Werk gelegt hat, liegt vielleicht in einer Sonderbarkeit Leonardo's. Er hatte sich — wohl nicht aus Geheimnißkrämerei, sondern aus Bequemlichkeit — gewöhnt, von rechts nach links (*a rovescio*) zu schreiben. Bei ihm wäre gar nicht verwunderlich, wenn ihm die Natur zu soviel andern köstlicheren Gaben auch den kleinen, aber gar nicht zu verachtenden Vortheil gewährt hätte, beide Hände nach Belieben abwechselnd gebrauchen zu können. Aber soll jenes Schülerhinderniß ernstlich als Entlastungsgrund gelten? Thatsache ist, daß Leonardo's Handschrift mit Hilfe des Metallspiegels sich so gut liest wie manches andere Manuscript. Es handelt sich also nur darum, den Entschluß zu vollständiger Abschrift und Herausgabe zu fassen. Freilich sind dabei nationale Eitelkeiten zu schonen. Die Italiener werden nur einem Italiener, die Franzosen nur einem Franzosen, die Engländer vielleicht auch nur einem Engländer ihren Antheil überlassen mögen; und der in solchem Falle sonst nicht fern liegende Compromiß auf einen deutschen Gelehrten wird unter den gegenwärtigen Verhältnissen vermuthlich ausgeschlossen sein.

Wie aber, wenn eine internationale Commission zu dem Unternehmen bestellt würde, wenn sich, ähnlich wie zu Gunsten anderer großer Geistesprodukte, eine Leonardo-Gesellschaft bildete und die nicht übermäßigen Kosten der Herausgabe bestritte? Auf diese Weise würde die wissenschaftliche Welt sich durch eigne Kraft zu einem Besitz verhelfen, der so vielen Jähern, besonders aber der heute in ihrem jugendlichen Aufschwung allenthalben bereitwillig unterstützten Kunstwissenschaft zu Gute kommen müßte. Wird eingewendet, daß gerade sie durch die wiederholten Veröffentlichungen von Leonardo's Traktat über die Malerei ihren Antheil aus dem Schiffbruch eigent-

sich schon gerettet habe, so wird unter Einsichtigen kein Zweifel sein, daß der Zustand, in welchem diese Schrift auf uns gekommen ist, nicht befriedigen kann, weil die Verwirrung der Bestandtheile ebensosehr am Tage ist wie ihre Unvollständigkeit.

Leonardo's verschiedene Untersuchungen sind zumeist in loser, zufälliger Folge, häufig in wiederholten Anläufen niedergeschrieben. Die Veröffentlichung der Handschriften, wie sie vorliegen, würde sonach, besonders wenn man die zahlreichen Lücken in Anrechnung bringt, in der Hauptsache vielleicht nur Entwürfe ergeben; denn von eignen Redaktionen lassen sich nur Spuren aufweisen. Aber dieser Bestand ist darum nicht minder Gold, weil er Rohstoff ist, und man gewönne auf diese einfachste Art das Mittel, L.'s wissenschaftliche Arbeitsweise aus den Urkunden kennen zu lernen. So kann sich für uns die Vernachlässigung, die Leonardo erfahren hat, sogar zu einem Vortheil wenden, den wir in unzähligen Fällen Angesichts fremder Geistesarbeit entbehren müssen: die Trägheit der vergangenen Jahrhunderte hätte dann den Werth, uns kostbare Originale unangetastet überliefert zu haben, während wir so oft im umgekehrten, schlimmeren Falle sind, entstellte Uebersetzung für baare Münze nehmen zu müssen. Eine Versündigung freilich bleibt dadurch ungesühnt: wären Leonardo's wissenschaftliche Arbeiten zur rechten Zeit an's Licht gezogen worden, so würde er nicht nur in vielen wissenschaftlichen Fächern die vornehme Stelle fördernd und erleuchtend eingenommen haben, die man ihm heute nur noch historisch anweisen kann. Aber das darf uns nicht hindern, den Manen des großen Mannes ihre Ehre zu geben. Einmal erkannt, sollte der Unglimpf, der ihm geschehen ist, nicht länger geduldet werden. Gehört es doch zum Kennzeichen unserer Zeit, daß sie die Pflichten, die sie überkommt, auch nicht verleugnet. Diese Zeilen wollen nur andeuten, was selbst nach dem marmornen Denkmal an Leonardo noch zu thun ist. Der traurige Zustand seiner Hinterlassenschaft hat sogar dazu geführt, ihm selbst die Schuld zuzuschreiben. Kein Geringerer als Carlo Promis spricht es geradezu aus: in diesem Schicksal erduldet selbst ein solcher Geist die Strafe dafür, daß er dem Vaterlande untreu wurde und fremden Sold annahm! Denn Leonardo starb in Frankreich als Ingenieur in Diensten Franz des I. Aber das harte Wort, das man dem leidenschaftlichen italienischen Patrioten verzeihen mag, darf das Gedächtniß Leonardo's nicht kränken. Es ziemte sich vielmehr, daß es durch brüderliche Gemeinschaft der Italiener und Franzosen im Dienste dieses Genius gesühnt würde, und dazu gäbe das Unternehmen, auf welches wir hoffen, die schönste Gelegenheit.

M. Jordan.

Regierungen und Beamtenthum in Preußen.

Unser Reichskanzler hat einmal ein geflügeltes Wort von den schon nach zwanzig Dienstjahren „verbrauchten“ Regierungsräthen gesprochen. Als ob das Verbrauchen nicht die Brauchbarkeit an sich voraussetzte! Und mit dieser ist es eigenthümlich beschaffen. Das preußische Verwaltungs-Beamtenthum, einst der Ruhm dieses Staates, ist in Verfall gerathen, seit die neue Staats- und Gesellschaftsentwicklung das „Regieren“ im alten Sinne nicht mehr zuläßt, und seit für die Beamten der Begriff der Gesinnungstüchtigkeit aufgebracht ist, der in den fünfziger Jahren traurigen Andenkens Blüthen trieb. Zwar die Angriffe, welche man hier und dort gegen die Regierungsbehörden als die Inkarnation aller Bureaucratie gerichtet hat, sind zum Theil sehr ungerecht. Die Regierungs-Instruction vom 23. October 1817, welche noch heute die Grundlage ihrer Organisation bildet, ist ein gutes Gesetz und von gutem Geiste dictirt. Man sollte nicht vergessen, daß jene Behörden in den damaligen Staatsorganismus hineingehörten, und daß die bureaukratischen Einrichtungen es sind, welche dem preußischen Staate das feste Gefüge gaben, das ihn an die Spitze Deutschlands gebracht hat.

Inzwischen sind die Forderungen an den Staat andere geworden, als sie früher waren. Mit dem nationalen Einigungswerte zugleich ist der Ruf nach Decentralisation, deren Gewinn eine reichere Lebensentwicklung im Einzelnen sein soll, nur um so lauter erschollen. Man will sich vom Schematismus, von der Doktrin, von der Bevormundung durch die Behörden frei machen, will die concreten Verhältnisse zu eigenem Nutzen wie zur Förderung des Ganzen umgestalten oder ausbilden, so gut dies ihrer Natur und ihren innern Bedingungen nach geschehen kann. Da paßt nun allerdings die alte Provinzialregierungsmaschine nicht mehr hinein mit ihrem langsamen, etwas müden Gange, mit ihrem regelrechten, eintönigen Räderwerk. Wo Alles ins Freie will, da arbeitet sie noch im geschlossenen Raume; ihr Kohlenverbrauch ist groß, ihre Produkte sind zweifelhaft.

Nach Oben hin völlig abhängig von den Ministerien, vermögen die Regierungen eine eigene, nur einigermaßen selbständige und selbstbewußte Wirksamkeit gar nicht zu entfalten. Sie handeln immer im Auftrage. Nirgend im lebendigen Zusammenhang mit den Lebenskreisen, welche zu schützen sie berufen sind, vermögen sie dieselben noch viel weniger zu leiten und zu fördern. Aber sie überwachen das bunte Treiben und sind bei persönlicher Vertretung dafür verantwortlich, daß nichts gegen das Reglement geschieht; sollte ihr mißtrauisches Auge dergleichen bemerken, so haben sie unverzüglich höheren Orts einzuberichten. Unterdessen aber vollzieht sich die große Cultur-

entwicklung der Gegenwart neben ihnen und trotz ihrer. Sie stehen an der Straße, während der reiche, nicht endende Zug sich vorbet bewegt, zuweilen bemüht, einen kleinen Stein zwischen die Räder zu werfen, nur selten ein wenig mit anfassend, wo etwas ins Stocken geräth.

Wie anders war das früher in idealerer Zeit, wo das Beamtenthum noch der Träger der Bewegung war, wo es sich dreist identificiren konnte mit Allem, was Fortschritt bedeutete, wo die Masse des Volks noch vertrauensvoll auf seinen rechtschaffenen Eifer, sein reges Pflichtgefühl, seine höhere Bildung blicken durfte! Gewiß —, Kleinigkeitskränkereien, engherzige Rücksichten gab es auch damals schon; aber das alte solide Beamtenthum, das mit voller und warmer Hingebung von früh bis spät arbeitete, oft mit geringfügigen und formalen Dingen sich quälen mußte, aber doch immer ein Stück seines besseren Selbst für die fortschreitende Entwicklung seines Staates hergab, — wohin ist es?! Zuweilen noch, aber nur selten wandelt solch ein Veteran durch die Geschäftsräume der Behörden mit ernstem, gleichmäßigem Schritt und mißmuthig das graue Haupt wiegend über die Leichtfüßigkeit und Ungründlichkeit der jungen Generation. Doch seine Zeit ist um; man wünscht seinen Rechtsinn, der allmählich zu unliebsamem Starrsinn sich ausgebildet, nicht mehr, und gönnt ihm „fern von Madrid“ einen ruhigen Lebensabend.

An seiner Stelle haufen die Nachgeborenen —, lauter Staatsmänner innerlich. Wie der ältere Napoleon meinte, es habe jeder Soldat den Marschallsstab im Tornister, so tragen jene zumeist ein stilles Ministerportefeuille in ihrer Brusttasche. Es sind kritische Geister. Im Grunde wissen sie und verstehen sie Alles besser als andere, zumal als die unstudirten Leute, mögen diese auch die Welt gesehen haben, mit ihren Beziehungen in ferne Welttheile reichen, und mitten im Leben klaren Blicks und erfinderischen Kopfes gute und nützliche Werke gründen. Nur „nach Oben hin“ darf man seine vermeintliche Ueberlegenheit nicht merken lassen; da gilt es fügsam sein. Es ist diesem jüngeren Geschlechte der Unterschied zwischen Gehorsam und Fügsamkeit völlig verloren gegangen. Gehorsam ziemt dem freien Manne und ist mit Recht von einem jeden zu fordern, der einem Gemeinwesen angehört. Um wie viel mehr hat der Beamte die Verpflichtung, die Befehle seiner Oberen zu befolgen. Aber in der „Fügsamkeit“ liegt keine sittliche Stärke, sondern vielmehr eine Schwäche, ein Fehler, den man nicht unrichtig mit einem Fremdworte als Servilismus bezeichnet. Es ist diese Servilität vorzugsweise den sogenannten Strebern eigen, deren ganzes Denken, Dichten und Trachten darauf gerichtet ist, vorwärts zu kommen und Carrière zu machen. Diese sehr schlimme Species der Regierungsbeamten ist eine weit verbreitete. Die Regierungs-Instruktion vom 23. October 1817 enthält

eine sehr schöne Mahnung, man nennt die bezügliche Stelle zuweisen den Wärmeparagraphen, worin es heißt:

„Jeder von ihnen (den Beamten) muß den ihm angewiesenen Geschäftskreis mit Wärme und innerer Theilnahme auffassen und mit Geist, Würde, Gründlichkeit und Umsicht verfolgen, fern von Leidenschaft und persönlichen oder anderen Nebenrücksichten, — — — kurz mit stets regem und treuem Eifer das Beste des Dienstes und das Wohl des Ganzen wahrnehmen und befördern.“

Die „Streber“ fassen in der That ihren Geschäftskreis oft mit vieler Wärme und Theilnahme auf, insofern sie jeder beliebigen Intention ihrer Vorgesetzten schon auf halbem Wege entgegenkommen und sie sodann mit einem außerordentlichen Aufwande von Eifer und Energie ins Werk setzen, ohne auch nur im Geringsten die Bedenken laut werden zu lassen, welche ihnen nach ihrer Kenntniß der Specialverhältnisse nothwendig aufstoßen mußten. Mit dem zweiten Theile des Wärmeparagraphen, dem Geist, der Würde u. s. w., nehmen sie es dann nicht so genau, und von den persönlichen Nebenrücksichten schweigen wir lieber. Uebrigens reisen die Streber alle Jahre einmal nach Berlin, stellen sich vor und machen allen möglichen einflußreichen Personen ihre Aufwartung. Können sie unter Beihülfe von Landrätthen, Amtleuten und Schulzen sich in das Abgeordnetenhaus oder den Reichstag bringen, das thun sie sehr gern. Jedenfalls bewerben sie sich um jede vacant werdende höhere Stelle. Es finden sich geschickte Arbeiter darunter, zum andern Theile aber sind sie nur Polizeieiferer, welche in der großen, nach inneren Gesetzen sich vollziehenden Bewegung der Völker eigentlich nur eine Polizeicontravention erblicken, für welche eine Strafe von ein bis zwei Thalern und bei Nichteinziehbarkeit derselben eine ein- bis zweitägige Haft im Wege administrativer Execution verhängt werden müßte.

Eine andere Gattung bilden die fleißigen, ihr Pensum täglich abarbeitenden Mitglieder. Es sind dies die Geister geringeren Grades. Zwar ihren Ehrgeiz besitzen sie auch: weshalb sollten sie nicht ebenso gut emporsteigen können wie ihr Colleague, der Streber? Doch sie haben keine Connexionen, wer fragt nach ihnen? Ihre äußere Lage ist gedrückt, sie sind umgarnt von den Sorgen des täglichen Lebens, heimgesucht von manchem Unglück in Familie und Haus. Uebrigens bezeigt der Präsident ihnen Wohlwollen und Anerkennung und befürwortet ihre Unterstützungsgesuche: denn der Präsident ist froh, doch auch ruhige Männer im Collegium zu haben, die ihre Arbeiten regelmäßig abmachen und in die hergebrachten Geschäftsformen sich fest hineinleben. So werden sie mit der Zeit alt und stumpf und mißmuthig. Was hat es ihnen geholfen, daß sie fast über ihre Kräfte hinaus am Schreibtisch ausharrten, daß sie geschickter und fleißiger gewesen

sind, als jene Anderen, die hohe Stellen erklimmen haben? Nun hat das niederschlagende Gefühl, daß es eigentlich gleichgültig ist, wie man sein Amt führt, daß Niemand es Einem dankt, ob man es so oder so treibt, im Bunde mit der jahrelangen Übung, die widersprechendsten Anordnungen auszuführen, den verschiedensten Systemen zu dienen, ihre Thakraft gebrochen, ihre Seelen vertrocknet.

Endlich giebt es, abgesehen von manchen Spielarten, noch einige Drohnen, deren Sache das Arbeiten überhaupt nicht ist, vornehme Leute, Söhne alter Familien, oft von vieler persönlicher Liebenswürdigkeit und angenehmen gesellschaftlichen Formen, aber indifferent und gleichgültig gegen ihren Beruf, der ihnen zwar nach außen hin eine leidlich respectable Stellung giebt, aber doch eigentlich unter ihrem Niveau liegt. Sie beschäftigen sich zuweilen mit hoher Politik und lesen täglich die Kreuzzeitung. Wenn sie decretiren, so schreiben sie auf das betreffende Stück: „zur Calculatur“, „zur Expedition“, oder „der Herr Secretär weiß schon“. Lassen sie sich aber einmal herbei, selbst eine Verfügung abzufassen, so geschieht dies häufig in einem glatten und blumenreichen Stile. Außerdem zählen sie unter den Rittergutsbesitzern des Bezirks intime Bekannte, fahren häufig zum Diner über Land, gehen auf die Jagd und benehmen sich gegen gewöhnliche Menschen mit einer unaussprechlichen Superiorität.

Das hier hinsichtlich der Personen entworfene Bild wird weniger dunkel erscheinen, wenn nicht außer Acht gelassen wird, daß wir uns in einer Uebergangsperiode befinden. Gewiß auch giebt es viele und erfreuliche Ausnahmen, Männer, denen es noch wirklicher Ernst ist mit ihrer Pflichterfüllung, die unbekümmert um Gunst oder Ungunst, treu dem Gesetze folgend an ihrer Stelle das Rechte leisten aus innerem Beruf, aus Liebe zu ihrem Staate und zu ihrem Volke, die mit ihrer Bildung nicht abgeschlossen, das Herz auf dem rechten Fleck und die Augen offen behalten haben. Aber nicht die Ausnahme, sondern der Durchschnitt entscheidet. Es ist ferner zuzugeben, daß es in andern Ländern, z. B. in Frankreich und Rußland, um das Beamtenthum noch schlimmer steht. Aber bei uns in Preußen braucht es überhaupt nicht schlimm damit zu stehn, der Kern im Volke ist gut und gesund, die Bildung schreitet vor und breitet sich aus, im Wesentlichen hat unser Beamtenthum seine Integrität bewahrt, und wenn auch auf den seit den vierziger Jahren bei den Regierungen eingetretenen Theil desselben große Hoffnungen gerade nicht zu setzen sind, so wächst doch unter dem Schutze des deutschen Reichs ein neues Geschlecht heran, welches wohlgeleitet das Verlorene wieder einbringen kann.

Woher aber nun dieser Niedergang jetzt? Wir werden den Grund davon in der mangelhaften Einrichtung der Behörden und in der unrich-

tigen Stellung und Behandlung der Beamten zu suchen haben. Betrachten wir zunächst die letztere. Alles kann ein Mann eher ertragen, als eine totale Abhängigkeit, als die Nöthigung, beständig ohne eigene Einsicht und eigene Ueberlegung zu handeln. Kommt da noch die Wärme der Regierungs-Instruktion hinzu, so verliert auch der Bessere mit der Zeit den innern Compaß und geräth in ein Hin- und Herschwanken, das ihn zuletzt völlig urtheilsunfähig macht, und nur die Ausbildung des eigenthümlichen Sinnes begünstigt, rechtzeitig zu merken, woher der Wind weht und was da Oben für Wetter ist. Es ist eine eigene Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen und zu wissen, was höheren Orts genehm ist und gewünscht wird. Und diese Kunst muß man üben: denn es ist sehr leicht mißlieblich zu werden. Was ist seit dem Jahre 1848 von der „Unbotmäßigkeit“ der Beamten nicht alles gefabelt worden! Wen seine geschichtlichen Betrachtungen zu der Ueberzeugung geführt hatten, daß der Verfassungs- und Rechtsstaat für die civilisirte Welt, folglich auch für Preußen, eine Nothwendigkeit sei, der war „unbotmäßig“. Für unbotmäßig galt, wer freimüthig seine Bedenken gegen die Zweckmäßigkeit oder Nützlichkeit einer Verwaltungsmaßregel aussprach. Vergaß aber ein Beamter sich gar so weit, die Gesetzmäßigkeit einer Anordnung zu bezweifeln, oder, noch schlimmer, bei der Abgeordnetenwahl einem liberalen Wahlmanne seine Stimme zu geben, dann war er sehr unbotmäßig. Nun gingen Hand in Hand die Angebereien und Verdächtigungen und sodann die disciplinarischen Maßregelungen. Wie vieles Glück ist da nicht zerstört, wie viele gute Kraft gebrochen! Das constitutionelle Princip, so hieß es, fordert unbedingten Gehorsam der Beamten; sonst kann der Minister in seinem Ressort nicht verantwortlich sein. Wer diesen unbedingten Gehorsam nicht leisten zu können meint, der mag abgehn. „Der mag abgehn“, das ist leicht gesagt, mit Weib und Kind, ohne Vermögen, ohne Vorbildung für einen andern Lebensberuf. Formuliren läßt sich die Pflicht des Gehorsams nicht; sie ist an sich in der Verwaltungssphäre selbstverständlich: der Beamte muß der Auffassung und den Absichten des ihm vorgesetzten Ministers gemäß verfahren, es kann ihm nicht gestattet werden, dieser und jener Anordnung seine eigene abweichende Meinung entgegenzusetzen und die Ausführung der ersteren zu versagen. Allein der Fehler liegt darin, daß Alles von Oben her befohlen wird. Sich unter die Vorschrift zu beugen und sie auszuführen, selbst wenn man sie nicht für richtig hält, das ist für den selbstbewußten Mann nicht schwer. Allein in allen, auch den kleinsten Dingen nur auf Befehl handeln, niemals aus eigener Initiative, das zerbricht jeden frischen Muth und raubt die Berufsfreudigkeit, indem es jede Möglichkeit einer eigenen ersprießlichen Thätigkeit abschneidet. Jedenfalls muß es dem Beamten erlaubt sein, auf Grund seiner Erfahrungen in dem speciellen Geschäftskreise, der

ihm überwiesen ist, seine Bedenken geltend zu machen, ohne sich dafür eine Zurechtweisung zuzuziehen, oder gar in den Geruch der Gefinnungsuntüchtigkeit zu gerathen.

Aber auch die gegenwärtige Organisation der Regierungen läßt es, wie schon bemerkt, zu einer lebendigen Wirksamkeit derselben nicht kommen. Nach der Regierungs-Instruktion vom 23. October 1817 und der Cabinets-Ordre vom 31. December 1826 nebst der dazu ergangenen ergänzenden Geschäftsanweisung zerfallen die Regierungen in der Regel in drei Abtheilungen, eine Abtheilung des Innern, eine Abtheilung für die geistlichen und Schulangelegenheiten und eine Finanzabtheilung für die Verwaltung der directen Steuern, Domänen und Forsten. Unabhängig von der zweiten Abtheilung, der nur das Elementarschulwesen überwiesen ist, besteht noch eine besondere Behörde, das Provinzialschulcollegium, für die höheren Lehranstalten.

An der Spitze jeder Regierung steht ein Präsident. Außerdem hat jede der drei Abtheilungen noch einen eigenen Vorsitzenden, den Oberregierungsrath, der, nachdem der Präsident die neu eingegangenen Sachen präsentirt hat, sie seinerseits auch noch präsentirt und die sämtlichen Concepte der erlassenen Verfügungen mitzeichnet. Die Geschäfte werden unter die Mitglieder der Regierung, zu denen auch ein rechtsverständiger Justitiarius gehört, vertheilt, ohne daß die Geschäftskreise fest abgegrenzt sind. Wie es so kommt, trennt man von dem einen etwas ab und legt es einem andern zu, oder componirt aus verschiedenen Bruchstücken einen ganz neuen, je nach der Arbeitsmasse und den zur Verwendung stehenden Personen. Die Verfassung auch der einzelnen Abtheilungen ist eine collegialische. Für wichtigere Angelegenheiten, oder, wo eine Sache in das Gebiet mehrerer Abtheilungen einschlägt, endlich in gewissen bestimmt bezeichneten Angelegenheiten, z. B. Disciplinaruntersuchungen und Kompetenzconflicten, treten die sämtlichen Abtheilungen zur Plenarberathung zusammen. Der Präsident ist berechtigt, jeden Beschluß auch der einzelnen Abtheilungen zu suspendiren, wonächst das betreffende Ministerium über die hervorgetretene Meinungsdivergenz endgültig entscheidet.

Aus dieser kurzen Skizze ergiebt sich schon, daß der Schwerpunkt in der Behörde als solcher liegen soll, daß die Wirksamkeit des Einzelnen in der Behörde untergeht, und daß ein Jeder, wenn der Ausdruck erlaubt ist, nur in den großen Topf hineinarbeitet, ziemlich gleichviel ob gut oder schlecht, ob mit „Geist, Würde und Umsicht“ oder ohne solche. Und doch ist das persönliche Element, die persönliche Verantwortlichkeit des verfügenden Beamten in der Verwaltung ganz unerläßlich. Wäre nun die collegialische Form nur eine wirklich aufrichtige und maßgebende, so würde sie immerhin manches Gute stiften können. Allein auch hier fehlt es; in der Wirklichkeit ist sie

nichts als Schein; es geschieht doch immer, was der Präsident wünscht. Man denke sich nur die Plenarversammlung, in der die Decernenten für Landescultur-, für Communal-, für Polizei-, für Militär-Sachen, für Handelsangelegenheiten, für das Bau-, das Medicinalwesen, für die Steuer-, die Domänenverwaltung, die Schulrätthe, die Forsträtthe, die geistlichen Rätthe zur Berathung über eine Frage der Landescultur einträchtig zusammensitzen! Oder, damit wir nicht zu weit greifen, betrachten wir uns die Sitzung einer einzelnen Abtheilung, etwa der dritten, in der über eine Steuerreform discutirt wird. Was gehen den Forstrath die Staatssteuern an? Sie liegen seinem Gesichtskreise völlig fern, und so wandern während des Vortrages seine Gedanken unwillkürlich in den grünen Wald, zu den Eichenculturen, den Wilddiebereien, den Forsthäusern. Oder der Domänenrath berichtet über den Neubau eines Schafstalles, — da ist wieder der Decernent in Steuersachen erschrecklich gelangweilt und beschäftigt sich lieber damit, auf den vor ihm liegenden Bogen Papier gewisse unbegreifliche Hieroglyphen, oder, falls er einiges Talent besitzt, erkennbare Figuren zu zeichnen. Einer und der Andere findet sich auch wohl bewogen, sein Licht leuchten zu lassen und in passender Redewendung seine nichts weniger als zutreffende Ansicht auszusprechen. Der Präsident hört ihn mit gesenkten Augenlidern geduldig an, und äußert zum Schluß seine eigne Meinung. Nun kommt es zur Abstimmung; der Forstmann, der Zeichenkünstler, der Redner, alle werfen sie eine zustimmende Kopfbewegung nach dem Präsidenten hin, was soviel heißt, als daß sie mit dem Herrn Präsidenten einerlei Ansicht seien. Die Majorität ist auf der Seite des letzteren, und der Vortragende, der eine etwas andere Ansicht zu haben wagte, klappt mißmuthig seine Acten zu. So ging es und geht es noch heute. Dieser ganze Berathungs- und Abstimmungsact ist innerlich unwahr, und nicht bloß nutzlos, sondern sogar schädlich. Die Vorträge in Verwaltungssachen, wie sie nach Zeit und Umständen in einem Collegium gehalten werden können, werden stets an einer gewissen Unvollständigkeit leiden, weil zu viel darum und daran hängt, was sich nicht auf einmal resumiren und Allen klar in die Augen springend zusammenstellen läßt. Auch für den Präsidenten ist es eine reine Unmöglichkeit, alle Specialitäten zu kennen, und so kommt aus der Berathung in der Regel nichts Zutreffendes —: höchstens etwas Halbes heraus.

Es ist daher 1. zu allererst die Forderung zu stellen, daß das Gewicht in den einzelnen Departementsrath verlegt werde; — wir setzen an die Stelle des Fremdwortes ein deutsches und nennen den Vertreter eines bestimmten Geschäftszweiges: Verwaltungsrath. Dieser Rath ist derjenige, der seinen Geschäftskreis genau kennen muß. Schon seine Vorbildung weist ihn oft darauf hin; er hat die einschlagenden Gesetze und Vorschriften studirt und

an ihnen die realen Verhältnisse gemessen. Seine Beobachtungen an Ort und Stelle, seine Erfahrungen, seine Lokal- und Personalkenntnisse befähigen ihn vor allen anderen dazu, auf diesem Gebiet gerade richtig zu sehen und nützlich zu wirken, und er allein ist im Stande, mit den Betheiligten den durchaus nothwendigen unmittelbaren und persönlichen Verkehr zu unterhalten. Man darf nicht außer Acht lassen, daß die Verhältnisse, auf welche seine Thätigkeit sich bezieht, nicht fertig entsprungen sind und nun einfach und klar vorliegen, sondern daß sie sich erst nach und nach unter sehr verschiedenen Umständen und eigenen Bedingungen entwickelt und so in der That eine Geschichte haben, die der Beamte miterlebt haben oder doch wenigstens ganz kennen muß, wenn er sie richtig beurtheilen will. Wird dem Rathe möglichste Selbständigkeit gestattet, so kann es gar nicht fehlen, daß er, wenn er der Mann danach ist, ein festes Verhältniß zu seiner Aufgabe gewinnen muß, zugleich aber auch ein warmes Interesse dafür, ein ernstes sachliches Streben, die Freude am Gedeihen. Und wie ist das dagegen jetzt?! Alles wird ihm von Oben vorgeschrieben, seine Collegen, der Oberregierungs-rath, der Präsident sprechen ihm beständig mit hinein, obwohl ihnen zum Theil die Kenntnisse, die unmittelbare Anschauung und besonders jene historische Unterlage fehlen. Er ist überall gehemmt, hat Verdruß hier und dort, kann nie aus voller Seele handeln.

2. Aus der vorstehenden Darlegung sind zugleich die Gründe zu entnehmen, aus denen die Einsetzung von Präfekten, welche die ganze Verwaltung in ihrer alleinigen Hand halten, nicht anzurathen ist. Wie soll wohl der Präfekt die Intelligenz sämtlicher Verwaltungsräthe, ihre Kenntnisse, ihre Erfahrungen auf so verschiedenen Gebieten in sich vereinigen? Man könnte vielleicht nach dem Vorbilde der Ministerien mehrere Präfekten innerhalb eines bestimmten Bezirks einsetzen, also einen Präfekten für die innere Verwaltung, einen Finanzpräfekten, einen Handelspräfekten u. s. w. unter dem Vorsitze eines Präfekturpräsidenten, der die Einheit zu erhalten hätte. Dies würde der von uns vorgeschlagenen Gründung fester Departements innerhalb der Regierungen nahe kommen, dieselbe aber doch nicht erreichen, weil das Geschäftsgebiet der einzelnen Präfekten immer noch viel zu groß und zu mannichfach bliebe, um dem einzelnen Manne eine fortdauernd klare Uebersicht und den unmittelbaren und persönlichen Verkehr mit den Betheiligten zu gestatten.

3. Die Verlegung des Schwerpunkts in die Thätigkeit des Verwaltungsrathes bedingt eine Gliederung der ganzen Verwaltung in feste Departements oder Geschäftszweige, woraus denn zugleich eine Aufhebung der einzelnen Regierungs-Abtheilungen und eine Beseitigung der Oberregierungs-räthe, die schon jetzt keinen erkennbaren Nutzen stiften und eher hemmend als

fördernd wirken, von selbst folgt. Der Rath führt seine Geschäfte selbständig unter der Controle des Präsidenten und mit einer später noch anzugebenden Einschränkung. Zu diesem Zwecke hat er ein eigenes Bureau mit eigener Registratur und eigenem Subaltern-Personal. Namentlich ist ihm ein älterer erfahrener Secretär beizugeben, welcher ihn, wenn er auf Dienstreisen abwesend oder sonst kürzere Zeit verhindert ist, vertritt und die laufenden Geschäfte in seinem Sinne und Auftrage besorgt, — ähnlich wie dies bei den Landrathssämmern durch die Kreissecretäre geschieht.

4. Solche feste Geschäftszweige würden etwa einzurichten sein: 1) für Gemeinde- und Kreisangelegenheiten; 2) für Handel und Gewerbe; 3) für Polizei- und Militärangelegenheiten; 4) für Landescultursachen; 5) für die Verkehrsmittel (Eisenbahnen, Chaussees, Schifffahrt); 6) für das gesammte Unterrichtswesen, höhere und niedere Lehranstalten des Bezirks; 7) für die geistlichen Externa; 8) für die Verwaltung der directen Steuern; 9) für die Domänen; 10) für die Forstverwaltung; 11) für das Rassenwesen. Außerdem fungiren als Techniker: ein Medicinalbeamter, ein oder mehrere Baubeamte, ein oder mehrere Justitiarien. Die Grenzen der einzelnen Geschäftskreise sind nach den Verhältnissen des Bezirks fest zu bestimmen. Ist ein Gebiet zu umfangreich, so kann man es theilen, also z. B. ein eignes für Handel und ein eignes für Gewerbe, einen Forstkreis A und B, einen Schulkreis A und B einrichten; ist es zu klein, so legt man mehrere zusammen. Ein jeder Geschäftskreis ist mit einem Regierungsrathe zu besetzen; die Assessoren werden diesem und jenem als Hülfсарbeiter überwiesen. Die mehr handwerksmäßige Arbeit geht auf die Subalternbeamten über.

5. Es wird sich hierdurch ermöglichen lassen, die Zahl der Regierungsräthe gegen jetzt erheblich zu vermindern, die beibehaltenen aber besser zu besolden. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth; der tüchtige Mann muß sich durch seine Arbeit soviel verdienen können, als er zu seinem und seiner Familie Unterhalt bei bescheidenen Ansprüchen bedarf. Diese Forderung natürlicher Gerechtigkeit ist auch für den Beamten zu erheben. Wohin wir mit der unstatthafter Annahme kommen würden, daß man Vermögen haben müsse, um überhaupt ein höheres Staatsamt bekleiden zu können, braucht nicht erst gesagt zu werden.

6. Schon vorher ist darauf hingewiesen, daß die Verwaltung des Rathes außer der Controle des Präsidenten noch einer weiteren Beschränkung unterliegen müsse. Diese Beschränkung ergibt sich von selbst, wo eine Sache in einen andern Geschäftskreis hinübergreift, wie dies sehr häufig vorkommt, oder wo eine Rechtsfrage oder eine Frage der Technik dabei zu erörtern ist. In diesen Fällen hat sich der Rath, dem die nächste Bearbeitung der Sache gebührt, mit dem Leiter jenes andern Geschäftskreises, und beziehungsweise

mit dem Justitiarius, dem Baurath, dem Medicinalrath in Verbindung zu setzen. In Entstehung einer Einigung ordnet der Präsident auf Antrag kurzer Hand eine Conferenz der Betheiligten an, in der unter seinem Vorsitze die Sache gründlich durchsprochen und berathen wird. Dasselbe findet statt, wenn der Präsident eine sonstige Maßnahme des Rathes nicht billigt, überhaupt in allen Sachen, welche er dazu bestimmt. Ist weder ein Techniker noch ein anderer Rath bei der vorzutragenden Angelegenheit betheiligt, dann tritt der Justitiarius als Dritter der Conferenz hinzu. Fällt der Beschluß gegen die Ansicht des Präsidenten aus, so hat dieser das Recht, unter Suspension desselben Berufung an den Oberpräsidenten einzulegen, bei dessen Entscheidung es dann bewendet. In dieser Art löst sich das Collegium in die Conferenz auf, und es wird das Princip der collegialischen Berathung, soweit es nützlich ist, erhalten. Nützlich ist es aber, soweit es dazu dient, der Einseitigkeit und der Willkür Schranken zu setzen, den Schwachen zu stützen und zu berichtigen, und Fehlgriffe, möglicherweise auch Unredlichkeiten zu verhüten. Wir würden das collegialische Princip auch aus der Verwaltung nur ungern scheiden sehen.

7. Aber wird, so wendet man ein, dieser ganze Plan nicht an der Personenfrage scheitern? es gibt gar zu viele Schwachköpfe: wo findet man die erfahrenen und redlichen Beamten, welche geeignet sind, eine in solchem Grade selbständige und verantwortliche Geschäftsführung zu übernehmen? Die Antwort ist einfach: man verzichte nur darauf, die Schwachköpfe anzustellen, wenn sie auch von Familie und sonst gut empfohlen sind, und man räume nicht jedem, der die Staatsprüfung bestanden hat, einen Anspruch auf Anstellung im höheren Staatsdienste ein. Schon jetzt auch sind die technischen Mitglieder der Regierungen: die Bauräthe, Forsträthe, Schulräthe und Justitiarien in ihrer Art bei weitem die fleißigsten, geschicktesten und sachkundigsten von Allen, und zwar aus dem Grunde, weil sie ihr Fach kennen und practisch geübt haben, weil ihre unmittelbare Anschauung den Gegenstand ihrer amtlichen Sorge für sie belebt und ihr Interesse dafür geweckt hat. Man nehme deshalb die Räte aus denjenigen Berufs- und Lebenskreisen, auf welche zu wirken sie bestimmt sind. Das Communal-Departement vertraue man einem Bürgermeister an, der ein größeres Gemeinwesen längere Zeit mit Erfolg geleitet hat; für die Polizei wird ohne Zweifel ein geeigneter Polizei-Director zu gewinnen sein; für Handelsangelegenheiten wähle man einen Kaufmann, für Landescultur und Domainensachen practische Landwirthe, die selbständig gewirthschaftet haben. Die Bildung geht mehr und mehr in die Breite; es ist nicht zu befürchten, daß unter den Kaufleuten und Landwirthen nicht die rechten Leute zu finden seien. Wird doch jetzt schon ein großer Theil von Landrathsämtern nicht zu deren Schaden

von Gutsbesitzern verwaltet, und es gibt im Kaufmannsstande Vorsteher von kaufmännischen Corporationen, mit einer Geschäftskenntniß und einem Ueberblick, die dem „gelernten“ Beamten zum Muster dienen könnten. Ein besonderes Gewicht ferner ist auf die Justitiarien zu legen, welche berufen sind, bei allen Verwaltungsmaßregeln an die Glocke des Gesetzes zu schlagen und die Rechtsformen für die Ausführung derselben zu bestimmen; es genügt nicht, daß dieselben das Assessorexamen gemacht haben, vielmehr ist zu verlangen, daß sie Jahr und Tag als Richter thätig gewesen sind und das Rechtsleben und das Rechtsverfahren in practischer Uebung kennen gelernt haben. Sind diese Fachmänner, wenn sie in die Regierung treten, schon in reiferen Jahren, so ist das ein Vortheil und kein Verlust. Denn nichts ist in der höheren Verwaltung schlimmer als Hast und unzeitiges Eingreifen. Das gereifte Urtheil, der ruhige Ueberblick, die Weisheit im Rathe pflegen jüngeren Personen nicht eigen zu sein, die sich die Hörner noch nicht abgelaufen und die behufs des Examens ihre armen Köpfe mit allerlei theoretischen Wissenstram angefüllt haben, den sie erst nach und nach wieder „entladen“ müssen, um die Wirklichkeit überhaupt nur zu begreifen.

8. Die Wirksamkeit des Präsidenten, durch dessen Hände alle neuen Sachen gehen, ist im Vorstehenden der Hauptsache nach schon bezeichnet; er ist besonders berufen, die Einheit unter den verschiedenen Geschäftszweigen zu erhalten und die Disciplinargewalt zu üben.

9. Ueber ihm steht zunächst der Ober-Präsident der Provinz. In seiner jetzigen Stellung hat der Oberpräsident eigentlich nur einen indirecten Einfluß; es ist unerlässlich, daß ihm ein directer gewährt, und daß ein großer Theil der in den Ministerien bearbeiteten Specialien auf ihn übertragen werde. In diesem Sinne wird der Oberpräsident gewissermaßen Provinzial-Minister. Die Geschäftsmasse in den Central-Ministerien ist jetzt so groß, daß die Minister selbst sich um die Einzelheiten fast gar nicht kümmern können, die Bearbeitung derselben vielmehr lediglich ihren Ministerialräthen überlassen müssen, welche, oft gewiß recht kluge und geschickte Arbeiter, doch von den besonderen Verhältnissen, über die sie befinden sollen, zuweilen so gut wie gar nichts wissen. Was da alsdann herauskommt, läßt sich denken, besonders wenn eine Sache das Unglück hat, in die Hände eines recht eifrigen Hülfarbeiters zu kommen. Die „Unfehlbarkeit“ und das „von Oben herunter decretiren“ wird in den Angelegenheiten dieser Welt immer unerlaubter und unmöglicher.

Leider gestattet der Raum dieser Blätter eine nähere und in's Einzelne gehende Entwicklung des obigen Planes nicht. Aber auch schon diese kurzen Andeutungen werden vielleicht genügen um die Angemessenheit und Ausführbarkeit desselben klar zu stellen. Man würde dadurch einen innigeren

und unmittelbarerem Zusammenhang der Behörden mit dem Leben und den realen Verhältnissen, ein tüchtiges Beamtenthum und eine eingehendere und nützlichere Wirksamkeit desselben, eine frischere Bewegung, einen erhöhten Einfluß gewinnen. Wird der einzelne Beamte verantwortlich für die Zweckmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit seiner Amtshandlungen, so verändert sich damit seine Stellung nach Oben wie nach Unten von selbst. Dem Publicum gegenüber wird er die Anerkennung und das Entgegenkommen finden, welche tüchtigen Leistungen und einer erfolgreichen Wirksamkeit bereitwillig immer gezollt werden. Aber auch von seinen Vorgesetzten wird er eine achtungs- und rücksichtsvollere Behandlung beanspruchen dürfen. Zwar die Minister selbst, wenn sie einer Specialangelegenheit ihre persönliche Aufmerksamkeit schenken, pflegen sich in ihren Erlassen höflich und freundlich auszudrücken. Von den Ministerialrathen und gar von den Hülfсарbeitern kann man das aber gerade nicht sagen. Je jünger und unerfahrener so ein in das Ministerium berufener Assessor oder Regierungsrath ist, desto absprechender und unfehlbarer rescribirt er in nichts weniger als anmuthigem Stile. Mag das nun auch den pflichtbewußten Mann nicht gerade erschüttern, auf seine Arbeitslust und seinen guten Muth wirkt es doch, wenn ihm so schwarz auf weiß unliebsam begegnet wird.

Jedenfalls muß die Staatsregierung es sich zur festen und unbedingten Richtschnur nehmen, bei der ersten Anstellung wie bei den späteren Beförderungen sich nicht durch gewisse politische Verdienste des Beamten, sondern lediglich durch dessen persönliche Tüchtigkeit und Befähigung bestimmen zu lassen und auch seine Amtsführung nur danach zu beurtheilen. Der elende Begriff der „Besinnungstüchtigkeit“, wie er zum Theil noch heute in den leitenden Geistern steckt, muß gestrichen werden. Darf die Regierung eine offene oder versteckte Agitation gegen ihre Grundsätze Seitens der Verwaltungsbeamten nicht dulden, so bedingt das weder, daß diejenigen, welche sie bei den Wahlen oder im Abgeordnetenhaus willfährig unterstützen, in einflußreiche Stellungen gebracht werden, denen sie nicht gewachsen sind, noch auch, daß andere, deren Patriotismus zu bezweifeln nicht erlaubt ist, wegen abweichender politischer Auffassung in Fragen, die ihrem Amte vielleicht ganz fern liegen, zurückgesetzt oder in ihrer Thätigkeit lahm gelegt werden.

Um einen tüchtigeren Beamtenstand zu erhalten, ist es ferner nothwendig, daß das Hin- und Herversetzen der Einzelnen von Königsberg nach Trier, von Münster nach Cöslin, von Danzig nach Coblenz u. s. w. aufhört. In der Armee, welche im ganzen Reiche eine geschlossene uniforme Einheit bildet, hat dies Durcheinanderwerfen der einzelnen Stammes- und Volksgenossen eine Bedeutung; im Civildienste scheint es uns in der Regel nicht bloß unnöthig zu sein, sondern dem Interesse der Verwaltung gerade-

hin zu widersprechen. So lange ein junger Beamter noch in der Ausbildung begriffen ist, und das mag auch für die Assessoren noch gelten, hat es sein Gutes, wenn er auch in anderen Verhältnissen als denen seiner Heimathprovinz sich umsieht, wenn er Land und Leute in verschiedenen Theilen seines Staates kennen lernt, wenn er Vergleiche anstellt und es sich merkt, wie man dort lebt und es treibt, und welche Interessen dort im Vordergrunde stehen. Dagegen sollte man mit den fest angestellten Räten nicht immerfort wechseln; es kommt dadurch eine Unruhe und Unsicherheit in die Verwaltung, welche derselben keineswegs förderlich ist. Eine jede eingehende Wirksamkeit erfordert genaue Kenntniß des Terrains und diese wiederum läßt sich nicht über Nacht erwerben; der Beamte muß mit seinem Bezirke verwachsen, er muß sich in die Denkweise, den Charakter, die Eigenart der Einwohner hineinleben und sie verstehen; es gibt kein Verwaltungsverhältniß, welches, wie schon vorher bemerkt, nicht eine gewisse Tradition, eine Entwicklung hätte, die man kennen und womöglich mit erlebt haben muß, um das Bestehende zu begreifen und zur Ausbildung oder Verbesserung desselben beitragen zu können.

Sind es Täuschungen oder dürfen wir es hoffen, daß mit der veränderten Einrichtung der Behörden zugleich auch ein neues Beamtenthum erwachsen wird, welches in Wahrheit mit Geist, Würde und Umsicht seinen Beruf erfüllt, welches, durch die veränderte Zeit und die ernstesten Forderungen der Gegenwart geläutert und geklärt, mit vollem und warmem Herzen wieder bei seiner Pflicht ist und in der vollen Hingabe an die fortschreitende Entwicklung seines Staates dem alten Beamtenthum würdig sich anschließt?

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die Wallfahrt nach Kevelaer. Vom Niederrhein. — Im neuen, weiten Reich — und auch unter den Lesern dieses Blattes — gibt es ohne Frage sehr Viele, die sich bei dem Namen „christliche Wallfahrt“ in eine lang entschwundene, poesievolle, doch dumpfe und dunkle Zeit, mit einem Wort in's Mittelalter versetzt fühlen, vor deren Einbildungskraft eine Wallfahrt nur als eine Erscheinungsform mittelalterlichen Lebens auftaucht. Sie ist ja auch in der That nichts Anderes, nur ist mittelalterliches Leben einem guten Theile nach unverfehrt conservirt bis auf den heutigen Tag. Daß das Leben des Geistes dem der Materie so analoge Verhältnisse darbietet! Gleich den geologischen Formationen, die aus endlos fern von einander

liegenden Zeiträumen stammend die Bildungen dieser Perioden in räumlichem Nebeneinander darstellen, gleich ihnen gewahren wir innerhalb desselben Volks und der vollständig gleichen Lebensverhältnisse nebeneinander Formationen des geistigen Lebens, die so himmelweit von einander sind wie ein darwinistisch-naturwissenschaftlicher Standpunkt und eine positiv römisch-kirchliche Glaubensüberzeugung: zeitlich durch eine Reihe von Jahrhunderten, dem Wesen nach noch unendlich tiefer von einander geschieden. Neue Schichten, über die älteren gelegt, haben die älteren doch nicht aus der Welt geschafft. Das Mittelalter ist noch nicht wirklich abgelöst, die Umbildung noch nicht vollzogen; es ließen sich auf der Karte Gegenden zeigen, die politisch zum neuen Kaiserreich gehören, in denen der neue Geist noch nicht sein Scepter schwingt. Und sind das letzte, ersterbende Spuren, die uns das Mittelalter zurückließ? Fristet der Träger seines Geistes, der römische Katholicismus, etwa nur sein Dasein? Gewiß noch nie hat er in kurzer Zeit so große Fortschritte gemacht wie in diesem unserm letzten Jahrzehnt! Wir meinen nicht die Proselyten. Aber nie sind in kurzer Zeit so viel milde zu schroffen, so viel laue zu entschiedenen, so viel matte zu rührigen, so viel tolerante zu fanatischen Mitgliedern umgewandelt worden. Fürwahr, Respekt muß man vor den Jesuiten haben; man darf ja dieses Fremdwort auch in einem Sinne verwenden, in dem es mit dem deutschen „Achtung“ nicht identisch ist. — Wir bieten im Folgenden ein Zeugniß für das Gesagte.

Ein weitberühmter Wallfahrtsort ist Revelaer. Daß es überhaupt einen besuchteren in der christlichen Welt gebe, bezweifeln wir. Bekannt ist er ja, so weit die deutsche Zunge klingt und Heinrich Heine gelesen wird. Indes legt der Ort selbst auf diese Art von Berühmtheit — wie objectiv gehalten und wie trefflich überhaupt Heine's Gedicht auch ist — schwerlich irgend einen Werth. Aber abgesehen von den Gebildeten und Objectiven nennen viele Tausende jährlich den Namen des Ortes mit Ehrfurcht und Sehnsucht und preisen sich glücklich, ihn einmal zu betreten. Und Tausenden ist es die Freude ihres Lebens, alljährlich für einige Tage auf diesem gottesbegnadeten Boden weilen zu dürfen. Das dort sich entwickelnde Treiben nun aus eigener Anschauung kennen zu lernen, trägt zur Vermehrung der Freude an der Gegenwart allerdings nicht bei, gewährt aber eine Bereicherung der Anschauung und der Zeitkenntniß, die wir durch das schildernde Wort auch unsern Lesern vermitteln möchten.

Es ist oft gesagt: in den Bergen erstehen die Männer der That, die unternehmungslustigen, energischen, rastlosen Menschen, wie aus den Gebirgen die Ahnen aller geschichtlich gewordenen Völker hergekommen sind. Nur in neckendem Scherze könnte man, Mittheilung und Ausgleich ignorirend, den

Satz in allen seinen Consequenzen geltend machen wollen. Immerhin kann man sich dem Eindruck nicht verschließen, daß z. B. der Bevölkerung der nordwestdeutschen Niederung geistige Selbständigkeit und Initiative in geringerem Grade eigen ist als anderen und andersartigen Gegenden. Wir bringen die ganz besondere Herrschaft des Clerus über die Geister in diesem Landestheile damit in Verbindung. Das Symbol dieser Herrschaft am Niederrhein aber und der Mittelpunkt des Pfaffendienstes ist der Wallfahrtsort Revelaer. Diesen Namen rufen uns die Schaffner des Eisenbahnzuges und wie eine Reminiscenz aus langer Vergangenheit klingt er dem Ohre des fremden Reisenden oder wie ein Name aus einem Traumland der Poesie. Aber nicht bloß der Ort ist Wirklichkeit, sondern seine Glorie und sein Cultus sind ebenso blühende Wirklichkeit wie das Mekka des Orients. Betreten wir den geweihten Boden. Woher kommt ihm der große Ruf und Zulauf? Er birgt (wer's nicht aus Erfahrung kennt, weiß es aus Heine) ein wunderthätiges Marienbild. Aber der Besucher würde enttäuscht werden, der ein Muttergottesbild, von gläubiger Künstlerhand geschaffen und durch den zwiefachen Adel der reinen Jungfräulichkeit und der innigen Mutterliebe erbaulich, zu finden erwartete. „Die Mutter Gottes zu Revelaer trägt heut' ihr bestes Kleid“, heißt's im Liede. Das wirkliche Kleinod dagegen ist ein alter, winziger Holzschnitt der ordinärsten Art, dem durch eine reiche, bunte Umrahmung und eine geheimnißvolle Aufstellung erst die Aufmerksamkeit zugewendet werden kann. Die Geschichte seiner Stiftung wird nicht ganz gleichmäßig erzählt. Ein spanischer Soldat oder ein wandernder Händler wurde um das Jahr 1640 etwa durch eine Vision belehrt, welcher Werth dem geringen Bildchen innewohne, und zum Bau der Kapelle angewiesen. Zahlreiche Erhörungen und wunderbare Heilungen bestätigten bald darauf die Verheißung der Vision. Und durch mehr als 200 Jahre erhielt sich und steigerte sich dieser Ruf. „Nach Revelaer ging mancher auf Krücken, Der jetzt tanzt auf dem Seil, Gar Mancher spielt jetzt die Bratsche, Dem dort kein Finger war heil.“ In der That, eine Sammlung überflüssig gewordener und dort deponirter Krücken wird gezeigt und erweckt Hoffnung und Vertrauen. Und weil es zur Heilung der Krankheit dienlich ist, daß der leidende Körpertheil, in Wachs nachgebildet, geopfert werde, so sind gleich nebenan Läden errichtet, die dem Bedürfnisse durch reichliche Auswahl solcher Wachsglieder zu Hülfe kommen. Wer aber nicht gerade durch einen lahmen Fuß oder ein krankes Herz, sondern durch den allgemeinen Trieb der Frömmigkeit hergeführt wird, der opfert eine Wachskerze, klein oder groß je nach seinem Können, und ist gewiß, daß, so lange die Kerze brennt, die Himmelskönigin in Gnaden seiner gedenkt. Selbst in der größeren, nebenan gebauten Kapelle reicht der Raum nicht aus um alle die Lichter aufzustellen,

und ein — wenn nicht liebevolles, doch sehr natürliches — Verdrängen einer Kerze durch die eines Mitschriften ist sehr häufig; außerdem wird durch frühzeitigere Wegnahme der noch brennenden eine erwünschte Einnahme erzielt. Diese Kerzen haben oft ein Gewicht von hundert Pfund, was einen Geldwerth von sechzig Thalern und noch mehr repräsentirt; und viele Gemeinden bringen eine solche (einer Helatombe billig gleich zu schätzende) Opfergabe alljährlich. Vielleicht würden manche Leser meinen, diese Summe könne z. B. als Zulage für den Elementarlehrer noch angemessener verausgabt werden: mit einem so materialistischen Standpunkt aber werden die Gläubigen nicht rechten.

Indeß, daß dies Alles nun heute noch so besteht, ist viel weniger zu verwundern, als daß es seinen eigentlichen Aufschwung erst innerhalb der letzten zehn Jahre genommen hat. Nicht daß besonders auffallende Heilungen dazu den Anlaß gegeben hätten, davon wüßten wir Nichts; der Grund ist ein rein innerlicher: die Ergebenheit gegen den Clerus ist eben in einem ganz erstaunlichen Maße gestiegen. In welchem Maße, das sollen nachher einige Zahlen beweisen. Innerhalb dieses letzten Jahrzehnts ist das unbedeutende Dorf ein blühender, wohlhabender Ort geworden. Diese Bevölkerung erwirbt Vermögen ohne Börsenspeculation und ohne Fabrikarbeit, einfach durch das Bedürfniß der Gläubigen. Wenige Privatwohnungen abgerechnet, gibt es nämlich nur zwei Arten von Häusern: es wechseln in allen Straßen Gasthäuser mit Magazinen von Heiligenbildern und Rosenkränzen. Die Devotion der Bewohner selbst ist natürlich eine ungewöhnlich intensive: es ist ein stillschweigender Vertrag mit den Pfaffen auf Gegenseitigkeit, bei dem beide Parteien sich wohl befinden. Daß es hier einige wenige Männer gewagt haben, sich freiwillig und offen als Altkatholiken zu bekennen, das schließt einen Grad von Muth und von Standhaftigkeit (inmitten endloser Anfeindungen) ein, vor dem Tausende aufgeklärter und dennoch gefügiger Katholiken erröthen müßten.

Wenn die heilige Zeit (vom Juli bis September) gekommen ist, so begegnet man in der Umgegend tagtäglich den Schaaren der Wallfahrer. Voran die Kinder in ansprechendem Schmuck, aus deren Mund sich die wohl-eingeübten Gesänge nicht ohne einen gewinnenden Eindruck vernehmen lassen. Dann die langen, endlosen Reihen der Frauen und der Männer, alt und jung, in Lumpen und wohlgekleidet, entblößten und gesenkten Hauptes die vorgesprochenen Worte murmelnd, immer wieder und wieder dieselben Worte, mit denen ein Gedanke sich längst nicht mehr verbindet, kaum ein Gefühl, denn es geht so fort vielleicht viele Tage lang. Zwischen ihnen Musik- oder Sängerschöre, emsig dirigirende Lehrer und Küster, andachtsvoll vorbetende Geistliche, Träger der heiligen Geräthschaften, auch manche komisch wirkende

Figur, wie ein clarinetteblasender Kaplan oder dergl., der schnapstrinkenden Väter zu schweigen. Dem kirchlichen Zwecke müssen sich auch die Fortschritte des Jahrhunderts dienstbar erweisen; aus weiter Ferne bringen die Eisenbahnen die Schaaren der Andächtigen, und es kommen wohl 20 Processionen an einem Tage in Revelaer an. Von den Enden Hollands die einen, aus der Metropole Köln oder dem künstlerischen, eleganten Düsseldorf die andern. (Eine Procession aus dieser Stadt kam in 45 Waggons, etwa 2400 Köpfe stark.) Jedes Haus des Dorfes ist überfüllt, auf den Straßen wogt und schwirrt es durcheinander, gleichzeitig Vetsfahrten von dieser und jener Seite, und Viele, denen die gemeinsame Andachtsübung nicht genug ist, verbinden sich zu Dreien oder Vieren und machen von Neuem ihren Mundgang. Die übrig bleibende Zeit wird in den Gasthäusern mit behaglichem Gespräch und Scherzen zugebracht. Denn die allgemeine Stimmung ist trotz des heiligen Werkes und trotz der Anstrengungen eine vorwiegend heitere. Dem jungen Volke sagt die Abwechslung zu, die Dirnen haben auch an ihrem festlichen Anzug Freude, die Pfaffen sind freier als sonst und im Genuß ihrer festbegründeten Herrschaft, die Alten sind zufrieden in dem Bewußtsein, für ihr nahes Ende eine nützliche Vorbereitung zu treffen, und sie ertragen einige Tage Mühsal und Sonnenhize gern, wo sich's um ewigen Lohn handelt. Für alle Gesunden ist das Ganze zugleich eine Erholungsreise, auf der die gewöhnlichen Alltagsorgen vergessen werden und die Vielen dasselbe bedeutet, was eine Badereise den Vornehmen. Nicht als ob die Letzteren, die Mitglieder der höheren Stände unbetheiligt seien: aber Viele von ihnen, zu verschämt um offen mitzuziehen, begeben sich unter dem Schein eines gewöhnlichen Ausflugs an den geweihten Ort, um dort doch auch zu flehen, zu beichten und zu opfern.

Die Zahl Derjenigen, die sich so an einem Tage in Revelaer zusammenfinden, beläuft sich bis auf 20,000. Daß bei der Einquartirung derselben durchweg diejenigen Maßregeln getroffen würden, welche die einfachsten Anforderungen der Sittlichkeit erheischen, kann Niemand behaupten; es wird auch gar nicht behauptet, weil es unmöglich durchzuführen ist. (Doch werde „im Allgemeinen“ dafür Sorge getragen, versicherte ein Wirth.) Einzelheiten müssen hier unberührt bleiben. — Wie erheblich die Summen sind, die aus den Opfer- und Behrpfennigen so vieler Wallfahrer erwachsen, läßt sich um so leichter überschlagen, wenn man z. B. erfährt, daß der an die Gemeinde zu entrichtende Miethziens für jede der 14 der Kapelle zunächst liegenden Heiligenbilderbuden jährlich (d. h. für wenige Wochen) 100 Thaler beträgt, oder wenn man sieht, daß im Dorfe eine neue prächtige gothische Kirche gebaut wird, deren Kosten bis zur Vollendung auf 150,000 bis 200,000 Thaler sich belaufen werden. Die noch fehlenden Gelder dazu wer-

den nicht ausbleiben, denn — bis jetzt ist die Zahl der Pilger mit jedem Jahre bedeutend gestiegen! Man berechnete sie in den letzten Jahren auf 250,000 bis 300,000. In diesem Jahre muß sie auf 300,000 bis 400,000 veranschlagt werden! — Für die geistlichen Bedürfnisse dieses Invasionsheeres reichen natürlich die vorhandenen Kräfte nicht aus, und so wird denn vom Erzbischof eine ganze Schaar von Geistlichen für diese Zeit in Revelaer concentrirt, die nun gleichzeitig in den zahllos errichteten Beichtstühlen die Bekenntnisse in Empfang nehmen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß das Beicht hören hier in dem eigens dafür aufgeführten Annexgebäude der Hauptkirche en gros betrieben werde, und so groß das Angebot ist, größer ist doch noch die Nachfrage, denn wartend stehen Pilger und Pilgerinnen vor den Thüren, bis sie Einlaß in die Zellen finden.

Mit welchen Gefühlen und Betrachtungen bewegt sich der gebildete Beobachter inmitten dieser Schaaren? Wie aus seiner eigenen Welt in eine ganz fremde hineinversetzt, muß er sich doch erinnern, daß dies Alles innerhalb seines eigenen Volkes vorgeht, und er verläßt den Schauplatz der Wunder mit eingenommenem Kopf und schwerem Herzen. Der Name des berühmten Wallfahrtsorts erinnert ihn von nun ab an einen Mittelpunkt und mahnt ihn an eine unendliche Summe geistigen Elendes im deutschen Lande.

Die Folgen des Marienburger Festes; der Bischofszwist. Aus der Provinz Preußen. — Vielleicht haben Sie von mir einen Bericht über die Marienburger Säcularfeier erwartet. Aber was hätte ich Ihnen schreiben können, das nicht die Tageszeitungen früher und umständlicher brachten? Es ist gegessen, getrunken und geredet, wie gewöhnlich bei dergleichen Feierlichkeiten und das Specifische: die lebenden Bilder aus der Provinzialgeschichte im großen Conventsremter und der Mitterzug auf dem Burghof der alten Marienburg waren interessant genug zum Anschauen, aber nicht zum Beschreiben. Das Wichtigste bleibt immer die einfache Thatsache, daß das deutsche Ordensland nun hundert Jahre lang wieder vereint zu einem politischen Körper der Krone Preußen angehört hat und daß es in diesen hundert Jahren dem Deutschthum so ziemlich geglückt ist, mit der polnischen Wirthschaft aufzuräumen. So ziemlich! Keineswegs ganz. Vielmehr konnte mit Recht von dieser Säcularfeier selbst erwartet werden, daß ihr Einfluß zu neuen und kräftigen Fortschritten auf der betretenen Bahn antreiben werde. Das ungewöhnlich warme Dankschreiben des Kaisers beweist ebenso, welches große Gewicht darauf gelegt wurde, vor aller Welt die Innigkeit des erfolgten Zusammenschlusses darzuthun, als die wirkliche Befriedigung über das bereits Erreichte. Nur muß man nicht glauben, daß Westpreußen in diesen hundert Jahren durchaus deutsch geworden sei. Wenn die Abstammung der Bevölkerung in Frage kommt, ist es niemals, auch nicht zur Ordenszeit, ganz deutsch gewesen; nur die Städte wurden von deutschen Einzöglingen angelegt und der Großgrundbesitz war in deutschen Händen, was

allerdings deutsche Cultur zur Folge hatte. Daß in den dreihundert Jahren, die das Weichsland unter polnischer Herrschaft zubrachte, das polnische Element auch auf dem Boden, auf dem es der Orden schon vorgefunden hatte, sich ausdehnen und alles deutsche Wesen ersticken mußte, versteht sich von selbst, aber viel wirksamer war die Polonisirung doch gerade nach der anderen Seite hin: die deutschen Familien der adeligen Großgrundbesitzer, aus politischen Gründen dem Orden feindlich und durch die freie Stellung des polnischen Adels gelockt, nahmen meistens nicht nur polnische Namen an, sondern polonisirten sich mit der Zeit auch vollständig, und die großen Städte, wenn sie auch deutsch blieben, cultivirten doch mit Vorliebe polnische Gesinnung, da sie unter der Krone Polen ihre weitgehenden Privilegien noch am sichersten zu reserviren hoffen konnten. Als nun Friedrich II. das Land in Besitz nahm, hatte er gerade die beiden Stände, die unter dem Orden die Stütze des Deutschthums gewesen waren, den Großgrundbesitz und die großen Städte, gegen sich, während es ihm leichter wurde, den unterdrückten polnischen Bauernstand und die von allen politischen Rechten ausgeschlossenen kleinen Landstädte für die preussische Herrschaft zu gewinnen. So wurde die Landbevölkerung, wenn auch nicht deutsch, so doch gut preussisch und die Germanisirung konnte in dieser Richtung ihren natürlichen Gang gehen, der Proceß ist noch lange nicht abgeschlossen, aber der Beschluß eilt auch nicht so sehr. Will man aber ein Urtheil gewinnen, was hundert Jahre preussischer Herrschaft für Deutschland wirklich zu Wege gebracht haben, so wird man vor allem fragen müssen, welche Stellung jetzt der größere Grundbesitz und der deutsche Bürgerstand einnehmen. Da ergibt sich dann als allerdings sehr wichtiges Resultat, daß der letztere die polnischen Erinnerungen vollständig ausgeschieden hat und jetzt mit wärmster Neigung ebenso Preußen, als Deutschland zugethan ist, daß aber nicht ebenso vollständig der noch im Besitz von Landgütern befindliche polonisirte oder eingewanderte polnische Adel gewonnen werden konnte, obwohl er sich die wirthschaftlichen Vorzüge der deutschen Cultur gern angeeignet hat. Es muß hier vorläufig genügen, daß seine politische Opposition selbst im Bündniß mit den staatsfeindlichen Clericalen ohne besondere Gefahr ist. Wenn man nun ruhig erwägt, daß hundert Jahre angestrengter Arbeit nur eben zureichten ein Ländchen im großen Ganzen auf deutschen Fuß zu bringen, das nach zwei Seiten hin immer eine Anlehnung an deutsche Gebiete hatte, in welchem im Bürgerstande der großen Städte deutsche Sprache und Sitte während der Fremdherrschaft stets in Uebung blieben, und dessen polnischem Theil schon lange jede Hoffnung schwinden mußte, sich mit einem nationalen Staatswesen wieder verbunden zu sehen, so kommen mir die vielen Ungeduldigen recht wunderbarlich vor, die Elsaß und Lothringen schon in einem kurzen Jahre echtdeutsch finden möchten, während doch dort die Gebildeten und Wohlhabenden vorwiegend Franzosen sind und der Nachbarstaat Frankreich eine Anziehungskraft übt, wie die Republik Polen sie nie geltend machen konnte. Wenn man die Säcularfeier der Wiedervereinigung von Elsaß-Lothringen mit dem deutschen Reiche feiern wird — in der dritten Generation wollen wir sehen, ob man im Westen schneller und gründlicher zum Ziele gekommen ist, als im Osten.

Das Marienburger Fest hat zwei weitere Folgen für uns gehabt. Die

eine, daß der Minister des Innern, Graf Eulenburg, unsere Provinz bereist hat, die seine Heimath ist und die er doch 33 Jahre nicht besucht hatte. Er hat sich vor seiner Rückkehr bei einem Souper, das der Oberpräsident von Horn zu seinen Ehren gab, über den gewonnenen Eindruck dahin ausgesprochen, daß er über die wirthschaftlichen Fortschritte überrascht gewesen; die Provinz Preußen habe an Tüchtigkeit, Strebbarkeit und patriotischer Gesinnung nie einer anderen nachgestanden und oft vorgeleuchtet, aber sie habe auch im Besiz dieser Vorzüge mit unberechtigtem Eigensinn ihren Stolz darein gesetzt, nur Lehrerin der andern sein zu wollen. Seit einer Reihe von Jahren sei das besser geworden: die Provinz habe gelernt lernen, und die Früchte davon seien nicht ausgeblieben. Es ist etwas Wahres in diesem Urtheil und es kann unseren Landrätthen und Industriellen gar nichts schaden recht viel zu lernen. Nur möchten wir den Herrn Minister bitten, nicht außer Acht zu lassen, daß es uns wie dem armen Manne geht, der sein Kind eine hohe Schule besuchen läßt, um es vorwärts zu bringen: das Lehrgeld wird ihm sehr theuer, und wenn es ehrenwerth ist, daß er's durch Fleiß und Sparsamkeit erübrigt, so macht er sich doch wohl gerade deshalb einer Unterstützung um so würdiger!

Die zweite Folge ist der definitive Bruch der Staatsregierung mit dem Bischof von Ermeland, der schon nahe daran war, auf Grund allgemeinsten Zusicherungen seiner Loyalität eine Audienz beim Kaiser zu erhalten und durch die Intervention Bismarck's noch in letzter Stunde genöthigt ist, Farbe zu bekennen. Der Differenzpunkt ist nach dem Briefwechsel folgender: der Bischof erkennt die volle Souveränität des Staates in allen weltlichen Dingen an, reservirt sich aber in allen rein geistlichen den Gehorsam gegen den Papst. Diese bedingte Anerkennung kann aber dem Staate um so weniger genügen, als der jetzt kirchenrechtlich unfehlbare Papst sich consequent auch die endgiltige Entscheidung darüber zusprechen muß, was des Kaisers und was Gottes ist, der Bischof aber diese Autorität auch wirklich über der staatlichen anerkennt. Gleichwohl scheint es der Regierung lieb gewesen zu sein, diese Cardinalfrage: ob die Kirche oder ob der Staat die Grenzen dessen, was weltlich oder geistlich Recht, zu ziehen habe, auch jetzt noch zu vertagen; der Staatskanzler wollte sich zufrieden geben, wenn der Bischof nur in dem besondern Falle, der diesmal den Streit veranlaßte, anerkennen wollte, daß er die Staatsgesetze verlegt habe — er sollte die von ihm beliebten Excommunicationen für unrechtmäßig erklären. Dazu verstand sich der Bischof nicht, und die Regierung zieht nun aus dieser Weigerung den Schluß, daß er sich auf dem der Staatsgewalt zustehenden Gebiete in offener Auflehnung gegen den Staat befinde und daher zum Mindesten keinen weiteren Anspruch auf die ihm vom Staat bewilligten Einkünfte habe. Sie hat deshalb die Temporalien Sperre verfügt. Aber der Minister Dr. Falk ist ein viel zu guter Jurist, um nicht zu merken, daß diese ganze Deduction auf schwachen Füßen steht. Er drückt sich deshalb mit möglichster Vorsicht aus, spricht nur von einer vorläufigen Maßnahme und reservirt dem Landtage ein Botum, da es sich ja um eine Position des Etats handelt, die übrigens auf der durch die Gesessammlung publicirten päpstlichen Bulle de salute animarum vom 16. Juli 1821, also einer noch nicht aufgehobenen Vereinigung mit dem päpstlichen Stule beruht. Er weiß sicher auch sehr gut, daß der Bischof gar

nicht gehindert werden kann, den Rechtsweg zu beschreiten und daß vorläufig in Preußen, wie ein nur kürzlich zum Austrage gebrachter Fall beweist, Richterspruch noch über Kammervotum geht. Wie die richterliche Entscheidung ausfallen würde, kann dahingestellt bleiben; übel genug ist es schon, daß ein Streit von so eminenter staatsrechtlicher Bedeutung zu einem Proceß über einige tausend Thaler heruntergezogen werden kann. Wie in demselben auch das Erkenntniß lauten würde, es wäre dadurch in der Zwistfrage nichts entschieden. Denn würde der Bischof abgewiesen, so müßte er zwar auf die staatlichen Zuschüsse verzichten, könnte sich aber wahrscheinlich auch ohne dieselben einrichten: würde andererseits der Fiskus verurtheilt, so folgte daraus nur, daß diese Zuschüsse nicht als ein willkürlich widerrufliches Benefiz anzusehen seien, sondern auf Grund eines unbestreitbaren Rechtstitels besessen würden. Freilich könnte die Regierung im Proceß auch den Kompetenzconflict erheben, und es wäre ja möglich, daß der leider noch in Preußen bestehende Gerichtshof zur Entscheidung von Kompetenzconflicten feststellte, daß es sich nicht um einen civilrechtlichen Anspruch handle, über den das Gericht zu befinden habe: dadurch würde aber immer der Bischof nicht ungünstiger gestellt werden, als wenn er eine richterliche Abweisung erfahren müßte; er bliebe im Besitz des Kirchenvermögens und der Gemeindeabgaben. Ist nun der Erfolg dieser Maßregel so zweifelhaft, so wirft man der Regierung vielleicht mit Recht vor, daß sie nicht noch einen Schritt weiter gegangen ist und auch die Amtssperre verfügt hat? Ich glaube nicht. Eine administrative Maßregel dieser Art würde gar keinen gesetzlichen Boden haben, wenn damit nicht zugleich eine Disciplinaruntersuchung verbunden wäre. Eine solche ist aber nur gegen Staatsbeamte zulässig, und ob der katholische Bischof als solcher anzusehen ist, unterliegt begründeten Zweifeln. Es ist wohl richtig, daß kein Geistlicher in ein bischöfliches Kirchenamt treten darf, bevor er vom Landesherren bestätigt ist; aber ob der einmal eingesetzte Bischof disciplinarisch wieder entfernt werden kann, ist eine ganz andere Frage. Die katholische Kirche selbst wird sie sicher verneinen, und da die gesammte Geistlichkeit des Sprengels in amtlichen Angelegenheiten dem Bischof Gehorjam schuldig ist und sich in ihrem Gewissen verpflichtet halten würde, seinen Anweisungen zu folgen, so lange er vom Oberhaupt der Kirche, dem unfehlbaren Papste als Bischof anerkannt bliebe, so könnte leicht eine Amtssetzung des Bischofs den traurigsten Conflict nicht nur der Geistlichen, sondern auch der ihnen anhängenden Gemeinden mit der Staatsgewalt nach sich führen. Dabei ist nicht zu vergessen, daß die katholischen Geistlichen zur Zeit noch Civilstandsbeamte sind, und daß daher eine Amtssperre auch den Schluß der Tauf- und Copulationsregister bedeutet. Das früher von der Kirche als Strafmittel gegen die weltliche Macht angewendete Interdict jetzt gegen sie selbst in Anwendung gebracht würde den ganz unschuldigen Gemeindeangehörigen nicht geringe Verlegenheiten bereiten. Es wäre nur gerechtfertigt, wenn der Staat schon dafür gesorgt hätte, daß Geburts- und Sterbefälle beim Richter angemeldet werden können und Ehen ihre bürgerliche Giltigkeit durch eine Erklärung vor dem Richter erlangen, auch ohne daß ein Austritt aus der Landeskirche vorangegangen ist. — Was nun den nächsten Streitpunkt, die Excommunication selbst anbetrifft, so sagt darüber das Landrecht wörtlich: „Wegen bloßer, von dem gemeinen Glaubensbekenntnisse ab-

weichender Meinungen kann kein Mitglied ausgeschlossen werden. Wenn über die Rechtmäßigkeit der Ausschließung Streit entsteht: so gebührt die Entscheidung dem Staate.“ Sonach können also die vom Ermeländischen Bischof excommunicirten ihr Recht beim Richter suchen. Und weiter: „So weit mit einer solchen Ausschließung nachtheilige Folgen für die bürgerliche Ehre des Ausgeschlossenen verbunden sind, muß vor deren Veranlassung die Genehmigung des Staats eingeholt werden.“ Hierauf stürzt sich die Regierung. Sie sagt, der Bischof sei nicht befähigt gewesen, ohne Genehmigung des Staats die große Excommunication auszusprechen, weil dieselbe die bürgerliche Ehre des Ausgeschlossenen schädigt. Der Bischof seinerseits bestreitet gar nicht das Recht des Staats, eine Ausschließung von seinem Consens abhängig zu machen, wenn sie die bürgerliche Ehre schädigt; er behauptet nur, daß eine kirchliche Excommunication die bürgerliche Ehre des Ausgeschlossenen gar nicht tangire und ist auch bereit, diese Auffassung öffentlich bekannt zu geben. So steht Behauptung gegen Behauptung, und es gibt kein gesetzliches Verfahren, die Richtigkeit der einen oder anderen festzustellen, wenn nicht von dem Betheiligten selbst der Strafrichter wegen Ehrverletzung durch den Bischof angegangen wird. Es ist daher auch gar nicht so lächerlich, wie es von mancher Seite aufgefaßt wird, daß die Regierung den Bischof zu der Erklärung veranlaßt, ob er sich unbedingt der Staatsgewalt unterworfen betrachte. Der katholische Bischof nimmt in Preußen zur Zeit wirklich noch eine Ausnahmestellung ein; sein historisches Recht, in Glaubenssachen im Papste (einem auswärtigen Souverain) einen Oberrath zu haben, dem Staate gegenüber allein die Kirche zu repräsentiren und allein die Disciplinargewalt über seine Diocösangehörigkeit, die Kirchenzucht, auszuüben, ist noch nicht beseitigt, ja durch die Verfassung eher noch bestärkt. Zu den mittelalterlichen Ueberresten die in den modernen Staat hineinragen, gehört leider auch dieser. Was also thun? Es gibt, glaube ich, nur ein durchgreifendes Mittel: eine neue gesetzliche Ordnung der Dinge, in welcher der unhaltbare Begriff einer „Landeskirche“ beseitigt, von dem geistlichen Amt jede staatliche Function ausgeschieden, die Kirche lediglich auf sich selbst angewiesen, und das Kirchenvermögen der Gemeinde zugesprochen wird. Nur so kann die staatliche Autorität und das Selbstbestimmungsrecht der Bürger in Glaubenssachen gewahrt werden. Das wäre eine ganze Maßregel. Ob sie zu erwarten steht? N—s.

Kirchentag, Protestantentag und Altkatholikentag. — Solange die Altkatholiken bloß gegen die letzte natürliche Blüthe, die höchste logische Consequenz der katholischen Kirchenverfassung, den Glaubenssatz von der Unfehlbarkeit des Papstes ankämpften, konnten Kritiker ihr Thun als ungereimt verurtheilen und wir Protestanten der Masse nach demselben sehr gelassen zuschauen. Seitdem und insofern sie sich aber auch gegen die Ausschließlichkeit des alten katholischen Glaubens, die Verkehrungs- und Bekehrungsjucht des Papstthums und seiner Handlanger erklären, ja gradezu von sich aus beginnen an einer Verständigung und Ausgleichung mit den übrigen christlichen Religionsparteien zu arbeiten, kann kein guter Deutscher umhin, für sie zu fühlen, ja muß lebhaft wünschen, ihre Zahl wachsen und ihren Einfluß erstarken zu sehen.

Dies ist einer, und vielleicht der wichtigste der erst im Stillen vorbereiteten, dann aus Licht getretenen Fortschritte des Altkatholicismus, welche der Kölner Tag vom September dieses Jahres gegen den Münchner Tag vom September 1871 nachweist. Ein anderer wesentlicher Fortschritt ist, daß man zur Klarheit gekommen über die Nothwendigkeit positiver Reformen als Ergänzung des nur abwehrenden Protestes wider die Unfehlbarkeitslehre, und nicht minder über den Weg, der einzuschlagen sein wird, um sie zu erreichen. Die schon in München — gegen Döllinger's Wunsch — beschlossene Gemeindebildung soll fortgesetzt, von Vertretern sämtlicher Gemeinden und Vereine dann ein altkatholischer Bischof — als welcher Prof. Friedrich in Aussicht genommen ist — gewählt werden, nachdem zuvor, worauf Niemand eifriger als Friedrich drang, die Rechte der Gemeinden und der Laien festgestellt worden sind; und der Synode, auf welche dieses Doppelverfahren schließlich hinausläuft, werden dann alle einschneidenden Verbesserungen des kirchlichen Wesens anheimgestellt, über die bis dahin nur präparatorisch discutirt wird. Aber so bedeutsam diese Beschlüsse sind, sie erreichen an allgemeinem Werthe doch kaum die Einladung hervorragender Glieder der englischen Staatskirche und der deutschen protestantischen Kirche. Denn mit diesem muthigen Entschluß, der die von der Reformation aufgerissene Kluft überbrückt und die bisher noch behauptete Grundlage des Tridentiner Concils wenigstens moralisch verläßt, ist im Grunde der individuellen Unfehlbarkeit des Papstes die collective Unfehlbarkeit der Kirche einfach nachgeworfen in die Kumpelkammer. Zu weiterer Bezeugung des darin obwaltenden Ernstes hat man ja sogar eine ständige Commission eingesetzt, welche die zwischenkirchliche Verständigung weiter fortsetzen soll. Ihr Obmann Döllinger hätte vielleicht, nach seinen wissenschaftlich so ausgezeichneten und großartigen Münchener Vorträgen im Frühjahr zu schließen, gewünscht, daß die Anknüpfung auf die griechisch-katholische und allenfalls auf die anglikanische Kirche beschränkt werde. Allein der Tact seiner jüngeren Freunde, der eigentlichen Leiter der Bewegung, hat durch die Einladung des Protestantenvereins-Präsidenten nach Köln solche Ausschließung unthunlich gemacht. Die Aufgabe wird wohl nicht eben rasch vom Flecke rudern. Den Schutt, welchen Jahrhunderte aufgehäuft haben, räumen einige Wochen oder Monate selbst voll angestrengtester und geschicktester Arbeit nicht hinweg. Aber bei weitem die Hauptsache ist, daß man sie überhaupt einmal unternommen hat. Die Altkatholiken haben sich damit im tiefsten denkbaren Sinne als deutsche Patrioten und als Bewahrer des nationalen Friedens bewährt; sie wollen die Quelle verschütten, aus welcher der Strom der geistigen Spaltung und Uneinigkeit in Deutschland fließt. Dies in einem Augenblick, wo die anti-nationale Zerstörungswuth ihrer Gegner, der Ultramontanen, den höchsten Grad angenommen hat und zugleich auf allen Seiten als der schlimmste Feind unsres jungen Reichs empfunden wird, muß schlechterdings den Altkatholiken Sympathien erwerben, welche in diesem Maße bisher noch fehlten.

Wir gewahren denn auch alsbald die Wirkung auf den beiden großen evangelischen Parteiversammlungen, welche Anfangs October nachgefolgt sind. Der Protestantentag in Osnabrück hat zwar keine förmliche Resolution betreffs seines Verhältnisses zur altkatholischen Bewegung gefaßt, aber er hat den Bericht seines Präsidenten Bluntschli über die Begrüßungen, welche der-

selbe in Köln vor versammeltem altkatholischem Volke mit dem dortigen Präsidenten Schulte gewechselt hat, und über die günstigen Eindrücke, welche er dort von dieser Bewegung empfangen habe, die nicht im Sande verlaufen werde, mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Für nächstes Jahr, wo der Protestantentag sich in Leipzig versammeln wird, liegt eine Erwiderung der Einladung Bluntschli's nach Köln in der Absicht, und ein paar namhafte altkatholische Führer werden dann das Gastrecht der evangelischen Reformpartei genießen. Endlich ist der geschäftsführende Ausschuss in Heidelberg ermächtigt worden, sich mit der Commission des Altkatholikentags wegen der zwischentürklichen Verständigung in Vorschlägen zu setzen.

Der Kirchentag hatte natürlich etwas größere Schritte zu machen, um den Altkatholiken zu begegnen, als der Protestantentag, der mit ihnen schon im vorigen Herbst bei der inzwischen von der Reichsgewalt adoptirten Aechtung der Jesuiten zusammengetroffen war. Für ihn waren daher ausdrückliche Resolutionen angezeigt, persönliche Berührungen hingegen noch nicht recht paflich. Der Altkatholikentag hatte ihnen solches Entgegenkommen dadurch erleichtert, daß er zwar den Präsidenten des Protestantentages zu sich eingeladen und ihm ein freimüthiges Wort vergönnt hatte, aber unter der ausdrücklichen Verwahrung seines Vorsitzenden Schulte, als wolle man sich damit nur einer einzelnen Partei im deutschen Protestantismus, nicht dem ganzen näherstellen. Die von Prof. Schlottmann (Halle) beantragten Resolutionen sind sehr verständig abgefaßt. Die dritte derselben holt gewissermaßen nach, was voriges Jahr von dieser Seite her versäumt worden war, indem sie Freude bezeugt, daß die Vertreibung des Jesuiten-Ordens aus Deutschland unter Zustimmung zahlreicher treuer Glieder der katholischen Kirche habe erfolgen können, und die Erwartung kundgibt, daß die Altkatholiken „im Geiste strenger und sorgfältiger Wahrhaftigkeit“ auch ferner „die unheilvollen Wirkungen des Jesuitismus aufdecken und seine noch immer einflußreichen Grundsätze bekämpfen werden“ — ein Vertrauen, beiläufig bemerkt, welches die Altkatholiken in Betreff der evangelischen Kirche recht flüchtig dem Kirchentage zurückgeben mögen. Die erste Resolution spricht den Altkatholiken die herzliche brüderliche Theilnahme des Kirchentags aus und wünscht ihnen den Sieg. Die zweite, bedeutungsvollste endlich lautet so: „Wir begrüßen mit Freuden die von jenen Brüdern öffentlich wiederholt kundgegebene Hoffnung ihrer allmäligen Verständigung mit der evangelischen Christenheit, indem wir danach voraussetzen dürfen, daß sie in Folge der von ihnen selbst unlängst gemachten Erfahrungen auch die Auflehnung unserer Väter gegen das Joch der römischen Curie als That des christlichen Gewissens und als Werk des heiligen Geistes anerkennen, und die Streitpunkte des 16. Jahrhunderts, die Ursachen einer langwährenden Zerklüftung unseres Vaterlandes, nach dem Maßstabe des göttlichen Wortes anders beurtheilen werden als zuvor.“ Der Telegraph hatte diesen Meinungsausdruck offenbar gefälscht, indem er ihn dahin abkürzte, daß der Kirchentag sich mit den Altkatholiken „auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse“ zu verständigen hoffe, was eine ebenso phantastische Annahme gewesen wäre, wie es einen höchst geschichtswidrigen engen und beschränkten Standpunkt ver-rathen hätte. Nicht in der gespaltenen, feindlichen, öden Vergangenheit liegt die Einigung, sondern vor uns in der besser bedachten, gereinigten Zukunft.

Was der Kirchentag hinsichtlich des Urtheils über die Vergangenheit fordert, ist billig und nothwendig; es ist aber sogar auch schon da. Hat doch Döllinger selbst vor einem halben Jahre seine frühere Verurtheilung Luther's durch die That öffentlich zurückgenommen!

Sehen wir so das rechte und das linke Centrum der Protestanten ziemlich dieselbe Stellung bester Wünsche zu der altkatholischen Bewegung einnehmen, so wäre es wunderbar, wenn dieses Zusammentreffen auf neutral-m Gebiet gar nicht zurückwirken sollte auf ihr eignes Verhältniß zu einander. Der Mann des Kirchentags wie der des Protestantentags muß doch fühlen, daß der evangelische Kirchengenosß jenseits der scheidenden Mittel-linie ihm immerhin noch in mancher Beziehung näher steht als der Alt-katholik. Die Streitpunkte des 16. Jahrhunderts wenigstens braucht keiner von ihnen beiden erst anders auffassen zu lernen, um sich gegenseitig zu verstehen. In den Streitpunkten des 19. Jahrhunderts aber wäre schwer zu sagen, wem der durchschnittliche Altkatholik sich verwandter fühlt und fühlen muß, dem Protestantentagsmann oder dem Kirchentagsmann. Zu jenem zieht ihn das Streben nach freisinniger Kirchenverfassung und durchgreifenden kirchlichen Reformen; bei diesem hält ihn eine conservativere Auffassung der Dogmen und der Cultusformen fest. Aber auch in diesen Punkten laufen, wenn man neben den Durchschnittstypen der drei Parteien die Fülle ihrer individuellen Bestandtheile berücksichtigt, die Unterschiede gar flüchtig in einander über.

Die dauernde, an Ernst und Antheil zunehmende Beschäftigung mit den Problemen und Interessen des Altkatholicismus hat eine solche innerlich aus-söhnende und vereinigende Wirkung auf die feindlichen Parteien innerhalb der evangelischen Kirche augenscheinlich bereits zu üben begonnen. Vliest man die heutigen Verhandlungen der beiden großen gleichzeitigen Versammlungen, so ist in Osnabrück dem Kirchentage nichts zu Leide geschehen, noch in Halle dem Protestantenverein. Bis auf den ziemlich unfruchtbaren und müßigen Stoßseufzer eines der Vergangenheit angehörigen preussischen Cultusministers, weshalb die dem Bekenntnißglauben abtrünnigen Pastoren nicht lieber ihr Amt aufgäben, hat der Kirchentag sich aller Ausfälle gegen die liberale Partei enthalten. Der Protestantentag seinerseits hat sich bei der Abweisung seiner Beschwerden über das hannoversche Landesconsistorium mit der Würde männ-licher Selbstüberwindung schweigend beruhigt, und selbst über das feindselig aufgetretene Consistorium nur ein recht gelassenes Bedauern verhängt. Ueber die Hauptfrage ferner hier und dort, die Kirchenverfassungsfrage in Halle, die Bekenntnißfrage in Osnabrück, berichteten charakteristischer Weise zwei einander auch theologisch und kirchlich durchaus nicht völlig fernstehende Freunde, Prof. Bauer aus Leipzig und Prof. Lipsius aus Jena. Der Erstere hat nicht alles gesagt und gefordert, was der Protestantenverein wünschen muß, — aber was er forderte und sagte, war der Art, daß der Protestanten-verein es einfach genehmigen könnte, bis zur Civilehe und staatlichen Schul-aufsicht herab. Prof. Lipsius seinerseits erklärte in Osnabrück, mit den lutherischen Bekenntnißfechtern auf der äußersten Rechten sei zwar keine Ver-ständigung denkbar, wohl aber mit einer gemäßigten Rechten, wie sie z. B. der auserkorene künftige Oberkirchenrathspräsident in Berlin und die theo-logische Facultät Halle repräsentire. Man erinnert sich wohl, daß die eine

wie der Andere sich ungefragt gegen die Verfolgung der Berliner Prediger Sydow und Visco ausgesprochen haben.

Im vorigen Herbst versuchte die Kirchentagspartei bekanntlich auf der Berliner October-Versammlung sich mit den Confessionalisten zu verständigen. Hätten rechtes Centrum und Rechte damals für die preussische und deutsche Kirchengestaltung ein halbwegs brauchbares Programm aufzustellen vermocht, wer weiß, ob Herr v. Mühler nicht noch mitten im Sturze gehalten und das Joch abgeschlossener Bekenntnißgläubigkeit den evangelischen Deutschen fertig über den Kopf geworfen worden wäre! Glücklicherweise waren die Lutheraner zu starr und auch politisch — als preussische Altconservative und Hannoverische, sächsische, bayerische u. s. w. Welsen — viel zu erbittert, um den Herren vom preussischen Oberkirchenrath irgendwozu die Hand reichen zu wollen. Der Versuch mißglückte gar kläglich. Man hat ihn daher auch weislich vor der Hand nicht erneuert, zumal nachdem ein neutral juristischer oder politischer Minister Herrn v. Mühler ersetzt hat; sondern der alte Kirchentag, wie ihn das Ausscheiden der mißvergnügten Buchstaben-Lutheraner gestaltet hat, ist wieder zusammengetreten, und auf ihm hat die eingetretene höhere Wendung sofort der vorwärtswollenden Linken das Uebergewicht über die zurückhaltende und nach den Confessionalisten schiele Rechte gegeben. Herr v. Bethmann-Höllweg, welcher der letzteren angehört, hatte den praktischen Theil der Berichterstattung dem Prof. Bauer überlassen müssen, der mit Prof. Herrmann von Heidelberg und Prof. Benschlag von Halle die wahrhaft politische Strömung im Kirchentag repräsentirt.

Sehen wir nun von Halle wiederum nach Osnabrück, so waltet auch dort die besonnenste Mäßigung vor. Man formulirt eine Art von idealem Gesamtbekenntniß der deutschen evangelischen Kirche, trägt also im Schweiße seines Angesichts einen Stein zum Neubau herbei, anstatt abermals lediglich das alte Haus niederreißen zu helfen. Man vermeidet klüglich und fast zu sorgsam alles, was gewisse zarte Stimmungen maßgebender Nervensysteme von Neuem reizen und wider kirchliche Reformen einnehmen könnte. Entspräche dies etwa nicht ganz der Behandlung von oben her, welcher der Protestantentag als solcher sich bisher zu rühmen gehabt hat, so doch wohl einer begründeten Vorausberechnung des Verhaltens, welches in nächster Zukunft wenn auch nicht gegen seine Träger und Anhänger, doch gegen seine Ideen beobachtet werden wird.

Von beiden Seiten des Grenzgrabens also offensundige Annäherung an denselben und ein paar entfernte Vorbereitungen zum Brückenschlag — das ist im Verhältniß zu einander die Bedeutung der beiden Musterungen, welche die bekennnißtreue Unionspartei und die Partei der evangelischen Lehrfreiheit so eben wieder wie alljährlich abgehalten haben. Ein solches Zusammenstreben der Mittelparteien pflegt aber allemal eine Epoche schöpferischer Regierungs- und Gesetzgebungs-Thätigkeit zu verkünden. Wie es nach dem gewaltsamen Durchbruch von 1866 auf staatlichem Gebiet eintrat, so begiebt es sich jetzt auf kirchlichem. Und wie es dort die Adoption liberaler Ideen durch eine conservative Regierung war, was von rechts und links her alle patriotischen Geister zu gemeinsamen praktischen Entschlüssen einigte, so und nicht anders hier.

Wir stehen demnach aller Wahrscheinlichkeit noch vor einem entscheiden-

den Jahr im Leben der deutschen evangelischen Kirche. Prof. Herrmann wird das Präsidium des Oberkirchenraths nicht antreten, ohne alsbald zur energischen Reformation überzugehen. Man muß sich darauf gefaßt machen, daß vielleicht schon über's Jahr eine preußische Landessynode in Berlin zusammentritt, wie schlecht und einseitig auch die dafür getroffenen organischen Vorbereitungen sein mögen. Will die liberale Partei dann all' ihre Hoffnung auf das Abgeordnetenhaus setzen, daß es ein allzu orthodox und hierarchisch ausgefallenes Werk der Synode nicht als Ausführung des schwebenden Verfassungsfalles von der Selbständigkeit der Kirche anerkenne und die etwa von ihm begehrte Dotation der entstaatllichten Kirche kühl verweigere? Das wäre doch ein sehr fahler, schwer haltbarer Standpunkt, geeignet den Vorwurf zu bekräftigen, daß der Liberalismus in der Kirche selbst schlechterdings keine Wurzel habe. Wer mit dem Protestantenverein umgekehrt dafür hält, daß nur die vorbehaltliche Aufnahme des Gedankens der persönlichen Freiheit unser vertrocknetes Kirchenthum mit frischem Lebenssaft erfüllen kann, der wird auch nicht an einer Verbesserung der Kirche durch die Kirche selbst verzagen, selbst in der heutigen scheinbar so ungünstigen Lage, sondern mit zuversichtlicher Begeisterung Hand anlegen. Wenn die Agitation des Protestantenvereins, frühzeitig einsetzend und mit entschlossener Folgerichtigkeit geleitet, die Masse der Gebildeten von ihrem eigenen Interesse und ihrer nationalen Pflicht hinsichtlich der bevorstehenden kirchlichen Wahlen überzeugt, so mag selbst im östlichen Preußen der Triumph der clerical-conservativen Partei noch nicht allenthalben ausgemacht sein. Gewiß aber bringen wir in die Landessynode dann eine starke Minderheit, die im Verein mit dem mäßigend einwirkenden Kirchenregiment und den verständigsten Elementen der Kirchentagspartei verhüten wird, daß reactionäre Wuth den Fortbestand der evangelischen Kirche einfach unmöglich macht. A. Lammer s. .

Die allgemeine Bedeutung des Eisenacher Congresses. — Die „Besprechung über die sociale Frage“, welche am 6. und 7. October zu Eisenach im Saale der „Erholung“ stattfand, entwickelte sich durch die zahlreiche Theilnahme zu einer Art von volkswirtschaftlichem Congreß oder eigentlich Gegencongreß, denn die Veranstalter der neuen Versammlung befinden sich in manchem Widerstreit zu der alten Wanderversammlung, welche unter dem Namen des volkswirtschaftlichen Congresses bekannt ist. Die Unterschiede sind zunächst äußerlich: Hier war es eine Vereinigung von privatim eingeladenen Männern, welche übrigens bei geöffnieten Thüren und gastfreundlichen Galerien tagte; dort pflegten es Zusammentünfte aller derer zu sein, welche der öffentlichen Aufforderung Folge leistend einen Beitrag von einigen Thalern entrichteten und dafür eine Stimme erwarben. Da das Gewicht der Meinungen, welche in einer größeren Versammlung zur Herrschaft gelangen, wesentlich von dem Verständniß der einzeln genommenen Theilnehmer abhängt, so scheint es fast, als wenn die strengere Auswahl der Eisenacher Herrn eine festere Gewähr böte, als die breite Grundlage der „Volkswirthe“ auf den Congressen, unter denen sich viele befanden, die diesen Titel erst seit kurzer Zeit trugen oder nur auf kurze Zeit tragen wollten. Freilich läßt sich einer cooptirten Versammlung das entgegenhalten, daß ihre Einstimmigkeit nur das Ergebnis der von vorn herein durch die Auswahl gegebenen

Uebereinstimmung ist und eben nicht ohne weiteres als Ausdruck der öffentlichen Meinung gelten kann. Hiergegen dürfte sich schwerlich etwas einwenden lassen, und wir geben daher bloß zu bedenken, daß die Zusammensetzung des älteren volkswirtschaftlichen Congresses in ihrer Zufälligkeit gleichfalls eine Schwäche, wenn auch anderer Art, zu haben pflegte.

Trotzdem wird man der Eisenacher Versammlung nicht nachsagen dürfen daß sie eine bestimmte politische Partei vertreten habe: es waren dort conservative, liberale und socialistische Elemente zu bemerken, wie auch die verschiedensten Gesellschaftsclassen, Beamte, Gelehrte, Gutsbesitzer, Fabrikanten, Arbeiter und Journalisten sich eingefunden hatten. Sie vereinigten sich alle um aus dem unbestimmten Gebiet der socialen Fragen die sog. Arbeiterfrage zu besprechen, deren große Wichtigkeit von allen Theilnehmern anerkannt war. Und zwar trat man an diese Frage heran in der von allen Theilnehmern gehegten Ueberzeugung, daß die Auffassung der freihändlerischen Partei, welche den früheren volkswirtschaftlichen Congreß beherrschte, eine unzulängliche sei: man zweifelte an den heilsamen Wirkungen des unbeschränkten Selbstinteresses und man wies dem Staat eine wichtige Aufgabe der Wirksamkeit zu. Es wäre kurzichtig genug, hieraus zu schließen, daß die Eisenacher Versammlung mit den extremen Ideen des Socialismus und Communismus geliebäugelt habe: denn die Anerkennung und Anrufung staatlicher Wirksamkeit im Allgemeinen findet sich nicht bei den Socialisten allein, sie findet sich vor allem auch im conservativen Lager. Es liegt hier nur ein Bruch mit demjenigen Theil der liberalen Ansichten vor, welchen man als das Extrem der freihändlerischen Doctrinen bezeichnen kann.

Man weiß im Publikum längst, daß der verdiente Förderer des deutschen Genossenschaftswesens, Schulze-Delitzsch, zu den Freunden der Männer gehört, welche sich an der Spitze des volkswirtschaftlichen Congresses als wirksame und zu Theil heilsame Agitatoren gezeigt haben. So liegt die Vermuthung nahe, daß der Eisenacher Gegencongreß sich ablehnend gegen eine Richtung verhalte, die ihre Tüchtigkeit in practischen Schöpfungen bewährt hat. Dieser Umstand könnte den Eisenacher „Kathedern- und Bureau-socialisten“ schwerlich zur Empfehlung gereichen. Aber es trat in der Eisenacher Versammlung nicht ein einziger Redner auf, der die Schöpfungen von Schulze-Delitzsch irgend verkleinert hätte; schwerlich ist auch irgend einer zu finden gewesen, der in seinem Herzen stillschweigend irgend einen Widerspruch gegen dieselben verbarg, und die Anerkennung jener practischen Thätigkeit wurde sogar vielfach ohne Rückhalt ausgesprochen.

Wenn so die practische Wirksamkeit von Schulze-Delitzsch anerkannt wurde, und doch ein gewisser Gegensatz gegen den verdienten Mann und seine Freunde, die freihändlerischen Volkswirthe, bestand, so wird man den streitigen Punkt wohl auf Seiten der Theorie suchen müssen: und hier allerdings gehen die Ansichten der älteren und neueren Bewegung stark auseinander. Die ältere Richtung fand Gelegenheit, ihre theoretischen Anschauungen zu entwickeln, als die socialistische Bewegung von Lassalle geleitet wurde. Was brachte man nun gegen jenen geistvollen, rücksichtslosen und gelehrten Agitator anderes vor, als eine Wiederholung dessen, was der Franzose Bastiat in oberflächlich lesbarer Form aus der englischen sog. liberalen Nationalökonomie ausgezogen und auf den Markt geworfen hatte?

Bekanntlich hielten sich die Gelehrten von Beruf in jenem brennenden Streit fast ganz zurück. Viele wollten das nur als ein Zeichen der Aengstlichkeit ansehen, und erklärten das gelehrte Schweigen aus der menschlichen Rücksicht auf die Stellung. Allerdings hat die Einwirkung in den Kampf der Parteien fast immer etwas Mißliches für den Gelehrten, weil es keinem Menschen gegeben ist, ohne Erhitzung zu streiten, und der gelehrte Vassalle ist selber das beste Beispiel dafür, daß auch der Gelehrteste nicht kaltes Blut behält. Aber wenn damals die Gelehrten sich so gänzlich zugeknöpft verhielten, so war es nicht deshalb, weil ihnen aller Muth des Bekennens fehlte, sondern weil die Zeit des Bekennens noch nicht gekommen war. Ein fingerbreites Zugeständniß an Vassalle mußte damals als ein Bruch mit allen (nicht bloß mit einigen) Säzen der liberalen Partei erscheinen und konnte fast nicht anders aufgefaßt werden, denn als eine Unterstützung aller Gewagtheiten des machtvollen Führers der Socialdemokratie.

Nun weiß aber jeder Kenner der Literatur, daß die liberale öffentliche Meinung in der Zeit jenes Kampfes, soweit es sich um die Arbeiterfrage handelte, schlechterdings nicht im Besiz davon war, was die deutsche Wissenschaft längst über das Wesen der social-politischen Bewegung an den Tag gefördert hatte. Die Werke von Lorenz Stein, von Hildebrand und von Anies aus den Jahren 1842 bis 1851, enthielten einen großen Theil des Materials, das Vassalle zum Aufbau seiner Lehren verwendete und das er mit dem Inhalt der eigentlich socialistischen Werke von Engels, Marx und anderen zu einem wirksamen Ganzen zu verbinden wußte. Lehren, die bis dahin keinem ihrer Urheber den Vorwurf der socialistischen Parteifärbung zugezogen hatten, erschienen auf diese Weise plötzlich, bloß wegen der Stellung des geschickten Redners der sie hervorholte, als ein Bestandtheil der socialdemokratischen Grundlagen.

Heutigen Tages, nachdem der Kampf sich ausgetobt hat, knüpfen die jüngeren Vertreter der Wissenschaft in ihren Beiträgen zur Kenntniß der Arbeiterbewegung einfach da wieder an, wo die deutsche Wissenschaft längst vor Vassalle stehen geblieben war: sie können zu ihrem eigenen Bedauern nicht umhin, die Thatsache anzuerkennen, daß die freihändlerische Schule bei vielen praktischen Verdiensten theoretisch mit sehr wenig weittragendem Geschütz versehen war: sie kommen dadurch bei oberflächlichen Betrachtern in den Schein der Nachgiebigkeit gegen die Partei des Socialismus, und thun doch nichts anderes, als daß sie in dem Geist der historisch-politischen Betrachtung zu arbeiten fortfahren, wie es bei geringerer Aufmerksamkeit des Publikums auch früher geschehen war. Die Eisenacher Versammlung ist daher nicht als ein Sieg des Socialismus über unsere deutschen Gelehrten zu betrachten, sondern nur als ein erstes öffentliches Auftreten derer, die mit den geschlossenen Reihen der deutschen Gelehrten Fühlung haben, indem sie sich von der theoretisch unzureichenden Doctrin des schnellfertigen Vassiat in den Schriften und Reden unserer Freihändler lossagen und der älteren historisch-politischen Betrachtungsweise zuwenden, welche auf deutschen Kathedern von jeher eingebürgert ist.

p.

Das neue französische Wehrgesetz.

Große Mißerfolge, wie sie die französische Nation im Jahre 1870/71 erlitten, müssen naturgemäß dahin führen, daß nach den Gründen derselben, wie nach den Mitteln geforscht wird, eine Wiederholung zu vermeiden. Wie nach den schweren Schlägen von 1813, 1814 und 1815 in der Einführung eines neuen Wehrgesetzes — im Jahre 1818 —, so glaubten die Franzosen auch jetzt wieder, die Gewähr gegen die Wiederkehr so böser Erfahrungen in einem solchen gefunden zu haben, welches, nach vielfachen Kämpfen, in der Nationalversammlung angenommen ist. Als oberster Grundsatz ist dabei die allgemeine Wehrpflicht aufgestellt worden, weil man in ihr den Hauptfaktor der deutschen Siege sieht. Während früher auf dieselbe, die damals nur in Preußen bestand, mit vornehmem Achselzucken herabgesehen ward, sind durch die preußischen Erfolge von 1866 die meisten Staaten an ihren bisherigen Wehrsystemen irre geworden, und die Siege von 1870/71 haben fast allgemein die Ueberzeugung hervorgerufen, daß nur auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht eine tüchtige, allen Gefahren gewachsene Heeresorganisation aufgebaut werden könne. In fast allen europäischen Staaten ist man damit beschäftigt, nach preußischem Muster zu reformiren, oder hat es bereits gethan. Wie früher in militärischen Dingen Aller Augen sich auf Frankreich richteten, so jetzt auf Preußen. Am meisten Widersacher hat die allgemeine Wehrpflicht in England gefunden, wo sich viele Stimmen sehr entschieden dagegen ausgesprochen haben, wenn auch manche dafür. Es herrscht dort die Ansicht vor: das Milizsystem sei vollständig ausreichend, das Land, im Fall einer Invasion, an der Seite der regulären Armee zu schützen. Diese Ansicht erklärt sich aus der insularen, ziemlich gesicherten Lage des Landes, welche die Gefahr, zur Abwehr eines Feindes alle seine Söhne aufbieten zu müssen, in sehr weiter Ferne erscheinen läßt. Wir wollen England wünschen, daß harte Lehren ihm nicht einmal eine andere Ueberzeugung aufdrängen.

Der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht ist durchaus kein neuer, im Gegentheil ein uralter, wohl aber ist er neu seit der Aufstellung stehender Heere; auch in Preußen erst zur Geltung gekommen unter dem Drucke trauriger, kriegerischer Mißgeschick. Die französische Revolution hatte ihn ver-

kündet, aber zur eigentlichen Ausführung ist er nicht gelangt. Bei den Franzosen herrscht im Allgemeinen sehr wenig Neigung zum Dienst im Heere; namentlich bei den gebildeten Klassen. Der Franzose in der Mehrzahl ist entschieden friedliebend und conservativ, nicht „aus Vorliebe für irgend eine Staatsform“, sondern „aus Gleichgültigkeit gegen alle“. Er liebt die Ruhe und den Genuß, daher beugt er sich leicht dem *fait accompli*. Ihm wäre es viel lieber, wenn er auf einen Andern die Pflicht, das Vaterland zu vertheidigen, übertragen könnte, und es giebt nur einzelne Departements in Frankreich, wo der Kriegsdienst beliebt ist, zum großen Theil aus Gewinnsucht, da sich die männliche Jugend als Stellvertreter in nicht allzu langer Zeit ein hübsches Vermögen erwerben konnte. Wie wenig Verständnis der Franzose im Allgemeinen für die allgemeine Wehrpflicht hat, zeigt die folgende kleine Erzählung: Ein Franzose äußerte gegen einen deutschen Offizier im Laufe der Unterhaltung über dieselbe; „Und wenn ich 7 Söhne hätte, keiner von ihnen dürfte Soldat werden!“ — Auch nicht zur Vertheidigung des Vaterlandes? — „*Que voulez-vous, ce n'est pas son affaire!*“ — George Sand, die gewiß die Meinung ihrer Landsleute kennt, sagt: *l'état militaire est une servitude brutale, qui répugne à notre civilisation.*

Napoleon III. kannte diese geringe im Volke herrschende Neigung zum Militärdienst sehr wohl, glaubte aber nach dem Jahre 1866 eine Annäherung des französischen Heersystems an das preussische herbeiführen zu müssen. So entstand das Wehrgesetz von 1868, welches der Marschall Niel ausgearbeitet hat. Es ist darin der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht zwar ausgesprochen und in der Garde mobile auch in einem gewissen Maße ausgeführt; indessen blieb die Stellvertretung, mit einer geringen Modification, bestehen, weil der Kaiser alte Berufssoldaten behalten wollte. Zur Garde mobile, einer Nachahmung unserer Landwehr, gehörten für die Dauer von 5 Jahren alle diejenigen jungen Leute im militärpflichtigen Alter, welche sich freigelost, einen Stellvertreter gekauft oder wegen Körperschwäche oder Mindermaßes zurückgesetzt worden waren. Nicht öfter als jährlich für 14 Tage durften dieselben im Frieden zur Einübung, im Fall eines Krieges aber 20 Tage vor dem erwarteten Ausbruche der Feindseligkeiten einberufen werden. Ihre Bestimmung war die Besetzung der Festungen, der rückwärts liegenden Verbindungslinien innerhalb der Landesgrenzen u. s. w. Das übrige Heer ward eingetheilt in:

1. Stehendes Heer (mit 5jähriger Dienstzeit);
2. erste Reserve (mit 4jähriger Dienstzeit);
3. zweite Reserve (mit 9jähriger Dienstzeit).

Zu dieser zweiten Reserve gehörten alle überschießenden Mannschaften. Es

findet sich demnach in der Garde mobile das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht ausgedrückt, da aber Stellvertretung vom Dienst im stehenden Heere befreite, war sie doch nur Schein. Die nach dem Gesetze von 1868 beschlossenen Aenderungen waren beim Ausbruch des Krieges von 1870 noch lange nicht zur vollständigen Ausführung gelangt. Alles befand sich noch im Uebergangsstadium, und war ein unentwirrbares Chaos bei der eintretenden Mobilmachung die Folge davon. Es erklärt sich daraus die Unfertigkeit der französischen Armee, wohl zum Heile unserer Grenzlande.

Diese Erfahrungen und die deutschen Siege führten folgerichtig zu einem Vergleiche der eignen Heereseinrichtungen mit den feindlichen, und so schwer es der nationalen Eitelkeit auch wurde, die bisher bewahrte Illusion der unbedingten Ueberlegenheit in allen Dingen aufgeben zu müssen, sprachen hier die Thatsachen doch zu laut, als daß nicht eine bessere Erkenntniß bei allen Einsichtigen sich hätte Bahn brechen sollen. Die Nationalversammlung beauftragte eine Commission mit der Ausarbeitung eines neuen Wehrgesetzes und diese trat, nach fast einjähriger, angestrenzter Arbeit, mit einem Entwürfe vor die Versammlung, welcher nach harten Kämpfen und mit manchen Aenderungen angenommen worden ist. Alle militärischen Autoritäten Frankreichs haben an demselben mitgewirkt und der Präsident der Republik sich persönlich auf das Lebhafteste daran betheiliget. Als oberster Grundsatz ist die allgemeine Wehrpflicht hingestellt. Der Präsident Thiers war ursprünglich kein Freund derselben und hat seinen Widerwillen gegen dieselbe in früheren Jahren häufig ausgesprochen, so daß dieser ihm sogar den Vorwurf eingetragen hat, mit zu den „résponsables de la guerre“ zu gehören, weil er durch seine Reden und seinen Einfluß in den Kammern eine Armee-Reorganisation auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht gehindert habe. Es wird eine Aeußerung von ihm in Bezug auf die preussische Wehrkraft erzählt: *il ne faut pas se fier à ces fantasmagories de chiffres — ce sont là des fables!*“ Andere einflußreiche Franzosen haben sich ebenfalls sehr entschieden gegen die allgemeine Wehrpflicht ausgesprochen; so Gambetta: „Ich halte den persönlichen, obligatorischen Dienst und den ganzen Rest für nichts als Räder und Rüge!“ Dennoch ist das Wehrgesetz, welches sich so viel als thunlich dem preussischen Muster anschließt, zu Stande gekommen, und die allgemeine Wehrpflicht wird eingeführt werden. Thiers hat seinen Widerwillen aufgegeben und manches nach seinem Kopfe hineingebracht, indem er, durch Androhung seines Rücktrittes, starken Druck auf die Nationalversammlung ausübte. Die Commission für den Entwurf des Gesetzes hat in anerkennenswerther Selbsterkenntniß in den Motiven zugestanden, daß die Ursache der preussischen Erfolge nicht allein in der äußeren Form, sondern vor Allem in der höheren geistigen und sittlichen Bildung des preussischen Volkes und des aus dem-

selben hervorgegangenen Heeres zu suchen sei. Die Bestimmungen des neuen Gesetzes suchen daher auch durch die einem gewissen Grade geistiger Bildung eingeräumten Vergünstigungen dasselbe zu einer ebensowohl kriegerischen als sittlichen Schule der Nation zu machen, sowie durch strengere Bestimmungen die Disciplin zu bessern und behülflich zu sein, die Achtung vor dem Gesetz und seinen Vertretern wieder herzustellen. Die Motive weisen darauf hin, wie es in früheren Zeiten, als die politischen Parteien wenigstens noch die sociale Ordnung geachtet und nicht die verschiedenen Klassen der Gesellschaft gegen einander gehegt, möglich gewesen sei, eine Armee zu schaffen, welche „trotz der Stellvertretung“ unter „möglichster Milde der Strenge der gegebenen Vorschriften“ die besten Stände der Nation in ihren Reihen vertreten sah. Es sei das unter dem ersten Kaiserreich und der Restauration gewesen, als der Handel und die Industrie noch nicht die Mehrzahl der jungen Leute an sich lockte, als der dadurch geschaffene Luxus unter der Jugend der besseren Stände noch nicht jene Jagd nach Vergnügungen und jene Verweichlichung hervorgerufen, welche jetzt allgemein unter ihr vorherrschen. So sei diese Jugend immer mehr aus den Reihen der Armee verschwunden, und die Zahl der Stellvertreter habe in dem Maße zugenommen, daß sich deren unter andern im Jahre 1843 über 100,000 in den Reihen der Armee befunden hätten. Wie durch dieselben das moralische Element in der Armee nicht habe gestärkt werden können, liegt auf der Hand. Seitdem sich nun auch noch die Situation nach Innen und nach Außen in gefährlicher Weise geändert, sei es zur Nothwendigkeit geworden, eine andere Heeresorganisation zu schaffen, durch dieselbe die verschiedenen Stände wieder enger aneinander zu schließen und die Erfordernisse für die Vertheidigung des vaterländischen Bodens zu schaffen. „Die Armee soll nicht nur eine mächtig organisirte permanente Macht sein, sondern auch eine große Schule, in welcher alle Elemente der Nation nach und nach ihren militärischen Unterricht empfangen, ehe sie in das bürgerliche Leben übergehen — ein großer Rahmen, in welchen die ausgebildeten und nach ihrer Leistungsfähigkeit vertheilten Elemente an dem Tage eintreten, an welchem das Vaterland in seiner Unabhängigkeit oder in seiner innern Sicherheit bedroht ist.“

Nach dem neuen Gesetze gehört jeder Franzose, er sei denn zum Militärdienst untauglich befunden,

1. zur activen Armee — bestehend aus allen, vom Revisionsrathe für brauchbar befundenen Mannschaften aus den letzten 5 Jahrgängen;

2. zur Reserve der activen Armee — bestehend aus den für brauchbar erklärten Mannschaften aus den letzten 4 Jahrgängen;

3. der Territorial-Armee — bestehend aus allen Mannschaften, welche

ihre Dienstzeit in der activen Armee und in der Reserve zurückgelegt haben. Die Dienstverpflichtung für dieselben dauert 5 Jahre;

4. der Reserve der Territorial-Armee — bestehend aus den Leuten, welche ihrer Dienstzeit in der Territorial-Armee genügt. Die Dienstverpflichtung währt 6 Jahre.

Die Höhe des jährlich einzustellenden Contingents wird alljährlich festgestellt, die überschießenden, brauchbaren Mannschaften werden zu ihrer Ausbildung für 6 Monate einberufen und dann beurlaubt. Welch' bedenkliches Element diese Menge von nur sehr mangelhaft ausgebildeten Mannschaften, deren Zahl alljährlich auf etwa 50—60,000 veranschlagt werden kann, im Fall einer Mobilmachung für die Armee werden muß, liegt auf der Hand. Thiers hat diese Bestimmungen, wie die einer fünfjährigen Dienstzeit für die active Armee, gegen die Ansicht der Commission, durchgesetzt.

Durch die Annahme des neuen Wehrgesetzes von Seiten der Nationalversammlung ist die allgemeine Wehrpflicht zur Thatsache geworden. Ob sie in dem durch fortwährende Revolutionen durchwühlten Boden Frankreichs gedeihen wird, kann mindestens zweifelhaft erscheinen. Die einsichtigen Franzosen haben die in ihr liegende Gefahr sehr wohl erkannt, und man hat nach dem neuen Gesetze die Armee soviel möglich den politischen Wühlereien zu entziehen gesucht, indem ihr keine Theilnahme an den Wahlen gestattet ist. Ferner wird jede bewaffnete Abtheilung dem Militärgesetze unterworfen; unterwirft sie sich nicht, wird sie als hors de la loi betrachtet. Eine sehr zweckmäßige, durch die Erfahrung vieler Jahre dictirte Bestimmung, da National- und Mobilgarden, Franctireurs und wie sie sonst heißen mögen stets das bedeutendste Contingent bei jeder revolutionären Bewegung geliefert haben. Inwieweit die innerhalb der Armee nach dem neuen Wehrgesetze angestrebte Annäherung und Verschmelzung aller Stände jenen hinreichenden Halt in allen unstreitig bevorstehenden politischen Stürmen geben wird, kann nur die Zukunft lehren. Von unserm deutschen Standpunkte aus kann das Vertrauen darauf nicht groß sein.

Es fehlen der französischen Nation Elemente, welche wir, Gott sei Dank, noch besitzen, — die jener aber, durch den so unendlich oft stattgehabten Wechsel der innern Zustände, abhanden gekommen sind. Mag die von den Franzosen so viel gepriesene Liebe zum gemeinsamen Vaterlande, zu seiner „gloire“ vieles ersetzen — Alles ersetzt sie doch nicht. Der Begriff Vaterland ist ein zu allgemeiner; man bedarf einer äußeren Form, in welcher man sich dasselbe vorstellen, ihm seine Dienste, seine Treue weihen kann, sei es nun die der Republik, des Kaiser- oder Königthums. Wechseln diese Formen aber so häufig, wie in Frankreich, so muß nothgedrungen das Gewissen des französischen Soldaten in einen häßlichen Conflict gerathen. Wie kann

er seinen Eid in Einklang bringen mit der durch Gott weiß welche Revolution eingesetzten neuen Regierungsform? Ein französischer Soldat ist gar nicht mehr im Stande, seinen Fahneneid ohne eine reservatio mentalis zu leisten; er muß seinem Gewissen eine Hinterthür offen lassen, denn die Geschichte seines Vaterlandes lehrt ihm, daß die Regierung, der er heute Treue geschworen, über Nacht einer andern Platz gemacht haben kann, und vielleicht schon morgen einer dritten. Was soll er da mit seinem Eide anfangen? Kann ihn die Liebe zum Vaterlande allein leiten? Aber wer liebt in Frankreich eigentlich sein Vaterland? „Der die Republik stürzt oder der sie stützt? Der dem gewählten Kaiser oder dem legitimen Könige die gelobte Treue hält? Welcher Eid gilt: der dem Kaiser, dem Könige oder der Republik geleistete?“

Wohl dem preussischen, dem deutschen Soldaten, daß er nicht zu befürchten braucht, in einen so traurigen Zwiespalt mit seinem Gewissen zu gerathen, daß er mit Stolz auf sein noch durch keinen Treubruch beflecktes Banner, auf dieselben Farben blicken darf, welche schon vor seinen Vätern in schweren, heißen Kampfesstunden hergeflattert! Sie bilden ein unzerreißbares Band zwischen ihm, seinem Fürsten und seinem Vaterlande! Nur wo ein solches Band vorhanden, kann die allgemeine Wehrpflicht dem Lande zum Segen gereichen, wo nicht — ist es ein gefährlicher Versuch! „Die allgemeine Wehrpflicht,“ sagt ein militärisches Blatt, „wie wir sie in Deutschland verstehen, ist nur möglich in Staaten, welche eine stetige, ruhige Entwicklung hinter sich haben. Wer aber dieselbe in einem von Parteileidenschaften durchwühlten Lande einführt, läuft ernstlich Gefahr, den Bürgerkrieg zu organisiren. Von dem Standpunkte, den uns das Revanchegeschrei der Franzosen aufnöthigt, kann uns daher die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht bei unseren unruhigen Nachbarn nur zur Befriedigung gereichen!“

Muratori's Bedeutung.

Bignola ist ein Burgsteden, nicht ganz drei Meilen südsüdöstlich von Modena, am Panaro, da wo er aus dem Appennin heraustritt, auf felsiger Anhöhe beherrschend gelegen. Um ein bethürmtes Schloß, das schon vor Mitte des 10. Jahrhunderts in den Kämpfen um die Krone Italiens genannt wird, schaaren sich die einfachen Häuser, in denen man etwa 900 Einwohner zählt; durch die umgebende Landschaft wächst die Kopfzahl der Gemeinde auf 3000. Der Name des kleinen Ortes ist berühmt geworden

dadurch, daß ihn nach der Sitte italienischer Künstler der 1507 daselbst geborene Architekt Jacopo Barozzi sich als Zunamen beigelegt hat, ein Mann, der als Theoretiker die bereits frei abartende Renaissance strenger zu den Formen des Alterthums zurückzuführen suchte, als Praktiker im Innenbau der Jesuitenkirche zu Rom ein Muster aufgestellt hat, welches langehin für die Gotteshäuser des restaurirten Katholicismus als Kanon gegolten. Allein Italien, ja die Nachwelt überhaupt verdankt dem emilischen Burgfleden noch einen wichtigeren Mann: am 21. October 1672 ward in Bignola Lodovico Antonio Muratori geboren, der größte italienische Geschichtsforscher, mit dessen Leistungen an Umfang und Bedeutung in mancher Hinsicht kein anderer einzelner Mensch die seinen vergleichen dürfte. Bignola hat gegenwärtig schwer an den Kosten einer neuen Straße ins Gebirge sowie einer stattlichen massiven Brücke über den Panaro zu tragen, trotzdem hat es sich nach Kräften zur zweiten Säcularfeier der Geburt Muratori's gerüstet, wobei ihm die Mitwirkung Modena's, das ein halbes Jahrhundert über Schauplatz der Wirksamkeit des Gefeierten gewesen, zu Statten kommt. Das Vorfest wird am 20. in Bignola selbst begangen: Empfang der Gäste, Besuch des Geburtshauses, Eröffnung einer landwirthschaftlichen Ausstellung, Schmaus und Musik, Freudenfeuer auf den Hügeln. Am 21. in Modena: Enthüllung einer Marmorbüste im Muratorilyceum, Ausstellung von Autographen und anderen Reliquien, Eröffnung einer außerordentlichen Kunstausstellung moderner und älterer Werke, Sitzung der Akademie mit Vorträgen, Publikation nachgelassener Schriften und Briefe des großen Mitbürgers, Besuch seines Wohnhauses, der Statue, die ihm 1853 in der Hauptstraße errichtet worden, und seiner Gruft in San Agostino. Endlich allgemeine Illumination, Freudenfeuer, Knabenchöre und ein Jahrmarkt aller Weine der emilischen Provinz. Den ganzen Tag über stehen alle Bibliotheken, Sammlungen, Institute und Casino's unentgeltlich offen, auch der Verein zur Volkshebung producirt seine Arbeiten, das Communaltheater schon am Vorabend seine Künste.

Ein buntes Programm, mit der lebenswürdigen Naivetät jenes italienischen Municipalgeistes zusammengestellt, der sich aller Erzeugnisse des heimatlichen Bodens mit gleicher Heiterkeit erfreut, des Weines und der Feldfrucht wie der Kunst und Wissenschaft seiner großen Männer; ein Programm zugleich, das nur möglich ist, wo man die allgemeine Popularität des gefeierten Namens voraussetzen darf, und das ist in der That diesmal der Fall: kaum der zehnte Theil der Festgenossen hat wohl je eine Schrift Muratori's in Händen gehabt, aber eine ungefähre Vorstellung von dem Werthe seiner Arbeit ist selbst dem geringsten unter ihnen eigen. Das aber eben nur, weil es einem nächsten Landsmanne gilt; im übrigen Italien,

welches ihm doch nicht minderen Dank schuldet, wird der Jahrestag, wenn man sein überhaupt gedenkt, höchstens im Schooße gelehrter Gesellschaften begangen werden. Daß auch wir ihm nicht theilnahmlos vorbeigehen, wird dadurch gerechtfertigt, daß Muratori zu den nicht gerade zahlreichen Gelehrten Italiens gehört, die gleich den unzähligen großen Künstlern des gesegneten Landes eine internationale Bedeutung haben. Diese hervorzuheben ist unsere Aufgabe, doch läßt sie sich von der nationalen keineswegs scharf sondern; denn auch dieser Mann hat durch sein Wirken den modernen Glaubenssatz bewährt, daß, wer für sein Volk schafft, für die Welt arbeitet.

Viele freilich von den Früchten seiner colossalen Thätigkeit hatten nur einen vergänglichen Werth; gewiß muß man loben, daß seine Landsleute sich 1860 anschickten, eine Gesamtausgabe seiner italienischen Schriften in 16 enggedruckten Quartanten in Parma erscheinen zu lassen, sie lösen damit eine Aufgabe der Geschichte ihrer nationalen gelehrten Literatur; allein für uns, ja überhaupt für heut ist gerade unter diesen kleineren Schriften wenig mehr brauchbar. Muratori, eine Generation jünger als Leibniz, zwei Menschenalter nach Conring geboren, lebte in einer Zeit, wo Polyhistorie noch gepflegt und geschätzt ward, wo jedoch dauernder wissenschaftlicher Ertrag bereits einzig durch concentrirte Forschung zu gewinnen war; glücklicherweise hat ihn seine Vielwisserei und Vielschreiberei von einer solchen ernsten, festumgrenzten Arbeit auf immer noch gewaltig ausgedehntem Gebiete nicht zurückgehalten. Wider den Wunsch seines armen Vaters, der ungern seinen Namen mit dem einzigen Sohne aussterben sah, widmete er sich in Modena dem geistlichen Stande, dabei ging jedoch seine eigentliche Neigung vorerst auf schönwissenschaftliche Studien, wie sie damals in Anlehnung halb an die antike, halb an die moderne klassische Literatur allenthalben in Italien in geselligem Dilettantismus betrieben wurden. Doch begegnen uns unter den jugendlichen Versuchen des Zwanzigjährigen neben einer Abhandlung über Nutzen und Vorzug der griechischen Sprache, die er erst sechs Monate früher zu lernen begonnen, auch eine andere über die ersten christlichen Kirchen, eine dritte über Steigen und Fallen des Barometers, wie eine lateinische Rede auf Ludwig XIV. Ende 1694 erwarb er überdies den juristischen Doktorgrad, zur nämlichen Zeit ward er zum Diakon befördert und folgte bald darauf, im Februar 1695, einem Rufe der Vorrömer an die ambrosianische Bibliothek in Mailand. Hierdurch ward ihm der wahre Boden angewiesen; er war, wenn man so sagen darf, Bibliothekar von Gottes Gnaden, wie es deren unter den italienischen Gelehrten so viele giebt, wozu, wie ich glauben möchte, selbst klimatische Gründe beitragen. Denn was ist erquicklicher in dem südlichen Lande, als der Aufenthalt in den hohen, kühlen, halbschattigen Sälen der Bibliotheken? Der unbemittelte Gelehrte, der sich

daheim in einem unfreundlich beschränkten, oft sogar unsauberem Gemache behelfen muß, fühlt sich hier geradezu in fürstliche Räume entrückt; sind doch die meisten dieser unvergleichlichen Bücherschätze so gut wie die Gemäldegalerien wirklich in den eigenen Palästen der nun verschwundenen Dynastien geborgen, die in ihre Sammlung und Bewahrung einen wetteifernden Ehrgeiz gesetzt hatten. Da nun verbringen jene meist dem geistlichen Stande angehörigen Forscher, die Antiquare, die Philologen und Volkshistoriker, ihren Tag in stillgenießendem Fleiße; denn das läßt sich freilich auch nicht leugnen, daß es der Mehrzahl unter ihnen dort nur gar zu behaglich ergeht. An Kennern ist kein Land so reich, an Producenten vielleicht keins so arm: sie lesen, sammeln und ordnen, sie wissen, aber sie schweigen; höchstens, daß sie registriren und compiliren; die meisten natürlich nur, keineswegs alle. Das leuchtendste Beispiel aber eines überaus productiven Bibliothekars hat unser Muratori gegeben.

Nicht gerade schon in Mailand; die ambrosianische Periode, 1695 bis 1700, war für ihn nur eine Zeit der Vorbereitung, doch eben deshalb nicht unwichtig für seine Entwicklung. Noch ganz von hingebender Verehrung gegen das Alterthum erfüllt, sucht er nach unbekanntem literarischen Reliquien desselben; was er findet, gehört jedoch streng genommen nicht mehr dem antiken Wesen an, vielmehr beziehen sich die meisten Stücke seiner 4 Quart-Bände *Anecdota Latina* (1697—1713) und des einen Bandes *Anecdota Graeca* (1709) auf die älteste kirchliche Geschichte und Literatur, einzelne greifen auch schon ins Mittelalter und die Zeit der Renaissance herüber; allen sind erläuternde Dissertationen beigelegt, in denen sich der Herausgeber als antiquarischer und historischer Kritiker die Sporen verdiente. In Mailand begann er auch gleichzeitig die fleißige Sammlung antiker Inschriften, die jedoch erst 1739—43 in 4 Folianten als *Novus thesaurus veterum inscriptionum* ans Licht trat. Diese große Compilation wie die übrigen auf das Alterthum gerichteten Studien Muratori's können vor moderner Kritik freilich nicht bestehen, man begegnet daher unter unseren ersten Philologen nicht selten entschiedener Geringschätzung des modenesischen Gelehrten; aber zu seiner Erscheinung, wie sie einmal durch Zeitalter und Nationalität bedingt war, gehört dieser gelehrte Cultus des Alterthums nicht minder wesentlich, als seine Ausgaben, Beurtheilungen und Biographien Petrarca's, Tassoni's und anderer zum Theil viel geringerer italienischer Poeten und Literaten. Zeitlebens, obwohl seine Hauptarbeiten ihn weit davon abführten, verließ ihn nie das Interesse an den klassischen Antiquitäten; mit freudigster Theilnahme begrüßte er noch im höchsten Alter den herrlichen Fund der großen Erztafel mit dem Dekrete Trajan's über die Pflege armer Kinder. In jener Mailänder Periode nun zumal war er von so einseitigem Enthusiasmus für die

alte Welt beherrscht, daß ihm, wie er sich lebhaft ausdrückt, die Augen weh thaten, wenn er daneben das Mittelalter, seine Geschichte, seine Literatur und seine Sitten betrachtete; ihm war zu Muth, als wandere er dabei einsam durch raubes Gebirg, erbärmliche Hütten und thierisch wildes Volk. Und derselbe Mann, der so über die barbarischen Jahrhunderte dachte — anders nannte sie damals kein Italiener —, sollte bald darauf durch die treue Erforschung eben dieser verschmähten Zeiten sein einziges wahrhaft unsterbliches Verdienst erringen.

Man kann denken, mit wie schwerem Herzen er folgte, als der Ruf dazu an ihn erging. Anlaß gab indirekt Leibniz, der 1699 seine eigenen 10 Jahr früher in Modena angestellten Forschungen über den gemeinsamen Ursprung der Häuser Braunschweig und Este durch Hagemann im dortigen Archive fortsetzen ließ. Um das Archiv aus der dabei peinlich empfundenen Verwirrung zu reißen, berief Herzog Rinaldo I. von Modena Muratori als Archivar und verlieh ihm zugleich, um den Tausch weniger schmerzlich zu machen, den Titel eines Bibliothekars. Muratori gehorchte vornehmlich aus Anhänglichkeit an sein angestammtes Fürstenhaus, dem er von da an 50 Jahre lang ein treuer Diener geblieben ist, trotz aller Anfechtungen und Vorfällen, die besonders während der wiederholten Invasionen des estischen Gebietes durch feindliche Macht an ihn herantraten. Im August 1700 siedelte er nach Modena zurück und verbrachte zwei Jahre über der Ordnung des Archivs, das gleich darauf vor den Franzosen hinweggerettet werden mußte. Durch diese archivarisches Thätigkeit wird er sich in die neue Wissenschaft der Urkundenlehre praktisch hineingelebt haben, die 1681 durch Mabillon's unsterbliches Werk *De re diplomatica* geschaffen worden, eine nothwendige formale Vorbedingung für die materiellen Dienste, die Muratori hernach selbst der mittelalterlichen Historie geleistet. In den nächstfolgenden kriegerischen Jahren finden wir diesen jedoch wieder ganz den literarischen und schöngeistigen Bestrebungen der Gegenwart hingegeben: 1703 setzt er unter erdichtetem Namen durch den Vorschlag zu einer italienischen Gelehrtenrepublik die literarische Welt in Aufregung, 1706 giebt er eine zweibändige *Poetik* heraus, die viel Beifall, aber auch Widerspruch fand, da sogar Petrarca darin zurechtgewiesen ward, 1708 läßt er ihr Reflexionen über den guten Geschmack in Wissenschaften und Künsten folgen, alles — um kleinerer gleichzeitiger Schriften zu geschweigen — Themata, die während des 17. und 18. Jahrhunderts nur gar zu häufig die Schriftsteller der verschiedensten Nationen beschäftigt haben.

Da war es ein Ereigniß von großer Tragweite für die Zukunft der Wissenschaft, wenn auch politisch von geringem Belange, daß 1708 zwischen Kaiser und Papst Irrungen über Stadt und Gebiet von Comacchio aus-

brachen, welche 1598 nach Alfonso's II. Tode sammt Ferrara als päpstliche Lehen ziemlich gewaltsam mit dem Kirchenstaate vereinigt worden waren. Das Haus Este, das niemals seine Ansprüche auf die verlorenen Gebiete hatte fahren lassen, sah in dem Austausch dieser „Frage“, wie man heute sagen würde, eine erwünschte Gelegenheit, dieselben auf's neue in Erinnerung zu bringen. In dem Federkriege, der sich darüber entspann, führte Muratori als bestellter historisch-publicistischer Anwalt die Sache seines Souveräns in einer Reihe gelehrter und geschickter anonymen Streitschriften. Praktisch blieben sie zwar erfolglos, denn Dinge derart werden allemal durch Macht entschieden, allein, da die Gegner im Verlaufe des Handels die Behauptungen Muratori's über Alter und Adel des Hauses Este in Zweifel gezogen hatten, so gab Rinaldo seinem Archivar den Auftrag, diese Gegenstände in helleres Licht zu setzen, und hieraus erwuchs das erste unter den historischen Hauptwerken Muratori's, seine „estischen Alterthümer“ in zwei Folianten (1717 und 1740), ein Werk durchweg auf den umfassendsten archivalischen Studien beruhend, das Muster einer vollständigen urkundlichen Dynastengeschichte — der zweite Band verfolgt die Geschichte der Este's bis ins andere Viertel des 18. Jahrhunderts — und noch heut wichtig wegen seines an Diplomen überreichen Inhalts. Damals nun gar ward es als ein Meisterstück begrüßt und erregte um so größeres Aufsehen, als es in seinem ersten Theile mit den wichtigen Studien von Leibniz und Genossen über die Geschichte des Welfengeschlechtes zusammentraf. Ueber die freundlichen Beziehungen beider auf ähnliche Ziele hinarbeitenden Männer wie über die Mißverständnisse, die zwischen ihnen doch auch nicht ausblieben, hat der beste Kenner italienischer Literatur- und Familiengeschichte Alfred von Neumont 1854 in seiner bekannten sauberen und glatten Weise einen inhaltreichen Essay geschrieben. (Beiträge zur ital. Gesch. III, 215.)

Der vornehmste Werth jedoch der „estischen Alterthümer“ liegt nicht in ihnen selber, sondern in der Richtung, die sie der späteren Forschung Muratori's gaben. Denn durch sie war er nun doch tief in die Kenntniß des Mittelalters eingeführt worden; der echte Reiz, der auch der Geschichte dieser Zeiten innewohnt, wenn man sich ihr mit unbefangenen realistischen Sinne nähert, nahm seinen Geist für alle Zukunft in Besitz; mit erstaunlicher Energie erhob er sich zu den drei gewaltigen Leistungen, die unter einander im engsten Zusammenhange stehen: der Sammlung aller Quellen der italienischen Geschichte innerhalb der Grenzen der Jahre 500 und 1500 n. Chr., in 27 Folianten 1723—38, den 6 Folianten Antiquitäten des italienischen Mittelalters 1738—43, und den Annalen Italiens von Anfang der christlichen Aera bis 1749, in 12 Quartanten 1744—49. Jedes einzelne dieser Unternehmen würde mit den einleitenden und begleitenden Bemühungen ein

gewöhnliches Menschenleben vollauf beschäftigen: so oft bei anderen Nationen die Lösung der entsprechenden Aufgaben versucht ward, haben sich dazu ganze Genossenschaften von Gelehrten zusammengethan, und dennoch sind sie bisher nirgend damit zum Abschlusse gediehen. Indes der imposante Umfang dieser Arbeiten Muratori's ist bei weitem nicht das wichtigste daran.

Was schon die Sammlung der Scriptorum auszeichnet, ist vor allem die Klarheit des Grundplans in seiner zeitlichen Begrenzung wie in seiner Ausdehnung auf die gesammte nationale Geschichte während jenes erwählten Jahrtausends. Weder aus der politischen Gegenwart seines zerspaltenen Vaterlandes noch aus der zum Thema erkorenen Vergangenheit selbst, in der es noch viel trauriger und wilder zerrissen gewesen, konnte sich dem modenesischen Abbate die Einheit des nationalen Gesichtspunktes ergeben; sein kirchlicher Sinn — und wir werden erfahren, daß er von ganzem Herzen Geistlicher war — führte überdies noch die andere Gefahr mit sich, daß ihn die Betrachtung der welthistorischen Erscheinung des Papstthums im Mittelalter in das weite Gebiet der allgemeinen Geschichte hinauslocken werde; aber er hielt zwischen Partikularismus und Universalismus taktvoll die richtige Mitte, offenbar eine Folge seiner ursprünglichen, wie auch immer dilettantischen Begeisterung für die neuklassische nationale Literatur, denn in ihr besaß schon der Italiener des 17. Jahrhunderts, was uns erst viel später zutheil geworden, ein Centrum vaterländischer Gedanken. Mit allerhand mühsamer Diplomatie, besonders durch die anreizende Aussicht auf genealogischen Gewinn, wußte Muratori beim Sammeln das Mißtrauen der kleinen Nachbardynasten zu überwinden und sein Eifer ward durch eine so reiche Ernte belohnt, daß erst die jüngstvergangenen Jahrzehnte von Florenz und Turin aus eine beträchtliche Nachlese eingebracht haben. Was nun die auf Herstellung der Texte aufgewandte Kritik betrifft, über die Muratori in knappen, aber inhaltreichen Einleitungen Rechenschaft ablegt, so stand sie im allgemeinen auf der Höhe der Zeit, wenn auch dann und wann Flüchtigkeit oder die ungeschickte Hand minder begabter Gehülfen, deren der große Sammler natürlich nicht entrathen konnte, sich zu erkennen giebt. Die Tage waren freilich noch fern, wo ein Philipp Jaffé den mangelhaften Schriften mittelalterlicher Autoren den gleichen, bis zur höchsten Eleganz ausgebildeten Scharfsinn zuwenden sollte, den die inzwischen ungemein verfeinerte Philologie gegen die antiken Klassiker angestrengt. Wenn heutzutage deutsche Historiker gereinigte Ausgaben mancher von Muratori edirten Quellschrift herstellen, so ist das doch nichts anderes, als der späte Dank, den die eine Nation der anderen abstattet für die materielle Förderung, die ihre Geschichtskunde ein Jahrhundert lang aus dem großen Quellenbehälter Muratori's sich geschöpft hat. Denn wie Italien im Mittelalter dastand, in manchem Betracht noch

immer das Herz der abendländischen Welt, wie besonders die deutschen Geschichte damals auf's innigste mit den liberalpischen verflochten waren, so geschah, was für italienische Geschichte gethan ward, nothwendig zugleich für die allgemeine und vornehmlich für die deutsche Historie.

Mittelalterliche Autoren zu lesen ist leicht, sie zu verstehen aber schwierig, nachdem einmal die moderne Welt sich in bewußter Abkehr von jenem Zeitalter ihrer eigenen Jugend einen neuen Bau der Gedanken und des Lebens aufgezimmert hat, halb aus antikem, halb aus jüngstentdecktem Material. In dieser Einsicht ließ Muratori seinen Scriptoren die Antiquitäten folgen. „Ich habe mir vorgenommen,“ sagt er in der Vorrede, „zu zeigen, wie die italienische Nation vom 5. bis zum 15. Sæculum beschaffen gewesen.“ Seine Zustandsschilderung behandelt in vielen gesonderten Untersuchungen Würde und Amt der Könige, Herzöge, Markgrafen, Grafen u. s. w., die mannichfachen Weisen des staatlichen Regiments wie die Bräuche des Privatlebens. Freiheit und Knechtschaft, Gerichts- und Heerwesen, Gesetz und Münze, Kunst und Wissenschaft, Handel und Wandel wie der Ursprung der Landessprache ziehen an uns vorüber in deutlichen Bildern, die überall mit Umsicht und Vorsicht zugleich entworfen sind. Die breite und feste urkundliche Unterlage der Forschung zwingt auch uns noch heut stets darauf zurückzugreifen, obwohl an Stelle der darüber aufgerichteten Theorien längst solidere und reinere Anschauungen getreten sind. Das weltliche Wesen wenigstens des Mittelalters, das in Staat und Gesellschaft, in Recht und Sitte so durch und durch germanisch ist, ward erst durch die deutsche Forschung unseres Jahrhunderts offenbar, die aus den Tiefen eines urverwandten Gemüthes her heimlich dazu erleuchtet ward. Nichtsdestoweniger bleibt es überaus achtungswerth, mit welcher Liebe hier der italienische Gelehrte dem Leben und Treiben derselben Barbaren nachgegangen, gegen die er vordem ein so abgünstiges Vorurtheil gehegt hatte. Den mächtigen Einfluß des Germanenthums auf Bildung und Entwicklung, selbst auf Klasse und Sprache der Italiener hat er nirgend unterschätzt; seine römerstolzen Volksgenossen haben sich eher beklagt, daß er ihn mitunter zu hoch angeschlagen.

In der Vorrede zu den Alterthümern forderte Muratori seine gelehrten Landsleute auf, seine Vorarbeiten für eine wahrheitsgetreue Darstellung der italienischen Geschichte zu verwerthen; da sich jedoch niemand daran wagte, nahm er selbst nach Vollendung der Antiquitäten, obwohl bereits in den Siebzigen, das Werk in Angriff. Er vollendete die Annalen Italiens in rascher Folge bis zum Jahre 1500 und fügte auf dringende Mahnungen dann sogar noch eine Fortsetzung bis in die jüngste Gegenwart hinzu. Die Annalen machten Epoche in der historischen Literatur als die erste vollständige, überall quellenmäßig beglaubigte, auf eine schlichte Darstellung des

Thatsächlich beschränkte, überdies in der lebendigen Landessprache geschriebene Nationalgeschichte. Ihre jüngsten Theile mußten zwar bald der modernen aus Archivalien schöpfenden Historiographie gegenüber veralten, ihre ältesten Partien hielten der seitdem unendlich vertieften Alterthumswissenschaft nicht Stand, aber für das eigentliche Mittelalter giebt es noch heut kein besseres oder auch nur gleich gutes Handbuch der italienischen Geschichte, wieder und wieder sieht man sich darauf zurückverwiesen. Es ist die Enthaltbarkeit, der dies Werk sein langes, immer noch jugendfrisches Leben verdankt. Wie nah liegt dem modernen italienischen Prosaisler der Abweg zur Rhetorik! Keiner ihrer Historiker hat sich so gänzlich frei davon gehalten wie Muratori, wobei ihm ohne Zweifel das naive Vorbild seiner Quellen zu statten kam. Wie nah lag dem gläubigen katholischen Priester die einseitige Verherrlichung des Papstthums in seiner größten Zeit, oder die Beschönigung seiner Verworfenheit in seinen dunkelsten Tagen! Nichts von alledem begegnet bei Muratori, mit schöner Unparteilichkeit stellt er die Kämpfe des Kaiserthums mit der Hierarchie dar; deutscher Scheinwissenschaft im 19. Jahrhundert blieb es vorbehalten, allen Segen auf das Haupt Innocenz' IV., allen Fluch auf das Friedrich's II. zu häufen. Dabei beleidigt der gelehrte Annalist doch nirgends durch herzlose Stalte übertriebener Urtheilslosigkeit; mit edler, halb menschlicher, halb christlicher Wärme betrachtet er vielmehr die Handlungen der Menschen und die von ihnen abhängigen Geschehnisse der Gemeinden und Staaten. Es ist in diesem Zusammenhange interessant, noch einmal auf seine nichthistorische Schriftstellerei, ja auf sein ganzes übriges Leben zurückzublicken.

Außer den schon berührten Schriften zur Aesthetik und Literaturgeschichte kommen da, neben den vereinzelt erschienenen Erscheinungen seines gesundheitspolizeilichen Werkes von 1714 über die Pflicht des Staats, der Heilkunde und der Kirche gegenüber den Epidemien und seines staatsökonomischen Fürstenspiegels von 1749, zunächst seine philosophischen Versuche in Betracht, eine Moralphilosophie und zwei Traktate über die Kräfte des menschlichen Verstandes und der Phantasie, sämmtlich etwas weitschweifige Ergüsse einer milden und flachen Popularphilosophie ohne andere Bedeutung, als daß er auf solchem Wege alle moralisirende Didaktik, woran sein Jahrhundert so übergroßes Behagen hatte, von seinen historischen Werken wohlthätig ableitete. Weit aus wichtiger ist seine Theilnahme an der theologischen Literatur, zu deren Verständniß es jedoch einiger Worte über sein praktisches Verhalten bedarf. Muratori war Priester aus Neigung und Ueberzeugung. Von 1716 bis 1733 hat er als Propst von Santa Maria della Pomposa alle Pflichten eines seelsorgenden Pfarramtes mit pünktlicher Treue erfüllt; als ihn hernach das Andringen der Aerzte nöthigte, so gehäufte Mühsal zu entsagen,

ward er doch nicht müde Beichte zu hören und an der Spitze der von ihm gegründeten Barmherzigkeitsgesellschaft das Leid der Armen zu lindern. Er war der erste, der in Modena auch den Gefangenen geistlichen Besuch abstattete, er zuerst rief 1712 die erbaulichen Predigten der Jesuitenmissionen in die Stadt. Daß er auch dem Volksunterrichte seine Fürsorge zuwandte, braucht bei ihm nicht erst erwähnt zu werden. Kein Wunder, daß er da auch das Treiben der Jesuiten in Paraguay in günstigem Lichte dargestellt, daß er in mancher Streitfrage wider Protestanten oder andere Anfechter den katholischen Standpunkt entschieden vertreten hat; er bekannte die Unfehlbarkeit päpstlicher Aussprüche von der Kathedra herab in Sachen des Dogmas, er empfand es übel, daß man ihm in Paris beim Drucke einer seiner Streitchriften an allen dahin lautenden Stellen den Zusatz gemacht hatte: „soweit die Kirche in ihrer Gesamtheit damit einverstanden ist.“ Aber derselbe Mann focht nicht minder tapfer gegen die jesuitische Lehre, daß man geloben dürfe, für die Vertheidigung der unbefleckten Empfängniß sein Leben einzusetzen, derselbe Mann trat gegen Cardinal Querini muthig in die Schranken für die Verminderung der Festtage, welche der aufgeklärte Benedikt XIV. durchzusetzen wußte. Ueber die Verleuperungen, die ihm deshalb nicht erspart blieben, — man hat in Salzburg den Pöbel gegen ihn aufgepredigt und, als er ein Jahr vor seinem Tode erblindete, eine Rache der heiligen Jungfrau darin gewittert — mochte ihn die Gunst desselben Papstes trösten, der ihn rühmte als einen braven Priester und als eine literarische Zierde Italiens, welches durch ihn anderen Ländern nicht nur ebenbürtig, sondern überlegen erscheine.

Ein Urtheil, das den Nagel auf den Kopf trifft. In Muratori begegnet uns ein frommer Katholik, dem man selbst auf dem Boden historischer Wissenschaft die Hand zu reichen vermag; gegen alles Legendenhafte ist er nicht minder mißtrauisch als die kühnsten Hollandisten. Der humane Geist des 18. Jahrhunderts war bereits in ihm rege; zugleich aber war seinem Zeitalter noch völlig angemessen jenes Zweikammersystem des Denkens und Glaubens im menschlichen Haupte, das freilich heut zum unhaltbaren Anachronismus geworden ist. Wie sehr es auch für die absolute Befreiung der modernen historischen Weltanschauung noch der ägenden Zuthat voltairischen Geistes bedurfte, so war doch für die lautere und treue Erfassung der hochwichtigen Periode des Mittelalters das schlichte Gemüth Muratori's unvergleichlich besser geeignet; in dieser Hinsicht bezeichnet Gibbon, der Jünger Voltaire's, trotzdem er ihn an Talent zur Darstellung unermesslich überragt, einen Rückschritt hinter den italienischen Polyhistor. Versuchen wir überhaupt einmal, die Stellung des letzteren innerhalb der internationalen Entwicklung der Geschichtswissenschaft zu bestimmen.

Der Geschichtswissenschaft, nicht der historischen Kunst; denn mit dieser hat der trotz aller poetischen Doktrin recht prosaische Genius des Bibliothekars von Modena schlechterdings nichts zu schaffen. Um die großen Erscheinungen unserer vollendeten historischen Literatur, die Macaulay, Ranke und Mommsen zu erklären, bedürfte es freilich auch eines Rückblickes auf die ästhetische Entfaltung des modernen Geistes, dem wir hier entzagen müssen. Auch in jene andere vornehme Reihe von Reformatoren unserer Geschichtsanschauung gehört Muratori mit nichten, der politischen oder philosophischen Vordenker der Neuzeit, der Bolingbroke und Montesquieu, der Voltaire, Herder und Lessing. Unter den Trägern einer bescheideneren Sendung muß man ihn suchen, den Begründern der eigentlichen Technik historischer Forschung, deren von Raynald, Papebroch und Mabillon bis auf Niebuhr eine stattliche Gesellschaft ist. Von selbst ergibt sich aus unseren früheren Bemerkungen, welchen Platz Muratori unter ihnen einnimmt. Was er vorfand, war materiell eine urkundlich gesicherte Kirchengeschichte, formell Legendenkritik und Diplomatik, was er selbst hinzugeschaffen, ist Erforschung der weltlichen Geschichte einer ganzen Nation während des Mittelalters, gegründet auf umfassende Quellen- und Urkundensammlung zu vergleichenden Studien. Er wies so aber indirekt wenigstens auch der Erkenntniß der neueren Geschichte die Bahnen; denn das Verständniß der modernen Entwicklung der romanisch-germanischen Völker beruht durchaus auf dem Verständniß ihres mittelalterlichen Daseins, ein Satz, der durch einen Blick auf die einzelnen historischen Werke Ranke's hinreichend bewiesen wird. An Muratori hat in der That — und das sei uns noch zu zeigen vergönnt — auch die deutsche Geschichtsforschung ein annahnendes Vorbild gewonnen.

Man hätte erwarten sollen — eben wegen jenes früher hervorgehobenen Blutsverwandtschaft der modernen deutschen Nation mit dem treibenden Geiste des weltlichen Mittelalters — daß aus unserem Vaterlande die Leistungen Muratori's entsprungen wären, und in der That waren Ansätze dazu vorhanden. Mit naiver Freude holten im 16. Jahrhundert unsere Humanisten die besten unserer mittelalterlichen Autoren aus den Klosterhandschriften ans Licht, mit gesundem Sinne suchten hernach fast gleichzeitig — um 1640 — der geniale unter dem Namen Hippolithus a Lapide verkappte Publicist und der Polyhistor Conring Reichsrecht und Reichsgeschichte von den Irrlehren der Romanisten hinweg auf die nationalen Grundlagen zurückzuleiten, in den kühnsten Anläufen trat endlich die große Kraft eines Leibniz an die nämlichen Aufgaben heran, die Muratori gelöst hat, und zwar noch bevor dieser sich dazu anschickte. Man hat gern den Parallelismus aufgezeigt, der die historischen Bestrebungen des Deutschen und des Italieners beherrscht, von denen jener an Geist außer allem Vergleich reicher

und tiefer' angelegt war, dieser aber den Vorzug edleren Charakters behauptet. In der That hätte Leibniz leicht seine Untersuchungen und Quellen-sammlungen zur welfischen und niederfächsischen Geschichte zu einer gesamt-deutschen Ausdehnung erweitern, seine staats- und völkerrechtlichen Studien direkter auf das germanische Mittelalter hinlenken, seine trefflichen Annalen des abendländischen Reiches, die mit Karl dem Großen beginnen, über das Jahr 1005, wo sie stehen geblieben, hinausführen können, aber seine schöpferische Vielseitigkeit hat ihn denn doch in Wirklichkeit daran verhindert. Auch waren seine Annalen, die leider mehr als fünfviertel Jahrhundert nach seinem Tode ungedruckt vergraben gelegen, lateinisch geschrieben, und schon dieser Umstand belehrt uns darüber, daß hinter ihm nicht wie hinter Muratori bereits eine Nation stand, für die man mit ganzer Seele ihre Geschichte hätte erforschen und schreiben mögen; dasselbe trübe Verhältniß aber nimmt man an der kargen Kälte wahr, mit der damals und auch später noch jedem ähnlichen Unternehmen, sobald es sich um materielle Unterstützung handelte, in Deutschland begegnet ward.

So blieb es bei uns während des 18. Jahrhunderts, obwohl es an einzelnen Versuchen nicht fehlte. Die achtungswerthen Compendien der Reichsgeschichte, welche die Publicisten lieferten, kamen nicht über die staatsrechtliche Dürre hinweg; anderen Unternehmungen schadete die deutsche Weitschweifigkeit, wie der trefflichen Geschichte der alten Deutschen von Mascou, die man, wäre sie nur weiter gediehen, Muratori's Annalen wohl vergleichen dürfte. Ein historischer Sinn erster Ordnung, wie der Möser's, blieb bei der politischen Auflösung des nationalen Daseins in der Anschauung seiner territorialen Umgebung befangen. Quellen wurden noch hie und da gesammelt, aber ohne daß der Zeitgeist daran Freude gehabt hätte, denn der lehrte sich in hohem poetischen und philosophischen Auffluge theils mit erneuter Begeisterung der antiken Cultur, theils in unbestimmtem Triebe dem allgemein Menschlichen zu, gegen das man in der vermeintlich überaus spezialisirten Welt des Mittelalters, soweit man diese überhaupt kannte, einen feindlichen Gegensatz erblickte. Es ist bekannt, wie erst die Epoche der Romantik und der nationale Aufschwung in den Freiheitskriegen darin Wandel schaffte; da brachen denn auch für uns die muratorischen Tage an.

Wenn ich nun behaupte, daß die seitdem begonnenen großartigen Unternehmungen der deutschen Geschichtsforschung häufig entschieden an das Muster des bescheidenen Propstes von Maria della Pomposa erinnern, so ist die Meinung nicht, daß man ihm dabei stets absichtlich nachgeahmt habe; allein, je weniger das letztere der Fall gewesen, desto ehrenvoller nur für den Mann, der nach seinen Zielen selbständig Wege eingeschlagen, welche sich einer späten, vielfach gewichtigten Folgezeit aus rein sachlicher Erwägung an sich als die

besten und geradesten empfehlen. So klingt zunächst die große Scriptorensammlung, welche die vornehmste Abtheilung der Monumenta Germaniae bildet, durch Umfang und Begrenzung des Planes wie durch manchen Zug der Anordnung und Ausführung an ihr italisches Gegenstück an, wenn auch Textkritik und Prüfung der Herkunft der Nachrichten in dem jüngeren Unternehmen unvergleichlich weiter gediehen sind. So gemahnt die Ausarbeitung von Jahrbüchern des deutschen Reiches, zu der Mantz 1834 seine ältesten Schüler anleitete, noch schlagender an die Annali d'Italia, welche damals den Waiz und Genossen oft zum Vorbilde, bisweilen — und somit nicht minder nützlich — zur Warnung dienten, während sich die jüngere Generation, die jezo nach Anweisung der Münchener historischen Commission die Jahrbücher fortführt, bequemer an jene deutschen Erstlingsarbeiten aus den dreißiger Jahren anlehnt. Auch Antiquitäten endlich hat man als besondere Gruppe der Monumenta in Aussicht genommen; da jedoch noch kein Buchstabe davon das Licht der Welt erblickt hat, so muß man vorläufig die reiche, aber zerstreute antiquarische Privaternte auf den seit Anfang des Jahrhunderts gemeinsam bestellten Feldern der nationalen Rechts- und Sprachwissenschaft als Ersatz betrachten. Und wieviel kommt freilich nicht auch sonst noch von allen Seiten an verwandter Arbeit hinzu, wovon nur eines erwähnt sein mag: die von Böhmer geschaffene, von Jassé meisterhaft ausgebildete Regestenliteratur, ein neuer Trieb unserer Wissenschaft, um dessen Entwicklung uns selbst ein Muratori beneidet haben würde!

Wie weit scheinen wir nicht überhaupt allenthalben über diesen Mann hinausgekommen! Und doch — das Bild hat auch seine traurige Rehrseite. Wieviel von alle dem, das wir begonnen haben, ist denn — so fragen wir beschämt — auch nur im äußeren Sinne des Wortes vollendet worden? Man wird uns einwerfen: das sei gerade ein Zeichen deutscher Gewissenhaftigkeit, tieferer Einsicht in die ewige Unvollendbarkeit der Wissenschaft; fertig werden könne eigentlich nur der Leichtsin, dessen Tage in der Welt der Forschung vorüber seien. Eitle Selbsttäuschung, mit der man nationale Grundfehler zu bemänteln trachtet: Ungeschick in der Gesamtgestaltung großer Entwürfe und öffentliche Rauheit ihrer Ausführung gegenüber. Allein vornehmlich kommen dabei noch individuelle Erscheinungen in Betracht. Mit Muratori können sich auf seinem Forschungsgebiete persönlich als Arbeiter höchstens jene beiden Regestenmeister messen, die auch darum soviel geleistet haben, weil sie von sich aus und allein auf sich gestellt, unbehindert durch fremden Einspruch die größten Aufgaben kühn ergriffen haben. Nicht immer jedoch wirkt unabhängige Stellung zum Segen. Unser wichtigstes Nationalwerk, die Monumenta Germaniae wurden alsbald in die Hände eines Mannes gelegt, von dem Wattenbach mit kühler Ironie sagt, daß „sein Zu-

tritt für die ganze Zukunft des Unternehmens von entschiedener Bedeutung gewesen“ sei, eines Mannes, der weder an Geist noch Charakter, weder an Wissen noch Thatkraft ein Muratori zu heißen verdient, und der auch in seinem bibliothekarischen Beruf einen Gegensatz bildet gegen den „Virtuosen“ — so sagte man dormalen — in Diensten des Hauses Este. Die Dinge sind gegenwärtig auf eine Spitze gediehen, wo man bereits als die einzig ersprießliche Lösung der eingetretenen Krisis den vorzeitigen Abschluß des so hoffnungsvoll aufgeführten Monumentalbaues deutscher Geschichtsforschung ansehen muß. Doch davon und von einer besseren Neugründung der Zukunft wird noch in besonderer Darlegung zu reden sein. Vorläufig erinnern wir, um doch nicht allen Glauben an die Energie deutscher genossenschaftlicher Geistesarbeit zu zerstören, an die beiden großen Werke der Berliner Akademie, in denen die Böckh und Mommsen den „neuen Inschriftenschatz“ Muratori's auf den Altentheil ehrwürdiger Unbrauchbarkeit gesetzt haben.

Nicht aber hierdurch allein, auch sonst — wieviel auch zu wünschen übrig bleibe — darf man sagen, daß die deutsche Nation in diesem Jahrhundert der italienischen heimgezahlt habe, was sie im vorigen von ihr für die Erkenntniß ihrer eigenen Vergangenheit an Gaben empfangen. Nicht aufzuzählen sind die tausendfachen, oft allerdings schmerzlich heilsamen Dienste, welche die moderne deutsche Kritik der antiken und neueren, ganz besonders aber der mittleren Geschichte des schönen Landes jenseit der Berge geleistet hat und für die ihr drüben meist mit liebenswürdiger Freude gedankt worden ist. Vergessen darum auch wir heut nicht des Dankes gegen den schlichten Mann im Priestermäntelchen und -kappchen, wie er im Standbilde zu Modena erscheint, den Mann von eisernem Fleiße, der kaum ein Bedürfniß kannte außer dem unstillbaren Drange zu arbeiten und wohlzuthun, dem selbst in der Villeggiatur während des quälenden Sommers Lektüre und Schriftstellerei die beste Erquickung gewährte. Gewönne dieser Marmor Leben und dürfte er, bescheiden wie er immer war, heruntersteigen vom Postamente, sein erster Gang führte ihn wieder ins hohe Schloß seiner Herzöge, das jetzt zum königlichen Palaste geworden. Verwundert bliebe er da wohl einen Augenblick stehen vor der Inschrift über der Thür, die seine liebe Bibliotheca Estensis nun für Eigenthum der Nation erklärt, und wüßte vielleicht nicht einmal, daß er selbst vor anderen dazu geholfen, daß sich diese Nation endlich zu edlerem Gemeinleben zusammengefunden. Dann aber träte er ein in die herrlichen Säle, in Büchern und Handschriften zu lesen, sturmgeschwind nach seiner Art, daß ihm niemand zu folgen vermochte, und zu schreiben, wie er pflegte, drei Werke auf einmal, davon zwei für den Untergang mit der Sonne des Tages, eins aber allemal für die Unsterblichkeit.

Alfred Dove.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Karl XV. von Schweden. Aus dem Norden. — Der Tod eines Monarchen, der nur einigermaßen sich der Zuneigung seines Volkes erfreute, ist immer ein das Land tief ergreifendes Ereigniß, und die Trauer, welche an den Tag gelegt wird, ist meistens aufrichtig gemeint. Wenn aber, wie dies mit dem dahingeshiedenen König Karl XV. der Fall war, der Monarch es verstand, sich die Herzen seiner Unterthanen ohne Rückhalt zu gewinnen, wenn er so recht in und mit dem Volke lebte, wenn Jeder an dem König einen treuen Freund verloren zu haben meint, dann ist die Trauer, welche das Land erfüllt, ohne Phrase eine wahre Landestrauer. So ist es jetzt in Schweden; Jeder fühlt sich durch den frühen Tod des ritterlichen Herrschers persönlich betroffen, wie dies namentlich in dem oftmals in diesen Tagen ausgesprochenen Wort: seit 150 Jahren sei kein König so „schwedisch“ gewesen, wie der Entschlafene, seinen Ausdruck findet. Und in der That war erst der Enkel Bernadotte's so recht mit dem Volke verwachsen, so recht eine schwedische Natur. Sein Vater, Oskar I., hatte noch vieles an sich, was an den französischen Ursprung erinnerte. Trotz aller wirklich guten Eigenschaften, die er unleugbar besaß, war doch in seinem Charakter etwas Weichliches, das den Bewohnern des Nordens nicht zusagte. Karl XV. aber war ein aus festem Holz geschnitzter Charakter und dabei doch gemüthvoll und begabt mit vielem Sinn und großer Neigung für Poesie und Musik, wie das den Schweden so sehr zusagt. Selbst seine stark ausgeprägte Sinnlichkeit, die einzige stark hervortretende Reminiscenz an gallische Abkunft, war den Schweden im Ganzen und Großen kein Stein des Anstoßes.

Karl XV. war am 3. Mai 1826 geboren und folgte seinem Vater am 8. Juli 1859 in der Regierung. Es bestand damals in Schweden noch jene alte Landesvertretung, durch die vier Stände des Adels, der Geistlichkeit, der Bürger und der Bauern, welche allerdings der fortschrittlichen Entwicklung des innern Staatslebens hindernd in den Weg trat, während sie doch andererseits dazu diente, das Uebergewicht eines Standes oder einer bestimmten Richtung, das zur Schädigung der übrigen hätte angewendet werden können, zu verhüten. Die Bestrebungen, jene alte ständische Verfassung durch ein Zweikammersystem von modernem Zuschnitt zu ersetzen, nahmen nach dem Regierungsantritt des neuen Königs immer festere Gestalt an, und dieser widersetzte sich dem Strome nicht, sondern ließ ihm seinen Lauf. So entstand im Jahre 1866 die neue schwedische Verfassung, welche allerdings dem Volke ein so hohes Maß von Freiheit einräumt, wie nur möglich. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob dies dem Lande zum wahren Heil

gereicht hat oder gereichen wird; aber soviel ist sicher, daß dem Lande furchtbare innere Kämpfe bevorstehen, und daß die Königsmacht dann kaum stark genug sein wird, die Rolle des Vermittlers zu übernehmen und Frieden zwischen den Parteien zu stiften.

Die sechs Jahre, welche König Karl nach der neuen Verfassung regierte, haben die dringend nothwendigen Reformen auf dem finanziellen Gebiet und im Heerwesen, sowie die Bestrebungen für eine innigere Verbindung zwischen Schweden und Norwegen, welche Länder nur durch die strikteste Personalunion vereinigt sind, nicht im Mindesten weiter gefördert. An dem Könige lag die Schuld sicher nicht, er wollte diese Veränderungen aufrichtig, allein der Parteigeist und die schroffe Absonderung der beiden unter einem Scepter vereinigten Völker hat sie bisher verhindert. Geringere Reformen in verschiedenen Beziehungen, namentlich auf dem Gebiete der Justiz, sind allerdings erzielt worden, allein sie sind eben nicht bedeutend.

Für Verbesserungen im Heerwesen interessirte sich der König selbst aufs Lebhafteste. Während sein Vater keine besondere Vorliebe für den Soldatenstand hatte, war Karl XV. hingegen mit Leib und Seele Soldat, und es fehlte ihm durchaus nicht an Verständniß für die sehr wesentlichen Mängel und Gebrechen, welche der schwedischen Heeresorganisation anhaften. Um im Lande die Einsicht über die Erfordernisse einer tüchtigen Heerordnung zu verbreiten, gab er selbst mehrere kleine Schriften heraus, die den Stoff anziehend und mit großer Sachkunde behandeln. Der König wollte die allgemeine Wehrpflicht nicht, sondern ein kleines, tüchtig geübtes Heer, zu welchem Behuf er auf Grundlage des Gegebenen, der uralten Institution der „eingetheilten“ (d. h. bei den Bauern verpflegten) Armee weiter fortarbeiten wollte. Die radicale Partei (eben meist aus Bauern bestehend) fordert aber die Abschaffung jener Truppe, die allerdings den Landbesitz in hohem Grade beschwert, und will die strenge Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht mit der denkbar geringsten Ausbildungszeit der Soldaten, mit anderen Worten eine Miliz von sehr zweifelhaftem Werth. Dem soldatischen Sinn des Königs widerstrebte dies natürlich auf's Außerste, und bis jetzt war die königliche Macht, im Verein mit den conservativen Elementen in beiden Kammern, stark genug, eine solche Ordnung der Heerverhältnisse zu verhüten. Es ist jedoch sehr fraglich, ob jene radicalen Bestrebungen nicht dennoch bald die Oberhand behalten werden, zumal da die jetzige Einrichtung des Heerwesens dem Lande ganz unverhältnißmäßig hohe Lasten auflegt, während doch alle Parteien darüber vollkommen einig sind, daß jene Einrichtung durchaus ungenügend ist.

In Bezug auf die äußere Politik ließ König Karl XV. sich sehr von seinen persönlichen Anschauungen leiten, und eine klare Einsicht in die Stel-

lung und die wahren Interessen Schwedens kann man ihm kaum zuschreiben. Er war, namentlich in der ersten Zeit seiner Regierung, von dem Gedanken eines großen skandinavischen Gesamtstaats erfüllt, zu welchem Behuf seine einzige Tochter — wie dies bekanntlich später auch wirklich geschehen ist — den Sohn des damaligen Prinzen Christian, jetzigen Königs von Dänemark, heirathen sollte. Auf welche Weise König Karl dabei seine beiden Brüder, von denen der Ältere, der nunmehrige König von Schweden, mit zahlreicher Nachkommenschaft gesegnet ist, abzufinden gedachte, darüber ist nichts bekannt geworden. Jedenfalls wollte nun Karl XV., da ihm die Interessen Dänemarks und Schwedens solidarisch zu sein schienen, dem erstgenannten Staate, als derselbe in einen Conflict mit Deutschland verwickelt wurde, thätlichen Beistand leisten, und es ist durchaus constatirt, daß er sich dem Könige Friedrich VII. von Dänemark gegenüber verpflichtet hat, ihn mit einem Heere gegen Deutschland zu unterstützen. Allein der schwedische König vermochte mit seinem Willen nicht bei seinen Ministern durchzudringen, die eine viel unbefangene Einsicht in die Sachlage hatten; und da das schwedische Volk überhaupt sich bei der Noth, in welche Dänemark gerathen war, ziemlich kühl und theilnahmslos bewies, so mußte der König es bei guten Wünschen für den Sieg Dänemarks bewenden lassen. Es wird behauptet, daß namentlich auch der jetzige König Oskar II., der damalige Herzog von Ostergothland, ein Mann von großer Urtheilskraft und ruhiger Ueberlegung, sich sehr entschieden gegen ein Unternehmen ausgesprochen habe, bei welchem Schweden allerdings nur sehr wenig hätte gewinnen können.

Auch bei dem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich stellte sich König Karl ganz auf Seiten Frankreichs, und hätte er allein darüber zu bestimmen gehabt, so wäre Schweden, wenn auch nur für kurze Zeit, mit in den Conflict hineingezogen worden. Nun konnte er nur soviel durchsehen, daß an der höchst mangelhaften Ausrüstung des schwedischen Heeres „für alle Fälle“ einige Ergänzungen vorgenommen wurden, wie denn auch von ihm und seinen Ministern der deutsch-französische Krieg als Vorwand benutzt wurde, um die Dringlichkeit der regierungsseitig vorgeschlagenen Heeresreformen dem Reichstage einleuchtend zu machen, was freilich nicht fruchten wollte.

Diese feindselige Gesinnung des Königs gegen Deutschland, die durch gar Nichts zu motiviren ist, hat wesentlich zu dem gespannten Verhältniß zwischen Deutschland und Schweden beigetragen, das nun schon zur großen Schädigung der beiderseitigen Interessen eine Reihe von Jahren hindurch geherrscht hat. Um so mehr ist zu hoffen, daß durch die Thronbesteigung Oskar's II., der über solche Vorurtheile gegen Deutschland erhaben ist und vollkommen einsieht, welche Vortheile für Schweden aus einem freundschaft-

lichen Verhältniß zu Deutschland erwachsen müssen, der unnatürliche Zustand der Antipathie gegen das Deutschthum, der bis jetzt in Schweden herrscht, ein Ende erreichen wird.

Wenn man also in Deutschland keine große Ursache hat, von dem politischen Charakter des verstorbenen Königs von Schweden besonders erbaut zu sein, so wird man doch andererseits den vielen guten Seiten, die Karl XV. unleugbar hatte, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und es begreiflich finden, daß Schweden durch den Verlust seines leutseligen, Allen mit Rath und That beistehenden Monarchen in tiefe Trauer versenkt ist.

Gegen die ägyptische Justizreform. Aus Alexandrien. — Seit einiger Zeit begegnet man in den Zeitungen wieder häufiger Notizen über eine zu vereinbarende sogenannte Justizreform in Aegypten. Augenblicklich steht Jeder, der sich hier aufhält, unter der Gerichtsbarkeit seines Landes, d. h. er wird nach den Gesetzen seiner Heimath abgeurtheilt, also Europäer durch ihre Consuln resp. Consulatsrichter, während eingeborene Aegypter sowie die anderen Theilen des türkischen Reiches Entstammten unter ägyptischer Jurisdiction stehen. Und zwar hat der Kläger seine Klage durch seine eigene Behörde an die des Beklagten gelangen zu lassen. Es leuchtet ein, daß ein solches Verfahren bei der Verschiedenheit der Proceßordnungen und in Folge aller dieser Weitläufigkeiten durchaus nicht einfach ist und mancherlei Uebelstände mit sich führt, die bei vereinigten Gerichtsbarkeit fortfallen würden. Dazu kommt aber noch, daß nicht alle Consulate oder Consularrichter unbestechlich sind und daß also nur zu häufig Unrecht anstatt Recht gesprochen wird. Es gibt hier Consulate, an die man sich gar nicht wendet, weil man im Voraus weiß, daß man abgewiesen werden würde, wenn der zu Beklagende ein wohlhabender Mann oder gar ein Freund des Consuls ist; gegen ärmere Leute ist freilich leichter Recht zu bekommen. Wenn es nun schon schwer hält, gegen Leute die unter Consulatschutz stehen, Gerechtigkeit zu erlangen, wie viel unwahrscheinlicher ist es dann erst, einen Rechtspruch, der wirklich Rechtspruch und nicht das Gegentheil ist, gegen einen Rajah d. h. einen Untertanen der Localbehörde zu erlangen! Es existirt freilich ein Handelstribunal mit zur Hälfte europäischen und zur anderen Hälfte einheimischen Richtern aus dem Kaufmannsstande, dessen Vorsitzender ein einheimischer Bey oder Pascha ist, der in der Regel so viel vom Gerichtswesen versteht wie die Kuh vom Spanischen und sich obenein noch mit Vergnügen bestechen läßt, um diesen oder jenen Fall zu verzögern. Aber auch abgesehen von dieser Bestechlichkeit mangelt es dem Eingeborenen jedenfalls an allem Rechtsfinne. Gegen wenig bemittelte Leute ist auch hier im Allgemeinen Recht zu erlangen, allein gegen reiche und angesehenen Muhamedaner ist es

so gut wie unmöglich. Für solche Leute nehmen die eingeborenen Richter einfach aus Respekt Partei und der Vorsitzende des Tribunals, gleichfalls Muhamedaner, handelt oder stimmt schließlich wie diese. Sie halten es eben für unmöglich, daß ein angesehenener Muhamedaner etwas Unrechtes begehe, und vertheidigen ihn gerade, als seien sie seine Advokaten. Von diesem mangelnden Rechtssinn hat man im kaufmännischen Umgange mit Muhamedanern nur all zu häufig Gelegenheit sich zu überzeugen.

Aus dem allem geht wohl hervor, daß eine Reform der Gerichtsbarkeit hier sehr am Platze wäre und kein einziger rechtlich denkender, gebildeter Mann in Aegypten könnte principiell dagegen sein, allein kein solcher kann auch die Schwierigkeiten verkennen, welche damit verknüpft sind. Im Jahre 1869 trat in Cairo während der Feierlichkeiten zur Eröffnung des Suezkanals eine Commission zusammen um eine Justizreform zu vereinbaren, durch welche die Consulatsgerichtsbarkeit für Civilsachen abgeschafft und dieselben in die Hände der ägyptischen Regierung gelegt werden sollten. Die Commission bestand aus Vertretern der europäischen Großmächte und der Vereinigten Staaten und es gelang derselben auch wirklich etwas zu vereinbaren, was auf den ersten Blick und für denjenigen, der die hiesigen Verhältnisse nicht kennt, recht annehmbar erscheint. Es war in kurzen Worten folgendes. Der Gerichtshof erster Instanz besteht aus 5 Richtern, darunter drei Europäer, der zweiter Instanz aus 7 und der dritter Instanz aus 9, stets mit einfacher Majorität der Europäer. Diese Europäer sollten dem Richterstande der verschiedenen Länder entnommen werden, sollten also wirkliche Juristen sein. Das klingt nun freilich ganz Vertrauen erweckend, allein wer sind denn die eingeborenen Richter, sind das auch Juristen? Hier begegnen wir dem ersten Mangel! Es kann doch keinem Europäer zugemuthet werden, sich von einem Gerichtshofe aburtheilen zu lassen, der, wenn auch nur in der Minorität, aus Leuten besteht, die nichts weniger als Rechtsgelehrte sind.

Es gibt hier keine Schule für Recht außer der großen Moschee und Universität in Cairo, der „Gama el Ashar“ und dort wird eben nur das auf den Koran gegründete Recht gelehrt, also eigentlich mehr ein religiöses Recht als ein bürgerliches. Also Rechtsgelehrte jener Schule würden für ein solches Tribunal unzulässig sein. Es bleiben mithin nur noch die Verwaltungsbeamten übrig, die auf Schulen in Wahrheit weiter nichts gelernt haben als Lesen und Schreiben und die trotzdem die höchsten Stellen im Staate erlangen. Dazu kommt noch, daß ein Beamter nicht einmal stets bei demselben Verwaltungszweige bleibt, sondern wer heute im Zollamt angestellt ist, kann morgen ins Kriegsministerium versetzt werden. Wenn diese Art der Versetzungen sich nur auf die niederen Beamten bezöge, so könnte

man noch nicht soviel dagegen einwenden, allein auch mit den Staatsministern wird so umgesprungen. Kürzlich ward der Minister der Eisenbahnen (es ist dies ein besonderes Ministerium) zum Finanzminister gemacht und dagegen der frühere Ceremonienmeister, der kurze Zeit Gouverneur von Alexandrien gewesen, zum Eisenbahnminister. Es würde also möglich sein, ja mehr als das, es würden sicherlich derartige Verwaltungsbeamte zu Richtern an dem neu zu errichtenden Tribunal ernannt werden, und wie sollten sich da Europäer von solchen Leuten richten lassen? Die Regierung sendet nun zwar mitunter junge Leute nach Europa um dort zu studiren, allein gewöhnlich lehren dieselben nur mit einer ziemlich zweifelhaften allgemeinen Bildung versehen zurück; sie behaupten freilich Alles gelernt zu haben, werden jedoch trotzdem häufig zu ganz untergeordneten Stellungen verwendet. Also auch unter diesen Leuten ist Niemand, dem eine europäische Regierung das Richteramt über ihre Staatsangehörigen übertragen dürfte.

Dennoch soll die neue Justizreform eingeführt werden und zwar scheinen die europäischen Kabinette in der Majorität der europäischen Richter eine hinreichende Garantie zu erblicken. Wer aber hier in Aegypten lebt und die Zustände gründlich kennt, ist vom Gegentheil überzeugt. Aegypten ist nun einmal das Land des Bakschisch, der Bestechung und Bestechlichkeit, und es sind hier schon so viele Consuln und Vertreter europäischer Mächte bestochen worden, daß weder eine einfache noch eine größere Majorität als hinreichende Garantie betrachtet werden kann. Jedes Kind weiß hier, daß dieser Consul von der Regierung ein bedeutendes Bakschisch (Geschenk) erhalten hat, jener von einem Bauhause für Abwicklung einer Reklamation gegen die Regierung beschenkt worden ist. Es soll damit durchaus nicht gesagt sein, daß es hier keine ehrlichen Leute mehr gibt und daß sich alle Consuln bestechen lassen; besonders muß hervorgehoben werden, daß sich unsere preussischen, jetzt deutschen Consuln stets durch die größte Rechtlichkeit und Unbestechlichkeit ausgezeichnet haben, gerade wie sie es aus der Heimath gewöhnt sind. Allein das Factum, daß bei den fremden Consulaten Bestechungen vorgekommen sind, reicht hin um zu beweisen, daß die einfache, ja auch eine größere Majorität europäischer Richter und Colonisten keine Garantie bietet. — Der größte Kaufmann in diesem Lande ist der Vice-König, und wiewohl derselbe ein durchaus rechtlich denkender Mann ist und keinem Europäer abichtlich Unrecht thut, so laufen doch bei den Consulaten fortwährend größere und kleinere Reklamationen gegen ihn ein, die meistens durch Unredlichkeit oder Fehler seiner Beamten entstehen und die dann von manchem der hier nur zu reichlich vorhandenen Glücksritter nach Möglichkeit ausgebeutet werden. Diese Reklamationen würden nun natürlich auch vor das Forum des neu zu begründenden Gerichtshofes kommen, und daß dann die

Rechtlichkeit der Richter auf eine harte Probe gestellt werden dürfte, ist bei den oben beschriebenen hiesigen Zuständen nur zu ersichtlich. Die Versuchungen können sehr bedeutend werden, wenn man die Objekte berücksichtigt, um die es sich bisweilen handelt. Die größte Deklamation, welche je gegen die hiesige Regierung vorgebracht worden ist, war die der Suez-Canal-Compagnie wegen Zurücknahme der dieser Gesellschaft überlassenen Ländereien. Der Kaiser der Franzosen war Schiedsrichter und der arme Khedive hatte 84,000,000 Francs zu zahlen. Andere Deklamationen waren weniger groß, betrugten aber immer noch mehrere Millionen Thaler. Wenn es sich um solche Summen handelt, können die Processirenden mit Leichtigkeit den vielleicht armen Richtern Summen versprechen, welche dieselben schwindeln machen. Wir hegen freilich zu unserem deutschen Richterstande das gleiche Vertrauen wie bisher zu unseren Consuln; allein wir haben auch mit anderen Nationalitäten zu rechnen, mit denen hier allzu trübe Erfahrungen gemacht worden sind. Und wenn dann einmal ein solcher Richter mit Erfolg bestochen worden ist, wer vermöchte sich je wieder mit Vertrauen an den Gerichtshof zu wenden, dem derselbe angehört?

Eine weitere Schwierigkeit, die so leicht nicht zu überwinden wäre, ist der Mangel eines geschriebenen Gesetzes. Nubar Pascha, der Vertreter der ägyptischen Regierung bei der Commission von 1869 hat diesen Mangel als durchaus geringfügig hingestellt und hat sofort im Handumdrehen ein Gesetzbuch zusammenstellen lassen. Dies beweist am deutlichsten, daß der gewandte Armenier von wirklichem Rechtsbedürfniß civilisirter Nationen keine Ahnung hat. Wer hat je ein fertiges Gesetzbuch neu eingeführt, ohne auch nur von der Wichtigkeit eines einzigen Paragraphen durch irgendwelche Erfahrung überzeugt zu sein?

Aus mancherlei Gründen ist 1869 aus der Justizreform nichts geworden und jetzt hat die ägyptische Regierung die Sache in Constantinopel zur Sprache gebracht und, wie das Gerücht geht, soll man sie dort zu Ende berathen. Dies ist sicherlich ein sehr kluger Zug der Regierung, denn in Constantinopel sind die hiesigen Zustände nicht besser bekannt als in Europa und deshalb sind daselbst weniger Leute, die den Berathenden klaren Wein einschenken können. Bezeichnend ist jedenfalls, daß in diesen Tagen eine Art Protest gegen die Justizreform hier in Alexandrien unter der deutschen Colonie circulirte, der wohl schon nach Berlin unterwegs sein dürfte, bedeckt mit den Unterschriften aller hier ansässigen unabhängigen deutschen Kaufleute.

Man wird vielleicht fragen, was wir eigentlich wollen; alle erklären den jetzigen Zustand für im höchsten Grade mangelhaft und sträuben sich dennoch gegen die vorgeschlagene Reform! Was man hier wünscht, ist, daß die ägyptische

Regierung dem eigenen Lande zuvor eine geregelte Gerichtsbarkeit geben möge mit wohlüberlegtem, geschriebenem civilisirten Gesetzbuch, und wenn sie dann mehrere Jahre hindurch den Beweis geführt hat, daß sie das Gesetz handhabt, wie wir es in Europa gewöhnt sind, wenn sie in dieser Zeit, auf welche Weise es auch sei, wirkliche Juristen herangebildet haben wird, erst dann wird die Zeit gekommen sein auf eine Gerichtsreform einzugehen. Bis dahin aber ist der jetzige mangelhafte Zustand vorzuziehen, bei dem wir Deutsche doch als Beklagte der Jurisdiction, als Kläger wenigstens der Vertretung durch unsere eigene ehrliche Behörde versichert sind. Möge unsere Reichsregierung auch auf diesem Wege unsere Wünsche erfahren und zu Herzen nehmen!

Nach der Option. Vom Oberelsaß. — Ein bedeutungsvoller Abschnitt der neusten Geschichte unseres jungen Reichslandes liegt hinter uns. Abgesehen von Denen, die auch früher als Fremdlinge hier domicilirten, sind wir seit dem 1. October Deutsche Deutschen gegenüber, und dies Gefühl wird zur Erhöhung des gegenseitigen Behagens sicherlich nicht wenig beitragen. Die äußere Scheidewand ist gefallen; hoffentlich stellt sich bald heraus, daß die innere gar nicht so groß ist, als man glauben lassen möchte. Nirgend machte sich eine besondere Erregung oder irgend welche demonstrative Kundgebung geltend. Es schien, als schlugen die Pulse der Bevölkerung nicht im mindesten schneller, und nicht die geringste Aenderung zeigte sich in der Physiognomie der Städte und des platten Landes. Eigenthümlich erscheint die Wahrnehmung, daß beide Parteien, — als welche wir bisher leider Elsässer und Deutsche noch betrachten mußten — sich in einem Punkte erfreulich getäuscht haben! Wir waren im Großen und Ganzen wohl kaum unberechtigt zu der Annahme, daß dem 1. October auf irgend eine Weise der Stempel seiner Bedeutung für die optirende elsässische Bevölkerung von dieser selbst aufgedrückt werden würde; und die zurückbleibenden Elsässer wiederum erwarteten mit Bestimmtheit, es werde deutscherseits eine factische, feierliche Besitznahme der Reichslande stattfinden. In den unteren Volksklassen war man überzeugt davon, daß in der Nacht vom 30. zum 1. durch Glockenklang, Trommelwirbel und Kanonendonner unüberhörbar laut und vernehmlich verkündet werden würde, daß Alle, denen diese Töne zu Ohren drängen, von nun an — und für immer! — Deutsche seien. Diese Voraussetzung hatte manchem friedlichen Spießbürger einige Stunden nächtlicher Ruhe gelöstet. Er wollte doch um Himmelswillen nicht träumend im behaglichen Bette liegen, wenn ein derartiger, weltgeschichtlicher Act sich vollzöge — aber die erwartete Verkündigung blieb aus und es geht halt Alles seinen alten Gang.

Die Zahlenergebnisse der Option sind in runden Summen durch die Zeitungen bekannt geworden; nachdem man so lange auf die hohe Ziffer der für Frankreich Optirenden vorbereitet hatte, erschien das Resultat eher geringer, als man erwartet. Und dabei läßt sich noch gar nicht ermessen, wie viele von den bloß demonstrativ Auswandernden, deren manche nur mit Handtasche und kleinem Gepäck wie Vergnügungsreisende an den Bahnschalter traten, alsbald sich wieder zur Rückkehr wenden werden. Wie jedoch schließlich die Behörde seiner Zeit die Wiederansiedelung dieser Heimkehrenden betrachten werde, das giebt vielfach Veranlassung zu den lebhaftesten Erörterungen, da eine klare Bestimmung darüber amtlich nicht vorzuliegen scheint. Die Ansicht wiegt jedoch vor, daß man den zum Scheine Ausgewanderten bei der Heimkehr keine Schwierigkeit in den Weg legen werde: daß man sie ruhig gewähren lassen werde, so lange sie durch ihr Betragen auch nicht den leisesten Anlaß zu Klagen geben. Im anderen Falle wird die deutsche Verwaltung sich ohne Zweifel den zum Theil etwas stark schwankend gewordenen Glauben an ihre Macht und — mehr noch — an den Willen, dieselbe voll und ganz wirken zu lassen, wieder zu gewinnen wissen.

Zu den unbedingt „wirklich Ausgewanderten“ gehören selbstverständlich sämtliche Pensionaire der hier thätig gewesenen französischen Regierung, sie stellen sogar ein Hauptcontingent der Optanten, da für sie die Uebersiedelung nach Frankreich allerdings Lebensfrage war. Schließlich aber müssen wir auch mit achtungsvollem Mitgefühl Derer gedenken, welche den Entschluß: die französische Nationalität für sich und ihre Familie zu wählen, aus der Tiefe ihrer Ueberzeugung geschöpft, und dieser Ueberzeugung zu Liebe in der That große Opfer gebracht haben. Ihnen sind wir die Anerkennung schuldig, die Jedem gebührt, der mit unerschütterlicher Ruhe den Weg wandelt, welcher ihm der richtige zu sein dünkt! — In Lothringen soll diese Art von Optanten nicht zu den Seltenheiten zählen, wie dies allerdings hier im überwiegend stammdeutschen Elsaß der Fall ist. Hier war die Menge derartiger Patrioten vor dem 1. October anscheinend nicht unbeträchtlich; doch stellt sich jetzt zur Evidenz heraus, daß es Tirade war, wenn Hunderte und Aberhunderte sich hoch und theuer vermaßen: lieber den letzten Tropfen ihres Herzblutes herzugeben, als unter der Regierung der „Dietschen“, der verhassten „Prussiens“ fortzuleben. Die Meisten dieser Maulhelden sehen wir nach wie vor ihren bürgerlichen Geschäften nachgehen, jeder augenscheinlich höchlichst verwundert, daß der Andere gleichfalls „geblieben“ ist. Mais que voulez-vous? Niemand ist im Augenblick der Erregung Meister seiner Zunge; am allerwenigsten wenn dieselbe in französischer Sprache redet! Und da man, wie gesagt, in diesem Falle so überaus zahlreiche Besinnungsgenossen hat, so schlüpft sich's unschwer über die etwas unbequeme Situation hinweg.

Die Option der Minderjährigen wird, wie man befürchtet, noch Veranlassung zu diplomatischen Weiterungen geben. Bekanntlich haben die französischen Behörden die Option der Minderjährigen unbedenklich angenommen, während dies deutscherseits für ungehörig erklärt wird. Sobald nun die Betreffenden sich nicht rechtzeitig zur Ableistung ihrer Militärpflicht bei ihrer deutschen Behörde stellen, werden sie, dem Wortlaute des Gesetzes gemäß, als *Refractaire* behandelt, ev. Eltern und Vormünder für sie regresspflichtig gemacht, falls angenommen werden muß, daß dieselben ihnen zur Auswanderung verholfen haben. Ohne Zweifel wird man von Seiten der Letzteren jetzt größtentheils der Versuch machen, die jungen Leute wieder zurückzurufen, ob mit Erfolg, steht dahin. Die französischen Behörden werden schwerlich Willens sein, so leichten Kaufes nachzugeben, um so weniger, als viele der elsässischen Einwanderer bereits conscribirt sein sollen.

In ihrer letzten Nummer nimmt das, in seiner Art einzig dastehende Schmäbblatt „la ligne d'Alsace“ Abschied von seinem Leserkreise. Es muß doch endlich durchdrungen sein von seiner Lebensunfähigkeit; vielleicht auch von der Ueberzeugung, daß nunmehr, da im Reichslande fortan das deutsche Gesetz in volle Wirksamkeit tritt, die Weiterführung seines Gebahrens ein sehr gefährliches Unternehmen sei. Natürlich bleibt sich die „Ligue“ aber bis zum letzten Athemzuge treu, wenn sie die nach dem Elsaß geschickten deutschen Beamten für die Hefe, den Abschäum derselben aus allen Gauen Deutschlands erklärt, die man in den alten Landen los zu werden sich glücklich geschätzt habe u. s. w. u. s. w. Wer mag diese niedrigen Anschuldigungen wiederholen! Zum Glück fühlt nicht Einer unter Allen, denen es gilt, sich gekränkt, oder auch nur nur vorübergehend geärgert durch diese Ausfälle, — man weiß woher sie stammen, das genügt!

C. J.

Drei Frauentage für einen. — In Wien, Eisenach und Darmstadt sind gleichzeitig zu Anfang October Frauentage gehalten worden — ein frisches Zeichen, daß es sich, wie lieb oder leid es Einem sein möge, nicht sowohl um die Duldung und Anerkennung der auch in Deutschland vorhandenen Frauenbewegung mehr handeln kann, sondern nur noch um ihre richtige Leitung, Richtung und Begrenzung. Von den drei unterschiedlichen Gefäßen, die sie sich geschaffen hat, werden nüchterne Beobachter allerdings verschieden denken dürfen. Betrachten wir zunächst die sogenannte deutsch-internationale Frauen-Conferenz in Wien, so zeichnet sie sich allen halbwegs aufmerksamen Verfolgern dieses Culturprocesses hinlänglich durch den Namen des Vorsitzenden. Der ehemalige Honved-Hauptmann Korn, dessen Extravaganzen den Allgemeinen Deutschen Frauenverein in Leipzig zu seinem principiellen Exorcismus der Männer verleitet haben, ist auf dem Wege über Stuttgart, wo er einige Jahre hindurch — gleich den Frese und May auf gleichem Wege — Station machte, nach Wien zu seinem Ausgangspunkt zurückgedrängt worden, was unfraglich für die gesunde natürliche Reactions-

Kraft der deutschen Bewegung spricht. Je enger und einflußloser der Kreis zu sein pflegt, der sich um ihn versammeln mag, desto weitausgreifender und hochtrabender selbstverständlich die Beschlüsse. Diesmal hat man sich u. a. vorgenommen, die orientalische Frau aus dem abstumpfenden Müßiggange des Harems zu befreien. Außerdem wollte man Maßregeln treffen, daß die Frauen nicht länger an öffentlichen Orten unschicklichen Männergesprächen widerwillig das Ohr leihen müssen, und was dergleichen verwegene Unternehmungen mehr waren.

Der Eisenacher Frauentag, gleichzeitig mit dem Congreß der Ratheder-Socialisten dort gehalten und von diesen zu seinen Verhandlungen nachbarlich eingeladen, stellte die alljährliche Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins dar, dessen Vorstand in Leipzig sitzt und die „Neuen Bahnen“ herausgibt. Frau Luise Otto-Peters ist seine hauptsächliche Leiterin und Philosophin, Frä. Auguste Schmidt die begabteste Rednerin und Frau Dr. Henriette Goldschmidt vertritt in seinem Schoße das praktische Princip. Doch muß die Praxis sich hier gefallen lassen, bescheiden in zweiter Linie zu stehen. Der Verein ist mehr ein Salon, als ein Geschäft oder ein Haushalt. Es kommt ihm nicht so sehr auf thatsächliche einzelne Erweiterungen der Frauen-Sphäre an, als auf Hebung des Selbstbewußtseins und öffentlichen Ansehens der Frau, daher denn auch in seinem Organ alle Thaten und Leiden von Frauen im Gegensatz zum männlichen Geschlecht verzeichnet werden, nicht bloß gewisse specielle und qualificirte, die etwas neues in sich schließen, und Sängerinnen, Schauspielerinnen, Dichterinnen und Schriftstellerinnen dort gleichberechtigt auftreten mit der ersten Zahnärztin oder der ersten photographischen Retoucheuse. Die jährlichen persönlichen Musterungen scheinen als Hauptzweck zu verfolgen, daß der Verein an einem weiteren Orte Wurzel schlage. Für diesmal ist also Eisenach erobert worden. Was an Reden und Verhandlungen vorkommt, dient wesentlich nur diesem Zweck, so daß das Ganze mehr ein stabiles Phänomen darstellt, welches successive an verschiedenen vaterländischen Orten dem Publikum gezeigt wird, als eine Aufeinanderfolge praktisch gemeinter Einwirkungen auf größere Kreise, bei denen die Dertlichkeit das Zufällige wäre.

Das ist dahingegen das Gepräge der zweijährig wiederkehrenden Versammlungen, welche der 1869 in Berlin unter Prof. v. Holtendorff's Vorsitz nach einer Vette'schen Idee gestiftete Verband deutscher Frauen-Erwerbs- und Bildungs-Vereine abhält. Hier wird allemal die Gesamtlage der Frauen-Erwerbsfrage in Deutschland ins Auge gefaßt. Man beschränkt sein Feld entschiedener auf die wirthschaftliche Gleichberechtigung der Frauen; man überläßt es geistigeren Gewalten, das Gesamtverhältniß der Frau zum Manne sei es zu berichtigen oder sei es einfach bestehen zu lassen. In dieser Selbstbeschränkung haben die unter der Geschäftsführung des Berliner Vette-Vereins (Schriftführerin Frä. Jenny Hirsch) verbundenen Vereine die Angelegenheit der Zulassung von Frauen zum Post-, Eisenbahn- und Telegraphendienst aufgenommen, nachdem der Leipziger Verein sie scheinbar entmuthigt hatte fallen lassen, und einen Schritt vorwärts gebracht, nämlich durch einen günstig lautenden Reichstagsbeschluß. In gleichem Sinne ist dieses Jahr zu Darmstadt durch gründliche Erörterung, welche die Berichte eines ausgezeichneten Arztes (Dr. Eigenbrodt) und einer hochverdienten Krankenpflegerin

(Frau Marie Simon aus Dresden) einleiteten, überzeugend festgestellt worden, daß wissenschaftlich begründete Krankenpflege unter gewissen Uebergangsbedingungen einen tauglichen Erwerb für gebildete Frauen abgeben könne. Weniger erwerbsmäßig, aber doch zu öffentlichem Nutzen wie zu eigenem Gewinn läßt sich brachliegende weibliche Arbeitskraft verwerthen, wenn sie die Richtung auf systematischere, minder dilettantische Theilnahme an der öffentlichen Armenpflege nehmen wollte, wie Frau Fanny Lewald dieselbe in einer sehr beherzigenswerthen Zuschrift an die Versammlung über häusliche, nicht halböffentliche und gemeinsame Weihnachtsbäume für arme Kinder einschlug.

Die letzterwähnte Gruppe von Vereinen ist übrigens nicht centralisirt gleich dem Leipziger Allgemeinen Deutschen Frauenverein oder dem vom Kriege her bekannten Vaterländischen Frauenverein, sondern föderalistisch organisirt. Jeder einzelne Verein arbeitet vollkommen selbständig für sich, und nur zur Wahrung gewisser gemeinschaftlicher Interessen tritt der Verband als solcher auf. Der Verbandstag kehrt nur alle zwei Jahre wieder; der geschäftsführende Verein hat besondere Pflichten, aber keine Vorrechte. Vom Vaterländischen Frauenverein her, der unter der Regide der Kaiserin arbeitet, war diesmal an die verbundenen Erwerbs- und Bildungs-Vereine, deren mehrere unter den Auspicien anderer wohlthätender Fürstinnen, wie der Kronprinzessinnen von Preußen und Sachsen, der Großherzogin von Baden und der Prinzessin Alice von Hessen stehen, ein namhafter Politiker als Abgeordneter zur Anknüpfung näherer Beziehungen gesandt worden, das freiconservative Reichstagsmitglied Dr. Friedenthal. Seiner Bezeichnung einzelner gemeinsamer Aufgaben für beide Verbände wurde in Darmstadt sofort noch eine weitere hinzugefügt, nachdem der Vorsitzende A. Lammers aus Bremen die Anknüpfung im allgemeinen willkommen geheißen hatte. Die so eingeleitete Verständigung und Mitarbeit ist ein weiteres Zeichen, daß von dieser Gruppe die eigentlich fördernde Thätigkeit zur Besserung und Hebung des Looses unbemittelter und unverheiratheter Frauen ausgeht. Sie hat in dem von Frä. Jenny Hirsch redigirten „Frauen-Anwalt“ ihr ebenso maßvolles als sachlich und geistig reichhaltiges Organ.

L i t e r a t u r .

C. G. v. Quersurth, kritisches Wörterbuch der heraldischen Terminologie; Nördlingen, C. F. Beck 1872. — Unter den historischen Hilfswissenschaften steht die Heraldik am tiefsten. Chronologie und Paläographie beziehen sich auf das ganze Gebiet der Geschichte, Epigraphik und Münzkunde haben zwar vornehmlich für das Alterthum, Urkundenlehre fast ausschließlich für das Mittelalter Bedeutung, alle diese Disciplinen helfen jedoch die breite Grundlage für die historische Gesamterforschung der ins Auge gefaßten Epoche herstellen. Der Gegenstand der Wappenkunde dagegen ist und bleibt eine kulturgeschichtliche Spezialität, beschränkt nicht allein auf eine verhältnismäßig kurze Periode, das spätere Mittelalter von den Kreuzzügen bis zum Untergange des Ritterthums, sondern auch innerhalb dieser

zeitlichen Grenzen nur an der freilich internationalen Institution eines einzelnen, wenngleich herrschenden Standes haftend. Und zwar im strengsten Sinne nur daran haftend, d. h. zur Außenseite seiner Existenz gehörig: die Kenntniß der Wappen verschafft uns keinen tieferen Einblick in die rechtlichen und sittlichen Bedingungen des adligen Wesens, der schimmernde Tand der heraldischen Objekte bildet vielmehr nur einen Theil der bunten Erscheinungswelt, in der jene Grundideen des Standes, Vorrecht und Vorpflicht, ihren Ausdruck gefunden. Nun ließe sich allerdings eine höhere wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes denken, indem man dem verborgenen Ursprunge der romanisch-germanischen Erscheinung der Wappen nachforschte, auf der einen Seite vielleicht an die Schildzeichen römischer Truppentkörper anknüpfend, auf der anderen an die dem ganzen Gebiete der Germanen angehörige Sitte der Personen- und Familienzeichen, die sich in den sogen. Hausmarken darstellen. Oder auch man behandelte die Heraldik als Bestandtheil der historischen Costümkunde überhaupt in Vergleichung mit anderer Standes- und Amtstracht, mit Uniform und Ornat gesellschaftlicher Klassen bei verschiedenen Völkern. Nichts von alledem pflegt jedoch die eigentliche Heraldik zu leisten, im Gegentheil, sie isolirt ihr Objekt so viel als möglich und sucht auf engstem Gebiete nach einem schematischen System regelrechter Einzelphänomene. Da hat sich ihrer denn, je mehr sie von Haus aus der Eitelkeit oder der bloßen Schaulust diene, desto rücksichtsloser der Dilettantismus bemächtigt: kein Wunder, daß an Dingen, mit denen sich bezeichnender Weise der gewöhnliche Mensch nur im Sammeleifer der Kinderjahre beschäftigt, oft auch große Kinder eine spielende Thätigkeit geübt haben. Lauter Jammer daher in den Reihen ernsterer Wappenkennner und Liebhaber; uns bleibt der Schmerz unvergänglich, den uns einst ein solcher über die in der That willkürlichen und stillen Vorschläge Stillfried's zu Wappen unseres neuen Kaiserhauses lebhaft äußerte, während wir ihn vergeblich in plebejischer Schadenfreude damit zu trösten versuchten, daß die steigende Verwirrung in diesem Krimskrans ja gerade wünschenswerth sei. Das vorliegende Buch nun von Dr. jur. Curt D. von Quersfurth ist gleichfalls aus bitterem Schmerze über die wachsende Verhunjung der edlen Wappenwissenschaft entsprungen und kämpft dagegen oft mit tomischer Leidenschaft an. Daß Jemand beim Blasonniren eines Wappens von einem heraldischen Löwen noch besonders meldet, daß er zum Grimmen geschickt sei, was sich doch von selbst versteht, daß ein anderer ein Schugatter für ein Notenpult anspricht, diese und schlimmere Sünden bringen unseren Autor nicht schlecht in Harnisch. Positiv aber hat er wirklich ein treffliches, in Text und Bild gleich klares Hülfsbuch geliefert, an dem wir nur aussetzen, daß der an sich praktischen lexikalischen Behandlung nicht einige ganz kurze systematische Paragraphen vorausgeschickt sind, aus denen der Anfänger die stets wiederkehrenden allgemeineren Begriffe, wie Feld, Figur, Kleinod u. a. m. von vorn herein entnehmen könnte. Merkwürdigerweise ist gerade die wichtige Abbildung, welche die farbenerregenden Schraffirungen erklärt (Fig. 238), verkehrt gesetzt, was leicht zu Verwirrungen Anlaß bietet.

a/D.

Unsere Beamtenwohnungen.

Ein Beitrag zur Lösung der sogenannten Wohnungsfrage.

Aus dem großen, ebenso ausgedehnten, wie tiefgreifenden Gebiete volkswirtschaftlicher Krankheits- und Heilmittellehre, welches heutzutage mit einem leider sehr geläufigen Ausdrucke als „die Wohnungsfrage“ bezeichnet wird, sei es mir gestattet, einen besondern Punkt hervorzuheben, der eine verhältnißmäßig besonders große Wichtigkeit hat, aber zum Glück auch besonders leicht zu bessern ist.

Ich meine die Wohnungsfrage der ständigen Beamten, dies Wort im weitern Sinne genommen, so daß auch z. B. die Gemeindebeamten, sowie die öffentlich angestellten Lehrer dazu gehören.

Welchen mächtigen Einfluß die Art der Wohnung nicht bloß auf das Behagen, sondern auf das gesammte wirtschaftliche, ja sittliche Leben des Menschen zu üben pflegt, ist oft genug besprochen worden. Also namentlich, wie die Tugenden der Sauberkeit, Ordnungsliebe, Sittsamkeit, alles dasjenige, was in dem schönen Worte Häuslichkeit enthalten ist, auf's Engste mit der Wohnung zusammenhängen. Von einem gewissen Grade der Wohnungsnoth an wird die Ausübung, geschweige denn die An-erziehung dieser unentbehrlichen Tugenden für gewöhnliche Menschen fast unmöglich: was für die Besseren ein ebenso schwer empfundenes Unglück ist, wie für die sittlich minder Starken eine ununterbrochene schwere Versuchung und Abstumpfung. Selbst ohne eigentliche Schlechtigkeit der Wohnung hat schon der bloße häufige Wechsel, zu dem man gezwungen ist, diese nomadische Unsicherheit (ohne die Freiheit des Nomaden!), da es sich hier um den äußern Rahmen des ganzen Familienlebens handelt, gar leicht den Erfolg die Gesinnung aus einer bürgerlichen zu einer halb vagabundischen herabzudrücken.

Man denkt gemeiniglich, wenn von Wohnungsnoth die Rede ist, vorzugsweise an die großen Städte: schon weil hier, aus bekannten Gründen, das Uebel am häufigsten, massenhaftesten, überhaupt am schlimmsten auftritt. Hierzu kommt aber noch ein anderes Moment. Die Großstädte enthalten bekanntlich eine immer wachsende Quote der gesammten Volkszahl; und auch davon abgesehen, wird ihr Einfluß auf das gesammte Volksleben mit der steigenden Centralisation desselben von Jahr zu Jahr bedeutender. Sollte

es jemals dahin kommen, daß unsere Hauptstädte durch Permanenz, wohl gar Zunahme der Wohnungsnoth wirklich sozusagen moralisch vergiftet würden, so wäre das ein Schade von unabsehlicher Furchtbarkeit für das ganze Volk. Man kann sich kaum etwas Peinlicheres, Aufreizenderes vorstellen, als wenn der Familienvater, der bisher die Seinigen rechtlich ernährt hatte, aus seiner lange besessenen Miethwohnung, an der vielleicht sein Erwerb, seine Rundschau hängt, durch einen neuen Ansiedler verdrängt wird und nun außer Stand geräth, wieder ein Obdach zu finden. Wo Viele zugleich hiervon betroffen werden, da kann die Folge sein, daß Manche in ihrer Verzweiflung gleichsam um sich schlagen. Freilich wird das Uebel hierdurch nur noch ärger. Allein das wiederholt sich ja leider oft, wenn unorganisirte Massen sich wetteifernd aus acuter Noth retten wollen, sei es bei Feuers-, Wassers-, Hungersgefahr u., daß sie Dinge thun, wovon jeder Einzelne bei ruhiger Ueberlegung sich eingestehen müßte, sie können das Verderben nur noch befördern. Welch' ein Unglück, wenn die Stimmungen der Wohnungsnoth in unseren Hauptstädten epidemisch würden!*)

Sehr Vieles nun, was die großen Städte in dieser Hinsicht einer besondern Beachtung von Seiten des Staates empfiehlt, gilt auch vom Beamtenstande.

Natürlich ist die Demoralisirung und Verbitterung jeder einzelnen Berufsklasse ein Unglück für das ganze Volk; aber die des Beamtenthums schadet dem Ganzen und dessen berufsmäßigem Vertreter, dem Staate, doch am unmittelbarsten. Gerade so, wie der Staat unstreitig dabei interessirt ist, daß jede Klasse des Volkes gehörig für ihren Beruf vorgebildet werde, aber auch hier wieder am directesten und unzweifelhaftesten bei der Vorbildung seiner eigenen Beamten. — Es ist neuerdings oft besprochen, wie sehr Beamtengehälter, die in einer entwertheten Papiervaluta gezahlt

*) Auch im Alterthume finden wir auf der entsprechenden Entwicklungsstufe der Volkswirtschaft arge Symptome großstädtischer Wohnungsnoth. Dahin gehört die entsetzliche Höhe der Häuser in Rom, wovon Vitruv (II, 8) redet. Nach Aristides' Lobrede auf Rom (p. 199) war diese Stadt so hoch aufgestockt, daß sie, in lauter Erdgeschossen ausgebreitet, bis an's adriatische Meer gereicht hätte. Schon unter Cäsar scheint der Miethpreis in Rom etwa viermal so hoch gewesen zu sein, wie im übrigen Italien. (Sueton. Cäsar 38.) Ganz besonders aber ist Juvenal's III. Satire voll Klagen über die hochaufgetreppten, ganz unsolide gebauten, darum gesundheits- und feuersgefährlichen, aber doch unmäßig theueren Miethwohnungen der überfüllten Hauptstadt, wo man für ein dunkles Logis jährlich so viel zahlen mußte, wie in mancher Provinzialstadt ein Haus mit Garten zu laufen kostete. — Wenn nach Strabo (XVI, p. 757) die altberühmte Handelsstadt Tyrus noch mehrstöckiger als Rom gebaut war, so denken wir dabei unwillkürlich an die schweren Socialkrankheiten und Socialrevolutionen, welche dort gewüthet haben. (Vgl. Justin XVIII, 3.)

werden, oder sonst im Sachwerthe gesunken sind, den Staatsdienst geschädigt haben; wie schlechte Beamte ihren Verlust auf indirectem und höchst gemeinschädlichem Wege oft viel mehr als einbringen; wie schwer die, vielleicht in einem Jahrzehnt eingerissene Verderbniß nachher in ganzen Menschenaltern geheilt werden kann. Alles dieses paßt auch auf unsern Fall. Ja, unter sämtlichen Arten, wie ein Besoldungszuschlag bewilligt werden kann, um bei gesunkenem Geldpreise den Sachwerth der Amtsbezüge unverändert zu erhalten, ist die Gewährung eines Naturalquartiers in vieler Hinsicht die beste, weil sie, ohne die sonstigen Schattenseiten der Besoldung in Natura, wirklich genau so weit, aber nicht weiter geht, als der Staat beabsichtigt hat. Sind die wenigen, bisher schon vorhandenen Officialwohnungen, z. B. der Landbeamten, oft viel zu groß, so hängt das mit ihrem geschichtlichen Hervorgehen aus alten Schlössern &c. zusammen, und würde bei einem systematischen Neubau im Großen leicht zu vermeiden sein. Es ist neuerdings oft von einem Servizgeld die Rede, welches die Civilbeamten in ähnlicher Weise erhalten sollten, wie bisher die Offiziere. Aber wie schwer wird man hierbei verhindern, daß nicht entweder mehr oder weniger bewilligt werde, als die Wohnungsvertheuerung beträgt! Wie bald wird, bei Fortdauer der Vertheuerungursachen, eine Zulage zu diesem Servis nöthig sein! In Städten, wo die Wohnungsnoth besonders acut auftritt, wäre sehr zu fürchten, daß von unersättlichen Hausherrn die ganze Gehaltsaufbesserung, die ja notorisch ist, sofort zu einer neuen Steigerung des Miethzinses benutzt werden möchte.

Zu den schlimmsten Seiten der Wohnungsnoth gehört die große, oft in demüthigendster, aufregendster Weise gemißbrauchte Abhängigkeit, in welche sie den Miether gegenüber dem Hausherrn versetzt. Offenbar um so schlimmer, je rascher durch Speculationsverkäufe die Person dieser letzteren wechselt, was jetzt mitunter schon durch bloße Uebertragung von Schlußzetteln geschieht! Ebenso, je häufiger die Hausherrn ungebildete, oft nicht einmal wirklich wohlhabende Menschen sind. — Auch hier müssen wir nun sagen, daß gerade für Beamten ein solches Clientelverhältniß gegenüber Privatleuten, die zum Theil besonders unerwünschte Patrone sein mögen, etwas besonders Gemeinschädliches hat. Die gut geleiteten Domänenbehörden hatten vormals den Grundsatz, auch wenn sonst alle Kammergüter verpachtet waren, doch einzelne Acker, Wiesen &c. übrig zu behalten und den auf dem Lande wohnenden Beamten als Theil ihrer Besoldung zu überlassen. Da nämlich für Milch, Gemüse &c. noch kein regelmäßiger Markt vorhanden war, so mußte jede Familie dergleichen Producte im eigenen Haushalte selbst erzielen. Man fand es aber mit Recht unpassend, wenn der Beamte in dieser Hinsicht mit einzelnen Bauern als Parcellenverpächtern &c. in eine Privatbeziehung

träge, die seine, über alle Privatinteressen des Amtssprengels erhabene Stellung entweder wirklich gefährden oder wenigstens verdächtigen könnte. — Sollte nicht derselbe Gedanke in unseren Großstädten anwendbar sein, wo es sich um ein so viel breiteres und tiefer gehendes Bedürfnis, wie das der Wohnung, handelt?

Eine sehr gewöhnliche Folge der Wohnungsnoth besteht darin, daß jetzt viele Menschen, um zu sparen, mehr und mehr entlegene Quartiere aufsuchen: entlegen sei es in horizontaler, sei es in verticaler Richtung, also entweder in einer unmäßig fernen Vorstadt, oder aber in einem unmäßig hohen Stockwerke. Welche Kraftvergeudung liegt aber hierin durch die weiten Wege zum Arbeitsplatze! Man zahlt dann zwar aus seinem Beutel weniger, desto mehr aber mit seiner Lunge, seinen Muskeln, seiner Zeit! Offenbar sind Opfer dieser Art bei jeder Berufsklasse ein Schaden für das Volk im Ganzen; aber auch hier wieder am unzweifelhaftesten und unmittelbarsten, wenn sie den Beamten auferlegt werden. Für gewisse Kategorien des Beamtenstandes ist das längst anerkannt. Bei Vorstehern von Sammlungen, akademischen Übungsinstituten, bei Schuldirectoren, Hospitalärzten &c. weiß Jedermann, daß sie mit gleicher Anstrengung viel mehr leisten, wenn sie in der Anstalt selbst wohnen. Eben dasselbe gilt von allen den Beamten, deren Amt eine fortwährende Bereitschaft erfordert: also nicht bloß von gewissen Subalternen, sondern gerade auch von den obersten Spigen vieler Behörden, wie namentlich den Ministern. Aber auch von allen übrigen ist aus ähnlichen Gründen wenigstens zu wünschen, daß sie in der Nähe ihres Amtsslocalis wohnen. — Liegen die Amtswohnungen dicht neben einander, so können sie noch eine weitere gute Wirkung haben, nicht bloß für das Lebensglück, sondern auch für die Berufsthätigkeit der Beamten. Der persönliche Verkehr unter ihnen, der nun auch außerhalb der Sitzungen möglich wird, erleichtert ebenso sehr einen lebendigen Austausch der Meinungen über die wichtigeren Geschäftsfragen, wie die Bildung eines würdigen *Esprit de Corps*, der vorübergehend bald nach Oben zu, bald nach Unten unbequem sein mag, auf die Dauer jedoch nach allen Seiten unschätzbar ist. Diese beiden Folgen sind bedeutsam zumal für solche Aemter, die nicht in einzelnen Leistungen gleichsam aufgehen, sondern Kopf und Herz des ganzen Menschen in Anspruch nehmen, wie z. B. das Richteramt.

Ich spreche hier aus eigener glücklicher Erfahrung. Die Blüthe der Universität Leipzig wird in nicht geringem Grade unterstützt durch den ansehnlichen städtischen Grundbesitz der Anstalt, welcher, abgesehen von 13 Quartieren der Assistenten, 34 der Hausmänner &c., ihren sämtlichen Professoren und diesen ähnlich gestellten Beamten größere oder kleinere Familien-

wohnungen bieten könnte. *) Diese liegen zum Theil in den Gebäuden der akademischen Institute selbst, zum größten Theil in der Nähe der hauptsächlichsten Auditorien, Sammlungen zc., und gewähren ihren Bewohnern eine Raumbehaglichkeit, eine Wohnsicherheit, eine Leichtigkeit des Verkehrs mit wissenschaftlichen Freunden und Apparaten, wie sie meist nur in kleinen Universitätsorten vorkommt, während Leipzig doch übrigens alle Vortheile großstädtischen Lebens genießt. Wie glücklich müßte sich die Berliner Universität schätzen, wenn dort ein Quartier latin bestände, welches die akademischen Anstalten und die Amtswohnungen der meisten Professoren umfaßte, und in dessen Nähe dann auch die Mehrzahl der Studirenden wohnen würde!

Noch ist ein Billigkeitsgrund nicht zu übersehen. Privatpersonen, welche neu in die großen Städte ziehen und nun von der dortigen Wohnungsnoth mitbetroffen werden, müssen sich sagen, daß nur ihr eigener Entschluß sie zum Eintritt in das Gedränge, ja zur Steigerung desselben veranlaßt hat. Privatpersonen, welche schon seit längerer Zeit in der Stadt lebten, werden wenigstens vom Staate nicht abgehalten, aus dem Gedränge auszutreten. Bei Staatsbeamten hingegen ist der Staat selbst, bei Gemeindebeamten die Gemeinde selbst Ursache, weshalb sie nicht fortziehen können, sowie vorher die Ursache, weshalb sie einziehen mußten. Dieser dreifach abstufoende Unterschied sollte in allen Phasen der vorliegenden Frage wohl beachtet werden.

Wie wäre es nun, wenn in allen von der Wohnungsnoth bedrängten Orten Staat und Gemeinde wenigstens für ihre ständigen Beamten feste Naturalquartiere einrichteten, durch Ankauf, besser noch durch Neubau von Häusern? Sie hätten damit erreicht, was in der Kirche seit unvordenklicher Zeit besteht und da für ganz unentbehrlich gilt. Die anderweitigen Mittel, die man früher wohl zu demselben Zwecke versucht hat, sind heutzutage nicht mehr praktisch. So hatte z. B. in Wien noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Staat Anspruch auf die Hälfte jedes Privathauses. Diese benutzte er zu den sog. Hofquartieren der Beamten, die alsdann einen Miethzins nur von etwa 10 Procent des wahren Preises bezahlten. Eine solche regalistische Form hoher Hausbesteuerung widerspricht dem Geiste unserer heutigen Volkswirtschaft ebenso gründlich, wie die Polizeiwillkür, womit unter Ludwig XIII. das Pariser Parlament, 1652 und noch 1772 der König (in Versailles) gegen übertriebene Miethzinse einschreiten zu dürfen behauptete.

Bei den budgetbewilligenden Instanzen unserer Zeit, wie Landtagen zc., findet man nicht selten eine gewisse Abneigung gegen die

*) Außer 9 Wohnungen von Instituts-Vorständen besitzt die Universität gegenwärtig nicht weniger als 156 Miethwohnungen.

Naturalquartiere der Beamten. Wie viel Mühe hat es mitunter gekostet, selbst in übrigens recht einsichtsvollen Stadtverordnetencollegien, beim Neubau einer Schule nur die Wohnung des Directors im Anstaltsgebäude durchzusetzen! Man fürchtet, es möchte auf solche Art die Rechnungsklarheit, wohl gar das Bewilligungsrecht des Budgets gefährdet sein. — Allerdings, war eine Dienstwohnung beim Einzuge des Beamten jährlich 200 Thlr. werth, und ist nach einem Jahrzehnt auf 300 Thlr. Werth gestiegen, so hat es den Anschein, als läge hier eine, von der bewilligenden Behörde vielleicht gar nicht beabsichtigte, jedenfalls nicht genau voraus- oder nachzurechnende Gehaltszulage vor.

Aber das ist doch eben nur Schein. Bei der Festsetzung eines Beamtengehaltens denkt schwerlich Jemand explicite an das Gewicht feinen Goldes oder Silbers, welches die versprochenen Münzen enthalten, sondern die Meisten nur an die Menge von Lebensnothwendigkeiten und Annehmlichkeiten, welche dafür gekauft werden können. Der Gebrauchswerth ist überall die Grundlage des Tauschwerthes. Ein Geldbetrag also des Gehaltens, der mit der Vertheuerung so unzweifelhafter Nothwendigkeiten, wie die Wohnung, entsprechend höher wird, ist doch nichts weniger, als eine Zulage zu dem Früherbewilligten, sondern nur die Abwehr eines ganz unverdienten Gehaltsabzuges. Wohl muß das Streben, alle wirthschaftlichen Größen unter den gemeinsamen Nenner des Geldes zu bringen, überhaupt das Fortschreiten von der Natural- zur Geldwirthschaft, im Allgemeinen als ein Moment höherer Kultur bezeichnet werden. Daraus folgt aber noch nicht, daß es heilsam wäre, dieses Streben rücksichtslos in alle äußersten Consequenzen durchzuführen. Wie wenige Bestrebungen des schwachen, Irrthum und Sünde so ausgefegten Menschen vertragen überhaupt ihre äußersten Consequenzen!*) Niemand wird z. B. rathen, auch die Amtslocale von Privat-Hauseigenthümern zu miethen, oder die Wohnung und Uniformirung der gemeinen Soldaten von diesen selbst im Wege des Einzelverkehrs beschaffen zu lassen. Die allgemeine Wehrpflicht statt der Soldatenwerbung, die Geschwornengerichte statt der besoldeten Richtercollegien, überhaupt die vielen unbezahlten Ehrenämter sind ökonomisch unzweifelhafte Rückfälle aus der Geld- in die Naturalwirthschaft, und gelten doch allgemein für Lichtseiten unserer Gegenwart, indem sie die Persönlichkeiten, woraus das Volk zusammengesetzt ist, mehr fördern, als die Production materieller Güter dadurch gehindert wird. Auch hier bewährt sich der Satz: Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze (äußere) Welt gewönne, und nähme an seiner Seele Schaden?

*) Wie Grillparzer in einem kürzlich erst gedruckten schönen Aphorismus sagt: Der Ungebildete sieht nur das Einzelne, der Halbgebildete nur die Regel, der Ganzgebildete auch die Ausnahmen.

Aber wie soll man die Mittel zu einem solchen Bau von Amtswohnungen in großer Zahl herbeschaffen? Denn groß ist die Zahl, und mit jedem Jahre des Aufschubes schwieriger die Beschaffung. In Berlin, freilich dem Hauptstie wie des Beamtenthums, so auch der Wohnungsnoth, zählte man 1867 = 9197 selbstthätige Staatsbeamten in Verwaltung und Justiz. Und wenn der mittlere Preis einer Miethwohnung in Berlin 1870 = 160 Thlr. betrug (in Leipzig 1871 = 116.7 Thlr.), so würde, bei Zugrundelegung eines Zinsfußes von 4 Procent, um alle jene Beamten mit Wohnung zu versehen, ein Kapital von etwa 37 Millionen Thalern erforderlich sein. — Man erschrecke nicht vor dieser Ziffer, die manche Abzüge nothwendig macht. Viele Beamten haben schon jetzt Officialwohnungen, einige sogar Privathauseigenthum. Auch werden unter jenen 9197 Beamten, die zusammen nur 16,856 Angehörige zählten, viele Astermiether, Chambre-garnisten u. sein, welche den Durchschnitt der Wohnungsmieth für Beamten etwas unter denjenigen für direct gemiethete Wohnungen herabdrücken würden.

Im deutschen Reiche ist die Antwort auf obige Frage jetzt wesentlich erleichtert durch die französische Kriegscontribution. — Kein Geschichtskenner wird sich verhehlen, daß der Empfang einer Kriegscontribution, welche die Kriegskosten und Schäden beträchtlich übersteigt, also eine positive Bereicherung des Volkes bewirkt, mit großer Gefahr des politischen und sittlichen Volkslebens verbunden sein kann. Nur eine durchaus weise Verwendung des Gewinnes mag diese Gefahr beschwören. Da versteht sich nun von selbst, in erster Linie muß, abgesehen vom Erfasse der eigentlichen Kriegsschäden, die Contribution zur militärischen Sicherstellung des Reiches gegen neue Angriffe, also z. B. zu Festungsbauten, zur Bildung eines Kriegsschatzes u. verwandt werden. Aber was geschieht mit dem ohne Zweifel immer noch bedeutenden Ueberreste?

Man hat daran gedacht, aus der Kriegscontribution einen großen Theil der deutschen Staatsschulden auf einmal zu tilgen. — Ich würde dies für sehr bedenklich halten. Die meisten deutschen Staaten sind glücklicher Weise durchaus nicht unmäßig verschuldet. Eine mäßige Staatsschuld aber darf man keineswegs nur für ein Uebel halten. Denn auch abgesehen von dem mannichfaltigen Nutzen, welchen ihr Bestehen dem Asscuranzgeschäfte, Bankiergeschäfte, der Vermögensverwaltung von Corporationen, Vormündern u. gewährt, kann sie in politischer Hinsicht als eine Art von Ballast des Staatsschiffes bezeichnet werden. Nun aber kommt in der gegenwärtigen Lage der Dinge noch hinzu, daß eine plötzliche bedeutende Heimzahlung von Staatsschulden wohl schwerlich umhin könnte, durch die vielen, jetzt in der Verlegenheit des Wiederunterbringens befindlichen Kapitalisten dem leicht-

sinnigen Kapitalexport, mehr noch der Schwindelei und Agiotage einen mächtigen Nahrungsstoff zuzuführen: also einer der gefährlichsten Volkswirtschaftsfrankheiten, wozu unsere Zeit leider notorisch besonders hinneigt.

Ziemlich dasselbe gilt von dem Vorschlage (z. B. Perrot's), die Kriegscontribution zur Expropriation der Privateisenbahnen und Uebertragung derselben in Staatshände zu benutzen. Auf die Beförderung von Schwindelei und Agiotage u. würde es gleichen Einfluß üben, wenn die bisherigen Actionäre der Eisenbahnen, oder wenn die bisherigen Staatsgläubiger Hunderte von Millionen auf einem Brette empfangen und wieder anzulegen suchten. Dabei ist es in hohem Grade zweifelhaft, ob der Staatsbetrieb der Eisenbahnen wirklich im Allgemeinen dem Privatbetriebe vorzuziehen; oder ob nicht vielleicht Alles, was dem erstern nachgerühmt zu werden pflegt, durch eine gute Eisenbahngesetzgebung auch dem letztern zugänglich werden kann. Auf der andern Seite scheint es unzweifelhaft, daß eine Uebernahme des ganzen Eisenbahnwesens durch die Regierung die unserer Zeit ohnedies naheliegende Präpotenz der Staatsgewalt in einem für die Volkswirtschaft sehr bedenklichen Grade verstärken müßte.

Fast noch stärker muß dieser letzte Einwurf den Vorschlag treffen, daß von der Kriegscontribution große Darlehen an Privatpersonen gemacht werden sollen, also an Grundeigenthümer, Gewerbeunternehmer, Productivgenossenschaften von Arbeitern u. Welch ein großes neues Feld der Regierungswillkür! Zumal es den nicht begünstigten Privaten hernach ohne Frage schwerer sein wird, die Concurrenz der vom Staate unterstützten auszuhalten, als vorher. Auch lehrt die Erfahrung in tausend ähnlichen Fällen, daß solche Darlehen, die nicht dem geschicktesten Wirth, sondern dem geschicktesten oder sonst einflußreichsten Sollicitanten zu Theil werden, verhältnißmäßig nur selten zu wahrhaft productiver Benutzung kommen, für den Darleiher also häufig ganz verloren gehen.

Von allen diesen Bedenken ist der zweckmäßig geleitete Neubau von Beamtenwohnungen frei, obschon thatsächlich auch in ihm eine Schuldtilgung, eine Kapitalanlage, ein Vorschuß zu erblicken wäre. Denn natürlich würde man den Geldbetrag der Beamtengehälter um den Zinsbetrag des für den Bau der Naturalwohnung aufgewandten Kapitals vermindern. Ich halte dies für so wichtig, daß ich in Ländern, welche einen guten Staatscredit besitzen, welche also wohlfeil borgen können, ohne doch über solche außerordentliche Hilfsmittel zu verfügen, wie Deutschland jetzt über die französische Kriegscontribution: daß ich hier selbst eigene Staatsanleihen zur Durchführung des erörterten Zweckes wohl indicirt glauben würde. Solche Anlage des erborgten Kapitals wäre nicht weniger productiv, als die zum Bau von Eisenbahnen.

Und es läge zugleich darin ein bedeutsamer Schritt, um die schwere Volkskrankheit der „Wohnungsnoth“ zu bekämpfen. Allerdings nur ein Schritt, aber ein wichtiger! Nun ist die Wohnungsnoth ein sehr complicirtes Uebel, durch das Zusammentreffen vieler verschiedener Ursachen entstanden und eben darum auch nicht durch eine einzelne Arznei oder Diätvorschrift, sondern nur durch eine Menge verschiedener Maßregeln zu heilen: wie das so eben der berühmte Statistiker Engel auf der Eisenacher Conferenz „zur Besprechung der socialen Frage“ am 7. October auseinandergesetzt hat.*) Will man in solchen Fällen jeden einzelnen Schritt zur Besserung so lange vertagen, bis alle übrigen Schritte zugleich geschehen können, so wird man in der Regel niemals anfangen. Natürlich darf man keinen Einzelschritt thun, welcher die übrigen erschweren würde. Aber das ist bei dem hier empfohlenen ganz gewiß nicht zu fürchten, vielmehr gerade umgekehrt! Die fieberhafte Concurrenz um Wohnungen, die jetzt an Intensität oft viel weiter geht, als das ruhig erwogene Massenverhältniß zwischen Angebot und Nachfrage nöthig machte, würde sich nicht unbedeutend mildern, wenn Tausende von Beamten aus dem bedrückenden Gedränge herausträten. Auch würden gewiß viele Gemeinden und sonstigen Anstalten dem vom Staate gegebenen Beispiele folgen, abgesehen davon, daß sich dadurch ohnehin (was beim Servisgelde nicht der Fall wäre!) das Häuserangebot absolut vergrößert hätte. Käme es dahin, daß alle großen Arbeitsherren, z. B. Fabrikanten, ihren Arbeitern einen Theil des Lohnes in Form von Naturalwohnungen zahlten, was dann natürlich für beide Seiten eine längere Contractsdauer, als jetzt, nöthig machen würde, so wäre ein bedeutender Theil nicht bloß der „Wohnungsfrage“, sondern überhaupt der „socialen Frage“ gelöst.

Wilhelm Roscher.

Der heilige Karl Borromeo und die Jesuiten.

Zu den größten und edelsten Männern, deren die katholische Kirche sich rühmen kann, zählt unstreitig Karl Borromeo, aus der alten lombardischen Familie dieses Namens, der (2. October 1538 geborne) Schwesterjohn Papst Pius des Vierten, welcher ihn schon mit dem Kardinalshut

*) Der auf der Conferenz selbst leider sehr abgekürzte Vortrag wird im Abdruck der stenographirten Protokolle ausführlich gegeben werden und, wie Alles, was Engel schreibt, eine im höchsten Grade anziehende und lehrreiche Lectüre darbieten.

schmückte (31. Januar 1560), als er erst ins 22. Lebensjahr getreten war, acht Tage später auf den erzbischöflichen Stuhl von Mailand erhob, und kurz nachher noch mit mehreren anderen Würden und Aemtern gleichsam überhäufte. Wie tadelnswerth diese ausschweifende, von Pius IV. seinem jungen Nepoten bewiesene Gunst auch erscheinen mochte, so mußten doch selbst Karl's Neider bekennen, daß dieser durch hohe Geistesgaben, große Gelehrsamkeit, Reinheit des Herzens und exemplarische Sittenstrenge ihrer wie kein Anderer würdig war. Während des sechsjährigen Pontifikats seines Obens (1559—1565) dessen Staatssekretär, eigentlicher Regent der Kirche wie des Kirchenstaates, blieb er das auch unter dessen Nachfolger Pius V. (1566 bis 1572), wengleich er fern von der ewigen Stadt weilte. Zu dessen Erhebung auf den heil. Stuhl hatte Karl am meisten beigetragen, weil er solche den höheren Interessen des Katholicismus förderlich erachtete, wengleich die triftigsten persönlichen Motive ihn aufforderten, sie zu verhindern. Kurz nach dem Regierungsantritte des neuen Papstes legte Karl alle bisher innegehabten übrigen Würden und Pfründen nieder, minderte dadurch sein 100,000 Dukaten betragendes Jahreseinkommen auf 20,000 herab und zog sich (April 1566) in seine Erzdiocese Mailand zurück, die seit achtzig Jahren der persönlichen Anwesenheit ihrer Oberhirten entbehrte, weil die Staatsgewalt die ihr viel zu einflußreich dadurch absichtlich ferne hielt, daß sie die Ernennung solcher Metropolitens angelegentlichst förderte, von welchen sich vorhersehen ließ, daß sie stets auswärts residiren würden. Denn nichts lag diesem wahrhaft hochwürdigen Manne so sehr am Herzen als durchgreifende Reform seines Klerus, der, wie fast in ganz Italien, damals so schamlos im Schlamme der gräulichsten Laster sich wälzte, daß: „Wer sicher in die Hölle fahren will, muß Priester werden,“ bereits zum Sprichwort im Volksmunde geworden.*)

Diesem Werke der Reform widmete sich Karl mit ungeheurer Aufopferung, ja mit Leidenschaft. Alljährlich bereiste er zwei Mal seine ganze über 2000 Kirchen und Klöster zählende und von mehr als 600,000 Seelen bewohnte Diocese, eine der größten der Christenheit. Es gab keine Stadt, kein Dorf, keinen Weiler, wohin er nicht gekommen wäre; in die unzugänglichsten Gebirgsgegenden kletterte er, nur mit einem Stöcke versehen, allen Unbilden der Witterung trotzend. Mit diesem glühenden Eifer für Verbesserung der vorhandenen Geistlichkeit paarte sich die Gründung trefflicher Anstalten zur Heranbildung eines würdigern Nachwuchses. Als der heftige Widerstand, auf welchen Karl bei Durchsetzung seines glorreichen Werkes bei der großen Mehrheit der Kleriker und zumal der Mönche stieß, endlich vier

*) Giuffano (Karl's Geheimschreiber und Freund), Leben des heil. Karl Borrom. Bd. I, S. 81 (d. dtsh. Uebersetz. v. Klitsche, Augsb. 1836—37. II Bde.).

der letzteren, die Humiliaten-Pröbste Mirisio, Campagna, Segnano und den Diakon Donato, Farina zubenannt, zu einem Mordversuche (26. Oct. 1569) verlockte, schlug derselbe zur größten Verherrlichung Borromeo's und zum größten Unglücke der Verbrecher, wie ihres ganzen Ordens aus. Denn in der Thatfache, daß die nur wenige Schritte von dem vor dem Altare im Gebete knieenden Erzbischofe abgeseuerte Büchsentugel des Mörders Farina kaum dessen Chorhemd berührte, unschädlich zu seinen Füßen niederfiel, erblickte alles Volk ein handgreifliches Wunder und verehrte ihn seitdem noch weit inniger. Farina und seine Mitschuldigen wurden aber auf des Papstes Befehl dem Cardinal ausgeliefert, der sie sieben Monate lang einkertern, schwer foltern und dann die Degradirten durch die weltliche Obrigkeit (2. August 1570) hinrichten ließ, und der Orden der Humiliaten ward, zur Sühne dieses Frevels, bald nachher (7. Februar 1571) von Pius V. für immer aufgehoben. Dessen sämtliche Besitzungen in der Lombardei, mit einem Jahresertrage von mehr als 25,000. Zechinen, überwies dieser dem Erzbischofe, der sie zum Vortheile der Jesuiten und seiner erwähnten neuen Gründungen verwandte. Als nach einem Ustrum (1576) Mailand, gleich einigen anderen Städten Ober- und Mittelitaliens, in der fürchterlichsten Weise von der Pest heimgesucht wurde, war Karl der unermülichste, aufopferndste Helfer der Unglücklichen, für welche er das Vermögen der Kirche freigebigst verwandte, wie den größten Theil seiner eigenen Allodial-Güter verkaufte und verpfändete, denen er selbst sein Bett überließ; nicht selten sah man ihn auf hohen Leitern in die Dachkammern der Armen emporsteigen, um ihnen Hülfe zu bringen, und am häufigsten da, wo die Gefahr, angesteckt zu werden, am größten war.*) Sehr natürlich mithin, daß Borromeo's Ansehen im In- wie im Auslande bald so hoch stieg, daß Mailand nach wenigen Jahren als ein zweites Jerusalem, als ein Vorbild für Rom galt, daß er schon bei seinen Lebzeiten von allem Volke als Heiliger verehrt wurde, ein Menschenalter früher, als seine Heiligsprechung durch Papst Paul V. (1. November 1610) erfolgte.

Da Borromeo in den Jesuiten die tüchtigsten Gehülfen in der Ausführung seiner Reformpläne zu finden hoffte, wandte er ihnen frühzeitig auch seine besondere Gunst zu. Gab er ihnen schon überzeugende Beweise derselben durch die Gründung eines stattlichen Kollegiums in Mailand (1564) und dessen Ausstattung mit der reichen Abtei von Arona, die seit mehreren Generationen gleichsam eine Familienpfürnde der Borromei bildete und auf

*) Müller, Raccolta di Cronisti e Documenti stor. Lombardi ined. T. II, pp. 265. 281 sqq. (Milano 1856). Verri, Storia di Milano contin. da Custodi II, 274 sq. (Firenze 1851).

welche Karl jetzt zum Vortheile der Loyoliten verzichtete, so noch sprechendere in der Folgezeit. Denn ihm allein hatten diese es zu danken, daß sie ihre, seit einem Menschenalter vergeblich erstrebte Zulassung in der helvetischen Eidgenossenschaft endlich erlangten. Gelegentlich einer in päpstlichem Auftrage (1570) in der Schweiz unternommenen Visitationstour hatte dieses Metropolitens strenge Tugend auf die dafür höchst empfänglichen rauhen Söhne der Alpen einen so überwältigenden Eindruck hervorgebracht, daß selbst Protestanten oft aus weiter Ferne herbeieilten, nur um ein solches Muster eines Kirchenfürsten zu schauen. Mit der seiner Nation eigenen Schlaubeit benutzte dieser die ihm von den Schweizern seitdem gezollte Verehrung zunächst dazu, ihnen eine andere, eine günstige Meinung von der Gesellschaft Jesu einzulößen und dadurch deren Aufnahme in Luzern (1574) zu ermühen. Dann war diese dem Cardinal-Erzbischofe hoch verpflichtet für das Geschenk des besten Theiles der ihm vom Papste überwiesenen Besitzungen des aufgehobenen Humiliaten-Ordens, nämlich seiner schönsten Probstei Brera mit ihren prächtigen Gärten und meisten Einkünften. Kaum glaublich dürfte es daher erscheinen, wenn es nicht urkundlich erwiesen wäre, daß Borromeo trotz all dem von Seiten der Loyoliten die heftigsten Anfeindungen erfuhr, daß sie die abscheulichsten Verleumdungen, die boshaftesten Kränke sich gegen ihn erlaubten, zum klarsten Beweise, wie weit der frommen Väter schnöder Undank sich zu verirren vermag.

Ihre Feindschaft gegen Karl war zunächst dadurch entzündet worden, daß dieser die zahlreichen Seminarien, die er, gemäß der Vorschrift des tridentinischen Concils, in seiner Diocese zur Heranbildung eines tauglichen, eines würdigen Priesterstammes gründete, nicht, wie anderwärts geschah, der ausschließlichen Leitung der Jesuiten, sondern der Obergewalt der Priester aus der sogenannten Congregation der Oblaten des heil. Ambrosius anvertraute und jenen nur eine beschränkte Wirksamkeit in denselben vergönnte. Dazu hatte ihn die bald gemachte und schon in einem Briefe vom 17. Mai 1570 beklagte Erfahrung bestimmt, daß die Loyoliten alle nur einigermaßen sich auszeichnenden Köpfe zum Eintritt in ihre Gesellschaft zu vermögen suchten, wodurch der eigentliche Zweck der fraglichen Stiftungen Karl's völlig vereitelt zu werden drohte. Es sollten diese nämlich keineswegs Pflanzschulen der Gesellschaft Jesu, sondern tauglicher Weltpriester und Seelsorger für das Volk des erzbischöflichen Sprengels von Mailand werden. Den Jesuiten, die allenthalben vornehmlich darauf ausgingen, des Unterrichts sich zu bemeistern, ihn zu beherrschen, war diese Abweichung von dem, was sie zur Regel zu machen sich bemühten, aber ein gewaltiger Dorn im Auge. Denn ihre überall proklamirte Behauptung: daß sie allein fähig seien, der katholischen Kirche würdigere Diener zu erziehen, ward hierdurch handgreiflich

Eügen gestraft, was ihnen um so nachtheiliger werden konnte, da es in der ersten Zeit ihrer Erscheinung auf der Weltbühne und noch überdies durch einen so allgemein verehrten Kirchenfürsten wie Borromeo geschah.

Dazu kam, daß dieser bei einigen unangenehmen Vorfällen gegen die Gesellschaft Jesu sich nicht so benahm, wie dieselbe wünschte, sich nach deren Meinung vielmehr großen Mangel an christlicher Liebe und Lebensart ihr gegenüber zu Schulden kommen ließ. Der Spanier Johann Baptist Ribera, des Ordens General-Procurator, hatte durch wahrhaft hündische Kriecherei und meisterhafte Benutzung der Gewissenszweifel, die Borromeo wegen seiner nach den Kirchengesetzen allerdings unstatthaftern langen Abwesenheit von seiner Erzdiöcese während des Pontifikats des Ohms quälten, damals den größten Einfluß auf ihn zu gewinnen gewußt. Er mißbrauchte solchen jedoch zu dem Versuche, Karl zu verleiten, gegen den Willen seines Onkels nach Mailand überzusiedeln, weil des Kardinals unbedingte Herrschaft über Pius IV. den Papst höchst zuwider war, indem sie dieselben hinderte, eine solche selbst zu erringen, und sie jenen darum aus Rom zu entfernen wünschten. Der genannte Statthalter Christi war über diese Intrigue Ribera's so erbittert, daß er seinem Nefen längere Zeit nicht nur den bisherigen familiären Verkehr mit demselben, sondern mit den Jesuiten überhaupt, und letzteren, sogar ihrem Generale Lainez, auch den päpstlichen Hof verbot.*) Nach Borromeo's Rückkehr nach Mailand blieb Ribera sein Beichtvater; Sacchini, des Ordens amtlicher Geschichtsschreiber, vindicirt ihm den Ruhm, durch seine gottselige Leitung am meisten dazu beigetragen zu haben, daß Borromeo zu solch' ausgezeichnetem Grade der Tugend und Frömmigkeit emporgestiegen. Nun hat es allerdings damit seine Nichtigkeit, daß Vater Ribera ein großer Virtuose, jedoch nicht im Fache der Tugend und Frömmigkeit, sondern in dem der Päberastie gewesen. Seine zügellose Knabenliebe

*) Restò il sommo pontefice grandemente ammirato della gran mutazione di vita, che haveva fatto il card. Borromeo suo nipote, e ricercandone la cagione da molti, seppe, che tali dettami, che dimostrava il cardinal nipote (nämlich di ritirarsi a Milano, e lasciar la corte di Roma), procedevano dalla troppa familiarità, che haveva con il P. Ribera, procurator generale della compagnia di Giesù. Per la qual cosa sua santità fece prohibire al detto padre, e di più al P. Giacomo Lainez generale, e ad ogn' altro della compagnia di Giesù, che non comparissero più in corte del cardinale Borromeo suo nipote, nè in palazzo pontificio, se non quando fossero chiamati. Qual prohibitione essendo durata molti giorni stimò il P. Lainez, che si dovesse ricorrere a Dio etc. So erzählt eine handschriftliche Geschichte des römischen Jesuiten-Seminars, extrahirt von dem Jesuiten Hieronymus Logomarsini in einer Anmerkung der von ihm edirten *Epistolae et Orationes Julii Poggiani Senensis* T. III, p. 385 (Rom 1756—62. 4 Bde.). Ich habe die Stelle hier ausgehoben, weil diese wichtige Sammlung in Deutschland nur sehr wenig bekannt geworden.

verging sich endlich selbst an einem Bagen des Erzbischofs. Wie schwer es diesem auch fiel, an die Möglichkeit solcher Schandthaten von Seiten eines Dieners der heil. Kirche zu glauben, so mußte er sich doch nur zu bald von der Wirklichkeit derselben überzeugen, und fortgesetzte Nachforschungen ergaben das erbauliche Resultat, daß auch im mailändischen Jesuiten-Collegium mehrere Patres mit solchen und ähnlichen Verbrechen sich besudelt. Man sieht, daß diese Gräuel, diese entsetzliche Schattenseite der jesuitischen Lehr- und Erziehungs-Anstalten in Italien noch früher als in Deutschland und Frankreich*) vorgekommen. Statt nun, gleich den meisten anderen Freunden und Gönnern des Ordens, von solchen Kleinigkeiten kein Aufhebens zu machen, statt sie, wie diese, zu vertuschen, mit dem Mantel christlicher Liebe zuzudecken, jagte Borromeo seinen trefflichen Beichtvater unverzüglich dahin, wohin er gehörte, entfernte er die Loyoliten fast gänzlich aus den von ihm gegründeten Seminarien und sonstigen Unterrichts-Anstalten.

Es ist oben erwähnt worden, mit welcher Aufopferung Karl in der Schreckenszeit der Pest die Leiden der Mailänder zu lindern suchte, die Pflichten des Kirchenfürsten und Menschenfreundes erfüllte. Ueberaus ungnädig empfand er es daher, daß die Jesuiten nach dem Ausbruche der Seuche nichts Angelegentlicheres zu thun hatten, als ihre eigenen liebwürthen Personen vor jeder Berührung mit den von ihr Ergriffenen zu bewahren, und darum jede geistliche Verrichtung, jede Dienstleistung bei denselben beharrlich versagten. Statt dies Benehmen der frommen Väter mit der natürlichen Pflicht der Selbsterhaltung gebührendermaßen zu entschuldigen, ergoß sich Borromeo in den heftigsten Tadel, in die bittersten Klagen und Beschwerden über jene**), was deren Reputation natürlich nicht eben erhöhte und darum ihren Zorn gegen den so unmanierlichen Cardinal-Erzbischof nicht wenig reizte. Noch höher ward derselbe geschwellt durch ein von diesem (Sept. 1577) erwirktes Breve Papst Gregor's XIII., welches den Loyoliten untersagte, erzbischöfliche Seminaristen ferner zum Eintritt in ihren Orden zu verlocken. Zwar hatte schon Pius V. ein solches Verbot erlassen, es war aber, trotz aller Vorkehrungen Karl's, von den frommen Vätern oft genug übertreten worden, wie denn auch das Gregor's XIII. von ihnen fast gar nicht beachtet ward, indem nur solche Verfügungen des apostolischen Stuhles, die den Jesuiten gefallen, für sie verpflichtend, vorhanden zu sein pflegen. Endlich hatte Borromeo gegen diese auch dadurch einen großen Mangel an

*) Näheres hierüber findet man in meiner Geschichte der Jesuiten in Deutschland von 1540—1773 Bd. II, S. 355 f. (Frankfurt 1847).

**) Befuge vieler seiner Briefe aus den JJ. 1576—1577, auszüglich auch bei Gioberti, *Il Gesuita moderno* T. V, p. 180 sq. (d. Originalausgabe, Lausanne 1846 bis 1847).

Lebensart bethätigt, daß er ihnen, was doch so viele andere Kirchenfürsten erlaubten, durchaus keine Eingriffe in seine oberhirtlichen Rechte gestatten wollte, von ihnen vielmehr gewissenhaftes Erfüllen der Bedingungen forderte, unter welchen er sie in Mailand aufgenommen.

Nach dem Katechismus der Loyoliten waren diese Vergehen Borromeo's groß genug, sie nicht nur jeder Pflicht der Dankbarkeit gegen ihn zu entbinden, sondern selbst eine empfindliche Ahndung derselben zu rechtfertigen. Die frommen Väter brauchten die Gelegenheit, an ihrem unmanierlichen Wohlthäter sich zu rächen, nicht lange zu suchen. Gleich den großen Hierarchen des Mittelalters hegte Borromeo nämlich wie von den Pflichten so auch von den Rechten des geistlichen Standes eine überaus hohe Meinung, schwärmte er für die Erweiterung des Ansehens und der Macht desselben. Dadurch waren bereits früher heftige Zerwürfnisse zwischen ihm und den Statthaltern König Philipp's II. wie den weltlichen Behörden überhaupt hervorgerufen worden. Schon bald nach seiner Rückkehr nach Mailand (1567) hatte Karl den Herzog von Albuquerque mit dem Bannfluche belegt und gezwungen, die Lösung von demselben (1568) durch Verpflichtungen zu erkaufen, die den königlichen Beamten gar zu sehr die Hände banden. Darum wollten dessen Nachfolger sich an diese auch nicht lehren, zumal Don Antonio Guzman, Marquis von Ayamonte, nicht. Die zwischen diesem und dem Cardinal-Erzbischof erwachsene Feindschaft wurde von geschäftigen Ohrenbläsern, und besonders von den vielen Gegnern eifrigst genährt, welche Borromeo durch seinen Reformeifer unter dem Alerus wie unter den Staatsdienern sich zugezogen hatte. Ayamonte's Haß gegen Karl war auf's Höchste gestiegen, seitdem dieser ihm öffentlich Vorwürfe darüber gemacht, daß er Mailand während der Pest, zu welcher Zeit seine Gegenwart doch gerade am Nothwendigsten gewesen wäre, feiger Weise verlassen hatte. Mit ihm alliirten sich nun die Söhne des heil. Ignaz, deren einer Beichtvater des Gouverneurs war und seinen großen Einfluß auf denselben weidlich dazu benützte, ihn gegen den Erzbischof immer mehr aufzuheizen. Zum öffentlichen Hauptagenten des Ordens gegen diesen ward jedoch ein anderer Loyolit, der Sicilianer Julius Mazzarino, ein ungemein gewandter Prediger*), ausersehen. Derselbe benützte (1578) die ihm von Borromeo eingeräumte Kanzel der Domkirche dazu, von ihr herab gegen diesen direkt und indirekt loszuziehen, seine Anordnungen zu bekritteln und seine Untergebenen gegen ihn aufzuwiegeln. Karl's diesfällige Klagen bei Mazzarino's Vorgesetzten be-

*) Ad concionandum et populum verborum copia et elegantia retinendum tanquam a natura formatus rihmt von ihm Alegambe, Biblioth. Scriptor. Societ. Jesu p. 291.

wirkten nur, daß dieser zum Prediger an der Kirche des Jesuiten-Collegiums befördert wurde, woselbst er in der nächstjährigen Fastenzeit (1579) seinen Geifer noch rücksichtsloser über jenen ergoß, sich gleichsam zum Schiedsrichter zwischen ihm und dem Gouverneur aufwarf und sogar dem Papste die Befugniß bestritt, ihn wegen seiner Reden und Handlungen zur Rechenschaft zu ziehen, da er zu solcher Gott und seinen Ordensobern allein verpflichtet wäre.

Der Letzteren vorgeschütztes Unvermögen, so argen Ausschreitungen zu steuern, reizte Borromeo endlich zum Versuche der Selbsthülfe; er verbot kraft seiner Metropolitangewalt dem Unverschämten die Kanzel und verhängte eine Untersuchung über ihn. Ueber diesen angeblichen Eingriff in ihre Privilegien geriethen Mazzarino's Ordensbrüder in Aufruhr; der General verweigerte es, das von dem Erzbischofe erbetene Auskunftsmittel seiner Abberufung zu ergreifen, gebot ihm vielmehr ausdrücklich, während des ganzen Jahres noch in Mailand zu predigen. Die Sache führte zum Prozesse in Rom; die Jesuiten und der mit ihnen verbündete Statthalter König Philipp's II. boten alles Erdenkliche auf, um eine Borromeo ungünstige Entscheidung des heil. Vaters zu erlangen. Auch der spanische Botschafter bei dem apostolischen Stuhle ward von ihnen zu eifrigster Verwendung für Mazzarino vermocht, welcher (Mai 1579) nach der Siebenhügelstadt beschieden worden, um sich dort vor der Inquisition zu verantworten.

Und nur zu bald gewann es das Ansehen, als ob dieser Streit ein für Borromeo schlimmes Ende nehmen werde. Die ihm anfänglich entschieden günstige Stimmung des Papstes und der meisten Cardinäle schlug nach kurzem in die entgegengesetzte um, Dank den Ränken der Jesuiten und ihrer Meisterschaft in der Kunst des Verläumdens; zumal Vater Emanuel Sa war überaus beflissen, den Erzbischof und seine Freunde von der Kanzel herab anzuschwärzen. Speciano, Karl's Geschäftsträger in Rom, rieth diesem deshalb dringend zu einer Reise nach dort, um durch seine persönliche Einwirkung einem zu befürchtenden nachtheiligen Spruche des heiligen Stuhles vorzubeugen. Der Erzbischof trat sie auch unverzüglich (Aug. 1579) an, und hatte es dem Umstande allein zu danken, daß er als Sieger aus diesem Kampfe mit den Popoliten hervorging. Das ihm enthüllte abscheuliche Benehmen der frommen Väter gegen einen um die Kirche so hochverdienten Fürsten derselben machte auf Gregor XIII. solch' schlimmen Eindruck, daß er trotz seiner großen Vorliebe für den Orden diesem in Italien keine weiteren Collegien zu stiften beschloß. Vater Mazzarino wurde mit der, freilich noch sehr gelinden Buße belegt, während einiger Jahre die Kanzel nicht betreten zu dürfen und aus der ganzen Erzdiöcese Mailand verbannt. Er ging nach Urbino, gegen dessen würdigen Erzbischof Antonio Giannotti er sich mit gleicher Unverschämtheit betrug, gegen ihn nicht minder böshafte Ränke

schmiedete, als gegen Karl Borromeo, wie man aus einem Schreiben des genannten Metropolitens an diesen vom 25. August 1584 erfährt. Etwa zwei Wochen nach dem Empfange desselben, in der Nacht vom 3. auf den 4. November 1584, wurde Karl, zur unaussprechlichen Betrübnis der Mailänder*), von einem schleichenden Fieber weggerafft.

S. Sugenheim.

Die Behandlung der Abgüsse im Berliner Museum.

In den Gemäldegalerien pflegt man die Bilder nach Zeiten und Schulen zu ordnen, nicht allzu pedantisch; denn es versteht sich von selbst, daß man den bedeutendsten Meisterwerken stets den möglichst besten Platz einräumt. Man fügt sich überhaupt den räumlichen Bedingungen, achtet darauf, daß nicht ein Bild durch die Nachbarschaft eines andern allzusehr leide, bringt vielleicht andere um eines hübschen Vergleiches, eines pikanten Gegensatzes willen einander nahe u. dgl. m., man erstrebt endlich mit besonderer Sorgfalt einen heiteren, harmonischen Eindruck des Ganzen, wie er einer Stätte der Kunst würdig sei. Alle diese Dinge bringen mannichfache Modificationen der streng historischen Anordnung mit sich, aber im Großen und Ganzen hält man sie, so weit als möglich, fest und freut sich, wenn ein Bild, dessen Meister lange als „unbekannt“ aufgeführt wurde, endlich in seinem Ursprung erkannt nun die rechte Stelle finden kann.

Aber ein reicher Mann, der viele Bilder besitzt, könnte doch auf den Einfall kommen, seine Schätze in anderer Weise zu gruppieren. Er könnte z. B. die Madonnen aller Schulen und Zeiten in einem Saal vereinigen, in einem anderen alle büßenden Magdalenen, in einem dritten alle Susannen im Bade; ein vierter Saal könnte den Darstellungen des Weibes des Potiphar mit dem keuschen Joseph geweiht sein, und so fort. Der reiche Mann

*) — con tanto dispiacere di questa città, que non è alcuno, di qual si voglia conditione, che non pianga la perdita che per questa morto ha fatto tutta la chiesa di Dio. Aus einem venezianischen Gesandtschaftsbericht aus Mailand vom 4. Nov. 1584 bei Muttinelli, Storia arcana ed aneddotica d'Italia, raccontata dai veneti Ambasciatori Tom. I, p. 305 (Venezia 1855—58). Diese Berichte, Borromeo's eigene Briefe und die Speciano's (in den Letters del glorioso arcivescovo di Milano San Carlo Borromeo, cardinale di Santa Prassede. Lugano 1762) sowie Giuffano, der die Jesuiten möglichst schont, a. a. O. Bd. II liegen dem Vorstehenden durchweg zu Grunde.

ist stolz auf die Ergründung des Princip's; er hat nicht nöthig sich mit der Unterscheidung italienischer und deutscher Malweise abzugeben, oder gar sich den Kopf über das Verhältniß von Perugino und Rafael zu zerbrechen. Wenn er ein neues Bild erstanden und die Kunstgelehrten sich streiten, welchem Meister es angehören möge, wenn sie Archive durchforschen und keine Mühe und Arbeit scheuen um zum Ziele zu kommen, so lacht der reiche Mann und stellt es zu den übrigen Susannen. Man wird den Geschmack des reichen Mannes schwerlich rühmen; man wird seufzen, daß schöne Gemälde so nicht zur rechten Wirkung kommen können, daß ein Bild das andere ruinire, daß Compositionen, welche durch die edle Schönheit der Zeichnung, durch die vollendete Harmonie der Farben Gegenstände wie Susanne oder Joseph in die reine Atmosphäre der wahren Kunst erhoben, neben fünfzehn Bildern des gleichen Gegenstandes zur Gemeinheit herabsinken, man wird — was wird man nicht alles denken und sagen! aber einem Privatmann, dem eine solche Gallerie Vergnügen macht, läßt sich's nicht wehren.

Das Berliner Museum ist nicht eine Privatunternehmung, sondern ein großartig gedachtes und großartig dotirtes Staatsinstitut, gegründet und fortgeführt zu Nutz und Frommen der Wissenschaft und durch und mit der Wissenschaft der allgemeinsten und weitesten Bildung, entsprungen demselben kühnen Idealismus, welcher durch die Gründung der Universität dem preussischen Staat eine unverstiegbare Quelle geistiger Kraft zu eröffnen meinte und eröffnet hat. Wenn an einem solchen Institut Experimente der geschilderten Art gemacht werden, so mag sich der, welcher sie vornahm, billig nicht wundern, daß sie öffentlich scharfer Kritik unterzogen werden. Es ist eine, nicht eben angenehme Pflicht auch der Dankbarkeit aller derer, die dem Berliner Museum einen Theil ihrer Bildung verdanken, soweit sie es vermögen, beizutragen, daß Besserung eintrete.

Die gegenständliche Anordnung ist in den letzten Jahren ausgeführt worden, nicht in der Gemäldesammlung, welche das historische Princip von Anfang an auf das deutlichste ausgeprägt hat und, wie wir nicht zweifeln, stets hüten und bewahren wird; aber sie hat stattgefunden in einer Abtheilung, die als besonderer Vorzug des Berliner Museums mit Recht gerühmt wurde, in der Sammlung der Abgüsse antiker Skulpturen. Die Sache bleibt dieselbe. Es steht nicht Susanne neben Susanne, aber Venus neben Venus.

Diese Neuaufstellung nach Gegenständen, welche so allgemein und consequent durchgeführt worden ist, als es nur irgend gelingen wollte, ist von Conze in einem der letzten Hefte der preussischen Jahrbücher gerügt worden. Als Antwort auf diesen Tadel, mit dem der Tadel des officiell ausgegebenen und verbreiteten Katalogs verbunden war, hat der Urheber der Neuordnung

wie des Katalogs, R. Bötticher, eine Brochüre erscheinen lassen, in welcher er diese Neuordnung als sein Recht und seine Pflicht, als sein ausschließliches und persönliches Verdienst in Anspruch nimmt, rühmt, preist und verkündet.

Die Brochüre Böttichers enthält die Berichtigung einiger irrthümlicher oder doch nicht ganz richtig formulirter Voraussetzungen Conzes, welche für den Kernpunkt, für die wissenschaftliche Principienfrage, um die es sich handelt, ohne Bedeutung sind; dann eine Reihe von Finessen gegen Conze, deren dieser sich selbst erwehren mag, und gegen Friederichs. Friederichs ist durch den Tod längst allem Streite der Meinungen entrückt; wir hatten gehofft: auch hämischen Angriffen. — Was Bötticher zur Rechtfertigung seiner Aufstellungsweise vorbringt, ist nicht eben viel. Es beschränkt sich im wesentlichen auf zwei Punkte: zunächst, eine Zusammenstellung nach Gegenständen sei lehrreich — ohne Zweifel ist sie lehrreich in vieler Beziehung, für den Archäologen; aber das Berliner Museum hat eine höhere Aufgabe als ein antiquarisches Handlexicon in Gips zu sein. Dann — und dies ist der Punkt, den Bötticher in den Vordergrund rückt — die Unsicherheit der chronologischen Bestimmung der antiken Skulpturen, der Widerspruch der zwischen den Archäologen selbst stattfindet.

Der Schwierigkeit der im einzelnen genauen chronologischen Bestimmung der antiken Skulpturen, der Verschiedenheit des individuellen Urtheils in einzelnen Fragen, sind sich die Archäologen von Fach vermuthlich genauer bewußt als der berühmte Lehrer der architektonischen Formen. Aber wenn er behauptet, das Experiment einer historischen Anordnung „würde sogleich die ganze Sammlung in den Zustand fortwährender Bewegung versetzen heißen“, so mögen sich Ruhe und Stabilität liebende Gemüther nicht schrecken lassen. An der Thatsache, daß der Apoll von Tenea älter ist als die Parthenon-Skulpturen, daß diese älter sind als der Laokoon, werden die neuerungssüchtigen Menschen, welche die geschichtliche Entwicklung der classischen Kunst für einen wenigstens nicht unwürdigeren Gegenstand der Forschung halten als die Garderobe der Priester, so bald nicht rütteln.

Nicht eine in alle Einzelheiten durchgeführte chronologische Anordnung verlangen die Archäologen — denn sie wollen nichts unmögliches —, auch nicht eine Berücksichtigung noch strittiger Ansichten. Wohl aber verlangen sie eine Anordnung, welche den gesicherten Resultaten historischer Forschung Rechnung trägt; und über die Gruppierung der Hauptmasse der antiken Skulpturen, nicht in allen Einzelheiten, wohl aber in den großen Zügen, ist längst weit mehr festgestellt, als Bötticher, der sich bei diesen Fragen auf einem ihm fremden Gebiet bewegt, zu wissen scheint.

Diese Forderungen der Archäologen werden siegen, mag es noch fünf

Jahre währen oder fünfzig. Es ist undenkbar, daß die Abtheilung der Abgüsse auf die Dauer dem historischen Princip widerstreite, in welchem das Berliner Museum allein die Berechtigung seiner Existenz finden kann. In der preussischen Hauptstadt wird künftig einmal die ganze Masse aller bedeutenden antiken Skulpturen in Abgüssen aufgestellt werden, geordnet im Wesentlichen nach historischen Gesichtspunkten, zur Förderung der Wissenschaft wie zur Erhebung eines jeden, der für den edelsten Genuß empfänglich ist oder empfänglich zu werden strebt. Die Räume, die jetzt der Sammlung angewiesen sind, die Gallerien, die man anbauen mag, werden bald nicht mehr ausreichen. Eine neue Stätte wird jenen geretteten Trümmern einer vergangenen Welt bereitet werden müssen, in großen und weiten Sälen, würdig und heiter, aber ohne überladenen Schmuck, der das Auge von dem Inhalt abzieht.

Möglicher Weise wird man freilich dann, vielleicht auch früher, den größten Theil der heute vorhandenen Abgüsse durch andere zu ersetzen suchen. Die Berliner Abgüsse sind mit einer Flüssigkeit überstrichen worden, welche an den verschiedenen Stücken verschieden stark aufgetragen ist, aber an sehr vielen alle feineren Nuancen der Form des Nackten sowohl als der Gewandung verwirrt oder zudeckt — unbegreiflich und schmerzlich für jeden, der die Originale oder nicht angestrichene Abgüsse derselben genau betrachtet hat und solche feinere Unterschiede überhaupt zu sehen im Stande ist; manche flache Reliefs sind nur noch mit Mühe erkennbar. Ich zweifle, ob es möglich sein wird diesen Ueberzug ohne Schaden zu entfernen. — Leichtes gut zu machen und deshalb thatsächlich von geringerer Bedeutung ist es, daß auf einen weiblichen Torso unter den Parthenonskulpturen der nicht zu diesem Torso gehörige sog. Webersche Kopf aufgesetzt worden ist. Man versteht wohl, daß jemand auf die Vermuthung, er möge zugehörig sein, kommen konnte, ehe die Probe gemacht war, aber unverständlich bleibt es, wie man den Kopf auf dem Torso lassen konnte nachdem die angestellte Probe des Aufsetzens unzweifelhaft ausweist, daß dieser Kopf von anderen Proportionen ist als der Torso.

So sind, um unsere Klagen zusammenzufassen, die Berliner Abgüsse gegenwärtig nach einem Princip aufgestellt, das sich wissenschaftlich nicht rechtfertigen läßt; sie sind aufgestellt in einer Weise, welche ihre Wirkung auf den unbefangenen Beschauer nicht erleichtert, sondern erschwert; sie sind im einzelnen in ihrer Schönheit und Deutlichkeit durch das Ueberstreichen beeinträchtigt. Es ist nicht nur ein archäologisches, es ist ein öffentliches Interesse, diese Thatsachen zu constatiren.

Reinhard Kekulé.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Krisis, Schwindelwirthschaft, Theater. Aus Wien. —

So wären wir denn wieder einmal glücklich an einer Minister- und, was bei uns so ziemlich gleichbedeutend ist, Verfassungskrisis vorübergesteuert. Glücklich, d. h. mit heiler Haut, aber doch in vieler Besorgniß vor verborgenen Klippen, die etwa mit dem weitragenden Hauptstod des gefährlichen Felsenriffs in Verbindung stehen möchten. Unter dem Riss ist eigentlich nicht die leidige Militärfrage zu verstehen, um deretwillen es neuerdings zur Collision zwischen Regierung und Volksvertretung gekommen ist. Nennen wir mit dieser am häufigsten an, so können uns täglich ganz andere Fragen in Gefahr bringen, auf das wahre Hinderniß zu stoßen, auf die in ursprünglich absolutistisch regierten Staaten schwer zu beseitigende Auffassung des Parlamentarismus: die Volksvertretung ist ein ganz nützliches Institut, nur darf sie über gewisse Dinge keine eigene Ansicht haben wollen.

Wir nehmen uns nicht heraus, über zwei- oder dreijährige Präsenzzeit und die mancherlei untergeordneteren Fragen der Heeresorganisation, die jüngst in Pest zur Sprache kamen, ein Urtheil abzugeben, sind sogar in der Hauptsache der Ansicht des Abgeordneten Greuter aus Tirol, daß von solchen Dingen ein tüchtiger General mehr verstehen müsse, als der geschickteste Advocat, und die Tüchtigkeit des Kriegsministers General Ruhn ist noch nie in Zweifel gezogen worden. Der Streit um das, was nöthig sei oder nicht, wird immer etwas mißliches haben; um so kompetenter sind die Volksvertreter zu sagen, was möglich und was nicht möglich ist, und sie hätten unseres Erachtens besser gethan, sich an diese Seite zu halten. Zu des wackern Degenfeld Zeiten wurde mit aller Anstrengung dahin gearbeitet, das Militärbudget auf 30 Millionen hinabzubringen. Jetzt ist diese Ziffer längst wieder überschritten, mit jedem Jahre wird die Forderung noch erhöht, während die aufs dringendste nothwendigen Summen für das Unterrichtsdepartement, für die Verbesserung der Beamtengehälter nur mit äußerster Schwierigkeit zu erlangen sind. Daß solche Sisyphusarbeit die Abgeordneten endlich mürrisch und widerhaarig macht, kann niemand befremden. Zudem liegt auf der Hand, daß der momentan günstige Stand der Staatseinnahmen nicht zu Folgerungen für die Zukunft berechtigt, da er notorisch von den colossalen Steuern und Gebühren der zahllosen Industrieunternehmungen herrührt. Andererseits konnte von Rednern der rechten Seite treffend an die große Bereitwilligkeit der liberalen Mehrheit erinnert werden, durch Zinsgarantien für jede beliebige Eisenbahn den Staat zu belasten. Von diesem Capitel hören die Wenigsten gern sprechen, aber es könnte leicht sein, daß es eben

jetzt einmal gründlich erörtert und damit eine Menge der unlautersten Verhältnisse aus Licht gezogen würde.

Der Ausgang der Verhandlungen in der österreichischen Delegation stand von Anfang an außer Zweifel. Man wußte voraus, daß die Föderalisten die Gelegenheit mit beiden Händen ergreifen würden, sich höchstens Orts einzuschmeicheln, und hätten ja diese im Bunde mit den unbedingten Anhängern jeder Regierung und den vom Hofe beeinflussten Delegirten nicht die Majorität gebildet, so würden die Ungarn, die im Schutze ihrer geringen Beitragspflicht stets freigebig für „gemeinsame Angelegenheiten“ sind, zuletzt die Regierung nicht im Stiche gelassen haben. Aber unerwarteterweise zog diese gemeinsame Angelegenheit auch das cisleithanische Ministerium in Mitleidenschaft. Der Ministerpräsident Auersperg soll sich verpflichtet haben, aus der Annahme der Militärvorlage eine Cabinetsfrage zu machen, und die der Regierung befreundeten Organe verfehlten nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß die Nachfolger der von ihrer eigenen Partei gestürzten Minister wohl auf keinen Fall aus den Reihen dieser Partei würden gewählt werden. Und in der That machten sich die allbekannten Führer der Clerical-Feudalen schon bereit, das Ruder in die Hand zu nehmen. Dann hätte natürlich die Action gegen die Verfassung, gegen die Kirchen- und Schulgesetze u. s. w. sofort wieder ihren Anfang genommen. Die Lage war kritisch genug. Und wenn auch die äußerste Linke consequent erklärte, einem Ministerium, welches seine Partei verleugne, sei nicht nachzuweinen, so würden die Altliberalen sich gewiß besonnen haben, es zum Bruche zu treiben, wären sie nicht ihrer — Minorität sicher gewesen.

So haben sie den Wählern gegenüber das Decorum gewahrt, aber die höchst bedenkliche Situation geschaffen, daß ihr Ministerium mit den Polen, Großgrundbesitzern, Clericalen u. s. w. über sie gesiegt hat und sie selbst neuerlich an entscheidender Stelle äußerst mißliebig sind. Außerdem ist die Mißstimmung gegen die jetzige Form des Dualismus auf deutscher Seite wieder erheblich genährt worden. Aus dieser Situation wird etwas Gutes schwerlich erwachsen.

Neben diesen hochpolitischen Ereignissen laufen Vorgänge her, welche die erschreckendste Aussicht auf unsere socialen Zustände eröffnen. Die notorische Mißwirthschaft bei der vom Staate subventionirten Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn veranlaßte den Handelsminister Banhans endlich mit amtlichem Einschreiten zu drohen. An den Ernst dieser Drohung wollte Niemand recht glauben. Man ist eben den Ernst zu wenig gewohnt und erinnerte sich, daß die Wirthschaft bei der genannten Bahn ja schon seit Jahren kein Geheimniß gewesen war. Zum Beispiel hatte verlautet, daß die Directoren der Bahn, welche genöthigt ist mit Holzkohlen zu heizen, alle benachbarten

Waldungen in ihr Privateigenthum gebracht und demnächst die Prämie für den Minderverbrauch an Heizmaterial aufgehoben hätten. Diese Thatsache soll längst zu amtlicher Kenntniß gekommen sein, ohne ein Einschreiten zur Folge zu haben. Man fürchtete wohl den Skandal, der unvermeidlich, sobald diese Dinge einmal angerührt werden. Und darauf scheint der Generaldirector der Bahn, ein Herr Ofenheim von Ponceuxin, so fest gerechnet zu haben, daß er mit unerhörter Keckheit antwortete, dem Minister höhnisch das Recht der Einmischung bestritt, ohne die Thatsache zu leugnen. Die Welt darf ihm hierfür dankbar sein. Denn hatten ja noch Rücksichten irgendwelcher Art gewaltet, jetzt mußten dieselben schweigen, wenn Vanhans nicht abdiciren wollte. Bei der Geschichte scheint vielen Leuten unheimlich zu werden. Das erwähnte Auftreten des Herrn Ofenheim, der es in kurzer Zeit vom untergeordneten Bahnbeamten zum Generaldirector, Millionär, Ritter, selbstverständlich mehrfachen Verwaltungsrath u. s. w. gebracht hat, läßt befürchten, daß er, in die Enge getrieben, sich nicht bedenken werde, der Residenz allerlei Geschichten zu erzählen, wie große Unternehmungen in Scene gesetzt, wie die Staatssubventionen erlangt, wie die öffentliche Meinung gewonnen werde. Und das Interesse, dergleichen Beziehungen in ihrem jetzigen Zwielficht zu belassen, ist sehr weitverzweigt. Gerade in denjenigen Gesellschaftsschichten, welche sonst Werth und Würde der Arbeit gegenüber dem „Zehrstande“ mit Stolz zu betonen pflegen, greift die Art des Gelderwerbes ohne Arbeit in erschreckender Weise um sich. In den Vertretungen sitzt ein Verwaltungsrath neben dem anderen und neben den herkömmlichen Grafen und Baronen geben sonst geachtete Männer der Wissenschaft ihre Namen für alle denkbaren Speculationen her. Das verlegene Schweigen der sogenannten Bankblätter zur Ofenheimschen Affaire kann deshalb nicht auffallen; nicht weniger bezeichnend sind aber auch die starken Aeußerungen sittlicher Empörung in anderen Journalen, deren Eigenthümer in Zeit weniger Jahre sich Stadt- und Landhäuser erworben haben — natürlich einzig und allein von den Abonnementsgeldern! Gleichzeitig mit diesen sind noch an zwei anderen Stellen solche Eiterbeulen aufgebrochen. Der Prozeß in Stanislaw überführt eine Menge polnischer Juden, daß sie versuchten das Gesetz zu umgehen, zeigt aber auch, daß sie Grund hatten, an die Geneigtheit der Militär-Assentirungsbeamten zu glauben und bereitet eine nachträgliche Niederlage dem früheren Minister Taaffe, mit dessen Gutheißung die militärscheuen Juden förmlich zu Bestechungsversuchen verleitet worden sind; und in Wien wird einem Advocaten und Gemeinderath nachgewiesen, daß er seine Stimme geradezu zum Kaufe angetragen hat. Es ist wohl begreiflich, daß in einer solchen Atmosphäre der Gedanke, sittliches Pathos in die Volkswirthschaft zu bringen, sehr üble Aufnahme findet!

Hier an Ort und Stelle haben wir auch in der That viel dringendere Sorgen: Wien hat zu wenig Theater; und dieser Noth abzuhelpfen ist man jetzt an allen Ecken und Enden bemüht. Seit vier Wochen sind wir um ein „Stadttheater“ bereichert, drei oder vier andere sind concessionirt, daneben „blühen“ allerlei Theaterschulen, die mehr oder minder auf dem Niveau gewisser, polizeilich verbotener, Institute stehen. Das Stadttheater, von Laube gegründet und mit allen Mitteln der Declame voraus verherrlicht, hat bis jetzt selbst mäßigen Erwartungen nicht genügen können. Die Gesellschaft entspricht kaum denen der älteren Theater zweiten Ranges, und Repertoire und Aufführungen lassen Laube's sonstige Umsicht und Thätigkeit vermissen. Der merkwürdige Enthusiasmus und das übertriebene Selbstgefühl des Mannes scheinen ihn diesmal in eine Sackgasse geführt zu haben. Als er aufgehört hatte, Burgtheaterdirector zu sein, entdeckte er plötzlich, nur durch die Stadttheater könne die Kunst gerettet werden. Als er in Leipzig auf Hindernisse gestoßen war, wollte er um jeden Preis wieder mit dem Hoftheater Frieden schließen und nach dem Mißlingen dieser Versuche ward wieder die Parole: das Stadttheater — aber in Wien! Der übliche Prolog verfehlte auch nicht, die dramatische Kunst in die Pflege des „Bürgerthums“ zu geben, an Schröder zu erinnern u. s. w. Schröder und dieses Bürgerthum, welches das Geld für dieses Theater hergegeben hat, weil im Burgtheater die Logen in den Händen des alten Adels sind, und die Börsenbarone es despectirlich finden, zwischen dem „Mittelstande“ im Parterre Platz zu nehmen! Daß es eine in der Eile zusammengeraffte Truppe auch beim besten Willen und unter bester Führung nicht mit einer Körperschaft von hervorragenden Künstlern und gutgeschulden Mitgliedern zweiten und dritten Ranges aufnehmen kann, sieht Jedermann ein, nur nicht Laube selbst, der durch Eingriffe in das Repertoire der Burg fortwährend zu Vergleichen herausfordert, die zum Nachtheil seines Instituts ausfallen müssen. So war es namentlich mit einem Drama aus Grillparzer's Nachlasse, „ein Bruderkwitz in Habsburg“. Das Stück hat Scenen von überraschender Schönheit, höchst interessante Charakterstudien, ist aber im Ganzen, als Kunstwerk betrachtet, mit Recht „greisenhaft“ genannt worden. Die unklaren und unentschlossenen Köpfe, die da vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges in Prag und Wien haufen, die Menschen, welche das Eine nicht wollen und zu dem Anderen keinen Muth haben — die hat Grillparzer vortrefflich gezeichnet. Die ohnmächtige Kritik, welche er den Kaiser Rudolf an der Bewegung der Geister seiner Zeit üben läßt, kam so recht aus des Dichters eigener Seele. Aber wie trostlos ist das Bild, in welchem Ferdinand II. als die einzige Person erscheint, welche sich ihrer Ziele bewußt und entschlossen ist, ihre Zwecke durchzusetzen!

Bei diesem Anlasse möge auch ausgesprochen werden, daß wir hier über die Art der Herausgabe von Grillparzers Werken geringe Freude empfinden. Schon die marktchreierische Art der Ankündigung, durch welche die Verlagshandlung jenes geflügelte Wort zu bekräftigen suchte, daß dem Dichter zur Popularität „nur ein Cotta“ gefehlt habe — als ob die Goethe und Schiller ihre Stellung im deutschen Volke dem Verleger zu danken hätten! — mußte die aufrichtigen Freunde Grillparzers unangenehm berühren. Was soll man aber zu der Pietätlosigkeit sagen, mit welcher der Dichter durch Veröffentlichung jeder Aeußerung einer verdrießlichen Laune, jedes kleinlichen Ausfalls auf Personen und Richtungen, die ihm unsympathisch waren, noch im Grabe bloßgestellt wird! Die Welt würde wohl nichts verloren haben, wenn ihr die beschränkten Ansichten Grillparzers von mittelhochdeutscher Poesie, vom Volksliede u. a. m. unbekannt geblieben wären. Bei der Veröffentlichung der Selbstbiographie hätte überdies eine Frage — wenn nicht des Rechts — doch der Convenienz Berücksichtigung verdient. Die Biographie war für die Akademie der Wissenschaften geschrieben, aber nicht abgeliefert worden, weil sie unvollendet blieb, und darnach erscheint doch eigentlich die Akademie als rechtmäßige Eigenthümerin des Schriftstücks, wie sie statutenmäßig dergleichen von jedem Mitgliede zu fordern hat. Auch die Anordnung der Gedichte zeugt von nichts weniger als kritischem Takt.

Ein neuer Bürgermeister und ein neuer Abgeordneter. Stuttgart. Als Herr Sid das Ministerium des Innern übernahm, wurden zwei Posten erledigt, die er bis dahin für die Stadt Stuttgart bekleidet hatte: es war ein neuer Bürgermeister und ein neuer Abgeordneter für den Landtag zu wählen. Diese doppelte Wahlhandlung hat die Gemüther der Residenzbewohner in den letzten Wochen in ziemliche Bewegung versetzt. Weniger allerdings die erstere; denn bei der Wahl eines Stadtvorstandes stellte man nach allgemeinem Uebereinkommen die technischen Erfordernisse, wie billig, in den Vordergrund und sah ausdrücklich von politischen Rücksichten ab. Die Wahl fiel auf Herrn Haack, einen jungen Gelehrten, der bis dahin als Schäßle's Nachfolger in Tübingen den Lehrstuhl der Staatswissenschaft bekleidet, früher aber schon als Angestellter auf dem Stuttgarter Rathhaus nützliche Dienste geleistet hatte. Herr Sid selbst hatte auf diese junge Kraft aufmerksam gemacht, und da sein Wunsch unter der Bürgerschaft der Residenz viel gilt, auch die sogenannte „liberale“ Partei, deren geistiger Leiter eben Herr Sid bisher gewesen ist, und die bei allen städtischen Wahlen den Ausschlag zu geben pflegte, die Candidatur lebhaft befürwortete, war schon mit der Aufstellung auch die Wahl des Herrn Haack entschieden. Es kann nicht gesagt werden, daß die nationale Partei große Freude über diesen Gang

der Dinge empfunden hätte. Denn so ganz konnte man doch der Wahl eines Stadtvorstandes der Residenz eine politische Bedeutung nicht absprechen, und Herr Haß war in Tübingen nicht bloß der Amtsnachfolger Schäßle's gewesen, sondern hatte sich dort auch zu den gleichen politischen Ansichten bekannt. Allerdings nicht eben in hervortretender Weise; er hatte mehr das Leben eines stillen Gelehrten geführt, und jetzt gab er vor seiner Wahl vollkommen befriedigende Erklärungen über sein Verhalten zu der neuen Ordnung der Dinge ab. Dazu kam, daß unter den heutigen Umständen, bei dem außerordentlich raschen Wachsthum Stuttgarts und bei der nicht geringen Menge zu erledigender Aufgaben, für welche Sid wegen seiner politischen Beschäftigungen in den letzten Jahren wenig Zeit mehr gefunden hatte, allerdings eine Arbeitskraft, die ihren nächsten Pflichten gewachsen war, vor Allem erfordert wurde. So ward denn von keiner Seite der Versuch gemacht, dieser Wahl entgegenzuwirken, vielmehr wurde Herrn Haß ausdrücklich die Candidatur von sämtlichen politischen Parteien gemeinsam entgegengetragen, man sah zur Seite der oben erwähnten liberalen Mittelpartei in überraschender Eintracht die nationale und die Volkspartei, und als der neue Bürgermeister in sein Amt eingeführt wurde und feierliche Festmahl in gebührender Weise den bedeutungsvollen Akt besiegelten, überboten sich die Festredner in Lobpreisungen der erhebenden Thatsache, daß alle Parteien mit Beiseitesetzung alten Haders Hand in Hand gegangen seien und in rührender Eintracht für der Vaterstadt Bestes zusammengewirkt hätten. Alles schien sich dem langentbehrten Genuß einer friedlichen Idylle hinzugeben, die denn freilich bei der kurz darauf folgenden Abgeordnetenwahl alsbald durch die schreiendsten Dissonanzen unterbrochen werden sollte.

Trotz jenes Austausches ausgesuchter Höflichkeiten waren die Parteien im Voraus entschlossen, bei dieser Gelegenheit sich zu messen. Bei der Wahl eines Abgeordneten für den Landtag wäre es ja auch ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, sämtliche politische Parteien unter Einen Hut zu bringen. Von Seite jener liberalen Partei, die, genauer gesagt, neben der großen Masse des Residenzbürgerthums, die Anhänger des Hofes und die Anhänger des Ministeriums in sich begreift, und die sich während der heftigen politischen Kämpfe seit 1866 stets auf der goldenen Mittelstraße zu halten suchte, indem sie theils mit der Volkspartei gegen die Nationalen stand, theils mit Hilfe der Nationalen die Volkspartei in die Schranken zurückwies, wurde anfänglich die Wiederwahl Sid's beabsichtigt. Dieser selbst schien einer Wiederwahl nicht abgeneigt, und unter anderen Umständen wäre auch an der Erneuerung des Mandats für den persönlich Beliebten und in der Bürgerschaft höchst einflußreichen Mann nicht zu zweifeln gewesen. Doch stand dem im Wege, daß die Uebertragung des Abgeordnetenmandats der Residenz

an den Minister des Innern gerade zur Zeit in Württemberg wenig schädlich erschien; denn beim letzten Landtag war vielfach eine gewisse Eifersucht des Landes gegen die Hauptstadt zum Vorschein gekommen, welche es Herrn Sid schwer gemacht hätte, jene Doppelstellung zur allgemeinen Befriedigung auszufüllen. Die deutsche Partei aber konnte aus politischen Gründen dieser Candidatur nicht beistimmen, und da sie sich entschlossen zeigte, auf alle Fälle eine eigene Candidatur aufzustellen, zog Sid noch rechtzeitig sich von aller Bewerbung zurück. War auch sein Sieg wahrscheinlich, so wäre derselbe doch nur in einem Wahlkampfe zu erlangen gewesen, der auf die politische Vergangenheit des Ministers zurückgreifend wenig verlockendes für denselben haben konnte.

Der Candidat der deutschen Partei war Dr. Oskar Wächter, ein Sohn des berühmten Leipziger Juristen. Früher schon einmal der Kammer angehörig, hatte er stets mit Treue und Eifer zur nationalen Sache gehalten. Im Jahre 1866 war er einer der Wenigen gewesen, welche gegen die Bewilligung der Gelder für den Krieg gegen Preußen stimmten, und seitdem hatte er getreulich die Sturm- und Drangperiode der deutschen Partei in Württemberg mit durchgemacht. Das unpopuläre neue Militärgesetz fand an ihm einen unerschrockenen Vertheidiger. Als die preussische Regierung sich veranlaßt sah, gegen den Stuttgarter „Beobachter“, der damals auf der Höhe seiner Macht und Popularität sich befand, eine Anzahl von Preßproben anzustrengen, unterzog Wächter sich der Aufgabe, die Sache der preussischen Regierung vor den Württembergischen Gerichten zu führen. Noch jüngst rühmte man den Eifer, mit welchem er als Vorstand des Stadtverordnetencollegiums, oder wie hier der Titel lautet, als Obmann des Bürgerausschusses sich an den Feierlichkeiten zum Empfang des deutschen Kronprinzen betheiligte. Den Friedens- und Liebeswerken zur Zeit des Kriegs hatte er sich mit feltner Hingebung gewidmet. Ein Mann von erprobter Charakterfestigkeit, auch in den bürgerlichen Kreisen angesehen und beliebt, wie eben seine Wahl zum Obmann des Bürgerausschusses bewies; nur daß — zumal unter den heutigen Verhältnissen — Vielen seine streng religiöse Richtung bedenklich war, aus der er bei der Offenheit seines Wesens nie ein Geheul gemacht, und die ihn wenigstens in früheren Jahren zu Aeußerungen unbedachten Uebereifers hingerissen hatte.

Einen so ausgeprägten Parteimann glaubte jene ministerielle Mittelpartei nicht unterstützen zu dürfen, sie beschloß einen eigenen Candidaten aus ihrer Mitte aufzustellen. Doch gelang ihr nach langem Suchen in ihren Reihen keine taugliche Wahl, und zuletzt sah sie sich zu dem Geständniß genöthigt, daß sie, die bisher alle Wahlen in Stuttgart beherrscht hatte, diesmal darauf verzichten müsse, als Partei aufzutreten. So fielen denn ihre

Bestandtheile auseinander, und wandten sich dann theils dem einen, theils dem andern der beiden gegnerischen Lager zu.

Die Volkspartei hatte ein jüngeres, talentvolles Mitglied aus ihren Reihen aufgestellt, den Rechtsanwalt Niethammer, einen Enkel des Dichters Justinus Kerner. Auch er hatte schon früher der Kammer angehört und damals mit jugendlicher Frische an den Agitationen wider Preußen, wider die Verträge, wider das neue Militärgesetz sich betheiliget. Persönlich war auch dieser Candidat durchaus achtbar, ja einnehmend. So standen sich also zwei verschiedene Parteimänner gegenüber, von der deutschen Partei der Eine, von der Volkspartei der Andere, und die Frage war, wie die große Masse der Wähler sich aussprechen würde, die weder der einen noch der anderen Partei zugehörte, vielmehr den breiten, verschiedener Abstufungen fähigen Raum zwischen beiden mit Behagen ausfüllte. Wie vorauszusehen, nahm unter diesen Umständen der Kampf wieder ganz denselben Charakter an, den unsere politischen Kämpfe seit dem Jahre 1866 getragen haben. Die Befähigung für das Mandat zum Landtag wurde weniger untersucht und erörtert, als die Stellung der Candidaten zu Preußen, zum Reich; weniger ihr jetziges Glaubensbekenntniß analysirt, als vielmehr ihre politische Vergangenheit durchsucht und zerpfückt. Allerdings unterschied sich das gegenwärtige politische Programm beider Bewerber so wenig voneinander, daß man in der Hitze des Parteikampfes mit Nothwendigkeit zu jener retrospectiven Kritik sich gedrängt sah. Denn daß die Ordnung des Reichs als die zu Recht bestehende Basis anzuerkennen sei, auf der nun auch die Einzelstaaten die Ausbildung ihrer Institutionen anzustreben hätten, wurde von dem Einen wie von dem Anderen vorangestellt. Ja mit ganz besonderem Eifer versicherten gerade die Anhänger des Herrn Niethammer, daß derselbe neben anderen Vorzügen in erster Linie wegen seiner „unzweifelhaften Reichstreue“ zum Vertreter der Stadt Stuttgart sich empfehle. Eine Versicherung, die freilich Vielen nur als ein Wahlmanöver erscheinen wollte; denn wenn auch Herr Niethammer selbst Treu und Glauben für seine Erklärungen in Anspruch nehmen durfte, standen dieselben doch in grellem Widerspruch mit der sonstigen Stellung der Volkspartei, zumal in ihrer Presse, die seit dem Jahr 1866 in Ziel und Mitteln dieselbe geblieben ist, und welche ihre „Reichstreue“ eben jetzt durch ein verständnißinniges Liebäugeln mit den clerikalen Umtrieben an den Tag legt.

Der Ausgang des Wahlkampfes, dessen Bitterkeit von Tag zu Tag zunahm, war ein Sieg der nationalen Partei. Doch ein Sieg, der nur mit geringer Mehrheit erstritten ward und der darum nicht viel Ruhmens erlaubt. Sieht man genauer auf die Elemente, welche hüben und drüben standen, so wird man es — zumal bei dem allgemeinen Stimmrechte, das in

einer unvorsichtigen Stunde auch für unsere Landtagswahlen eingeführt wurde — weniger befremdlich finden, daß der Sieg hart am Rande einer Niederlage erfochten wurde. Auf der Seite der Volkspartei, die für sich allein wenig bedeutet hätte, stimmten die Katholiken, die Juden, die gegen Wächters strengen Protestantismus aufgehetzt wurden, die Arbeiterbevölkerung, die Hofpartei, die ausdrücklich die Weisung erhalten hatte, für den Candidaten der Volkspartei zu stimmen, endlich Unzufriedene aus verschiedenen localen Gründen: kurz eine Coalition aller mißvergnügten Elemente. Dagegen sah sich die deutsche Partei wesentlich auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, bis ihr zuletzt ein namhafter Theil des unabhängigen Bürgerthums zu Hilfe kam, das sonst zu jener Mittelpartei gehalten hatte und nun in die Wahl zwischen Volkspartei und deutscher Partei gestellt doch für die letztere sich entschied. Und darin lag nun doch gegen früher eine erhebliche und erfreuliche Verschiebung der Parteien. Auf der einen Seite der höfische und der demokratische Particularismus verbündet mit allen Unzufriedenen, auf der anderen der Kern der konservativ-liberalen Bürgerschaft. Die Stuttgarter Wahl, obwohl noch unter der Nachwirkung der alten Parteikämpfe und mit den alten Agitationsmitteln durchgeföhrt, darf doch für unser Land als der Anfang einer neuen Gruppierung betrachtet werden, die sich mit der Zeit allgemein geltend machen wird und in der That das im neuen Reich allein richtige Parteiverhältniß darstellt.

Die Wahlcampagne. (V.) Die Principien. Vom Griesee. — Ich habe die Geschichte der Politik, wie sie sich im letzten Jahre entwickelt und zur Nomination unserer Präsidentschaftscandidaten geführt hat, in kurzen Zügen in früheren Aufsätzen zu schildern versucht, und es bleibt mir nur noch übrig, die in Frage stehenden Principien und die dem Lande empfohlenen Vertreter derselben auf etwas breiterer Basis zu beleuchten.

Als die republikanische Partei sich im Jahre 1856 bildete, schrieb sie die große „moralische“ Idee der Slavenemanzipation auf ihre Fahnen. Diese Partei siegte und setzte ihr Ziel durch, und nun entsteht die Frage: hat die republikanische Partei mit der Erlangung dieses Zieles sich überlebt oder steht die Slavenemanzipation und die politische Gleichstellung der Neger in Gefahr, wenn diese Partei von ihrem Schauplatze abtritt? Es sind nun sieben Jahre seit dem Schluß des Bürgerkrieges verflossen und es wird den emancipirten Negern zum ersten Male in diesem Jahre Gelegenheit gegeben werden, ihr Botum in die Wagschale des nationalen Geschickes dieses Landes zu werfen — gewiß eine Errungenschaft, welche nicht nur die Neger, sondern die ganze Menschheit der republikanischen Partei zu Dank verpflichtet. Diese Partei ist jedoch noch weiter gegangen. Sämmtliche ehemalige Rebellen,

welche ihre Waffen gegen den Bestand der Union trugen, sämtliche Mitglieder der National-Gesetzgebung, welche zur Rebellion anstachelten, sind mit nur wenigen Ausnahmen durch eine Congressacte in diesem Frühjahr vollständig amnestirt worden und dieselben Herren sind wieder wählbar zum Congress und zu den höchsten Executivbehörden, welche sie einst mit dem Schwerte in der Hand vernichten wollten. Die südlichen Staaten sind wieder der Selbstregierung zurückgegeben worden, kurz die Union ist auf Grundlage ihrer Constitution vollständig wieder hergestellt worden. Aber grade deshalb verlangt die republikanische Partei die Fortführung der Administration durch ihre Vertreter. Ihre Machterhaltung soll nicht blos eine dankbare Gesinnung von Seiten des Volkes ausdrücken, sondern zugleich die Garantie geben für die loyale Haltung des Südens. Wohl ist der Neger in seiner persönlichen Freiheit und seinen politischen Rechten durch die Amendments zur Constitution geschützt, allein Verfassungsparagraphen ohne Ausführungsdekrete und Ausführungsdekrete ohne willfährige Executivgewalt sind todte Buchstaben, die auf dem Pergamente vergilben, auf dem sie aufgezeichnet sind. Und wenn die Opposition der republikanischen Partei in den Besitz der Bundesexecutive und Bundeslegislative gelangt, dann werden allem Anscheine nach die Constitutionsamendements, welche den Negern ihre persönlichen und politischen Freiheiten sichern, todte Buchstaben bleiben.

Die Opposition besteht aus zwei Elementen, den liberalen Republikanern und den Demokraten. Das Hauptprincip der letzteren ist, wie schon oft angedeutet, die Staatenrechtstheorie oder Sonderbündelei, Particularismus, wie man es in Deutschland nennen würde. Die persönlichen und politischen Rechte der Neger erkennt zwar die Demokratie an, allein gestützt auf ihr Lebensprincip, will sie die ausführenden Bestimmungen den Einzelstaaten überlassen, statt sie, worauf die republikanische Partei dringt, als eine Materie der nationalen Gesetzgebung anzuerkennen. Geschieht dies, dann ist mit 99 Procent Wahrscheinlichkeit zu befürchten, daß wir eine zweite Auflage des Bürgerkrieges zu erwarten haben. Denn es ist nach menschlichen Begriffen kaum denkbar, daß die ehemaligen Sklavenbarone in ihrer wiedererlangten Machtstellung in den Südstaaten und ihre politischen Glaubensgenossen im Besitz der Bundesmaschine in Washington nicht den Negern nach und nach dieses und jenes Recht entziehen würden. Rachegedanken gegen den Norden sind in einem Theile des Südens heute noch grade so lebendig, wie in Frankreich gegen Deutschland. Und während Frankreich nur für den Verlust nationaler Ehre und für Gebietsverlust Rache schnaubt, will unser Süden Rache für den Verlust seines persönlichen Privateigenthums, für den Verlust seiner persönlichen politischen Machtstellung, die er im allergünstigsten Falle doch mit seinen früheren Sklaven theilen muß. Amnestirt, wie das südliche

ehemalige Rebellenelement nun ist, wird es die Regierung seiner Staaten bald in die Hände bekommen und die reconstruirten Staatsverfassungen in aller Form mit Nichtachtung der Negerrechte wieder herstellen. Ward ja doch erst im vorigen Monate in West-Virginien dem Volke ein specieller Paragraph neben der Verfassung zur Abstimmung unterbreitet, der die Neger für unfähig erklärte, Staatsämter zu bekleiden! Und dazu denke man eine demokratische Regierung in Washington mit einer strikten Sonderrechtstheorie, und die politische Unterjochung des Negers, wenn auch nicht von Bundeswegen, so doch in den einzelnen Südstaaten ist nur zu gewiß. Die demokratischen Organe des Nordens mögen diese Deduction noch so sehr weg zu demonstrieren, zu läugnen und zu schreien versuchen — sie bleibt nichtsdestoweniger die logische Nothwendigkeit einer demokratischen Herrschaft, zumal diese sich ihrer numerischen Stärke nach auf das ehemalige Rebellenelement und das Gros der unwissenden, rohen und jeder Corruption zugänglichen Irländer stützt. Einige Hitzköpfe im Süden, Redner wie Organe, haben bereits in Anticipation eines Sieges die Forderungen aufgestellt, daß die conföderirten Soldaten pensionirt und die Conföderationsschuld anerkannt werde. Und den Vollzug dieser Forderungen repräsentirt Horace Greeley, in dieser Eigenschaft demokratischer Candidat. Herr Greeley reist gegenwärtig im Lande umher, hält Reden zu Gunsten der demokratischen Gouverneurs- und Congresscandidaten, predigt die Staatenrechtstheorie ganz im Geiste der südlichen Auffassung und hat am 19. September in Pittsburg, Pa., erklärt: „Wenn der Süden secediren wolle, so würde ich heute noch meine Zustimmung dazu geben.“ Wie soll man einen öffentlichen Charakter anders beurtheilen, als nach seinen öffentlichen Handlungen und Aeußerungen? Und die Aeußerung Greeley's in Pittsburg fast am Vorabende der Wahl stempelt ihn zum Sonderbündler mit secessionistischen Anschauungen — was gleichbedeutend mit der Ausrottung der Errungenschaften des Bürgerkrieges ist. Das Ziel der Demokraten liegt somit klar genug vor den Augen aller nicht vom fanatischen Parteigeist geblendeten Bürger.

Das zweite Element der Opposition, die Liberal-Republikaner, können ihrem Wesen nach diesem Ziele nicht zusteuern. Denn sie sind Republikaner von Hause aus und haben für die Unionsache mit Wort und Schrift und Schwert gekämpft. Allein sie sind auf die Demokratie als Bundesgenossen angewiesen, und so heterogen diese Verbindung ist, so suchen sie dennoch an ihr festzuhalten durch reine sophistische Selbstverblendung. Sie haben zwei Stichwörter erfunden, die ihnen theils diesen Uebergang ins demokratische Lager vermitteln helfen und theils den Schein geben sollen, als ob die Demokratie zu ihnen übergegangen sei. Diese Stichwörter sind: „Versöhnung“ und „Händeschütteln über der blutigen Kluft.“ (Clasp hands over the bloody chasm.) Versöhnung! Hat der Norden den Süden zu versöhnen für den Insult, daß er die Union aufrecht erhalten hat? Ist der Süden zu versöhnen, weil er die Rebellion angestiftet hat? Nach der Auffassung der Liberalen müßten wir den Süden jetzt um Entschuldigung bitten, daß wir es gewagt haben, ihn zu besiegen, gerade wie die Franzosen es von den Deutschen verlangen. Aehnlich verhält es sich mit dem zweiten Stichwort: „dem Händeschütteln über der blutigen Kluft“. Es existirt keine blutige Kluft zwischen dem Norden und dem Süden, außer in der Phantasie solcher, welche noch

den Kanonendonner vom Fort Sumter zu hören glauben. Die blutige Klust ist geschlossen worden auf den Feldern bei Appomattox, als General Lee seinen Degen vor dem Unionsgeneral Ulysses S. Grant in den Sand streckte. Keiner der südlichen Officiere wurde executirt, keinem sein Vermögen confiscirt, keiner in die Verbannung geschickt, keiner ins Zuchthaus gesteckt, und selbst Jeff. Davis kam mit einer kurzen comfortablen Strafhaft davon. Die einzige Strafe war die politische Entrechtung, und auch die ist aufgehoben. Es gab und giebt keine Regierung in der Welt, die so human und so verfühlich Rebellen behandelt hat, wie unsere republikanische. Ja selbst die südlichen Mordbrenner, welche sämtliche Hauptstädte des Nordens in Asche legen wollten und die dieses abscheulichen Verbrechens dokumentarisch überwiesen sind, sind auf freiem Fuße, halten Reden für Greeley und wagen es, die republikanische Partei der Tyrannei und des Despotismus anzuklagen! Wo die ehemaligen Rebellen solche Licenz genießen, ist es da nicht absurd, gelinde gesprochen, von „Versöhnung“ und „Händeschütteln über der blutigen Klust“ zu faseln? Aber die Opposition ist zu dem Kampf um diese Phrasologie hingedrängt worden, weil ihr jedes wesentliche Princip abhanden gekommen ist. Vom Freihandel oder Schutzzoll spricht man heute nicht mehr; die Civildienstreform ist zur Bagatelle geworden, und die „südliche“ Frage mit ihren Stichwörtern ist erfunden worden, um das triviale Geschrei: „Anything to beat General Grant“ zu verhüllen, obschon dies die einzige Moral oder besser der einzige Kitt für die heterogenen Elemente der Opposition ist. Die „Liberalen“ behaupten nun, die Demokraten wären zu ihnen übergegangen, und die Demokraten behaupten, gerade das Gegentheil hätte stattgefunden. Die „Liberalen“ sind zu einem winzigen Häuflein zusammengeschrunpft, da das Gros derer, welche die „liberale“ Bewegung begünstigten und unterstützten, nach der Nomination Greeley's in Cincinnati und Baltimore wieder in das republikanische Lager zurückging, weil sie die Candidatur Greeley's als die personificirte Absurdität ansehen, wie ich es später noch zu zeigen haben werde. Die Demokraten bilden somit 90 Procent der Opposition, und die Behauptung der „Liberalen“, daß sie sich zu ihren Anschauungen belehrt hätten, ist die Behauptung, daß der Berg zu Mohamed gekommen sei. Von dieser Selbstverblendung sind selbst Männer wie Charles Sumner und Carl Schurz besessen. Allein in der Politik giebt es kein Zurück, und wer einmal zu einem politischen Fehler A gesagt hat, der muß auch B sagen, nur damit er andere an das B glauben macht, wenn er auch selbst nicht daran glaubt.

Das neue Ministerium in Hessen. Vom untern Main. — Sie kennen bereits die Namen der Männer, welche die „neue Aera“ im Großherzogthum Hessen inauguriren sollen; lassen Sie sich nun auch Etwas über deren Persönlichkeit und politische Vergangenheit berichten.

Den Vortritt hat, wie billig, der „Lord an der Spitze“, welcher der neuen Verwaltung das Dasein und den Namen gab: der seitherige Vertreter Hessens im Bundesrathe, Geheimerath Karl Hofmann aus Darmstadt. Es gab dort immer viele Hof- und Hoffmänner, welche sich im öffentlichen Leben des Landes einen ehrenvollen Namen machten, davon der frühestgenannte jener hessische Patriot und Philhellene Ernst Emil Hoffmann war,

dessen wahrer Sohn, der Reichstagsabgeordnete Karl Johann, seit Jahren zu den Führern der Fortschrittspartei im hessischen Landtag gehört. Mit diesen Hoffmanns „aus dem ff“ ist unser neuer Ministerpräsident, der sich nur mit einem f schreibt (was hoffentlich in dem dadurch gegebenen Doppelsinn seines Namens nicht von ominöser Vorbedeutung für das von ihm erwartete ächt volksmännische Wirken ist!), nicht verwandt; wohl aber bringt er dem hessischen Volke ein anderes verwandtschaftliches Accreditiv mit, denn er ist der Nefte des im Dienste eben jenes Volkes ergrauten, vieljährigen fortschrittlichen Landtagsabgeordneten, Hofgerichtsadvolaten Bolhard in Darmstadt. Wenn verwandtschaftliche Beziehungen im Staatsleben schon oft eine für die Interessen des Landes verhängnißvolle Rolle spielten, so darf von der hier gemeldeten wohl das Gegentheil prognosticirt werden, und wenn Herr Hofmann nur will, so ist es ihm ein Leichtes, durch das Medium seines Oheims in constantem Rapport mit den fortschrittlichen Elementen der Bevölkerung des Großherzogthums zu bleiben, welche ihre große Mehrzahl ausmachen. Diese Verwandtschaft hat übrigens nicht gehindert, daß Hofmann früher ganz andere Wege wandelte. Hofmann war nämlich in der letzten Epoche der bundestäglichen Aera ein entschiedener „Großdeutscher“ und Beustianer de pur sang, Reformvereinler, und als solcher ein Hauptgegner des Nationalvereins, der zuerst in Hessen gegen das Regime Dalwigk so energisch Front machte. Im Jahre 1864 wurde Hofmann dem Herrn v. Beust auf den Landauer Conferenzen wegen der schleswig-holstein'schen Frage attachirt, was jedenfalls ein günstiges Zeugniß für seine diplomatische Befähigung abzulegen scheint. Hier that er seine ersten Schritte auf dem Felde der großen Politik. Noch 1866 war er, was wir hier zu Lande einen „großen Preußenfresser“ nennen, und vertrat damals in der zweiten hessischen Kammer als Commissär der Regierung äußerst energisch das Kriegsbudget gegen den Führer der nationalen Partei, Advolaten Metz. Doch, wie mancher gut deutsch gesinnte Mann dachte damals ebenso und sah in einer Demüthigung Preußens das beste Mittel zur Abwerfung des den Preußen selbst in jener Zeit so tief verhaßten Bismarck'schen Junkerregiments! Ein anderer Ausgang kam und mit ihm eine andre Zeit, mit welcher Hofmann längst seinen ehrlichen Frieden machte. Er sagte sich nach Königgrätz wohl, daß Deutschland dem gehören solle, der es zu nehmen weiß. In Berlin verstand es Hofmann, trotz der Kleinheit des Landes, welches er im Bundesrathe zu vertreten, trotz der oft mehr als zweideutigen Haltung der Regierung, welche ihn gesandt hatte, sich rasch Stellung zu machen, und zwar sowohl im Zollparlament und Reichstag, am grünen Tisch des Bundesrathes, wie auch bei dem königlichen Hause und dem Träger der Reichspolitik selbst, wo er bald überall persona gratissima wurde. Er hatte diese Erfolge sowohl seiner aufrichtig reichstreuen Gesinnung, als seinem staatsmännischen Geschick zu danken, und übrigens ist ja im Himmel mehr Freude über einen Sünder, der sich bekehret, denn über neunundneunzig Gerechte.*) Auch im Neuen Palais zu

*) Selbst Prinz Alexander, der Bruder des Großherzogs und Haupt der frühern österreichischen Hofpartei, soll sich neuerdings freundlicher zur veränderten Configuration der Dinge gestellt haben, ja sogar einer der Geburtshelfer des neuen Ministeriums gewesen sein. Wie weit bei dieser Sinnesänderung russischer Einfluß maßgebend war, entzieht sich der äußeren Wahrnehmung.

Potsdam und — Darmstadt gilt Hofmann für sehr wohl angeschrieben, und die öffentliche Stimme bezeichnete ihn bereits als den designirten Träger der einstigen Regierungspolitik des hessischen Erbprinzen. So war Hofmann gleichsam einstweilen in Berlin „ad usum Delphini“ kalt gestellt worden; wir Hessen aber freuen uns ungemein, daß auch, was selten der Fall, ein Wechsel auf die Zukunft einmal von der Gegenwart discontirt worden und wir den Sturz eines verhaßten Systems von schier eiserner Dauerbarkeit nun endlich, was man zuletzt geneigt war für gar nicht mehr möglich zu halten, doch noch erlebt haben! Geheimerath Hofmann bringt auf seinen neuen Posten den Ruf eines einsichtsvollen, klaren, den Forderungen der neuen Zeit zugänglichen Kopfes von Energie und bedeutender Geschäftskennntniß mit, und genau Das ist es, was Hessen zu seiner Regeneration jetzt vor Allem nöthig hat. Es ist eine kleine Herkulesaufgabe, die Hoffmann's wartet, den hessischen Augiasstall von den Schuttanhäufungen und Schmutzablagerungen zweier Jahrzehnte zu reinigen; sie wird ihm gelingen, wenn er den Strom der Zeit läuternd und erfrischend hindurchleitet. Auch etwas ästhetisch angehaucht ist unser neuer Ministerpräsident, und das kann auch nicht schaden, denn die Mufen und Grazien waren seither aus Hessen verbannt, wenn sie sich nicht gerade in das Tritot des Ballets steckten.

Zu allem Glück hat sich die anfangs gehegte Befürchtung nicht bestätigt, Hr. Hofmann werde sein ganzes Ministerium aus dem „Darmstädter Klüngel“ heraus componiren; auch die übrigen Kreise und die andern Provinzen des Landes fanden bei Bildung desselben billige Berücksichtigung. Zwar der nächst dem Vorsitz in unserm neuen „Bürgerministerium“ einflußreichste und wichtigste Posten, das Portefeuille des Innern, sehen wir wiederum in den Händen eines Darmstädters und eines Adligen dazu: des Freiherrn von Starck.

Um unsern Ausgabeetat zu ermäßigen (was nun Angesichts der vielen und hohen Ministerpensionen, welche das Land zu zahlen hat, doppelt vonnöthen), und auch sonst wohl den früher gar sehr angeschwollenen Großmachtstamm der hessischen Ministeralhierarchie etwas zeitgemäß zuzustutzen, hat Hofmann die Einrichtung dahin getroffen, daß seine Collegen in der neuen Verwaltung nicht mehr den Titel von Ministern, sondern nur den von „Direktoren“ ihrer resp. Ressorts führen, was sich recht bürgerministerlich anläßt. Das Amt und die Obliegenheiten sind dieselben geblieben, aber der Titel, und dem entsprechend der Gehalt, sind bescheidener geworden.

Also Hr. von Starck ist „Direktor“, d. h. Minister des Innern. Er war bis vor einigen Jahren Kreisrath in Offenbach a. M., und zwar schon in den schwierigen Jahren 1859 und 1860, wo die große Dalwigk'sche Haupt- und Staatsaction gegen die hiesigen Massenbeitritte zum Nationalverein, welche nachher ein so klägliches von Hrn. v. Starck um jene Zeit schon vorausgesehenes Ende nahm, mit gewaltigem Apparat in Scene gesetzt wurde. Hr. v. Starck, der damals zwischen der Regierung und den zum Nationalverein Beigetretenen die Sache gütlich vermitteln wollte, erhielt dafür vom Ministerium Dalwigk, das ja gerade den Kampf wollte, einen Beweis: wieviel hätte später Hr. v. Dalwigk wohl darum gegeben, wenn er

dem Rathe des Hrn. v. Starck gefolgt wäre! Denn die Geister, die er gerufen, sollte er hinfüro nicht mehr los werden. Als dann das Ministerium Dalwigk-Bechtold nach Gründung des deutschen Reichs das Bedürfniß empfand, seine Lebensfähigkeit durch Einsprizung etwas liberaleren Blutes zu verstärken, wurde Hr. v. Starck von Offenbach, wo er sich den Ruf eines sehr tüchtigen, kenntnißreichen und fleißigen Administrators und zugleich humanen, nichts weniger als zopfig-bureaucratischen Beamten erworben, zunächst zum Provinzialdirektor in Gießen, und bald darauf zum Rath im Ministerium des Innern ernannt, als dessen „weiße Seele“ er fortan angesehen ward. Er that mindestens Nichts, was geeignet gewesen wäre, seine eigene Zukunft zu compromittiren. Bei Gelegenheit eines ihm bei seinem Weggang von Offenbach gegebenen solennen Abschiedsessens hielt er sogar eine Rede, welche damals nicht geringe Sensation erregte, da sie eine ebenso liberale als nationale Färbung trug, fast wie ein offener Bruch mit dem bisher in Hessen herrschend gewesenen Systeme und der Vergangenheit ausfiel. Eine solche Sprache hatte man bei uns von einem eben erst ins Ministerium Berufenen lange nicht gehört, und Viele begannen bereits Morgenluft zu wittern. Auf diese Bankettrede hin, die auch beinahe schon ein wenig nach einer Candidatenrede schmeckte (wogegen an sich ja gewiß Nichts zu sagen ist), stellten dann die nähern Freunde des Gefeierten die Candidatur desselben für die eben bevorstehende Reichstagswahl im Wahlkreis Offenbach-Dieburg. Die liberale Partei mußte sich damals gegen eine solche Candidatur erklären, die indeß auch von Anfang an aussichtslos, da Starck's Name in der politischen Arena doch noch zu neu war. Die liberale Partei war der gewiß richtigen Ansicht, daß, von allem Andern abgesehen, auf eine noch so liberal gefärbte Tisch- und Gelegenheitsrede hin noch nicht sofort das Ehrendiplom eines Reichsboten zu verleihen sei; und übrigens schien ihr Hr. v. Starck's Platz schon damals weit eher in Darmstadt (wo man solche Arbeiter brauchen konnte), als in Berlin, und eher das Fauteuil des Ministers denn die Bank der Volksvertreter zu sein. Und an diesem Ziele ist er denn jetzt auch angekommen. Man darf sagen, daß seine Ernennung im Ganzen recht sehr befriedigt hat, daß man aber jetzt, wo ihm freie Hand und die Möglichkeit gegeben ist, die Anschauungen und Ideen seines Offenbacher Speech zu realisiren, auch die rechten Thaten von ihm zu sehen erwartet. Ihm fällt der Löwenantheil an der hessischen Reformarbeit zu, und wenn er seine Aufgabe richtig erfaßt, kann er sich einen schönen Platz in der Geschichte des Landes sichern. Denn gerade im „Innern“ ist der meiste „Schutt“ hinwegzuräumen, wie dies ja Ministerpräsident Hofmann jüngst selbst in einer Bankettrede zu Mainz, wo er mit Starck zusammen erschienen war, gar offen aussprach. Hr. v. Starck hat sich schon frühe auf eine tüchtige Carriere im Staatsdienst, die man ihm übrigens auch wohl prophezeien konnte, vorbereitet, und das Land und die liberale Partei wird seine fernere Entwicklung mit besonderem Interesse weiter verfolgen. Seine letzte Karte hat er offenbar noch nicht ausgespielt.

Beide, Hofmann wie Starck, sind Männer in den besten Jahren, und es ist immer gut, wenn am Ruder des Staates nicht Halb- oder Ganz-Invaliden sitzen. Die neue Zeit heischt frische Kräfte, zumal im Großherzogthum Hessen, wo so Vieles aufzuräumen ist.

Auch die Ernennung des seitherigen Abgeordneten und Hofgerichtsraths Kempff aus Gießen (Provinz Oberhessen) zum Direktor des Justizdepartements kann man nur gutheißen. Kempff ist ein tüchtiger Fachmann, leidlich liberal, und was auf diesem Posten die Hauptsache, ein durch und durch ehrenwerther Charakter. Und darauf kommt es uns in Hessen gerade bei dem Chef der Justiz zu allermeist an, denn gerade auf diesem Gebiete ist Vieles, sehr Vieles faul bei uns, und hier ganz besonders gilt es zu säubern und auszufegen, damit man wieder an die Integrität der Hessischen Gerichte den vollen, ganzen Glauben zurückgewinne und sich tröstend und zuversichtlich sagen dürfe: „Es giebt Richter in Darmstadt!“

Einen trefflichen Beirath hat sich Hr. Kempff für sein Departement berufen in Advokat-Anwalt Finger von Alzey (Prov. Rheinhessen), der zum Ministerialrath im Justizministerium ernannt wurde. Eine bessere, vertrauenerweckendere Wahl hätte man gar nicht treffen können. Finger (beiläufig gesagt, Mennonit, doch von der laxen Observanz, ohne die aparten Schrullen dieser Sekte, die z. B. auch den Prozeß verwirft, was sich ja mit dem Beruf als Anwalt oder Justizministerialrath schlecht genug vertrüge!) genießt als Mensch und in seinem öffentlichen Wirken die Achtung aller Parteien. Seine Ernennung ist zugleich eine wesentliche Konzession an die hessische Fortschrittspartei — der man Portefeuillejägerie bei den neusten Vacanzen sicher nicht nachsagen kann — welcher Partei er seit ihrer Begründung als hervorragendes Mitglied angehört, in den letzten Jahren sogar als Präsident des Ausschusses des Fortschrittvereins für den rheinhessischen Wahlkreis, der Meß mit 10—11,000 Stimmen zum Zollparlament und zum Reichstag nach Berlin sandte. Man kann also sagen, daß die hessische Fortschrittspartei in (ihrem) Finger dem neuen Ministerium die Hand darbietet — zu gemeinsamer Arbeit! Fingers Liberalismus ist ebenso entschieden wie maßvoll; er ist kein Draufgänger, aber ein Mann von jener zähen, ruhigen, nachhaltigen Prinzipientreue, die mit dem Tropfen zuletzt selbst den Stein aushöhlt. Auch in den Bureaux des Justizministeriums wird er fest und sich selber treu bleiben, und er hat auch die richtige Schneide gegen die Pfaffen auf katholischem und protestantischem Gebiete, wie er dies s. B. als Bertheidiger in dem bekannten Prozeß wider Pfarrer Ritter als Herausgeber des Gustav-Adolph-Kalenders dokumentirte.

Eines eigenen Kriegsministers erfreut sich unser Großherzogthum bekanntlich nicht mehr, seitdem seine Militaria in Berlin besorgt werden — und dort jedenfalls besser als in Darmstadt —, somit haben wir auch Nichts von einer anderweiten Besetzung des Ministeriums des Mars zu vermelden.

Die Dalwigk, Bechtold, Creve, Lindelof, Frank und Rodenstein sind nun dahin, und die Hofmann, Stark, Kempff und Finger sitzen auf ihren Stühlen. Doch — „des Lebens ungetrübte Freude wird keinem Sterblichen zu Theil“, und wenn er auch ein großherzoglicher Hesse wäre! Bei der Auflösung des alten Ministeriums sind nämlich einige unauflöslche dunkle Bestandtheile zurückgeblieben und (trübend) in den Becher der reinen Freude gefallen, welche das Hessische Volk empfand, als die früheren Größen von der Bühne abtraten.

Zunächst ist der Finanzminister von Diegeleben geblieben, ein in der Wolle gefärbter, hartgesottener Ultramontaner, Bruder des vor einiger Zeit

verstorbenen österreichischen Ministerialraths und berühmten k. k. Hofkanzlei-Stolisten. Die Gründe, weshalb man v. Biegeleben im Amte belassen hat, scheinen mit Angelegenheiten des Großherzoglichen Haushalts zusammenzuhängen, die sich zunächst der öffentlichen Diskussion entziehen. Soviel ist sicher: in Geldsachen hört auch bei hohen Herren die Gemüthlichkeit auf, und da oft erst recht! das Beste, was man noch von Biegelebens Verbleiben im Amte sagen kann, ist, daß er darin wohl nicht schaden, und auf die Haltung des Gesamtministeriums ohne Einfluß sein wird. Die ultramontane Partei besitzt aber jedenfalls an ihm einen Allergetreuesten im neuen Ministerium.

Schlimmer fast noch ist, daß Geh. Rath Lehmann zwar aus dem Ministerium, nicht aber aus dem Staatsdienst entfernt wurde; ja, um ihn demselben zu erhalten, hat man sogar eigens für ihn eine neue Stelle geschaffen, indem man ihn zum zweiten Präsidenten des Oberconsistoriums, der höchsten Kirchenbehörde des Landes machte, eine Stellung gerade, worin ihn die Bevölkerung, welche nach Erlösung nicht nur von dem jesuitisch-ultramontanen, sondern auch von dem geisttödtenden muckerisch-protestantischen Joche seufzt, mit ganz besonderem Mißbehagen erblickt. v. Lehmann, ein beschränkter Bureaukrat vom reinsten Wasser, war eine der unsympathischsten und zugleich charakteristischsten Erscheinungen des alten Systems, und vergeblich fragt sich der beschränkte hessische Unterthanenverstand, warum man ihn, gerade ihn, so ängstlich auch für das neue, jetzt über Hessen heranziehende Staatsleben zu conserviren bemüht war! Hoffentlich wird es ihm bald selbst in der frischeren Atmosphäre zu unbehaglich, und er geht freiwillig, da er nicht „gegangen worden.“ Ist er auch in seiner jetzigen Stellung ohne politischen Einfluß, so doch leider nicht ohne solchen auf die Entwicklung der protestantisch-kirchlichen Angelegenheiten, wo der Hauch eines neuen Geistes ebenso sehr Noth thut, wie in dem eigentlich staatlich-politischen Leben. Wir fürchten sehr, es war ein verhängnißvoller Mißgriff, Lehmann im Dienst des neuen Regimes festzuhalten; und wir wollen nur hoffen, daß sich dieser Fehlgriff nicht noch bitter rächen wird! Die Freude der Hessen könnte vollkommen sein, wenn auch Biegeleben und besonders Lehmann vom Schauplatz abgetreten wären auf Nimmerwiederkehr; — doch ach:

„Es wird mein schönstes Glück zu nichte,
Daß diese Fülle der Gesichte
Der — — Herr von Lehmann stören muß!...“

Ich bedaure mit einem Mißklang schließen zu müssen: möge auch er sich bald in reines Wohlgefallen auflösen!

Ueber die nächsten Ziele und Aufgaben der neuen Regierung vielleicht ein andermal.

E. P.

XIII. Plenar-Versammlung der historischen Commission. Aus München. — Die diesjährige Plenarversammlung der historischen Commission wurde in den Tagen vom 7. bis 10. October abgehalten. Da der Vorstand, Geheimer Regierungsrath von Ranke in Berlin, am Erscheinen durch Krankheit verhindert war, übernahm der ständige Secretär, Geheimer Rath von Giesebrecht, die Leitung der Verhandlungen. In die Commission ist zu Folge königlicher Ernennung neu eingetreten als ordentliches Mitglied

Professor Dümmler aus Halle, als außerordentliches Professor Kluckhohn von hier. Außer ihnen betheiligten sich an den Sitzungen von den auswärtigen ordentlichen Mitgliedern die Professoren Hegel aus Erlangen, von Sybel aus Bonn, Waitz aus Göttingen, Wegele aus Würzburg und Weisfäcker aus Straßburg, von den einheimischen Professor Cornelius, Reichsrath von Döllinger, Oberbibliothekar Föringer, Geheimer Cabinetsrath a. D. Freiherr von Siliencron, Reichsarchivdirector von Eöher und Reichsarchivrath Muffat.

In der Ansprache, mit welcher der Secretär die Versammlung eröffnete, gedachte er besonders des großen Verlustes, welchen die Commission jüngst durch den Tod ihres Seniors, des Staats- und Reichsraths Georg Ludwig von Maurer, erlitten. Der Verstorbene hatte in den letzten Jahren an den Arbeiten der Commission lebhaften Antheil genommen und nach dem Ableben J. Grimms der oberen Leitung bei der Sammlung der Weisthümer sich selbst unterzogen.

Der in herkömmlicher Weise über die Arbeiten des abgelaufenen Jahres erstattete Geschäftsbericht ergab, das sämtliche Unternehmungen im regelmäßigen Fortgang begriffen sind. Eine große Zahl von Bibliotheken und Archiven sind abermals für die Publicationen der Commission durchforscht worden, und haben die Mitarbeiter derselben dabei stets die dankenswertheste Förderung durch die Behörden der Bibliotheken und Archive gefunden.

Seit der vorjährigen Plenarversammlung sind folgende Werke in den Buchhandel gekommen:

- 1) Die Recesse und andere Akten der Hansetage von 1256 — 1430. Bd. II.
- 2) Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Bd. XI. Geschichte der Technologie von Karl Karmarsch. Bd. XII. Geschichte der Zoologie bis auf Joh. Müller und Charl. Darwin von J. Victor Carus.
- 3) Briefe Friedrichs des Frommen Kurfürsten von der Pfalz mit verwandten Schriftstücken, gesammelt und bearbeitet von A. Kluckhohn. Zweiter Band, zweite Hälfte. 1572 — 1576.
- 4) Jahrbücher der deutschen Geschichte. Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig von Eduard Winkelmann. Erster Band. König Philipp von Schwaben. 1197 — 1208.
- 5) Bayerisches Wörterbuch von J. A. Schmeller. Zweite, mit des Verfassers Nachträgen vermehrte Ausgabe, bearbeitet von G. R. Frommann. Lieferung VII.
- 6) Forschungen zur deutschen Geschichte. Bd. XII.

Anderere Publicationen stehen, wie sich aus den von den Leitern der einzelnen Unternehmungen im Laufe der Verhandlungen erstatteten Berichten ergab, in naher Aussicht.

Von der Geschichte der Wissenschaften wird schon in den nächsten Tagen die Geschichte der Philosophie, von Geh. Rath Zeller in Berlin bearbeitet, erscheinen. Voraussichtlich wird auch im Laufe des nächsten Jahres der Druck der Geschichte der Nationalökonomie von Geh. Rath Roscher in Leipzig und der zweiten Abtheilung der Geschichte der Chemie von Geh. Rath Kopp in Heidelberg begonnen werden können.

Von der umfassenden, unter Professor Hegels Leitung veranstalteten Sammlung der deutschen Städtechroniken ist zunächst der vierte Band der Nürnberger Stadtgeschichten, bearbeitet von Professor von Kern in Freiburg, zu erwarten. Der Druck dieses Bandes wird in einigen Wochen vollendet sein und dann sogleich der erste Band der Kölnischen Chroniken, von Dr. H. Carbauns in Köln und Dr. C. Schröder in Leipzig bearbeitet, der Presse übergeben werden. Auch ein zweiter Band Braunschweiger Chroniken wird nach den Mittheilungen des Archivars Hänfelmann in Braunschweig im Laufe des nächsten Jahres druckfertig hergestellt werden.

Von den deutschen Reichstagsacten liegt der zweite Band, welcher die Zeit von 1388 bis 1397 umfaßt, im Manuscript vollendet vor und wird der Druck desselben sogleich beginnen. Dieser Band umfaßt 312 Nummern, von denen zwei Drittheile bisher ungedruckt waren. Der dritte Band ist so weit vorbereitet, daß Professor Weizsäcker denselben bald folgen zu lassen hofft; er wird die Thronveränderung, ihre Vorbereitung und die nachfolgende Krönung Ruprechts umfassen, wie auch die Verhandlungen mit der Curie wegen seiner Anerkennung. Inzwischen sind auch die Arbeiten für die Zeiten K. Sigmunds und Albrechts II. durch Bibliothekar Dr. Kerler in Erlangen eifrig und mit Erfolg fortgesetzt worden; die Sammlungen haben durch neues werthvolles Material unerwartete Bereicherungen erfahren. Um auch die Arbeiten für die Epoche Friedrichs III. schneller zu fördern, ist Dr. Ehrard in Straßburg als neuer Mitarbeiter eingetreten.

Zur Vervollständigung der Sammlungen für die Hanserecessen hat Dr. K. Koppmann sich längere Zeit in Danzig, Königsberg in Preußen, Riga und Reval aufgehalten. Um Weihnachten wird der dritte Band der Recessen begonnen werden, so daß die Vollendung desselben im Laufe des nächsten Jahres zu erwarten ist.

Von den Jahrbüchern der deutschen Geschichte sind mehrere Abtheilungen in Bearbeitung. Der erste Band der Geschichte K. Heinrichs III., von Dr. E. Steindorff in Göttingen, lag in der Handschrift vollendet vor. Für die Zeiten Lothars von Supplinburg und Konrads III. hofft man in Dr. W. Bernhardi in Berlin einen geeigneten Bearbeiter zu gewinnen. Für die Fortsetzung der Geschichte Karls des Großen sind Verhandlungen eröffnet.

Die Arbeiten für die Wittelsbachsche Correspondenz sind nach allen Seiten gefördert worden. Die Correspondenz Kurfürst Friedrichs III. von der Pfalz ist zum Abschluß gebracht. Da es im Interesse des Unternehmens schien, zur Vervollständigung der älteren pfälzischen Abtheilung auch die Correspondenz Johann Kasimirs zu veröffentlichen, beschloß die Commission diese Publication, welche etwa zwei Bände umfassen wird, vorzubereiten und beauftragte mit den Vorarbeiten Dr. Fr. von Bezold hieselbst; auch Professor Kluckhohn sagte seine Beihülfe bei der Fortsetzung dieser Abtheilung zu. Von der älteren bayerischen Abtheilung, welche unter Leitung des Reichsarchivdirectors von Löher steht, ist der erste Band der „Briefe und Akten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf Bayerns Fürstenhaus“, bearbeitet von Dr. A. von Druffel, im Druck so weit vorgeschritten, daß er bis Neujahr 1873 erscheinen kann; die Sammlungen für den zweiten Band sind bedeutend vervollständigt. Auch für die

jüngere pfälzische und bayerische Abtheilung, beide von Professor Cornelius geleitet, sind die Sammlungen durch archivalische Reisen bereichert worden. Was die jüngere pfälzische Abtheilung betrifft, so hat der Druck des zweiten Bandes der „Briefe und Akten zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs“, bearbeitet von Dr. M. Ritter, bereits begonnen; dieser Band wird die Zeit von der Gründung der Union bis zum Tode Heinrichs IV. von Frankreich (1608 — 1610) umfassen. Zur Beschleunigung der weiteren Arbeiten für diese Abtheilung ist Dr. Baumann als Mitarbeiter angestellt worden. Für den ersten Band der jüngeren bayerischen Abtheilung, welcher nach einer einleitenden Übersicht über das erste Jahrzehnt der Regierung Herzog Maximilians die Akten für die Zeit von dem Donauwörther Ereigniß bis zum Abschluß des ersten Conflicts zwischen Union und Liga (1607 — 1610) darbieten wird, ist besonders der Mitarbeiter Dr. F. Stieve thätig gewesen, und sind die Vorarbeiten so weit vollendet, daß man im Winter nächsten Jahres den Druck zu beginnen hofft.

Die Sammlung der Weisthümer wird mit dem in Bearbeitung begriffenen Registerband demnächst zum Abschluß gelangen. Das Wortregister, welches unter Leitung des Professor H. Schröder Professor Birlinger in Bonn bearbeitet, wird jedenfalls im Laufe des nächsten Jahres der Presse übergeben werden können.

Mit der siebenten Lieferung ist der erste Band der neuen Ausgabe von Schmellers Bayerischem Wörterbuch abgeschlossen worden. Dieser Band umfaßt die bei weitem größere Hälfte der Arbeit. Da auch der zweite Band bereits im Druck begonnen ist und die achte Lieferung in kurzer Zeit veröffentlicht werden kann, geht das Hauptwerk des berühmten bayerischen Sprachforschers in dieser erneuten Gestalt nun schnell der Vollendung entgegen.

Die Zeitschrift: „Forschungen zur deutschen Geschichte“, in Gemeinschaft mit Director von Stälin und Professor Wegele von Professor Waiz redigirt, wird in der bisherigen Weise fortgesetzt werden.

Auch die auf den Antrag des Geh. Rathes von Hanke und des Reichsraths von Döllinger unternommene allgemeine deutsche Biographie, deren Redaction sich Freiherr von Viliencron unterzogen hat, wird im nächsten Jahre in die Oeffentlichkeit treten. Der Druck des ersten Bandes, welcher im Wesentlichen durch den Buchstaben A. ausgefüllt wird, beginnt Neujahr 1873. Wie zu erwarten stand, hat das Unternehmen die allgemeinste Theilnahme gefunden. Die Zahl der Mitarbeiter ist auf über 200 gewachsen, und unter ihnen finden sich die Namen der hervorragendsten Historiker aus deutschen Ländern. Das Werk, dessen rasche Vollendung gesichert ist, wird sich jedem Gebildeten eben so nützlich erweisen, wie es zugleich als ein glänzendes Ehrendenkmal dastehen wird, welches durch die hochherzige Fürsorge der bayerischen Könige für die historischen Studien dem deutschen Volke errichtet wurde.

Lehrerzustände im Staate der Intelligenz.

Eine Philippika in Zeitungsausschnitten.

Will ein Volk sein Heer und Finanzwesen, seine Verwaltung und seine Politik bessern, so fange es damit an, daß es in allen Klassen die Bildung und Moral hebe, denn die Früchte eines Baumes sind stets so, wie der Baum selbst beschaffen ist.

Plutarch.

Vor mir auf meinem Schreibtische steht ein hübsches Pappkästchen, in welches ich Zeitungsnotizen über Schul- und Erziehungsfragen lege. — Als ich nun im letzten Frühjahr in der Kölnischen Ztg. las, daß das preussische Herrenhaus in seiner Sitzung vom 15. März d. J. über eine mit 19,635 Unterschriften bedeckte Petition der preussischen Lehrer um Verbesserung ihres Einkommens einfach zur Tagesordnung übergegangen ist, stieg mir das Blut zu Gesicht, ich stürzte — die vor mir stehende Pappschachtel um und fortirte die darin befindlichen Zeitungsausschnitte. Da ich gerne mit Uebersicht und Methode zu Werke gehe, begann ich mit einer statistischen Orientirungsnotiz aus der Köln. Ztg. Dieselbe läßt sich in ihrer Nr. 348 aus dem Jahre 1869 schreiben:

„Berlin, 15. December. In den alten Provinzen (Preußens) gab es im Jahre 1864 überhaupt 2,938,679 Kinder, welche die Schule besuchten, Elementarschulen 26,620 mit 38,053 Klassen und 34,803 Lehrern und 2016 Lehrerinnen. Die Besoldung belief sich im Ganzen auf 8,042,237 Thaler, worunter 1,054,035 Thlr. für Schulbedürfnisse. Die Gesamtkosten beliefen sich auf 10,911,085 Thlr. Im Jahre 1867 sind dieselben schon auf 12 Millionen gestiegen. An Schulgeld sind aufgebracht 2 Mill. 516,686 Thlr., durch Gemeinleistungen incl. Stiftungsvermögen 5 Mill. 229,952 Thlr., wozu noch aus der Staatscasse 295,604 Thlr. bezahlt wurden. Trotz der Erhöhung giebt es jetzt noch Lehrer unter 100 Thlr. Gehalt: 1926, unter 125 Thlr.: 3673, unter 150 Thlr.: 4688, unter 175 Thlr.: 6536, unter 200 Thlr. 3754.

Zwei Jahre später, also Ende 1871, wird derselben Köln. Ztg. ge-

schrieben: „Berlin, 3. Dec. In den Kreisen der Abgeordneten beginnt man sich mit dem Camphausen'schen Budget für 1872 zu beschäftigen.“ (In diesem Budget waren beiläufig 500,000 Thlr. zur Verbesserung der Lehrergehälter angesetzt.) — Hierüber urtheilt die Magdeburger Ztg.: „Es ist eine bekannte Thatsache, daß die preussische Volksschule, wenn man das Gehalt eines jeden Lehrers auch nur um 50 Thlr. verbessert, d. h. wenn man das Durchschnittsgehalt der Volksschule auf dem Lande auch nur bis 200 Thlr. oder ein Weniges darüber steigern will, zur Erreichung dieses Zweckes jährlich einen Zuschuß von vier Millionen Thalern bedarf. Das ist das Achtfache von dem, was der Staat unter den heutigen glänzenden Verhältnissen für die Schule übrig hat. Woher sollen die anderen sieben Theile kommen? Sollen die 3 1/2 Millionen bei den heutigen Verhältnissen unserer Landwirthschaft mit Einem Schlage von den Gemeinden aufgebracht werden, oder soll die Aufbesserung der Lehrergehälter wie bisher tropfenweise geschehen, so daß das Einkommen hinter der jährlichen Steigerung der Lebensbedürfnisse immer mehr zurückbleibt? Die Seminarbauten allein helfen nicht viel, man muß auch dafür sorgen, daß sich junge befähigte Leute finden, welche in die Seminarien hinein gehen, und das ist von Jahr zu Jahr weniger der Fall. Es ist buchstäblich wahr, daß außer den einfachen Tagelöhnern heute jede Art von Arbeit im Durchschnitte mehr einträgt, als der Beruf des Schulmeisters, und die Folge davon ist und wird immer mehr sein, daß dieser Beruf nicht mehr erwählt wird, außer etwa von den Volksklassen, welche auf der Stufe des Tagelöhners stehen. Die jungen Leute aus diesen Volksklassen haben aber nicht die Mittel, um eine mehrjährige Vorbereitung auf den Seminarien durchzumachen. So bewegen wir uns in einem verhängnißvollen Zirkel, welcher schlechterdings nur durchbrochen werden kann durch weit reichlichere Geldbeiträge, sei es von dem Staate oder von der Gemeinde.“ Die hervorragende Wichtigkeit gerade der Volksschule für die parlamentarischen Arbeiten der nächsten Zukunft betont die Schlesische Ztg. mit besonderem Nachdrucke. Sie verlangt von dem in der Thronrede dem preussischen Landtage angekündigten allgemeinen Schulgesetze, dasselbe habe den Grundsatz durchzuführen, daß die Schule als Staatsanstalt das Erziehungswerk gleichmäßig für alle Bekenntnisse regule und die Fürsorge für den rein confessionellen Unterricht denen überantwortete, die hierzu besonders berufen sind. „Förderung der Sittlichkeit und des Wissens, somit moralische und intellectuelle Hebung der gesammten Nation wird dann wieder Zweck und Ziel des Volksunterrichts sein, und eine neue Generation wird heranwachsen, der gegenüber es für den Staat keiner Ausnahmegeetze gegen den Mißbrauch der Kanzel bedarf und an deren gesunder Urtheilskraft die hirnverbrannten Theorien socialistischer und communistischer Agitatoren zu Schanden werden.“

Diesen Forderungen an die Schule und die Lehrer gegenüber erwäge man die folgenden Angaben: Die Frankf. Ztg. bringt eine Zusammenstellung der Lehrergehälter in den altpreussischen Provinzen, die ein erschreckendes Bild von der Lage der Volksschullehrer liefert. Nach amtlichen Berichten betragen nämlich die Besoldungen der Elementarlehrer in den alten Provinzen insgesamt die abgerundete Summe von 8 Millionen Thaler. Daran nehmen 36,000 und einige hundert Lehrer Theil, macht für jeden im Jahr 218 Thlr. Es hatten nämlich nach den genannten Mittheilungen 1926 Lehrer ein Einkommen von 50—100, 3673 von 100—125, 4688 von 125—150, 6536 von 150—180, 3754 von 180—200, 6197 von 200—250, 3745 von 250—300, 2256 von 300—350, 1415 von 350—400, 795 von 400 bis 450, 493 von 450—500, 321 von 500—550, 174 von 550—600, 96 von 600—650, 53 von 650—700, 63 von 700—750, 36 von 750 bis 800, 23 von 800—850, 13 von 850—900, 13 von 900—950, 11 von 950—1000 und nur 13 über 1000 Thlr. Hiernach beträgt unter den aufgeführten 36,294 Lehrerstellen bei 30,519 das jährliche Einkommen nur 50 bis höchstens 300 Thlr., bei 20,577 nur 50 bis 200 Thlr. Wenn man diesen traurigen Zuständen ernstlich ein Ende machen wollte, so müßte man — mit Ausnahme der etwa 2000 höchstbesoldeten — die Gehälter verdoppeln und würde dann für Altpreußen allein 7 Millionen Thaler brauchen, statt der halben Million, welche für das ganze Land verwendet werden soll. — „Wann werden die Völker rechnen lernen?“ — bemerkt zu dieser Notiz der Arbeitgeber. Letztere erhält ihre nothwendige Ergänzung durch folgende Mittheilung des Arbeitgeber: „In den 27 Reg.-Bezirken der altpreussischen Provinzen waren nach einer Nachweisung des Cultusministers am 1. Juli 1871 446 selbständige und 427 Hülflehrerstellen unbesezt. Mit Präparanden besetzt waren 859 selbständige und 363 Hülflehrerstellen; 1045 Lehrerstellen waren in der Gründung begriffen. In den sechs Regierungsbezirken der neuen Provinzen waren 149 selbständige und 47 Hülflehrerstellen unbesezt; 111 selbständige und 459 Hülflehrerstellen waren mit Präparanden besetzt und 197 Lehrerstellen in der Gründung begriffen. Das giebt zusammen 1069 unbesezte, 1792 mit Präparanden besetzte und 1242 in der Gründung begriffene Lehrerstellen.“ Daß unter solchen Verhältnissen Mangel an Lehrern entsteht, ist natürlich. Als Illustration dazu folgende Notiz der Köln. Ztg. vom Ende vorigen Jahres: „Arnsberg, im November. Der Mangel an Lehrkräften für die Volksschule ist sehr bedenklich geworden. Beim Beginn des laufenden Semesters waren im hiesigen Regierungsbezirke 74 Schulstellen unbesezt, abgesehen von denen, welche nur von schwachen Präparanden bedient wurden. Im Jahre 1869 fehlten im preussischen Staate 4103 vorgebildete Volksschullehrer. Es ist dies ein Nothstand, so ernst, so besorgniß-

erregend, daß sich allen an der Schulverwaltung beteiligten Factoren die heilige Pflicht aufdrängen muß, demselben durch bessere Dotirung der Schulstellen abzuhelpfen.“

Daß es auf den höheren Lehranstalten nicht gar viel besser aussieht, ja daß der Jammer zum Theil bis zu unseren Hochschulen hinaufreicht, ließe sich leicht ähnlich belegen, doch verweilen wir heut bei dem allerwundesten Fleck, der Lage unserer Volksschullehrer.

Die Germania läßt sich aus Pommern schreiben: „In Nr. 7 Ihrer Zeitung las ich einen aus der D. Staatsb.-Ztg. entlehnten, an den Medacteur derselben gerichteten Brief eines Landschullehrers, welcher sich über die geringe Dotation seiner Schulstelle beklagt, deren Einkommen seit dem Jahre 1867 182 Thlr. 5 Sgr. beträgt. Obwohl dieses Einkommen der mit so viel Lärm ausposaunten Verbesserung der Lage der Lehrer keineswegs entspricht, so ist dasselbe, im Vergleich der Dotation meiner Schulstelle, noch wahrhaft beneidenswerth. Damit Sie nun einen Begriff von meinem Dienst Einkommen erhalten, so erlaube ich mir, bei dieser Gelegenheit Veranlassung zu nehmen, Ihnen dasselbe zu specificiren. Bis zum Jahre 1867 betrug das Einkommen a) an baarem Gehalte 45 Thlr. 25 Sgr., b) an 6 Morgen Acker, pro Morgen 3 Thlr. berechnet = 18 Thlr., c) Feuertrag von 145 Quadratruthen Wiesen, 15 Ctr. à 15 Sgr. = 7½ Thlr. Rechnet man nun für Wohnung 20 Thlr. und für Feuerung 10 Thlr., so belief sich dasselbe in Summa Summarum auf 101 Thlr. 10 Sgr. Bei der allgemeinen Lehrerverbesserung im Jahre 1867 ist das ganze Einkommen dieser Schulstelle um 22 Thlr. erhöht worden, so daß das gegenwärtige Dienst Einkommen mit Allem, was daran und darum ist, 123 Thlr. — sage einhundertdreiundzwanzig Thaler beträgt, zu denen die königliche Regierung einen widerruflichen Staatszuschuß von 15 Thlr. bis dahin alljährlich bewilligt. Finden Sie nun nicht mein Einkommen im Vergleich zu dem oben angeführten noch geringer als gering? Diese Schulstelle verwalte ich seit dem Jahre 1861. Alles Petitioniren um Verbesserung derselben ist bis dahin fruchtlos geblieben, denn die königliche Regierung besitzt (nach dem letzten Bescheide) keine disponiblen Mittel, diese Stelle aus Staatsfonds zu erhöhen. Ich gestehe offen, daß der Hungerriemen hier wirklich zweckmäßig ist. — Aber freue Dich sehr, o meine Seele — von den zur Verbesserung der Lehrergehälter festgesetzten 500,000 Thlrn. werden vielleicht auch für meine Schulstelle etliche abfallen, und meine Familie freut sich nun schon im Voraus, daß wir jetzt öfter werden Brod baden können. Mit Hochachtung Ihr ganz ergebenster N. N. in Hinterpommern.“

Das Siegener Volksblatt theilt den Rechnungsabschluß eines Lehrers pro 1. Januar 1870 mit. „Die Einnahmen — 228 Thlr. 17 Sgr. 6 Pf.

Jahrgelalt und 14 Thlr. 12 Sgr. 6 Pf. Nebeneinnahmen — beziffern sich auf 243 Thlr. An Ausgaben wird berechnet für die Wittwenkasse 3 Thlr., an Klassensteuer 4 Thlr., an Lesegesellschaftsbeitrag 20 Sgr., an Kost für 6 Köpfe, täglich pro Kopf: a) für Morgenbrod 9 Pf. = 4½ Sgr., b) für Mittagessen 1 Sgr. = 6 Sgr., c) für Nachmittag-Kaffee 9 Pf. = 4½ Sgr., d) für Abendbrod 1 Sgr. = 6 Sgr., zusammen 21 Sgr., thut auf's gewöhnliche Jahr von 365 Tagen 255 Thlr. 15 Sgr., Gesamtausgabe 263 Thlr. 5 Sgr. Es stellt sich also damit ein Deficit von 20 Thlrn. heraus, obwohl für Kleidung, Beleuchtung, Heizung, ärztliche Behandlung, gefellige Unterhaltung noch nichts berechnet ist. Und der Militäretat beläuft sich auf mehr als 66 Millionen! Ceterum censeo u. s. w."

Die Deutsche Landes-Ztg. bringt in ihrer Nr. 63 vom 14. März d. J. folgenden, an die Redaction des Blattes gerichteten Brief: „Mein ganzes Einkommen besteht hier aus 13 Morgen Land, 30 Thlr. baar und 12 Scheffel Korn, d. h. 7 Scheffel vom Dominium und 5 Scheffel von den hiesigen Wirthen. In Folge der schlechten Bestellung aber Seitens der dazu verpflichteten Wirths sind die Erträge aus dem an und für sich dürftigen Acker so spärlich, daß ich nur auf's Darben angewiesen bin mit meiner Familie. So habe ich im letzten Jahre von 3 Scheffel Korn nur 6, von 3 Scheffel Weizen nur 5, von 2½ Scheffel Bohnen nur 5, von 3 Scheffel Hafer 8 und von 11 Scheffel Kartoffeln nur einen Scheffel geerntet. Von dem Kornerrtrage habe ich 2½ ausgesäet, blieben mir 3½ Scheffel; von dem Weizen habe ich wieder über 2 Scheffel ausgesäet, den Rest ließ ich mahlen, habe aber, da er so schlecht war, nur ca. 70—80 Pfd. Mehl erhalten. Von den 5 Scheffel Bohnen reservirte ich wieder 2½ Scheffel zur Saat, den Rest wollte ich anwenden, ein Schweinchen damit anzufüttern, doch habe ich diesem auch noch eine Meze für den Magen meiner Familie abgezogen. Von der Kartoffelernte, glaube ich, wird eine Mehenschaft überflüssig sein. Nun habe ich eine Familie von 9 Personen zu versorgen, zu welcher ich auch meinen alten, über 87 Jahre zählenden, seit 33 bis 36 Jahren erblindeten Vater zuzähle. Mein Stückchen Brod theile ich gerne mit ihm und den Kindern, wenn ich auch selbst hungern muß; — es giebt freilich nicht viele Tage, an denen ich mehr als eine Mahlzeit mit den Meinen halten kann. Bei meinem Baargehalt von 30 Thlrn. habe ich 12½ Thlr. Abgaben, nämlich 3 Thlr. Steuern, 3 Thlr. Feuerkassengeld, 5 Thlr. Wittwenkassenbeitrag und 1½ Thlr. Zinsen für Nothstandsdarlehen. Nun habe ich außerdem eine Lebensversicherung auf 250 Thlr. abgeschlossen, um doch für meine Familie auch nach meinem Tode einigermaßen gesorgt zu haben, dafür zahle ich 12 Thlr. jährliche Prämie. Schulden habe ich leider auch noch einige, und muß dafür hohe Zinsen zahlen. Das Alles bei 30 Thlr. Baar-

gehalt. — Wir bemerken dazu noch, daß der betreffende Lehrer sich mit einer Bitte um Unterstützung an die königl. Regierung gewendet hat, und daß die in derselben gemachte Schilderung, deren Thatsächlichkeit vom dortigen Dominion bescheinigt ist, mit den Angaben in dem uns vorliegenden Briefe übereinstimmt. Ob die Regierung bei Kasse sein wird, das ist freilich fraglich; denn die für solche Zwecke bestimmten Fonds sind zu winzig.“

Die Köln. Ztg. läßt sich schreiben: „Aus der Eifel, 6. October 1871. Wenn in irgend welchen Gegenden Preußens das Bedürfniß dringend ist, so befindet sich darunter die hiesige. Leider aber wird das vielfach auch noch von solchen verkannt, die berufen wären, vor Andern dasselbe geltend zu machen. Auf einer landwirthschaftlichen Generalversammlung wurde noch kürzlich von einem höheren Beamten der Grundsatz vertheidigt, daß 100 Thlr. Lehrer- und 100 Thlr. Küster-, Blöcker- oder Organisten-Gehalt oder alles zusammen gleich 200 Thlr. Lehrergehalt seien! Heißt das für die doch auch von der Regierung anerkannten Bedürfnisse der allmählichen Besserstellung des Lehrerstandes wirken? Es muß der Lehrer, welcher Küster ist, seine vollen Stunden täglich ebenso gut unterrichten, wie jeder andere Lehrer, und hat als Küster seine Extrastunden zu arbeiten, und überall anderswo wird der Grundsatz anerkannt: Extra-Arbeiten, Extra-Bezahlung — weshalb denn nicht bei dem Lehrer? In unseren Gegenden bedürfte man dringend tüchtiger Lehrer, welche die Befähigung und die Lust hätten, auch noch für Fortbildungsschulen und dergleichen thätig zu sein; — wo sollen diese bei solcher Behandlung herkommen? Man strebt auch eine größere Selbständigkeit der Schule von der Kirche an. Dann beginne man damit und wirke dahin, daß zunächst das Schulgehalt von dem Kirchengehalt getrennt und jenes für sich auf eine einigermaßen angemessene Höhe gebracht hat.“

Bald darauf enthielt die Köln. Ztg. folgendes Eingefandt: „Dem Gesuche sämtlicher Kölner Elementarschulen (kath., evang., jüd.), für Heizung und Reinigung der Schullokale eine entsprechende, hinreichende Entschädigung zu bewilligen, ist der Gemeinderath allerdings nicht nachgekommen, wozu namentlich der Vortrag des Ober-Bürgermeisters beigetragen, der einestheils auf die Gehaltserhöhung vom Jahr 1867, anderentheils auf die Schulordnung des Regierungsbezirks Köln vom Jahre 1827 hinwies (wo fast alle Schulen des Bezirks einclassig waren), wonach die Hauptlehrer zur unentgeltlichen Reinigung des Lokals verpflichtet seien. Die Lehrpersonen sind nun aber der Meinung, daß ihnen Niemand eine unentgeltliche Reinigung kolossaler Schulgebäude mit bis zu sieben großen Schulsälen aufbürden kann. Der Ministerial-Erlaß vom 21. April 1866 sagt wörtlich: Es muß grundsätzlich daran festgehalten werden, daß der Lehrer mit seinem Gehalt oder seiner Person niemals für Leistungen aufzukommen hat, welche die Unter-

haltung der Schule betreffen und gesetzlich nicht dem Lehrer, sondern den Schulinteressenten obliegen. Hierzu ist die Besorgung des Heizens und Reinigens der Schule zu rechnen. — Uebrigens wird es Kölns Bürgern nie einfallen, von den Elementarlehrern etwas unentgeltlich zu verlangen, wofür sie an den höheren Lehranstalten durch besondere Castellane und mit bedeutenden Kosten aufkommen müssen. Wahrscheinlich werden die Lehrpersonen nun den Weg der Beschwerde betreten."

Im Arbeitgeber fanden wir jüngst die folgende Mittheilung: „Ein preussischer Lehrer schreibt uns: Seit 1. Juni 1861 angestellt, also seit 10 Jahren im Dienste wirkend, beziehe ich immer nur eine dekretliche Besoldung von 200 Thlr., allerdings mit einem Nebeneinkommen von 80 Thlr., das aber nach Umständen wegfallen kann. Dabei muß ich mich einer nicht kleinen Anzahl von Unannehmlichkeiten unterziehen, worunter denn auch das herrlich blühende Bevormundungssystem zu zählen ist. Bei alledem habe ich als Lehrer die tröstliche Aussicht, unsere Schulverhältnisse täglich nicht besser, wohl aber schlechter werden zu sehen, und — als alter Mann vielleicht eines Maximums von 300 Thlr. Besoldung mich zu erfreuen. Das Alles, um offen zu sein, ist nicht nach meinem Geschmack. Ich würde ein jedes einträglichere und Zukunft versprechende Placement meiner jetzigen Stellung vorziehen. — Unter den nassauischen Lehrern hat eine ernstliche Agitation für Erhöhung der Gehalte begonnen. In einzelnen Orten werden die Schäfer besser bezahlt wie die Lehrer. So erhält der Schäfer in dem nassauischen Ort S. 400 fl. per Jahr und der Lehrer 350 fl."

Vom Taunus, 15. August, wird dem Rh. R. geschrieben: „In S. sollte die Schafhut aufs Neue vergeben werden. Der seitherige Schäfer verlangte 500 fl. für die Weitervernehmung des Dienstes. Der anwesende Lehrer, dessen Besoldung diese Höhe nicht erreicht, erbot sich, es für 400 fl. zu übernehmen. Da aber die Väter der Gemeinde fürchteten, die Constitution des Lehrers möge den Einflüssen der Witterung nicht trogen und ihre Schafheerde könnte zuweilen ohne Aufsicht sein, so übertrugen sie die Hut dem alten Hirten wieder. So unterrichtet und erzieht nun der Lehrer die Kinder für 350 fl. und der Schäfer hütet für 400 fl. die lieben Schäflein des Dorfes. — In R. war die Stelle eines Nachtwächters vacant geworden. Der dortige Lehrer, welcher mit seiner geringen Besoldung unmöglich auskommen konnte, ließ verlauten, er habe Lust, den Nachtwächterdienst noch zu übernehmen, um seine finanzielle Lage etwas zu verbessern. Dessen schämte sich jedoch der Gemeindevorstand und gab dem im Dienste braven Lehrer eine Gehaltszulage. Die beiden angeführten Fälle sind Thatsachen, die in hiesiger Gegend sich ereigneten. Was werden die darbenenden Lehrer noch alles ergreifen müssen,

bis man ernstlich an eine zeitgemäße und durchgreifende Aufbesserung auch ihrer Besoldungen einmal denkt!“

Der Köln. Ztg. entnehmen wir wieder den folgenden Beitrag: „Aus dem Kreise Duisburg, 22. August (1871). Der scheidende Lehrer H. aus einem Orte des hiesigen Kreises, welcher 44 Jahre als Lehrer, Küster und Organist daselbst wirksam war zur steten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und der ganzen Gemeinde, trug vor Kurzem auf seine Dienstentlassung mit einer Pension von 200 Thlrn. an, da derselbe wegen Verlust eines Auges, wegen Schwerhörigkeit u. s. w. seine Ämter nicht ferner mehr bekleiden konnte. Der Schulvorstand beantragte dagegen bei der königlichen Regierung eine Pension von 150 Thlr. und machte gegen den erhobenen Rekurs des Lehrers bei der königlichen Regierung geltend, derselbe lebe in so guten Verhältnissen, daß ein Ruhegehalt von 150 Thlrn. für ihn vollkommen ausreichend sei. Nach dem hierauf erfolgenden Rescripte der königlichen Regierung konnte dieselbe nicht zwangsweise eine höhere Pension festsetzen, da 150 Thlr. das nach höheren Bestimmungen in der Regel als Pension zu bewilligende Drittel übersteigen und die Vermögensverhältnisse des Petenten nach Ansicht des Schulvorstandes (!) 150 Thlr. als auskömmlich erscheinen ließen, obgleich sie gewünscht, daß in Anbetracht der langen und treuen Dienstzeit ein höheres Ruhegehalt bewilligt worden wäre. So hätte es bei den 150 Thlrn. Pension sein Bewenden. Der mit Ehren im Amte ergraute Lehrer, dessen Verhältnisse, so viel uns bekannt, durchaus nicht so glänzend sind, daß sie nicht eine höhere Pension als wünschenswerth erscheinen ließen, mag nun sehen, wie er bei den theuren Lebensmittelpreisen sich in seinen alten Tagen durchschlägt.“

„Ein Lebensbild,“ schreibt die Berliner Volksztg., „wie es trauriger nicht gedacht werden kann, rollt der nachfolgende Brief, dessen Wahrheit amtlich bescheinigt ist, vor unseren Blicken auf. Das Schreiben ist gerichtet an den Vorstand des Vereins zur Unterstützung emeritirter Lehrer in Königsberg, der über sehr geringe Mittel verfügt, die ihm von Lehrern, welche selbst kaum ihr und ihrer Familie Leben zu fristen im Stande sind, spärlich zufließen. Der Brief, welcher den Poststempel „Insterburg“ trägt, lautet: Muxfallen, den 25. August 1871. Dem geehrten Vorstande des Vereins zur Unterstützung emeritirter Lehrer sage ich vorerst meinen größten Dank für die früheren Unterstützungen, bin aber gezwungen demselben wiederum meine Noth zu klagen. Nachstehende Angaben dürften gewiß genügend sein, mein trauriges Dasein zu bestätigen. Meine ganze Pension beträgt baar sieben Thaler, davon 2 Thlr. 10 Sgr. Witwengeld und 2 Thlr. 20 Sgr. Wohnungsmiethe abgerechnet, bleiben mir 2 Thaler, dazu vier Scheffel Roggen und ein kleines Quantum Heu und Stroh und 1½ Morgen preuß. Acker. Da-

von ganz allein müssen fünf Personen leben, darunter 4 Kranke. Ich bin 83 Jahre alt und schon 12 Jahre ganz blind. Meine Frau ist 76 Jahre und schon 1 1/2 Jahre bettlägerig krank. Eine Tochter ist bereits 26 Jahre krank und eine 12 Jahre. Die gesunde Person, ein Mädchen, muß uns Allen aufwarten. Den geehrten Vorstand bitte ich ergebenst in Berücksichtigung meiner traurigen Lage um eine milde Unterstützung. Karl Schützler, Emeritus."

„Der Nothstand unserer Volksschullehrer ist so oft geschildert worden," sagt ein andermal wieder die Köln. Btg., „daß es keiner weiteren Nachweisung bedarf, um die Verbesserung der Lage dieser verdienten Männer als eine Pflicht und eine Nothwendigkeit zu erkennen. Wie ist nun diesem Nothstande abzuhelpen?" Auf diese Frage eingehend, schreibt die Magd. Btg.: „Die Verfassungsurkunde antwortet: Die Gemeinden sollen helfen, denn sie schreibt Art. 25 vor: Die Mittel zur Errichtung und Erhaltung und Erweiterung der öffentlichen Volksschulen werden von den Gemeinden aufgebracht. In diesem Sinne hat die Unterrichtsverwaltung denn auch die Gemeinden vielfach zu größeren Leistungen herangezogen und die Gehälter erhöht. Oft freilich bestand die Erhöhung nur darin, daß die Naturalien oder die Benutzung der Grundstücke, welche dem Lehrer zukamen, höher als früher angeschlagen wurden. Aber ein fester Maßstab, bis zu welcher Quote ihrer gesammten Staatssteuern die Gemeinden für die Schulen beitragen müßten, war nirgends vorhanden. Und weil dieser feste Maßstab fehlte, kam auch die zweite Vorschrift der Verfassungsurkunde nicht zur Ausführung, welche bestimmt, daß im Falle des nachgewiesenen Unvermögens der Gemeinden der Staat ergänzungsweise eintreten soll. Es giebt wenige Artikel in der Verfassung, welche so sehr ein leeres Wort geblieben sind, wie der vorletzte Satz des Artikels 25: Der Staat gewährleistet den Volksschullehrern ein festes, den Localverhältnissen angemessenes Einkommen. Die Summe, welche der Staat jährlich für die Gehälter der Elementarlehrer seiner sämtlichen Provinzen zuschießt, ist eine Bagatelle, welche kaum zu nennen ist. Hier ist der Punkt, wo sofort und mit bedeutenden Beträgen geholfen werden könnte und müßte. Die Volksschule kann nicht warten, bis die Kreisordnung und die Provinzialordnung fertig sind, bis die Kräfte des Kreises oder der Provinz den kleineren und ärmeren Gemeinden zu Hülfe kommen können. Denn darüber werden noch Jahre vergehen, und der Nothstand ist auf dem höchsten Gipfel. Der Staat stellt die Lehrer an, er wird sie auch, wenn etwa künftig den Kreis Schulcommissionen die Wahl der Lehrer auf dem Lande übertragen werden sollte, immerhin zu bestätigen haben. Diesem Rechte, welches die Gesamtheit über die einzelne Gemeinde ausübt, entspricht auch die Pflicht, mehr als bisher Seitens der Gesamtheit zu thun. Wenn

später Kreis und Provinz organisirt sind, so könnten die Staatsbeiträge unter dieselben vertheilt und ihnen zur Verwendung überlassen werden. Wenn auf dem nächsten preussischen Etat eine Million zur Verbesserung der Elementarlehrer stände, so würde damit das wirkliche Bedürfnis zwar kaum zum vierten Theile gedeckt sein, aber kein Posten des Staatshaushaltes würde besser angewandt sein und segensreicher wirken als dieser." — Gewiß sehr schön gesagt, aber — „Praatjes vullen den buik niet“, sagen die Holländer.

Im zweiten Semester vorigen Jahres fanden wir in der Weser Ztg. folgende kleine Notiz: „Der bekannte Agitator für eine Verbesserung der Lage der Schullehrer, Director Zütting in Einbeck (Hannover), ladet die Lehrer Preußens ein, sich an einer dem deutschen Kaiser zu überreichenden Massenpetition, betreffend die Besoldung, zu betheiligen, da nach den bisherigen Erfahrungen ein entscheidendes Vorgehen in dieser für die Volksschullehrer so wichtigen Angelegenheit von Herrn v. Mühlher nicht zu erwarten sei“. Das war also noch unter Herrn v. Mühlher. Des Pudels Kern liegt aber in unserer ganzen Staatsfinanzwirthschaft. — Nicht leicht konnte eine Vorlage der großen Situation weniger entsprechen als die des Budgets in der letzten Session. Alles war zu einer bedeutend angelegten Steuerreform angethan. Die Lage der preussischen Staatsfinanzen war, nach den eigenen wiederholten Aussagen des Herrn Camphausen, günstig, wie fast noch nie. Die lange als dringendes Bedürfnis empfundene durchgreifende Umgestaltung unseres Steuerwesens mußte mindestens im Stile englischer Finanzvorlagen geplant, es mußte der Plan dem Abgeordnetenhaus vorgelegt, es mußte dabei mit großem Blick dem bevorstehenden ungeheuren Aufschwung unserer merkantilen, industriellen und überhaupt materiellen Verhältnisse Rechnung getragen werden: — ja, der Berg kreiste, und — die klägliche Camphausen'sche Finanzvorlage kam zum Vorschein.

Bei einem Budget von 186 Millionen Thalern, sollten für die Verbesserung der Lehrer 500000 Thaler (!) verwandt werden, d. i. 1,8 Sgr. per Kopf, während das kleine Baiern doch gleichzeitig mit 700,000 Thrn. = 7½ Sgr. per Kopf für seine Lehrer eintrat! Und in der Vertretung des Volkes in beiden Kammern fand sich kaum die Spur jener Auffassung, welche dem Herrn Finanzminister kräftig genug bedeutet hätte, daß mit einer solchen Finanzvorlage denn doch seines Bleibens im Amte unmöglich mehr sein könne! Und dabei wollte der Herr Minister mit einem ganz falsch angelegten Steuernachlaß sich etwa gar noch eine sehr billige Popularität erwerben! — So lange man aus unseren Zeitungen Ausschnitte, wie die oben beigebrachten sammeln kann, dürfte doch wohl selbstredend von Steuernachlässen nicht die Rede sein! Der Herr Finanzminister Camphausen mag

mit den Bedürfnissen unserer Börsenwelt sehr gut Bescheid wissen, wenn wir beachtenswerthen Versicherungen Glauben schenken dürfen, aber unsere Staatsfinanzverwaltung möchten wir, — mit allem Respekt — denn doch lieber in anderen Händen wissen.

Während also Herr Camphausen sein Budget mit den 500,000 Thalern für die Lehrer vorlegt, kommt Herr Jütting mit seiner eingangs erwähnten Petition angerückt, über deren Schicksal wir abermals einen Zeitungsausschnitt sprechen lassen. Wir finden nämlich in der Köln. Btg., in dem Berichte über die Sitzung des preussischen Herrenhauses vom 16. März c. die folgende Angabe: „Es folgt der Bericht der Budget-Commission über Petitionen. Die Petition des Kreisgerichts-Diätars Hillner zu Posen wird, so weit sie die Verbesserung der Lage der Diätarien betrifft, der Regierung zur Erwägung überwiesen, im Uebrigen die Tages-Ordnung angenommen. Ferner haben Dr. Jütting in Einbeck und Genossen eine Petition überreicht, welche eben so an den Kaiser und an das Ministerium, mit 19,635 Unterschriften bedeckt, gegangen ist, mit den Anträgen: a. um eine schnelle Aufbesserung der Gehälter der Volksschullehrer um durchschnittlich 100 Thlr. pro Kopf, auf Grund eines Noth-Dotationsgesetzes, sodann um eine spätere Aufbesserung von abermals 100 Thlr. auf Grund des in den nächsten Jahren zu erlassenden Schulgesetzes; b. um Festsetzung hinreichender Gehaltsminima für die verschiedenen Provinzen, resp. Regierungsbezirke in Stadt und Land; c. um ein procentweises oder anderweitiges regelmäßiges Aufsteigen im Gehalte nach dem Dienstalter der Lehrer; d. um Trennung des sogenannten niederen Küsterdienstes (Glöcknerdienstes) vom Schuldienste ohne Gehaltsschädigung und um besondere Besoldung des Organisten- und Cantordienstes mit 50 bis 100 Thlr. jährlich; e. um Emeritirung der Volksschullehrer nach denselben Grundsätzen, welche in dieser Hinsicht für unmittelbare Staatsdiener gelten oder zur Geltung kommen werden; f. um baldige Vorlage eines alle Schulverhältnisse regelnden Schulgesetz-Entwurfs (falls das dem hohen Landtage eben jetzt vorzulegende Unterrichtsgesetz in der gegenwärtigen Session nicht zur Annahme kommt), und g. um Berufung einer von den Volksschullehrern zu erwählenden Commission von Sachverständigen, denen jene Vorlage zunächst zur Begutachtung vorgelegt werde. Sowohl über diese Petition wie über vier ähnliche geht das Haus zur Tages-Ordnung über.“

Wir haben schon eingangs gezeigt, daß eine halbwegs anständige Besoldung unserer 36,000 Lehrer eine Verdoppelung ihrer Gehalte mit im Ganzen ca. 7 Million Thaler erfordern würde. Aber damit ist noch bei Weitem nicht genügt. — Wenn auf den Elementarlehrer ca. 70 Schulkinder kommen, so ist dies ein geradezu unsinniges und kulturverderbliches Verhältniß. Die Hälfte dieser Kinderzahl auf den Lehrer, wäre nach den

Begriffen des einfachen Menschenverstandes mehr wie genug. Wir müßten also, wenn wir unsere gesunde Vernunft zu Rathe ziehen, auch mindestens doppelt so viel Lehrer haben. Damit steigt der Mehrbedarf an Gehalten schon auf 21 Million jährlich. Denken wir dabei ferner an die damit zugleich nothwendig werdende durchschnittliche Erweiterung der Schulräume, an die überhaupt längst nöthigen Neu- und Umbauten von Schulen, an die nöthige Verbesserung und Vervollkommnung der Lehrmittel, an die ausgedehnte Anlage guter Kindergärten u. — so würde eine einmalige Ausgabe von 50—60 Millionen Thlrn. diesen Zwecken vielleicht genügen. In all diesen Forderungen ist nichts, was dem einfachsten gesunden Menschenverstande nicht als selbstverständlich erscheinen müßte. In diesen Ziffern kann und darf nichts irgend unerreichbares liegen. Ueberdies sind wir ja heuer an weit grandiosere Ziffern gewöhnt, — wir, die wir noch so eben runde 100 Mill. Thaler deutsches Militärbudget votirt haben!

Die Größe meiner Vorschläge wird ja doch weit überboten durch die Größe des Elendes, welches unsere Unvernunft geschaffen und durch die, sagen wir Unzulänglichkeit der Finanzvorlagen des Herrn Camphausen. Was wir wollen, entspricht durchaus der Größe und Würde des deutschen Staates. Wir sind nicht im Stande uns jener Anschauung anzuschließen, welche zur Zeit in unseren Volksvertretungen zu herrschen scheint, indem beständig gesagt wird, man müsse nach dem Erreichbaren streben. Es genügt nicht, es genügt absolut nicht, es für das Erreichbare zu erklären, wenn man von einem Ende eines Uebels einen Zoll abschneidet, während es am andern Ende um 20 Ellen anwächst. Noch ein Jahr solcher Finanzpolitik und wir machen unsere sämtlichen Lehrer zu heimlichen Sozialisten. Daß Maß ist übertoll und ein Tropfen kann es zum Ueberlaufen bringen. Was jeweilig erreichbar ist, hängt wesentlich auch von der Kraft ab, welche wir uns zutrauen, und von der Anstrengung, welche wir zu entwickeln uns entschließen. Und so viel steht unter allen Umständen fest, daß die Mißverhältnisse, welche sich in unserem Staatsbudget eingebürgert haben, in weit bedeutenderer Progression wachsen, als das bisher unseren Finanzministern und Volksvertretern erreichbar scheinende daran abzumindern im Stande ist. Eine von verschiedenen Seiten im preussischen Abgeordnetenhaus beabsichtigte Verbesserung der Lehrergehälter soll nur deshalb unterblieben sein, weil die Regierung in einer Commissionsfikung, „wahrhaft trostlose Mittheilungen“ über die Lage der niederen Beamten in Preußen gemacht habe. Soll denn diese Lage, weil sie heute schon trostlos scheint, nur immer noch trostloser werden?

J. Perrot.

Die Wiedertaufe im Berliner Museum.

Ueber die große Granitschale, die, aus einem riesigen Findlingsblöcke der märkischen Tiefebene herausgearbeitet, im Berliner Lustgarten vor der Freitreppe des alten Museums aufgestellt worden ist, ging vor Jahren, da niemand, abgesehen von ihrer naturhistorischen Merkwürdigkeit, einen eigentlichen Zweck an der höchst unförmigen Base zu erkennen vermochte, unter den Berlinern das Witzwort um, sie sei zum „Taufbecken“ für die Bilder der königlichen Gemäldegallerie bestimmt. Das lecke Urtheil, das dadurch über die wissenschaftliche Zuverlässigkeit des amtlichen Waagen'schen Katalogs ausgesprochen ward, war zu der Zeit, da es auftrat, vielleicht nicht mehr als ein Vorurtheil des populären Uebermuthes, heut aber bezeichnet es eine allgemein anerkannte Wahrheit. Um diesen scheinbaren Widerspruch zu lösen, genügt es, an die geschichtliche Entwicklung der Kunstwissenschaft in den letzten Jahrzehnten zu erinnern. Diese junge Disciplin, wie wir sie heut verstehen als eine von aller spekulativen Aesthetik getrennte, auf vergleichender Forschung beruhende Erfahrungswissenschaft, hatte unstreitig einmal, eben damals als sie emporkam, in Berlin ihren vornehmsten Sitz. Dort vertrat neben dem vielseitig anregenden Rugler, dessen Verdienste nur zu häufig unfreundlich unterschätzt worden sind, Waagen die speciellere Kenntniß der Malgeschichte, die er der Ausdehnung wie der Tiefe nach in einem für jene Tage höchst achtungswerthen Grade beherrschte. Allein die Wissenschaft — wie konnte es anders geschehen? — blieb weder mit ihm noch bei ihm stehen; der Katalog, den er einst für die Berliner Gemäldesammlung entworfen, anfangs vielleicht ein Muster seiner Art, sank mit jeder seiner zahlreichen neuen Auflagen, wie sehr der Autor auch daran nachzubessern suchte, immer tiefer unter den Spiegel der stetig anwachsenden gleichzeitigen Forschung. Die Ausarbeitung eines anderen, in jedem Sinne modernen Katalogs bildet daher eine der vornehmsten Pflichten des jüngsternannten Galleriedirektors.

Daß Julius Meyer zu dieser wichtigen Stellung berufen worden, hat man ohne Frage allseits mit hoher Freude begrüßt; auch unseren Lesern ist der Verfasser des „Correggio“, der Herausgeber des „allgemeinen Künstlerlexikons“ längst rühmlich bekannt. Gerade der letztere Umstand, daß er an der Spitze eines wissenschaftlichen Unternehmens steht, welches sämtliche bedeutende Kräfte, die sich im In- und Auslande auf dem internationalen Gebiete der kunstgeschichtlichen Forschung regen, zu einträchtigem Wirken verbindet, befähigt ihn in eminentem Sinne zur Lösung seiner neuen Aufgabe. Denn zuwörderst, wie er als kräftiger Redakteur über jenem großartigen Werke waltet, bleibt er nothwendig mit allen Gleichstrebenden in lebendiger

Verbindung und ist genöthigt alle Ergebnisse der auch auf diesem Felde schon mannichfach getheilten Arbeit sich unmittelbar geistig zu eigen zu machen. Betrachtet man sodann das — ohne Uebertreibung gesagt — unvergleichliche Lexikon sowie jene Monographie über Correggio näher, so springt als das, was beide von allen ähnlichen Werken unterscheidet, sogleich in die Augen das kritische Bestreben, die Summe der vorhandenen Objekte der Kunstforschung, d. h. die uns wirklich hinterbliebenen Gemälde z. B., die auf einen bestimmten Meister zurückgeführt werden, sammt deren Nachbildungen in Stichen u. s. f., in lückenlosen Verzeichnissen zu registriren, innerhalb dieses Register jedoch aufs strengste das Echte von dem Unechten, die beglaubigten von den unbeglaubigten Stücken, die Copien von den Originalen zu scheiden. Selbst an topographischen Uebersichten über die Vertheilung der Originale in den verschiedenen öffentlichen Sammlungen Europas gebricht es nicht, so daß einem zuverlässigen Kataloge über irgend eine dieser Sammlungen nicht bloß indirekt, sondern auch ganz direkt der Weg gewiesen ist. Will man einen kurzen Ausdruck für die ganze Bedeutung des unter Meyer's Leitung im allgemeinen Künstlerlexikon eingehaltenen Verfahrens gewinnen, so erinnere man sich an die Regestenwerke unserer Tage, jene wissenschaftlichen Verzeichnisse mittelalterlicher Urkunden, durch deren Zusammenstellung ein Urtheil über Echtheit und Werth jeder einzelnen Urkunde erst möglich gemacht und zum ersten Male für die mittelalterliche Geschichte eine feste Grundlage geschaffen worden. Wie nun hierbei zahlreiche Diplome ihrer Glaubwürdigkeit verlustig gingen, so werden dort gar viele Bilder ihrer stolzen Namen beraubt; büßen die letzteren in Wirklichkeit dadurch nichts ein — während unechte Urkunden zu bloßen Warnungstafeln für den Historiker herabsinken, — so wiegt um so schwerer der ideelle Verlust, den das bisher gläubig genießende Publikum zu erleiden wähnt, wenn ein vermeintlich echtes Werk eines großen Malers durch wissenschaftliche Wiedertaufe einen weit geringeren Namen oder doch den Makel der „Copie“ angehängt erhält, oder wenn es gar als vorläufig untaufbar, ja vielleicht als aller Taufe unwerth sich herausstellt. Welch ein Heulen und Zähneklappen brach nicht vorigen Sommer in Dresden aus, als der dortigen nach Holbein copirten Madonna der Auf unbesleckter Empfängniß vom Meister selbst durch muthige Reperkritik feierlich entrissen ward!

Nicht glimpflicher wird ohne Zweifel der Anabaptismus in Berlin auftreten. Wie sich aus Meyer's Werk über Correggio unmittelbar ergiebt, wird im künftigen Kataloge die Jo dieses Meisters zur „guten alten Copie“ des entsprechenden Wiener Gemäldes degradirt, das berühmte Antlitz Christi im Dornenkränze, das Lieblingsbild Friedrich Wilhelm's III., welches Waagen „sehr hoch schätzte und überschätzte“, als „sicher nicht von Correggio“ notirt

erscheinen. Von den zwölf „Tizians“ erkennt Crowe (*Grenzboten* 1868, I. S. 291) nur zwei als echt an, die *Lavinia* und das Selbstporträt des Künstlers, ein drittes Bild weist er dem Bruder desselben, *Francesco Vecellio*, zu, alle übrigen „sind nur zu augenfällig Schulbilder und obenein von untergeordneter Bedeutung“. Ebenso wird sich ein früher sogenannter *Leonardo* als *Bernardino Zenale* entpuppen, die unter besonderem Custodenverschlusse gehaltene, ehemals *Rafael* angebichtete Anbetung der Könige unerbittlich dem *Spagna* zuerkannt werden u. s. w. Man sieht: unter den angeblichen Meisterhänden wird — scherzhaft zu reden — eine wahre Klauenfauche fürchterlich aufräumen.

Das Berliner Publicum wird darüber nicht murren dürfen; es mag seinem alten Wize von dem Taufbeden ein paar neue hinzufügen und sich im übrigen damit trösten, es habe „das ja gleich gesagt.“ Aber in der oberen Welt! Welche Miene werden die Rätthe, welche endlich der erlauchte Protoktor selbst dabei annehmen? Man verkenne die Schwierigkeit nicht: die Vorfahren unserer Fürsten haben diese „Perlen“ der Sammlung als echt gekauft oder zum Geschenk erhalten, nun tritt die naseweise Dame *Kritik*, die das Perlungeschäft ganz allein verstehen will, an die Enkel heran und verlangt, sie sollen öffentlich erklären, dieser ihr Erbschmud sei zum großen Theil unecht, ihre Ahnen das Opfer gut oder böse gemeinter Täuschungen geworden. In früheren Tagen machten die Galleriedirectoren und die Katalogisten in dieser üblen Lage dem sehr natürlichen allerhöchsten Bedenken mannichfache Concessionen. Man sagt, der Kaiser von Rußland selber habe Waagen in der Eremitage umhergeführt und die Folge davon war — der *Petersburger Katalog* macht dem wissenschaftlichen Gewissen des Berliner Gelehrten am meisten Unehre; muthwillige Sage behauptet sogar, er habe, wie der heilige Augustin seine *Retractationes*, insgeheim ganz anders lautende Urtheile zu seiner Privatandacht aufgezeichnet. Heut liegt die Sache anders: *Meyer's* wahre Meinung wird die ganze Welt klärlieh aus dem allgemeinen Künstlerlexicon entnehmen; widerspräche daher künftig eine Berliner Benennung diesem freilich nicht für immer unfehlbaren, aber für heute geradezu authentischen Dokumente der Forschung, so würden wir wissen, daß an dem neuen Direktor die Schuld nicht läge.

Aber wie thöricht zagen wir doch! Wir haben ja nicht mit dem Selbstherrscher aller Meußen zu rechnen, sondern mit dem deutschen Kronprinzen. Der wird uns nicht sonderbare Schwärmer schelten, wenn wir ihn bitten, Gedankenfreiheit zu geben selbst bis ins Heiligthum durchaus schuldlos erwachsener Illusionen hinein, die nur heut erst die energisch zum vollen Licht aufstrebende Wissenschaft überschattend verkümmern würden. Wie schlichte Wahrhaftigkeit der glänzendste Vorzug seines eigenen Wesens ist, wird er

dieselbe Tugend auch überall öffentlich, koste es was es wolle, zur Geltung kommen lassen. Er wird sich sagen, daß es den Hohenzollern zur höchsten Ehre gereicht, wenn sie in vergangenen Tagen die mühsam erworbenen Erträge ihres armen, aber tüchtigen Staates nicht in erster Linie zum Ankaufe kostbarer Kunstwerke verwandt haben, die in jenen Zeiten doch nur unter anderer Schwelgerei einem kleinen Hofkreise zur Weide gedient hätten, sondern in haushälterischem Sinne zu stetiger Förderung dieser Staatstüchtigkeit selber, die allen Landeskindern zugute kam. Er wird, den Blick nach Dresden gerichtet, deutlich erkennen, daß solches Trachten nach dem Einen, das noth war, anstatt nach dem Mancherlei, das annehmlich gewesen wäre, sich zuletzt doch gar reichlich belohnt hat, er wird die Kaiserkrone mit all ihren erhabenen Pflichten über ein Duzend siztinischer Madonnen zu schätzen wissen. Er wird endlich für heut und künftig erwägen, daß der Dienst der Wahrheit dem Cultus der Schönheit mindestens gleich zu achten ist.

Auch abgesehen nämlich von jenen trügerischen Etiketts hat man von jeher anerkannt, daß die Berliner Gallerie an hervorragenden Originalwerken hinter der Dresdener, Münchener, Wiener erheblich zurücksteht, allein, fügte man hinzu — jeder Berliner erfährt's in der Schule, jeder Fremde liest es im Baedeker —, sie ersetzt diesen Mangel durch Vielseitigkeit des Inhalts wie durch klare, das Studium fördernde Anordnung. Ein vielsagendes Lob, dem jedoch zu voller Wahrheit erst durch die erhoffte wissenschaftliche Reform verholfen werden kann. Man darf mit dieser nunmehr um so weniger hinterm Berge halten, als man an Wien eine Concurrnz ersten Ranges erhalten hat, seitdem mit der Umtaufe der Sammlung im Belvedere Crowe und Cavalcaselle, die zugleich bewährtesten und rücksichtslosesten Kenner italienischer Kunst betraut worden sind.

Der Geist wohnt auch auf diesem Gebiete nicht da, wo die größten Schätze gehütet werden, sondern wo ihm verstattet wird über das, was vorhanden ist, sei es viel oder wenig, mit absoluter Freiheit im Dienste der Wahrheit zu schalten. Man wird an Schiller's Theilung der Welt erinnert, wenn man die Geschichte der Berliner Kunstsammlungen betrachtet: das Beste war weggegeben, als ganz spät auch Preußen an Mitbewerbung denken konnte; dafür darf es nun mit dem Geiste, dem ja doch auch die Kunst entfließen, allzeit im Himmel der Wissenschaft leben. Durch vorurtheilslose Begünstigung unverzagter Forschung wird der erhabene Schützer unserer Kunstanstalten wahrhaft erwerben und besitzen, was er von seinen Vätern ererbt hat, er wird das Wort, daß in Preußen jeder nach seiner Façon felig werden dürfe, auch auf die Kunstwerke, heilige und unheilige, ausdehnen und die Wiedertaufe der Gemälde unbedingt freigeben.

Alfred Dove.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die Anleihe der Herzogthümer. Aus Schleswig-Holstein. — Es ist den Bewohnern der Elbherzogthümer seltsam ergangen. Lange Zeit der Angelpunkt aller patriotischen Wünsche und Combinationen sind sie seit 1870 nicht nur in den Hintergrund getreten, sondern, wo sie auftauchen, stoßen sie regelmäßig auf den Vorwurf des Particularismus. Früher waren sie Träger der nationalen Idee, ein ausgiebiges Feld eifertiger Touristen, welche der Welt einzureden suchten, daß sie auf einigen Kreuz- und Querjügen einen streng individuellen Volksstamm begriffen hätten, obschon sie selten mehr als die Oberfläche gesehen und auch von dieser bisweilen nur das Bild ihrer eigenen Gesinnungslosigkeit und eines platten Utilitarismus ihnen entgegenstrahlte. Damals machten Interesse und Unkenntniß sich den Rang streitig und die letztere fiel um so befremdender auf, als zu Tausenden die deutschen Genossen droben gewesen, mit eignen Augen gesehen, mit eignen Ohren gehört hatten. Trotzdem war es möglich, daß ein seiner Zeit vielgenannter demokratischer Professor in öffentlicher Vorlesung auseinandersetzen konnte, daß nordwärts der Eider kein Bauholz mehr zu finden, daß die Bewohner daher genöthigt seien, Wallfischrippen zum Häuserbau zu verwenden; daß die Bevölkerung auf einzelnen Gehöften zerstreut wohne, bei Hochwasser vom Meere rings umfluthet, und daß aus diesem unausgesetzten Kampfe mit dem toddrohenden Element sich zur Genüge die Zähigkeit erkläre, mit welcher die Schleswig-Holsteiner den dänischen Gelüsten Widerstand leisteten!

Jetzt dagegen ist das Interesse an jener Landschaft nicht nur erkaltet, man kann sich nicht darüber täuschen, es ist in gewissem Sinn einem leisen Widerwillen gewichen, der im Wesentlichen sich darauf gründet, daß die Schleswig-Holsteiner Schleswig-Holsteiner geblieben sind. Das übrige Deutschland verlangt von ihnen, daß sie über sich hinaus und zu dem vollen Genuß und der unbefangenen Freude am deutschen Vaterlande kommen sollen, auch wenn dessen Aufbau ihnen einen Finger zerquetscht hat, und verstimmt wendet es sich von dem Zerrbilde jener Zänkereien ab, mit denen man den Kampf gegen Fremdherrschaft und seine Erinnerungsfeier zur Parteisache zu machen trachtet.

Die Bevölkerung der meerumschlungenen Herzogthümer leidet unter denselben Eigenthümlichkeiten, welche unter anderen Verhältnissen sie zum angebeteten Liebling des ganzen deutschen Landes machten. Es ist noch jetzt dieselbe spröde, jähe Weise, mit der man festhält an dem, was der Ueberzeugung entspricht, jene unvertilgbare Vorsicht, die bei jedem Schritt argwöhnisch darauf blickt, ob nicht zu neuem Druck und Uebergriff willkommenen Anlaß ge-

boten werde; es ist dieselbe verschlossene Abwehr des Fremden, welche im Hader mit den Dänen einer ganzen Generation zur zweiten Natur geworden ist. Die Wünsche und Ziele dieser Männer schlossen ab mit dem trotzigen Begehre nach Unabhängigkeit von Dänemark; kaum Einer unter ihnen hing mit voller Hingebung an dem Ideal eines deutschen Staates von europäischer Bedeutung. Woher auch hätte dieses Ideal kommen sollen? Jenseits der Elbe sah man nichts anderes als unbequemes Vielregieren, und nichts war dem vorwiegend ackerbauenden Stamm mehr verhaßt, als jenes Dekretiren, welches mit dem Dünkel des Bureau prahlend vermeinte, die Sachen besser als die Betheiligten zu verstehen. — Zudem hatte Deutschland selbst die befleckte Hand geboten, um die Herzogthümer den Dänen wieder zu unterwerfen. Sie hatten erprobt, daß sie aus eigener Kraft sich des Feindes erwehren konnten; woher sollte ihnen Achtung und Hoffnung zu Mächten kommen, die den schmachvollsten Wortbruch mit der Maßregel der „Pacification“ krönten?! Kein Wunder, daß diese selben Männer, die mit ihrem Leben für die Herzogthümer eingestanden waren, nicht leichten Sinnes von ihrer Vergangenheit sich lösen konnten; es fehlte jeder vermittelnde Uebergang dazu, ja mehr noch! die Regierung selbst trug dem neuerworbenen Lande keinerlei tieferes Verständniß entgegen. Selbst die wärmsten Freunde Preussens müssen leider gestehen, daß man in der Wahl der Beamten und in den Maßregeln der Verwaltung keine glückliche Hand hat. In Schleswig-Holstein aber sprang das besonders zu Tage. Männer, denen der Ehrliche die Hand zu gewähren zauderte, die durch ihren zum System erhobenen Gesinnungswechsel sich um jeden Ruf im Lande gebracht hatten, solche Männer erkor sich die Regierung zu Vertrauenspersonen. Es gehörte keine Sehergabe dazu, um zu erkennen, daß man dadurch bei einem Volkstamm, dem ehrliche Zuverlässigkeit als die erste Mannestugend gilt, jene ganze geschulte Opposition gegen sich provocirte, welche bis dahin gegen die dänische Regierung aufgeboten war. Von einem weit mehr rechtlich als politisch entwickelten Menschenschlag kann man kein Verständniß für jenes zweifelhafte „measures, not men“ erwarten; er müßte sich selbst verleugnen, wenn er die selbstflüchtigen Intriganten achtete, wenn er nicht das blanke Beil einem Kronsyndicatsgutachten vorzöge.

Jetzt ist ein neuer Punkt aufgetreten, der zu offener Differenz mit der Landesregierung geführt hat und nicht verfehlen wird, mit Für und Wider das Publikum zu beschäftigen. Es handelt sich um die schleswig-holsteinische gezwungene Anleihe vom Jahre 1848 und 1850, welche die preussische Regierung als Gesamtstaatsschuld anzuerkennen sich geweigert hat. Die Sache ist in Kürze folgende.

Die Statthalterschaft der Herzogthümer hatte am 2. Mai 1849 auf

Grund der ihr von der Landesversammlung erteilten Ermächtigung verordnet, daß „die zur Abhaltung der, aus der Staatskasse der Herzogthümer vorschußweise zu leistenden, Verpflegung erforderliche Summe“ von 4 $\frac{1}{2}$ Millionen Mark Courant (à 12 Sgr.) durch eine gezwungene Anleihe von den Communen des Landes gegen 4procentige Staatsobligationen aufzubringen sei. Auf diese 1,677,259 Thlr. wurden 96,641 Thlr. zurückbezahlt, bleiben mithin 1,580,618 Thlr. — Desgleichen wurde unter dem 10. April 1850 verordnet, 4 Millionen Mark zur Herbeischaffung der Kriegsmittel aufzubringen; am 4. October 1850 wurde zu gleichem Zweck eine 1procentige allgemeine Vermögenssteuer gegen ebenfalls 4procentige Staatsobligationen ausgeschrieben, welche für Holstein 256,862 Thlr. ergab; am gleichen Datum endlich wurde die Aufnahme einer Anleihe nach dem Einkommen wiederum gegen 4procentige Staatsobligationen angeordnet, welche 1,489,728 Thlr. erbrachte. — Zu diesen Summen treten hinzu 70,692 Thlr., welche auf die Aufforderung der Statthalterschaft vom 28. September 1850 als „freiwillige Anleihe“ größtentheils aus dem Königreich Hannover eingingen.

Diese Anleihen sind in rechtlich gültiger Weise contrahirt und zu völliger Ausführung gebracht worden. Die Statthalterschaft war am 26. März 1849 im Namen und Auftrage der Centralgewalt Deutschlands eingesetzt und dabei auf das Staatsgrundgesetz vom 15. September 1848 verpflichtet worden, welches wiederum der Landesversammlung als Basis diente. Sie stand mit dem Reichsministerium sowohl als mit der preussischen Regierung in ununterbrochenem offiziellem Verkehr, und im Frühjahr 1849 kam in der That kein Bahnzug in die Herzogthümer, ohne von preussischen Garnisonen irgend welches Kriegsmaterial zu bringen. Zu dieser Zeit fragte man von Berlin aus vor, ob die Herzogthümer im Stande seien, 80,000 Mann für Jütland bestimmter Truppen zu verpflegen, und erst nachdem dieser Anfrage die Ordre gefolgt war, wurde zu der Anleihe von 1849 geschritten.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß die Statthalterschaft kraft der ihr zustehenden legitimen Regierungsgewalt durch diese ihre Geldgeschäfte das Land, d. h. den Fiskus des Landes verpflichtete. Auch sind in der Folge keinerlei Ereignisse eingetreten, welche geeignet gewesen wären, diese bestehende Schuld zum Untergang zu bringen. — Die Statthalterschaft trat am 2. Februar 1851 von der Regierung des Landes ab; an ihre Stelle trat die Oberste Civil-Behörde, eingesetzt von Commissarien Dänemarks, Preußens, Oestreichs, um die Regierung „Namens des Landesherrn“ zu führen. Diese Oberste Civil-Behörde war in der Proclamation vom 2. Februar 1851 ausdrücklich autorisirt, die seit 1848 erlassenen Gesetze zu modificiren oder aufzuheben, soweit sie dazu Veranlassung finde. In der Anleihefrage ließ diese Behörde Alles beim Alten. Sie schwieg nicht nur und sanctionirte dadurch

indirect die contrahirten Schulden, sondern sie erkannte dieselben, mithin „Namens des Landesherrn“, sogar ausdrücklich an, indem zunächst die Zusage gegeben wurde, daß alle unter den seitherigen Gesetzen entstandnen privatrechtlichen Verhältnisse nicht alterirt werden sollten, auch wenn man die Gesetze selbst aufheben werde, indem sie ferner die von den Anleihen noch nicht verbrauchten Geldsummen an sich nahm, noch ausstehende Summen als ihr Guthaben einzassirte, selbst im Executionswege, — indem sie weiter die Zinsen für die Staatsobligationen zahlte und damit auch fortfuhr im Termin pro 1852, d. h. solange preussische und österreichische Truppen im Lande waren, welche den Dänen gegenüber den Rechtszustand aufrecht zu erhalten fähig waren; — indem sie endlich selbst neue Steuern ausschrieb, als deren Zweck sie gradezu die Liquidation und Verzinsung der Anleihen aussprach. — Damals, nachdem die Verfügung vom 8. März 1851 von der Verzinsung der „verschiedenen gezwungenen Anleihen“ gesprochen, antwortete die Oberste Civil-Behörde auf die vorsichtiger Weise an sie gerichtete Anfrage: es handle sich um die auf Grund der Verordnung vom 2. Mai 1849, 10. April und 4. October 1850 ausgeschriebenen Anleihen.

Am 18. Februar 1852 verließen die preussisch-österreichischen Truppen die Herzogthümer; die deutschen Commissarien übergaben das Land dem dänischen Commissar zur ausschließlichen Regierung und am 7. Juni 1852 machte das dänische Finanzministerium bekannt, daß Se. Majestät resolvirt habe, daß den schleswig-holsteinischen Staats-Anleihen die Anerkennung versagt und ihnen alle Verbindlichkeit für die Staatskasse abgesprochen werde.

Man vergegenwärtige sich die unaussprechliche Insulte, welche die dänische Regierung damit Preußen-Oestreich ins Gesicht schleuderte. Die beiden Großmächte des deutschen Bundes hatten die Schleswig-Holsteiner als eigenen Staat, als kriegführende Partei zum mindesten anerkannt; sie hatten dann in schlecht verhehlter politischer Ohnmacht darein gewilligt, ihren Schützling nicht nur Preis zu geben, sondern ihn an Hand und Fuß gebunden dem Feinde zu überliefern; sie glaubten ein Uebriges zu thun, wenn sie eine Hinüberleitung in die dänische Monarchie mit etwas milden Maßregeln in die Hand nahmen. Aber kaum hatten sie den Rücken gewandt, so griff Dänemark mit frecher Hand auf den Standpunkt der rechtlosen Rebellen zurück, und in Wien sowohl als in Berlin hüllte man sich in — Schweigen!

Diese Verordnung nun ist es, welche sowohl der dänischen als auch jetzt der preussischen Regierung den Vorwand bietet, die Ansprüche der Gemeinden und Privaten aus jenen Staatsobligationen von sich abzuwehren. Mit Recht weisen die Schleswig-Holsteiner in ihren Eingaben an den Landtag darauf hin, daß für die dänische Regierung wenigstens ein psychologischer Anlaß vorgelegen, sich womöglich der Zahlung solcher Schulden zu entziehen, welche zu

ihrer eigenen Bekämpfung contrahirt waren, daß aber es völlig unerklärlich sei, wie die preußische Regierung ihre eigenen Actus und Bestrebungen verleugnen und sich weigern könne, die damit im engsten Zusammenhang stehenden rechtlichen Maßnahmen der Statthalterschaft anzuerkennen. Daran würde man u. Ev. selbst dann festzuhalten haben, wenn Dänemark und die Herzogthümer derzeit lediglich auf absolutem Boden gestanden und somit die Krone staatsrechtlich fähig gewesen wäre, mit einem „*car tel est notre plaisir*“ über alle Hindernisse hinweg zu schreiten. Dem war jedoch nicht einmal so, sondern auch die Herzogthümer hatten damals ein wenn auch nur scheinconstitutionelles Recht gegenüber der Regierung. Die dänische Bekanntmachung vom 28. Januar 1852 verspricht ausdrücklich die verfassungsmäßige Entwicklung der Herzogthümer und stellt die Einführung ständiger Vertretung mit beschließender Befugniß in Aussicht. „Wir werden zu dem Ende Gesetzentwürfe für jedes der beiden Herzogthümer ausarbeiten und den Provinzialständen zur Begutachtung in Gemäßheit des § 8 des allgemeinen Gesetzes vom 28. Mai 1831 und der Schlußbestimmung der Verordnung vom 15. Mai 1834 vorlegen lassen.“ Für Holstein insbesondere wurde die Zusage ertheilt: „Sobald in unserm Herzogthum Holstein unsre landesherrliche Gewalt völlig wieder hergestellt sein wird, soll dieses Herzogthum nach den zu Recht bestehenden Gesetzen, welche nicht anders als auf verfassungsmäßigem Wege abgeändert werden können, regiert werden.“ Die Welt hat es zwar späterhin erlebt, daß die dänische Regierung hinsichtlich der „beschließenden“ Befugniß der Stände alle Cabinete aufs Größlichste täuschte; aber auch der verschlagenste Interpret durfte angesichts dieser Verordnung nicht in Abrede zu stellen wagen, daß die dänische Regierung nach Beendigung des Kampfes die ausdrückliche Anerkennung der bis zu Beginn des Kampfes bestehenden Verfassung aussprach, und nach dieser Verfassung stand es fest, daß für jedes Gesetz, welches sich auf Personen- oder Sachen-Rechte bezog, die Einholung des Beiraths der Provinzialstände unerläßliche Voraussetzung der rechtlichen Existenz war. Tausende von Creditoren des Fiscus standen hier in Frage und keine Vorlage an die Provinzialstände war gemacht worden. — Selbst nach jenem kümmerlichen Verfassungsrecht also fehlte es der aufhebenden Resolution an Rechtsgültigkeit, zumal die dänische Krone durch die Mitwirkung ihres Vertreters in der Obersten Civil-Behörde bereits in rechtlich vollgültiger Weise den Anleihen ihre Anerkennung ertheilt hatte. — Mit vollem Recht weisen die Schleswig-Holsteiner darauf hin, daß die preußische Regierung in der Note an den Grafen Bernstorff vom 15. Mai 1864 sich des gleichen Arguments selbst bedient habe, indem sie das dänische Thronfolgegesetz als null und nichtig für die Herzogthümer bezeichne, weil es nicht verfassungsmäßig den Ständen der Herzogthümer vorgelegt gewesen sei.

Nachdem die Herzogthümer definitiv in den Besitz Preußens übergegangen waren und Oestreich alle Rechte übertragen, Dänemark den seinigen entsagt hatte, erhoben sich die Creditoren mit ihren Ansprüchen gegen die preußische Regierung, in der Erwartung, dieselbe werde die Wege der Dänen nicht wandeln. Zunächst waren es Hannoveraner, welche ihr Gut haben reklamirten. Ihnen antwortete damals das Organ der preußischen Regierung, der Civil-Commissar v. Hardenberg, am 22. October 1866, er sei von dem königlichen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt, ihnen vorläufig zu eröffnen, daß von der königlich preußischen Regierung in dieser Angelegenheit bisher ein Beschluß noch nicht gefaßt sei. — Wurde hier die Aussicht nicht abgeschnitten und keineswegs die Meinung geäußert, als sei man von der Schuld frei, so trat in späterer Zeit die Regierung auf den bestimmten Standpunkt einfacher Weigerung hinüber, auf welchem sie trotz des Widerspruchs auch des Landtages verharret, indem sie sich einmal auf jene dänische Aufhebungs-Resolution, sodann darauf beruft, daß die fraglichen Anleihen im Wiener Frieden vom 30. October 1864 nicht aufgeführt und somit als Staatsschulden nicht anerkannt seien.

Der erste Punkt ist bereits oben in seiner Hinsässigkeit beleuchtet. Was den Wiener Frieden anbelangt, so erklärt Art. 17, daß die neue Regierung der Herzogthümer der vorhergegangenen in den Rechten und Pflichten derselben succedire. Hätte es sich hier um eine Succession Preußens in die Rechte Dänemarks gehandelt, so würde selbst dadurch der von Anfang an rechtlich ungültige, nur durch die Macht durchgeführte Beschluß der Nichtanerkennung der Anleihen augenscheinlich zu einem rechtsgültigen nicht haben gemacht werden können. Aber es handelte sich durchaus nicht um solche Succession, vielmehr trat nur einstweilen Dänemark von seiner Stellung in und an den Herzogthümern zurück, die beiden kriegsführenden Mächte sprachen bekanntlich nirgend die Absicht eignen Erwerbes aus, sondern sie gerirten sich als Depositäre, die unter dem ausdrücklichen Vorbehalt der zu treffenden Dispositionen die Herzogthümer provisorisch an sich nahmen. Das zeigt sich z. B. darin, daß die preußische Kasse Erstattung der Kriegskosten aus der Kasse der Herzogthümer zugesprochen erhielt und daß Preußen sowohl wie Oestreich die Garantie dafür übernahmen, daß die auf die Herzogthümer fallenden Antheile der dänischen Staatsschulden binnen Jahresfrist an Dänemark abgetragen werden sollten. Nach Preußens eigener Auffassung bestanden also derzeit die Herzogthümer mindestens finanziell als selbständiger Staat. Damit steht auch die spätere Ausdrucksweise im Amnerionspatent vom 12. Januar 1867 im Einklange, insofern gesagt wird, daß Oestreich seine Rechte übertragen, Dänemark entsagt habe. Die Möglichkeit, eine direkte Verbindung zwischen Dänemark und Preußen unter Nichtachtung des

Zwischenzustandes und des Gasteiner Vertrages zu etabliren, ist damit abgeschlossen.

Die von dem schleswig-holsteinischen Landesfiscus übernommenen Verpflichtungen sind mit demselben auf die Krone Dänemark, auf die anonyme Zwischenexistenz, auf die Krone Preußen übergegangen; die letztere ist contractlich verpflichtet, die onera neben den lucra zu tragen. Ganz zu schweigen davon, daß die preußische Regierung es als eine Sache der politischen Ehre ansehen sollte, den Gemeinden und Privaten Schleswig-Holsteins eine Schuldenlast abzunehmen, ihnen Gelder auszuführen, die unter ihrer Regide angeliehen, von ihrer Politik hervorgerufen, durch ihre Acte sanctionirt sind. Mit Fug und Recht weisen die Schleswig-Holsteiner darauf hin, daß die russische Regierung, die spanische, die nordamerikanische, sogar die japanische die von aufständischen Unterthanen contrahirten Schulden im Interesse der Privatgläubiger anerkannten, und daß die deutsche Marine unlängst in Hayti ausdrücklich die Entschädigung dortiger Deutscher durchgesetzt für Verluste, welche dieselben sowohl unter der gegenwärtigen als unter der vorhergegangenen Regierung erlitten hatten.

Nachdem man vergebens unterhandelt und auch durch die Fürsprache der Landtagscommission nichts erreicht hat, ist nunmehr gegen den preußischen Fiscus Klage erhoben worden. Im Ganzen wird es sich an Kapital und Zinsen um etwa 10 Millionen Mark = 4 Millionen Thaler handeln. Es müßte „kein Kammergericht“ geben, wenn die Justiz der Deduction der Verwaltungsbehörden beitreten sollte und gleich ihnen der Ansicht huldigen, daß ein Souverän unter Nichtachtung der zu Recht bestehenden Verfassung die Ansprüche Einzelner oder ganzer Kommunen gegen den Staatsfiscus mit Einem Federstrich vernichten könnte. In ähnlicher Sache liegt auch bereits ein rechtskräftiger Spruch preußischer Gerichte vor. Die Heiden-Missions-Gesellschaft hatte eine königliche Dotation von 500 Thlr. jährlich erhalten zu einer Zeit, in welcher der König durch keinerlei Verfassung beschränkt war und somit die Machtvollkommenheit besaß, die Finanzen des Staats dauernd zu belasten. Im verwichenen Frühjahr wurde diese Dotation stillschweigend gestrichen, indem der Budget-Abschluß von beiden Häusern des Landtags angenommen, vom König unterschrieben wurde, ohne daß der Dotation Erwähnung geschah. Die Heiden-Missions-Gesellschaft wurde darauf gegen den Fiscus klagbar und das Kammergericht sowohl als das Obertribunal erkannten den Fiscus schuldig. Die im Gesetzgebungswege beseitigte Dotation wurde im Rechtswege wieder hergestellt. *Justitia fundamentum regnorum!*

Man wird die Schleswig-Holsteiner kaum tadeln können, daß sie ihr gutes Recht, an dem Tausende und aber Tausende interessirt sind, nicht auf-

geben und nicht darein willigen wollen, daß Preußen den lachenden Erben ohne jede Zähre des Schmerzes für die Vergangenheit spiele.

Von der Universität; Corruption und Desorganisation; die deutsche Partei. Aus Wien. — Die neuernannten Professoren sind angekommen — Büdinger, Exner, Zupitza, Zeißberg haben ihre Vorlesungen eröffnet. Daß W. Wattenbach höheren Orts abgelehnt wurde, hat in Universitätskreisen Verstimmung erzeugt, nicht minder der Abgang so bedeutender Kräfte als Jhering, E. Wilh. Scherer sind. *) Was Scherer's Abgang nach Straßburg anlangt, so ist man in den deutschgesinnten Kreisen darüber tiefbetrübt; die zahlreichen Gegner des genialen Mannes, denen sein frisches Hineinfahren in den traditionellen Schlendrian oft Aerger und Verlegenheit bereitete, hoffen jetzt freilich auf ungestörte Behaglichkeit. Sie irren sich: den Einen sind sie los, sein Geist ist unter uns geblieben und wird dem Unsinn und der Gemeinheit, wo sich die zeigen, auch fortan den Krieg machen. Daß Scherer nicht ohne eine große Partei geblieben, daß er in Wien und Oestreich Gefinnungsgenossen in Menge zurückläßt, konnte man u. A. bei dem glänzenden Feste sehen, welches die deutsch-nationale Studentenverbindung „Silesia“ am 27. v. M. dem scheidenden Professor gab.

Es war die Elite der Studentenschaft, die in den festlich decorirten Räumen zusammenkam, jene Prachtburschen, denen unsere Zukunft gehört. Die Masse der Obscuranten und der ausgelumpten Studer fehlte natürlich — nur was lebensfähig und hoffnungserweckend ist in unserer akademischen Jugend, war zugegen. Aber auch viele Professoren der Hoch- und Mittelschulen, Beamte und Literaten erschienen. Die zahlreichen, begeisterten Reden haben die Tagesblätter gebracht, sie alle gipfelten in der innigen Hingabe an den Gefeierten, in dem Ausdruck des Schmerzes über sein Scheiden und des Stolzes, daß „unser deutschösterreichischer Scherer“ erkoren ward den schweren Markmannendienst dort an der Westgrenze zu übernehmen. Die Redner hatten es mit ihrem Lobe leicht, denn selten wohl bot ein Mann unserer Hochschule so mannigfache Seiten der Betrachtung. Scherer, der berühmte anerkannte Germanist, der — wie Wenige — anregende, ermunternde Lehrer, Scherer der hinreißende, stürmische Redner, der enthusiastische Prediger des nationalen Gedankens, der gewandte, lebendige Publicist, der treue, helfende, aufopfernde Freund — wohl, da ließ sich viel sagen und

*) Für die durch Philipps Tod erledigte Lehrkanzel des kanonischen Rechtes wünscht man Schulte aus Prag, den beredten und energischen Vorkämpfer des Altkatholicismus.

Alles war echt und wahr. — Es kam aus der Tiefe des Herzens, das konnte man an der Bewegung vieler Redner merken, welche ihnen die Stimme umflorte, das konnte man an den vielen nassen Augen sehen, welche die Gestalt des geliebten Mannes mit der Behmuth des Scheidessblickes betrachteten. Zum letzten Male tönte ja heute seine gewaltige Rede an unser Ohr, mächtiger hat er nie gesprochen, als in diesen Abschiedsworten, in denen er uns als sein Testament die treue Pflege des deutschen Gedankens ans Herz legte. Der brausende, minutenlang währende Beifallsturm der gesammten Anwesenden bewies, wie fest diese Gedanken in dem Sinne der Besten bei uns wurzeln. Gerade uns, die wir eben deutschnationale Gesinnung mit den Pflichten gegen den Staat, dem wir angehören, zu vereinen wissen, that es wohl, daß Scherer versprach, sich auch im neuen Reich als Deutschöstreicher zu geriren. Denn wir meinen ganz wohl im Stande zu sein, für unser Volksthum und zugleich für den österreichischen Staat wirken zu können.

Anders faßten Scherer's und unsere Feinde die Sache auf; man griff zu dem unsauberen, aber desto häufiger gebrauchten Mittel unserer zahlreichen Schmocks, riß Einzelnes aus Scherers Rede heraus, verdrehte den Zusammenhang und redete sich in grimmige Wuth über den „verpreußten“ Professor und die „Landesverräter“ seines Anhangs. Wahrlich, von wenigen ehrenvollen Ausnahmen abgesehen, ist uns die Wiener Journalistik selten so unehrlich, so hohl und stupid vorgekommen als an den Tagen nach Scherer's Abschied. Man mochte meinen, die Julitage 1870 seien wiedergekehrt, so unsäglich heßten gewisse Blätter wieder gegen das Deutschthum, denuncirten drauflos und blähten sich wieder in jenem kolossalen widerlichen Wiener Hochmuth. Ein Blatt brachte einen eigenen Leitartikel über Scherer und wies mit komischer Arroganz die Zumuthung zurück, daß man sie lehren wolle, was deutsches Wesen sei. Natürlich sie wissens; sie, die die Journalistik als Geschäft betreiben, die Anbeter des goldenen Kalbes und der Cancanwirthschaft, die Käuflichen und Gekauften, die —. Und doch wozu errege ich mich? Ihr grimmiger Haß gegen Scherer ist ja so natürlich. Ist er ja nichts anders als der Haß der rohen, ungebildeten Meute gegen den feinen Gelehrten, der Haß liberaler Phrasen und politischer ABC-Schützen gegen den staatsmännischen Geist, der Haß der Unreinen und Charakterlosen gegen den lautereren Charakter, dem nicht einmal der ärgste Haß etwas anders nachsagen konnte, als das treue Halten an seinem politischen Programm.

Und das will etwas sagen in unserer von Scandalen, Enthüllungen und Aufdeckungen geschwängerten Atmosphäre! Die Scheingrößen fallen bei uns täglich wie zerplante Seifenblasen aus der Höhe herab, in die sie sich hinaufgeschwindelt oder in die sie geschwindelt wurden, liberale Phrasenhelden

erleben am Ende kein anderes Schicksal als jene Ultramontanen, die nicht vorsichtig genug waren. Wüßt haltte das Geschrei über P. Gabriel durch alle Blätter, nun sind sie still, ihr P. Anton ist nicht viel besser, und wer sich um die *chronique scandaleuse*, der mit unserer Journalistik so engverquickten Banquiers und Börsianer zu kümmern den Muth hätte, würde wohl ganz andere Enthüllungen zu Tage fördern können. Doch davon schweigt unsere ehrliche Journalistik natürlich: „non audiatur altera pars“ ist der Grundsatz der meisten unserer Blätter — sagt man ihnen aber eine Wahrheit, wie es über ihren Abgott Friedländer in der höchst beachtenswerthen Broschüre: *Die Corruption in Oesterreich*, Leipzig 1872. 2. Auflage, geschehen ist, dann schweigen sie diese Schrift völlig todt. Was soll man auch thun. Die dort gebrachten Beweise für die Corruption der meisten unserer Journale sind so unwiderleglich, daß man stille sein muß. Gegen Zahlen kommt man nicht auf. Unendlich traurig nur, daß das Mittel, welches den Staat und das Volk bessern, heilen, ja retten soll, daß die Journalistik selbst ganz krank und vergiftet ist. Das Unglück unserer österreichischen Journalistik ist das, daß sie meist Eigenthum der Banken und dadurch Geschäft geworden ist. Sie ist Geschäft, wie unsere Volkstheater, da kommt es nun bei beiden darauf an, den großen Massen zu gefallen, dem Haut-gout des „Thieres mit den vielen Köpfen“ zu schmeicheln, sich zu ihm herabziehen zu lassen und dadurch selbst immer mehr zu sinken.

Es ist tief betrübend, wie Journalistik und Theater in Wien gleichmäßig verkommen. Und man weiß nicht, ob das Publitum diese Institutionen mehr verdirbt oder ob es durch sie verdorben wird. Unser Bürgerstand schwindet dahin, wie in Rom zur Gracchenzeit der freie Bauernstand schwand, bald kennen wir nur mehr die Börsenbarone, die Nabobs der Speculation auf der einen Seite, das sehr anspruchsvolle, physisch übermächtige Proletariat des Handwerkes und das Proletariat der Intelligenz, das in Folge der Preissteigerung und Geldentwerthung täglich wächst, auf der anderen. Unsere große Menge verliert aber auch durch eine gewisse Richtung der Presse täglich mehr — man hat ihr den Glauben genommen und nichts dafür gegeben als haltlosen Aufklärer, man wundere sich nun nicht über die völlige Zuchtlosigkeit in den Massen, denen das Halten an der Sittlichkeit ohne positive Religion nicht möglich ist. Man hat ihnen politische Phrasen vorgeplaudert, man wundere sich nun nicht, daß Tausende, die weder lesen noch schreiben können, sich herausnehmen, den Staat regieren zu wollen. Man macht Alles lächerlich, schmäht die eigenen Parteigenossen, sobald sie in die Regierung kommen, man wundere sich nicht, wenn bei uns ein Ministerium nach dem anderen purzelt und bei uns nichts fest ist, als das vergnüglich vorgebrachte Verzweiflungswort: Uns hilft (ohnedem) nix mehr! Aus unserem Lexicon sind die Be-

griffe: Religion, Sittlichkeit, Autorität, Gehorsam, Familie, Arbeit, Zucht völlig ausgestrichen, leider aber auch meist aus unserem Volksleben! Statt ihrer blähen sich in hohler Nichtigkeit die Phrasen: Aufklärung, Freiheit, öffentliche Meinung, Selbstbestimmung, freie Liebe, Lebensgenuß, Liberalismus u. s. w., was für die große Masse sich in der einfachen Formel zusammenfaßt: keine Steuer, kein Borgesezter, fast keine Arbeit, sehr viel Lohn, sehr viele blaue Montage! Fragt unsere kleinen Meister, wie es mit den patriarchalischen Verhältnissen zwischen ihnen und den Gesellen, wie es mit der Arbeitslust der letzteren aussieht. Sie werden betrübt die Köpfe schütteln und über den Verfall der Zucht, über die Faulheit und Rohheit der Leute klagen; fragt altgediente Offiziere über die jetzigen Soldaten, und ihr werdet auch hier vernehmen, daß es mit der Disciplin vorbei sei. Wiener Professoren werden es offen bekennen müssen, daß die studirende Jugend Wiens nie weniger gelernt habe, als jetzt, daß aber in den höheren Klassen überall der Einfluß der Offenbach'schen Operette u. s. w. zu spüren sei. Und auch auf diesem Gebiete fehlen die, welche retten sollten. Gar viele Lehrer sind selbst schuld, daß nichts mehr gelernt wird, indem sie die Prüfungen zu leicht nehmen und durch die Laxheit der Studenten selbst lax werden.

Auf allen Gebieten arbeitet bei uns die Zersetzung, die festen Grundlagen wanken, was das Gebäude zusammenhält, wird gelockert, geschäftig regt sich der Ungeist der Desorganisation — in Familie, Kirche, Schule, Heer und Staat hat er sein wüthes Werk begonnen — wer kann ihn aufhalten? Ich wage es zu antworten: der deutsche Geist, die deutsche Zucht! — Den ersteren zu hegen, an der zweiten festzuhalten, sie durch consequente, ernste Pflege des kategorischen Imperativs, durch rücksichtslose Strenge der Pflichterfüllung unserem so hochbegabten deutschösterreichischen Stamme einzuschärfen, ist der Gedanke, ist die Aufgabe der hiesigen deutschen Partei. Sie kennt kein heiligeres Bestreben, als den Deutschösterreichern die Möglichkeit zu geben, auf den einfachen, aber sicheren Grundlagen der Sittlichkeit und Zucht eifrig arbeiten zu können zum Heile des Volksthumus wie der Politik, der wir angehören und deren treue und ehrliche Bürger wir sind und stets sein wollen. Das merke man sich, aber auch die Erklärung, daß wir gegen liberalisirenden Phrasenschwindel und bornirte Selbstverhimmelung der alleinseligmachenden Politiker ebenso Front machen werden, wie gegen die Dumpsheit unjerer Feudalen und Ultramontanen. Schwerer freilich ist unsere Aufgabe, in dem Hexensabbath toller Genußsucht, semitischen Schwindels, politischer Sprachverwirrung und banausischer Gesinnungslosigkeit den Weg zu dem Edelsten und Reinsten zu finden: zu dem sittlichen Bewußtsein im Menschen. Schwerer jetzt, nun in Wilhelm Scherer das geistige Haupt unserer Partei, der energische und begeisternde Führer von uns geht. Ein Verlust, der geradezu

unerseßlich ist! Doch wir wollen nicht muthlos werden und seinem Geiste fortarbeiten.

Landtag und Reservatrechte. Aus Stuttgart. — Am 30. October hat unsere Abgeordnetenkammer ihre Sitzungen wieder aufgenommen. Man darf sagen: unter glücklichen Auspicien, sofern nemlich ihr erstes Geschäft darin bestand, mehrere Mitglieder in ihren Schooß aufzunehmen, welche während der Vertagung gewählt die nationale Seite des Hauses verstärken. Man darf hieraus den erfreulichen Schluß ziehen, daß die durch den Krieg in unserem Lande erweckte Stimmung doch nicht spurlos wieder verflogen ist, und daß jedenfalls die unwirische Milizpartei von den Schlägen, die sie bei den allgemeinen Wahlen im December 1870 erhalten, sich bis jetzt vergeblich zu erholen gesucht hat. Nur darf man andererseits die erfreuliche Bedeutung jener Symptome auch nicht überschätzen. Denn einmal hat sich bei den erwähnten Nachwahlen durchgängig eine bedauerliche Rauheit der wahlberechtigten Bürgerschaft gezeigt, welche demnach in dem Aufbau des Reichs eine willkommene Aufforderung zu erblicken scheint, von den Strapazen der drangvollen Periode seit 1866 auszuruhen. Und dann hat ein eigentlicher politischer Kampf doch nur bei der Stuttgarter Wahl stattgefunden, und diese fiel bekanntlich nur mit knapper Noth zu Gunsten der deutschen Partei aus. Anderwärts mag es seltsam berühren, daß wir den alten Parteigegensatz, wie er vor Aufrihtung der Reichsverfassung unser Land durchwühlte, so ziemlich unverändert ins neue Reich herübergenommen haben, wenn auch allerdings mit etwas ruhigerem Blut und jetzt mit dem Uebergewicht der nationalen Partei. Allein es erklärt sich solches nicht blos aus der früheren Verbitterung der politischen Kämpfe, die in der jetzt lebenden Generation nicht völlig mehr sich verwischen wird, sondern auch aus der gegenwärtigen Stellung des Landes, das denn doch sein normales und definitives Verhältniß zum Reich noch nicht gefunden hat. Man darf nur das Wort Reservatrechte aussprechen, so erwacht unvermeidlich wieder ganz der alte Hader, der einst um den „Eintritt in den norddeutschen Bund“ entbrannte. Die Regierung und ihr Anhang im ruhebedürftigen Bürgerthum hat gut reden: die deutsche Verfassung ist endgiltig geordnet, die Befugnisse des Reiches und die des Einzelstaats definitiv abgegrenzt, wozu also noch ein Streit, der längst gegenstandslos geworden ist? Gerade jene Privilegien, welche den Stolz der süddeutschen Staatskunst bilden, unterhalten eine fortwährende Reibung zwischen den angeblich völlig geschiedenen Gebieten, und durch nichts wird der Wahn, als ob wir längst am ersehnten Ziele angekommen seien, gründlicher gestört, als wenn die süddeutschen Regierungen der naturgemäßen Weiterbildung des Reichsrechtes einen auf politisches Mißtrauen gegründeten Wider-

stand entgegensehen. Für jetzt muß man sich darauf gefaßt machen, daß Baiern und Württemberg jeden Vortheil, der ihnen bei den Verträgen als eine Art Prämie ertheilt worden ist, mit größter Zähigkeit festhalten. Die ausgegebene Lösung ist, daß genug Opfer gebracht seien und daß es jetzt gelte das Uebrige zu retten. Man wird sich also daran gewöhnen müssen, die Unebenheiten unseres öffentlichen Rechtes noch geraume Zeit wohlconservirt zu sehen. Nur was die *itio in partes* betrifft, die den Reichstag in der letzten Session zu einer Bitte um Abhilfe veranlaßt hat, ist die württembergische Regierung, so viel wir wissen, geneigt, eine Abänderung des geschriebenen Rechts zuzulassen. Zwar ist sie der Meinung, daß die Enthaltung der süddeutschen Stimmen in Dingen, welche sie nichts angehen, rechtlich unangreifbar sei, aber sie will dem vom Reichstag geäußerten Verlangen um so weniger entgegentreten, als doch jeder Fall, wo die *itio in partes* praktisch wird, unangenehmes Aufsehen verursacht und die fatalen Reservatrechte wieder in Erinnerung bringt, für die es am besten ist, wenn man so wenig als möglich von ihnen redet. Dagegen scheinen alle jene Zeitungsangaben vor-eilig zu sein, welche aus Anlaß der Nürnberger Conferenz ein Einlenken der süddeutschen Minister in die Richtung des Rastler'schen Antrags in Aussicht gestellt hatten. In Württemberg sind wir noch weit davon entfernt, was man schon daraus wird schließen dürfen, daß Herr v. Wittnacht die Mitglieder seines höchsten Gerichtshofes, des I. Obertribunals, vor einiger Zeit zu einem Gutachten über die Ausdehnung der Reichscompetenz auf das gesamte bürgerliche Recht veranlaßte, welches durch Majoritätsbeschluß im Sinne der bisherigen Haltung des Ministers ausfiel, so daß er sich hier gewissermaßen einen moralischen Rückhalt für seinen Widerstand gegen das Andrängen des Reichstags und die Ansicht der Mehrheit der Bundesglieder geschaffen hat.

Noch weit schwieriger wird es sein, für einen Verzicht auf die eigene Verwaltung des Post- und Telegraphenwesens die öffentliche Meinung des Landes zu gewinnen. Denn abgesehen von der rühmenswerthen Ordnung und Fürsorge, durch welche sich dieses Departement in Württemberg anerkanntermaßen auszeichnet, kommt hier ein directes Interesse ins Spiel: das nächste Budget wird uns wieder mit Ziffern belegen, um wie viel einträglicher für die Staatsfinanzen die eigene Verwaltung dieser Verkehrsbranche ist, als wir hoffen dürften, wenn dieselbe in die Reichsverwaltung aufgegangen wäre. Es rührt dieses günstige Erträgniß zunächst von der dichten Bevölkerung des Landes her, die von allen Verkehrsmitteln einen starken Gebrauch zu machen gewöhnt ist; zum Theil aber auch davon, daß die Besoldungen der königlich württembergischen Postbeamten erheblich niedriger gegriffen sind, als im Reichsdienste der Fall ist. Daraus drohen sich nun eigenthümliche

Zustände zu entwickeln. Es bemächtigt sich nämlich unserer strebsamen Postjugend ein unaufhaltbarer Drang nach den Fleischtöpfen des Reichsdienstes. Als der Dienst in Elsaß-Lothringen eingerichtet wurde, stellten sich der Reichsbehörde nicht weniger denn 50—60 württembergische Postbeamte zur Verfügung, von welchen indessen Herr Geh. Rath Stephan aus Courtoisie gegen die württembergische Postverwaltung nur 15 Aspiranten zuließ. Allein es liegt auf der Hand, daß dieser Trieb nach dem Reichsdienst nicht gebändigt werden kann, wenn nicht die Besoldungen unserer Postbeamten in ähnlich liberaler Weise zugemessen werden wie dort; ist dies aber der Fall, so vermindert sich jener finanzielle Ertrag um ein Erhebliches, und damit verschwindet zugleich der Hauptanstoß, der bisher dem Anschluß an die Reichsverwaltung im Wege stand. So viel wir wissen, würden die besonderen Vergünstigungen, deren sich unter der gegenwärtigen Verwaltung das württembergische Publikum erfreut, durch Ausdehnung des Rayons des Kreuzerportos, durch die Ausbildung, welche dem Landpostinstitut gegeben ist, u. s. w., kein Hinderniß für den Anschluß bilden, d. h. es würden diese berechtigten Eigenthümlichkeiten uns erhalten bleiben können, auch wenn wir auf die eigene Verwaltung Verzicht leisteten. Allein es muß zur Steuer der Wahrheit zugleich bemerkt werden, daß das Beispiel des badischen Nachbarlandes, wo seit diesem Jahre die Reichsverwaltung das Post- und Telegraphenwesen übernommen hat, zur Zeit noch wenig Verlockendes für uns haben kann. Es mag an den unvermeidlichen Eigenschaften des Uebergangszustandes liegen, allein Thatsache ist, daß von dort her so einmüthige und so bewegliche Klagen über den Schwarzwald herüber zu uns dringen, daß unter dem Eindruck der Reiden des Nachbarlandes vorderhand das württembergische Postreservatrecht wohl geborgen ist.

Daß endlich auch das Recht der eigenen diplomatischen Vertretung — innerhalb der bescheidenen Grenzen, welche die Regierung sich selbst gesteckt hat, — auch in Zukunft streng aufrecht erhalten und ausgeübt werden soll, hat ein neuerlicher Vorfall gezeigt. Unser Gesandter am Wiener Hof hat aus Gesundheitsrücksichten — aber schwerlich, weil ihn das Uebermaß der politischen Geschäfte erdrückte — seine Entlassung erbeten und erhalten. Hier wäre nun eine schöne Gelegenheit für die württembergische Regierung gewesen, ihre Reichsgesinnung in eclatanter Weise durch selbstgewählten Verzicht auf diesen Gesandtschaftsposten kundzuthun, und diese freiwillige Entsagung wäre ihr um so näher gelegen, als sie bei der Verathung des letzten Budgets ganz außerordentlicher Anstrengungen bedurfte, um in der Abgeordnetenversammlung die einzige Stimme Mehrheit sich zu verschaffen, welche für die Beibehaltung dieses Gesandtschaftspostens entschied, des einzigen, der neben dem in St. Petersburg außerhalb der Grenzen des deutschen Reichs noch der

königlich württembergischen Diplomatie offen steht. Ein voreiliges Gerücht hatte das, was natürlich und selbstverständlich schien, bereits auch als erfreuliche Thatsache verkündigt, und die württembergische Regierung war schon im Begriffe, von den Organen der öffentlichen Meinung mit Glückwünschen zu ihrer weisen Haltung behelligt zu werden, als der württembergische Staatsanzeiger mit kalter, fühlloser Hand solche Bemühungen im Keim erstickte, indem er der Nachricht von der Abberufung des Grafen von Thurn-Neuburg lakonisch die Worte beifügte, daß dessen Nachfolger unverweilt werde ernannt werden. Es scheint also, die Regierung rechnet zuversichtlich darauf, daß ihr auch bei der nächsten Budgetdebatte die eine Stimme Mehrheit nicht fehlen wird um die Mittel für die fernere Besetzung ihres diplomatischen Postens an der Donau zu liefern.

Doch für jetzt sind es keineswegs solche heikle Fragen, Reich und Einzelstaat betreffend, welche unseren Landtag beschäftigen und in politische Aufwallung versetzen werden. Vielmehr wartet seiner eine Reihe von Aufgaben der inneren Landeswohlfahrt, deren Erledigung zum Theil mit vieler Kunst bis zum Jahre 1873 aufgespart worden ist. Den vornehmsten Rang nimmt darunter ein Gesetzesentwurf zur Reform unserer Besteuerungsmethode ein, in dessen Berathung die Abgeordnetenversammlung am 2. November muthig sich hineingestürzt hat, um voraussichtlich geraume Zeit in diesem Elemente zu verweilen. Außerdem steht von der volkswirtschaftlichen Commission ein Bericht über die in der nächsten Zeit auszuführenden Eisenbahnlinien bereit. Endlich haben die Minister gleich in der ersten Sitzung eine Reihe neuer Vorlagen eingebracht, darunter einen tief in unsere bisherigen Verhältnisse einschneidender Gesetzesentwurf zur Einführung des Reichsgesetzes über den Unterstützungswohnsitz. Arbeit genug bis zum Wiederbeginn der Reichstags-session.

Die Oktoberwahlen; Greeley's Niederlage. Vom Erie-See. — Die Katastrophe unserer Präsidentschaftscampagne nähert sich ihrem Ende, ja ich möchte sagen, sie ist bereits zum Abschluß gekommen durch die Wahlen, welche am 8. d. M. in Pennsylvanien, Ohio und Indiana stattgefunden haben. Ich nenne die Wahlagitation für den höchsten Posten im Bereiche der Nation eine Katastrophe, weil ihr Effect in Folge der bitterbösen Anklagen, Lügen, Verleumdungen und Verlästerungen der beiderseitigen Präsidentschaftscandidaten und ihrer Anhänger bedauernswerth sein muß und weil die so vielversprechende Reformbewegung durch die Gaunerei einiger politischer Känkschmiede äußerlich vereitelt und moralisch vernichtet worden ist.

Die Vorboten des Resultats der Präsidentschaftscampagne bilden die Staatswahlen in den Monaten August, September, Oktober, in denen im

Jahre einer Präsidentenwahl nicht die Staatsfragen sondern der nationale Parteierfolg in den Vordergrund tritt. Den Reigen dieser Staatswahlen hat Nord-Carolina eröffnet. Nord-Carolina ist ein Südstaat und hier sollte die Greeley-Coalition der „Liberalen“ und Demokraten die Feuerprobe bestehen, und man erwartete um so eher für sie einen günstigen Ausgang, als die Basis ihres Kampfes „Versöhnung mit dem Süden und Händeschütteln über der blutigen Klust“ bildete. Wenn ein südlicher Staat diese Basis refüsirte, dann konnte man unmöglich dem nördlichen zumuthen, die „Versöhnung“ dem Süden aufzudringen, oder diese „Versöhnung“ war ein leerer Schwall, eine Phrase. Die ersten Depeschen aus Nord-Carolina meldeten einen glänzenden Sieg für die „Coalitionisten“. Die Greeleyblätter rechneten auf 25,000 Stimmen Majorität. Allein diese Majorität fiel täglich, bis sie in einen Sieg der republikanischen Partei umschlug. Dies war der erste Nagel zum Sarge des Greeleyismus. Denn hier, wie überall, giebt es eine schwankende Masse, die gerne auf Seiten der Sieger steht, sich von der Fluth der öffentlichen Meinung forttragen läßt. Ein anderer Theil will die Verantwortlichkeit eines Bruches mit der Partei nur dann auf sich nehmen, wenn die neue Partei Stärke genug entwickelt, die Verantwortlichkeit zu theilen. Wie stark oder wie schwach die liberal-demokratische Partei sei, davon hatte man keine Ahnung. Ihre Stärke resp. Schwäche mußte sich in einer Wahl zeigen, und da sie nicht einmal stark genug war in einem südlichen Staate, in dem die Demokratie sonst eine gewaltige Majorität besaß, diese Majorität zu behaupten, so war der Beweis gegeben, daß das Volk die Abzweigung von der republikanischen Partei repudiirte.

Dann kamen Vermont und Maine, zwei Nordstaaten an die Reihe. Diese den Republikanern zu entwinden, so anspruchsvoll waren die „Coalitionisten“ nicht. Allein sie weissagten einen großen Abfall von den republikanischen Reihen. Das Resultat der Wahlen zeigte wiederum das gerade Gegentheil. Beide Staaten gaben nahezu dieselbe republikanische Majorität, wie in dem Präsidentschaftsjahre 1868. Und in Maine zumal wurden die Demokraten trotz ihrer Verstärkung durch die Liberal-Republikaner so geschlagen, wie nie vorher. Ganze demokratische Bezirke stimmten diesmal für das republikanische Ticket. Die Demokraten werden nicht nur aus der executive Staatsgewalt herausgedrängt, sondern sie verlieren jeden Congresscandidaten und jeden Sitz im Staatssenat, und im Unterhause ist ihre Minorität zur Null zusammengeschrumpft. Hier war ein anderer Beweis, daß die „Liberal-Republikaner“ nicht nur nicht im Stande waren, die republikanische Majorität zu erringen, sondern daß ihr Abfall durch den Zutritt von Demokraten zu den republikanischen Reihen zehnfach aufgewogen werde und das alles, weil es der ehrenhaftesten Demokraten die Menge giebt, welche

ihre Principien nicht mit Greeley innerhalb 24 Stunden wechseln wollen. — Nun warfen sich die Coalitionisten mit aller Macht auf die drei großen und den Ausschlag gebenden Staaten Pennsylvanien, Ohio und Indiana, welche in diesem Monate ihre Staatswahlen hatten. Die Chancen in allen diesen drei Staaten standen für die „Coalitionisten“ vorzüglich und mit einem anderen Bannerträger als Horace Greeley würden diese drei Staaten der Reformbewegung immense Majoritäten gegeben haben. In Pennsylvanien hatten die Republikaner einen Mann von sehr üblem Reumund zum Gouverneurscandidaten aufgestellt, Herr John Hartranft, den die Greeleygenossen als einen ganz gemeinen Dieb und meineidigen Schuft zu überführen suchten. Die Angriffe auf Grant zeigen gegenüber denen auf Hartranft einen wahren Tugendspiegel. Selbst Stützen der republikanischen Partei wie Col. Forney, Redakteur der „Philadelphia Press“, Andrew G. Curtin, unser eben zurückberufener Gesandter vom Petersburger Hofe, kämpften gegen den republikanischen Gouverneurscandidaten, so übel beleumundet war derselbe. Die Coalitionisten dagegen hatten eine vortreffliche Wahl in der Person des Ex-Senators Buckelew getroffen, eines Mannes von anerkannter Ehrenhaftigkeit und Festigkeit. Wenn irgendwo der Greeleyismus siegen konnte, so war es in Pennsylvanien, er hatte daselbst sämtliche moralische und intellektuelle Vortheile auf seiner Seite und Greeley selbst hatte in dem Staate über zwei Duzend Reden gehalten. Die Republikaner hatten den Staat auch schon für die Oktoberwahlen aufgegeben, wenn sie auch fest auf ihn im November rechneten. Allein das Resultat vom 9. Oktober war ein überwältigender republikanischer Sieg. Hartranft wurde mit 35,000 Stimmen Majorität zum Gouverneur erwählt. Die Republikaner gewannen außerdem das ganze Staatsticket, erreichten eine Majorität der Congressdelegationen und eine Majorität in der Staatslegislatur, welche ihnen wiederum den Sitz in dem Ver. Staaten Senate sicherte. Dieses erstaunliche Resultat trotz der Unpopularität Hartranft's und der hohen unanfechtbaren Stellung seines Gegen-candidaten ist nur zu Wege gebracht worden durch das Kampfesgeschrei: hie Grant, hie Greeley. Den Hartranft mochte das Volk Pennsylvaniens nicht, aber noch weniger will es Greeley und es wußte, daß, wenn es gegen Hartranft stimmte, das Resultat für Greeley ausgebeutet werden würde. Deshalb nahm es lieber Hartranft mit in den Kauf, selbst mit Widerwillen, nur um seine Anhänglichkeit an Grant zu beweisen und dessen Wiederwahl ohne jede Anfechtung zu sichern. Die ganze Misere der Greeley'schen Candidatur offenbarte sich in der Niederlage Buckelews zu Pennsylvanien.

Nicht minder günstig standen die Chancen der Reformbewegung in Ohio. War sie auch von Missouri ausgegangen, so hatte sie ganz besonders in Ohio unter dem deutschen Elemente eine bereite Stätte gefunden. In Cincinnati hatte die Reformconvention getagt; die bedeutendsten Männer dieses Staates hatten sich rückhaltlos der neuen Bewegung angeschlossen; allein die Nomination Greeley's hatte auch hier die Reaction gebracht und Ohio gab am 8. Oktober eine republikanische Majorität von 15,000 Stimmen, trotzdem vier fünftel der Presse des Staates die Greeley-Candidatur unterstützt.

Auf Indiana konnten die „Coalitionisten“ mit vollem Rechte zählen, denn es gab nur zeitweis schwache republikanische Majoritäten und barg von vorn herein bedeutende reformatorische Elemente. Außerdem hatten die

Greeleyisten eine vorzügliche Wahl in ihrem Gouverneurscandidaten Thomas Hendricks getroffen. Herr Hendricks war Mitglied des Bundessenats und genießt einen solchen nationalen Ruf, daß die Demokraten ihn als ihren Präsidentschaftscandidaten aufzustellen gedachten, hätten nicht die Cincinnati-Baltimore-Schacherer ihnen Greeley aufgedrungen. Und auch in diesem Staate sind die Coalitionisten auf dem Staatsticket, in der Congressdelegation und in der Legislatur geschlagen worden und somit um den Sitz in dem Bundessenate gekommen. Ihr einziger Triumph ist die Erwählung von Hendricks mit 861 Stimmen aus einem Gesamtvotum von nahezu 350,000! Außerdem fanden an demselben Tage in Nebraska die Staatswahlen statt und dieser Staat schnellte die republikanische Mehrheit des letzten Jahres auf das Doppelte (5000 Stimmen) aus einem Gesamtvotum von fünfundzwanzigtausend.

Durch diese Oktoberwahlen ist die Greeleysche Candidatur gerichtet worden. Die Coalitionspartei unter Greeley ist nicht im Stande gewesen, irgendeinen der Nord- oder Ost- oder Weststaaten zu gewinnen; nur in einem Staate hat sie bisher gesiegt und das ist in Georgia, der Heimath der Stephens und Toombs, der Hauptanstifter und Führer der Rebellion. Und dieser Sieg schadet der Greeleypartei mehr als eine Niederlage. Denn das Volk kam zu der Ueberzeugung, daß Greeley's einzige Stützen die ehemaligen Rebellen sind und daß diesen die Herrschaft wieder in die Hände zu geben, und somit die Resultate des Bürgerkrieges in Frage zu stellen ein Verbrechen gegen die Union sei. Die Reformbewegung hat sich mit der Nomination Greeley's den Todesstoß gegeben; denn Greeley ist alles andere, nur kein Reformier. Er war der Fürsprecher der extremsten radikalen Maßregeln, bald wollte er den Süden laufen lassen, bald ihn mit Stumpf und Stiel ausrotten. Einst befürwortete er die strammsten Centralisationsgesetze, verlangte Bundesgesetze zur Regelung von Staats- und Municipalwahlen, und heute predigt er die Staatenrechtstheorien in dem Geiste eines Calhoun, und schlägt damit seine eigenen Lehren. Als ein rabiaten Schutzzöllner, der jeden Freihändler anklagte, mit englischem Golde bestochen zu sein, nimmt er trotzdem von diesen bestochenen Freihändlern die Candidatur für die höchste Landeswürde entgegen. Als fanatischer Temperanzmann, der die Legislaturen aller Staaten fortwährend beschwor und antrieb, Temperanzgesetze zu erlassen, den Genuß von Brandy und Bier als ein Verbrechen hinzustellen, wirbt er jetzt um die Stimmen der Whisky liebenden Irländer und biertrinkenden Deutschen. Als radikaler Republikaner, der jeden Demokraten als Ignoranten, Klopffechter, Spielhöllen- und Bordellbesitzer, kurz als den Auswurf der Menschheit unaufhörlich brandmarkte, reist er jetzt als Apostel dieser demokratischen Laster im Lande umher. Er, der die personificirte Ironie der Civildienstreform ist, indem er jeden Demokraten durch republikanische Empfehlungen aus dem Amte zu drängen suchte, hält jetzt das Banner der Civildienstreform! Greeley soll uns Ehrlichkeit und Fähigkeit in der Verwaltung geben, er, der stets der Narr von politischen Gaunern war. Wer erklärt uns diesen Widerspruch der Natur? Das Volk kann ihn sich nicht erklären und sagt sich ganz folgerichtig, daß die Partei, die Horace Greeley an ihre Spitze stellt, ebenso charakter- und gehaltlos sein muß wie ihr Bannerträger selbst. Von einer Coalition solcher heterogener Elemente, wie Liberal-

Republikaner und Demokraten, Abolitionisten und Secessionisten, Freihändler und Schutzzöllner, enttäuschter und hungriger Aemterjäger, anerkannter Corruptionisten und gewissenloser Intriganten können keine Reformen kommen. Es handelt sich dann nur um einen Personen- und keinen Systemwechsel und dann bleiben wir beim Alten. Was sollen wir von Männern wie Schurz halten, der noch am 20. Juni erklärte: „Von Greeley erwarte ich keine Reformen und kann keine erwarten; er steht nach meiner innersten Ueberzeugung unter dem Einfluß der verworfensten Subjecte“, und heute Greeley's Candidatur allen offen anempfiehlt? Kann man dann selbst zu einem Schurz Vertrauen haben? Würde man in Deutschland einer Verbindung von Jacobi's Volkspartei mit dem Reichensperger'schen Centrum trauen? Würde man nicht da mit Recht fürchten, eine solche Coalition führe die schwärzesten Anschläge im Schilde? Und aus einer ähnlichen Coalition besteht bei uns die Greeley-partei, der die Kappe „Reform“ schon längst abgerissen ist. Auch Männer wie Schurz, Trumbull, Sumner, Curtin, Hendricks können uns nicht von der Ehrlichkeit der Coalition überzeugen, auch sie sind wie Greeley selbst in den Oktoberwahlen isolirt worden. Ihr Wort gebot einst einer Armee, heute sind sie Skelette ehemaliger Größe. Keiner dieser Herren konnte das Botum auch nur eines einzigen Staates beeinflussen. Die Schlacht ist geschlagen, es bleibt nur die officielle Nachlese im November übrig.

Religionskrieg in der Stadt des westfälischen Friedens. Aus Dsnabrück. — Wir leben hier gegenwärtig in einer Krise, welche die Gemüther der gesammten Bürgerschaft in so hohem Grade in Spannung erhält, daß man darüber beinahe die große Krisis vergißt, die über das Vaterland durch die Opposition des Herrenhauses hereingebrochen. Freilich handelt es sich auf den ersten Blick nur um einen Sturm im Wasserglase, bei näherer Betrachtung dürften Ihre Leser sich aber überzeugen, daß in Wahrheit ein Principienstreit vorliegt, der in seinen Consequenzen für die weitesten Kreise von Interesse ist. In den Tagen nach dem 18. October verbreitete sich in hiesiger Stadt nämlich das Gerücht, der bisherige Vertreter des Magistrats im Kirchenvorstand zu St. Marien sei von ersterem plötzlich seines Amtes entlassen und bald erfuhr man auch, daß in der That das dem Stadtsyndicus Dr. André Ende 1867 auf 6 Jahre ertheilte Mandat als Kirchenvorsteher zurückgenommen sei, weil er in letzterer Eigenschaft wiederholt gegen die ihm bekannten Intentionen des Magistrats gestimmt habe. Bei Vergleichung der einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen überzeugte man sich bald, daß dieselben äußerst dürftig seien und so war der Interpretation der weiteste Spielraum gelassen, auf dem die Anhänger André's alsbald in wirrem Durcheinander sich tummelten. Handelte es sich doch nicht um eine bloße Personenfrage, sondern um den Kampf zwischen Anhängern und Gegnern des Protestantenvereins, deren Gemüther schon durch die bekannten Vorgänge beim jüngst hier abgehaltenen Protestantentag erhitzt und noch nicht wieder zur Ruhe gekommen waren.

Syndicus André ist selbst seinerzeit ein eifriger Verfechter der vom Protestantenverein auf seine Fahne geschriebenen Bekenntnißfreiheit gewesen, er konnte sich aber nicht entschließen, auf der vorjährigen hiesigen Bezirks-synode die Sache zu überstürzen und zerfiel darüber mit seinen heißspornigen

Gefinnungsgenossen in so hohem Grade, daß das Verhältniß seither gespannt blieb, und die Animosität wuchs, als André sich im Kirchenvorstande auf Seiten derer stellte, welche in Uebereinstimmung mit dem Landes-Consistorium dem Protestantentag die hiesigen Kirchen zur Abhaltung seines Gottesdienstes verweigerte. Der Magistrat, dessen sämtliche Mitglieder mit Ausnahme André's dem Protestantenverein angehören, mochte es übel vermerkt haben, daß während des Protestantentags von verschiedenen Seiten darauf angespielt und von Prof. Baumgarten offen ausgesprochen ward, er hätte mehr Energie entwickeln, sich durch das Verbot des Landes-Consistoriums nicht in's Bodshorn jagen lassen und die Kirchen vorläufig zur Abhaltung des Gottesdienstes einräumen sollen; man wolle doch die Gensdarmen sehen, die es gewagt haben würden, die Pastoren Yang-Zürich und Schröder-Rassau von der Kanzel zu vertreiben. Genug, der Magistrat entschloß sich, wenigstens in seiner eigenen Mitte ein Exempel zu statuiren und als Opfer seiner Energie mußte Syndicus André als Kirchenvorsteher fallen, obwohl dessen bis Ende 1874 bemessenes Mandat noch nicht abgelaufen war.

Ueber die formelle Berechtigung der Maßregel läßt sich, wie bemerkt, streiten, mit Verhängung derselben war aber der Crisapfel unter die Einwohner geworfen und um denselben entspann sich bald ein so heftiger Kampf der Orthodoxen und der Anhänger des Protestantenvereins, daß beide Theile den formellen Rechtsstandpunkt nur zu bald aus dem Auge verloren und den Streitfall mehr oder weniger durch die von confessioneller Parteilichkeit getrübbte Brille ihrer subjectiven Anschauung betrachteten. Vielleicht ist es eine unbewußte Folge der in unserer Stadt gepflogenen Friedensverhandlungen, daß die hiesige Einwohnerschaft confessionellen Controversen noch heute besonders zugänglich erscheint, wenigstens ist es nicht das erste Mal, daß in den evangelischen Gemeinden Osnabrücks die Anhänger der positiveren und der liberaleren Richtung hart an einander gerathen — wir erinnern nur an die bekannten Gesangbuchs- und Katechismusfehden hannoverschen Angedenkens —, und diesmal scheint der Streit zum endlichen Austrag gebracht werden zu sollen. In die Beurtheilung des obschwebenden Conflicts mischt sich nämlich die Rücksicht auf bevorstehende drei Predigerwahlen, durch die das auf die Hälfte durch Tod und Abgang zusammengeschmolzene geistliche Ministerium hiesiger Stadt wieder auf seinen ordnungsmäßigen Bestand von sechs Mitgliedern gebracht werden soll, und wenn man weiß, daß die derzeitigen hiesigen evangelischen Pastoren sämtlich eifrige Mitglieder des Protestantenvereins sind, so wird man begreifen, daß dessen Gegner alle Hebel in Bewegung setzen, bei den zum Theil unmittelbar bevorstehenden Neuwahlen Männer ihrer Richtung durchzusetzen. Dazu bedürfen sie aber der Stimme André's, die im Kirchenvorstande zu St. Marien voraussichtlich den Ausschlag geben würde, und sie werfen dem Magistrat, vielleicht nicht mit Unrecht vor, daß er André eben im Hinblick auf die bevorstehenden Wahlen aus dem Vorstand hinauszumafregeln bestrebt sei. Zur Entscheidung der Controverse ist inzwischen der Cultusminister von allen Seiten angegangen: Adressen und Gegenadressen werden in der Stadt eifrig colportirt, der Kirchenvorstand hat sich mit 7 gegen 6 Stimmen für André und die Minorität mit 6 gegen 7 Stimmen für den Magistrat ausgesprochen; dasselbe Verhältniß von 7 gegen 6 drückte sich bei dem seitens

der Bürgervorsteher dem Magistrat neulich erteilten Zutrauensvotum aus. — Man sieht also, daß die Parteien sich in ziemlich gleicher Stärke gegenüber stehen, und begreift, daß der Kampf unter solchen Umständen nur um so heftiger entbrennt, je unsicherer dessen Ausgang ist. An die „Liberalen“ wird das Verlangen gestellt, sich über juristische Bedenken hinweg auf Seiten des der freieren religiösen Richtung huldigenden Magistrats zu stellen, die Gegner dagegen werfen diesem und dem Protestantenverein die Verleugnung der von ihm selbst proclamirten Toleranz vor und so gehts hinüber und herüber und der Friede der evangelischen Gemeinden erscheint aufs äußerste gefährdet. Die in kürzester Frist erbetene und erwartete Entscheidung des Ministers dürfte kaum genügen, die hochgehenden Wogen der confessionellen Erregung zu beschwichtigen. Denn giebt Dr. Fall dem Syndicus Recht, so entsteht die Frage, wie die arg compromittirte Collegialität des Magistrats wieder hergestellt werden soll, und giebt er ihm Unrecht, so liegt die Sache nicht besser. Und dahinter taucht wieder die Frage der Predigerwahlen auf, bei der es sich entscheiden soll, ob Osnabrück, wie im Magistrat, so auch in seiner Geistlichkeit ausschließlich Vertreter des Protestantenvereins oder auch Anhänger der positiveren Richtung sehen soll. Der Geistliche, der allein im Stande war, einen vermittelnden Standpunkt zwischen beiden Parteien zu behaupten, Pastor Sulze hat inzwischen den Kampfplatz geräumt und ist einem Ruf nach Chemnitz gefolgt, wo er schon am nächsten Sonntag die Kanzel besteigen wird und, so behaupten z. B. wenigstens die Anhänger des Protestantenvereins hier allein die Kanzel, wie sie im Magistratscollegium dominiren. Desto größer ist natürlich die Erbitterung der Orthodoxen, die dem Magistrat den Vorwurf machen, daß er, statt über den confessionellen Parteien zu stehen, selbst als Partei den Streit provocirt habe.

Rückblick auf unsere Ausstellungen. Aus Berlin. — Das war in der That ein fruchtbarer Herbst im Kunstgebiet! Zwei solche Ausstellungen, wie wir sie diesmal zu gleicher Zeit in der Akademie und im Zeughause sahen, hat Berlin lange nicht gehabt. Den Alten gebührt der Vortritt; denn so viel man auch an unsern neuen Kunstleistungen loben mag: die unbekannteren Handwerker, deren Kram aufgetischt war, schlugen doch unsere heutigen Künstler, wenn's auf den Wettlauf ankäme, um mehr als den Abstand der Gebäude, in denen sie zu Gaste waren. Der schöne Gedanke des Kronprinzlichen Paars, welches die Anregung zur kunstgewerblichen Ausstellung gab, ist auf höchst verständige, einsichtsvolle Weise durchgeführt worden. So leicht es mit Hülfe allerhöchster Wünsche gelingen mag, derartige Kostbarkeiten auf einige Zeit zu öffentlicher Schaustellung zusammenzubringen, so schwer ist es, den ängstlichen Sammler-Gemüthern Garantien zu schaffen, die um jedes Glas, um jeden Teller als unsichtbare Elfen flattern; aber noch weit schwieriger ist die Aufgabe, die bunten Siebensachen nach Größe, Kunstart und Werth übersichtlich und genießbar zu ordnen. Da hat der Organifator keinen leichteren Stand als der Jongleur, der mit Kanonentugel, Hühnerei und Papiertugel zu gleicher Zeit Ball spielt. Es war aber trefflich gelungen — ein Lob, das uns in Berlin, Gott sei's geklagt, selten genug zu Theil wird und auf das wir uns daher Etwas zu Gute thun dürfen, wie es denn auch beitragen möge, unsern arg geschädigten hauptstädtischen

Geschmackscredit ein wenig wieder herzustellen. An diesen Möbelreihen, Schränken und Schaubretern entlang wandelt man mit wachsendem Behagen wie durch die Schlangenhäute, die der Geschmack der verschiedenen Jahrhunderte weiter und weiter schlüpfend zum Genusse der Nachkommen abgestreift. Es hätte nur gefehlt, daß das Aufsichtspersonal Abtheilungsweise in dem Costüm des Zeitalters erschienen wäre, — dann gab es eine vollkommene Illusion. Die angenehme Fabel solchen Verweilens im Altväter-Hausrath wird aber leider durch die Moral getrübt. Die kunstreiche, werktüchtige Bezwingung und Verschönerung aller erdenklichen Stoffe vom Stahl bis zum Zwirnsfaden, die sinnvolle Ausschmückung und Vergeistigung des Alltäglichen, die freundliche Täuschung, der zauberische Schein, den langverwelkte Hände um Noth und Nothdurft woben — es war einmal! In den vergangenen Zeiten entstanden diese unter einander so verschiedenen schönen Dinge, weil keine sich am Vorgefundenen begnügte, jede ihr Eigenes, Besseres zu geben hatte, — unter uns entsteht Musterhaftes nur in so weit, als wir Altes nachzubilden vermögen. Unseren Altvordern hätten derartige Schausstellungen alterthümlicher Gegenstände, die sich aufs Leben beziehen, kaum Spaß gemacht; uns sind die Augen aufgethan, aber leider die Hände gefesselt. Denn all unsere hochgepriesene Industrie reicht bei weitem nicht an die Handwerksprodukte der Vergangenheit. Nur in Einem sind wir gebessert, und diese Einsicht hat sich durch unsere Ausstellungen neu bestätigt: wir wissen wenigstens, was uns gefällt. Bewußt oder unbewußt vollzieht sich heute eine Ehrenrettung des Kokolo; so heilsam sie sein mag, sie wäre kaum möglich, wenn wir uns nicht der ihm zu Grunde liegenden Renaissance verwandt fühlten. Es ist nicht zufällig, daß auch die deutsche Formung dieses Stiles heute wieder mit Liebe und Fleiß verfolgt wird, und wenn unsern Künstlern und Kunstgewerbetreibenden noch recht oft Gelegenheit gegeben wird, durch Anschauung von Musterwerken zu lernen, so dürfen wir vielleicht hoffen, es noch zu einer freien Uebung in dem Stile zu bringen, der dadurch zum unsrigen würde. Man darf überzeugt sein, Niemand ist darüber im Zweifel gewesen, daß die Prachtstücke dieses Geschmacksgebietes — wir nennen die schönen urbinatischen Majoliken, die florentinischen Brauttruben und die Augsburger Holzschnitzereien des 16. Jahrhunderts — den Preis der Schönheit und Eleganz verdienten. Dem edlen Zwange solcher Eindrücke können sich die Schaffenden nicht entziehen, — möchten nur auch die Besteller das Ihrige thun. Wir haben vornehmlich die großen Herren im Auge. Ginge Jemand in unsern modern eingerichteten Schlössern und Landsitzen umher, um Geschmacksinventur zu machen, es würde ein schlimmes Facit geben. Auf den Höhen der Gesellschaft herrscht meist das Eintagsprodukt in erschreckendem Grade. Die Teller, von denen unsere Könige speisen, die Schränke, darin unsere Helden ihre Waffen bergen, die Tische, an denen unsere großen Staatsmänner arbeiten, der Luxus, mit welchem sich fürstliche Familien umgeben, ist dem ästhetisch reizbaren Auge in der Regel ungenießbar. Entweder ist das craß Moderne Gegenstand der Passion, wie heute die goldlackirten Stühlchen josephinischen Andenkens, oder es findet sich jene Empfindungslosigkeit, welcher Alles gefällt, sogar manchmal das Gute. Hier gilt es, dem Geschmack und dem Sinn für's Echte, Sinnvolle und Schöne erst Bahn zu machen, das in den Mittelregionen zunehmend an Befennern und Verehrern gewinnt

und dem die Mehrzahl unsrer Künstler unverkennbar und mit Geschick zustrebt.

Freilich, wer die letzte akademische Kunstausstellung unmittelbar auf die angeedeutete Anwendung hin betrachtet, wird wenig erbaut gewesen sein. Auch hier drängt sich vor allem der Eindruck einer Mannichfaltigkeit des Strebens auf, das von der Herausbildung gemeinsamen Stiles, eines bestimmten Zeit- und Geschmacksgepräges sehr weit entfernt scheint. Und doch können wir aus den wechselvollen und krausen Zügen dieser Bilderfamilie kein hippokratisches Gesicht herauslesen. So viel steht fest: durch die moderne Kunstthätigkeit geht wenigstens das Bestreben, jedem Gegenstande eine eigenthümliche Ausdrucksweise zu leihen. Diese Sprache ist die Technik. Und wenn man die Berliner Ausstellungen des letzten Jahrzehnts im Geiste untereinander vergleicht, so muß man gestehen: nach dieser Seite sind ganz erstaunliche Fortschritte gemacht worden. Wohin ist die Zeit, da die Zeichnung noch als die Hauptsache am Bilde galt! Geradezu mit feindlichem Gegensatz hat sich die Farbe ihr Recht wiedererobert. Wie mit Zauberschlag steht eine Schaar handfester und unerschrockener Maler da, von denen wir kaum sagen können, wo sie hergekommen sind. Sehr fühlbar wirkt zwar der Einfluß moderner Franzosen, noch stärker der der Belgier nach, aber viele von unseren jungen Coloristen haben auch hinter der Schule gelernt; der naturalistische Zug des Zeitalters hat sie fortgerissen, nicht immer mit Bewußtsein, oft auch mit Gefallsucht sind sie ihres Weges gradaus auf die Wirklichkeit gegangen und der befreiende Odem des Tages hat ihnen Muth gemacht, ganz und gar mit eigenen Augen zu sehen. So bestreben wir uns, ein Deficit wieder zu decken, das uns der Krieg gegen den Jopf hinterlassen hat. Denn als die hochpreislichen Männer, die wir mit dem Ehrennamen der neudeutschen Künstler bezeichnen, vor zwei Menschenaltern kämpfend in das Scharaffenland der Kunst des 18. Jahrhunderts eindringen, zerschlugen sie auch Farbentöpfe und Malrecepte, die wir jetzt stückweis und mühsam wieder zusammenlesen. Die Malerei ist seitdem fast ausschließlich eine häusliche Kunst geworden. Das Staffeleibild herrscht unumschränkt, ja Leinwand und Del ziehen, unbekümmert um Raum, Gegenstand und Bestimmung, gradezu Alles in ihre Botmäßigkeit. Jede Vortragsgattung aber hat bestimmte Grenzen ihrer Ausdrucksfähigkeit; und darin liegt die Gefahr unsrer Techniker, daß sich ihnen das Gefühl für die Zweckmäßigkeit und für den Stil das Darstellungsmittel abstumpft. Weit aus die meisten Gebiete, die unsere heutige Malerei bebaut und unser Kunstgeschmack vorzieht, gehören allerdings der Deltechnik: das historische Genre, das Sitten- und Zustandsbild, die Landschaft, das Porträt, von der Welt des Stillebens gar nicht zu reden. Wie aber kommen z. B. Wendemann und Gustav Richter dazu, jener seinen Sturz Israels, dieser seine fast lebensgroße Pyramide in Del zu malen? Allerdings haben auch die späteren Venezianer colossale Dimensionen mit Delfarbe bezwungen, aber mit welchem Rechte ahnen wir das nach? Die Antwort ist einfacher als man denkt. Diese Bilder sind aus eigener Bewegung der Künstler hervorgegangen, nicht bestellt für einen bestimmten Raum: da die Maler sie nicht an die Wand ihres Ateliers malen mochten, schon weil das den Verkauf doch erschwert hätte, mußten sie sie in Del setzen. Beide Darstellungen ringen überdies mit inneren Widersprüchen. Vor dem

Bilde Richters, den unser Publikum einerseits als den genialen und eleganten Porträtmaler, andererseits als den Künstler der Odalisten kennt, wird man, wenn Aufgabe und Begabung verglichen werden, an das Unternehmen erinnert, etwa ein Buch zu schreiben, weil man einen schönen Einband machen kann. Auch das größte Geschick für die Einzeldinge reicht noch nicht aus, ein Ganzes zu erzeugen, und all' die Schmetterlingspracht der Farben ersetzt den Mangel der Einheit nicht. Bei Bendemann widerstrebt der historischen Wirkung die unbezwingliche Neigung zum genrehaften Motiv; der Erfolg ist rhetorisch: es entsteht keine Größe, auch wenn man an sich so gelassene Worte noch so groß ausspricht. Sie wird zudem hier wie dort durch den archäologischen Eifer gestört: diese photographisch echten Pharaonen und Nebuchadnezers sind uns, wenn sie handelnd ins Leben gerückt werden, doch nur Marionetten; bei solchen Gebilden hat der Maler viel zu viel Neugier und Stoffinteresse im engen Sinne zu befriedigen, um wirklich bis zur menschlich bedeutenden Wirkung zu gelangen.

Es war eine Genugthuung, daß daneben Gebhardt's schlichtes Abendmahlbild den Beschauern so ernst ins Auge fiel. Das bewirkte die Geistesverwandtschaft mit Rembrandt, der treffliche Sinn, historisch weit abgelegene Vorgänge, die noch Inhalt und Sinn für uns Menschen von heute haben, insonderheit aber Scenen der biblischen Erzählung, mit dem psychologischen Apparat der Gegenwart auszurüsten. Rembrandt stellte seinen Christus unmittelbar auf den holländischen Fischmarkt und erreichte, daß die Beschauer die Handlung, die er darstellt, auf sich selbst bezogen. Aehnlich verfährt Gebhardt, nur freilich durchaus bewußt hervorbringend, was dort naiv entstanden war. Sein Mangel dabei entspricht dem Irrthum aller unserer modernen Realisten, die in einer gewissen Angst vor der oft verflachten und phrasenhaft gewordenen Schönheit immer in Gefahr sind, Häßlichkeit mit Wahrfastigkeit zu verwechseln.

Im Ganzen sollen wir uns vorerst nicht schämen, daß unsere modernste Kunst sich fast ausschließlich auf dem Gebiete des Gemüthvollen bewegt; haben wir doch dabei mit viel Gelungenem, ja Bedeutendem zu thun, denn von der feinsinnigen liebevollen Belauschung der Landschaft, die alle Jahre zunimmt bis zu den tief poetischen, rührend wahren Bildern, wie die Kinderbestattung von Knaut, ist eine stattliche Scala des Lößlichen und Anerkennenswerthen, wenn auch die hinreißende Wirkung fehlt. Weder in dem bei aller Redheit doch um seiner ernsthaften Absicht willen anziehenden Vortrage Henneberg's, der übrigens unmittelbar an den früheren G. Spangenberg anknüpft, noch in den Beispielen der Kriegsbilder, die auffallend bescheiden auftreten, sehen wir hinreichende Bürgschaften für die Fähigkeit, historische und monumentale Aufgaben höchsten Stils zu lösen. Aber es liegt doch wie fröhlich über den Massen. Man darf sagen: wirklich hohe Anforderungen, die an unsere Künstler gestellt würden, kann man heute mit viel mehr Zutrauen kommen sehen, als vor wenig Jahren. Das Rhodos liegt nahe genug, die technischen Mittel und Fähigkeiten dürfen sagen: beisammen sind wir! — und es wäre nicht das erste Mal, daß der Anfang von der Aufgabe, nicht von den Künstlern gekommen.

Bekennniß oder Bescheidung?

Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß von David Friedrich Strauß.
Leipzig, S. Hirzel. 1872.

Ueber die Grenzen des Naturerkennens. Ein Vortrag ꝛ. gehalten von Emil du
Bois-Reymond. Leipzig, Veit u. Co. 1872.

Jahrzehnte her war es unter uns Laien fast abgekommen, von irgendwem ein wohlformulirtes Gesamtbekennniß seines Glaubens zu verlangen. Im Einzelnen freilich, jedem Probleme der Forschung wie jeglicher Aufgabe des öffentlichen Lebens gegenüber, sollte uns der Mann Farbe bekennen; er galt uns doch nicht recht für voll, wenn er, was ehemals selbst den größten Geistern erlaubt schien, irgend einer der gemeinsamen Angelegenheiten seiner Zeit oder seines Volkes vornehm den Rücken lehrte. Aber diese Angelegenheiten behandelten wir, in praktischer Neigung, jede für sich in deutlicher Absonderung von den übrigen; das Geheimniß unserer vielgerühmten Arbeitstheilung lag nicht sowohl in der einseitigen Ausbildung der Arbeiter zu verschiedenartigen Leistungen — denn darin hat man am Ende mehr Schatten als Licht entdeckt —, als vielmehr in der Zerlegung der Arbeit selbst in einzelne, successiv zu bewältigende Bestandtheile. Wir sahen Welt und Leben an wie einen Complex von Gleichungen mit vielen Unbekannten, davon wir eine nach der anderen erkennend oder handelnd zu eliminiren suchten; sie alle mit einem Male herausrechnen zu können, wie sich wohl frühere Zeitalter vermessen, bildeten wir uns nicht mehr ein. Daher war von „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit“, oder wie die transcendenten Lieblingshemata des vorigen Jahrhunderts sonst heißen mögen, lange Zeit über in Literatur und Gesellschaft kaum die Rede. Nicht als ob alle, die darüber schwiegen, darum diesen Ideen im Herzen durchaus abhold gewesen wären: auch wer die Gottheit ahnungsvoll verehrte, zog es vor, sie in ihrer wirklichen, wie auch immer verkleideten Erscheinung in Natur und Geschichte zu betrachten; auch wer von seiner freien Selbstbestimmung zur Tugend völlig überzeugt war, übte dieselbe lieber in frischer Thätigkeit, als daß er darüber ein langes und ein breites gepredigt hätte; auch wer an der Unzerstörbarkeit seiner geistigen und sittlichen Individualität nicht im mindesten zweifelte, hielt für die einzig richtige Vorbereitung zur Unsterblichkeit lebensfrohe Pflichterfüllung, dieweil er hienieden ungestorben wandelte. Man hatte sich eben übersättigt an Formeln und Systemen, von denen man erfahren, daß sie nur entzweien

konnten statt zu einigen; die stillen Anhänger der verschiedensten Bekenntnisse begegneten einander friedlich, genießend und schaffend, auf dem gefreiten Boden der Wirklichkeit und Wirksamkeit.

Und wer wollte leugnen, daß wir unsere größten Fortschritte in gediegener Erkenntniß sei es der Natur sei es der Geschichte wie in freierer und schönerer Entfaltung unseres politischen und socialen Lebens gerade dieser Enthaltbarkeit gegenüber dem berausenden, nur allzu geistigen Getränke metaphysischer Spekulation verdanken? Es war völlig einerlei, ob sich der Fromme dabei des himmlischen Gebotes entsann, daß er den Namen seines Gottes nicht unnützlich führen solle, oder ob der Weise die theoretische Warnung Kant's und die praktische Mahnung im Auge hatte, die unser moderner Reformator Lessing uns im Gleichnisse Nathan's hinterlassen. Ja, daß selbst die höchsten menschlichen Leistungen sehr wohl vereinbar seien mit humaner Neutralität im ewigen Kriege um das Unbegreifliche, lehrte uns das Vorbild Goethe's, dessen Dichtung eben dadurch unvergängliche Gestalten geschaffen, daß er unserer Wahl überließ, sie vor den mannichfachen Hintergrund unserer Weltanschauungen zu versetzen, dessen Worte darum unendliche Wahrheit in sich tragen, weil sie der eine getrost auf die Wand seines Tempels schreiben, der andere in den Baum vor seiner Thüre graben mag. Gott und Natur, Zweck und Nothwendigkeit waren ihm selbst nur verschiedene Perspektiven, unter denen er dieselbe Welt abwechselnd durchschaute, und so blieb auch den Einseitigen unter uns unbenommen, so oder so ihm nachzublicken mit gleicher dankbarer Freude.

Jene Neutralität, deren segensreichen Einfluß auf unsere Culturarbeit wir nur schwach andeuten konnten, erscheint leider gegenwärtig ernstlich gefährdet. Es gab ihrer freilich immer, die sich nicht an sie binden mochten: auf der einen Seite die confessionelle Theologie, die, da sie das Lehrgebäude ihres Offenbarungs- und Wunderglaubens allerdings durch Geschichts- und Naturforschung hoffnungslos zertrümmert sah, alsbald mit dem lästerlichen Geschrei hervorbrach, als sei damit die Sache der Religion selbst, das heißt die der Geistigkeit und Sittlichkeit überhaupt geschädigt worden; auf der anderen Seite eine nicht minder bekennnißesifrige Atheologie, die in der That mit ebenso rohem als dummem Behagen beflissen war das selbständige Wesen von Geist und Sitte einzig deshalb zu leugnen, weil in ihrem Kopfe, der das A-b-c der Naturwissenschaft, die Mechanik, glücklich begriffen hatte, nicht Raum war auch nur für die Annahme der Möglichkeit, daß es Schriften gebe, welche mittels dieses einen Alphabets schlechterdings nicht zu entziffern seien. Aber wie lärmend sich diese beiden extremen Parteien auch geberdeten, die Menge der Gebildeten wie der Ungebildeten achtete ihrer nur wenig, kaum ernstlichen Unwillen gelang ihnen gegen sich wach zu rufen. Heut ist

das anders geworden; indem einerseits die politischen Bewegungen der jüngsten Zeit auf kirchliches Gebiet hinübergedrungen sind und die Leidenschaften der Massen erregt haben, andererseits einige allgemeine Theorien, zu welchen die stetig weiter entwickelten Einzelforschungen unwillkürlich zusammenwuchsen, auch dem Theile des Publikums vorgetragen worden sind, der zwischen Wahrheit und Dichtung, zwischen logischen und phantastischen Consequenzen zu unterscheiden nicht im Stande ist, fängt man wieder an einander die Summe des Glaubens abzufragen; die zudringliche Bitte um Generalbeichte gilt nicht mehr für taktlos, das Briefgeheimniß gleichsam der Herzensmeinung ist vor frechem Spürerblicke nicht mehr sicher.

Mit gewohnter Streitbarkeit tritt da David Strauß der Gefahr kühnlich entgegen: freiwillig und öffentlich legt er ein umfassendes Bekennniß seines Glaubens ab. Was bei Geringeren als Anmaßung erscheinen würde, mag man bei ihm als sein gutes Recht bezeichnen: ein Mann, der seit Jahrzehnten unter unseren Forschern durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit einen hervorragenden Ort, unter unseren Prosaiskern durch Kunst der Darstellung und Schönheit der Sprache sogar den ersten Platz behauptet, ein Mann, der fast für sein ganzes Volk eine wichtige Person geworden, für die einen als Freund, für die anderen als Feind — ein solcher Mann darf erwarten allgemeiner Theilnahme zu begegnen, wenn er es unternimmt, seine Gedanken über Gott und die Welt, Christus und Buddha, Darwin und Schopenhauer, Thierschutz und Ehescheidung, Monarchie und Republik, allgemeines Stimmrecht und Todesstrafe, Poesie und Musik u. dgl. m. einmal in einer gewissen Folge auszusprechen, zumal, wofern ihm gelingt, was ihm in der That wieder gelungen ist, diesen höchst mannichfachen Stoff durch die plastische Kraft seines Geistes zu einem kleinen Kunstwerke einheitlich zusammenzufassen. Auch wir würden es bei diesem formellen Genusse, den uns die Straußische Confession in hohem Grade gewährt, und bei dem lebendigen Antheil, den wir an der ganzen merkwürdigen Individualität des Bekenntners von jeher genommen, gern stillschweigend bewenden lassen, da wir uns eines Urtheils über den Glauben eines anderen, auch wenn er uns denselben in freiem Vertrauen eröffnet, keineswegs unterwinden; allem dogmatischen Gezänke feind würden wir ein solches Urtheil erst dann vorzubringen wagen, wenn uns obläge, ihn historisch zu charakterisiren, und das ist bekanntlich Mitlebenden gegenüber weder erlaubt noch möglich.

Die Sachlage würde sich auch dadurch nicht ändern, daß Strauß mit dem Anspruche auftritt, der Wortführer einer zahlreichen, wenn auch unbekannteren Genossenschaft zu sein. Er legt sein Bekennniß im Namen einer Vielheit ab, die „schon nicht mehr bloß nach Tausenden zähle“, darunter neben „Gelehrten und Künstlern auch Beamte und Militärs, Gewerbetreibende

und Gutsbesitzer.“ Trotz jener immerhin imposanten Zahl, für die freilich keinerlei statistische Belege beigebracht sind, und trotz der ansehnlichen äußeren Position, in der sich diese Menge von Männern dem Vernehmen nach befindet, müssen wir doch bei Strauß allein stehen bleiben, denn erstens werden theoretische Wahrheiten bekanntlich durch Massenbeifall nicht im geringsten bekräftigt, zweitens wissen wir nicht, ob, und bezweifeln entschieden, daß in jener unsichtbaren Gemeinde sich auch nur ein einziger befindet, der einem Strauß an Geist und Wissen von ferne gewachsen wäre. Der neue Glaube gewinnt allerdings an politischer Bedeutung durch Anzahl und Rang seiner Anhänger, nimmermehr aber an innerer Gewißheit, um die es uns hier allein zu thun ist.

Von ganz anderem aber, ja von entscheidendem Gewichte ist uns der innere Anspruch, den Strauß für sein Bekanntniß erhebt. Nicht einem alten stellt er einen neuen, sondern dem alten den neuen Glauben gegenüber, das will sagen dem Irrthum überhaupt die Wahrheit, wohlverstanden vom bisher erreichten Standpunkte menschlicher Erkenntniß aus betrachtet; denn daß sich späteren Culturepochen die Wahrheit nicht doch wieder anders darstellen könnte, in einem neueren und neuesten Glauben, behauptet Strauß wenigstens nirgends ausdrücklich. Indem er nun aber seine Dogmen überall auf der Grundlage unserer heutigen historischen und naturwissenschaftlichen Erfahrung zu befestigen sucht, will er uns zugleich überzeugen, daß auf dieser Grundlage lediglich diese Lehrsätze und keine davon abweichenden bestehen können, und hieraus erwächst uns das Recht, ja die Pflicht eines öffentlichen Widerspruches. Denn wir setzen voraus, daß unsere Leser gleich uns auf dem nämlichen Boden moderner Naturwissenschaft und historischer Kritik zu stehen sich bewußt sind wie Strauß selber, daß jedoch ungeachtet solcher rückhaltlosen Anerkennung der Wissenschaft sammt all ihren gesicherten Ergebnissen vielfach andere Glaubenssätze unter ihnen verbreitet sind, als diejenigen, welche Strauß als für sich und die Seinen verbindlich proklamirt. Diesen anderen Glaubensgestaltungen nun vindiciren wir, sofern sie mit jenem gemeinsamen wissenschaftlichen Besitze nicht in logischen Conflict gerathen, zunächst das gleiche subjektive Recht wie dem Straußischen „Narren, crassen Materialismus“ — er erlaubt uns selbst diese Bezeichnung —, sodann auch das gleiche objektive Recht, da, wenn man darunter wissenschaftliche Gewißheit, Beweisbarkeit versteht, sie sämmtlich gleich weit davon entfernt sind. Uns selber endlich vindiciren wir an dieser Stelle das Recht der Neutralität, da wir uns nicht unterfangen unserem eigenen Glauben ein öffentliches Interesse beizumessen; nichtsdestoweniger gebrauchen wir stilistischer Bequemlichkeit halber bei unserem Sachwalterversuche zuweilen die erste Person der Grammatik.

Strauß beginnt mit der engeren Frage: — „Sind wir noch Christen?“ — die er für sich und die Seinen unbedingt verneint, und wirft dann die weitere auf: — „Haben wir noch Religion?“ — die er für dieselben Anhänger seiner Confession eigentlich doch auch verneint; wenigstens bleibt ihm als Religion nur übrig das Gefühl der Abhängigkeit von einem unpersönlichen, nach dem Gesetze der Nothwendigkeit existirenden Universum und die begleitende Empfindung der Zufriedenheit mit diesem Zustande. Dann beantwortet er im positiven Theile seiner Dogmatik die Frage: — „Wie begreifen wir die Welt?“ — durch einen Abriss naturwissenschaftlicher Weltanschauung und theilt endlich unter der Rubrik: — „Wie ordnen wir unser Leben?“ — eine Anzahl von politischen, socialen und wirthschaftlichen Gedanken mit, denen noch zwei Zugaben angehängt werden: — „Von unsern großen Dichtern“ und „von unsern großen Musikern“ —, welche beiden Abschnitte, theils obgleich, theils weil sie mit dem übrigen Werke kaum in der losesten Verbindung stehen, gewiß die allgemeinste Zustimmung finden werden; denn sie sind reich an treffenden, wenn auch selten neuen Bemerkungen und bewähren deutlich, was wir oben von Goethe vornehmlich behaupteten, daß unsere klassischen Künstler insgesammt wegen der allseitig freien Erhebung ihres Geistes und Gemüths gleichsam wie ragende Berge von den verschiedensten Standpunkten des Glaubens und Unglaubens aus betrachtet und bewundert werden können. Dies der Gang des Straußischen Bekennnisses, den wir jedoch, vom Positiven ausgehend, zum Theil in umgekehrter Richtung verfolgen müssen.

Gemeinsam ist uns allen die Naturanschauung, die auch Strauß positiv entwickelt, für einen wissenschaftlichen Sinn sogar weitaus zu positiv. In einer hübschen Uebersicht, nicht tiefer, aber weit geschmackvoller, als man in den zahlreichen populären Gesamtdarstellungen unseres Naturwissens heut zu lesen pflegt, schildert er genetisch den uns bekannten Kosmos, von Kant's geistvoller Himmelstheorie beginnend, mit hastigen Schritten über die Stufen der geologischen Entwicklung hineilend, dann in gemächlicherem Tempo die niedrigen Sprossen der Darwinschen Wesenleiter hinaufklimmend bis zum Menschen der Anthropologie und Geschichte. Das Getriebe dieser natürlichen Welt ist Mechanik der Atome, ihr Gesetz starre Nothwendigkeit, Gesamtzweck das Dasein selbst, alle Zweckmäßigkeit im Einzelnen, auch im Organischen bloßer Schein. Wir erhalten da mit einem Worte die mechanische Weltansicht, die auch für uns soweit reicht als der Naturbegriff selbst; die alte Frage ist nur die, wie weit eben dieser Naturbegriff reiche. Der „neue Glaube“ und der Materialismus überhaupt dehnt diesen Begriff nicht allein, wozu auch uns das angeborene Causalitätsbedürfniß drängt, linear in der Doppelrichtung der Zeit in die Ewigkeiten hinein aus, er lenkt auch nach anderen gleichsam

räumlichen Dimensionen hin — man kann hier nur bildlich reden — nichts außer, neben, oder über dem Naturbegriffe. Was ihn dazu antreibt, ist wiederum ein allgemeines Bedürfniß, das nach Einheit, und er geberdet sich dabei im Bunde mit dem Idealismus als Einheitslehre — „Monismus“ — sehr vornehm gegenüber dem armseligen Dualismus.

Was ist mit diesem Einheitsdrange in uns nicht alles schon vollbracht worden! Der kräftigen Betonung der Gotteseinheit schreibt Goethe sehr richtig alle Siege des Islam über die christliche Welt zu; aber nicht minder treffend sagt er ein andermal im Hinblick auf den Stifter gerade dieser craß monistischen Religion: „Der Prophet muß eintönig werden und bleiben, denn das Mannichfaltige glaubt man nicht, man erkennt es.“ In der That hat unser wissenschaftliches Erkennen uns bisher nirgend auch nur einen möglichen Weg zur völligen Einheit offenbart, mindestens den einen großen Gegensatz zwischen der Natur als dem Bereiche mechanisch erklärbarer Nothwendigkeit und einem Reste von mechanisch immerdar unerklärbaren Erscheinungen — mag man sie nun übernatürlich oder widernatürlich nennen, einerlei —, mindestens diesen Gegensatz sieht unser Denken als heut und künftig unübersteigliches Hinderniß in seiner Bahn zur Einheit vor sich liegen. Der Glaube freilich überfliegt das Hinderniß und hat es von jeher fröhlich überflogen: Idealismus wie Materialismus und selbst der kühne Versuch Spinoza's, jene beiden Weltanschauungen in einander zu verschmelzen, diese drei exträurten Lösungen des Problems sind insgesamt lediglich Glaubensformen und zwar die eine stets so unwissenschaftlich wie die andere. In den Eingeweiden des Idealismus wird der kritische Anatom stets unsere naturwissenschaftlichen Erkenntnisse als unverdaute Masse vorfinden, wie umgekehrt im Magen des Materialismus die Thatsachen der geistigen Welt; an der unvergleichlich abgerundeten Weltkugel des Spinozismus aber hat man trotzdem längst die Gufnähte entdeckt, wo die beiden Seiten, Denken und Ausdehnung — wir sagen heut: Geist und Materie — äußerlich und leichttrennbar an einander stoßen.

Das ist nun alles so oft und so überzeugend gesagt worden, daß man sich fast schämt es zu wiederholen; nichtsdestoweniger muß man es allemal dann wiederholen, wenn eine dieser metaphysischen Glaubensrichtungen auf's neue mit dem Vermessen hervortritt, als sei sie die allein oder auch nur am besten wissenschaftlich zu begründende. Denn daß sie abwechselnd auch behaupten, je die alleinseligmachende zu sein, oder auch — um Strauß beim Worte zu nehmen — die allein unseligmachende, das werden die Andersgläubigen mit lächelnder Duldung hingehen lassen müssen. Doch zurück zu jener Frage nach der Möglichkeit wissenschaftlicher Begründung des Materialismus, einer Möglichkeit, die Strauß durch Darwin's Hypo-

these wie durch die mechanische Wärmetheorie auf das entschiedenste angebahnt wähnt. Leider müssen wir ihm diese Illusion zerstören, indem wir die jüngste denkwürdige Erklärung eines namhaften Naturforschers gegen ihn herbeiziehen, den Strauß selber nicht wagen wird, wie er sich ausdrückt, einen „altgläubigen Naturforscher“ zu nennen, einen Mann vielmehr, der als der rücksichtsloseste Verfechter der mechanischen Erklärung des Lebens anscheinend sogar die entschiedenste Hinneigung zur mechanischen Erklärung auch des Denkens verräth, auf welche der „neue Glaube“ seinen Weltplan gründet. Aber dieser bedeutende Physiolog, der zugleich eine seltene philosophische Bildung besitzt, sodaß er sich aller möglichen Consequenzen seiner wissenschaftlichen Ansichten vollkommen klar bewußt ist, darf als Naturforscher — wie jeder, der diesen Namen verdient — weder alt- noch neugläubig heißen, sondern einfach ungläubig nach beiden Seiten, der materialistischen wie der idealistischen, wie es der Wissenschaft ziemt.

Wir haben schon früher in d. Bl. auf die Bedeutung der Rede hingewiesen, die Emil du Bois-Reymond am 14. August d. J. vor der Naturforscherversammlung zu Leipzig gehalten; sie ist jetzt unter dem Titel: „Ueber die Grenzen des Naturerkennens“ im Druck erschienen, und wir empfehlen sie allen denen unserer Leser, welchen im Gegensatze zu den Büchner, Vogt und nun auch Strauß jegliche Confusion von Wissen und Glauben zuwider ist, zu aufmerksamster Lectüre; eine solche wird sich überdies reichlich durch den Genuß belohnen, den die nach des Autors Gewohnheit bis zur feinsten Eleganz ausgebildete Kunst der Darstellung in hohem Grade gewährt. Indem du Bois-Reymond nicht allein für unser heutiges, sondern für jedes künftige menschliche Naturerkennen überhaupt die Grenzen abzustecken unternimmt, führt er eine jener ernstesten Thaten aus, die man am kürzesten durch den Ehrennamen kantischer Thaten bezeichnet. Er verzeihe uns, wenn wir eine so wesentliche wissenschaftliche Leistung scheinbar nur beiläufig besprechen, um dadurch die ohne Zweifel weit größeres Aufsehen erregende That von David Strauß als das was sie ist, eine zwar literarische, aber nicht strengwissenschaftliche Leistung zu enthüllen, allein wir müßten befürchten, durch ausführlichere Wiederholung der Gedanken du Bois-Reymond's nur den Reiz der Form zu zerstören, in die er sie gekleidet.

Naturwissenschaftliches Erkennen definiert er als Auflösung der Naturvorgänge in Mechanik der Atome, als mathematische Interpretation, dürfen wir sagen, aller Veränderungen in der Körperwelt dahin, daß sie als Bewegungen von Atomen eines substantiell unterschiedslosen Substrats, einer eigenschaftslosen Materie gedeutet werden, Bewegungen, welche lediglich aus constanten Centralkräften dieser Atome entspringen. Eine solche Stufe der Naturerkenntniß haben wir bisher nur gegenüber den Bewegungsercheinungen

der Himmelskörper im Großen erstiegen, in der Astronomie, soweit dieselbe mit kosmischen Massen abgesehen von deren physischer Beschaffenheit rechnet; von analoger Kenntniß der Bewegungsercheinungen der Moleküle sind wir noch unermesslich weit entfernt, solange es für uns, wie heut, noch irgend welche qualitative Unterschiede der Materie giebt. Trotzdem aber läßt sich schon jetzt mit Laplace ein Geist denken, der auch nach dieser Richtung des unendlich Kleinen hin astronomische Kenntniß der Natur besäße, dem die Molekularbewegungen der Körperwelt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ebenso durchsichtig wären wie uns die Mechanik des Himmels, der den ganzen Verlauf der natürlichen Welt durch eine einzige mathematische Formel vorzustellen vermöchte. Indem nun du Bois-Reymond die Weltanschauung dieses von Laplace gedachten Geistes — des Gottes der Naturforschung, möchte ich sagen — eingehender entwickelt, verläßt allerdings auch er das Festland des bisher wirklichen Wissens und gelangt in das flüssige Element des Glaubens, so z. B. entschieden da, wo er von dem ersten Auftreten des Lebens auf der vordem unorganischen Erdrinde, von der sogenannten Urzeugung, redet. Allein diesen Glauben kann man als objektiven vom subjektiven trennen, wobei ich unter objektivem Glauben jede Aussage über von uns unbegriffene, ja vielleicht auch künftig thatsächlich, nie zu begreifende Vorgänge verstehe, von denen wir doch zugleich einsehen, daß sie nicht schlecht-hin unbegreiflich für einen Verstand unserer Art zu sein brauchen. Um es am Beispiele der Urzeugung zu erläutern: wir wissen nicht, wie das erste Leben auf der Erde entsprang, werden auch wahrscheinlich nie etwas darüber auszusagen im Stande sein, da uns die besonderen materiellen Bedingungen, unter denen dieser urzeitliche Proceß geschah, vermuthlich immerdar ebenso unzugänglich bleiben werden wie heut; indem wir jedoch einerseits in den bloßen Lebenserscheinungen — abgesehen vom Bewußtsein — lediglich mechanische Vorgänge erkannt haben, andererseits aus unserer geologischen Theorie schließen müssen, daß diese besondere Art von mechanischen Vorgängen hienieden einmal ihren Anfang genommen habe, können wir getrost aussprechen: Urzeugung sei zwar keine Thatsache unseres Naturerkennens, jedoch insofern ein Axiom unseres objektiven Naturglaubens, als sie, die aller wirklichen Erfahrung widerspricht, doch in dem Phantasiebild einer möglichen Erfahrung eine Stätte findet. Auch die historischen Disciplinen haben übrigens ähnliche Artikel objektiven Glaubens zur Verfügung, aber wie wenig ist doch meist der Wissenschaft damit gedient! Es sind, wie wir uns oben ausdrückten, phantastische Consequenzen des bereits Erkannten; sind sie in sich logisch entwickelt wie etwa Darwins große Theorie der Zuchtwahl, die sich freilich überdies an manche Analogie in unserer wirklichen Erfahrung wenigstens anlehnt, so nennen wir sie Hypothesen, sind sie einfach ungegliederte

Namen für unerreichbare Begriffe wie eben jenes sinnlose Wort „Urzeugung“, so verdienen sie diese Bezeichnung nicht; im ersteren Falle sind sie gleichsam der Reiseplan, den sich die Forschung für ihr weiteres Vordringen ins Gebiet des Unbekannten entwirft, im letzteren nichts als die geradehin ausgesprochene Neiselust ohne Plan und Mittel zur Reise. Wer nun wie z. B. Häckel in seine sonst hochverdienstlichen populären Darstellungen dergleichen Glaubensaxiome zu gleichem Rechte mit dem thatsächlich Erkannten aufnimmt, läßt dadurch den Vorwurf wissenschaftlichen Leichtsinns auf sich; einem Dilettanten auf diesem Gebiete, als welchen sich Strauß bescheidenlich bekennt, wird man das weniger verübeln dürfen. Du Bois-Reymond endlich trifft nicht der leiseste Tadel, denn er behandelt diese Dinge als das, was sie sind, als Spiele der Phantasie, welche unser Denken mit so gutem Humor gestattet, daß es fast den Anschein hat, als sähe es sie gern; aufs strengste aber sondert er davon die unerlaubten Phantasiespiele.

Er zeigt nämlich nun zwei Grenzen auf, die auch dem von Laplace gedachten Geiste gezogen wären und somit unserer unendlich beschränkteren Naturerkenntniß ewiglich gezogen sein werden. Einmal ist das Wesen der Materie selbst schlechthin unbegreiflich, alle mechanische Naturerklärung erstreckt sich nur auf die an diesem durchaus räthselhaften Substrate wahrzunehmenden Veränderungen und läßt unser Causalitätsbedürfniß im letzten Grunde völlig unbefriedigt; die Atomistik ist noch heut und wird immerdar bleiben, wie sie Humboldt 1858 nennt, eine zwar bequeme und weit verbreitete, aber an Mythen reiche Bildersprache, als Corpuscularphilosophie, sagt du Bois-Reymond, führt sie in unlösliche Widersprüche. Wenn nun der Materialismus diese Widersprüche einfach ignorirt, wenn er für das Wesen der Materie nur die nichts erklärende Erklärung giebt, sie sei eben das Seiende und nothwendiges Dasein ihr ganzes Wesen, so steht er dabei durchaus auf dem Boden des subjektiven Glaubens, worunter wir gegenüber dem objektiven Glauben, der nur von unbegriffenem Begreiflichen handelt, jede Aussage über notorisch Unbegreifliches verstehen. Hier auf den unerklärlichen Untergrund der Natur darf der Idealismus also mit völlig gleichem subjektiven Rechte seinen Gottesbegriff projeciren; denn was in dieser seiner Behauptung: „im Anfang war das vom Denken beherrschte Sein“ über die nichts jagende Tautologie des Materialismus: „im Anfang war das Sein“ in positiver Richtung hinausreicht, das gläubig anzunehmen berechtigt ihn die Entdeckung der zweiten Schranke unseres Naturerkennens.

Eben so unerklärlich vom Standpunkte der Naturwissenschaft wie das Wesen der Materie wird nämlich — auch das entlehnen wir du Bois-Reymond — immerdar das Bewußtsein bleiben und zwar das einfachste Gefühl von Lust oder Unlust im niedersten Thiere so gut wie die höchste geistige

oder sittliche That des Menschen. Da wir das Bewußtsein stets im Contacte mit materiellen Vorgängen sehen, so ist der Naturforscher als solcher nirgend zu der Annahme genöthigt, daß geistige Erscheinungen unabhängig von materiellen Bedingungen möglich seien; wohl aber muß er eingestehen, daß sie aus solchen niemals zu begreifen sind, und kann daher jene Annahme ebensowenig jemals widerlegen. Auch bei der genauesten Kenntniß der ganzen Mechanik der Hirnatome in ihrem Parallelismus mit Geistesprocessen jederlei Art würde sich nie erklären lassen, warum diesen Atomen ihre Lage und Bewegung nicht völlig gleichgültig ist. Es ragen hier in der thierischen Empfindung sowohl wie im menschlichen Bewußtsein zahllose kleine außernatürliche Centra durch aktive und passive Beziehungen in die natürliche Welt herein, und auf diese Thatsache gestützt construirt der Idealismus seinen Glauben an eine andere Welt: des Geistes, der Freiheit und der Zweckthätigkeit. Der Trieb zur Einheit nöthigt ihn alsdann diese geistige Welt der natürlichen gläubig überzuordnen, ja die letztere wohl gar nur als einen Ausfluß der ersteren zu betrachten, während der Materialismus vom nämlichen Einheitsdrange angespornt jene geistige Welt trotz ihrer naturwissenschaftlichen Unbegreiflichkeit ebenso subjektiv gläubig für eine leere Spul- und Trugerscheinung an der Materie anspricht.

Der „neue Glaube“ nun gebraucht einige vermeintlich neue Kunstgriffe, um jene materielle Unerklärbarkeit des Geistes in bloße Unerklärtheit zu verwandeln, er nimmt somit die hoffnungsvolle Miene eines objektiven Glaubens an. Der erste Kunstgriff ist dem Spinoza heimlich abgesehen, nur leider ziemlich ungeschickt. Dieser mächtige Denker hatte nämlich bekanntlich, um der unlösbaren Aufgabe einer absoluten Unterordnung des Geistes unter die Materie oder der Materie unter den Geist zu entgehen, beide für nichts als verschiedene Seiten oder Ausdrücke desselben Weltprocesses ausgegeben und zu diesem Behufe einen völligen Parallelismus zwischen beiden, d. h. eine allgemeine, nicht bloß centrale sondern durchgehende, ideelle Abspiegelung der Körperwelt angenommen, eine großartige Dichtung, der jedoch keinerlei wirkliche Erfahrung zu Hülfe kommt. Ein schwacher Nachklang an diese erhabene Willkür der Phantasie Spinoza's ist es, wenn Strauß uns versichert, es habe niemals eine Zeit gegeben, wo im Universum kein Unterschied von Weltkörpern, kein Leben, keine Vernunft gewesen wäre, „sondern das alles, wenn es in einem Theile des Alls noch nicht war, so war es in einem anderen Theile schon da, in einem dritten nicht mehr da“ u. s. w. Welch Schauspiel, aber ach! ein Schauspiel nur! Dieser ganz nette Glaube entbehrt nämlich einerseits gleichfalls jeglicher Stütze der Erfahrung, andererseits leistet er das, wozu er heimlich ersonnen ist: uns die „Vernunft“ als eine in der materiellen Welt durchaus alltägliche Erscheinung darzustellen,

sie der Materie gleichsam durch Gewohnheit als zu ihrer Ausrüstung unentbehrlich aufzuschwägen, dies leistet er doch gegen den Spinozismus gehalten nur in sehr dürftiger Weise. Wenn in diesem das Denken gewissermaßen das innere Feuer ist, von dem die ganze Körperwelt wunderbar durchleuchtet wird, so trägt der „neue Glaube“ es wie eine Laterne gemächlich aus einem Gelasse des Weltraumes in das andere, einem Gefängnißwärter vergleichbar, denn was er damit beleuchtet, ist doch überall nur die flirrende Kettenwelt der Nothwendigkeit.

Das zweite Mittelchen, das Strauß anwendet, um den Gegensatz von Geist und Natur aus der Welt zu schaffen, ist das Princip von der Erhaltung der Kraft. Er sagt keineswegs etwas so Unerwartetes, wie er meint, wenn er die Arbeit der Nerven, wie sie bald dem Gehirne die Sinneswahrnehmungen zuführen, bald wiederum die Willensgebote vom Centralorgan aus gegen die Peripherie hinleiten, in das Wandelspiel der Lebendigen und der Spannkkräfte einreicht, welches die gesammte Körperwelt durchwaltet; ging doch von solchen Beobachtungen am menschlichen Organismus Robert Mayer aus, als er die mechanische Wärmelehre erschuf. Unzweifelhaft ist die Summe der Nervenaktion, d. h. der Willensleistung des individuellen Organismus genau gleich seiner Nervenpassion, d. h. der Summe seiner sinnlichen Reizungen; insofern, quantitativ, ist unser Handeln völlig determinirt. Allein die Wahrnehmung der Sinnesreizung in einem Selbst, auch schon die Umdeutung derselben zur schlichtesten Empfindung von Lust und Unlust, führt uns sofort wieder zu jener Interessirtheit der Atomgruppen, die wir mit du Bois-Reymond als schlechthin außernatürlich erkannt haben. Idealistisch gesprochen ist mit dem Centralorgane des Nervenapparats ein Bewußtsein verbunden, welches allerdings beständig zum Umsatze von potentieller in kinetische Energie in von außen bestimmtem Maße unweigerlich verpflichtet ist, über die Art des Umsatzes jedoch schaltet es aus sich heraus vollkommen unbedingt, d. h. die Qualität seines Willens ist frei. Die elastische Kugel — um es bildlich zu erläutern —, die ihm zugeworfen wird, muß es mit absolut gleicher Kraft zurückwerfen, aber unter welchem Winkel die Reflexion geschehe, steht merkwürdiger Weise in seiner Wahl, hierin offenbart sich seine zwecksetzende, richtungsverleihende Energie. Wenn nun aber Strauß, wiederum an Spinoza erinnernd, den Menschen kurzweg ein Wesen nennt, das an seinem einen Ende ein ausgedehntes, am anderen ein denkendes sei, so widerspricht er der Erfahrung, denn nirgends tritt das Denken unmittelbar in materielle Wirkung auf die Außenwelt, es muß vielmehr erst allemal, wenn auch stets durch andere Nervenradien, bis an die ausgedehnte Peripherie des eigenen Organismus wirken, ehe die Außenwelt den mindesten Einfluß dadurch erleidet; mit einem Worte: die Centralstellung des Bewußtseins ist

eben das ganze Geheimniß, das Bewußtsein selbst ist nichts als die Erscheinung eines selbständigen, durch die Weltmechanik nicht erklärbaren Centrums. Strauß nennt zu mehrerer Bekräftigung seiner These, daß es dennoch erklärbar sei, ja daß er durch sein unzutreffendes Gleichniß die Erklärung anbahne, die dawider Ungläubigen „unglaublich verstockt“; seiner drückt sich du Bois-Reymond aus, wenn er den Vorsatz ausspricht, jenen materialistischen Artikel des neuen Glaubens als einen „Irrthum zu bekämpfen.“

Die dritte Tröstung des neuen Glaubens ist der Darwinismus, ja Darwin ist entschieden, wie für Schleiermacher der sogenannte Johannes, der Lieblingsevangelist für David Strauß. Wir haben unsere Leser schon vor Jahresfrist über die Frage unterhalten: „Was macht Darwin populär?“ und brauchen heut nur wenig hinzuzufügen. Die bewundernswerthe That des britischen Naturforschers, ökonomische Prozesse hypothetisch aus der geistbeherrschten Natur in die bewußtlose hinüberzusetzen, wird immerdar bewundernswert bleiben, auch wenn die große Hypothese bis auf kleine Reste wieder aufgegeben werden sollte. Aber setzen wir selbst in Gedanken einmal das ganze Darwin'sche Entwicklungssystem als bewährt an, was folgt daraus? Wenn die Erscheinung des thierischen Bewußtseins materiell unerklärlich ist, wird sie durch die Annahme successiver Entwicklung um nichts erklärlicher, im Unbegreiflichen giebt es eben keine Abstufungen. „Mit der ersten Regung von Behagen oder Schmerz“, sagt wiederum du Bois-Reymond, „die im Beginn des thierischen Lebens auf Erden ein einfachstes Wesen empfand, ist jene unübersteigliche Kluft gesetzt.“ Ebenso übereilt ist, wie schon Trendelenburg gezeigt hat*), das Freudengeschrei, das die Neugläubigen über die Vernichtung des ihnen verhaßten Zweckbegriffs durch Darwin ausstoßen. Denn das wußte der Idealist schon vor Darwin, daß sein Gottesgeist zur Verwirklichung seines Systems von Zweckgedanken sich lediglich mechanischer Mittel bediene, wie ja unser eigener zweckmäßig handelnder Wille, dem wir diese ganze Anschauung entlehnen, abgesehen von unserem Selbstbewußtsein, also für jeden fremden Betrachter durchaus innerhalb des Naturprocesses zur Erscheinung kommt. So wohlfeilen Einwürfen gegen die Idee eines die Welt beherrschenden Geistes hat schon Schiller im Don Carlos, der Strauß „immer höchst schätzbar gewesen ist“, das Urtheil gesprochen, wenn er Besa ausrufen läßt: „Ihn, den Künstler wird man nicht gewahr, bescheiden verhüllt er sich in ewige Gesetze! Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. Wozu ein Gott? sagt er: die Welt ist sich genug! Und keines Christen Andacht hat ihn mehr, als dieses Freigeists Lästerung, gepriesen.“ Es ist

*) Logische Untersuchungen, 3. Auflage. II. S. 79 — 93. Leipzig 1870. S. Hitzel.

nur ein umständlicherer Ausdruck für diesen alten Begriff des Freigeistes, wenn sich Strauß als „wahrheits- und freiheitsdurftiger Geist“ unwiderstehlich durch die Darwin'sche Theorie angezogen fühlt.

Daß der neue Glaube übrigens so blindlings diese Theorie für die richtige nimmt? Doch warum nicht? Den Glauben kleidet ja die Blindheit wohl. Zwar — auch den Glauben, der sich stolz von Wissenschaft nährt, der sich allen Ernstes die Frage stellt und beantwortet, wie er die Welt begreife? Ich denke, einem solchen Glauben würde nicht übel anstehen, wenn er beiläufig erwähnte, daß sich die Geologie zu Darwin's Hypothese so ziemlich neutral verhält, so daß es nach Dechen's Ausspruch ungewiß ist, ob die geologischen Thatsachen bisher mehr für oder wider diese Hypothese sprechen, wenn er ebenso beiläufig erwähnte, daß die Geobotanik nach den Worten Grisebach's eine empirische Begründung dieser Theorie nur in dem sehr beschränkten Bereiche der Bildung „klimatischer Varietäten“ kennt, „die man oft für besondere Arten gehalten hat“. Thut nichts — die Theorie wird popularisirt, denn — sie paßt zu unserem Glauben. Wie es aber in der ernstesten Wissenschaft solchen Hypothesen bisweilen ergeht, zeigt recht deutlich ein Beispiel auf dem Gebiete der Sprachforschung. Wer von uns Jüngeren hat nicht schon in der Schule den Stammbaum der indogermanischen Sprachen mit Wohlgefallen erlernt und genau gewußt, in welcher Reihenfolge sich die einzelnen Aeste aus ihm und aus den Aesten wiederum die Zweige entwickelt? Eine Fülle von culturgeschichtlichen Thatsachen hat man daraus erschlossen, die Urmuttersprache so geschickt reconstruirt, daß man in ihr zu dichten vermochte. Als nun der Darwinismus auftrat, begrüßte ihn Schleicher, der in jener Sprachgenealogie am entschiedensten vorgegangen war, laut und freudig als Zwillingbruder seiner eigenen linguistischen Theorie. Da tritt in diesem Frühjahr Johannes Schmidt auf und beweist in einer kleinen aber epochemachenden Arbeit, daß nach Prüfung der Thatsachen weder von irgend einem Stammbaume die Rede sein kann, noch selbst von einer irgend reconstruirbaren Ursprache. Wie die Dinge heut liegen, bleibt sogar die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß eine solche einheitliche Ursprache überhaupt niemals vorhanden war, sondern daß von vornherein eine Anzahl ähnlicher Dialekte in größerer oder geringerer Abweichung um die Mittellinie eines unbewußt vorschwebenden Idealtypus frei umherspielten. Die Rückanwendung auf den Darwinismus ist leicht, doch ergiebt sich daraus nicht mehr, als was auch sonst feststand, daß er keineswegs wahr zu sein braucht.

O großer, armer Darwin! Du gedachtest mit deiner geistvollen und anregenden Hypothese von der natürlichen Zuchtwahl der Fortpflanzung echter Naturforschung zu dienen, wie einst mit deiner herrlichen Lehre von den Korallenriffen. Aber der moderne Glaube, der nun einmal das Gelüst nach

etwas Kreuzung mit dieser oder jener Wissenschaft nicht los wird, ergriff die schöne Hypothese, um mit ihr eine halb-schlächtere Art von Zuwissenglauben zu erzeugen; mögen die Bastarde versuchen, ob sie unter einander fruchtbar sind! Wenn unseren Lesern dies Gleichniß allzu zucht-wählerisch klingen sollte, so bitten wir es mit dem Vorgange von Strauß zu entschuldigen, der die Darwin'sche Theorie als „das erste Kind der, wenn auch vorerst nur heimlichen Ehe zwischen Naturforschung und Philosophie“ bezeichnet.

Soweit der materialistische Pantheismus des Strauß'schen Bekennnisses; diesen edleren Namen scheint nämlich seine Weltanschauung zu verdienen, wenn dem Universum einmal „Ordnung und Gesetz, Vernunft und Güte“ nachgerühmt werden. Eine solche Aussage klingt gewiß erbaulich, nicht minder erbaulich als die der Religion über die Eigenschaften Gottes; ihr menschen-ähnlicher Beischmack, der Strauß anderswo so sehr zuwider ist, ließe sich auch innerhalb seines Systems vielleicht folgendermaßen entschuldigen: verwandeln sich im ewigen allgemeinen Umfange der Kräfte Schall, Licht und Wärme, Electricität, Magnetismus, chemische und physiologische Wirkungen nicht bloß in einander, sondern auch jezuweilen in vernünftiges Denken und guten Willen, so kann ich in allen diesen identischen Bewegungsgleichungen selbstverständlich den einen Werth beliebig gegen den anderen vertauschen und Wärme oder Magnetismus ebensowohl gut und vernünftig nennen als Vernunft und Güte warm oder magnetisch, ja auch dem ganzen mechanischen Weltproceß darf ich allenfalls abwechselnd den Namen dieser oder jener seiner einzelnen Erscheinungsformen beilegen. Wie aber, wenn es nun auch unvernünftiges Denken und bösen Willen giebt? Ohne Zweifel ist dann das Universum zugleich auch unvernünftig und böse und der von Strauß lebhaft bekämpfte Pessimismus Schopenhauer's gerade so berechtigt wie sein eigener Optimismus.

Giebt es denn aber für Strauß überhaupt Unterschiede zwischen Vernunft und Unvernunft, Gut und Böse? Mit der Erklärung des Irrthums, einer der feinsten und doch zugleich der schwächsten Partien in Spinoza's System, hat sich Strauß in seinem Buche, das doch fast auf jeder Seite wider angebliche Irrthümer streitet, nicht besonders abgegeben. Für eine Erkenntnistheorie, die sich selbst nur für einen Bestandtheil der mechanischen Wärmetheorie ausgiebt, müßten ja wohl auch Irrthum und Wahrheit gleichwerthig sein und der neue Glaube sollte den alten eher brüderlich umarmen, statt ihn feindlich zu bekriegen. Aber soviel läßt sich erkennen, daß der Hauptirrtum, den Strauß nach Feuerbach's Muster den religiösen Vorstellungen anhängt, die Vergötterung menschlichen Wesens und menschlicher Wünsche ist; gerade denselben Fehler jedoch begeht er selbst, wenn er seinem Universum einseitig Vernunft und Güte in seinem Sinne und nicht zugleich

auch deren Gegentheil beilegt. Er versteht nämlich unter „vernünftig und gut“ die menschliche Kunst, „das willkürlich Wechselnde in und um uns der Regel zu unterwerfen, aus dem Niedrigen das Höhere, aus dem Niederen das Bessere zu entwickeln“; entsprechende Erscheinungen in der Welt um uns her „könnten wir nicht umhin“ ebenfalls vernünftig und gut zu nennen. Aber wo ist denn im Straußischen Universum an sich willkürlicher Wechsel, was kann also „Regel, Ordnung, Gesetz“ darin anders bedeuten, als was die Naturwissenschaft unter Naturgesetzen versteht, nämlich „Gattungsbegriffe von Veränderungen“, und wie darf man also ein derartiges „Gesetz“ vernünftig nennen, welches zugleich auch die Regel des „Unvernünftigen“ bildet? Und wo ist ferner im Straußischen Universum ein Fortschritt wahrzunehmen, ein totaler mein' ich, denn nur das Totale kommt diesem Universum zu? Entspricht doch vielmehr der Entwicklung des Höheren aus dem Niedrigen, des Besseren aus dem Niederen in dem einen kosmischen Departement auf's genaueste die umgekehrte Rückbildung in einem anderen und das Ganze bleibt in ewig indifferentem Kreislaufe begriffen. Diese Welt enthält also Gutes und Böses in constantem Mischungsverhältniß, aber sie selbst ist offenbar weder gut noch böse und die „Pietät“, welche Strauß gegen sie zur Schau trägt, besagt entweder nichts weiter als: „Ich erkenne an, daß etwas ist,“ oder sie ist doch der so schwer verpönte menschliche Partikularismus des alten Glaubens.

Um kein Haar besser ist's mit der Straußischen Ethik bestellt. „Alles sittliche Handeln des Menschen,“ sagt der neue Glaube, „ist ein Sichbestimmen des Einzelnen nach der Idee der Gattung.“ Ein Darwinist und Ehrfurcht vor der Gattung! Warum soll ich denn nicht ab- und ausarten, so viel ich vermag, nicht versuchen, wieweit ich mit der Ausbildung meiner natürlichen Specialwaffe, die vielleicht die Bosheit ist, im Kampfe ums Dasein vorwärts komme? Möglicherweise schlägt mich die Gattung nieder, da sie den Trieb besitzt sich selber zu erhalten; gut, das ist eine Machtfrage, wie denn überhaupt für eine Weltanschauung, die nur Nothwendigkeit kennt, Pflicht gleich Spannkraft und Recht gleich lebendiger Kraft ist. Spinoza ist ehrlich, weil er diese Gleichungen wirklich ansieht, Strauß aber täuscht sich und uns, wenn er Sittlichkeit für mehr hält als eine recht interessante Naturerscheinung, deren Eintritt der Mensch vielleicht hier und da berechnen und vorhersehen, niemals aber herbeiführen kann. Der Mensch soll Strauß zufolge „nicht bloß wieder nur ein Thier, er soll mehr und etwas besseres sein; der Beweis, daß er es soll, ist, daß er es kann.“ Aber er kann es ja nur, wofern und weil er es muß, und wo Können und Müssen dasselbe sind, ist Sollen eine Phrase. In dieser Noth wagt der neue Glaube, dessen ganzes Dasein ja auf dem Phrasenbasse beruht, einen Salto mortale: „Im Menschen,“ sagt Strauß naiv, „hat die Natur nicht bloß überhaupt aufwärts,

sie hat über sich selbst hinaus gewollt.“ Ei, ei du stolzer Monismus, wie dualistisch kommst du mir auf einmal für! Denn ist es deiner Natur mit diesem bei ihr zwar völlig unbegreiflichen, aber durchaus lobenswerthen Vorjage nicht gelungen, so geht deine ganze Ethik zum Teufel, ist ihr's aber wirklich damit geglückt, dann fahre wohl Mechanik, dann Darwin gute Nacht! Dann ist dein Universum doch zuguterlegt unter Gottes gnädigem Beistande von einer anderen Welt des Geistes und der Freiheit, sehr schwer aber noch recht glücklich entbunden worden; dann ist der neue Glaube doch wohl nur die alte Neuigkeit von gestern, dann können auch wir Altgläubigen getrost zu seinen Bekennern sprechen wie Ruth zu ihrer Schwieger: „Nede mir nicht drein, daß ich dich verlassen sollte und von dir umkehren. Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott.“ —

An ihrer Ethik sollt ihr sie erkennen, die Systeme! Mag der Materialismus sich sogar der Thatsache des Bewußtseins gegenüber noch hinter seiner Farbenblindheit verschanzen und diejenigen „verstoßt“ schelten, die ihm aufreden wollen, hier sei mit einem Male Roth, wo er doch nur Grau sieht wie überall: sowie er sich anschickt eine praktische Sittenlehre aufzubauen, muß er die mechanischen Principien, die er bis dahin tapfer hochgehalten, eine Weile aus der Hand legen. Bleibt er jedoch der Einheitsfahne seines Glaubens treu und verwirft Freiheit und damit Sittlichkeit des Individuums, so hat er uns immer noch die Möglichkeit einer objektiven Unterscheidung zwischen Wahrheit und Irrthum begreiflich zu machen, welche doch beide gleich nothwendig in buntgemengten Büscheln am „denkenden Ende“ des Menschen ausstrahlen. Mit einem Worte: der Materialismus kann vermöge seiner eigenen Principien von seiner eigenen Gewißheit stets nur subjektiv überzeugt sein, er ist, wie Strauß ihn sehr richtig nennt, als Monismus ein Glaube, der nur nicht „die Welt“, d. h. doch wohl als Ganzes, jemals zu „begreifen“ hoffen dürfte, und vor allem darauf verzichten sollte „unser Leben zu ordnen“. —

Und nun wir anderen? Wir bekennen uns von Haus aus ehrlich als Dualisten, soweit es sich um wissenschaftliche Erkenntniß und praktische Ethik neben einander handelt, wie ja auch Strauß schon dadurch, daß er diese beiden Probleme von einander trennt, sich bar und klar als Dualisten gleich uns allen enthüllt. Wir erforschen die Natur, soweit sie für unser Denken reicht, mit rücksichtsloser Mechanistik; wir finden diese Natur aber ewig begrenzt durch die inneren Widersprüche ihres atomistischen Grundbegriffs wie auf der anderen Seite durch die unnatürlichen Thatsachen von der Empfindung aufwärts, durch Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung, in denen, wenn man ihre Leistung, wie oben für den Willen geschah, auch auf die lei-

festen Drehung innerhalb der Metamorphose der Weltkräfte einschränkt, doch schon eine neue Centralkraft sich wirksam zeigt, deren außernatürliches Centrum wir Seele nennen. Soweit unsere Erkenntniß; da regt sich nun aber auch in uns ehrlichen Verstandesdualisten das Herzensbedürfniß nach Einheit und zwingt auch uns zum monistischen Glauben. Auch aus den geistigen und sittlichen Molekülen, die wir wirken sehen, schließen wir auf ein Universum des Geistes und des Willens, einen Universus gewissermaßen, den wir nun auch zum weisen und freien Meister jenes trägen mechanischen Neutrums machen. Wie er das sei, ist uns freilich unbegreiflich, wie er uns, seine atomistischen Splitter mit Centralkräften begaben möchte, so daß wir irren und fehlen können, ist uns wiederum unbegreiflich, aber die Wahrnehmung eines Unbegreiflichen war ja schon der Ursprung unseres wie jedes Glaubens, nur daß wir auch hier ehrlich das Ding beim rechten Namen nennen und das Unbegreifliche vom Anfang bis ans Ende für die wahre Substanz unseres Glaubens erklären. Woher wir nun aber den Muth der Phantasie nehmen, die ungeheure Natur als bloßes Mach- und Spielwerk in die Hand unseres göttlichen Hohlspiegelbildes zu legen, das ist sehr einfach: weil wir selbst im Kleinen ganz tüchtige Mechaniker und Maschinisten sind. Verstehen wir doch sogar den Mechanismus der Natur immer erst dann, wenn wir ihn frei nachempfunden haben, so das Auge, nachdem wir die Camera, die Nerven, nachdem wir den Telegraphen construirt. Unser experimentell geschaffenes Maschinewesen zur göttlichen Naturordnung hinaufzumultipliciren ist derselbe Schritt ins Unendliche, den der Materialismus von seinem beschränkten Beobachtungsgebiet aus bis zum unermesslichen Universum macht, wobei wir auf eine eigentliche Schöpfung der kraftbegabten Materie gern verzichten wollten, wenn uns nur deren Wesen nicht unbegreiflich wäre und somit das Motiv zu einem neuen Glaubensartikel böte.

Von diesem seinem Gotte nun, dem erhabenen Weltmechanikus und Weltmaschinisten, fühlt sich der echt idealistische Gläubige keineswegs „schlecht-hin abhängig“, darin muß er Schleiermacher, dem verkappten Pantheisten, so entschieden widersprechen wie dem geständigen Materialisten Strauß. Gott wirft mir zu, was ich erkennen, er nöthigt mich an Materie auf, wieviel ich handelnd umgestalten muß, das ist's, was man seine „Vorsehung“ genannt hat; wie ich damit schalte, das ist meine Sache, daß ich ihm durch meine Freiheit seine Naturcirkel nicht zertrete, ist die seine, da sehe er zu, mich kümmert's nicht, aber ich trau' ihm wohl, daß er's vermag. Von der Erfahrungsthatsache unserer geistigen und sittlichen Selbständigkeit geht in Wahrheit unser Gottesbedürfniß und damit unsere Gottesverehrung aus: Strauß sieht sehr scharfsinnig in den ältesten Formen derselben, dem Opfer und Gebete, nicht bloß die Anerkennung der Uebermacht der Natur, sondern

ebenso deutlich zugleich auch die Hoffnung einer Einwirkung auf diese Macht, d. h. also doch den Glauben an das eigene Vermögen. Wir haben uns heut materiell resignirt: Naturschickungen an uns vorbeibitten zu können wäñnen wir nicht mehr; wie wir sie aber tragen und innerlich überwinden wollen, steht nach wie vor bei uns, formell sind wir ebenso unbedingt unabhängig, wie materiell unbedingt abhängig. Wir sind unserem Gotte gegenüber die reiferen Schüler, denen der Lehrer noch mit zwingender Autorität das Aufsatthema stellt, der Aufsatz selber aber ist unsere freie Arbeit, gut oder schlecht; den Thieren diktirt der große Schulmeister noch ihr Pensum in die Feder und läßt ihnen nur die Freiheit orthographischer Schnitzer, den Pflanzen führt er gar mechanisch die Hand und das Unorganische läßt er vorerst von aller Schule ledig — „bei Müttern“ wie der Berliner so gemüthlich sagt — im Hause der Natur nach ihrer Erlaubniß umherspielen. Das sind die Bilderspäße einer Kinderfibel, wird uns Strauß entgegen; ganz recht: diese uralte Kinderangelegenheit, die wir Religion nennen — ist ihr Inhalt doch das Unbegreifliche, dem gegenüber wir Menschen ewig unverständige aber zutrauliche Kinder bleiben; wie sollten wir also anders von ihr reden, wenn man uns sehr wider unsere Neigung dazu zwingt, als in Bildern, deren keines freilich an die einfache Wahrheit des Grundgleichnisses von der Gotteskindschaft des Menschen heranreicht, wie es der größte Genius auf religiösem Gebiete ein für allemal erfunden!

Von Unsterblichkeit zu sprechen, ist nun gar ein bedenkliches Unterfangen, aber auch da muß ich als Kartellträger vermelden, daß der Idealismus die Herausforderung des Materialismus auf ein logisches Duell annimmt. Zunächst: zu unserer Ethik bedürfen wir dieser Idee so wenig wie die Gegner zu ihrer Nichtethik, auch uns ist die Tugend erfahrungsmäßig selber die Seligkeit, die Sünde gleich der Strafe selbst; was Strauß über die häßliche Vergeltungstheorie sagt, hat unsere volle Zustimmung, aber welches feineren Gemüthes heute denn auch nicht? Wir wissen sehr genau, ob wir unseren Aufsatz gut oder schlecht gemacht haben, und freuen oder betrüben uns darüber, ehe wir ihn corrigirt zurückbekommen. Oder, um an jenes Bild von der elastischen Kugel zu erinnern: wählen wir bei ihrer Repulsion gerade den richtigen Winkel, welcher dem Sinne des Naturlaufes genau entspricht, so spüren wir an der Leichtigkeit, mit der wir alsdann die Arbeit leisten, daß wir dem Willen Gottes ohne eigenmächtige und eigensüchtige Drehung gefolgt sind; der Kraftaufwand von Egoismus, die moralische Reibung möcht' ich sagen, ist es, was uns den Maßstab der Sünde an die Hand giebt, er ist es auch, der uns sittlich erschöpft und dadurch peinigt. Das Gute ist in der That allemal moralisch am leichtesten auszuführen, wenn auch nicht intellektuell am leichtesten zu finden, denn hierzu gehört eine mühsame theo-

retische Betrachtung; es „liegt nah“, wie Goethe sagt, nicht für den stumpfen Blick, wohl aber für die geübte Hand, und der Fehlwurf der Sünde entspringt allerdings aus dem „Zimmerweilerschweifen“ unserer die Weltbewegung im Stillen umlenkenden Kraft. Was uns nun aber zu dem aller äußeren Erfahrung hohnsprechenden Glauben an Unsterblichkeit der Seele nöthigt, ist ein rein theoretisches Motiv. Wir halten trotz Strauß an dem Principe der Erhaltung auch der geistigen Kraft fest; die außernatürlichen Centralkräfte, die an den thierischen wie menschlichen Individuen unvollkommener und vollkommener in Erscheinung treten, können von unserem Standpunkte aus ebensowenig entstehend und vergehend gedacht werden, wie die Grundkräfte der materiellen Atome. Zu dieser Monadologie, wie es der Kenner nennen wird, führt unseres Erachtens jeder consequente Idealismus; Präexistenz ist ohne Zweifel das Correlat zum Dasein nach dem Tode, thierische Unsterblichkeit für unsere Naturansicht ein Seitenstück zur menschlichen, eine Seelenwanderung, vielleicht in aufsteigender Linie, die sich von selber darbietende Vorstellung. „Ist diese Hypothese“ (das idealistische Pendant zum Darwinismus) „darum so lächerlich, weil sie die älteste ist?“ So fragte Lessing vor fast hundert Jahren; dem „neuen“ Glauben muß sie freilich trotz seiner Reverenzen vor Lessing gerade durch ihr Alter verdächtig werden. Doch genug dieses abermaligen und verwegensten Spieles mit dem Unbegreiflichen; denn unbegreiflich ist ja wohl Geburt und Tod des Unerklärlichen so gut wie sein ewiges Leben. Oder dient etwa nicht all unserem Empfinden und Denken ein schlechtthin existirendes Ich zur steten Voraussetzung? Kann unsere innere Erfahrung ihren einzigen Inhalt „Ich bin“ aus sich heraus jemals anders conjugiren als: „Ich bin gewesen und ich werde sein?“ Das ganze ist, wir wiederholen es, eine praktisch vollkommen müßige Frage, und daher auch keine wichtige religiöse, aber sie bildet ein theoretisch interessantes Kapitel unseres außerreligiösen Glaubens.’

Strauß behandelt in seinem zweiten Abschnitte, der gegen die Religion im allgemeinen gerichtet ist, auch noch das Gebet als einen nothwendigen Bestandtheil jeder Religion, die diesen Namen verdienen will, und er hat in gewissem Sinne Recht. Nicht als ob wir darum noch zu beten brauchten wie der Abergläubige, wahrlich so wenig als wir zum Brandopfer verpflichtet sind, weil es einst die Menschen religiös gedäucht hat, wenn sie solche Opfer darbrachten. In den Naturlauf hemmend oder fördernd durch Bitten einzugreifen, das wissen wir, wie bereits gesagt, als unmöglich; wer sich dessen vermißt, gilt uns für abergläubig. All unsere Religion bezieht sich ja auf unser inneres Handeln; dies in seiner sittlichen, Gott wohlgefälligen, d. h. zugleich der Natur angemessenen Richtung zu bestärken, das ist uns möglich und zwar möglich durch den Hinblick auf den göttlichen Willen, wie ihn uns

der Weltlauf offenbart. Diese Andacht ist unser Gebet, sein ganzer Inhalt die eine Bitte des Vaterunsers, die alle übrigen in sich schließt: „Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden.“ Es ist jene theoretische Betrachtung, durch die wir den göttlichen Weltzweck zu erkennen streben, um unserem jeweiligen Handeln die nämliche Direktion, d. h. die gute zu geben; eine Betrachtung, die wir oben schwierig nannten im Gegensatz zur raschen, frohen That des sittlichen Talents, die aber dem Menschen, je weniger er dies Talent besitzt oder je mehr er es durch Mangel an Übung hat verkommen lassen, um so nothwendiger ist, wiewgleich auch ihre Schwierigkeit im selben Maße wächst. Der vollkommene sittliche Genius, der sich von Hause aus „eins wüßte mit dem Vater“, um es christlich zu sagen, bedürfte jener besonderen Sammlung zur Andacht gar nicht, bei uns anderen aber sind der Anlässe zum Gebete nur allzuvieler; wir sind von jeher zu schlechte Schüler gewesen, um jedes Thema gleich frischweg behandeln zu können, ängstlich suchen wir uns dieses oder jenes Stück des früheren Unterrichts ins Gedächtniß zurückzurufen, um die richtige Disposition zur Arbeit zu finden. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß selbst das alte rohe Opfer noch in sublimirter Form zum Wesen unserer Religion gehört, indem die sittliche Besinnung auf den göttlichen Willen im Gebete nothwendig zur Aufopferung selbstischer Gelüste, mit einem Worte zur Entsagung führt; auch hier ist's der Böseste, dem die reichsten Opfer obliegen.

Ein Ergebnis, das sich mit dem von Strauß sehr nahe berührt; denn da er, wie wir gesehen haben, zum praktischen Behufe der Ethik die vordem geleugnete Freiheit heimlich wieder in seinen Glauben hineinbringt, so ist dann seine Selbstbestimmung nach der Idee der Gattung und weiter nach der der Natur überhaupt gar nichts anderes als unser Gebet, und das Entsagungsoffer ergiebt sich daraus auch bei ihm von selbst. Nichtsdestoweniger leugnet er in seiner eigentlichen Dogmatik den Gottesbegriff aufs hartnäckigste, weil er hier von der Uebernatürlichkeit der menschlichen Seele bekanntlich vollkommen abzieht. Er polemisiert dabei sehr glücklich gegen jeden sogenannten Beweis für das Dasein Gottes wie gegen jeden Versuch, die Gottesidee anschaulich zu machen z. B. durch den menschlichen Tropus der Persönlichkeit. Diese geschickte, bald ernste, bald witzige Polemik trifft jedoch nie den Kern der Sache, sondern immer nur das nothwendig verfehlte Trachten, das von uns offen als logisch unbegreiflich und sinnlich undarstellbar Anerkannte nun doch entweder logisch zu demonstrieren oder durch Gleichniß darzustellen. So müssen ohne Zweifel auch alle oben von uns selbst gebrauchten Bilder vor einem einzigen Hauche Straußischer Kritik wie schwache Kartenhäuser zusammenstürzen. Allein das schadet unserem Glauben nichts. Denn wenn alle „Beweise“ für das Dasein Gottes falsch sind, so ist ihre Wider-

legung doch kein Beweis gegen sein Dasein, welches dem Glauben durch die Einsicht in die natürliche Unbegreiflichkeit menschlichen Geistes und menschlicher Freiheit verbunden mit dem uns angeborenen Causalitätsbedürfniß, das auch hier sein Recht fordert, unmittelbar und darum unbeweisbar gewiß ist. Diese Eigenschaft der Unbeweisbarkeit theilt also unser Gott mit dem reinmechanischen Universum des Materialismus. Und ferner, wenn alle Versuche, die Gottesidee anschaulich zu machen, wegen der menschlichen Attribute, die ihr jedesmal beigelegt werden, stets etwas Einfaches an sich tragen, so wird doch die „Himmelsgluth“ des bekannten Faustischen „Gefühls“ durch den „umnebelnden Schall und Rauch“ dieser „Namen“ auch wiederum für den praktischen Zweck erfreulich gemildert. Was hat uns übrigens die anthropologische Theorie Feuerbach's, in dessen Fußtapfen Strauß tritt, mehr gelehrt als die alte Wahrheit, die Schiller so kurz und gut ausspricht: „In seinen Göttern malt sich der Mensch“? Das unterschreiben wir für die Urzeiten des Götterglaubens wie für unsere abgeklärteste idealistische Religion, ja sogar für den „neuen Glauben“ — selbst abgesehen von seiner unverhofft in der Lotterie gewonnenen Ethik —, da ja auch er, wie wir sahen, seinem Universum seine menschlichen Hausorden der Vernunft und Güte zu verleihen geruht. Wie sollte uns auch nicht das höchste, was wir kennen, zum Maßstabe dienen des Höheren, das wir glauben? —

Nach alle dem kann für uns die Straußische Frage gar nicht mehr lauten: Haben wir noch Religion trotz mathematischer Physik und Physiologie? Wir fragen vielmehr: Ist die Religion, welche sich mit unserer naturwissenschaftlichen Weltanschauung verträgt, in ihrer Substanz irgend verringert gegen eine beliebige frühere Religion? Strauß sieht „das religiöse Gebiet in der menschlichen Seele gleich dem Gebiete der Rothhäute in Amerika von Jahr zu Jahr mehr eingeengt.“ Der Zweck des Gleichnisses ist klar: das Höhere, mit der Cultur unverträglich schwindet vor ihr, die übrigens den Indianern bekanntlich am meisten durch Schnaps zu Leibe geht, mehr und mehr und wird endlich ganz verschwinden. Das Gleichniß trifft zu, wenn man das Wesen der Religion vorzugsweise in menschlicher Feigheit, Faulheit und Begierde sucht. Für unseren Begriff von Religion bedürfen wir eines anderen Bildes und sagen: wir sind nur von extensiver Wirthschaft zu intensiver übergegangen. Das Gebiet der Religion nämlich ist stets identisch mit dem des Unbegreiflichen. Dem Umfange nach ist dies nun freilich durch die fortschreitende Intelligenz allmählich sehr eingeengt worden. Schiller's „Götter Griechenlands“ sind wirklich vor der Art der mythenauströbenden Kultur gefallen, was nur der Poet bedauern durfte. Aber das wenige, was uns an Unbegreiflichem geblieben, der Urgrund auch des natürlichen Daseins und die übernatürlichen Erscheinungen des Bewußtseins und

der Freiheit, die uns erst nach und nach in uns selber offenbar geworden, dieses wenige hat dafür an Unbegreiflichkeit, d. h. also an religiösem Gehalt ebensoviel gewonnen. Je tiefer unsere Erkenntniß eingedrungen in die Natur, um so weiter ins Bodenlose sind diese uns übrig gebliebenen Mysterien hinabgesunken, und jetzt eben wagt unsere Wissenschaft, nachdem sie die mögliche Länge ihrer eigenen Bohrwerkzeuge theoretisch bestimmt hat, den Ausspruch, daß es nur noch drei solcher geheimer Schächte gebe: das Dasein der Welt, wie wir sie physikalisch denken müssen, überhaupt, das Dasein des Geistes insbesondere und die sittliche Natur des menschlichen Geistes; von diesen dreien aber behauptet dieselbe Wissenschaft, daß sie schlechtthin unergründlich seien für menschliche Werkzeuge. Das genügt, um uns zu versichern, daß wir noch mindestens so religiös sein können, als irgend ein früheres Zeitalter. Was den „neuen Glauben“ angeht, so ist er, solange er stramm auf dem einen Beine des Monismus dasteht, absolut irreligiös; wie er aber hernach ermüdet das andere Bein gleichfalls niedersetzt und sich als gewöhnlicher unverkrüppelter Dualismus zu erkennen giebt, bekennnt er sich deutlich zu den beiden letztgenannten Mysterien der Religion und im Stillen damit zugleich auch zu dem ersten.

Und nun endlich: sind wir mit dieser uns von der wissenschaftlichen Aufklärung zugleich geschmälerten und vertieften Religion noch Christen? Wenn man einen beliebigen Querschnitt durch die historische Entwicklung des Christenthums macht, wie Feuerbach in der Blüthezeit mittelalterlicher Dogmatik, Strauß beim apostolischen Symbolum oder bei Luther, so erhalten wir allerdings jedesmal Christenthümer, denen das unsrige nicht congruent ist, und können dem letzteren entweder mit Strauß den christlichen Namen ganz absprechen oder es mit Feuerbach gegenüber dem „klassischen“ Christenthum der mythologisch üppigsten römischen Kirchenlehre als ein „dissolutes, charakterloses, komfortables, belletristisches, kokettes, epikureisches Christenthum“ verspotten. Aber hieße das historisch verfahren? Ebensowohl könnte man, wenn man das deutsche Wesen etwa zur Zeit Otto's des Großen für das klassische Deutschthum erklärte, uns heutige Deutsche höchstens für dissolute, charakterlose, komfortable, belletristische, kokette, epikureische Deutsche gelten lassen wollen; oder man könnte, indem man unter Iyrischen Gedichten zum Gesange bei der Feier bestimmte Lieder mit gewissen metrischen Eigenheiten verstünde, einem Burns oder Goethe den Namen eines Dichters ganz und gar abzuspochen versuchen. Historisch gestellt kann die Frage nach unserem Christenthume nur bedeuten: reicht die von Jesu ausgehende religiöse Bewegung noch mit so wesentlichen Consequenzen in unsere Welt- und Lebensanschauung herein, daß es einen Sinn hat, unsere eigenen religiösen Grundsätze an seinen Namen anzuknüpfen? Kein Mensch wird uns verbieten

wollen, auf eine solche Frage Ja zu sagen. Wir dürfen sogar behaupten, daß nach der doppelten Renaissance, die auch das Christenthum erlebt hat, der enthusiastischen zur Zeit Luther's und der kritischen von Lessing bis auf unsere Tage, zu der seinerzeit auch Strauß erheblich beigetragen, wir dürfen behaupten, sage ich, daß nunmehr gerade wir von der gültigen Kirchenlehre vielfach abgewichenen, rein historisch denkenden Christen dem Ursprunge der großen christlichen Bewegung, der Religion Jesu theoretisch näher stehen, als irgend eine frühere Generation seit des Apostel Paulus Zeiten; in praktischer Treue gegen die Lehre Jesu hat uns freilich wohl manche frühere Generation bei weitem übertroffen, doch hat ja von jeher der Name Christ nur ein religiöses Programm des Einzelnen bezeichnet, nicht dessen Erfüllung. Ganz sicherlich also gebührt auch uns noch dieser geistige Gattungsname.

Strauß bemüht sich nun zwar dem gegenüber zweierlei darzuthun: ein negatives, daß wir von Jesu selbst rein historisch doch allzuwenig wüßten, um ihm die Ehre zubilligen zu können, unsere edelsten humanen Gedanken immer noch an sein Gedächtniß anzuknüpfen; positiv aber verrathe das wenige, was wir von ihm allenfalls wüßten, so entschiedene Mängel seines humanen Wesens, daß jene Ehre, die eben nur ungerechtfertigt erschien, nun geradezu in ein Unrecht umschlüge. Ich will den Widerspruch auf sich beruhen lassen, der in den kritischen Voraussetzungen dieser beiden Urtheile liegt, die Strauß, obwohl sich seine Polemik um sie dreht, deshalb doch nicht so scharf neben einander gestellt hat; mögen also immerhin unsere historischen Nachrichten in dem, was sie Gutes und Großes von Jesu aussagen, sehr unglaubwürdig, dagegen, wenn sie dergleichen von ihm verschweigen oder ausdrücklich Phantasmen und, wenn nicht Thorheiten, doch Beschränktheiten von ihm berichten, sehr glaubwürdig sein! Ein historischer Sinn wird dies ja gerade so leicht denken können, wie ein naturwissenschaftlich geschulter Kopf sich vorstellen, daß das Princip von Erhaltung der Kraft unter Umständen auch einmal auf eine Steigerung der Kraft hinauslaufe. Ich will jene beiden Sätze vielmehr einzeln auf den Thatbestand hin prüfen. Was wir historisch von Jesu wissen, darüber lass' ich wohl am besten unsern größten Historiker reden, der weder jemals sich in theologische Fehden eingelassen und dadurch verblendet hat, noch auch seinen subjektiven kirchlichen Glauben, so lebendig derselbe sonst sein mag, hier im geringsten mit ins Spiel bringt: „Wie so unscheinbar und verborgen war sein Leben“, schreibt Ranke über Jesus von Nazaret, „seine Beschäftigung, Kranke zu heilen, ein paar Fischern, die ihn nicht immer verstanden, andeutend und in Gleichnissen von Gott zu reden; er hatte nicht, da er sein Haupt hinlegte; — aber, auch auf dem Standpunkte dieser unserer weltlichen Betrachtung dürfen wir es sagen: unschuldiger und gewaltiger, erhabener, heiliger hat es auf Erden nichts gegeben, als seinen Wandel, sein

Leben und Sterben: in jedem seiner Sprüche wehet der lautere Gottesodem: es sind Worte, wie Petrus sich ausdrückt, des ewigen Lebens; das Menschengeschlecht hat keine Erinnerung, welche dieser nur von ferne zu vergleichen wäre."

Sehen wir nun hierin für das Bild des lauterer Gottesodems den Begriff einer idealen religiösen Lebensweisheit, so ist diese ganze historische Schilderung unbedingt wahr, wobei es völlig einerlei bleibt, ob wir den einen oder den anderen dieser unübertrefflichen Sittensprüche Jesu selber ab- und erst seinen Jüngern erster, zweiter oder dritter Generation zuerkennen, denn gerade in der Zeugungskraft der neuen Lehre liegt zugleich das kräftigste Zeugniß für ihre Lebensfülle. Jene Worte und Werke der Liebe dürfen darum doppelt Worte und Werke ewigen Lebens heißen, weil sie zugleich sich selbst in historischer Unsterblichkeit erhalten haben und fortwährend andere Worte und Werke von ähnlicher, bisweilen vielleicht sogar von gleicher Lebendigkeit hervorgerufen haben. Der eigentliche Grundgedanke unserer historischen Weltanschauung ist ja die Einsicht in das Fortleben und Fortzeugen individueller Wirkungen; eine Einsicht, die Strauß so klar bewährt in seinem schönen Paradoxon: Ohne Alexander kein Christenthum. Sollte aber: „ohne Jesum von Nazaret kein Christenthum unserer kritischen Renaissance, ja selbst kein neuer Glaube eines David Strauß“, sollte das nicht mindestens eben so wahr sein? Freilich „nicht ohne“ heißt noch nicht „von wegen“: warum nennen wir uns nicht lieber Alexandriner nach dem genialen Heldenkönige anstatt Christen nach dem parabeldichtenden Fischerprediger? Antwort: weil nun doch ein Unterschied ist zwischen wesentlicher Stiftung und zugute kommenden Einwirkung. Jenes Paradoxon von Strauß ist doch lange nicht gleichwerthig unserer Ableitung des modernsten Christenthums von Jesu; selbst Strauß, dessen ganze Atheologie ja äußerlich und innerlich so völlig theologische Abkunft verräth, hängt viel entschiedener von Jesu ab, als dieser von Alexander; dem „ohne Alexander kein Christenthum“ dürfte man höchstens gegenüberstellen: „ohne Jesum keine Rafael, Shakespeare, Mozart“, was trotz der unkünstlerischen Natur des Nazareners, die Strauß so geflissentlich betont, seinen guten Sinn hat für den, der die kirchliche Erziehung der modernen Künste im Auge hat. Wer hat etwas dawider, wenn sich unsere höchsten Reichsherrscher in Europa nach Cäsar nennen, der die große Monarchie geschaffen als das, worin sie noch ihren Werth hat, als die Abschaffung des Bürgerkriegs? Und gerade so hat Jesus die Religion geschaffen als das, worin noch heut ihr Leben wohnt, als die Gottes- und Menschenliebe.

Aber seine Vorläufer im engeren Sinne? wirft der neue Glaube ein. Ganz wohl, sie erklären seine Erscheinung, wie etwa Giotto die Rafaele: was sie aber nicht erklären, ist seine That. Denn das ist und bleibt nun doch,

was wir Individualität nennen: man empfängt sich stückweise überliefert. Kritische macht alsdann ein Ganzes daraus, das als solches neu und einzig ist. Ist der Buddha, das Ebenbild Christi? sagt Köppen, und Strauß folgt ihm darnach. Ich will gern davon absehen, daß Köppen den indischen Religionsstifter sehr tendenziös christlich aufgestuyt hat, ich rede hier nur von historischen Wirkungen und da mögen sich ja die Hinterasiaten ebensowohl Buddhisten nennen, wie wir Christen. Unter uns hat höchstens Schopenhauer mit seiner Sippe ein historisches Recht Buddhist zu heißen, und wer möchte diesen Leuten ihr seliges Nichts verkümmern? Will man ein zwar kaltes, aber doch schönes historisches Bild von Jesu in seiner unvergleichlichen religiösen Genialität anschauen, so lese man das erste Buch und die Schlußbetrachtung von Strauß' Leben Jesu in seiner vollsthümlichen Bearbeitung. Aber freilich vor acht Jahren war der neue Glaube noch bei weitem altgläubiger, das Universum hatte sich am denkenden Ende seines Propheten noch nicht so deutlich offenbart.

Denn jetzt wird ein weit schärferer Accent auf die Schwächen Jesu gelegt, auf seine vergänglichen messianischen Phantasien, über deren Werth als historische Behiel der Wahrheit uns, denk' ich, Lessing ein für allemal die Augen geöffnet, auf seine unästhetische und vor allen Dingen seine unökonomische Einseitigkeit. Als ob nicht auch hierdurch, durch das Lassen, die Wirksamkeit des Thuns geradezu bedingt würde! Daß Sokrates die Bildhauerei an den Nagel gehängt, hat wohl gar seiner dialektischen Kunst geschadet! Aus Jesu Passivität gegenüber dem Staate, aus seiner Unwissenheit in den Künsten, aus seiner hoffnungslosen Unfähigkeit zu jeder Art von Börsengeschäft folgt doch nur, daß wir unser Herrenhaus unter keinen Umständen ein christliches Institut nennen, die Bergpredigt nicht nach Schubert'schen Melodien absingen, ein Eisenbahnanlehen nicht im Namen Jesu Christi ausschreiben dürfen. Beinahe mit Andacht citirt Strauß eine Lobpredigt Buckle's auf die Culturwirkungen des Reichthums, ja der „Liebe zum Gelde“. Insbesondere, meint er, habe Buckle sehr anschaulich nachgewiesen, daß es ohne Reichthum keine Muße, ohne Muße keine Wissenschaft und Kunst geben könne. Wieder die gräuliche Verwechslung von „nicht ohne“ und „durch“; denn wenn diese Verwechslung hier nicht zu Grunde liegt, so läßt sich ja von der Erfindung der Art oder des Bratspießes genau dasselbe rühmen. Buckle, bekanntlich einer der bornirtesten unter allen geistreichen Menschen, sah doch klarer als Strauß; denn indem er allen Fortschritt der Menschheit thör'chterweise der Intelligenz, keinen einzigen der moralischen Kraft zuschreibt, hat er offenbar die Geldliebe, die uns so herrlich weit gebracht, von der Moral, die uns stehen läßt, wo wir sind, auf's reinlichste geschieden. Strauß aber verlangt vom Religionsstifter pekuniäre Rathschläge! Das Geld ist eine

Leben, die Erfindung ersten Ranges, aber was an einer Erfindung und ihrer Anwendung sittlich ist, kann doch nur der uninteressirte Gebrauch sein, den der Einzelne dabei von seinen Geisteskräften macht. Unserer Gesellschaft dient das Kapital als Mittel zur Humanität, aber schade was um das Geld für die Ethik des Einzelnen! der Reiche braucht kein Geiztragen zu sein, aber kann er's darum nicht sein? Wenn es denn keine Poesie gäbe in der Welt ohne Geldliebe in der Welt — ich bezweifle es übrigens —, dichtet darum der Einzelne aus Geldliebe? Es ist sehr schön, wenn der neue Glaube den Reichen das Evangelium predigt, aber taugt sein Evangelium auch nur vorwiegend bloß für die Reichen, wer wünschte sich dann nicht alsogleich unter die schmutzigen Bettler am Galiläersee zurück?

Die Religion ist eben Herzenssache des Individuums und wer, wie alle diese Pantheisten, das Individuum unterschätzt, muß freilich auch die Religion unterschätzen, die sich auf ihre Aufgaben beschränkt. Und doch, weil die Gesellschaft nur eben aus Individuen besteht, weil die Religion dem Individuum zuletzt nichts anderes sagt, als wie es sich zu anderen Individuen als solchen verhalten solle, so bildet sie zugleich die sittliche Unterlage aller gesellschaftlichen Erscheinungen, mögen sie ihr ursprünglich absolut fremd sein. In diesem Sinne wäre doch ohne Phrase eine christliche Politik, Kunst und Geldwirtschaft denkbar und sie existirt wirklich, obwohl Jesus sie nicht gelehrt hat. Denn mit Gottes- und Nächstenliebe lassen sich doch auch diese Dinge betreiben; ja, wer mit Budele behaupten wollte, daß Poesie ohne moralischen Schwung möglich sei, der verstünde unter Poesie nur einen angewandten Gradus ad Parnassum.

Nein, wir sind doch noch Christen und wollen nun erst rechte Christen werden. Und warum bestehen wir, die wir allen Spuk von Offenbarung und Wundern von uns geworfen, doch noch so eifrig auf diesem Namen? Weil wir den Zusammenhang mit denjenigen unserer Brüder, die an allem diesem Spuke noch ängstlich festhalten wie an etwas Wirklichem, nimmermehr verlieren mögen, weil wir nicht wegen, sondern trotz dieses Spukes in ihnen auch noch Christen erkennen. Weil wir das, was wir in uns mit ihnen noch gemeinsam wissen, selber zuvor wegwerfen müßten, wollten wir uns von ihnen trennen. Denn dies gemeinsame Christliche in uns ist ja die Idee menschlicher Gemeinsamkeit selber in ihrer idealsten Form. Darum begrüßen wir Laien jeden glücklichen Versuch der uns gleich gesinnten Theologen, jene anderen nach unserer Meinung altgläubigen, d. h. confessionell befangenen Christen in unsere Auffassung einzuführen, Versuche, die nur gelingen können, wenn sie wie Heinrich Lang's Zeit- und Streitschrift über „das Leben Jesu und die Kirche der Zukunft“ oder die treffliche jüngst erschienene „Protestantenbibel neuen Testaments“ einerseits nicht das mindeste

von moderner Wissenschaft aufgeben, andererseits für die „älteren“ Klassische richtungen doch die warme Theilnahme historischen Verständnisses an den zu legen. —

So etwa möcht' ich zugleich für das Wissen und den Glauben einer Anzahl von unseren Lesern sprechen, die vielleicht kaum ein Duzend beträgt, aber wär' es auch nur ein einziger, so verdiente sein redliches Streben, die intellektuelle Zeitbildung mit seinem religiösen Bedürfniß zu vermählen, eine Rechtfertigung, zu der ich mich nur entschlossen habe, weil ich doch nun einmal allwöchentlich mit der Feder handiere. Was mich selber betrifft, so zieh' ich als vollkommener Laie in dogmatischen Dingen die stille Bescheidung dem öffentlichen Bekennniße vor; doch will ich, wenn's gilt, gern mit der Sprache heraus, daß jenes letzte praktische Argument für die Weiterführung des christlichen Namens durch uns alle, um der Gemeinschaft lieben Friedens willen unter uns Menschen und vornehmlich uns Deutschen, mir selber verbindlich erscheint. Dem „neuen Glauben“ liegt an solcher Gemeinschaft nichts, er vergleicht sich selbst mit dem bedürfnislosen, menschenfliehenden Sonderlinge Diogenes und verlangt von Bismarck-Alexander nur, daß er ihm den Kirchenschatten vom Halse schaffe. Dies nun, daß ihm alles bürgerliche Leben, Ehe, Amt, Ehre u. s. f. von kirchlichen Fragen und Plagen losgegeben werde, verlangen auch wir für ihn wie für jedermann, der darauf dringt. Sonst stehen wir nicht und niemand überhaupt diesem Diogenes in der Sonne. Daß er uns sein Faß als die einzig vernünftige Behauptung angepriesen, daran erkennen wir den Cyniker; daß diesem Faße der logische Boden fehlt und daß der Zug, der hindurchweht, erkältend wirken muß, das mag er für sich bestreiten, aber nicht für uns, die wir's mit Augen sehen. Wir empfehlen all unseren Lesern das Straußische Buch wie wir Alexander'n den Besuch des Diogenes empfohlen haben würden; interessant sind beide: „anders als sonst in Menschenköpfen malt sich in diesem Kopf die Welt.“ Gefährlich wird das Buch keinem altgläubigen Leser sein; denn entweder sein Glaube ist stark genug, Dogmen wie Dreieinigkeit, Gottmensch, jungfräuliche Geburt u. s. w. für begreiflich zu halten, nun so wird er unerschüttert dabei bleiben; oder er hält einmal „vollkommene Widersprüche für gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren,“ dann wird ihm das neue Dogma, wonach die absolut mit sich identische Natur in diesem ihrem mechanisch verschlossenen Schoße plötzlich etwas empfängt, das zwar noch ganz Natur, zugleich aber auch nicht mehr ganz Natur ist, dies Dogma wird ihm auch nicht eben begreiflich vorkommen; er wird vielmehr in einem Monismus der Materie mit vermeintlich praktischer Ethik nur ein neues Produkt des alten Hegel'schen Hereneinmaleins erblicken.

Alfred Dove.

Leben

es

Die statistischen Provinzen des deutschen Reichs.

g'

v In dem von der statistischen Reichscommission erstatteten Bericht über Gründung und Einrichtung einer Reichsbehörde für deutsche Statistik (Hirth's Annalen 1872, S. 70) wird es für die erste Aufgabe derselben erklärt, Glieder und Gruppen von einer ungefähr gleichen Mischungs- oder Nivellierungsstufe zu bilden, d. h. Preußen in seine Provinzen zu zerlegen, vielleicht auch Baiern in eine bairisch-schwäbische und fränkisch-pfälzische Gruppe zu theilen, die kleineren Staaten in ähnlicher Weise zusammenzufassen, wie es mit den thüringischen Ländern schon geschehen ist, oder den angrenzenden Ländern und Provinzen statistisch zu annectiren. Man wird, heißt es weiter, auf den Begriff statistischer Provinzen und Gruppen geführt, die mit den Armeecorps-Bezirken an Zahl und Umfang einige Ähnlichkeit haben. Der hier ausgesprochene Gedanke ist fruchtbar und verdient eine weitere Ausführung. Eine statistische Tabelle über gleichviel welchen Gegenstand deutscher Volkskunde, in welcher der preußische Staat als coordinirtes Glied mit anderen, mit Baden, Oldenburg, Anhalt, Hamburg u. s. w. in eine Reihe gestellt wird, hat wenig Werth, da der Unterschied der Volkszahl das 10- und 20fache, ja bis zum 100fachen ausmacht. Der Werth der statistischen Zahlen besteht in Vergleichen mit den Ergebnissen anderer Staaten oder Provinzen. Diese Vergleichen beruhen aber nur dann auf Wahrheit, wenn bei beiden Factoren das Zusammengehörige auch wirklich zusammengefaßt ist, wenn z. B. bei der Provinz Hannover auch Braunschweig, Bremen, die Grafschaft Schaumburg zusammen als eine statistische Provinz gerechnet werden.

Dabei wird sich aber häufig eine zweite Nothwendigkeit herausstellen. Die preußischen Provinzen haben wegen der früher unglücklichen geographischen Gestaltung des Staates oft eine ebenfalls unglückliche Abgrenzung oder Zusammenwürfelung erhalten. Bei der immer größer werdenden Wahrscheinlichkeit, daß diese Provinzen binnen Kurzem eine größere Selbständigkeit erhalten werden, wird es auch nothwendig, das geschichtlich, geographisch und ethnographisch Zusammengehörige zusammenzufassen und Ungehöriges auszuscheiden. Jede Provinz muß eine geographisch-politische Individualität mit einem lebensvollen Centrum und natürlich abgegrenzter Peripherie sein oder werden. So lange die Provinzen nur Verwaltungsbezirke waren, war es ziemlich indifferent, ob eine Stadt oder ein Kreis dorthin oder dorthin geschlagen war. Wenn aber die Provinz ein Complex der bedeutendsten Interessen und der Selbstverwaltung wird, dann muß auch jede Stadt oder jeder Kreis dahin geschlagen werden, wohin alle Interessen, Handel und Ver-

lehr hinweisen. Es muß ferner jede Provinz womöglich nur eine politische Zentralregierung und eine Provinzialversammlung haben, auch bezüglich der höchsten Bildungsanstalten nach Möglichkeit nicht auf andere Provinzen oder Staaten verwiesen sein. Vor 1866 hatte man in Preußen von dieser Forderung manche Ausnahme machen müssen, weil die geographische Gestaltung dazu zwang; es waren aber auch ohne diesen äußeren Zwang noch manche Sünden gegen Geschichte, Geographie und Ethnographie begangen, weil die Verwaltung zur Zeit der Neugestaltung des Staates nach 1815 mehr zu einer französischen Departementseinteilung neigte und keinen oder nur wenig Sinn für deutsche Stammeszusammengehörigkeit hatte. So wurde insbesondere die Provinz Sachsen eine wahre *Olla potrida* für Obersachsen, Thüringer, Niedersachsen, Franken u. s. w.

Wir wollen nun die einzelnen Provinzen und Staaten durchgehen und bei jeder auf die unleidlichsten Abnormitäten aufmerksam machen, geringfügiges aber übergehen, weil dies zu weit führt. Wir werden Provinzen finden, die unserer Forderung ganz entsprechen, aber weit mehr solche, die man unfertige nennen kann, Provinzen, die mit anderen deutschen Staaten zusammen ein geographisch-statistisches Ganze ausmachen, und gelangen damit zu der Nothwendigkeit der statistischen Provinzen. Bei den letzteren wird uns eine große Gleichmäßigkeit auffallen und wird damit der Beweis geführt werden, daß die deutschen Stammländer sich mehr wie jeder andere politische Complex zu einer ebenmäßigen harmonischen Föderativverfassung eignen; zugleich werden wir sehen, daß diese Stammländer, trotz aller politischen Zerissenheit unseres Vaterlandes, sich doch scharf abgegrenzt und bedeutungsvoll erhalten haben.

Wir wollen mit Ostdeutschland beginnen und hier zunächst die Frage zu beantworten suchen, ob die Provinz Preußen als ein einziges Stammland ferner beizubehalten oder in seine früheren Bestandtheile Ost- und Westpreußen zu zerlegen sein wird. Wir entscheiden uns unbedenklich für das letztere, weil: a) der Flächenraum (1174 □M.) für eine Provinz zu groß ist; b) weil die Geschichte stets zwei Preußen unterschied, in der Ordenszeit: Pommerellen und Preußen, in der polnischen Zeit: Polnisch-Preußen und Herzogthum Preußen, in der Zeit seit 1772: West- und Ostpreußen; c) weil zwei gleich bedeutende Centren vorhanden sind: Königsberg und Danzig, von denen jedes nur für die eine Hälfte ein Centrum ist; d) weil die Interessen Westpreußens in Danzig und nicht in Königsberg zusammendrängen; e) weil der Nejedistrikt größtentheils wieder mit Westpreußen vereinigt werden muß, denn die obere Nege bis Schneidemühl ist mehr ein Nebenfluß der Weichsel als der Warthe, und Städte wie Bromberg, Ratel und Schneidemühl gravitiren in allem nach Danzig und nicht nach Posen.

Leber wir führen daher als erste Provinz Ostpreußen auf, 671 $\frac{1}{2}$ □M.,
 es 30,000 Einwohner, Hauptstadt Königsberg 117,000 Einw.

g 2. Westpreußen, Hauptstadt Danzig 90,000 Einw., umfaßt:

γ die Regier.-Bez. Danzig und Marien-

werder 462 $\frac{3}{4}$ □M. 1,314,250 Einw.

1) vom Nehedistrikt 112 " 322,600 "

2) den cassubischen Kreis Lauenburg 22 $\frac{1}{4}$ " 48,150 "

597 □M. 1,680,000 Einw.

Wenn unsere Forderung, daß Westpreußen wieder eine besondere Provinz werde, richtig ist, so muß auch der Nehedistrikt und der cassubische Kreis Lauenburg in Hinterpommern damit vereinigt werden. Ob auch der Kreis Bütow, darüber ist zu discutiren, wenigstens liegt bei letzterem nicht solche zwingende Nothwendigkeit vor, wie bei Lauenburg, das lediglich nach Danzig und gar nicht nach Pommern gravitirt. Beide Kreise haben von 1773 bis 1815 in manchen Beziehungen schon zu Westpreußen gehört. Bezüglich des Nehedistrikts meinen wir nicht, daß man sich ängstlich an die Grenzen von 1772 zu binden hat. Man würde dadurch auch solche altpolnische Bezirke mit hineinziehen, die geschichtlich und geographisch zu Posen gehören, z. B. Kruschwitz, der ehemalige Sitz polnischer Fürsten. Kruschwitz mit dem Goplossee und alles Land südlich davon muß bei Posen bleiben. Was frühere Ungeschicklichkeit und Mangel an historischem und geographischem Sinn gesündigt haben, muß nicht verewigt werden. Uns scheint es nothwendig, hier einmal durchzuschneiden und neu zu bestimmen, denn der Nehedistrikt und der jetzige Regierungsbezirk Bromberg fallen nicht zusammen. Am besten würde es sein, wenn man die neue Grenzlinie zwischen Westpreußen und Posen so zöge, daß die Landestheile, welche nach Westpreußen und Danzig gravitiren, auch zu ersterem geschlagen werden und daß die übrigen Theile bei Posen bleiben. Darnach müssen die Kreise Wirsitz, Bromberg und Schubin unbedingt nach Westpreußen gewiesen werden und ebenso die Kreise Czernikau, Bongrowitz, Gnesen und Mogilno (hier Palosch ausgenommen) bei Posen bleiben. Die Kreise Chodziesen und Inowraclaw müssen aber getheilt und mit ihrem nördlichen und zwar größeren Theil dem Nehedistrikt zugetheilt werden, während die südlichen Bezirke Budzin resp. Kruschwitz mit den posenschen Kreisen Obornik und Mogilno vereinigt werden müssen. Westpreußen in dieser seiner natürlichen Umgrenzung ist an Größe und Einwohnerzahl eine normale deutsche Provinz, ein wahrer Mittelstaat mit einer bedeutenden, prächtigen Hauptstadt, dem nur die eigene Universität fehlt. Diese Hochschule ist das deutsche Reich der früher so hart geprüften Provinz noch schuldig, und der Sitz derselben müßte Bromberg werden.

3. Posen, besser Südprenßen, Hauptstadt Posen 58,000 Einw., umfaßt

a) den Reg.-Bez. Posen	317 $\frac{3}{4}$ □M.,	1,020,000 Litische
b) den Reg.-Bez. Bromberg	95 $\frac{1}{4}$ „	246,000 „
	<hr/> 413 □M.,	1,266,000 Einw.

Diese Provinz muß einen Namen erhalten, der es den dortigen deutschen Bewohnern möglich macht, sich darnach zu nennen, ja auf diesen Namen stolz zu sein. Dazu ist der Name Posen unfähig, aber auch sonst noch ist er unpassend, weil die Hauptstadt auch so heißt und deshalb eine genaue Bezeichnung der Sache ausschließt. Der einzige Name, der die oben erforderlichen Vortheile bietet, ist „Südpreußen“, und es ist an der Zeit, daß wir unsere deutsche Sentimentalität ablegen, die jenes Land nicht deutsch benamen will, um nicht den Polen wehe zu thun. Für solche sentimentale Seelen schlage ich den indifferenten Namen Wartauen (Warte-Auen) vor, ein Name, der immer noch dem jetzigen vorzuziehen ist, weil er auf geographischer Wahrheit beruht.

4. Pommern (ohne Kassubisch Pauenburg) 523 □M. und 1,400,000 Einwohner, Hauptstadt Stettin 95,000 Einw.

5. Schlesien ohne Hoyerwerda, das schon jetzt zum Obergericht Frankfurt gehört und lediglich nach der Mark gravitirt, 716 □M., 3,675,000 Einw., Hauptstadt Breslau 208,000 Einw.; a) Oberschlesien 240 □M., 1,310,000 Einw., b) Niederschlesien 476 □M., 2,365,000 Einw. Hoyerwerda muß von Schlesien getrennt und der Mark überwiesen werden, weil dieser Kreis soweit aus der Provinz herausflügelt, daß diese eine abnorme Gestalt bekommt und die hydrographische Ungeheuerlichkeit mit in den Kauf nehmen muß, daß die Spree, dieser rein lausitzisch-märkische Fluß, durch Schlesien fließt. Schon um den Kindern in den Schulen nicht solchen Unfinn und Lüge lehren zu müssen, muß Schlesien von Hoyerwerda befreit und entlastet werden.

6. Die Mark mit Hoyerwerda 740 □M., 2,900,000 Einw. Bei allen vorstehend genannten Provinzen fällt die politische mit der statistischen Provinz zusammen. Mit Eintritt in Westdeutschland ändert sich dies.

7. Provinz Sachsen, besser Mittelsachsen genannt, Hauptstadt Magdeburg 115,000 Einw. Wir scheiden hier zunächst die thüringischen Bestandtheile aus, denn Thüringen ist ein so wackeres deutsches Land und hat eine so große Rolle in der deutschen Geschichte gespielt, daß wir dringend wünschen müssen, daß es als ein deutsches Stammland wieder im deutschen Reich und in deutscher Wissenschaft und Schule erscheint. Mittelsachsen bleibt groß genug, auch wenn es die thüringischen Annexionen wieder abgibt, und hat Geschichte und Industrie genug, um sich nicht mit fremden Federn schmücken zu müssen. Mittelsachsen ist das Land der Reformation; hier liegt Eisleben, Wittenberg und Magdeburg, hier standen die Wiegen Luther's und

Reberelmann's. Das ist genug Ruhm für ein deutsches Stammland. Auch ist Mittelsachsen seine eigene Universität Halle, noch jetzt die erste theologische Hochschule, wie Thüringen sein Jena hat. Die politische Provinz Mittelsachsen umfaßt nun:

a) den Reg.-Bez. Magdeburg	208 $\frac{1}{2}$	□M.,	855,000	Einw.
b) den Reg.-Bez. Merseburg excl. der fünf thüringischen Kreise Zeitz, Weißenfels, Naumburg, Querfurt und Eckartsberge	145 $\frac{1}{2}$	"	654,000	"
c) vom Reg.-Bez. Erfurt die Kreise Worbis und Nordhausen	17	"	109,000	"
d) die hannöverschen Ämter Hohnstein (Nesfeld) und Elbingerode	5	"	15,000	"
davon ab die Enklaven Wolfsburg und Gehlingen bei Vorfelde, wofür aber Calvörde von Braunschweig dazu treten wird,				
	<hr/>		<hr/>	
	376	□M.,	1,633,000	Einw.

Zur statistischen Provinz Mittelsachsen gehört noch

a) das Herzogthum Anhalt	48	"	203,000	"
b) die Enklave Blankenburg am Unterharz	8	"	24,000	"
	<hr/>		<hr/>	
	432	□M.,	1,860,000	Einw.

8. Die preussische Provinz Thüringen, Hauptstadt Erfurt 44,000 Einw.

Sie umfaßt

a) vom Reg.-Bez. Merseburg die 5 thüringischen Kreise Zeitz, Weißenfels, Naumburg, Querfurt und Eckartsberge . .	39 $\frac{3}{8}$	□M.,	230,000	Einw.
b) den Reg.-Bez. Erfurt ohne Nordhausen und Eichsfeld	40	"	228,000	"
c) Schmalkalden	5 $\frac{3}{4}$	"	28,000	"
	<hr/>		<hr/>	
	85 $\frac{1}{2}$	□M.,	486,000	Einw.

Zur statistischen Provinz Thüringen gehören

a) Weimar	66	"	286,000	"
b) Coburg-Gotha	35 $\frac{3}{4}$	"	174,000	"
c) Meiningen	45	"	188,000	"
d) Altenburg	24	"	142,000	"
e) beide Schwarzburg	33 $\frac{1}{4}$	"	143,000	"
f) beide Reuß	21	"	134,000	"
	<hr/>		<hr/>	
	310 $\frac{1}{2}$	□M.,	1,553,000	Einw.

9) Schleswig-Holstein, Hauptstadt Kiel 32,000 Einw. Die politische Provinz umfaßt

a) Schleswig-Holstein	312 $\frac{1}{4}$ □M.,	996,000 Einw.
b) Lauenburg	21 $\frac{1}{4}$ „	50,000 „
	<hr/>	
	333 $\frac{1}{2}$ □M.,	1,064,000 Einw.

Zur statistischen Provinz gehört noch

a) Hamburg	6 $\frac{1}{2}$ „	339,000 „
b) die Oldenburgische Enklave Gutin und Ahrensboel	9 $\frac{1}{2}$ „	34,000 „
	<hr/>	
	349 $\frac{1}{2}$ □M.,	1,419,000 Einw.

10) Hannover, Hauptstadt Hannover 88,000 Einw. Die politische Provinz Hannover sollte nur altwelfisches Land in sich fassen. Der westliche Theil, das Emsland (Ostfriesland und Osnabrück) enthält nur newwelfisches Land und ist von dem altländischen Hauptkörper der Provinz fast ganz getrennt. Beide Theile gehören also weder geschichtlich noch geographisch zusammen. Das Emsland ruht mit breiter Basis auf Westfalen und gehörte früher zum westfälischen Kreise. Es ist daher consequent und zweckmäßig, das Emsland von Hannover zu trennen und es entweder zu Westfalen zu schlagen oder, was besser ist, als eine eigene Provinz hinzustellen. Einen besondern Regierungsbezirk würde es wegen seiner eigenthümlichen Verhältnisse immer bilden müssen, und da trägt es wenig auf, wenn man dem Präsidenten dieser Regierung die Geschäfte des Oberpräsidenten mit überweist. Auch wird es gut sein, wenn der Staat Preußen historisch-politische Individualitäten enthält, die den kleineren Bundesstaaten wenigstens annähernd gleich sind. Ist doch das Emsland immer noch größer als 18 der kleinen deutschen Staaten und rangirt zwischen Mecklenburg-Schwerin und Oldenburg. Ueberdies hat es sein Centrum in Emden und gravitirt allein dorthin; nach Hannover hat es gar keine Beziehungen. Wir scheiden es daher bei Betrachtung der Provinz Hannover aus und zwar um so mehr, als zu der letzteren in naher Zeit das altwelfische Herzogthum Braunschweig hinzutreten wird und sie dann ohne das Emsland schon eine schöne Größe hat. Die Provinz umfaßt also:

die Landdrosteien Hannover, Hildesheim, Lüneburg und Stade mit den Enklaven Wolfsburg und Hehlingen, zusammen	530 □M.,	1,500,000 Einw.
dazu die hessische Grafschaft Schaumburg (Minteln) mit 37,000 Einw., dagegen tritt es Stadt und Amt Münden und Stadt Reinhausen mit 34,000 Einw. an die Provinz Hessen ab, weil dieser		

Distrikt vor den Thoren Kassels liegt und dorthin gravitirt, so daß Größe und Einwohnerzahl der Provinz nicht wesentlich alterirt wird. Dagegen scheiden die beiden Ämter Hohnstein und Elbingerode mit

aus und bleiben daher	5	□M.,	15,000 Einw.
	525	□M.,	1,485,000 Einw.

Die statistische Provinz Hannover umfaßt noch

a) das Herzogthum Braunschweig ohne Blankenburg und Calvörde	56 $\frac{1}{2}$	"	285,000 "
b) Fürstenthum Schaumburg-Lippe	8	"	82,000 "
c) Bremen	3 $\frac{1}{2}$	"	128,000 "
	595	□M.,	1,925,000 Einw.

11) Die Provinz Emsland oder Ostfriesland, Hauptstadt Emden, umfaßt die beiden Landdrostereien Osnabrück

und Aurich ,	168 $\frac{1}{2}$	□M.,	459,000 Einw.
Hierzu Wilhelmshafen	$\frac{1}{4}$	"	6000 "
	168 $\frac{1}{2}$	□M.,	465,000 Einw.

Zur statistischen Provinz gehört das

Herzogthum Oldenburg	98 $\frac{1}{2}$	"	247,000 "
	267	□M.,	712,000 Einw.

12) Hessen, Hauptstadt Kassel 46,000 Einw. Bei der Bildung der Provinz Hessen im Jahre 1867 ist man nicht besonders glücklich gewesen. Hier war es geboten, etwas den Wust früherer Zeiten aufzuräumen und Ungehöriges auszuscheiden, Gleichartiges aber zuzufügen. Nichts von allem dem ist geschehen, vielmehr hat man zu Hessen noch mechanisch Nassau hinzugefügt und nennt nun das politisch administrative Conglomerat Hessen-Nassau. Das Land Hessen mußte als eine Provinz erhalten werden, denn die Hessen haben seit den Chatten zu Hermann's Zeit bis in unsere Tage eine Rolle in der Geschichte Deutschlands gespielt; sie sind ein deutscher Volksstamm, wie die Sachsen, die Franken, die Thüringer, und sie verdienen es, auch ferner als eigenes Stammland im deutschen Reiche zu gelten. Anders aber ist es mit Nassau. Es giebt kein nassauisches Volk, sondern nur ein Dynastengeschlecht derer von Nassau, das einmal einen deutschen Kaiser geliefert, aber im Uebrigen wenig in der deutschen Geschichte geleistet hat. Das im Jahr 1866 annectirte Herzogthum Nassau ward mit einigem Geschick im Wiener Congreß aus mehr als 20 Gebietstheilen zusammengesetzt und bildete ein abgerundetes Ganze. Aber zu einer homogenen Stammmasse ist die Bevölkerung im Laufe des 50jährigen Bestehens nicht zusammengewachsen, dazu war sie zu gering und zu bunt zusammengesetzt. Die Schöpfung des

Wiener Congresses verdient nicht verewigt zu werden, noch weniger ist die Bildung des jetzigen Regierungsbezirkes Wiesbaden gerechtfertigt, wo man Frankfurt und althessische Gebietstheile damit vereinigt hat, statt sie naturgemäß nach Kassel zu verweisen. Unseres Erachtens ist hier zu reformiren und durchzuschneiden. Die an den Rhein stoßenden Kreise sind mit der Rheinprovinz zu vereinigen und die übrigen Kreise der Provinz Hessen zuzutheilen. Daß dabei auch altnassauisches Land, wie z. B. Usingen und Dillenburg, zu Hessen geschlagen werden müssen, ist schon deshalb gerechtfertigt, weil die Bevölkerung dieser Theile desselben Stammes ist, wie Althessen. Ferner ist der Kreis Heiligenstadt, der fast vor den Thoren Kassels liegt, zum Werragebiet gehört und fränkischen Stammes ist, von der Provinz Sachsen zu trennen und mit Hessen zu vereinigen. Hat doch das Eichsfeld geschichtlich immer zum Erzbisthum Mainz gehört. Daß Waldeck und der Kreis Wehlar, diese Enklaven der Provinz Hessen, dazu zu schlagen sind, versteht sich von selbst. Früher mußte Wehlar dem Regierungsbezirk Coblenz zugewiesen werden, seit aber Kurhessen auch zum preussischen Staat gehört, fällt dieser äußere Zwang fort und Wehlar gehört von nun an naturgemäß zu der Provinz, in welcher Stadt und Kreis thatsächlich liegt. Daß dagegen Schmalkalden auszuscheiden und nach Thüringen zu verweisen ist und daß die Grafschaft Schaumburg dicht vor der Hauptstadt Hannover gegen die Ämter Münden und Kleinhausen vor den Thoren Kassels auszutauschen ist, haben wir schon oben gesagt. Die Provinz Hessen umfaßt also:

1. das ehemalige Kurfürstenthum Hessen ohne Schaumburg und Schmalkalden, aber mit Münden und Gersfeld, so daß Größe und Einwohnerzahl nicht wesentlich alterirt ist	174	□M.,	745,000	Einw.
1. den Kreis Heiligenstadt	7 $\frac{1}{2}$	"	45,000	"
3. Waldeck ohne Pyrmont	19	"	52,000	"
4. Kreis Wehlar	9 $\frac{3}{4}$	"	45,000	"
5. vom Regierungsbezirk Wiesbaden die Stadt Frankfurt mit dem Amte Höchst und die Kreise Obertaunus (Homburg v. d. Höhe), Dill und Biedenkopf . . .	35 $\frac{1}{4}$	"	245,000	"
	<hr/>		<hr/>	
	245 $\frac{1}{2}$	□M.,	1,132,000	Einw.
Zur statistischen Provinz Hessen gehört noch das großherzogliche Oberhessen	59 $\frac{1}{2}$	"	254,000	"
	<hr/>		<hr/>	
	305	□M.,	1,386,000	Einw.

13) Westphalen, Hauptstadt Münster 25,000 Einw.; Dortmund 45,000 Einw., industrielle und commercielle Hauptstadt.

Die politische Provinz hat	366, ⁸⁰	□M.,	1,776,000	Einw.
Zur statist. Prov. gehört noch a) Byrmont	1, ²⁰	"	7300	"
b) Lippe-Deimold	20, ⁶⁰	"	111,000	"
	<hr/>		<hr/>	
	388 ⁸⁰ / ₅	"	1,894,300	"
14) Die Rheinprovinz, Hauptstadt Köln 130,000 Einw. Sie umfaßt				
a) die alten Bestandtheile ohne Weylar aber mit Meisenheim	477	□M.,	3,532,000	Einw.
b) von Nassau die Rhein- und Lahntreise	65	"	387,000	"
	<hr/>		<hr/>	
	542	□M.,	3,919,000	Einw.
Zur statist. Rheinprov. gehört noch Birkenfeld	9	"	35,000	"
	<hr/>		<hr/>	
	551	□M.,	3,954,000	Einw.
und zwar a) Niederrhein	247	□M.,	2,454,000	Einw.
b) Mittelrhein	305	"	1,500,000	"
15) Königreich Sachsen, zugleich statistische Provinz Obersachsen, hat	272	□M.,	2,556,000	Einw.
16) Beide Mecklenburg und Lübeck	296 ¹ / ₂	"	708,000	"
17) Franken ohne Eichstädt (Mainbaiern)	397	"	1,650,000	"
18) Baiern mit Eichstädt (Donaubaiern)	876	"	2,550,000	"
19) Württemberg mit Hohenzollern	375	"	1,884,000	"
20) Südhessen und Rheinpfalz	188	"	1,212,000	"
21) Baden	278	"	1,461,000	"
22) Elsaß-Lothringen	257 ¹ / ₂	"	1,550,000	"

Uebersichtstafel der statistischen Provinzen des deutschen Reichs.

	Provinz	□Meilen	Einwohner
1	Ostpreußen	671	1,830,000
2	Westpreußen	597	1,680,000
3	Südpreußen	413	1,266,000
4	Pommern	523	1,400,000
5	Schlesien	716	3,675,000
6	Die Mark	740	2,900,000
7	Mittelsachsen	482	1,860,000
8	Thüringen	310	1,553,000
9	Hessen	305	1,386,000
10	Schleswig-Holstein	349	1,419,000
11	Hannover	595	1,925,000
12	Emsland und Oldenburg	267	712,000
13	Westfalen	388	1,894,000
14	Rheinprovinz	551	3,954,000
15	Obersachsen	272	2,556,000
16	Mecklenburg	296	708,000
17	Franken	397	1,650,000
18	Baiern	876	2,550,000
19	Württemberg	375	1,884,000
20	Südhessen und Rheinpfalz	188	1,212,000
21	Baden	278	1,461,000
22	Elsaß-Lothringen	257	1,550,000

Es zeigt diese Tabelle eine höchst befriedigende Ebenmäßigkeit, und darum ist auch die natürliche Gliederung des deutschen Reichs eine so vorzügliche, wie sie kein anderes Land aufweisen kann. Nur zwei Provinzen haben unter 1 Million Einwohner und zwei über 3 Millionen, alle übrigen zwischen 1,200,000 und 2,900,000 Einwohner, aber jene Provinzen mit Bevölkerung unter einer Million sind dem Flächeninhalt nach so groß wie das Königreich Sachsen und grenzen ans Meer, an die Ost- oder Nordsee, wodurch ihre Bedeutung weit über die Bevölkerungsziffer steigt. In dieser inneren Harmonie, in der alle einzelnen Theile unter einander zum Ganzen stehen, liegt die größte Stärke des deutschen Reichs. Aber diese Gliederung ist auch die einzig natürliche und vernünftige, und es wird die Aufgabe der nächsten Jahrzehnte sein, sie immer mehr zur Geltung zu bringen und die officielle Staatentafel ihr immer mehr zu nähern.

W. Niemann.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Fortschritte seit der Option. Aus dem Oberelsaß. — Der Option werden wir es zu danken haben, wenn sich nun allmählich eine wirkliche Assimilirung zwischen den eingeborenen, nicht ausgewanderten Elsaß-Lothringern und uns Neulingen hier im Lande vollziehen wird. Jetzt ist Keiner mehr hier, der mit der Jungfrau von Orleans sagen dürfte: Ach es war nicht meine Wahl! Im Gegentheil muß laut oder leise Jeder bekennen: Ich bin freiwillig im Lande der Deutschen geblieben, also Deutscher geworden. Solches Bekenntniß legt, sollte man meinen, die moralische Verpflichtung auf, sich nun auch unweigerlich dem neuen Zustande zu fügen. Hätte man nur in Preußen nach der Theilung Polens gleichfalls optiren lassen! Gewährt nun die Option an sich eine nicht zu unterschätzende Garantie, so sind die Folgen, die sie in zahllosen, nicht voraussehenden Fällen gehabt hat, noch weit wichtiger. Die geringe Willfährigkeit zu helfen; der Mangel jeder — mit Zuversicht von den Optanten vorausgesetzter — enthusiastischen Aufnahme im französischen Vaterlande, hat wie kaltes Wasser auf die erhigten Gemüther gewirkt. Möglich, daß man jenseits der Vogesen selbst nicht an so zahlreiche Einwanderung geglaubt hat (und doch blieb sie wieder, nach Aussage vieler, bedeutend hinter den gehegten Erwartungen zurück!) Thatsächlich ist daß z. B. die „Société de protection d'Alsace-Lorraine“ dieser Einwanderung gegenüber an vielen Orten rath- und thatlos blieb, sie, die schon seit Jahresfrist Manifeste erlassen hatte und den unterdrückten Brüdern nicht allein offene Arme, sondern offene Börsen verhieß, wenn sie mit dazu beitrügen „à dépeupler notre pauvre Alsace-Lorraine.“ Wenn man drüben aber auch die Zahl der Optanten nicht beunruhigend groß fand, so mußte man allerdings über die völlige Mittellosigkeit eines bedeutenden Theiles derselben erschrecken. Und doch war es nur zu natürlich, daß alle

die, welche in der alten Heimath so gut wie nichts besaßen, sich zur Option drängten. Eine schönere Gelegenheit konnte es ja nie geben, um eine vermuthlich wesentliche Besserung ihrer Lage herbeizuführen, und gleichzeitig im Lichte wahrer Patrioten zu erscheinen, die man in Frankreich ohne Zweifel als politische Märtyrer in jeder Weise begünstigen werde. Welche Enttäuschung von beiden Seiten! Die Localblätter sind denn auch voller Einzelheiten über die Rückkehr zahlloser Emigranten, die nicht drastisch genug zu schildern vermögen, welcher Empfang ihnen bei ihren sogenannten französischen Brüdern zu Theil geworden. Sehr wahrscheinlich greifen diese Berichte erstatter zu den grellsten Farben. Daß aber gerade sie, unter denen früher ein Theil der ergrimmtesten Widersacher Deutschlands in Wort und That zu suchen war, nun durch Wort und That der geschmähten Nation unwillkürlich die größte Concession machen, muß doch germanisirender wirken als Alles was in diesem Sinne mit bestem Willen und möglichstem Geschick von anderer Seite unternommen werden könnte. Die Klage über Solche, die auf- und davon gingen, ohne zuvor ihren Gläubigern gerecht geworden zu sein, stehen auch nicht vereinzelt da, und begreiflicher Weise bedeuft der Metzger, der Bäcker oder der „Epicier“, dem seine bisherigen Kunden unbezahlte Rechnungen als werthvolles Andenken hinterließen, diese nicht gerade mit Ehrentiteln. Kurz — die Chancen für Deutschland im neuen Reichslande sind mit Abschluß der Option merklich gewachsen. Ich möchte den Zustand von uns hierher verschlagenen Deutschen mit dem eines Zahnpatienten vergleichen. Er hat viel leiden müssen; manche schlaflose Nacht gehabt und oft gemeint, es sei nicht länger zu ertragen. Nun aber nach vollbrachter Operation, ist eine lange vermißte behagliche Stimmung über ihn gekommen, und er giebt sich der ruhigen Ueberzeugung hin, daß die Wunde, die sie verursacht, sich bald und regelrecht schließen werde. —

Früher bereits bestand im Ober-Elsaß ein „Conseil hygiène“, der sich die Ueberwachung der öffentlichen Gesundheitspflege zur schönen Pflicht gemacht hatte. Da er seit dem Kriege seine Thätigkeit eingestellt, so begrüßen wir mit Freuden das Project der Organisation von sogenannten: „Gesundheitsrätthen“ wie sie jetzt von der kaiserlichen Regierung ausgehend ins Leben gerufen werden sollen. Der Niederrheinische Verein für öffentliche Gesundheitspflege kann diesen unseren Gesundheitsrätthen in vielen Dingen zum Vorbilde empfohlen werden. Erst wenn man den gegen die allgemeinsten sanitätlichen Regeln sündigenden Hausbesitzer gerade so zur Verantwortung zieht, wie man es mit dem Brandstifter thut, der, wenn er sein Eigenthum aus irgend einem Grunde den Flammen preis giebt, gleichzeitig Leben, Hab und Gut unzähliger Mitmenschen mindestens in Gefahr bringt, erst dann werden „Gesundheitsrätthe“ von wirklichem Gewinn für uns sein. Die Sterblichkeit im Oberelsaß ist erschreckend groß. Es ist keine Seltenheit hierselbst, daß die Zahl der Gestorbenen in einem Jahre die der Geborenen übersteigt. Und wo soll das hinaus? Die Statistik zählt bei annähernd normalen Verhältnissen auf 1000 Seelen 26 — 28 Sterbefälle pro Jahr, in größeren Städten mit ihren ungünstigeren Localzuständen etwa 30 pro Tausend. Aber in Colmar betrug die Zahl der Todesfälle des verfloßenen Jahres 44 auf Tausend, — ein wahrlich ernstes Ergebniß!

Am 1. December soll die Wahl von Generalrätthen stattfinden. Mit

diesem Schritte tritt das Elfaß-Lothringen endgültig aus dem Stadium der Dictatur in eine Art von Constitution ein, die hoffentlich nicht verfehlt wird manche jetzt noch stodeude Ader des öffentlichen Lebens wieder zum Pulsiren zu bringen. Durch direkte, geheime Abstimmung wird in jedem Canton je ein Abgeordneter für den Generalrath gewählt. Es werden also für Elfaß-Lothringen drei Generalräthe constituirte werden; einer für Lothringen, welcher in Metz; einer für das Niederelfaß, der in Straßburg, und einer für das Oberelfaß, der in Colmar tagen wird. Man ist auf die Zusammensetzung und das Vorgehen dieser Generalräthe nicht wenig gespannt. Nach dem Ausfall der letzten durch die Option einzelner Gemeinderäthe veranlaßten Nachwahlen in mehreren städtischen Gemeinden, läßt sich indeß ein recht erfreuliches Resultat erwarten. —

In Babern — Saverne — ist eine Gesellschaft von Freunden der Natur zu einem „Vogesen-Club“ zusammengetreten, der viele Anhänger finden dürfte. Er hat sich die Aufgabe gestellt, unsere Berge nach allen Richtungen zu durchforschen und allgemein zugänglich zu machen. Die Befürchtung, daß unsere theilweise hochromantischen Gebirgspartien dadurch zu „zahn“, oder gar zu sehr durch Fremdenverkehr „überschwemmt“ werden möchten, liegt ziemlich fern, und so läßt sich dem Vogesen-Club nur ein fröhliches „Frisch auf“ zurufen, mit dem Wunsche, daß er wachsen und gedeihen möge.

L i t e r a t u r .

Umdichtung und Neudichtung in Schwaben. — Friedrich Notters Uebersetzung von Dantes göttlicher Comödie liegt nun mit dem zweiten Band, Hölle und Paradies umfassend (Stuttgart, Paul Neff) vollendet vor. Ein Werk, in welchem sprachliche Meisterschaft, Scharfsinn und Wissen, und was bei der Uebertragung einer Dichtung nicht entbehrt werden kann, ausreifender Geschmaç sich die Hände reichen. Unter den vielen Uebersetzern, deren Wetteifer in den letzten Jahren sich an die gleichmühselige Arbeit gemacht hat, ist Notter bekanntlich der einzige, der das höchste Ziel sich vorgesetzt und seine Uebertragung in den Terzinen des Originals, für das deutsche Ohr richtigerweise mit abwechselnden männlichen und weiblichen Reimen ausgearbeitet hat. Bei der strengen Durchführung dieser Reimform ist es vollends schwierig gemacht Treue des Sinns mit ungezwungener Rede zu verbinden, und es versteht sich, daß es hier immer nur um annähernde Erreichung des Zieles sich handeln kann. Uebrigens sind ja auch diejenigen Uebersetzungen Dante's, welche auf die Reimstrenge verzichtend müheloser dem Sinn sich anschmiegen, darum noch keineswegs eine leichte Lectüre. Und es bleibt dabei, daß zuletzt doch nur eine solche Uebertragung, die an die Form des Originals sich bindet, im Stande ist, das dichterische Kunstwerk als solches nachempfinden zu lassen. Im Ganzen, scheint uns, steht das deutsche Gewand, von berufener Hand angefertigt, dem ernsthaften italienischen Gedicht gar nicht so übel. Dante ist dem germanischen Genius ungleich verwandter als seine späteren Landsleute Ariost und Tasso; ungefähr wie in den bildenden Künsten Dantes Zeitgenossen noch umbefangen in germanischen

Dänische Dichtung im Kampfe gegen Deutschland.

1. Bis zum Tage von Olmitz.

Ueber den furchtbaren Schlachtdonner auf den Feldern Böhmens und Frankreichs hat man fast das kleine Unwetter vergessen, welches vor nunmehr 8 Jahren über den Norden unsres deutschen Landes reinigend niederging. Und doch sind die Folgen jenes verhältnißmäßig leichten Sieges kaum minder wichtig als die seiner beiden größeren Nachfolger, denn die Geschichte hat gezeigt, daß der Weg von Düppel nach Sadowa und von Sadowa nach Sedan führte. Wenn es hiernach ungerechtfertigt erscheint, daß das Interesse Deutschlands an seinen beiden nördlichsten Provinzen, ihren ehemaligen Leiden, Kriegen, Niederlagen und ihrer schließlichen Befreiung erkaltet, so hoffe ich um so mehr, daß den im Folgenden mitgetheilten Proben aus der deutschfeindlichen historischen und politisch-lyrischen Dichtung unsrer ehemaligen Gegner, welche eigenthümlich helle Lichter auf ihren Charakter und ihre Absichten werfen, die Theilnahme deutscher Leser nicht fehlen wird. Die hierher gehörigen Gedichte, welche weitere Verbreitung unter dem dänischen Volke fanden, sind sehr zahlreich im Vergleich mit den spärlichen Erzeugnissen, welche die deutsche Muse den Schicksalen der Landsleute nördlich von der Elbe gewidmet hat. Ich habe mich bemüht, eine solche Auswahl und Anordnung zu treffen, welche eine deutliche Gesamtübersicht über das in Rede stehende Feld der Dichtkunst und eine möglichst lebendige Anschauung des dänischen Nationalcharakters sowie der wechselnden Stimmungen der Dänen gegen Deutschland gewährte. Den Anfang mögen einige Lieder machen, welche in der Zeit des ersten deutsch-dänischen Krieges (1848—1850) entstanden.

Der Vortritt vor allen gebührt billiger Weise dem viel bespöttelten „tappre Landsoldat“. Ursprünglich Kriegs- und Marschlied der dänischen Heere, erhob er sich bald neben dem älteren „Kong Christian“ zur Nationalhymne. Aus der Erfahrung ist bekannt, daß Lieder nur dann die Verbreitung von Nationalgesängen erlangen, wenn ihr Inhalt leicht und allgemein verständlich, dem Charakter des Volkes, in welchem sie entstehen, angemessen ist, wenn sie in eine vorherrschende Stimmung des Volkes einschlagen und wenn sie mit einer leicht faßbaren, sangbaren Melodie versehen sind. Diese Eigenschaften vorausgesetzt, kommt es häufig auf den poetischen Werth des

Viedes wenig an. So erschien den Amerikanern der Dankeduble trotz seines trivialen Textes und einer Melodie, welche zwar Steine erweichen kann, jedoch marschmäßig und leicht zu behalten ist, als ein geeignetes nationales Kriegslied, und ein noch viel schlimmeres Produkt, „Glory, glory, hallelujah!“ grassirte während des Bürgerkrieges jenseits des atlantischen Oceans. Nur nach solchen Erfahrungen wird es verständlich, daß ein mittelmäßiges Produkt, wie der tappre Landsoldat, vor vielen wirklich schönen Erzeugnissen der dänischen Muse einen so hervorragenden Platz gewinnen konnte. Das Lied ist im Jahre 1848 von Faber herausgegeben worden, einem Dichter, der, wie viele hervorragende Persönlichkeiten des kleinen Inselkönigreiches, von einer ursprünglich deutschen Familie abstammt, und der sonst einige recht gute lyrische Sachen, darunter z. B. das reizende Liedchen: „dengang jeg var en lille, lille En“ veröffentlicht hat. Die marschmäßige, kräftige und charaktervolle Melodie ist von Hornemann. Der „Landsoldat“, welcher darin redend eingeführt wird, ist der junge dänische Bauer,

„Mit Ernst in seinen Mienen und mit Frohsinn in dem Blick,
Bon Leib so kräftig mannhaft und so lindlich von Gemüth,“

wie ihn Bloug in einem zur Enthüllungsfest der dem „tappren“ errichteten Denksäule verfaßten Gedichte schildert. So treten denn auch Einfachheit, warme Anhänglichkeit an Vaterland, Eltern und Geliebte vortheilhaft in dem Liede hervor, während es andererseits dem blindesten Deutschenhass Ausdrud verleiht. Es scheint fast, als ob die gassenhauerartige dritte Strophe: „Naar Tydsten kommer her“ dem Gedichte besonders zur Popularität verholfen habe; ich habe wenigstens gefunden, daß viele Dänen den Text der ersten und dritten Strophe genau auswendig wissen und deshalb bei der Abfingung kräftigst mitwirken, während sie bei der zweiten nur mitmurmeln. In der vierten Strophe wird der Danebrog, die dänische Nationalflagge, bekanntlich ein weißes Kreuz in blutrothem Felde, gefeiert. Nach einer alten Sage fiel er im Jahre 1219, als die Dänen unter Waldemar dem Sieger in Esthland gelandet waren, vom Himmel herab, wodurch die bereits wankenden Schlachtreihen der Dänen zum Stehen und schließlich zum Siege gebracht wurden. Hier folgt das Lied in möglichst wörtlicher Uebersetzung:

Als ich marschiren sollt',
Als ich marschiren sollt',
Hat's Mädel mit gewollt,
Ja, hat's Mädel mit gewollt.
Mein Kind, da wird nichts draus,
Zum Kriege geht's hinaus,
Und, wenn ich nicht gefallen, lehr' ich sicher noch nach Haus.
Ja, drohten nicht Gefahren, bei dir verbliebe ich.
Doch alle Dänemädchen, die rechnen nun auf mich.

Und darum will ich streiten als ein tapf'rer Landsoldat:
Hurrah, hurrah, hurrah!

Der Vater hat gefragt,
Der Vater hat gefragt,
Die Mutter hat gesagt,
Ja, die Mutter hat gesagt:
Wenn die, so für uns stehn,
Zu Felde alle gehn,
Wer soll das Feld dann pflügen und wer soll das Gras abmähen?
Ja darum eben müssen zum Krieg wir all herbei,
Weil sonst die Deutschen kommen und helfen uns dabei.
Und darum will ich streiten als tapf'rer Landsoldat,
Hurrah, hurrah, hurrah!

Denn, kommt der Deutsche an,
Denn, kommt der Deutsche an,
Beslagt sich jedermann,
Ja, beslagt sich jedermann.
Zu Peter und zu Paul
Sagt er gleich: „Du bist faul“,
Und, schilt man ihn auf dänisch aus, so sagt er grob „Hol's Waul“.
Für den, der alle Sprachen spricht, ist das nun einerlei,
Doch nicht für den, der Eine nur kann, bei meiner Treu.
Und darum will ich streiten als tapf'rer Landsoldat,
Hurrah, hurrah, hurrah!

Es fiel der Danebrog,
Es fiel der Danebrog
Herab vom Himmel hoch,
Ja, herab vom Himmel hoch.
Er weht von unserm Strand
Und in Soldatenhand,
Mit eig'nem Namen wird, wie er, kein and're Fahne benannt.
Die hat gehöhnt, getreten der Deutsche voller Wuth,
Nein, dazu ist die Fahne zu alt und auch zu gut.
Und darum will ich streiten als tapf'rer Landsoldat,
Hurrah, hurrah, hurrah!

Wir trogen unserm Feind,
Wir trogen unserm Feind,
Dem Könige vereint,
Ja, dem Könige vereint.
Sein blühend Schwert er trägt,
Er schwagt nicht, sondern schlägt,
Kein König hat seit lange mehr so dän'schen Sinn gebeugt.
Es scheint, als ob sie denken, er wäre nicht mehr frei,
Und woll'n ihn selber bringen in die deutsche Sklaverei.
Und darum will ich streiten als tapf'rer Landsoldat,
Hurrah, hurrah, hurrah!

Für's Land und uns're Maid,
 Für's Land und uns're Maid
 Ziehn alle wir zum Streit,
 Ja, ziehn alle wir zum Streit.
 Und wehe, wer bethört
 Nicht seine Sprache ehrt
 Und für den alten Danebrog bis in den Tod sich wehrt.
 Doch, komm' zum alten Vater, zur Mutter heim ich nicht,
 So tröstet König Frederik sie bald, indem er spricht:
 Sein Wort hat er gehalten, der tapf're Landsoldat,
 Hurrah, hurrah, hurrah!

Nächst dem tappre Landsoldat fand das Lied von der Danevirke, vom unbekanntem Verfasser bereits vor 150 Jahren veröffentlicht, die weiteste Verbreitung. Dänemark wird darin mit einem Ackerfelde verglichen, das ringsum vom Meere wie von einem schützenden Zaune umgeben ist. Nur Jütland hat ein Eingangsthor, das, beschädigt und zerbrochen, den deutschen Räubern stets Einlaß gewährt, und hier erbaute die Königin Thyra Danebod (Dänen-Lust oder -Trost) ein festes Gitter, die Danevirke. Die letzte tendenziös gehaltene Strophe ist dem Gedichte von einer späteren Hand hinzugefügt.

Danevirke. (Alte Weise, Melodie von Rasmussen.)

Dänemark, du Feld der Schöne,
 Von der Fluth umhegt,
 Welche deine starken Ebnen
 In den Seekrieg trägt, —
 Mag man gegen Deutsche, Wenden,
 Slaven sie zum Kampfe senden, —
 Eins ist deines Gartens Mangel:
 Das Thor ist aus der Angel!

Gottes gnäd'ge Vorsicht schüthet
 Länder überall,
 Und, was Dänemark besitzet,
 Schirmt der Wogen Wall.
 Will ein Nachbar Dän'mark schlagen,
 Darf er's nimmer blindlings wagen,
 Wäre nur das Thor zurechte,
 Daß es halten möchte.

Meilsarsund ist Fünens Gitter,
 Fest steht Rødens Klint,¹⁾
 Und nach Gedssø wird kein Ritter
 Reiten zu geschwind.
 Guldborgsund uns Laaland schließet,
 Deresund um Seeland stießet,
 Jedes Land hat seine Mauern,
 Jütland nur muß trauern.

Holsten, Lüneburger Schaaren,
 Gleich der wilden Fluth,
 Bringen Jütland viel Gefahren,
 Dürsten wild nach Blut.
 Solche Frevel müssen enden,
 Schmach wär's, sollten sie entenden
 Unsres Landes kleinste Theile:
 Bogen her und Pfeile!

Abn'gin Thyra sprach die Worte,²⁾
 Thyra Danebod:
 „Die ihr wacht an Dän'marks Pforte,
 Seid getrost und froh.
 Laßt uns diese Pforte schließen;
 Länger soll uns nicht verdrießen
 Dann des Fremdlings Räubermeute,
 Läßet ihn nach Beute.“

Vom Morast der Westseeküsten³⁾
 Nach Rissund' zur Schlei
 Wollen einen Damm wir rüsten,
 Eng der Durchgang sei.⁴⁾
 Eh' um Einlaß er gebeten,
 Soll kein Mensch hinein dort treten;
 Schwerlich soll er heimwärts fahren
 Mit geraubten Waaren!“

Wie ein Kornfeld in Gehegen
Ist jetzt anzuschau'n
Dänemark; ihm spende Segen
Gott in Noth und Graun.
Abg' ihm Männersaat entspringen,
Fähig, mit dem Feind zu ringen,
Noch von Danebod zu sagen
Bis zu späten Tagen.

1) Diese Behauptung erweist sich nicht in ihrem ganzen Umfange als wahr, denn die gewaltigen Kreidefelsen, welche das Vorgebirge Mben's Klint (Jungfernsklippe) auf der Insel Mben bilden, werden fortwährend von der See unterwaschen, und es sind wiederholt ganze Bergmassen ins Meer gestürzt. — 2) Thyra Danebod soll nach Saxo Grammaticus die Danewirke um 980 errichtet haben. Jedoch ist hierunter wohl nur ein späterer Ausbau zu verstehen, denn es ist beglaubigt, daß bereits König Gottfried von Dänemark im Jahre 808 den Wall als Schutzwehr gegen die Franken erbaute. — 3) Der Wall erstreckt sich von der sumpfigen Niederung bei Hollingsstedt an der Treene, einem Nebenfluß der Eider, in einer Länge von reichlich zwei Meilen, bis in den Süden der Stadt Schleswig. Es ist eine poetische Hyperbel, daß unser Gedicht ihn bis Miffunde, noch $1\frac{1}{4}$ Meile weiter östlich als Schleswig, reichen läßt. Charakteristisch ist im dänischen Texte die Danisirung des deutschen Namens Miffunde (Mittfund) in Mosund (Jungfernsund). Durch derartige Danisirungen deutscher geographischer Namen bemühten sich die Dänen vielfach, die Zugehörigkeit des Herzogthums Schleswig zu Dänemark wissenschaftlich zu begründen. — 4) Der enge Durchlaß ist historisch. König Gottfried ließ in dem Walle ein einziges Thor, Wiglesdor (Weglastthor) oder Heggedor (Hedenthor) anbringen, durch welches einzig der Verkehr mit den Nachbarvölkern stattfinden sollte.

Im Folgenden werden zwei Männer besonders häufig als Verfasser politischer Gedichte genannt werden, Grundtvig und Bloug, und ich will deshalb einige kurze Mittheilungen über ihr Leben vorausschicken.

Der Bischof Nikolaus Frederik Severin Grundtvig, geb. 1783, ist ein bedeutender Theolog, scharfsinniger Philolog auf germanistischem, namentlich nordischem Gebiet, und einer der namhaftesten Historiker, nicht nur Dänemarks und der Gegenwart, sondern aller Länder und aller Zeiten. Als Dichter zeichnet er sich ebenso sehr durch Reichthum des Gedankens und Tiefe des Gefühls, wie durch eine kräftige, glänzende und doch schmelzende Sprache aus. Der dänische Dichter E. J. Brandt sagt von ihm:

Ein Frühling erwachte im Dänenland,
Es sauste der Wind im Laube,
Der Vögel Thöre von Strand zu Strand
Erdönten trotz Lärmen und Staube,
Als die Saiten erbrausten in Grundtvig's Hand. —
So löste sich jedes Zungenband,
Wenn leise und schmelzend sie bebten.

Seine Dichtungen behandeln hauptsächlich Stoffe aus der dänischen Geschichte und Sage, und in allen spricht sich eine glühende Begeisterung für die Ehre und den Glanz seines nordischen Vaterlandes aus. Dieser Patriotismus

Zwitterding von Ballade und politischem Chanson à la Beranger hervorzu-
bringen. Das Ding hat einen am Ende jeder Strophe wiederkehrenden
Refrain „Tydsferne reves om Danmark“, die Deutschen reißen sich um
Dänemark. Daneben wird mit einer Absichtlichkeit, die auch den harmlosesten
verstimmen kann, jede Gelegenheit hervorgesucht, die Deutschen als schaden-
froh, raubgierig, gewaltthätig, vor keinem Verbrechen zurückschreckend darzu-
stellen und so den Haß und die Leidenschaft gegen die Fremdlinge zu er-
höhen.

Von Dänemarks Leiden erklang ein Lied

So schauerlich;

Es war kein König im Dänengebiet,

Kein, Bürgerkrieg.

Dänen geächtet im Walde und Felde,
Herrscher, die Gott uns im Borne bestellte,
Als Deutsche um Dänemark stritten.

Das machte ein König von falschem Muth,

Wie Schamm am Strand,

Das machten zwei Grafen aus Jettenbrut

Im Holstenland;

Viele in Schulden und mehr noch in Nöthen,
Trug auf den Straßen, der Feind in den Städten,
Als Deutsche um Dänemark stritten.

Graf Geert war ein Kämpfe, so hart wie Stahl,

Wie Eisen fest,

Und Krieger umschwärmten ihn sonder Zahl

Aus Ost und West.

Alles für kleinen Gewinn er stets wagte,
Kesseln gleich Freunde wie Feinde er plagte,
Und Deutsche um Dänemark stritten.

Graf Hans war ein Krämer, hielt Hof in Kiel

Mit Falk' und Hund,

Man hieß ihn den Wilden, denn Lächeln umspielt'

Ihm stets den Mund;

Füchse im Walde und Wölfe im Felde,
Herrscher, die Gott uns im Borne bestellte.
Da Deutsche um Dänemark stritten.

Niels Ebbesen war ein Ritter stark

Aus Nörrebrois,

Und nimmer verstummt in der Haidemarl

Des Helden Preis.

Todt schlug der Brave den Grafen, den tollen,
Frei hat er leben und sterben wollen,
Da Deutsche um Dänemark stritten.

Nach Nord hinaus rüdte mit großer Pracht
 Der tolle Geert,
 Und wüthete, wie er es stets gemacht,
 Mit Brand und Schwert.
 Alle die Jüten, die sollten im ganzen
 Lande nach Holsteiner Pfeifen nun tanzen,
 Weil Deutsche um Dänemark stritten.

„Niels Ebbesen, kurz ist die Frist,“ sprach Geert
 Auf Jüt'sch voll Hohn,
 „Eh' man dich am Galgen deutsch gelehrt,
 Pack' dich davon.
 Unglück ereilet euch Jüten noch alle,
 Habt ihr auch noch so viel Pferde im Stalle,
 Denn nun herrscht der Deutsche in Dän'mark!“

Niels Ebbesen hastig dagegen sprach.
 „Häng Dieb und Schelm,
 Doch häng' keinen Ritter, eh's Schwert ihm brach
 Mit Schild und Helm.
 Hüte dich vor des Gedächeten Streichen,
 Nie werd' von Kindern und Gattin ich weichen,
 Wenn Deutsche um Dänemark streiten!“

Mit wüthenden Deutschen in Tausendzahl,
 In trotz'gem Sinn,
 Begab sich der tolle Graf mit Geprahl
 Nach Randers hin.
 Kinder erblaßten und Frauen erbebten,
 Fürchteten, daß sie das schlimmste erlebten,
 Da Deutsche um Dänemark stritten.

Niels Ebbesen schnell in den Panzer fährt. —
 Im Lenz zur Nacht,
 Da hat er den Grafen mit scharfem Schwert
 Zur Ruh' gebracht.
 Frei hat er leben und sterben wollen,
 Todt schlug er deshalb den Grafen, den tollern,
 Da Deutsche um Dänemark stritten.

Der Holste bei Standerborg Rache nahm,
 Da fiel der Held,
 Und Lieder erkönten von Jütlands Gram
 An Sund und Belt.
 Immer noch lebt sein Gedächtniß auf's Neue,
 Führer der Jüten war er, der treue,
 Als Deutsche um Dänemark stritten.

Ein halbes Jahrtausend vorüberzog
 In Lust und Noth,
 In Dänemark weht noch der Danebrog
 Im Abend roth.
 Böglein im Haine all, singt eure Weisen,
 Zeit ist's, Niels Ebbesen jezo zu preisen,
 Laß Deutsche um Dänemark weinen!

Das historische Faktum ergibt sich aus der Erzählung des Gedichtes ziemlich klar; zur Erklärung der Einzelheiten diene folgendes: Nach dem Tode des schlechten und falschen Christoph II. (1332) war Dänemark acht Jahre lang ohne einen König. Das Reich war unter ein Duzend theils fremder, theils inländischer Herren getheilt, welche die Einwohner plagten und aussogen, Recht und Gesetz mit Füßen traten, Sprache und Sitten und alles, was national war, verhöhten. Unter ihnen waren die bedeutendsten Graf Gerhard der Große von Holstein, von den Dänen der Tolle (den kullede Greve) genannt, welchen Christoph mit Schleswig erblich belehnt hatte, und Graf Johann der Milde von Holstein. Letzteren nennt der Dichter einen Krämer, weil er höchst vortheilhafte Geschäfte dadurch gemacht hatte, daß er sich von König Christoph die uralten dänischen Provinzen Schonen, Halland und Blekingen für 34,000 Mark verpfänden ließ. Die Jetten (altnord. jötun), aus deren Geschlechte die beiden Grafen abstammen, sind die Riesen, das böse Princip, die feindlichen Naturkräfte in der altnordischen Mythologie. Der Vergleich des holsteinischen Grafen Gerhard mit einer Nessel ist deshalb gewählt, weil das holsteinische Wappen ein weißes Nesselblatt in rothem Felde enthält. Dieser schmeichelhafte Vergleich, wobei man natürlich zur Verstärkung des Gegensatzes den dänischen Wappenlöwen gebührend beweihräucherte, wurde in jener Zeit bis zum Ueberdruße ausgenutzt. Zum Metrum des Gedichtes sei schließlich bemerkt, daß der in unsrer Strophe zweimal angewandte jambische Monometer (dipodisch gemessen), der in seiner klangvollen, energischen Kürze, zwischen längere Verse eingeschoben, einen eigenthümlich angenehmen cadenzartigen Tonfall hervorbringt, auch sonst in der dänischen Dichtung vielfach und mit vorzüglicher Wirkung angewandt wird, so namentlich in der Nationalhymne „Kong Christian“, von der die erste und letzte Strophe hier Platz finden mögen:

Kong Christian stand am Maste schlant
 In Rauch und Dampf,
 Mit schwerer Hand sein Schwert er schwang,
 Daß Hirn und Helm der Gothen sprang
 Und Feindes Mast und Spiegel sank
 In Rauch und Dampf.
 Fliehet! schrien sie, wer da fliehen kann!
 Wer steht vor Dän'mark's Christian
 Im Kampf?

Du Dän'mark's Weg zu Ruhm und Macht,
Tiefblaues Meer!

Nimm auf den Freund, der unverzagt
Sich der Gefahr stellt mit Beracht,
Kühn ringt wie du mit Sturmes Macht,
Tiefblaues Meer!

Führ' rasch durch Sieg und Kampfesnoth
Durch Sang und Spiel mich in den Tod,
O Meer!

König Christian IV. schlug die Schweden 1644 in der blutigen Seeschlacht auf der Kolberger Haide bei Fehmarn.

Nachdem die kleine schleswig-holsteinische Armee und die deutschen Freischaaren am 9. April 1848 der dänischen Uebermacht bei Bau erlegen waren, eilten preussische und andere deutsche Bundestruppen unter Wrangel den Herzogthümern zu Hülfe. Die Dänen hatten an den Ueberresten der Danewirke bei Schleswig Stellung genommen. Diese Position wurde von den schleswig-holsteinischen Jägern umgangen und darauf die Dänen durch einen ungestümen Frontangriff der Preußen zu eiligem Rückzuge auf die Inseln gezwungen, wohin sie wegen des Mangels einer deutschen Flotte nicht verfolgt werden konnten. Die Schlacht bei Schleswig hatte am Ostersonntage, den 23. April 1848 stattgefunden. Unter den Trostliedern nach dieser Niederlage treten namentlich zwei, eins von Grundtwig und ein anderes von Ploug, hervor. Ersteres ist eine Allegorie, in welcher die Dänen einmal als Löwen, die wie Opferlämmer gestorben sind, dann aber auch als lauter Königs söhne, die ihr Goldblut für die königliche Mutter Dänemark verspricht haben, und sie nun vom Himmel her als Engel anlächeln, dargestellt werden, während der Dichter die Deutschen in sinniger Anspielung auf das preussische Wappen mit einem schwarzen Adler vergleicht. Die Anfangsstrophe lautet:

Kommt, der Mutter Söhne Schaar,
Theilt der Mutter Schmerzen!
Tief zerfleischt' der schwarze Ad
Unsrer Brüd' Herzen.
Hierig schlürfte er ihr Blut,
Erbt doch nie den Löwenmuth:
Der ist Dänenerbe! . . .

Besseren Trost weiß Ploug, welcher zu zeigen versucht, das zwar das Schlachtfeld verloren ging, die dänische Ehre aber dadurch nur gewann:

Die Schlacht bei Schleswig.¹

Osterglocken tönen mild von dem Dänenstrand,
Doch sie künden harte Schlacht weithin durch das Land.
Schließt den Kreis und stehet fest, all' ihr Dänen treu,
Gott, er waltet, wann uns lächelt Sieg auf's Neu'.

Leis in dunkler Nacht heran schlich das deutsche Heer,
Hatten Zeit die Dänen kaum, anzuziehn die Wehr.
Schließt den Kreis ꝛ.

Albtheit war der Dänen Schild, Landwehr off'ne Brust,
Seinen Wall aus Leichen baun hat der Feind gemußt.
Schließt den Kreis ꝛ

Kugelpfeifen, Schwerterfang zum Karthauenschlag,
Dänisch muß' der Deutsche wohl lernen jenen Tag.
Schließt den Kreis ꝛ.

Ueber Thyras alten Wall rann ein blut'ger Fluß,
Deutschland muß' um theuren Preis kaufen jeden Fuß.
Schließt den Kreis ꝛ.

Endlich wich der Uebermacht zwar das kleine Heer,
Unverloren aber ist doch die dän'sche Ehr'.
Schließt den Kreis ꝛ.

Kleiner ward die kleine Zahl, manche Wang' erblich,
Doch für Dän'marks Ehre stehn noch genug im Krieg.
Schließt den Kreis und stehet fest, all' ihr Dänen treu,
Gott, er waltet, wann uns lächelt Sieg auf's Neu!

Dieser Text ist einer alten schwermüthigen Melodie von den Färörinseln untergelegt.

Als Wrangel nach der Schlacht bei Schleswig die Grenze Jütlands überschritt, nahmen die Cabinette von Rußland, England und Schweden eine drohende Haltung gegen Preußen an. Dies und der Umstand, daß der preußische Seehandel durch die Ueberlegenheit der Dänen auf dem Meere beträchtlichen Schaden erlitt, bewirkte den Abschluß des wenig ehrenhaften Waffenstillstandes von Malmö (26. Aug. 1848), in welchem Schleswig bereits im Princip den Dänen aufgeopfert wurde. Die Dänen sowohl als die Schleswig-Holsteiner benutzten die Zeit der Waffenruhe zu neuen starken Rüstungen, Preußen versuchte auf diplomatischem Wege den Frieden herbeizuführen. Als sich aber die Verhandlungen zerschlugen, Dänemark den Waffenstillstand am 1. April 1849 kündigte und gleichzeitig eine Armee nach Schleswig, ein Geschwader in die Eckernförder Bucht sandte, rückte ein deutsches Reichsheer unter General von Wittich abermals gegen die Dänen vor. Holsteinische Strandbatterien schlugen am 5. April 1849 das dänische Geschwader bei Eckernförde. Die schleswig-holsteinische Armee unter Bonin besiegte hierauf die dänische Uebermacht bei Kolding (23. April) und Gudsjö (7. Mai), verfolgte sie bis unter die Mauern von Fredericia und schloß diese Festung ein. Da Preußen indessen, durch das Ausland eingeschüchtert, den Krieg in Jütland mit geringer Energie betrieb, so wagte es der dort befehligende dänische

General Rye, sich mit einem bedeutenden Theile seiner Armee nach Fühnen einzuschiffen und sich von dort, ohne daß Bonin und die schleswig-holsteinischen Belagerer davon Kenntniß erhielten, in Fredericia hineinzuworfen. In der Nacht vom 3. auf den 4. Juli machten die so verstärkten Dänen unvermuthet und in furchtbarer Uebermacht einen Ausfall auf die Belagerer, schlugen sie blutig aufs Haupt und nahmen sämtliches Belagerungsgeschütz. General Rye bezahlte den Sieg mit seinem Leben. Wenige Tage nach diesem Schlage, am 10. Juli, schloß Preußen abermals einen Waffenstillstand mit Dänemark, durch welchen Schleswig von Holstein getrennt und unter die Verwaltung eines preußischen, dänischen und englischen Regierungscommissars gestellt wurde. Die schleswig-holsteinische Armee ward genöthigt, sich hinter die Eider zurückzuziehen, und das furchtbare Rahe- und Danisirungswerk der Dänen in Schleswig begann.

Während der Siege der Schleswig-Holsteiner ist die dänische Muse aus leicht verständlichen Gründen sehr wortkarg. Nur Grundtvig übernimmt nach dem Kampfe bei Eternförde abermals die Rolle des Trösters. Im Jahre 1808 wurde das letzte dänische Kriegsschiff, Prinds Christian, welches bei der Wegführung der dänischen Flotte durch die Engländer im Jahre 1807 auswärts gewesen war, von einem britischen Geschwader bei der Odde, im Kongedyb, nach ruhmvoller Gegenwehr zerstört. Bei dieser Gelegenheit hatte Grundtvig das durch rührende Treuherzigkeit und Einfalt ergreifende Lied „Kommer hid, I Piger smaa“ (kommt her, ihr kleinen Mägdelein) zum Preise des bei der Odde gefallenen jungen Helden Villemoes gedichtet, und dasselbe war, mit einer schönen Melodie von Weyse versehen, Volkslied geworden. Schon in dem oben erwähnten Trostlied wegen der Schlacht bei Schleswig hatte sich Grundtvig abermals derselben Weise bedient. Jetzt, wo noch nähere Beziehungen vorlagen, indem bei der Odde ein Linien Schiff „Prinds Christian“, bei Eternförde aber das Linien Schiff Christian VIII. zu Grunde ging, hatte der Dichter um so mehr Veranlassung, seine „Stærtorsdagsqvide“ (Gründonnerstagsklage) der alt-eingebürgerten Weise unterzulegen. Ich enthalte mich jedes Urtheils über dieses Lied, und bemerke, daß ich mich in der folgenden Uebersetzung bestrebt habe, das Original so wörtlich wie möglich wiederzugeben.

Am Gründonnerstag wie Blut
 Schien die Frührothstunde,
 Nicht in rosenrother Blut,
 Wie am Deresunde;
 Gefion, die Königin
 Nahmen deutsche Räuber hin,
 Uns zu schwerem Leide.

Deutschland prahlt und Dän'mark weint,
 Seine Zähren fließen,
 Keine Sübne ihm erscheint,
 Muß das Auge schließen;
 Hält's nicht aus, zu schau'n hinab
 Seinem Danebrog in's Grab,
 In das Grab Evanhvides.¹⁾

Mutter¹⁾, Unheilssbotschaft spricht
Schmerzlich dir zu Ohren,
Aber, horch nur, noch ist nicht
Aller Trost verloren.
Sieht man recht das Ganze an,
Eher stieg als fiel alsdann
Dan'brog auf den Bogen.

Frevler konnten Danebrog
Heute zwar bemeistern,
Doch zugleich zum Himmel flog
Er mit Heldengeistern.
Mutter, Mutter, höre doch:
Deine Söhn' mit Danebrog
Tanzten²⁾ auf zum Himmel.

Deine Söhn' an Kriegsschiffs Bord, —
Unvergessen bleiben
Sollen sie, so lang im Nord
Dänen Seefahrt treiben.
Mit gekreuzten Armen sehn
Sie herab von Himmelsböhn,
Danebrog abbildend.

Und, so lang' der Ebbne Schaar
Sich wie sie zu schlagen,
Flügellos, trotz einem Har
Aufzusteigen wagen,
Fällt uns unser Danebrog
Stets auf's Neu' vom Himmel hoch
Als ein Siegesbanner.

Laß nur auf dasselbe Blatt
Münzenzeichen prägen:
„Kongedyb und Egernvad“;⁴⁾
Trotz' des Schicksals Schlägen.
Endlich siegt der Danebrog
Auf dem Inselmeere doch,
Wenn noch Sterne funkeln.

Tragt den Spott nur „Christian“,
Mög' er herb auch klingen;
Wird doch solch' ein Orlogsmann
Ihnen nie entspringen:
Krieger, Marstrand, Hohlenberg
Rufen zu dem deutschen Zwerg:
„Folg' uns, wenn du's wagem!“

Hochmuth immer kommt zu Fall,
Demuth stets zu Ehren,
Uebermuth und Ueberzahl
Kann der Schmach nicht wehren.
Siegen wird der Dänen Sach',
Deutschland an dem jüngsten Tag
Schande dafür leiden!

1) Das Meer. 2) Dänemark. 3) sie! im dänischen Text steht „Dandsed“.
4) Eternsörde.

Aus der Zeit der schleppenden Kriegsführung im Mai und Juni 1849 stammen einige Kriegs- und Lägerlieder allgemeineren Inhaltes, von denen ich nachstehend eins mittheile, das durch tief-lyrische Stimmung anspricht und Bloug zum Verfasser hat. Zu tabeln ist die selbstjüchtige Wendung am Schlusse, wo der Dichter seine Genugthuung darüber ausspricht, daß er im Falle seines Todes von der Geliebten beweint werden wird, wobei er aber in seltsamer Rücksichtslosigkeit übersieht, daß dies dem armen Mädchen recht bedeutende Schmerzen verursachen muß. Nach dem Geschmack des Referenten wäre ein Trostwort mehr am Orte gewesen, etwa darauf gegründet, daß der Geliebte im heiligen Kampfe für das Vaterland ruhmvoll gestorben und deshalb von einem starkherzigen Dänenmädchen nicht zu beklagen sei.

Der Borposten. (Soldaten paa Forpost.)

Dämmernd ziehen die Schatten
 Ueber das Feld zur Nacht;
 Seht ihr den stillen Soldaten
 Dort auf einsamer Wacht?
 Während die Blicke eilen
 Ruhelos um und um,
 Still die Gedanken weilen
 In seinem Heiligthum.

Denn in dem tiefften Innern
 Birgt er ein Frauenbild,
 Thronend in treuem Erinnern
 Lieblich, wie Freja mild.
 Doch, wenn er lähn durchschreitet
 Tödlichen Schlachtentanz
 Scheint um das Bild gebreitet
 Valkyren-Strahlenglanz.

Kühlender Wind vom Strande,
 Bringst du mir Botschaft traunt?
 Triffst du im Inselfaude
 Meine liebe Braut?
 Kühltest die Wangen rosig,
 Löbtest der Loden Bier,
 Küßttest die Lippen losig?
 Ach, theile doch mit mir!

Sind aus zitterndem Herzen, —
 Als du im Laub gebebt, —
 Geister sehnender Schmerzen,
 Seufzer, emporgeschwebt?
 Wird sie Thränen vergießen,
 Wenn ich den Tod hier fand?
 O, dann mag freudig fließen
 Mein Blut für's Vaterland!

Mächtig und triumphirend stößt die dänische Muse nach der Sieges-
 schlacht von Fredericia ins Horn. Zuerst erscheint Grundtvig mit einem,
 seiner Gewohnheit gemäß mythologisch aufgeputzten Liede, des Inhalts,
 daß nun Holger Danske, der dänische Barbarossa, vom Schlaf erwacht, und daß
 General Rye, von ihm mit nach Walhalla genommen sei, wo er nicht ärm-
 lich und unbegleitet, sondern wie ein echter altnordischer Held mit einem zahl-
 reichen Gefolge gefallener Krieger anlange. Auch Bloug, Jngemann u. A.
 bleiben nicht zurück. Ein einfaches, ansprechendes Lied sang Hammerich, der
 Feldprobst der dänischen Armee.

„Es wird heut' nicht gewichen!“ (I dag maa Jngen vige!)

Das war ein Sommermorgen,
 Noch ruht' im Schlaf die Welt,
 Da zogen Dänenschaaren aus
 Zum blut'gen Erntefeld.

„Es wird heut' nicht gewichen!“

Eh' Bogelfang erwachte,
 Ertönte das Hurrah,
 Und Pulverdampf lag dicht und grau
 Wie Morgennebel da.

Vor Feindes Schanzen hemmte
 Ein offnes Grab den Lauf;
 Die Dänen sprangen in das Grab,
 Doch standen wieder auf.

Die Deutschen standen sicher
 In ihrer Wälle Schutz,
 Der Däne bot mit off'ner Brust
 Dem Kugelregen Trutz.

Dank sei ihm, der dem Heere
 Im Kampfe zog voran,
 Dank jedem, der ihm nachgefolgt
 Auf blut'ger Siegesbahn.

Dank sei den treuen Todten,
 Dir, Rye, dem tapfern, Dank:
 Dein leztes Wort am Ehrentag
 Leb't fort im Staldensang:

„Es wird heut nicht gewichen!“

Trotz der empörenden Unterdrückung des deutschen Elementes in Schles-
 wig während der Waffenruhe schloß Preußen am 2. Juni 1850, zugleich im
 Namen des mittlerweile wiedererstandenen deutschen Bundes, Frieden mit

Dänemark, nach welchem es König Friedrich VII. überlassen bleiben sollte, alle zur Bewältigung des Widerstandes in Schleswig-Holstein dienlichen Mittel zu gebrauchen. Die Herzogthümer beschlossen hierauf, den Krieg mit eigenen Kräften und freiwilliger Unterstützung der Deutschen fortzusetzen. Sie standen jetzt, nachdem Bonin in die preussische Armee zurückgetreten war, unter dem Oberbefehle des gelehrten, aber in der praktischen Kriegsführung unerfahrenen Willisen. In der zweitägigen Schlacht bei Idstedt wiesen sie anfangs alle Angriffe der dänischen Uebermacht so erfolgreich zurück, daß der Feind bereits zum Rückzuge commandirte. Da ließ aber auch Willisen plötzlich die Spitze seines Heeres sich rückwärts wenden, und die ganze Armee mußte dieser Bewegung folgen. Die holsteinische Armee nahm ihre Aufstellung hinter der Eider. Die Dänen wußten selbst nicht, wie sie zu diesem Ergebniß gekommen waren, und blieben, eine Kriegslist fürchtend, mehrere Tage in Schleswig stehen, bevor sie gegen die Eider vorrückten. Noch einmal rückten die Schleswig-Holsteiner siegreich bis Missunde vor, stürmten die dortige Brücke (12. Sept.), wurden aber wiederum durch einen unerklärlichen Rückzugsbefehl mitten im Siegeslaufe gehemmt. Willisen ließ darauf die Besetzung von Friedrichstadt an der Eider durch die Dänen geschehen, und erst nachdem sich der Feind dort genügend verschanzt hatte, opferte er noch 700 Mann in einem nutzlosen Sturm. Nun erhielt er zwar einen Nachfolger, den General v. d. Horst; allein jetzt war es zu spät zur Rettung, obgleich noch 38,000 Schleswig-Holsteiner kampflustig unter den Waffen standen, denn es erfolgten die bekannten Olmüyer Beschlüsse, welche Schleswig-Holstein unter Androhung der Bundesexecution zur Niederlegung der Waffen zwangen und dies deutsche Land bis auf bessere Zeiten seinen Feinden überlieferten.

Chr. Rauch.

Die letzten deutschen Einwanderungen im Siebenbürger Sachsenland.

I.

Die Einwanderung aus Salzburg und Oesterreich 1734—62.

„Ueberall wo Deutsche sind“ — das ist jetzt eine Aede geworden, die soviel heißt wie: in der ganzen Welt. Wer sie gebraucht, der denkt vielleicht an die vielen Tausende, die über dem Meer sich ein neues Heim gegründet,

aber er weiß wenig von den Landsleuten, die im fernen Osten Ungarns „jenseits des Waldes“ dasselbe gethan. Und doch sind in der letzten Vergangenheit auch dorthin deutsche Männer gegangen, gleichsam neue Posten, die ausgesendet werden, die alten zu unterstützen, zugleich Boten und Träger deutschen Geistes, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu festen.

Am 20. August 1834 feierten die Bewohner von Neppendorf, einem stattlichen Ort im freundlichen Zibiesthal im Siebenbürger Sachsenland ein erhebendes Fest. Ein Jahrhundert erfüllte sich an dem Tage, seit durch Einwanderung wackerer evangelischer Glaubensgenossen aus dem Salzburgerischen der Grund gelegt wurde zum neuen Emporstreben und der jetzigen Blüthe der Gemeinde. Wohl waren die Väter schon heimgegangen, die einst den weiten Weg gemacht, um hier eine Stätte der Gewissensfreiheit zu finden, die unduldsamer Zwang katholischer Genossen ihnen im alten Vaterland verweigert; aber die Kinder und Enkel wußten zu erzählen von der früheren Heimath, von der der Großvater und die Großmutter ihnen oft und oft gesagt, in deren Sprache die Mutter ihnen das Wiegenlied gesungen und die sie selber noch redeten. Denn die Erinnerung an die Heimath erbt von Geschlecht zu Geschlecht, es ist ein Zug gerade des deutschen Gemüths, daß es sie wie ein Heiligthum bewahrt, aus dem immer neuer Segen sprießt.

Diese deutsche Einwanderung nach Siebenbürgen, deren hundertjähriger Gedenktag gefeiert wurde, steht aber nicht vereinzelt, sie ist eine bedeutende Erscheinung jener Zeit gewesen, so daß es die Mühe lohnt, sie gegenwärtig zu betrachten, um so mehr, da man in Deutschland dieselbe fast zu vergessen scheint.

Es ist bekannt, wie die Reformation in ganz Deutschland willkommenen Eingang gefunden, wie auch die österreichischen Erbländer in die freie Strömung hineingerissen wurden, ebenso, wie nach dem Tode Maximilians II. eine Gegenströmung eintrat, die mit allen Mitteln die lutherische Lehre auszurotten versuchte. Im Salzkammergut, im heutigen Oberösterreich hatten die Stände 1571 die Zusicherung der freien Religionsübung vom Kaiser erhalten — einige Jahre nach Ausbruch des dreißigjährigen Krieges befahl eine kaiserliche Verordnung allen evangelischen Einwohnern im Land ob der Enns, bei Androhung der schwersten Strafen die evangelischen Prediger und Schulmeister zu entlassen; an ihre Stellen wurden in alle Kirchen katholische Geistliche geschickt, die evangelische Religionsübung verboten. Wie man den katholischen Glauben einzuführen versuchte, davon erzählt ein gewisser Reidinger, der früher Mönch, später evangelisch geworden war, in einer Predigt, die er zu Leipzig 1653 gehalten, ein Beispiel. Ein Edelmann zu Neuhaus, der Protestant gewesen, dann zum katholischen Glauben zurückgetreten war, sei „wie

ein rasender Hund mit einer Peitsche von Haus zu Haus gelaufen und habe seine Unterthanen, so nicht gutwillig katholisch werden wollten, in sein Schloß getrieben“, wo ihnen nur die Wahl gelassen wurde zwischen dem Kerker und der Annahme des Abendmahls nach katholischem Gebrauch. Obgleich alle lutherischen Bücher strengstens verboten wurden, und sie alle Aeußerlichkeiten des katholischen Cultus mitmachen mußten, die evangelische Lehre zog sich nur um so tiefer in die Herzen der Bekenner zurück. Ein Zeichen, daß sie fortlebte war die Auswanderung etlicher Familien wegen Glaubenszwang 1683 nach Deutschland und ebenso 1713. Doch wurde selbst „die bejammernswerthe Freiheit der Auswanderung“ sehr erschwert durch Zurückhaltung des Vermögens, in manchen Fällen der eigenen Kinder. Viele wurden, wenn die Bekehrungsversuche nichts fruchteten, elend aus dem Land verwiesen.

Da wandten sich die Unterdrückten bekümmert an die evangelischen Reichsstände in Regensburg, die versuchten durch Bittschriften an den Kaiser die freie Auswanderung für die Evangelischen aus Salzburg auszuwirken. Das erste Emigrationspatent wurde 1731 gegeben, darin wurde den evangelischen Bedigen, Tagelöhnern und Weisassen geboten, binnen 8 Tagen das Land zu verlassen, den Ansässigen wurde eine Frist von 2 Monaten gesetzt, um ihr Besitztum verkaufen zu können. Die Wenigsten glaubten an die Einhaltung dieses Termins — aber nach Ablauf desselben wurden sie im November gewaltsam aus der Heimath vertrieben. Da wandten sie sich „ins Reich“, nach Deutschland, die verschiedenen Schaaren gingen über Nürnberg, Augsburg, Ulm, Kassel nach Preußen, wo man den Zuwachs an treuer Arbeitskraft, den die immerfort wachsende Auswanderung dem Lande zuführte, gern aufnahm. Sie wurden in Ostpreußen in den entvölkerten lithauischen Landestheilen angesiedelt, die dadurch deutscher Cultur gewonnen wurden; dankbar erzählen die Exulanten, wie die Glaubensgenossen sie überall unterstützten, wie Leipzig einmal 9000 Gulden unter einen Zug vertheilte, dann wieder unter einen anderen 3000, wie in Nürnberg die Bürger darum gekämpft, sie beim Durchzug zu beherbergen, wie freundlich Danzig und Königsberg sie aufgenommen.

„Wolltet Ihr aber zurück die traurigen Tage durchschauen,
Würdet Ihr selber gestehn, wie oft ihr auch Gutes erblicktet,
Manches Treffliche, das verborgen bleibt in den Herzen
Regt die Gefahr es nicht auf, und drängt die Noth nicht den Menschen,
Daß er als Engel sich zeig, erscheine den andern ein Schutzgott.“

Die Vertriebenen schufen neues Leben wohin sie kamen; Schweden, Sachsen suchten durch günstige Bedingungen Handwerker ins Land zu ziehen, Hannover, Holland, selbst Rußland beehrte sie — Oestreich ließ sie gehen. Vier bis fünftausend Familien waren schon ausgewandert, da entschloß man sich die letzten Wellenschläge des Stroms nach Siebenbürgen zu leiten.

Dort that eine solche Einwanderung Noth, die vergangenen Jahrhunderte hatten unter den deutschen Männern stark aufgeräumt, eine Auffrischung mußte willkommen sein.

Es war eine wilde und wüste Zeit, die nach der Schlacht von Mohatsch (1526) über Siebenbürgen hereinbrach. Kampf und Kriegsgeschrei durchtobte das Land im 16. Jahrhundert, und das 17., das über Deutschland den Alles zerstörenden 30 jährigen Krieg brachte, war dort Zeuge ähnlicher Verwüstungen. Die Fürsten, die selbständig über Siebenbürgen herrschen wollten, kämpften gegen Oestreich, die Türken waren die eigentlichen Herren des Landes. Das sächsische Volk, das am meisten zu verlieren hatte, litt am meisten unter solchen Verhältnissen, das 18. Jahrhundert fand es gesunken an Zahl und ohne die alte Spannkraft. Einzelne Zahlen sprechen mehr als Alles Andere. Bistritz verlor während der Belagerung durch Basta (auch die Umgegend hatte sich in die Stadt geflüchtet) im Jahre 1602 dreizehntausend Menschen, den Frieden mußten sie sich mit 32,000 Gulden erkaufen, 300,000 raubten die Wallonen den Abziehenden; im folgenden Jahre mußte die Stadt wieder 60,000 Gulden zahlen. Diese Summen wiederholen sich an allen Orten und zwar nicht nur einmal. Eine unerklärlich hohe Summe kostete die Verpflegung der kaiserlichen Truppen. 57 Wallonen, die ein halbes Jahr in Schäßburg lagen, brauchten 32,000 Gulden, eine Compagnie in Trapold, einem zwei Meilen von Schäßburg entfernten Ort 31,141, und eine in Kaisd sogar 38,561. Zu Allem dem sind nicht mitgerechnet die geraubten Summen und nicht die Schulden, die Basta machte, wie in Schäßburg, wo der Schuldschein über 28,000 Gulden, die er entlehnt hatte, noch aufbewahrt wird. Die Sachsen waren für das deutsche Kaiserhaus aufgestanden und hatten die Waffen für dessen Herrschaft in Siebenbürgen getragen, doch Rudolf hatte, als sie um „wirkliche Hülfe“ und endliche Unterstützung flehten, nichts mehr für sie als „um der erzeugten Treue und Gehorsams willen ein sonder gnädiges Mitleiden“. Beim Türkeneinfall in Siebenbürgen 1658 verloren in wenig Wochen 150,000 Menschen das Leben, 1661 zählte der türkische Pascha nach dem Einfall 170,000 Gefangene. Als dann am Schluß des 17. Jahrhunderts die Waffen Oestreichs das Land der Macht des Halbmondes entriß und der Scheingewalt der einheimischen Fürsten ein Ende machten, kamen neue Leiden. Die Steuern in baarem Geld stiegen zu unerhörter Höhe; was die Lieferungen an Heu, Hafer, Korn, Fleisch u. s. w. verschlangen, läßt sich gar nicht berechnen. Dazu kamen die „Ehrungen“, Diskretionen wie sie sie nannten, erzwungene Geschenke an Boten und Gesandte, an hohe und niedere Offiziere der kaiserlichen Truppen.

Viele Gemeinden sind in den furchtbaren Jahren dieses Jahrhunderts zu Grunde gegangen, theilweise zerstört, theilweise ausgestorben, denn die

Best raffte fort, was der Krieg noch verschont. Verzweifelt verließen viele die Heimath, allzu viele Orte verloren die deutschen Bewohner, nur der Name deutet noch auf ihren Ursprung hin; über andere geht der Pflug heute, und nur die Sage erzählt von den geheimnißvollen Klängen der Kirchenglocken, die aus der Tiefe der Erde die verschwundenen Väter zur Andacht laden, die Nachbargemeinden haben die Feldmark unter einander getheilt, „auf den alten Höfen“ wird die Wiese gemäht und „bei der Kirche“ streut der Sämann das Korn aus. Anderen Orten wieder drohte der Untergang, so Neppendorf, Großau, da kam jene rettende Einwanderung evangelischer Deutscher.

Im Jahr 1734, als die Fluth der Auswanderung aus dem Salzburgerischen schon zu ebbem begann, wurde 44 evangelischen Hausvätern, die entschlossen waren auszuwandern, angekündigt, sie sollten sich rüsten, nach Siebenbürgen zu gehen, „wo sie den Rest empfangen sollten.“ Darauf traten 13 Männer hervor und erklärten, „wenn man ihnen in Siebenbürgen den Rest geben wolle, so wäre es nicht nöthig, sie soweit zu führen, sie wären solchen um des Evangeliums willen gleich hier zu empfangen bereit.“ Die Anderen traten der Erklärung bei; doch es blieb beim Angekündigten, und den 9. Juli 1734 fuhren 47 Familien zu Schiff bis Klosterneuburg, wo Joh. Kieder von Friedenberg, ein Siebenbürger Sachse und damals Deputirter am kaiserlichen Hofe sie empfing. Aus den Urtheilen der Zeitgenossen, wie aus seiner Wirksamkeit in der Heimath und in Wien geht hervor, daß Friedenberg ein ungemein thätiger Mann, dem freies Volkes Wohl am Herzen lag, gewesen sein muß. Er erklärte den Auswanderern, welche Zustände, welche Verfassung u. s. w. sie in Siebenbürgen finden würden, dann eilte er von Ofen voraus, um dem Hermannstädter Magistrat Zahl und Ankunft derselben anzumelden, und „diese armen Leut nach der Intention des Hofes bestmöglich zu accomodiren.“ Den 20. August langten sie in Großau an, und der kaiserliche Commissär stellt ihnen das Zeugniß aus, daß er keine andächtigeren und tugendhafteren Christen gesehen, als sie, die durch sieben Reisewochen kein böses Wort geredet. Den 21. zogen sie in Hermannstadt ein, das Lied singend: ich bin ein armer Exulant, das J. Schaitberger gedichtet hatte, der schon 1686 seines Glaubens wegen aus Salzburg vertrieben worden war. Sie wurden in Heltau einquartirt, bis im künftigen Heimathsort Neppendorf Alles bereitet wurde. Die Heltauer verpflegten sie mit Brod und Fleisch acht Tage lang, jede Familie erhielt einen Kübel Frucht, und es sollten sich nun Alle entscheiden, welche Lebensart sie erwählen wollten. In der Kirche zu Heltau beantworteten sie 74 Fragen, die ihnen über ihren Glauben vorgelegt wurden, und noch im selben Jahr übersiedelten sie nach Neppendorf.

Wie freuten sie sich, dort in Siebenbürgen Volks- und Glaubensge-

nossen zu finden! Vor 600 Jahren (1141 — 61) waren deutsche Einwanderer, gerufen von den ungarischen Königen, nach Siebenbürgen gegangen, das Land urbar zu machen, deutsche Cultur in jene Berge zu verpflanzen, und diese hatten ihr Deutschthum bewahrt Jahrhunderte lang. Als die Reformation ihren geisterbefreienden Zug begann, da wandten sie sich der neuen Lehre zu, die Religionsfreiheit beschützten sie, wie Garaffa einst nach Wien meldete „wie ihren Augapfel.“ So fanden die Salzburger eine neue Heimath dort und was ihnen die alte nicht geboten, Gewissensfreiheit. Der 81 jährige Paul Kaiser schreibt nach seiner Ankunft aus Siebenbürgen voll Freude seinem Sohn, die Reise sei glücklich überstanden, sie hätten eifrige evangelische Regenten, Obrigkeiten und evangelische Prediger. Math. Fischer schreibt seinen Brüdern: „daß ich noch frisch und gesund bin, und mein Stückel Brod hier in Siebenbürgen reichlich zu gewinnen habe und wollte Gott schickte es, daß es in meinem Vaterland auch also stünde wie hier in Siebenbürgen.“ Als sie von Heltau nach Neppendorf übersiedelt waren, schreibt er, es sei dieser Ort etwas näher an der Heimath als jener.

Auch aus anderen Theilen Oestreichs wurde gleichzeitig der Zug der Auswanderung ins Siebenbürger Sachsenland geleitet. Im selben Jahr im September beschließt der Rath von Hermannstadt: wohin die neuankommenden Kärnthner Emigranten unterbracht werden sollen, und im November ist er wieder in der Lage, darüber zu „disponiren“, wohin „wegen jetziger Winterzeit etliche und zwanzig Familien kärnthnischer Emigranten, die bald eintreffen würden“, einquartirt werden sollten.

Wie sehr das Wohl der Neuankommenden Rath und Bevölkerung beschäftigte, darüber giebt Zeugniß der Beschluß aus dem November 1734 „in der Stadt sowohl als im Stuhl vor die nothleidenden östreichischen Emigranten eine Collette zu publiziren, auch drei dergleichen unmündige Waisen im Spital zu unterhalten und zu erziehen.“ Nach vierzehn Tagen schon konnten 333 Gulden und 96 Denare dem Notarius zum Austheilen unter die Emigranten übergeben werden.

Im folgenden Jahr 1735 kamen noch zwei Gruppen aus Oberösterreich und wurden in Neppendorf und Großau angesiedelt; es waren Alles in Allem 4—500 Emigranten nach Siebenbürgen gegangen, über zwanzigtausend hatten in Deutschland und Holland ihre neue Heimath gefunden. Doch haben schon diese einen unverkennbaren Einfluß auf die betreffenden Gemeinden genommen, es kam mit ihnen eben neues Leben herein. Neue Häuser entstanden, wüßt gelegne Felder wurden bebaut, und die Gemeindefrechnungen zeigen, wie auch ins öffentliche Leben neuer Geist drang. Eine schnelle Verschmelzung zwischen den Sachsen (den Einwanderern des 12. Jahrhunderts) und den Landleuten, wie diese letzten genannt wurden, verhinderte

indessen schon die alte deutsche Zähigkeit. Heute noch sitzen sie auf verschiedenen Seiten in der Kirche, und an Festtagen prangt ein anderes Gebäck auf dem Tisch des einen als des andern. Der Sachse wünscht eine gute Nacht (gute Nacht). Der Landler sagt: pfilet Gott! Heute noch spricht er seinen Dialekt, wie auch der Sachse seinen eignen redet, und das schmucke Bauernmädchen, das jeden Morgen die Milch zum Verkauf „in die Stadt“ hineinträgt, ruft in den Gassen laut: „Kaufens ta Mili?“ Ein innerer Unterschied besteht aber längst nicht mehr. Sie heirathen unter einander, sie sitzen zusammen in der bürgerlichen und kirchlichen Gemeindevertretung, und sie alle wissen: „wir sind Deutsche.“ Die Beweglichkeit und leichtere Frische des Ländlers wirkt gut ein auf das ruhigere Wesen des Sachsen. Beide Theile, und das ist von großer Bedeutung, erkennen an, daß die Einwanderung ein Segen gewesen.

Es waren noch nicht zwanzig Jahre vergangen, als eine neue Einwanderung stattfand. Maria Theresia hatte inzwischen den Thron bestiegen; unwillig nahm sie die Klagen auf, daß in Oberösterreich die Katholiken anfangen, ihrem Glauben abtrünnig zu werden. Da sie nicht gewillt war, dort dem Protestantismus auch nur die geringste Duldung zuzuerkennen, so befahl sie den Uebergetretenen in das Siebenbürger Sachsenland zu übersiedeln, wo sie Religionsfreiheit finden würden. So gingen denn aus Oberösterreich, Kärnthén, Steiermark in den Jahren 1752—62 tausendzweiundzwanzig Familien dahin, die im Ganzen 2759 Personen zählten. Sie gingen nicht soweit östlich wie die früheren Ansiedler, sondern blieben im „Unterwald“, dem westlichsten deutschen Theil Siebenbürgens. Sie hatten ihr Vermögen zu Geld gemacht und nahmen mit was sie hatten, vom Wolfgang Resch angefangen, der einen Gulden gelöst bis zum Christian Röss, der 1522 Gulden 16 $\frac{3}{4}$ Kreuzer mitnehmen konnte. Das Deutschthum wäre in vielen Orten des Broser, Mühlbacher und Reigmärkter Stuhles zu Grunde gegangen, hätte es nicht durch die Einwanderer sich aufs neue gestärkt, so in Rumes, wo 600 Unterkunft fanden, so in Broos und Petersdorf, wo sich je 200 niederließen, und wieder in Großpold, das 168 aufnahm. Die Verschmelzung zwischen den Sachsen und den neuen Einwanderern begann sich auch hier erst allmählig zu vollziehen. Ein Zeichen dessen war, daß 1783 Jakob Rakner in Großpold „als der erste der Transmigranten“ wie er in seinem Hausbuch bemerkt, unter die „Altschaft“ aufgenommen wurde, zwei Jahre später „Hann“ (gewählter Gemeindevorstand) und 1787 Kirchenvater wurde.

Dem katholischen Bischof von Siebenbürgen waren diese Einwanderungen natürlich ein Greuel. Er deutete darauf hin, wie eine solche Verstärkung des evangelischen Elements dem katholischen Glauben in Siebenbürgen großen

Nachtheil bringen müßte, und seine Vorstellungen hatten wohl mit dazu beigetragen, daß die Salzburger nicht alle nach Siebenbürgen gelenkt wurden. Bei Maria Theresia fruchteten sie nicht so viel; die Landesfürstin überwog in dieser Frage die strenge Katholikin.

Das sind die Haupteinwanderungen aus Salzburg und Oesterreich gewesen. Einzelne Nachzügler gingen später noch nach. Ein Streiflicht auf diese Einwanderungen, die eigentlich einer Verbannung gleichkamen, wirft das Patent aus dem Januar des Jahres 1774, das Maria Theresia in Graz erließ. Die Kaiserin beschwert sich über die Uebertritte zum Protestantismus und befiehlt um die „Irrungen wider den heiligen, wahren und alleinseligmachenden Glauben“ zu beheben, die Verführer und Verbreiter der Irrlehre zu bestrafen. Diese werden in neun Klassen eingetheilt, und es wird verordnet, die ersten, die „inländischen Verführer und falschen Lehrer nach ausgestandener zweijähriger Zuchthausstrafe und bey alsdann nicht zeigender Besserung nach Siebenbürgen abzuschicken.“ Zum Schluß wird befohlen: wenn sich fremde Emissarii und Ministrelli darbei einfänden, selbige als Verführere zu behandeln, dann die Unterschleifgebere und Berhölere dergleichen Leuten ebenfalls auf ein Jahr in das Zuchthaus abzugeben, im zweyten Betretungsfall aber gar abzustiften und in Siebenbürgen zu schicken.“

Da ist es kein Wunder, daß die Auswanderung den Deutschen ins „Elend“ gehen hieß.

II.

Die Einwanderung aus Baden-Durlach 1749—72.

Die Einwanderung aus Durlach fällt der Zeit nach zum Theil zusammen mit der aus Oesterreich und Salzburg. Die Deutschen, die vom Rhein aus nach Siebenbürgen gingen, siedelten sich im „Unterwald“ an, dort hatten die Städte und Dörfer am meisten gelitten in den stürmischen Jahren der Vergangenheit. Die meisten ließen sich in Mühlbach nieder. Diese Stadt war schon 1438 in einem Türkeneinfall zerstört worden. Der wilde Feind hatte sie belagert, das Volk, das sich zu schwach zum Widerstand dünkte, ergab sich in die Gefangenschaft. Nur ein kleiner Theil zog sich in einen Thurm der Befestigung zurück und wollte nichts wissen von Uebergabe. Mit grimmer Wuth wurde er berannt und wieder berannt, hageldicht flogen die Geschosse von beiden Seiten, in kurzer Zeit wurde das Dach zertrümmert, die starken Mauern aber hielten aus. Da, als schon der Abend kam, entzündeten die Türken ein gewaltiges Feuer rings um den Thurm; als es verlösch und sie durch die aufgebrochene Thüre hineindrangen, waren Alle erstickt, nur einen halbtodten 16jährigen Studenten aus Rumes konnten sie

ins Leben zurückrufen und entschleppen in die Sklaverei. Erst nach zwanzig Jahren voll Jammer und Unglück kam er zurück, und beschrieb den schrecklichen Untergang seiner Heimath und die eigenen Schicksale, sowie der Türken Sitten und Gebräuche. Im Jahr 1658 waren alle Dörfer des Mühlbäcker und Reismärker Stuhls zerstört worden. Mühlbach kaufte sich mit 4000 oder gar 12,000 Thalern los, in Dobring blieb nur die Kirche verschont, in Urwegen und Kelling nur die befestigten Burgen. In 6 Gemeinden ist dort das Deutschthum bis heute nicht wieder erstanden. Wohl konnte der Chronist klagen mit den Worten des alten Sängers:

„Wie viel Zweige der Wald, des gelben Sandes die Tiber,
Wie viel Halme das Feld zählt im erwachenden Lenz
Soviel Jammer drückt uns.“

Im Anfang des 18. Jahrhunderts brachte der „Krukenkrieg“, der Aufstand Franz Rakoci's gegen die neue deutsche Herrschaft in Siebenbürgen neues Elend. Die Zeit endlich, die den jahrhundertlangen Erschütterungen folgte, war eine müde. Man suchte, wie es eben ging, die Wunden zu heilen, die verlorenen Menschenkräfte waren aber nicht zu ersetzen, eine wüthende Pest raffte 1738—39 noch dazu Tausende fort. In Mühlbach waren am Ende des 17. Jahrhunderts in der Vorstadt allein 47 Höfe leer, im ganzen Stuhl 173. Da kam denn in der Mitte des 18. Jahrhunderts neuer Zufluß aus weiter Ferne.

Der erste Emigrant findet sich schon 1740, doch größere Schaaren kommen erst neun Jahre später. Ihre Heimath war in Baden, in dem Theil, der damals noch zu Oesterreich gehörte. Ueber die Ursachen der Auswanderung haben wir, und doch sind nur hundert Jahre seither verflossen, bestimmte Ueberlieferungen nicht, ebenso nicht, warum sie gerade nach Siebenbürgen gekommen. Es ist gewiß nicht gefehlt, wenn man den Grund für das Letzte in dem deutschen Herrscherhause sucht. Baden und Siebenbürgen standen beide unter Habsburg-Lothringen, damals dem römisch-deutschen Kaiserhaus, dem die deutschen Interessen in Siebenbürgen nicht gleichgültig waren. Die Ausgewanderten haben erzählt, wie sie durch einen Beauftragten der Regierung zur Einwanderung nach Siebenbürgen aufgefordert worden wären, und daß es der Kaiserin Maria Theresia daran lag, deutsche Männer hereinzubringen, darauf deutet ein Reskript an, in dem es heißt, daß unter die sächsischen Bürger der sächsischen Städte in Siebenbürgen nur aufzunehmen sei, wer deutscher Herkunft sei.

Der Grund dieser Auswanderung war jedenfalls ein anderer wie bei der früher erzählten. Jene hatten die Heimath verlassen, um dem Religionszwang zu entgehen, den diese, wie es nach den bisher vorhandenen Quellen scheint, nicht zu dulden hatten. Sie scheint die Unsicherheit des

Besizes, die während der Kriege in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer größer geworden war, die Verheerungen, die diese über sie brachten, der rücksichtslose Zwang zum Kriegsdienst und Ueberschwemmungen des Rheins vertrieben zu haben. Sie gingen nach Siebenbürgen nicht als Abenteurer angelockt von goldversprechenden Erzählungen Unbekannter, sie hatten mit dem Rath von Mühlbach 1748 einen Vertrag geschlossen, aus dem zu ersehen ist, wie die Einwanderer vorsichtig nach allen Seiten hin sich eine feste Stellung zu sichern versuchten. Sie sollen Alle eine Hofstelle, Acker, Weinberg, Wiesen ohne Bezahlung erhalten, ebenso Getreide zur ersten Aussaat. Beim Bauen der Häuser soll die Stadt sie unterstützen, Wald sollen sie mit den übrigen Mühlbächern gemeinsam haben. Wenn eine hinlängliche Anzahl von Familien da sein wird, die eine Gasse baut, so sollen sie einen eigenen Schultheiß sich selber wählen. Sie sollen „einen Weinschant“ haben, ebenso eine Fleischbank; jeder Hauswirth ist fünf Jahre von allen Lasten frei, auch sollen sie keinen Antheil an den Stadtschulden haben. Die Stadt verspricht ihnen: Bürger werden bürgerlich gehalten werden und „vor Jedem einen Ort und Platz in der Kirche ohne Verdruß und Sauersehn“. Vom Geist, der diese Schaar beseele, giebt die That Zeugniß, daß sie sich bald nach ihrer Ankunft eine eigene Schule bauten; es war, wenn auch etwas Mißtrauen den alten Einwohnern gegenüber sie dazu geführt, doch derselbe Geist, der heute aus den Worten: Bildung ist Freiheit, am neuen deutschen Schulhause in Mühlbach spricht.

Die größte Schaar traf 1770 in Siebenbürgen ein, gewiß nicht ohne Kenntniß von den 20 Jahre früher gekommenen. Sie gingen aus dem Breisgau, aus dem Schwarzwald; aus der Gegend von Altenheim, Strassburg folgten ihnen viele. Ein Mühlbacher schreibt in diesem Jahr in sein Hausbuch: „es kamen wieder von draußen viele Teutsche herein, die an dem großen Wasser Rhein gewohnt haben, das ihnen das Land weggeschwemmt.“ Sie siedelten sich theils in Mühlbach und Broos an, theils in den Orten der Umgegend. Der „Gattert“ wurde ihretwegen in Mühlbach frisch eingetheilt, das volle Bürgerrecht erhielten sie aber erst 1783, und sechs Jahre später wurden sie in die Vertretung der Gemeinde aufgenommen. Daß es so spät geschah, erklärt sich aus dem wohlbegründeten Mißtrauen, das beide Theile gegen einander hegten. Heute ist das lange schon überwunden, wenn auch die Baden-Durlacher noch manche Eigenthümlichkeit in Haus und Hof aus ihrem alten Stammlande erhalten haben. Ein tiefer Zug frommen Sinnes, Achtung vor dem Gesetz, Kirche und Bibel ist ihnen wie auch den Rاندlern eigen. Das Bewußtsein der Stammesverwandtschaft mit den Deutschen ist frisch und lebendig. „Unser Verkehr mit dem Mutterlande hat nicht aufgehört,“ so sprach einer in der Rede, da sie die hundertjährige Ein-

wanderung feierten, „noch strahlt das erwärmende Licht deutscher Kunst und Wissenschaft zu uns herüber, noch erhalten wir von Deutschlands gesegneten Bildungsstätten deutsche Erleuchtung und Begeisterung.“ Schlicht und einfach sprach beim selben Fest ein Mann im Dialekt der Väter aus, was heute noch in Aller Herzen lebt: „Alli Ditschi, die in unserm liebe Siebenbürge wohne, ob sie vor 700 Johre oder nur vor 100 igwandert sie, solle labe; aber au alli, die was nit igwandert sie und in unserm Stammland wohne, solle labe. Unser Herrgott erhalte Alli, die a ditschi Sprach rede!“ — Vater Arndt's „so weit die deutsche Zunge klingt“ sprach unbewußt aus des Mannes Rede.

III.

Die Einwanderung aus Schwaben 1845 — 46.

Wieder war ein Jahrhundert ins Land gegangen, und die Zeit war eine andere geworden. Ein Blick auf die Umstände, die diese letzte Einwanderung begleiteten, lehrt die Verwandlung, die vor sich gegangen war. Bei allen früheren war der Anstoß nicht von Siebenbürgen gegeben, jetzt waren es die Sachsen selber, die sie anregten. Das war der Ausfluß einer tiefer gehenden Strömung, die Erkenntniß, daß es höchste Zeit sei, Schritt zu halten mit den Errungenschaften, die in Deutschland auf dem Gebiete der Landwirthschaft gemacht wurden, und daß diese am besten hinverpflanzt werden konnten durch Hereinberufung deutscher Vandleute. Auch ein Anderes fällt in die Augen. Wer hatte sich früher in Siebenbürgen darum gekümmert, daß mehr als tausend deutsche Familien hingekommen waren? Wohl nur die Gemeinde, in die sie sich ansiedelten und der Rath der Stadt, der sie unterstützte. Jetzt gerieth das ganze Land in Bewegung; die Ungarn, die durch den Versuch, die magyarische Sprache zur diplomatischen Landessprache zu erheben und auch die sächsische Nation durch dieselbe zu vergewaltigen, wie sie es heut wirklich gethan haben, diese in ihren tiefsten Gefühlen verletzten, sahen geradezu einen politischen Schachzug gegen sich in dieser Einwanderung. Es war eben die erste Zeit des erwachten heißen Nationalitätenkampfes, der in Siebenbürgen bei der Menge der verschiedenen Volksstämme und dem nahen Beisammenwohnen derselben besonders heftig werden mußte; mit ihm Hand in Hand ging eine allgemeine Frische und Lebendigkeit, eine größere Theilnahme am öffentlichen Leben; kein Zweifel, es wehte ein neuer Hauch auch durch die transsilvanischen Berge. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man sieht, daß gerade die Einwanderung, die am meisten die Gemüther aufgeregte, theilweise erbittert hat, die wenigsten Spuren hinterlassen hat und den eigentlichen Zweck, Hebung der Landwirthschaft nicht

erreichte. Der Grund davon lag zunächst in der großen Schwierigkeit die wirthschaftlichen Grundlagen auf dem Gebiet des Ackerbaues urplötzlich zu ändern, namentlich wenn die vorbereitenden Bedingungen, Zusammenlegen der Grundstücke u. s. w. nicht gegeben sind, theilweise aber auch darin, daß der Bauer selber die Nothwendigkeit der Aenderung nicht hinlänglich einsah und in seiner deutschen Zähigkeit lieber beim Alten blieb, endlich in der unzulänglichen Zahl und Qualität der Landwirthe, die hingingen.

Der Plan war, wie auch der Zweck des siebenbürgisch-sächsischen Vereins zur Hebung der Landwirthschaft, der sich damals bildete, „die möglichste Verbesserung des Landbaues auf dem Sachsenboden vorzüglich durch Einberufung und Ansiedlung tüchtiger deutscher Landwirthe“ herbeizuführen. Der Mann, der hierfür mit edelster Begeisterung eintrat, ein Freund seines Volkes wie wenige, war der Pfarrer von Nimesch, später von Meschen, St. L. Noth. Er machte im Jahre 1845 eine Reise nach Württemberg und fand hier Gelegenheit durch Wort und Schrift für jenen Plan thätig zu sein. Er wollte nicht Ansässige zur Auswanderung locken, sondern den Zug solcher, die schon dazu entschlossen waren, lieber nach Siebenbürgen als nach Amerika leiten. Er brachte einige Pachtverträge mit, um einzelnen im Voraus eine feste Stelle zu sichern. Der Vorschlag fand Beifall, schon 1845 langten einzelne Einwanderer in Siebenbürgen an und fanden freundliche unterstützende Aufnahme. Im Frühjahr 1846 nahm die Auswanderung so zu, daß man fürchtete im Augenblicke nicht Alle unterbringen zu können und deshalb versuchte den Strom zu hemmen. Bald wurde die Lust in Siebenbürgen einzuwandern von Anderen vielen verdorben. Die ungarischen Blätter in Pest schlugen Lärm, verbreiteten überall Nachrichten über das Elend in Siebenbürgen, über die Schwierigkeiten, mit denen die Ausgewanderten zu kämpfen hätten, und die württembergischen Zeitungen schrieben es nach. Sie veröffentlichten noch dazu von Auswanderern Berichte, die Niemanden dorthin locken konnten. Diese waren ausgegangen von Leuten, die nicht bis nach Siebenbürgen hinein gelangt waren, in Ungarn zum Theil Betrügereien und Mißthelligkeiten erduldet hatten, dann erschreckt durch jene Schauernachrichten vom halben Wege umgekehrt, oder von solchen, die in der neuen Heimath nicht gefunden, was sie gehofft. Es läßt sich nicht leugnen, es war auch leichtes Volk mit wackern Leuten ausgewandert, das sich zum Theil gar nichts gekümmert hatte um die Verhältnisse, in die es eintreten sollte. Als sie ohne Arbeit auch dort nicht fortkommen konnten, schickten sie Schilderungen nach Deutschland von den entsetzlichen Zuständen, die sich im Lande fänden. Diese Leute sind spurlos zu Grunde gegangen. Die Anderen aber, die sich erkundigt hatten um Land und Leute, die wußten, was sie zu hoffen hatten, fanden was sie hofften, und das waren Leute, die ein gutes Sittenzeugniß aus

der Heimath mitgenommen hatten. Diese haben schriftlich und mündlich erklärt, daß was man ihnen über Siebenbürgen gesagt nicht übertrieben oder falsch gewesen sei, daß sie nicht nur eine zuvorkommende und freundliche Aufnahme sondern auch Alles Uebrige so und auch noch besser gefunden als es ihnen bekannt gegeben worden. Aber die bösen Nachrichten fanden schneller den Weg nach Deutschland und willigere Ohren als die guten und wahren. Die württembergische Regierung suchte der Auswanderung nach Siebenbürgen dadurch Einhalt zu thun, daß sie die Erlaubniß zu derselben an ein bestimmtes Vermögen knüpfte und an den Ausweis, daß die Betreffenden die Aufnahme an einem Ort zugesichert erhalten hätten. Von Wien aus wurden ebenfalls Maßregeln getroffen, die deutsche Einwanderung nicht anwachsen zu lassen; die deutsch-feindliche Partei hatte ihren Einfluß dazu benutzt, denn sie sah ungern eine Kräftigung des deutschen Elements. Alle aber, die in Siebenbürgen sich niederließen, arbeitsam und fleißig waren, haben ihr redliches Auskommen, volles Bürgerrecht und theilnehmende Freunde dort gefunden.

Diese Einwanderer haben sich im ganzen Land zerstreut. Im Unterwald ließen sich viele nieder, andere gingen tiefer ins Land, Manche nach Kronstadt, unter ihnen eine Menge Handwerker, und noch Andere siedelten sich in den Dörfern des Burzenlandes an. Soviel waren aber nicht gekommen, daß alle Nachfragen nach Einwanderern hätte befriedigt werden können. Allerdings kamen bald die wirrvollen Jahre 1848 und 1849; die Fluthen der Bewegung schlugen über Siebenbürgen zusammen, sie brachten für die Deutschen dort neue Schreckenstage.

Eine größere Einwanderung hat seither nicht stattgefunden. Die Einzelner hat aber nie aufgehört, wie sie denn von jeher und seit den frühesten Zeiten stattgefunden. Die älteste sächsische Zunftordnung von 1376 ist eigentlich zugleich ein Einwanderungsgesetz im Kleinen. In die betreffende Zunft sollte hiernach Jeder aufgenommen werden, Einheimischer ebenso wie Auswärtiger, — nach dem Geist jener Zeit selbstverständlich nur Deutsche — wenn ihm in sittlicher Beziehung nichts konnte vorgeworfen werden. Wer gegen die Aufnahme eines Fremden war, weil er ihn für unehrlich hielt, mußte selber die That beweisen, deren er jenen anklagte, nie durfte der Fremde gezwungen werden, aus seinem Vaterland Beweise für seinen guten Ruf und seine Sittlichkeit zu holen. Die Zunft zahlte 20 Mark feines Silber Strafe, die ohne Grund nach acht Tagen nicht aufnahm, wer sich gemeldet, und vom Rath gemahnt es weitere acht Tage anstehen ließ. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß mehr als Einer von den hervorragendsten Männern, die für des Volkes Rechte mannhaft eingestanden sind, Eingewanderte waren oder aus einer solchen Familie stammten, so die

Sachsengrafen: Pemfflinger, Haller, Sachs von Hartened. Im 18. Jahrhundert begegnet uns oft in Magistratsprotokollen der Beschluß: Fremden, die aus andern Ländern hereingekommen und „als ehrliche, tüchtige Deutsche sich erwiesen“, das „Bürgerrecht“ zu geben.

Die Einwanderung Einzelner ist in der That im Sachsenland nach Gebühr gewürdigt worden. Wer Namen wissen will, dem sei von Vielen der Frankfurter Buchdrucker Gött in Kronstadt, der Koburger Forstmeister Gleim in Schäßburg, der Lehrer an der landwirthschaftlichen Anstalt in Mediasch Saalfeld, der Stadtgärtner Fr. Ehrenberg, der Hanoveraner Goldarbeiter Schwabe in Hermannstadt genannt; es giebt kaum eine sächsische Stadtvertretung, wo nicht jüngst eingewanderte Deutsche als geachtete Mitglieder sitzen. Das führt zugleich die neuliche entgegengesetzte Hindeutung eines angesehenen deutschen Blattes auf das rechte Maß zurück. Wenn man den Sachsen vorwirft, „sie hätten ihre Isolirung und Erdrückung durch hartnäckige Engherzigkeit verschuldet, mit der früher von ihnen jeder Zufluß aus Deutschland, jede Einwanderung und Ansiedelung Deutscher gehindert worden sei,“ so beweist die Geschichte auch der deutschen Einwanderungen des letzten Jahrhunderts das Gegentheil. Die Abschließung gegen jeden fremden Zugang lag früher der Engherzigkeit der Zunftverhältnisse allerdings nahe, aber sie ist Deutschen gegenüber nie stärker geltend gemacht worden, als gegenüber Sachsen aus andern sächsischen Städten oder Dörfern, nie stärker als der Bremer sie geltend machte gegenüber dem Osnabrücker, oder der Frankfurter dem Stuttgarter. Auch diese Engherzigkeit ist nun überwunden. Hoffentlich wird die neue Schienenstraße, die das ganze südliche Sachsenland der gesammten Länge nach durchschneidet, deutsche Forscherlust und Arbeitskraft immer mehr auch den deutschen Karpathenthälern Siebenbürgens zuführen. Für beide ist ein weites Feld edelster Thätigkeit dort offen und deutsche Herzen schlagen ihnen entgegen. Mögen sie denn gehen und sehen, wie auch an der Rodel und am Bibia und Alt das deutsche Sängervort sich erfüllt:

An unsrer Väter Thaten
Mit Liebe sich erbau'n,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertrau'n!

Auch die Theilnahme im Jahr 1870—71 hat es gezeigt!

Fr. T

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Das Niederwaldsdenkmal. Aus Baden. — Das Ausschreiben für das Nationaldenkmal auf dem Niederwald hat zu keinem Ergebnis geführt, und wenn wir uns nicht täuschen, ist die Empfindung ziemlich weit verbreitet, daß es um das Unternehmen einigermaßen „Nadrig“ bestellt zu sein scheine. Wie wir Deutschen doch sind! Ein jahrhundertlanges Streben, dem Tausende und Tausende der Besten, was Männer, Land und Volk opfern können, geopfert, ist verwirklicht, und da es nun gilt, dieser Verwirklichung ein die Jahrhunderte überdauerndes Ehrenmal zu schaffen, soll dies in einem raschen Anlauf gelingen! Vielleicht wirkt eine an sich wichtige, bedeutsame Vorstellung bestimmend ein, es ist die Vorstellung, alles Künstlerische müsse mühelos sein oder es müsse doch mühelos erscheinen. Die letzte, jedenfalls richtigere Ausdrucksweise führt schon darauf, wie es bei dieser Vorstellung um den Kunsteindruck einer Kunstleistung sich handelt, während bei dem Niederwaldsdenkmal die Kunstaufgabe zur Zeit den Gegenstand des Suchens und Erörterns bildet. Wie viele Mühe das Finden einer Denkmalsaufgabe bereiten kann, auch wo der Denkmalsvorwurf ein für allemal von vornherein gegeben, läßt sich im Berliner Rauchmuseum erfahren. Mit welchem Entzücken verweilen wir bei dem Denkmal des großen Königs, der gleichsam emporgehoben durch die gestaltenreiche Zeit dahinreitet im wohligen Bewußtsein des Vollbrachten und in ruhiger Vorahnung des künftig zu Vollbringenden! Wie anders lernt sich über das Denkmal noch urtheilen bei Betrachtung der Reihe Entwürfe im Rauchmuseum, die klein und unscheinbar beginnend allmählich den im Friedrichsdenkmal endlich zu voller Gestaltung gelangenden Gedanken entwickeln! Und daß dieser Fall nur vermöge seines außergewöhnlichen Vorwurfs besonders heraustritt, daß die Erfahrung selbst häufig, daß sie fast überall sich wiederholt, dafür liefern die mannichfachen Ausschreiben immer neue Beispiele. Bereitet das Finden der Denkmalsaufgabe bei dem Niederwaldsdenkmal erhöhte Schwierigkeiten, so nöthigt dies eben zu erhöhten Anstrengungen. Daß das Niederwaldsdenkmal überhaupt nur unter dem Aufgebot aller Kräfte und Mittel gefördert wird, das ist eine nationale Nothwendigkeit. Wir gönnen dem Reichskanzler die Waldesruhe im glücklichen Varzin aufrichtig; sollte die glückliche Vollendung des Niederwaldsdenkmals nicht zu den Sorgen, die dem leitenden Staatsmann in die Zurückgezogenheit folgten, gehören? Die Ehre der Nation ist bei dem Unternehmen verpfändet. Was würden die stets wachsenden Schaaren von Ausländern, die Jahr für Jahr den deutschen Strom auf- und niedereilen, zu einem Denkmal sagen, das die Gegend verunzierte, die Nation verunehrte?

Wie das Lutherdenkmal die Fremden nach dem kleinen Worms zieht, muß das Niederwaldsdenkmal den ersten, den besten Sehenswürdigkeiten der Rheinfahrt beizählen. Wir lieben das Eingreifen von oben nicht, aber wir gehen soweit zu sagen, die Aufstellung eines ungeeigneten Denkmals soll von Reichswegen untersagt werden. Die Denkmalsausführung wird ja auf alle Fälle verschiedener Beurtheilung begegnen, über Angemessenheit, Würdigkeit, Großartigkeit des Denkmals darf kein Zweifel sein. Die öffentliche Meinung, die zu dem Ergebniß des Ausschreibens so merklich schwieg, sie muß hier ihre Stimme erheben und wird sie, hoffen wir, wenn nothwendig, wirklich erheben.

Die Denkmalsunternehmer haben die Denkmalsaufgabe im Wege des Ausschreibens zu finden gehofft, sie haben die Allgemeinheit bei dem Unternehmen möglichst zu betheiligen gestrebt. Und gewiß ist es ein zeitgemäßer Gedanke, daß das Nationaldenkmal gleichsam von der Nation erdacht werden, daß es nicht bloß aus einem einzigen Kopfe entspringen soll. Wir möchten weiter an diesem Gedanken festgehalten sehen. Dem ausführenden Künstler, den ausführenden Künstlern kann es nur den erspriechlichsten Vor Schub leisten, wenn die allgemeinen Vorstellungen ihren Vorstellungen vorarbeiten. Dadurch ändert sich noch nicht die künstlerische ausführende Thätigkeit, dadurch ersetzen sich namentlich nicht die Facherwägungen, die bei allen tüchtigen Kunstwerken nöthig sind, an denen es bei dem Niederwaldsdenkmal nach unserer Auffassung vor allem noch gebricht. Treten wir aber dieser Frage hier etwas näher.

Ein Denkmal ist seiner Bestimmung, seinem Wesen nach nichts Absolutes, es kann der Umgebungen, die es verschönern, veredeln soll, nicht entbehren. Sei es noch so gelungen, noch so ausgezeichnet, der letzte Erfolg, die Hauptwirkung wird durch die Denkmalsanlage bedingt. Wäre Marc Aurel das herrliche Wiederbild altrömischen Seins und Wesens, wenn er seinen Platz anderswo als auf dem Capitol gefunden? Würde das Berliner Friedrichsdenkmal an einem weniger bedeutsamen Standort zu gleich hoher Wirkung kommen? Erst durch die glückliche Aufstellung erzeugt ein Denkmal den Eindruck, den es hervorbringen kann und soll, den Eindruck einer Art Naturnothwendigkeit. Unter dem Mangel dieses Eindrucks leidet offenbar das Lutherdenkmal in Worms. Berührte es nicht durch sich selbst so mächtig, schwände nicht über dem Genuß und der Freude an Meister Nietschel's und Donndorf's außerordentlichen Leistungen die Neigung zu Zweifeln und Bedenken, die Denkmalsanlage würde sicherlich zu viel mißfälligeren Bemerkungen und Urtheilen Anlaß geben.

Die Bedingungen für die Denkmalsanlage auf dem Niederwald sind in einer Weise günstiger als anderwärts, fehlen ja doch so gut wie ganz alle bindenden beengenden Rücksichten. Einer der Borhügel des Niederwalds, der Stammstein oder der Leingipfel, ist bekanntlich für das Denkmal ausersehen. Das Freisein von Rücksichten schließt aber auch empfindliche Ungunst ein. Es sind zwar bestimmte Umgebungen, denen das Denkmal eingepaßt werden soll, gegeben. Diese Umgebungen sind aber nicht künstlerisch gestaltet, sie widerstreben überall der künstlerischen Gestaltung, es wird keine der leichtesten Aufgaben sein, den Mangel künstlerischer Gestaltung künstlerisch hinwegzutäuschen, ihn über den Gesamteindruck des Denkmals übersehen werden zu

lassen. Noch mehr. Der Standort für das Denkmal ist bestimmt, aber es fehlen die rechten bequemen würdigen Zugänge zu dem Ort. Wie wir heute jedoch sind, erklettern wir erst die Höhen von Spicheren, wenn die Noth des Vaterlandes dazu zwingt: die Sonnenhitze, die den Rüdesheimer kocht, die wünschen wir beim Ersteigen der Denkmalshöhe leichtesten Schrittes auszuhalten. Das Denkmal, es ist zehn gegen eins zu wetten, wird nicht der allgemeine Wallfahrtsort, der es werden soll, sobald nicht die Zugangswege nach Rüdesheim und nach Altmannshausen die besten, vorzüglichsten sind. Das Denkmalsunternehmen ist auch dadurch kein gewöhnliches Denkmalsunternehmen, daß mit dem Denkmal die Denkmalsumgebungen schaffend gestaltet werden müssen. Und um es gleich zu erwähnen, so trivial es klingen mag, der Denkmalsplan wird noch eins vorauszusehen haben. Die Mühe des Steigens, nicht weniger der jungenreizende Blick auf die besten Weinberge der Welt, sie werden das Gefühl des Durstes auf das lebhafteste anregen. Man vergesse nicht von vornherein zu erwägen, wo Wirthschaften anzulegen und namentlich, wo sie nicht anzulegen wären! Neben dem Schönen das Nothwendige und das Nützliche nicht zu vergessen, ist weder ein zu geringes noch ein zu alltägliches Lob.

Indem die Denkmalsaufgabe in dieser erweiterten Weise sich stellt, scheint der Denkmalsvorwurf sich auch räumlich erweitern zu können, die Zugangsstraßen müssen unter allen Umständen Muster und Zierde des heutigen Kunststraßenbaues sein: ließen sie sich nicht gleich für den Denkmalszweck verwenden und verwerthen? die Via Appia vermag die schönste deutsche Natur nicht nachzubilden. Könnte aber nicht eine Kaiserstraße mit den Standbildern der hervorragendsten Kaiser geschaffen werden? Eine solche künstlerische Verwendung der Zugangsstraße oder doch der muthmaßlichen Hauptzugangsstraße von Rüdesheim aus scheint besonders zwei wesentliche Vortheile zu bieten. Der Denkmalszweck könnte mehr erschöpft, er könnte weiter gesteckt werden. Das eigentliche Denkmal auf der Hügelspitze könnte sodann gewissermaßen eine völligere Schlußwirkung erhalten. Unter sich steigenden Eindrücken zur Höhe gelangend würden die Besucher das Hauptdenkmal als Letztes und Höchstes finden, sie würden dabei aber von dem vorher Gesehenen sich bereits so weit gesättigt fühlen, um von weniger Außergewöhnlichem befriedigt zu werden. Man denke den umgekehrten Fall, die Besucher müßten einen schmucklosen Berg hinanklimmen: würden sie sich nicht und mit bestem Recht, auf einen prachtvollen Anblick, wie ihn das Innere der Walhalla bietet, Rechnung machen dürfen? Es ist nichts weniger als ein Kniff, den wir im Auge haben; es ist eine einfache ästhetische Berechnung, die schwerlich bestritten werden kann.

Indem aber die Denkmalsaufgabe in so erweiterter Weise sich stellt, tritt ein unmittelbar praktischer Gesichtspunkt entgegen. Wer kann die Denkmalsaufgabe nach dieser elementaren, rudimentären, am treffendsten wäre vielleicht zu sagen landschaftlichen Seite auf die beste Weise prüfen und erfassen? wer kann die Facherwägungen, die in dieser Beziehung angestellt sein wollen, anstellen? das Kunstschöne kommt dabei erst in zweiter, das Naturschöne in erster Linie in Frage. Die Männer, die mit der Aufgabe zu betrauen wären, sie müssen nicht sowohl durch Kunstgeschmack und Kunstbildung als durch Naturempfindung und Naturverständnis sich auszeichnen. Von den Eng-

ländern lernend, haben wir hochbegabte Männer dieses neuen Kunstfachs leider unlängst zu Grabe getragen: Fürst Büdler und Venné werden in unserer Gesittungsgeschichte immer Ehrenplätze besitzen. Was sie begannen, hat aber Nachfolge gefunden und ohne Namen nennen zu wollen, fehlt es nicht an Namen von gutem Klang. Die Aufgabe dieser Männer wäre ohne Zweifel schwierig, sie würden, könnten die Denkmalsaufgabe selbst nicht lösen. Ihre Lösung zu erleichtern, das wären sie gewiß im Stande. Bei Aufstellung des allgemeinen Denkmalsplans würden sie voraussichtlich nicht erklären können, welcher Denkmalsvorschlag der geeignete, wohl, welcher der nicht geeignete ist. Und weiß man nur erst, was man nicht wollen kann und darf, so weiß man in der Regel bald, was man wollen soll und muß. Vielleicht auch, daß Winke dieser Männer die rechte Richtung für Lösung der Denkmalsaufgabe selbst anzeigten, vielleicht, daß ein von ihnen angeregter oder angedeuteter Gedanke im schaffenden Künstler die rechte, die fruchttragende Idee weckte. Es liegt ja gleichsam in der Luft, was im, was mit dem Niederwaldsdenkmal geschaffen werden soll. Nur wie es geschaffen werden soll, ist die ungelöste zu lösende Frage.

Der Vorschlag, welchen wir in raschen Zügen hinwerfen, liegt recht nahe, vielleicht liegt auch er in der Luft. Der Herr Berichterstatter der „Spener'schen“ Zeitung streifte ihn fast bei seinen vortrefflichen Betrachtungen über die Denkmalsentwürfe. Sollte aber auch wider Erwarten die Ausführung dieses Vorschlags den gehofften Erfolg nicht haben, sie würde unter keinen Umständen erfolglos sein. Selbst das Ausschreiben hatte bloß anscheinend keinen Erfolg. Manches, was nicht paßt, ist bei den Entwürfen entgegengesetzt, manches weniger unpassendere aufgestoßen. Eine, wenn wir so sagen dürfen, negative Anschauung hat sich zu bilden angefangen, der die positive folgen muß, folgen wird. Die Aufgabe der Herrn Denkmalsunternehmer ist an sich nicht leicht: wir stellen dahin, ob die gutachterische Thätigkeit der Naturkennner und Landschaftskünstler sie unmittelbar erleichtere. Allein wenn die Aufgabe auch mühevoller würde, auf alle Fälle wird sie ergiebiger, dankbarer. Die Herren Denkmalsunternehmer werden die freispendende Hand der Nation um so mehr, um so sicherer anrufen dürfen, je mehr, je sicherer sie dann der glücklichen Vollendung des Denkmals vertrauen dürfen. Wie das Lutherdenkmal, das nur die Hälfte der ungeeinten Nation begeisterte, so reiche Theilnahme gefunden, was für eine Theilnahme muß doch das Denkmal, das die geeinte Nation in ihrer Gesamtheit und in ihren höchsten Leistungen verherrlichen soll, finden! Möge denn den Herren Denkmalsunternehmern der Muth nicht schwinden! Was ihrer wartet, es ist das Beste, was das öffentliche Leben einer Nation zu bieten vermag, es ist der volle, warme Dank der Nation.

Th. L.

Die preussische Diplomatie in Württemberg. Aus Stuttgart. Am Martinstage hat der bisherige preussische Gesandte, Frhr. v. Rosenberg, dem König von Württemberg sein Abberufungsschreiben überreicht. Seit dem 5. März 1867 war er am württembergischen Hofe beglaubigt, und so hat er eine bedeutsame Epoche des württembergischen Staats mit erlebt, ja er hat, wie das in seiner Stellung lag, die große Wandlung, die nunmehr vollzogen ist, selbst mit herbeiführen helfen. Wenn man sich erinnert, welche

Stimmung er bei seiner Ankunft in Württemberg vorfand, wo man selbst den Allianzvertrag als ein unerträgliches Joch empfand, eine Stimmung, die zum Theil durch die damaligen Leiter der Regierung selbst genährt wurde und die ihren bezeichnendsten Ausdruck in den berühmten Placaten der Zollparlamentswahlen des Jahres 1868 fand, so begreift man, daß Herr v. Rosenberg nicht auf Rosen hier gebettet war. Vielmehr war seine Stellung eine besonders schwierige, und es gehört nicht wenig Tact und guter Wille dazu, ihr jahrelang gerecht zu werden. Ohne Zweifel besaß der Gesandte die Eigenschaften, die zu einer gedeihlichen Wirksamkeit auf einem so heiklen Boden erforderlich waren. Vor allem war er ernsthaft bemüht, die Eigenthümlichkeiten des Landes, in welchem er wirken sollte, zu studiren, Personen wie Verhältnisse kennen zu lernen, und er scheint je länger er hier verweilte, um so mehr zu einer gerechten Würdigung und Schätzung der besonderen Landesart gelangt zu sein, wie er denn in der That ungern von dem ihm lieb gewordenen Posten scheidet. Im persönlichen Verkehr wird ihm ein freundliches, entgegenkommendes Wesen nachgerühmt, das doch nie der amtlichen Würde Eintrag that, und so ist er auch im dienstlichen Verufe immer voll Rücksicht gewesen, bemüht, Empfindlichkeiten zu schonen, und eine vorzugsweise vermittelnde und ausgleichende Rolle durchzuführen. Es ist zum Theil auch das persönliche Verdienst des Gesandten, daß der Uebergang Württembergs in die neuen Verhältnisse so schonend und ohne ernstliche Reibungen bewerkstelligt worden ist. Und als er den Kronprinzen von Preußen und des deutschen Reichs auf seiner Reise durch Schwaben begleitete und ihm die Aufgabe zufiel, dem künftigen Kaiser so zu sagen das umgewandelte Württemberg vorzustellen, durfte er sich mit Genugthuung sagen, daß er zu diesem erfreulichen Resultat auch sein Theil beigetragen habe. War nicht in diesem Augenblick seine Mission gewissermaßen erschöpft, sofern diese auf den Anschluß Württembergs an das zu bildende Reich gerichtet war und konnte für ihn die Fortsetzung seiner seitherigen Thätigkeit unter den veränderten Umständen noch von Werth sein? — so etwa ließe sich fragen und die jetzige Abberufung des Gesandten sich erklären, wenn es nicht ein öffentliches Geheimniß wäre, wo die eigentlichen Gründe und Triebfedern dieser Abberufung zu suchen sind.

Eine Kunst hat Herr v. Rosenberg bei allen Eigenschaften, die einen Diplomaten zieren, jedenfalls nicht verstanden: die Gunst des Hofes zu erwerben, bei dem er beglaubigt war, ist ihm nicht gelungen. Nun gehörte es ohne Zweifel weder in diesem besonderen Fall, noch gehört es überhaupt zu den Pflichten eines Diplomaten, am Ersten nach diesem Ziele zu trachten. Die preussische Diplomatie insbesondere hat niemals absonderlichen Werth darauf gelegt die höfische Geselligkeit durch jene Liebenswürdigkeit zu beleben, deren Pflege sie getrost den Vertretern anderer Mächte überlassen konnte. Allein das Verhältniß muß doch immer ein solches sein, daß es eine erspriessliche Thätigkeit im Verufe ermöglicht und fördert. Und ob nun das Verhältniß des Herrn von Rosenberg am hiesigen Hofe von dieser Art sei, konnte allerdings wenigstens von dem Augenblick an zweifelhaft werden, als Württemberg definitiv dem neuen Reiche angegliedert war und nunmehr die Pflege so zu sagen normaler Beziehungen in Aussicht genommen werden mußte, während der bisherige Verkehr doch zuweilen fast den Charakter eines

Geplänkels oder doch des Parlamentirens zwischen zwei gegnerischen Lagern an sich getragen hatte. In dem jetzigen Friedensstand war selbst jede Erinnerung an das Vorausgegangene unerwünscht, und eine solche beständige Erinnerung lag allerdings in der fortdauernden Anwesenheit des Diplomaten, der seit 6 Jahren die preussische Regierung am hiesigen Hof zu vertreten hatte.

Es war nun einmal so, daß das Verhältniß des Gesandten zum Hof Alles zu wünschen übrig ließ. Man weiß, daß der Hof nicht nur die Abberufung desselben aufs Sehlichste gewünscht, sondern auch diesen Wunsch mehrfach angebracht hat. Zuletzt soll die Stellung des Frhrn. v. Rosenberg nahezu eine peinliche gewesen sein, und es liegt auf der Hand, daß dies mit der Zeit auch im Dienst hätte fühlbar werden müssen. Man hat also zuletzt den Wünschen des württembergischen Hofes nachgegeben und dazu einen Zeitpunkt gewählt, der gewissermaßen als ein erfolgreicher Abschluß der Thätigkeit des Gesandten sich betrachten ließ. Was eigentlich dem letzteren die entschiedene Abneigung des Hofes zuzog, ist schwer zu sagen. Jedenfalls lag es mehr an der Aufgabe, als an der Persönlichkeit des Frhrn. v. Rosenberg. Daß er zuweilen Aufträge haben mochte, welche hier nicht eben mit Enthusiasmus aufgenommen wurden, begreift sich; nur ist die Frage, ob ein anderer Vertreter hiemit glücklicher gefahren wäre. Ein bestimmter Punkt ist es allerdings, den man Herrn v. Rosenberg hier ganz besonders zum Vorwurf gemacht hat: die Beziehungen, die er gelegentlich zu politischen Persönlichkeiten unterhielt, welche der deutschen Partei angehören. Das ist allerdings für die Stellung eines Diplomaten ein etwas heikler Punkt. In dessen läßt sich der vorliegende Fall nur aus den Verhältnissen richtig würdigen. Erinuert man sich der ersten Jahre, welche Herr v. Rosenberg hier zubrachte, so wird man jene Beziehungen ebenso selbstverständlich und unvermeidlich finden, als man begreift, daß sie mit äußerstem Mißfallen aufgenommen wurden. Die deutsche Partei, auf deren Beistand später die Regierung sich angewiesen sah, um ihren Pflichten gegen Preußen und das Reich nachzukommen, galt damals in manchen Augen fast als eine Art Umsturzcomité, als landesverrättherischer Club. Ihr Ziel war aber kein anderes, als das heute im Wesentlichen verwirklichte, kein anderes, als welches der Vertreter Preußens auf seine Weise und mit seinen Mitteln sollte zu erreichen suchen. Sie waren also natürliche Bundesgenossen, ja eine Zeitlang gewissermaßen Leidensgefährten, und es hätte schwerlich den Instructionen des Gesandten entsprochen, wenn er sich nicht auch in denjenigen Kreisen des Landes orientirt hätte, wo man die preussische Politik unterstützte, weil es die deutsche war. Da und dort scheint man sich von der Thätigkeit des Herrn v. Rosenberg zuweilen eine ganz ungeheuerliche Vorstellung gemacht zu haben, als ob er nichts geringeres denn ein Neß der Verschwörung ausgeworfen hätte, etwa so wie man sich die Stellung der Herren Buoncompagni und Villamarina an den Höfen von Florenz und Neapel während der italienischen Revolution vorzustellen pflegt. In Wirklichkeit waren die Beziehungen des Gesandten zur deutschen Partei höchst harmloser Natur. Wo sich ihm Gelegenheit bot, wirkte er in mäßigendem und vermittelndem Sinn. Die regierenden Kreise hätten alle Ursache ihm dankbar zu sein. Gerade in den schlimmsten Zeiten war seine Geduld unerschöpflich. Es war seine Art, eher zu mild von den Menschen zu denken als zu streng.

Als im Juli 1870 der plötzliche Gewittersturm Württemberg an die Seite des schützenden Preußens gerissen hatte, als der Kronprinz von Preußen in Stuttgart erschien, um aus den Händen des Königs den Oberbefehl auch über die württembergischen Truppen zu übernehmen, hielt es Herr v. Rosenberg für passend, dem Kronprinzen einige der Männer persönlich vorzustellen, welche bisher für den Anschluß an Preußen vorzugsweise thätig gewesen waren. Der Kronprinz wohnte als Gast im königlichen Schlosse, hier empfing er drei leitende Mitglieder der deutschen Partei und drückte ihnen in dieser ersten Stunde seine Freude über die Vereinigung des Nordens und Südens aus. Auch der erste Moment jedoch, auch der gefaßte Entschluß, wider den drohenden Feind zur Sache des Vaterlandes zu halten, vermochte noch nicht die bisherigen Vorurtheile und Beängstigungen zu zerstreuen. Daß in einem Gemach des königlichen Schlosses der preussische Kronprinz nationalgesinnten Landtagsabgeordneten eine Audienz gewährt hatte, war ein unerträglicher Gedanke. Herr von Rosenberg wurde für diesen Frevel verantwortlich gemacht. Es wird erzählt, daß eine förmliche Beschwerde nach Berlin gerichtet worden und daß wirklich aus dem auswärtigen Amt eine offizielle Rüge dem Gesandten ertheilt worden sei; allerdings wird hinzugefügt, es sei gleichzeitig ein Privatschreiben des Grafen Bismarck eingelaufen, welches zum Glück eine erheblich mildere Beurtheilung des Falles verrieth.

So übel jene Beziehungen des Herrn v. Rosenberg zu der deutschen Partei angesehen wurden, so nahm man gleichwohl keinen Anstand von denselben gelegentlich Nutzen zu ziehen. Als bei der Budgetberathung im vorigen Jahr die Stammermehrheit wenig Neigung zeigte, noch fernerhin die Gelder für die Gesandtschaftsposten in Wien und München zu bewilligen, wurde neben anderen Mitteln, welche die Regierung in ihrer Noth anstrebte, auch Herr von Rosenberg angegangen, seinem Einfluß unter den Abgeordneten der deutschen Partei im Sinne der Bewilligung jener Posten geltend zu machen. Zu solchen Diensten fühlte allerdings der Vertreter Preußens keinen Beruf und auch dies ist ihm auf die Rechnung gesetzt worden, die zuletzt nur durch seinen Rücktritt beglichen werden konnte.

Jetzt ist die Rechnung beglichen. Dem Wunsch des württembergischen Hofes ist entsprochen; noch mehr, auch bei der Neubesezung des Gesandtschaftspostens ist auf die besonderen Wünsche der königlichen Familie Rücksicht genommen worden. Der neu ernannte Gesandte, der schon in den fünfziger Jahren als Attaché eine Zeit am hiesigen Hofe zubrachte, ist im voraus als *persona grata* willkommen geheißen. Die Erwartung ist wohl nicht übertrieben, daß ein solches Entgegenkommen der preussischen Regierung entsprechende Erwiederung finden werde. Dient der diplomatische Wechsel wirklich dazu, bessere Beziehungen zwischen beiden Höfen herbeizuführen, so wird Niemand ihn beklagen wollen. Herr v. Rosenberg aber hat sich in der Zeit seines hiesigen Aufenthaltes aufrichtige Freunde erworben, die seine erfolgreiche diplomatische Thätigkeit wie seine persönlichen Eigenschaften schätzen gelernt haben. Auch ihm wird das kleine Abschiedsfest, das in den Räumen der Villa Siegle seine Freunde und Verehrer um ihn versammelte, unvergessen sein.

Literatur.

Springer's Dahlmann. 2. Theil. Der erste Band dieses schönen Werkes, lange vorbereitet und sehnlichst erwartet, wurde gerade begierig gelesen, als der große wundervolle Krieg mit Frankreich ausbrach. Jetzt, nachdem mit Kaiser und Reich ein gutes Stück der unerschütterlichen Hoffnungen dessen, dem es ein Denkmal setzt, in Erfüllung gegangen, erscheint zu rechter Stunde der Abschluß. Inzwischen wurden diese Blätter in's Leben gerufen, die sich nach dem Reiche nennen und somit selber einen Grundgedanken Dahlmann's fortwalten lassen. In ihnen aber Springer's Meisterwerk, das Porträt des überzeugungsvollen Lehrers, Geschichtschreibers und Staatsmannes lobend zu verjüngen, würde wahrlich heißen Eulen nach Athen tragen. Mit einem Worte dieser Gegenstand und die Form, in die er gekleidet, bedürfen an dieser Stelle weder des Recensenten noch des Epitomators. Der Leser wird überhaupt am Besten thun, wenn er sich mit den üblichen Anzeigen und Auszügen nicht genügen läßt, sondern nunmehr auch den zweiten Band selbst in die Hand nimmt. Wir möchten dafür bürgen, daß er ihn in einem Zuge bis zur letzten Seite durchliest. Es wird dabei Jedermann bald deutlich werden, weshalb uns heute der Dahlmann von Bonn und Frankfurt so viel näher steht als der, welcher einst in Kiel die schleswig-holsteinische Ritterschaft berieth und in Hannover das Staatsgrundgesetz beides schaffen und mannhaft vertheidigen half, weshalb gerade in diesem zweiten Theil die wahre biographische Kunst so herrlich wirkt, indem sie den Mann möglichst mit den eigenen Worten reden, ihn möglichst wie er war sich unter den Menschen und unter den immer mächtiger werdenden Geschicken der deutschen Nation bewegen läßt. Kein Wunder, daß nach dem Ereigniß von 1837, der Austreibung der sieben Göttinger, das mit Hilfe des in Leipzig errichteten Vereins der öffentlichen Meinung einen so nachhaltigen Druck verließ, die Correspondenz des an sich schreibfaulen Dahlmann, des unbestrittenen Führers in dieser epochemachenden Bewegung, immer weitere Kreise zog. Aus dem mit den nächsten Freunden wie den Grimms, Gervinus, Hegewisch geführten Briefwechsel, der bis an das Ende alle Differenz der Anschauung und selbst bedenkliche Trübung durchwetterte, wie aus den mit den höchsten Persönlichkeiten gewechselten Schreiben, aus Denkschriften und Reden, die meist an schicksalsschweren Augenblicken einsetzen, und aus den eigenen Werken des Historikers, gegen das Ende besonders in namhaften Mittheilungen aus den im Winter von 1850/51 über die jüngste selbst erlebte Geschichte Deutschlands gehaltenen Vorlesungen baut sich anscheinend so einfach und natürlich das Lebensbild auf. Man ahnt, welches stattliche Material dem Biographen zur Verfügung gestanden. Der Kundigere versteht hier und da einen bedeutsamen Wink, und freut sich dann vollends über Sinn und Maß, womit nicht nur die Auswahl der selbständigsten Geistesfunken getroffen, sondern auch nach Meisterart in Erzählung und Beurtheilung die Documente ausgeschöpft worden sind.

So wüßten wir Springer's Urtheil über die Geschichte von Dänemark, dasjenige Werk, an welchem Dahlmann's wissenschaftlicher Ruf als Geschicht-

schreiber am festesten haftet, und der tactvollen Auslese der seinem eigenartigen Geist ganz besonders homogenen und deshalb nach Inhalt und Form so ungemein treffenden Partien Nichts hinzuzufügen. Der zündenden Wirkung dagegen, welche die Vorlesungen über die Geschichte der Englischen Revolution an Ort und Stelle hervorriefen, wird Schreiber dieses Zeitlebens eingedenk bleiben. Dahlmann hatte nicht lange zuvor unter weitester Theilnahme in Bonn endlich wieder eine seiner würdige bleibende Stätte gefunden. Die akademische Jugend füllte allemal den wohlbekannten großen Hörsaal trotz der heißen Nachmittagsstunde und wie sehr auch die entzückende Aussicht durch die hohen Fenster auf das Siebengebirge damals noch nicht verbaut in's Freie locken mochte. Schon die Gestalt mit der fast finster ernsten Miene überdacht von dem schwarzen buschigen Haar und die gleichmäßige Ruhe, mit der er bestimmt bis auf die Nuancen der Interpunction aus seinem Hefte las, hatte etwas Imponirendes. Es wurde dann auch so regelmäßig nachgeschrieben, daß gar Mancher, als ein Jahr später das Buch erschien, die Kernsätze freudig im Druck begrüßte, die er fast eben so vollständig in seiner Mappe beisammen hatte. Bereits nach der markigen Einleitung war man sich bewußt, wie diese Vorträge nicht etwa zu speciellem staatsrechtlichen Studium der englischen Verfassungsgeschichte anregen wollten, sondern auf eine segensreiche Lenkung der politisch immer höher gehenden Stimmung der eigenen Nation hinzielten. Dem jugendlichen Geiste entging es am wenigsten, wenn der Lehrer die im Kampfe um das gute Recht unbeugsame ritterliche Erscheinung John Hampdens gleichsam aus dem eigenen, bei aller Ruhe innerlich und tief sittlich glühenden Wesen hervortreten ließ. Auch das häufige Erscheinen gelegentlicher Hospitanten, älterer vornehm oder gelehrt ausschender Herren blieb nicht unbemerkt, obgleich ich zu meinem Bedauern gestehen muß, unter ihnen das unbefangene Gesicht des nachmaligen Verlegers der „Zwei Revolutionen“ damals noch nicht herausgewittert zu haben. Die in Bonn Geschichte Studirenden ließen sich auch wenig beirren durch den zünftigen gegen diese Art von Popularisirung gerichteten Tadel, der früh ihr Ohr erreichte. Gerade durch dieses Publikum vorbereitet und dem mächtigen Charakter des Mannes nahe gebracht, haben sie die viel ernster und strenger das eigene Nachdenken und die Selbstthätigkeit in Anspruch nehmenden Vorlesungen über Politik und die Deutsche Geschichte vom Tode Karl's V. bis zum Tode Friedrich's des Großen bejuchet. Die letzteren, die, es ist wohl möglich, vor 1848 eine größere Wirkung thaten als nachher, scheinen bei Springer fast etwas zu kurz zu kommen. Dahlmann pflegte als Gegenbild zu der trostlosen Schilderung der Reichszustände in der Epoche des Westphälischen Friedens nicht nur einen hoffnungsvollen Blick auf den großen Kurfürsten zu werfen, sondern seine Charakteristik Friedrich Wilhelm's I., den er mit entschieden staatswirthschaftlicher Vorliebe behandelte, war ganz geeignet, einen unvergänglichen Eindruck zu hinterlassen. Obwohl nur mit Fasman und Förster vor sich und ohne die archivalischen Aufschlüsse der Gegenwart hielt er sich in seinem sittlichen Ernst von dem landläufigen von der Markgräfin von Bayreuth herrührenden Zerrbilde völlig frei. Er faßte diesen Zuchtmeister und haushälterischen Bildner des Volks schon ganz ähnlich wie Carlyle in seinem Buche. Andererseits aber kam damals allerdings der große Sohn entschieden zu kurz, denn

die persönliche Abneigung gegen denselben wurde, wie wir nun erfahren, erst allmählich parallel mit den steigenden Sympathieen der deutschen Nation, ja, vielleicht ahnungsvoll ihnen sogar um einen Schritt voraus mit den im Herbst 1860 begonnenen Vorlesungen vollständig überwunden, denen der Tod ein plötzliches Ziel setzte.

Ob und wie viel wohl von allen diesen Vorlesungen so wie von den ebenfalls aus der letzten Zeit erst unter Einwirkung des Krimkriegs entstandenen höchst merkwürdigen Vorträgen über die Geschichte Rußlands noch durch den Druck zu retten wäre, ist oft gefragt worden. Der Wunsch ist wenigstens durch die von Springer der deutschen Reihe entnommenen Auszüge wieder beträchtlich angefaßt worden. Wie hier Dahlmann persönlich mithandelte und objectiv von sich selber vorgeführt wurde, so daß diese eigenen Mittheilungen den höchsten biographischen Werth besitzen, so wird sich doch sein eigenes Wesen qualitativ kaum minder in jenem fremdländischen Stoffe abgespiegelt haben, als auf dem der früheren Zeit einst so verwandten Gebiet der englischen Revolution.

Dahlmann als Politiker in jener gährenden Epoche des Uebergangs fast in der Mitte stehend, erhält nunmehr volle ebenbürtige Würdigung. Niemand, auch Gervinus nicht, kann ihn in seinem Vertrauen auf Preußens Beruf irre machen. Die Gründe, weshalb er sich weder an die Spitze einer großen Zeitung in Berlin noch in Heidelberg stellen ließ, entsprachen durchweg der selbständigen Ueberzeugung, die sich in weiteren Kreisen so wuchtig auf den beiden Germanistenversammlungen geltend machte. Beim Anbruch des großen Sturmjahrs 1848 hat er nur die Losung, welche immerdar sein treues Glaubensbekenntniß geblieben ist: „Sogleich und Alles, was die constitutionelle Monarchie ausmacht, aber kein Fußbreit weiter.“

Als Vertrauensmann Preußens in Frankfurt setzte er jenen Verfassungsentwurf der Siebzehner auf, der unter einem erblichen Reichsoberhaupt eine möglichst concentrirte Reichsgewalt erstrebte. Hier gipfelt ohne Frage die Bedeutung des Buchs durch die Fülle und den Inhalt der interessantesten bisher nur Wenigen zugänglichen Mittheilungen. Eine wundere Stelle in Dahlmann's Entwurf war, woran wir ja noch heute krankten, der Aufbau eines Oberhauses. Der von dem Prinzen Albert proponirte Fürstentag hatte dagegen Manches für sich, während dieser staatsmännisch urtheilende Fürst andererseits freilich von einer erblichen Kaiserwürde wieder Nichts wissen wollte. Ueber alle Kritik und Antikritik, an der sich der Prinz, Bunsen, Bancroft u. A. von London aus betheiligten, erhoben sich die von Friedrich Wilhelm IV. an Dahlmann gerichteten wunderbaren Briefe, die zu den neuerdings in Bunsens und Stodmars Denkwürdigkeiten veröffentlichten Einzelheiten über die Haltung dieses Monarchen den allerwichtigsten Beitrag liefern. Wie klingt das Alles, diese romantisch mittelalterlichen Anschauungen vom Staat, dies ideale Verfassungsgebilde, das in unverbrüchlicher Treue zu Oesterreich als dem einzigen Reichsoberhaupte wurzelt, heute Gott Lob! wie aus längst entschwundener mondbehlänzter Zeit. Wie unendlich beruhigend dagegen wirkt jedes Wort, welches verständig und ehrenhaft der Prinz von Preußen aus London mit Ausnahme jenes einen wunden Punkts entschieden zu Gunsten des Entwurfs der Siebzehner zu sagen hat. Und was ist in Hinsicht auf die Persönlichkeit und die gewaltigen Geburtswehen jener Zeit

schicksalsvoller und zunächst geradezu tragischer, als wenn auf das wiederholte Glaubensbekenntniß des Königs der schlichte, aber fest in seinen Schuhen stehende Professor in seinem herrlichen Brief vom 12. Mai die Nothwendigkeit betonen muß, „daß auf deutschem Boden eine überlegene einheitliche Macht erwache, gewaltig genug, um das ganze deutsche Volk unter die F'ügel zu nehmen.“

Als peinlichste Episode, zumal für den, welcher Dahlmann's Leben schildern will, gilt längst die jähe Entwicklung, die ihn für einen Augenblick an die Spitze der Dinge emporhob, als er, durch den doch vor allen Heinrich von Gagern zum Präsidenten der Nationalversammlung empfohlen worden, dessen sogenannten Kühnen Griff entschieden als einen Mißgriff verurtheilen mußte, und in den Debatten über den Waffenstillstand von Malmö lediglich mit der Ehre Deutschlands vor Augen, von seiner Partei verlassen, aber von der radicalen Linken applaudirt, das Reichsministerium sprengte, ohne ein anderes an die Stelle setzen zu können. Die bitterste persönliche Prüfung traf zusammen mit jenem Wendepunkt, seit welchem das Parlament, steil bergab schießend, an Macht und Einfluß einbüßte und schließlich Alles rückgängig werden mußte. Nicht des persönlichen Ehrgeizes, um so mehr aber der doctrinären Untauglichkeit hat man ihn beschuldigt. So wenig er in seiner Bescheidenheit verschwieg, wie viel gerade ihm zum Minister fehlte, so frei fühlte er sich andererseits stets von jedem Bewußtsein eigener Schuld. Er lebte nun einmal in dem Glauben, daß die Sache Schleswig-Holsteins mit der deutschen Einheit unzertrennlich verbunden sei, aber irrte darin, daß er seinen Grundsätzen getreu darauf gerechnet hatte, andere maßgebende Momente würden im Herbst noch dieselben sein, wie im allgemeinen Völkerfrühling. Noch lange erhob ihn sein Muth über alle Kränkungen und persönliche Erbitterung. Wie klar doch erkannte er, daß über die unselige Zeitvertrödelung an den Grundrechten das Recht auf die deutsche Einheit abhandeln kommen müsse, wie unendlich viel schärfer als der unklare Gagern faßte er die völkerrechtliche Stellung Oesterreichs ins Auge, wie blieb er dabei, daß es außer der Freiheit auch auf die Macht ankomme, damit Deutschland „auf Grundlage der Volksfreiheit als politische Größe erstehe.“ Isoliert hat er bis zuletzt ausgeharrt und durch seine Haltung Verzagende getröstet, unruhige Geister beschämt.

Dies setzte er fort auch als Mitglied der ersten Kammer in Berlin durch die Zeit des Preussischen Unionsprojects, aus welcher als ein besonders werthvolles Zeugniß die Correspondenz mit Stockmar hervortritt. Nicht nur, daß man sich abermals über Bildung einer ersten Kammer für Preußen vergeblich die Köpfe zerbrach, die schlimmsten Befürchtungen gingen hinsichtlich der letzten mattherzigen unitarischen Entwürfe nach der Reihe in Erfüllung. Nachdem auch der Erfurter Reichstag kläglich gescheitert, war endlich sein guter Muth dahin. In düsterer Stimmung kehrte er nach zweijähriger Abwesenheit krank und verbittert nach Bonn zurück und ließ sich in der Folge zahlreichen Aufforderungen zum Trotz nie wieder bereit finden, irgend eine Wahl anzunehmen.

Wer ihn während der letzten zehn Jahre seines Lebens gekannt, nach solchen erfolglosen Anstrengungen um den deutschen Staat, und dann auch nach dem Tode der zweiten Frau, welche tapfer Alles mit ihm getheilt, den-

noch ungebeugt, nur in sich gefehrter und noch mehr von allen Eitelkeiten der ihn umgebenden Welt abgewendet, wird dem Verfasser doppelt dankbar sein für das treue Bild, mit dem er dieses Leben abrundet. Der Mann der fünfziger Jahre erhält hier in wenigen Strichen eine bleibende Signatur, aus welcher, ohne daß die vielen sich spreizenden Nullitäten je berührt würden, gar manche edle Erscheinung und einmal in köstlichster Wahrheit das Kleeblatt Arndt, Dahlmann und Welcker hervortritt. Bei Dahlmann lebte unverkennbar noch einmal die alte Neigung zum Vehrfaeh wieder auf und verblieb die regste theilnahmssvolle Freude an den Leistungen anderer, während alle Anträge von Außen und die eigenen Vorsätze nicht fruchteten und sowohl eine Sammlung seiner kleinen Schriften aus der Kieler und Göttinger Periode als auch jede neue Ausarbeitung für den Druck unterblieben ist. Was aus Fragmenten und vielen einzelnen mit Selbstbetrachtungen beschriebenen Blättern mitgetheilt wird, so auch die wunderbare „Auseinandersehung mit mir selbst gepflogen,“ in welcher er den frommen Grundzug seines Wesens unbedenklich auf den höchsten Gegenstand seines Nachdenkens, die Staatsordnung, überträgt, zeigt stets die ganze geschlossene und inhaltsvoll gedrungene Art des Manns, erweckt aber doch bisweilen ein wehmüthiges Gefühl, weil der angeschlagene Funke nicht eigentlich mehr zur Flamme wurde. Mit Freuden liest man in den Beilagen noch einmal die großartig fernige Rede über die Oberhauptfrage vom 22. Januar 1849, in welcher die autobiographische Notiz, wie er zum Unitarier geworden, in Verbindung mit dem großen politischen Problem des Vaterlands unwillkürlich an die Weise erinnert, wie einst John Milton das Wichtigste aus dem eigenen Leben in die *Second Defence of the People of England* einflocht.

Und war nicht Dahlmann ebensogut ein Seher, der nicht ohne dichterischen Schwung das gelobte Land, das er nicht selber erreichen sollte, fest im Geiste schaute? Die Gewißheit, im guten Glauben an die deutsche Zukunft zu sterben, half die bittersten Erfahrungen überwinden und mit eiserner Strenge bei dem einmal erkannten Leitstern ausharren. Ihn hat Gervinus nicht zur Republik bekehren können. Ewald, dem anderen Göttinger Genossen, hat er selber noch den albernen Preußenhaß verwiesen. Ihm stand nach allen Erlebnissen erst recht fest, daß den Deutschen vorerst Macht weit mehr nöthig sei, als Freiheit. Darum denn auch in den letzten Stunden, die er vor dem verhängnißvollen Schlaganfall zu seinen Zuhörern redete, unverkennbar gehoben durch das, was seit 1859 in Italien vorging, die bisher nicht empfundene Wärme für Friedrich den Großen. Der Gedanke an die nationale Einheit und Macht, den er in seinen Vorträgen und nicht minder obwohl indirect in jenen populären Geschichtswerken ausströmen ließ, leitete ihn selber, als er Schleswig-Holstein für Deutschland vindicirte und um die hannöckerische Verfassung kämpfte und litt. Er hat diese Fahne auch mit den noch einmal in Frankfurt und Berlin zertrümmerten Hoffnungen nicht sinken lassen. Das Andenken, das er unter den vorbildenden Werkmeistern des neuen Reichs der treueste und unverzagteste gewesen, das sichert ihm jetzt in alle Wege Springers treisliches Buch.

H. Pauli.

Ueber die Begabung der Semiten.

Wenn schon der Geist jedes einzelnen, namentlich jedes begabten Menschen eine sehr zusammengesetzte, scheinbare Widersprüche in sich schließende Größe ist, so gilt das noch weit mehr von dem Geist eines Volkes oder gar einer Völkerfamilie, denn das sind Complexe von Individuen, die von einander außerordentlich verschieden sind. Es gehört zu den schwierigsten Aufgaben des Historikers, ganze Völker so zu schildern, daß alles Wesentliche hervorgehoben, aber dabei kein Zug auf Kosten eines anderen zu grell beleuchtet werde. Allerdings ist die Schwierigkeit bei verschiedenen Völkern nicht die gleiche. Die semitischen Völker (Israeliten, Araber, Phönizier u. s. w.) zeigen in mancher Hinsicht einen so ausgeprägten Charakter, daß eine Schilderung desselben immerhin leichter sein dürfte als z. B. bloß die des kleinen Griechenvolkes, welches, obwohl eine wahre Einheit, doch viele scharf von einander abstechende Bestandtheile in sich schloß; man halte nur den Athener neben den Böotier, den Korinther neben den Spartaner, den Arkader oder Aetoler neben den Milesier oder Sybariten u. s. w. Daß aber doch auch die Auffassung der geistigen Eigenschaften der Semiten keine ganz leichte Sache ist, möge man aus den widersprechenden Urtheilen ersehen, welche z. B. so bedeutende Kenner wie Renan und Steinthal darüber gefällt haben. Dieser Widerstreit der Meinungen wird noch vermehrt durch eine sehr gut geschriebene und geistvolle Schrift des gelehrten Orientalisten Chwolson *), welche vorzugsweise gegen Renan gerichtet ist. Der Verfasser sucht darin mit Recht manche den Semiten zu ungunstige Sätze Renan's zu widerlegen. Dabei entgeht er aber wieder nicht dem auf diesem Felde kaum vermeidbaren Fehler, einseitig zu werden, namentlich stellt er die Semiten, zu denen er sich selbst mit Stolz rechnet, weil er von jüdischer Herkunft ist, hie und da in ein zu vortheilhaftes Licht. Es liegt mir fern, hier eine neue Charakterzeichnung der semitischen Völker zu versuchen; ich will nur einige Beiträge zu einer solchen geben, indem ich dabei theils zustimmend, theils widersprechend an die Chwolson'sche Schrift anknüpfe.

*) Die Semitischen Völker. Versuch einer Charakteristik von D. Chwolson, ordentlichem Professor an der kaiserl. St. Petersburger Universität. Bruchstückweise vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der Universität. Berlin. Franz Dunder, 1872.

Mit Recht betont Schwolson die ungeheure Bedeutung der natürlichen Anlagen bei Völkern wie bei den Einzelnen, doch geht er viel zu weit, wenn er die Einwirkung von Religion und Gesetz auf der einen, von geographischer Lage und Klima auf der andern Seite fast ganz leugnen möchte. Die Bewohner von Paraguay waren wilde Indianer wie ihre Nachbarn in Brasilien und in den La-Plata-Staaten und sind durch die despotische Zucht der Jesuiten und ihrer weltlichen Nachfolger zu einem Volke geworden, das sich für sein Vaterland und seinen (wie es scheint, unwürdigen) Führer gegen eine ungeheure Uebermacht aufs heldenmüthigste bis zur Erschöpfung geschlagen hat. Der Islam, das Christenthum und der Buddhismus haben selbst bei Culturvölkern entschieden auch auf den Charakter (je nachdem, günstig oder ungünstig) eingewirkt. Und ebenso sind Klima und geographische Lage ein sehr bedeutendes Moment für die Bildung des Charakters der Nationen. Könnten wir das erste Werden der Völker beobachten, so würde es sich vielleicht als das entscheidende herausstellen. Völker mit gleichsam schon fertigem Charakter und mit einer entwickelten Cultur setzen natürlich solchen Einflüssen einen ganz anderen Widerstand entgegen als der rohe Naturmensch. Aber doch sind auch sie nicht unabhängig von ihnen. Namentlich abgeschlossene Länder mit einem scharf ausgeprägten, einseitigen geographischen Charakter, wie Hochgebirge, einsame Inseln, und besonders Wüstenländer (um von Polarländern zu schweigen) üben einen solchen Einfluß in hohem Grade aus. Der gewaltige Unterschied zwischen den auf einem zum großen Theil uncultivirbaren Hochland mit schroffem Wechsel von Kälte und Wärme wohnenden Persern und den ihnen doch so nah verwandten Bewohnern Indiens mit seiner tropischen Ueppigkeit erklärt sich hauptsächlich aus geographischen Gründen. Schwolson weist, um die geringe Bedeutung des Wohnsitzes in dieser Beziehung zu erhärten, auf die ungeheuere Verschiedenheit der alten Aegypter von den heutigen hin; aber gerade Aegypten ist ein Land von so ausgesprochener Eigenthümlichkeit, daß es nothwendig seine Bewohner sich conform macht. Der beste Kenner von Nord-Afrika, W. Munzinger, hebt mit kurzen, meisterhaften Zügen gerade die Aehnlichkeit des modernen Aegyptens mit dem alten hervor (Ostafrikanische Studien, S. 5 ff.) „Die alten Aegypter hatten“ sagt er u. A., „vor den jetzigen nicht so viel voraus, wie man sich gern einbildet: Hütten neben Palästen standen ehemals und stehen jetzt, geheime Wissenschaft neben crasser Unwissenheit“ u. s. w. In der Jahrtausende alten Geschichte Aegyptens giebt es natürlich mehrere Perioden der Blüthe und des Verfalles; man darf die Zeit der Mamlukenwirthschaft unter türkischer Hoheit nicht mit der der Pyramidenbauer vergleichen, aber ob die Cultur Aegyptens in der besten Zeit der Fatimiden und ihrer Nachfolger nicht reichlich so hoch zu schätzen wie die höchste Cultur unter den Pharaonen, scheint

mir doch die Frage. Der Hauptunterschied besteht darin, daß die Aegypter im hohen Alterthum keine irgend ebenbürtige Nachbarn hatten und daher keine bedeutenden Einwirkungen von außen empfangen; darum gerieth aber auch ihre Cultur so früh in Stillstand.

Chwolson hätte schärfer hervorheben können, daß die Völker nicht starre sich ewig gleich bleibende Massen, sondern entwicklungs- und assimilationsfähige Organismen sind, die äußeren Einwirkungen einen verschiedenen Widerstand entgegensetzen, aber sich im Verlaufe langer Jahrhunderte doch so umbilden können, daß man das ursprüngliche Wesen nur noch an wenigen Spuren erkennt. Wohl erinnert noch mancher Zug im Magyaren an seine asiatische Heimath, aber im Ganzen steht er doch jedem gebildeten Volke Europas weit näher als seinen nächsten Verwandten am Ural.

Auch bei der Charakteristik der Semiten muß man sich davor hüten, die europäischen Juden für reine Repräsentanten des Semitenthums zu halten. Wohl haben sich bei diesen manche uralte Charakterzüge mit auffallender Zähigkeit bewahrt, aber doch sind sie Europäer geworden, doch sind auch manche Besonderheiten in ihrem Wesen nicht so sehr altsemitisch wie eine Folge der eigenthümlichen Geschichte und besonders der theils selbst gewollten, theils erzwungenen Abschließung und des Druckes, unter dem sie gelebt haben.

Die Charakteristik der Semiten muß sich vor Allem an die Araber und die alten Hebräer halten, daneben an die Syrer (Aramäer), die aber weder politisch noch sonst je eine festgeschlossene Nationalität gebildet haben. Ueber das geistige Leben der Phönizier, deren Semitenthum Chwolson wieder mit guten Gründen erweist, sowie einiger kleiner semitischer Nationen des Alterthums wissen wir leider nicht sehr viel. Von den alten Babyloniern und Assyrern wird man besser absehen, da es noch nicht zu entscheiden ist, wie weit ihre hohe Cultur semitisch ist; am Tigris sind von jeher sehr verschiedene Nationalitäten zusammengestoßen. Um das Bild vollständig zu machen müßte man allerdings auch die schwarzen Semiten in Abyssinien berücksichtigen; aber diese sind von Alters her den Einflüssen ganz roher Nationen ausgesetzt gewesen, haben sich stark mit ihnen vermischt und könnten in den meisten Hinsichten nur zeigen, wie durch solche Verhältnisse auch geistig hoch angelegte Naturen sinken können. Jedenfalls läßt sich manches dafür sagen, wenn man bei der Darstellung des Characters einer Gruppe von Völkern die verkümmerten oder nicht entwickelten unberücksichtigt läßt.

Nicht bloß wegen des Einflusses auf uns Europäer wird man bei den Semiten zuerst die Religion betrachten. Renan hat mit Recht nicht die Anfänge semitischer Religion ins Auge gefaßt, sondern die Resultate ihrer religiösen Entwicklung und ihre Richtung auf den Monotheismus als das

Entscheidende hingestellt. Der völlige Sieg des Monotheismus ist allerdings erst in geschichtlicher Zeit bei den Israeliten erfolgt, aber auch bei den andern semitischen Völkern zeigen sich starke Ansätze dazu. Das Christenthum dürfen wir mit Menan nur halb zu den semitischen Religionen rechnen, weil es schon bei seinem ersten Entstehen die Befruchtung der Welt durch griechische Ideen voraussetzt und erst wesentlich durch nicht semitische Einflüsse zur Weltreligion ward; kann man doch fast sagen, daß die Bervollkommnung des Christenthums seit der Reformation in der immer vollständigeren Ausscheidung seiner semitischen Elemente besteht. Dagegen ist der Islam in seiner rein arabischen Form, die Lehre Muhammeds und seiner Schüler, die seit hundert Jahren in ihrem Vaterlande als Wahhabitismus wieder unverfälscht gepredigt*) wird, die consequente Vollendung der semitischen Religion, welche von nicht semitischen Grundideen nur eine einzige freilich sehr wichtige, aufgenommen hat, nämlich die von der Auferstehung und dem jenseitigen Leben. Der Islam ist unendlich hart und einseitig, aber in seiner rohen Einfachheit streng consequent. Muhammed ist nicht eigentlich ein großer Mann zu nennen, und doch ist das Auftreten der in ihm klar und energisch zum Durchbruch kommenden Religion, die dann in raschem Siegesflug zuerst die schon völlig vorbereitete semitische Welt und dann noch zahlreiche gebildete und rohe Völker unterwarf, die bedeutendste Manifestation des semitischen Geistes. In den religiösen Stücken des Alten Testaments zeigt sich die innigere Gefühlswärme, die reichere Phantasie, welche der alte Hebräer vor dem Araber voraus hatte: selbst wenn wir Psalmen und Propheten ohne die übliche idealisirende Brille lesen, werden wir sie, nicht bloß von rein ästhetischem Standpunkt aus, viel höher stellen als den Koran. Aber das Resultat der religiösen Entwicklung des Alten Testaments, die Religion Esra's, der Pharisäer und der Rabbinen, steht doch schwerlich höher als der Islam, namentlich wenn man die ins spätere Judenthum gedrungene griechischen Ideen abrechnet.

Die Energie und Einfachheit der religiösen Ideen lassen beim Semiten eine verschlungene Mythologie oder tiefe Mystik nicht aufkommen. Wo sich dergleichen bei ihnen findet, ist es entweder ganz fremder Herkunft, oder doch durch Vermischung mit fremden Ideen entstanden. Das gilt z. B. von den mancherlei gnostischen Sekten, zum guten Theil auch vom officiellen Christenthum bei ihnen. Mystische Lehren werden bei den Semiten leicht geradezu roh; man vergleiche z. B. die Religion der rein semitischen Drusen mit analogen Erscheinungen persischer und indischer Herkunft.

Der Geist der indogermanischen Culturvölker ist auch auf religiösem

*) Als Lehre ist der Wahhabitismus durchaus nur der vollständig reine, orthodoxe Islam.

Gebiete reicher als der semitische, aber er entbehrt der gewaltigen Energie, welche den Glauben an Gottes Einheit erzeugte, nicht als Resultat wissenschaftlichen Nachdenkens, sondern als moralische Forderung, die keinen Widerspruch duldet. Mit diesem Glauben, dessen Kraft die Welt unterworfen hat, ist nothwendig eine große Gewaltfameit und Ausschließlichkeit verbunden. Nirgends tritt die Schroffheit des Alten Testaments imponirender hervor, als in der halb mythischen und doch durch und durch geschichtlichen Zeichnung des Elias, der großartigen Verklärung des für den Herrn eifernden Prophetenthums. Ich verstehe nicht, wie Schwolson den Semiten die religiöse Ekstase möglichst absprechen möchte, während doch das Alte Testament voll ist von Zeugnissen über die gewaltsame phantastische Erregung der Propheten, auch derer des Baal; heißt doch im Hebräischen das Wort *hith-nabbe*, „sich als Prophet benehmen“ auch wohl geradezu „sich toll geberden, rasen.“ Die Ekstase, der Zustand, in welchem der religiösbegeisterte Mensch unmittelbar mit Gott zu verkehren glaubt, ist den Propheten selbst subjectiv die Beglaubigung ihrer Berufung gewesen. Und eben so innig hängt mit dem Wesen ihrer Religion der von Schwolson gleichfalls nicht recht zugegebene Fanatismus der Semiten zusammen: „Hüte dich, daß du nicht einen Bund machest mit den Einwohnern des Landes, da du einkommest, daß sie dir nicht ein Aergerniß unter dir werden. Sondern ihre Altäre sollst du umstürzen und ihre Götzen zerbrechen und ihre Haine ausrotten“ u. s. w. (2. Mose 34, 12 f.) so und ähnlich lauten die strengen Gebote, denen man für ihre Zeit eine Berechtigung nicht wird absprechen können, die aber doch jedenfalls von furchtbarer Ausschließlichkeit und von strengem Fanatismus zeugen. Ebenso zerstören denn die Anhänger Baals die Altäre des Herrn und tödten seine Propheten (1. Kön. 19, 10). Was die Israeliten an Menschen und Vieh den Feinden abgenommen, weihten sie oft Gott zur Vernichtung (*herem*). Jetzt wissen wir urkundlich aus der Inschrift des Königs Mesa, daß es die Moabiter ebenso, und zwar in großem Maßstabe, gegenüber ihrem Gotte *Amosch* machten. Die griechische Uebersetzung von *herem* ist *anathema*, eigentlich „Weihgeschenk“; es ist eine semitische Erbschaft, wenn auch im Christenthum dieser Auf „*anathema sit*“ eine so große Rolle spielt. Freilich hat auch anderswo religiöser Fanatismus geherrscht, namentlich wo es mächtige Priesterkasten gab wie bei den Persern und Jüdern, aber charakteristisch ist dieser Zug für die semitischen Religionen. So zeichnet er auch den Islam aus. Hat er unter den Muslimen auch kaum je eine so entsetzliche Gestalt angenommen wie hie und da im Christenthum, so ist er doch viel tiefer gewurzelt und innerlich nothwendiger. Ist doch der Muslim gehalten, jeden Frieden mit Ungläubigen als bloßen Waffenstillstand anzusehen, ein Gebot, das die wahren Gläubigen, die Wahhabiten wieder streng befolgen.

Eine andere Seite des Fanatismus zeigt die große Ausdehnung, welche die Menschenopfer noch bei hoch civilisirten Semiten hatten. Bei den alten Hebräern finden sich allerdings nur noch einzelne Spuren davon (wie ja auch bei den Griechen), aber wie König Mesa in der Noth seinen Sohn opferte (2. Kön. 3, 27), so thaten noch viele Jahrhunderte später punische Feldherrn; ja es wurden in Karthago jährlich große Menschenopfer dargebracht, und noch die Noth, in welche Agathokles im Jahre 310 v. Chr. die Stadt brachte, schrieb man dem Zorn der Götter darüber zu, daß die Reichen angefangen hatten, gelaufte Kinder statt der ibrigen opfern zu lassen, und man stellte daher den furchtbaren Brauch wieder in seiner Reinheit her (Diod. 20, 14). Auch bei den Arabern finden wir Menschenopfer: noch hundert Jahr vor Muhammed schlachtete ein arabischer Fürst von Hira 400 gefangene Nonnen seiner Göttin Ussa. Ueberhaupt treten in den semitischen Religionen mehrfach Züge ursprünglicher Rohheit in Vorstellungen und Sitten hervor. In Mekka verehrt man noch heute den schwarzen Stein, ein Ueberbleibsel des einst weit verbreiteten Dienstes von Steinfetischen, der auch im Alten Testament mehrfach nachklingt. Wie der unzüchtige Dienst weiblicher Göttinnen unter den alten Semiten besonders blühte, so kommt es noch in arabischen Ländern vor, daß bei Leuten, die für ganz heilig und weltentfremdet gelten, (oft geradezu Wahnsinnigen) die größten Ausschweifungen als heilige Handlungen angesehen werden; das ist freilich nur Volksglaube, der von keinem rechtgläubigen Theologen gebilligt wird. Ein hoher Ehrentitel des Alten Testaments ist es, daß es inmitten unzüchtigen Götterdienstes alle solche Unsittlichkeit aus der Verehrung seines Gottes streng verbannt.

Wenn Schwolson den Semiten im Allgemeinen die Neigung zur Askese und zum Mönchthum abspricht, so hat er zwar nicht ganz Unrecht, aber doch auch nicht völlig Recht. Zunächst könnte man sagen, daß sich nicht leicht Völker finden, welche als solche im Ganzen derartige Neigungen hegen. Dann sieht doch auch das Alte Testament das Nasiräat (wie auch das Leben der Rechabiten) als etwas Verdienstliches an; die jüdischen Essäer waren geradezu ein Mönchsorden, und das alte Alte Testament wie der Koran enthalten einige allgemeine oder theilweise asketische Vorschriften. Doch muß man zugeben, daß dies Alles mit Maß geschieht, zum Theil (wie das Verbot des Weines) für asiatische und afrikanische Länder auch sehr zweckmäßig ist. Aber es ist doch immer zu erwähnen, daß im Christenthum außer in Aegypten nicht leicht irgendwo eine so wahnsinnige, geisttödtende Kasteiung gefunden wird wie bei den rein semitischen Syrern etwa vom vierten bis zum siebenten Jahrhundert.

Aus dem Alten Testament weht uns fast durchweg ein reiner sittlicher Geist entgegen, das Streben, sich die Gottheit in sittlicher Vollendung zu

denken, das aber doch auch anderen Völkern nicht fremd sein dürfte. Das römische „Jupiter optimus maximus“ soll doch wohl auch die sittliche Vollkommenheit neben der höchsten Machtfülle ausdrücken. Wenn der Israelit aber seinen Gott als den Barmherzigen und Gnädigen ansieht, so folgt daraus mit nichten, daß er diese Barmherzigkeit und Gnade auch den andern Menschen zu Gute kommen lassen möchte. Schwolson idealisirt die ethischen Vorschriften des Alten Testaments, wie das freilich noch oft geschieht. Das Gebot, den Nächsten zu lieben, bezieht sich im Alten Testament nur auf den Volksgenossen. Kosmopolitische Ideen kommen wohl einmal bei einzelnen Propheten zum Vorschein, aber nur embryonal und immer in der Weise, daß Israel und sein Heiligthum über alle andern Völker erhaben bleiben sollen. Der Kosmopolitismus, ohne welchen das Christenthum nicht denkbar wäre, konnte erst leise aufkeimen, seit sich hellenische und orientalische Ideen zu mischen anfangen. Ob die besonders im Deuteronomium sich findenden Vorschriften über Humanität in der Kriegsführung und sonst gerade ein so besonders günstiges Zeugniß für die weiche Gesinnung der alten Israeliten abgeben, ist sehr zweifelhaft. Man könnte grade an das Gegentheil denken. Schwolson selbst weist ja darauf hin, daß bei den lügenhaften Persern seit alter Zeit die Pflicht der Wahrhaftigkeit besonders eingeschärft wird. Und ich glaube, es ließen sich Belege dafür sammeln, daß die heißblütigen alten Semiten eine starke Neigung zur Grausamkeit gehabt haben. Die große Humanität und Wohlthätigkeit der heutigen Juden kann, als Ergebnis einer eigenthümlichen Geschichte, durchaus nicht als Instanz dagegen angeführt werden.

Auf dem Gebiete des Staates sind die Semiten fruchtbarer, als man gewöhnlich meint. Allerdings bewegt sich der Gegensatz bei ihnen gewöhnlich zwischen einer völligen Zersplitterung, einer Ungebundenheit, welche kaum Anfänge der Staatsgewalt kennt, wie bei den Beduinen alter und neuer Zeit, und einem schrankenlosen Despotismus. Im ersten Jahrhundert des Islam wurde jener Zustand durch diesen fast unmittelbar abgelöst. Mit Unrecht möchte Schwolson dem Chalifat der Omayyaden, das noch nicht wie das der Abbasiden*) in Baghdad halb persisch war, den despotischen Charakter absprechen. Die Araber jener Zeit können sich vielmehr einen Herrscher ohne absolute Macht nicht recht denken. Auch der einzelne Statthalter und Heerführer hat die ganze Machtvollkommenheit, so lange er eben im Amte ist. Selbst die radikalen Fanatiker, die Chawâridsch, welche nur einen vollkom-

*) Beiläufig bemerke ich, daß Schwolson an einer Stelle aus Versehen den ebenso bedeutenden wie ruchlosen Chalifen Manzur mit seinem Vorgänger, dem blutigen Gründer des Abbasidenreichs, identificirt.

menen Muslim als Herrscher anerkannten, mochte er vornehm oder gering sein, gestanden ihrem Führer unbeschränkte Herrschergewalt zu, wenn er nur nicht vom Glauben abfiel. That er das freilich — und die Entscheidung darüber behielt sich jeder Einzelne vor —, so setzten sie ihn ab, und in jener Periode mußten allerdings auch die wirklichen Herrscher und Machthaber stark mit den Wünschen und Ansichten ihrer streitbaren Unterthanen rechnen; aber theoretisch waren sie unumschränkt, und ein kluger und kräftiger Fürst war es auch thatsächlich. Anders verhielt es sich aber im alten Israel. Es läßt sich noch erkennen, daß die Könige beider Reiche durch manche Reste der alten aristokratischen Einrichtungen nicht wenig beschränkt waren. Die Königin Jsebel muß das Todesurtheil über den Naboth vermittelt falscher Zeugen durch die Gemeinde aussprechen und ausführen lassen.; einerlei, ob diese Geschichte, so wie wir sie lesen, wirklich geschehen ist oder nicht: der Erzähler setzt jedenfalls voraus, daß damals nach langem Bestande des Königthums der Gemeindevorstand noch den Blutbann hatte. Die alten Könige von Edom und vielleicht auch die von Moab scheinen Wahlfürsten gewesen zu sein. Und vollends bieten uns die Phönicier (mit Einschluß der Karthager) eine überaus mannichfache politische Gestaltung, die an Griechenland erinnert. Bei den Phöniciern finden wir denn auch, wenigstens im Fall der äußersten Noth, einen opfermuthigen Patriotismus, Zeuge dessen die Kämpfe Karthagos gegen Rom bis zum Untergang und der Todeskampf von Tyrus gegen Alexander. Im Allgemeinen aber ist der Individualismus bei den Semiten so überwiegend, daß sie sich nur durch große religiöse Antriebe oder den Zwang despotischer Herrschaft zu einem festen Staate fügen und an diesen selbst keine rechte Anhänglichkeit haben. Viel stärker hängt der noch unbezähmte Araber an der Familie, dem Geschlecht, dem Stamm; ähnlich scheint auch bei den Israeliten in älterer Zeit die Clanschaft ein höchst festes Band gewesen zu sein. Aber ein Irrthum ist es, wenn Schwolfson in diesem Mangel fester Staatsgesinnung gegenüber dem griechischen Patriotismus eine Verwandtschaft mit der freieren modernen Staatsauffassung sehen will.

Auch darin hat er entschieden Unrecht, wenn er den Semiten demokratische Neigungen beilegt. Kein Volk hat so viel auf Stammbäume gegeben wie die beiden semitischen Nationen, die wir am besten kennen, die Hebräer und Araber. Der echte Araber ist durchaus aristokratisch. Manche Fehde dreht sich um den Vorrang einer Familie oder eines Stammes über den andern. Noch im ersten Jahrhundert nach Muhammed sind blutige Kriege wegen solcher Rivalitäten geführt. Mit schwerem Herzen erträgt es noch damals der Araber, wenn durch den Herrscher ein Mann von minder edler Abkunft über ihn gesetzt wird. Die Thaten der Ahnen gelten als Legitimation, aber auch als Sporn zur Racheiferung. Im Rathe des Stammes oder der

Gemeinde wird es dem, der minder edler Herkunft ist, schwer, zu Einfluß zu gelangen. Schon der dritte Chalife kam durch den Einfluß seines Geschlechts, der Omaiaden, auf den Thron, welche noch vor Kurzem die bittersten Feinde des Propheten gewesen und nach der Unterwerfung doch die hervorragendste Stelle in Mekka und somit in dem neuen Staate behielten. Ohne das Ansehen seiner Familie wäre der eigentliche Gründer der Omaiadendynastie, der schlaue und hochverdiente Moawija, nie zur Herrschaft gelangt. Hier hat allerdings der Islam eine gewaltige Aenderung bewirkt. Muhammed erregte schon in seinem ersten Auftreten dadurch bei den vornehmen Mekkanern Anstoß, daß er Sklaven, Freigelassene und andere Leute ohne Familie und Ansehen zu Anhängern nahm. Die Macht der religiösen Gedanken triumphirte über die alten Anschauungen. Vor dem allgewaltigen außerweltlichen Gott sind alle Menschen absolut gleich; wer zum Islam übergang, erhielt dieselben Rechte und übernahm dieselben Pflichten, wie der höchste und der geringste Gläubige. Aber trotz alledem machte Muhammed selbst dem aristokratischen Sinne manche Concession, und dieser Sinn blieb noch lange nachher eine große Macht; erst die vollständige Ausbildung der Despotie hat die Unterthanen ohne Unterschied gleichmäßig zu Boden gedrückt. Bei den Arabern der Wüste und auch bei ansässigen Arabern in abgelegeneren Gegenden scheint aber noch heute eine aristokratische Gesinnung zu herrschen. Der echte Araber hat, im Zusammenhang damit, ritterlichen Sinn, ein feines Gefühl für das point d'honneur (dessen Auffassung natürlich mit unserer nicht völlig übereinzustimmen braucht), aber auch einen großen Hang zur Eitelkeit und Prahlucht. Manches spricht dafür, daß auch in den altisraelitischen Gemeinden ein aristokratisches Regiment (Älteste und Vornehme) überwog. Daß der Grundzug der Verfassung Karthagos aristokratisch war, ist bekannt.

Da sich der Semit schwer freiwillig in eine strenge Zucht fügt, so ist er im Ganzen kein guter Soldat. Scharmügel, kleine Ueberfälle, das ist's, was den Araber begeistert; von den Abenteuern Antars erzählen sie wie einst die Hebräer von denen Simsons. Wie jede kraftvolle, lebensfrische Nation erfreut sich auch der Araber an den Erzählungen von Schlachten und Siegen, zumal wenn dabei tüchtig übertrieben und seinem Familien- und Stammesstolze gehörig geschmeichelt wird. Daß im Alten Testamente weniger von Helden als von frommen Männern die Rede, beruht doch größtentheils darauf, daß es eben ein Religionsbuch ist; aber die vielen Erzählungen von den „Kriegen des Herrn“ zeugen doch davon, daß auch der friedliche Hebräer recht kriegerisch sein konnte; wie wäre das auch anders möglich gewesen in einem Lande, das mit dem Schwerte erobert war und gar oft mit dem Schwerte behauptet werden mußte? Und wenn Schwolson

den absolut friedlichen Sinn der Israeliten aus dem von ihnen erhofften idealen Friedensreiche erweisen will, so mag man dagegen halten, daß derselbe Prophet, welcher die Verwandlung der Waffen in Ackergeräth verheißt, vorher mit Begeisterung die blutige Niederlage aller Feinde Israels im Thale Josaphat verkündet (Joel 4). Aber nur selten haben semitische Heere Großes gethan. Man könnte das dem Umstande zuschreiben, daß bei den Semiten der Ueberblick über gegliederte Massen, das Dispositionstalent selten ist und daß sie daher keine Feldherren hätten; indessen man denke nur an Hannibal und die andern großen Karthager, um diese Ansicht zu verwerfen. Aber diese führten ihre Kriege größtentheils mit fremden Truppen. Denn das ist eben unleugbar, daß die Semiten nicht leicht gute Truppen bilden. Dazu, daß sich beim Entstehen des Islams die Araber in gewaltige Heere umformten, bedurfte es ganz ungewöhnlicher Antriebe: der Begeisterung durch eine neue, nationale Religion, der Nothwendigkeit großer Auswanderungen, wie solche periodisch die Bewohner des largen Wüstenlandes trifft, ferner eines ungewöhnlichen geistigen Aufschwunges, welcher sich im Auftreten einer seltenen Reihe von hochbegabten Feldherren, Staatsmännern und sonstigen hervorragenden Männern zeigte. Und eben diese Männer standen damals an der Spitze ihres Volkes. Den späteren Geschlechtern ist die Jugend des Islam, die wahre Blüthezeit der Araber, unverständlich. Sie wissen die gewaltigen geistigen Kräfte nicht zu würdigen, die sich damals mit einander verbündet oder auch feindlich gegen einander entfalteten. Die theologische Schule erkennt überall nur theologische Kämpfe, und sie beherrscht die Anschauung der Späteren. Das ist der Hauptgrund, weshalb man schon lange im Orient von den großen Kriegern und Staatsleitern jener Zeit so wenig weiß, während die Namen von Theologen und Heiligen populär sind. Auch die späteren Juden haben oft mit äußerster Tapferkeit gefochten, aber nur wenn es sich um Vertheidigung der Religion handelte. Für Freiheit und Vaterland sich einer straffen Disciplin zu unterwerfen und in den Tod zu gehen, war ihnen ein völlig fremder Gedanke. Es scheint fast, als möchte Schwolson jenes unbedingt höher schätzen; ich denke aber doch, die Kämpfer von Marathon haben sich um die Welt reichlich so verdient gemacht wie die Schaaren der Makkabäer!

Wirkte die Einseitigkeit des semitischen Geistes in der Religion geradezu schöpferisch, so war sie der Entwicklung der Wissenschaft höchst nachtheilig. Ein scharfer Blick für das Einzelne, eine von Schwolson mit Recht hervorgehobene Nüchternheit der Auffassung sind allerdings treffliche Gaben zu ihrer Begründung. So finden wir denn schon früh bei Hebräern und Arabern eine verständige Annalistik, zu der z. B. die phantastischen Jüder nie gelangt sind; und aus dem festen Lapidarstil, in dem uns König Mesa seine Thaten

erzählt, möchte ich schließen, daß zu seiner Zeit (um 900 v. Chr.) selbst in diesem abgelegenen Lande schon die Anfänge von Chroniken bestanden. Aber es fehlt, wie schon angedeutet, dem Semiten die Gabe des Ueberblickes, des Zusammenfassens, des zugleich umfassenden und consequenten Denkens, und darum hat er im Ganzen und Großen für die Wissenschaft nicht Viel geleistet. Die Ideen des Monotheismus und der Welterschöpfung sind durchaus nicht Ergebnisse philosophischen Nachdenkens; der naive Sinn der Israeliten hat nicht einmal eine Ahnung davon, welche ungeheure Schwierigkeiten für den reflectirenden Geist die Annahme einer Schöpfung aus dem Nichts hat; ihm ist der Satz selbstverständlich. Die noch von griechischen Gedanken unabhängige Speculation der Araber über Willensfreiheit u. s. w. ist sehr wenig systematisch und wissenschaftlich. Und auch, nachdem sie durch griechische Philosophie geschult sind, haben sie, soweit meine freilich sehr beschränkte Kenntniß reicht, wenig Neues auf diesem Gebiete geschaffen. Ueberhaupt dürfte die Ansicht immer mehr bestätigt werden, daß Syrer und Araber, so verdient sie sich durch Erhaltung und Fortpflanzung griechischer Wissenschaft gemacht haben, so wenig man auch bestreiten kann, daß wenigstens Letztere sie in diesem und jenem Punkt auch weiter geführt haben, im Ganzen und Großen in ihrer Handhabung ziemlich unfruchtbar gewesen sind. Dazu kommt noch, daß man sich hüten muß, Alles, was arabisch geschrieben ist, ohne Weiteres für arabisch und semitisch zu halten: das wäre fast so, als wollte man alle lateinischen Schriften des Mittelalters den Italienern zu Gute rechnen. Aber es giebt allerdings einige wissenschaftliche Gebiete, auf denen die Araber, ohne fremde Anregung, viel geleistet haben; so ist vor Allem die arabische Sprachwissenschaft in ihren verschiedenen Zweigen eine glänzende Leistung. Freilich haben sich gerade an ihr viele Perser betheiligt, aber sie ist doch zunächst arabischen Ursprungs und durchaus arabischen Geistes: sie zeigt eine äußerst scharfe Beobachtung der Thatfachen, und wenn auch oft die Uebersicht und die wahre Systematik fehlen, so ist die arabische Sprache (natürlich aber nur diese) doch nach allen Seiten hin mit bewunderungswürdiger Feinheit untersucht. Wie man aber bei den alten Israeliten lange vor Aristoteles auch nur ein Analogon von Naturwissenschaft hat suchen können, ist mir unbegreiflich. Wenn es heißt, daß Salomo von Thieren und Pflanzen geredet habe (Kön. 5, 13), so kann man das vielleicht auf verschiedene Weise deuten, aber sicher ist da nicht von Zoologie und Botanik die Rede! Auch Mago's landwirthschaftliche Bücher würde ich nicht für semitische Wissenschaftlichkeit anführen. Wir können mit Sicherheit behaupten, daß jene wissenschaftlich nicht über den durchaus nur für die Praxis bestimmten römischen und griechischen Schriften vom Ackerbau standen: wenn man aber solche Werke als wissenschaftliche ansieht, so muß man dasselbe mit den Kochbüchern thun. So

unendlich wichtig für die Wissenschaft und so entscheidend für die geistige Begabung der Semiten die Erfindung des Alphabets oder vielmehr die Aussonderung eines echten Alphabets aus einer unendlich verwickelten Schrift *) ist, so möchte ich darin doch nicht eigentlich eine wissenschaftliche That sehen. Daß es sehr mißlich ist, die wissenschaftliche Leistungen der alten Chaldäer und der modernen jüdischen Gelehrten**) (namentlich seit Spinoza) den Semiten gut zu schreiben, folgt aus dem, was wir oben gesagt haben.

Ziemlich einstimmig sind alle berufenen Beurtheiler über Poesie und Kunst der Semiten. Ein scharfes Auge für das Einzelne, große Subjectivität, nervöse Unruhe, tiefe Leidenschaft und Innigkeit des Gefühls bestimmen ihre Vorzüge wie ihre Mängel. Ich will hier nicht oft Gesagtes über arabische und hebräische Poesie, den Mangel eines semitischen Epos u. s. w. wiederholen. Ich bemerke nur noch, daß die wenigen Reste hebräischer Dichtung, die noch dazu überwiegend religiös sind, doch eine weit größere Vielseitigkeit, im Ganzen auch mehr Innigkeit und Frische zeigen als die trotz aller Verluste noch in ungeheuren Massen vorliegende, sehr gleichartige wenn auch formell vollendete Poesie der Araber. Von den Syrern haben wir Vieles in Versen, aber fast gar nichts wahrhaft poetisches. Den Mangel eines Epos ersetzt übrigens fast bei Hebräern und Arabern ein großes Talent zur lebendigen und anziehenden Erzählung in Prosa. Den Arabern ist wesentlich in Folge des eigenthümlichen Baues ihrer Sprache eine starke Neigung zur scharf zugespitzten, bald äußerst kurzen, bald in zierlichen Tautologien verlaufenden Rede eigen. So sprachen schon die Beduinen in der Wüste, so drücken sich selbst Fürsten und Heerführer der ersten Periode des Islams vor allem Volk wie in ihren Briefen aus. Diese Neigung zu kunstvoller Zierlichkeit in der Rede mußte nothwendig zur Manier werden und ausarten. Es entwickelte sich daraus eine Neigung zum inhaltslosen Wortgellingel und der bekannte orientalische Schwulst, der namentlich in der Nachahmung bei Persern und Türken für uns unerträglich wird. Natürlich entsprach der Neigung zur schlagenden und eleganten Rede auch eine große

*) Es darf jetzt als ziemlich sicher angesehen werden, daß das semitische Alphabet, dem u. A. alle europäischen entstammen, mit scharfer Erkennung der Lautverhältnisse durch Vereinfachung der höchst unpraktischen Schrift der Aegypter gebildet ist.

**) In einem Aufsatz über die Juden, der bei allem Streben nach Unparteilichkeit doch die Schattenseiten zu stark hervorhebt (im „Ausland“), las ich kürzlich die etwas unbesonnene Behauptung, die Juden spielten in der ernsten deutschen Wissenschaft keine Rolle. Es wäre nicht schwer, Duzende von bedeutenden deutschen Gelehrten heruzählen, welche Juden sind oder waren. Von den wenigen gründlichen Kennern des Sanskrit gehören hierher z. B. die drei hervorragenden Männer D. Benfey, Goldstücker, Aufrecht. — [Denkt man an unsere schöpferischen Mathematiker jüdischer Abkunft, so erscheint jenes absprechende Urtheil thöricht bis zur Lächerlichkeit. Ann. d. Red.]

Empfänglichkeit von Seiten der Hörer und Leser. Wohlredenheit war schon vor Muhammed eine sehr geschätzte Gabe. Das Gefallen, welches die Araber an Schönheit der Rede fanden, ist auch ein Hauptgrund, weshalb sie gerade die Sprachwissenschaft so trefflich ausgebildet haben. Nicht so stark entwickelt aber doch auch vorhanden war bei den alten Hebräern die Freude an wohlgefügten, schlagenden oder klingenden Worten.

In der bildenden Kunst waren die Semiten, wie allgemein zugestanden wird, im Ganzen unfruchtbar. Nach den Angaben des Alten Testaments müssen wir die architektonischen Leistungen der alten Hebräer für sehr bescheiden halten. Die Phönizier scheinen wesentlich ägyptische, später auch griechische Muster nachgeahmt zu haben. Die mächtigen Ruinen in Palmyra, Petra, Heliopolis (Baalbet) und anderen Städten Syriens zeigen uns durchaus griechischen Baustil, nur sehr wenig durch orientalische Einflüsse verändert. Und auch die Araber haben sich wesentlich an fremde Vorbilder gehalten. Allerdings zeigen arabische Bauten zum Theil außerordentliche Schönheiten im Einzelnen, wundervolle Ornamente, prächtige Farben: aber es fehlt auch auf diesem Gebiete der Sinn für das Ganze, für einen einheitlichen, gegliederten Plan. Dazu muß man beachten, daß viele Bauten der Araber ganz oder theilweise von Fremden aufgeführt sind, darunter z. B. die hochberühmte Dmajadenmoschee in Damascus. Bezeichnend für die Araber ist es, daß sie die Kalligraphie zu den schönen Künsten rechnen und allerdings muß der, welcher vollendete Leistungen arabischer Schönschreiber gesehen hat, anerkennen, daß hier mehr als Fertigkeit und Eleganz ist, daß in diesen wundervoll geschwungenen und reinen Zügen*) wirklich ein überaus edler Formensinn herrscht, wie er sich sonst in den Decorationen arabischer Kunstwerke zeigt. Ueberall haben wir hier feinen Sinn für das Detail, aber nirgends eine großartige Gesamtauffassung. Daß die Semiten in der Bildhauerei gar Nichts, in der eigentlichen Malerei nicht viel mehr geleistet haben, erklärt sich theilweise allerdings aus religiösen Motiven, aber es hat doch auch wesentlich seinen Grund im Mangel an Anlage zu diesen Künsten.

Müssen wir nach dem Allen nun auch urtheilen, daß die Begabung der Semiten in mancher Hinsicht einseitig ist und nicht die einzelner indo-germanischer Völker, vor allem der Griechen, erreichte, so wäre es doch entschieden ungerecht, ihnen den Anspruch an eine der höchsten Stellen unter den menschlichen Racen abzuspochen. Freilich entdecken wir unter den reinen Semiten der Jetztzeit außerordentlich wenig Anzeichen eines naturwüchsigen

*) Es giebt auch phönizische Inschriften, die in ihren schlanken geraden Linien einen feinen kalligraphischen Geschmac beweisen.

und kräftigen Fortschrittes; Vieles deutet darauf, daß diese Völkerverfamilie ihren Höhepunkt längst überschritten hat. Ob die moderne europäische Bildung auch sie wirklich erfassen und zu neuem thätigen Leben erwecken könne, das ist eine Frage, welche die nächste Zukunft sicher noch nicht lösen wird.

Strasburg.

Th. Rüdtele.

Dänische Dichtung im Kampfe gegen Deutschland.

II. Von 1850 bis auf die Gegenwart.

Wir haben neulich unseren Bericht über die dänische Nationaldichtung gegen Deutschland bei den traurigen Ereignissen des Jahres 1850 abgebrochen und erwähnten zuletzt der wohlfeilen Erfolge, welche die Dänen gegen das von den deutschen Mächten verrathene und überdies nicht geschickt geführte schleswig-holsteinische Heer davontrugen, Erfolge, die nichtsdestoweniger maßlosen Jubel in ganz Dänemark hervorriefen, so gleich der „Sieg“ von Jøstede. Grundtvig schrieb mehrere Gedichte, welche theils den „Siegedonnerstag“ im allgemeinen, theils einzelne hervorragende Gefallene verherrlichten. Sein Sohn Svend Grundtvig besang den Tag von Missunde, Ploug und Grundtvig der Vater in komisch sein sollender Weise die Affaire von Friedrichstadt. Zu den besten der Siegeslieder von Jøstede gehört des älteren Grundtvig „Njærmindefang“ (Vergiftmeinnichtlied):

Das war ein Sommermorgen;
Noch eh' der Tag erwacht,
Begann auf Schleswigs Haide
Die Holger-Danste-Schlacht.
Es stieg mit mattem Scheine
Im Ost die Sonn' empor,
Stumm war in Feld und Haine
Der Abglein Sängerkhor.

Das war auf Jøstedts Haide
Und auch in Dever-Stoll,
Da tritt für Dän'marks Ehre
Das wad're Dänenvolk.
Ja, für die dän'schen Sitten
Und für das dän'sche Land
Die jungen Helden stritten,
Wie einstmal's Hildetand.¹⁾

Und Sleppegrell, der Normann
Fiel dort im Kampfessturm,
Er stand im Augenregen
Gleich einem festen Thurm.
Da sank der kühne Lessøe,
Sein Heldenauge brach;
Und für den dän'schen Löwen
War das ein harter Schlag.

In Jugendblüthe fielen
So viele aus dem Heer,
Daß fast der Deutsche wähnet
An Streitern Dän'mark leer.
Doch Dänentnaben singen
Und spielen auf dem Plan,
Wie Haideblumen wachsen
Sie jedes Jahr heran.

Dank sei den Dänenmädchen,
Die jetzt so traurig sind,
Um Bruder und Geliebten,
Wie Mütter um ihr Kind.
Sie haben nicht durch Klage
Den Abschied schwer gemacht;
Sie sangen, wie einst Brage:²⁾
„Zur Heldenthat erwacht!“

Gott gebe Fried' den Todten
In Dän'marks Rosenhain,
Und Frieden, wer da trauert
In tiefer Herzenspein,
Und unsre Liebe allen,
Ja, allen, groß und klein,
Die standen und gefallen
Mit unserm grauen Feun!

Gott gab ein herrlich Siegen
Den langen Sommertag;
Von Morgengrau bis Mittag
Er donnert' Schlag auf Schlag.
Doch als die gold'ne Sonne
Erglänzt im Mittagsstrahl,
Da war der Thron gewonnen
Zu Dän'marks Königsaal.

Von Als³⁾ zur Danevirke,
Der Schlei nach Aeger's Thor,⁴⁾
Soll'n Dän'marks Löwen springen
Auf Goldgrund, wie zuvor.
Bei Angeln's, Frieslands Eöhnen, ...
Frei von der Knechtschaft Schmach, —
Soll'n Heldenlieder tönen
Vom Sieg am Julitag.

Und, wenn nun Dän'mark weinet
Goldthränen mit Goldklang,
Und wenn das Auge perlet
Bei süßem Wehmuthsang:
Dann blühen von selbst Guirlanden
Von Rosen am Gestad',
Wo unsre Tapfern fanden
Die letzte Ruhestatt!

1) Harald Hildetand, berühmter Kriegsheld der altnordischen Sage (vgl. Dehleschlager, nordische Oldsage). 2) Brage, der altnord. Gott der Dichtung (Bragi, vgl. Simrod, Mythol. p. 66, 70, 79). 3) Als ist der dänische Name der Insel Alsen ohne Artikel. 4) Aeger's Thor (Degir, altnord. Gott des Meeres), die Eidermündung.

In einem anderen Liede gedenkt Grundtvig in sinniger Weise der einfachen, namenlosen Krieger, welche ihr Blut für die Ehre des Vaterlandes ebenso bereitwillig eingesetzt haben, wie die vornehmsten unter den Söhnen des Landes. Der Anfang lautet:

Der dänische Gemeine. (Den danske Menigmand.)
Auf Josteds blut'ger Haide,
Nicht weit von Langesee,
Da lag im Waffentleide
Ein Mann in Todesweh:
Den Namen uns wohl Niemand nennen kann,
Er war nur ein gemeiner Mann.

Und zwei Kanonen rücken
Vorbei mit Siegesfang;
Auf Dänisch voll Entzücken
Sein letztes Wort erklang:
„O Herr, du guter Gott, so sollt' ich doch
Erleben diese Freude noch!“ u. s. w.

In den übrigen Strophen des Liedes zerstört Verfasser leider, wie so häufig, durch eine lang ausgespinnene, mythisch-allegorisch-didactische Betrachtung den rührenden Eindruck erhabener Einfachheit, den die beiden mitgetheilten Strophen zurücklassen.

Großen Anklang und weite Verbreitung fand auch das folgende, zum Erntefest 1850 in Kopenhagen erschienene, hübsch gedachte

Erinnerungslied an die Gefallenen (Mindesang om de Faldne) von H. V. Holst.

Schlummert süß in Schleswigs Grund,
Den ihr lauftet mit dem Leben;
Mögen Sommerblumen bunt
Euren Ruheplatz umgeben.
Abgleich, nach Schleswigs Land
Soll Erinnerung sich schwingen,
Einsam auf der Gräber Rand
Ihre schlichten Weisen singen.

Oft wird nun Erinnerung
Hin zu euch, ihr Theuern, wallen;
Euch, die mit Begeisterung
Für das Vaterland gefallen!
Schaut den Lohn für euren Muth:
Schleswigs Land ist überwunden; —
Blut verbindet, — euer Blut
Hat's auf ewig nun gebunden.

Einsam, denn das todte Aug'
Schloß kein Freund bei eurem Ende,
Keiner hört' den letzten Hauch,
Keiner drückt' euch treu die Hände.
Euer letzter Seufzer galt
Dän'marks Ehre, Dän'marks Glauze;
Schlafft nun sanft im Grabe kalt,
Schlafft, geschmückt vom Siegestranze.

Solcher Tod ist hohes Glück,
Schöner findet man wohl keinen,
Darum will mit trübem Blick
Euer Loos ich nicht beweinen.
Nein, wo Dän'marks Bunge schallt,
Und wo Dänenherzen schlagen,
Sollen stolz euch jung und alt
Vaterlandes Dank nun sagen!

Schleswig-Holstein war gefesselt. Der dänische Haß gegen alles Deutsche konnte sich schrankenlos und ungestraft Luft machen, und benutzte diese Freiheit im ausgedehntesten Maße. Die großartigen Erfolge, welche Dänemark, wie jeder unbefangene Historiker zugeben wird, weit mehr einem fast wunderbaren Zusammentreffen der verschiedensten Glückszufälle und der mächtigen Protection des Auslandes, als seiner eigenen Kraft und Tüchtigkeit verdankte, erfüllten das kleine Inselvolk mit einem an Größenwahn grenzenden Selbstgefühl, welcher im sträflichsten Uebermuth zur Erscheinung kam. Dieser spiegelt sich denn auch klar in vielen Erzeugnissen der Dichtung, welche seit dem Jahre 1850 erschienen. Das Streben, die dänische Sprache in Schleswig zur Herrschaft zu bringen, durchdrang einige entragirte Eiderdänen so sehr, daß sie ihm poetische Ergüsse widmen zu müssen glaubten. Grundtvig schrieb schon 1848 eine Ballade „Folke“, in welcher jeder geographischen und statistischen Wahrheit zum Troß Schleswig als urdänisch hingestellt wurde. Aus einem noch im Jahre 1850 geschriebenen Gedichte von Karstensen, „det danske Sprog i Sleswig“ theile ich die charakteristische Anfangstrophe mit:

Lang' genug saß ich spinnend auf der Schwelle,
 Lang' genug war ich die arme Bauernmagd,
 Aber die Deutsche saß an meiner Stelle
 Stolz auf dem Thron, während Knochen ich genagt.

Nun besteig' ich frei
 Meinen Thron auf's Neu',
 Will zuvörderst gehn in der Tanzenden Reih'!

Die folgende, an ein Possencouplet erinnernde Reimerei ist eins der krassesten Producte dieser Gattung. Der dänische Dünkel ergeht sich darin in plattem und mattem Spotte über das Unglück der Deutschen und richtet in der Schlußstrophe eine plumpe captatio benevolentias an die Schleswiger, die aber wohl, ihrer handgreiflichen Unwahrheit wegen, keinen großen Eindruck gemacht haben wird. Nach dieser Strophe ist es der schleswiger Bauer gewesen, welcher die Deutschen über die Eider zurückgedrängt hat, während doch gerade die Landbevölkerung des südlichen und mittleren Schleswig sich durch die rühmliche Bereitwilligkeit auszeichnete, mit welcher sie Gut und Blut für die deutsche Heimath einsetzte. Der Verfasser dieses zweifelhaften Kunstwerkes, das übrigens vom dänischen Publikum mit stürmischer Begeisterung aufgenommen wurde, heißt E. F. Rod.

Der Deutsche und der Schleswiger. (Lydsten og Sønderlyden.)

Der Deutsche, der sagte: nun nehm' ich Quartier
 In Dänemarks machtlosen Reichen;
 Vielleicht kann ich's lehren noch etwas Manier,
 Es ist so bequem zu erreichen.
 Nach Gothaer Schnitt muß verbessert es sein,
 Und ist es dann fertig, steh so! dann ist's mein!
 Auf deutsch soll man singen von Mädchen und Land,
 „Kong Christian“¹⁾ ins Deutsche wir lehren,
 Die Buchen, die bringt man nach Alneburgs Sand,
 Wohin sie rechtmäßig gehören.
 In Potsdam soll'n Thorwaldsen's Werke nun stehn,
 Das Grundrecht²⁾ kann gern auf den Bloksberg gehn!
 Graf Heinrich,³⁾ den spielt man am Kallebodstrand,⁴⁾
 Man schließt die Studentenvereine,
 Die Städte, die werden nun deutsch benannt,
 Die Flotte, die haßt man kleine.
 In Petri Kirche⁵⁾ ein jeder geht,
 Der Danebrog nicht mehr vom Raste weht!
 Das sagte der Deutsche und schlich heran
 Gar freundlich mit thörischen Listen;
 Er sah den Streit für so schlimm nicht an,
 Er dacht' ihn gleich Frankfurter Zwispen.⁶⁾
 Da ward er gehemmt! ob er gleich nicht verstand,
 Wie irgend ein Wesen den Muth dazu fand.

Der Bauer aus Schleswigs Herzogthum
Ist led in den Weg ihm getreten.
Und sagte: Sieh so! nun lehr nur um,
Wir haben dich gar nicht gebeten!
Auf dänisch sprach er's voll Nachdruck aus:
Da merkte der Deutsche, er müsse nach Haus.

1) Der ins Deutsche zu übersetzende „Kong Christian“ ist die dänische Nationalhymne. 2) Das „Grundlov“, die freisinnige dänische Verfassung. 3) Graf Heinrich (von Schwerin), deutsches Trauerspiel, behandelt die Gefangenschaft des Dänenkönigs Waldemar II. des Siegers auf der Burg des genannten mecklenburgischen Fürsten. Waldemar wird darin, einer alten, aber unbegründeten Sage zufolge, als Verführer der Gemahlin Heinrichs dargestellt, eine Verleumdung, welche den dänischen Nationalstolz noch heute, 650 Jahre nach jenen Ereignissen, auf's empfindlichste kränkt. 4) Kallebodstrand, Meerenge bei Kopenhagen zwischen Seeland und der Insel Amager. 5) Die katholische Kirche, welche die Deutschen in Dänemark zur Herrschaft zu bringen gedenken. 6) Die Frankfurter Zwiste („Frankfurterseider“) fassen die gesammte deutsche Revolutionsbewegung von 1848—49 zusammen.

Es ist selbstverständlich, daß der Mann der energischen Phrase und Redacteur des eiderdänischen Fädreland, Bloug, nicht umhin konnte, auch dem Verhältnisse des wiedergewonnenen Schleswig zu Dänemark Worte zu leihen. Doch geschieht dies in einigermaßen versöhnlicher und schonender Weise. Seine weiter reichende politische Umsicht veranlaßt ihn sogar, in einem Liede „for Sleswig“ zum Bekenntniß der Thatsache, daß Schleswig doch noch nicht so ganz fest mit Dänemark zusammenhänge, der Verfasser hofft jedoch, daß langjähriges Zusammenleben und die Herrschaft derselben Gedanken und Gesetze vom Deresund bis zum „dänischen Wald“ (Bezirk in Südschleswig, zwischen der oberen Eider und dem Eckernförder Hafen, seit mehr als 1000 Jahren rein deutsch) endliche Einigung herbeiführen werde. Am bekanntesten ist sein Lied: „Herrer i vort eget Huus“ (Herren im eigenen Hause) geworden:

Am Fahrweg unser Häuschen liegt,
Und viele kann's nicht fassen,
Doch würd' für unsern Stand wohl nicht
Ein größeres sich passen.
Drin thronte unsrer Väter Macht,
Drin hab' ich einst geweint, gelacht,
Drin ward der Mannheit That vollbracht,
Drin will ich auch einst sterben!

Auf schlanken Buchen wird das Dach
In jedem Lenz errichtet,
Und bunte Polster in Gemach
Und Kammern aufgeschichtet.
Die Mühl' im Keller klappernd spricht,
Im Erdgeschoß der Bauer schlicht
Des Kornes Goldgewebe flicht
Zum Vogelfang vom Boden.

Auf drei der Seiten ringsumher
Sich blante Wogen thürmen,
Doch weder Schloß noch Miegel's Wehr
Es nach der vierten schirmen.
Die Wand ist dort gefallen ein,
Und Regenguß und Sonnenschein
Und fremde Lust und Faselin,
Die dringen dort in's Inn're.

Des Nachbars eig'nes großes Gut
Hat sechsunddreißig Zimmer,
Doch oft dringt er aus Uebermuth
Durch uns'rer Wände Trümmer.
Geknechtet in dem eig'nen Haus,
Rehrt er den „Flotten“ hier heraus,
Sigt obenan bei unserm Schmaus
Und stößt uns in den Winkel.

Wir werden niemals große Herrn
 In großen Weltenreichen,
 Drum gehen wir zusammen gern
 Mit Kleinen, unsres Gleichen.
 Doch trinken keine Freundschaft wir
 Mit dem, der spuckt in unser Bier,
 Und Herrn im eig'nen Haus alhier,
 Das wollen wir stets bleiben!

Drum auf, ihr wadern Dänen all,
 Mit Schwert und Maurerkelle,
 Zu bau den eingesunk'nen Wall
 Seid alle frisch zur Stelle.
 Und daß nur keiner matt erschlaßt,
 Bis ihr die Hülte dicht geschlaßt,
 Auf daß ihr leicht und sicher schlaßt
 Auf Frühlings grünen Polstern!

Im übrigen wandten die bessern Dichter in der Periode von 1851 bis 63 einen großen Theil ihrer Aufmerksamkeit anderen Gebieten der dänischen Politik zu. Grundtvig kämpfte für die Aufklärung des niederen Volkes (Folkeoplysning), Bloug für die panandinavische Idee und Erweiterung der Volksfreiheit.

Als im Jahre 1863 neues Kriegsgewölk am dänischen Himmel aufzog, suchte die Dichtung im Anfang die nationale Begeisterung zu entflammen und zu nähren, später, als das Unglück mit überraschender Schnelligkeit und Wucht hereingebrochen war, übernahm sie es, das Volk zu trösten und seine Hoffnung auf die kommende Zeit der Rache und Wiedervergeltung zu richten. Die eiderdänische Majorität herrschte unumschränkt in Kopenhagen; König Friedrich VII. war in seinen letzten Lebensjahren willenloses Werkzeug dieser Partei. Der Druck derselben veranlaßte die Regierung in den fünfziger und ersten sechziger Jahren das „Gitter“ Schleswigs, die Danevirke, mit ungeheuren Kosten wiederherzustellen und stark zu befestigen. Sie wollte Holstein, auf dessen vollständige Verschmelzung mit Dänemark ohnehin nicht zu hoffen war, gern preisgeben und ihm als deutschem Bundesstaate eine selbständigere Stellung zugestehen; dafür sollte aber Schleswig der dänischen Monarchie vollständig und untrennbar einverleibt werden. Dies Programm der Eiderdänen ward im Reichsrath durch Annahme einer für das Königreich und Schleswig gemeinsamen Verfassung am 13. November 1863 zum Gesetz erhoben. Am 15. Nov. starb Friedrich VII., bevor er dem Gesetze die königliche Sanction erteilt hatte. Sein Nachfolger Christian IX. sah mit Sicherheit voraus, daß Deutschland in dem Erlaß eines so widerrechtlichen Gesetzes den casus belli erblicken würde, aber er wagte nicht, demselben seine Bestätigung zu versagen, und der Krieg von 1864 begann.

In den ersten Tagen nach dem Thronwechsel erschien der nunmehr 80jährige Kämpfe Grundtvig wieder mit einem geharnischten Riede auf dem politischen Kampfplatz. Dasselbe hat den Titel „an Dänemark“ und faßt in kurzen Worten das Programm der Eiderdänen zusammen: Ausschließung Holsteins und Concentrirung Dänemarks, d. h. Schleswig eingeschlossen, in sich selbst. Es heißt darin:

Dän'mark, du des Nordens Blume,
 Klein an Macht, doch alt an Ruhme,
 Sanft von Munde,
 Best im Grunde,
 Hör' einmal ein ernstes Wort.

Treue giebt dir Kraft und Freude,
 Licht im Dunkel,, Trost im Leide,
 Sie nur waltet
 Und entfaltet
 Sich in dän'scher Zunge Laut.

Zimmer mögest du erkennen:
 Kesseln Freund' wie Feinde brennen.
 Feuer scheue!
 Stets auf's Neue
 Holstein ist dein Kesselblatt.

Auf dem Reichstag, in der Schule
 Nimmermehr mit Deutschland buhle:
 Deiner Lunge,
 Deiner Zunge
 Ist das Deutsche tödtlich Gift.

Brüste sich des Feinds Gewimmel!
 Sei du selbst! — Vertrau' dem Himmel;
 Fried' und Freude
 Sihen beide
 Dann auf Leires Herrscherthron u. s. w.

Leire, dicht am Isefjord gelegen, war vor Hoeskilde und Kopenhagen Residenz der dänischen Könige.

Unter den wenigen Liedern, welche nach den Niederlagen bei der Danevirke und bei Düppel noch die kriegerische Begeisterung zu schüren versuchen, verdient eins von Frauenhand, „Wacht auf!“ von Pauline Vorm wegen seiner Kraft und Wärme besondere Beachtung. Ich theile, um einen Begriff von der Form zu geben, die erste Strophe mit:

Wach' auf, du alter Held, zu rüst'gem Kämpfen,
 Eh' sich um deine Brust die Schlange schnürt!
 Nicht ist's jetzt Zeit, des Ernstes Wort zu dämpfen,
 Im Schlaf zu ruhn, durch Gleichnerwort verführt.
 Wach' auf, du Bilingssohn, aus Schlafes Banden,
 Du träumst zu süß beim Meeresnizensang,
 Horch, Sturm und Donner, hör' der Wogen Branden,
 Sie drängen wild dein Schiff zum Untergang.

Einer der talentvollsten unter den jetzt lebenden dänischen Dichtern, Chr. Richardt, stellt in dem folgenden Liede „Kampfen 1864“ die wichtigsten Momente des Krieges zusammen und bringt zum Schlusse den Kämpfern in schlichten, gefühlvollen Worten den Dank des Vaterlandes dar:

Der Frühling ist gekommen
 Mit aller seiner Lust.
 Doch winterlich bellommen
 Ist's noch in Dän'marks Brust.
 Denn blut'ge Ströme haben
 Verheeret Feld und Hain,
 Es raubten aus die Raben
 Das Nest der Vögelein.

Doch, gab es Roth, Gefahren,
 So gab's auch Männermuth;
 Die treuen, schwachen Schaaren,
 Sie gaben gern ihr Blut.
 Sie haben kühn gestritten
 Für uns mit Herz und Hand,
 Sie haben hart gelitten
 Für's heil'ge Vaterland.

Ihr Kühnen von Missunde,
 Und ihr von Deversee, —
 Dort färbt' aus mancher Wunde
 Der Feind den Winterschnee. —
 Ihr, Düppels Heldenschaaren,
 Umringt von Fluth und Gluth,
 In tödtlichen Gefahren
 Wie standet ihr so gut!

Ihr raschen Orlogsjungen
 Vom balt'schen Meeresstrand,
 Wie habt ihr eng umschlungen
 Das flache deutsche Land.
 Kühn darfst du, Wolf, noch springen
 Durch Feuersgluth und Brand;
 Ihr, die des Adlers Schwingen
 Verkauft bei Helgoland!

Euch Dänenhelden allen,
 Die ihr im heil'gen Streit
 Gestanden und gefallen
 Für Dän'marks Herrlichkeit:
 Den Dank, der euch gebühret
 Für Wunden, Müh', Gefahr,
 Den bringet tief gerühret
 Ganz Dänemark euch dar!

Den einzigen Lichtpunkt des ganzen Feldzuges bildet der Vorthheil, den ein dänisches Geschwader, dessen stärkstes Schiff „Niels Juel“ war, am 9. Mai 1864 bei Helgoland über die österreichischen Schiffe „Schwarzenberg“ und „Radeky“ davon trug. Grundtvig, an sein Gedicht Skärtorsdagsviden von 1849 (vgl. S. 852) anschließend, besingt diesen Kampf, verliert sich aber wieder in der letzten Strophe so in mythologische Spielereien, daß für einen in der altnordischen Götterlehre nicht gründlich bewanderten Leser ein ausführlicher Commentar nöthig wird.

Die Seeschlacht bei Helgoland. (Søslaget ved Helgoland. 1864.)

Danebrog, der du zum Leide
 Einst mit Schmach gestrichen bist,
 Wardst dies Jahr mit stolzer Freude
 Vom „Niels Juel“ auf's Neu' gehift;
 Wardst im balt'schen Meer zu Schanden,
 Bist im Westmeer auferstanden
 Unter'm Schein des Morgenroths.

Siegesflagge, einst verloren
 Und versenkt im Egernvad,¹⁾
 Wieder wardst du uns geboren
 Jetzt auf's Neu' im Birtingsbad,²⁾
 Bei dem heil'gen Felseneiland,
 Wo zuerst zum Christenheiland
 Dänen führte Willibro.³⁾

Schwarzenberg, mit bösen Ränken
 Und Radeky wuthentbrannt,
 Wollten Danebrog versenken
 Mit dem armen Dänenland.
 Doch Niels Juel schoß sie zu Schande,
 Weit entfernt von Kjöge's Strande;⁴⁾
 Nicht nur dort hält er die Schlacht.

Als zuerst in alten Tagen
 Man zur See gekämpft im Nord,
 Sah man sicher Dänenflaggen
 Flattern stolz vom hohen Bord;
 Schiffe aus der Eichen Stamme
 Fraß wohl jezt zulezt die Flamme,
 Danebrog zum Ehregruß.

Eisen, selbst auf weiten Seen,
 Fesselt nun bald Hals und Hand,
 Da muß Seemannskunst vergehen,
 Seerecht liegt im Sklavenband;
 Wie zu Land, wo vor Geschossen,
 Die der Schmied aus Stahl gegossen,⁵⁾
 That und Tugend unterging.

Doch geht einst vielleicht mit Dampfe,
 Diesem Wind so wunderbar,
 Unser Schiff im Nord zum Kampfe
 Auf der Riesen Raglefar:⁶⁾
 Raglefar, geführt vom Loke,
 Geht zugleich, in Ragnaroke,
 Mit dem Götterschiff zu Grund.

1) Eternförde. 2) Die Nordsee. 3) Der Apostel Norddeutschlands, welcher auch Dänemark besuchte und auf dem Heimwege zu Helgoland zwölf Däneknaben taufte. 4) In der Rjöger Bucht an der Ostküste von Seeland schlug Admiral Niels Juel 1677 die schwedische Flotte. 5) Krupp und seine gezogenen Vierundzwanzigpfünder. 6) Naglfar, das Todtenschiff, aus allen denjenigen Nägeln der Verstorbenen erbaut, welche pietätlose Hinterbliebene nicht vor der Grablegung oder Verbrennung der Leiche abgeschnitten haben, wird am Ende der Tage, in der Götterdämmerung (Ragnarök), mit Niesen bemannt und von dem entfesselten Loki geführt, das Götterschiff Skibladnir in den Grund bohren, dabei aber selbst gleichfalls untergehen. Der Sinn dieser Strophe ist also in einfacheren Worten: Dänemark wird sich vielleicht mit seiner Dampferflotte noch einmal mit Deutschland messen, und wenn es auch im Kampfe zu Grunde geht, doch den Feind zugleich mit ins Verderben reißen. Das Urtheil, ob es geschmackvoll sei, das altnordische Götterschiff als einen Kriegsdampfer darzustellen, überlassen wir den geehrten Lesern.

In den Gedichten, welche die Folgen des unglücklichen Krieges beklagen, begegnen wir natürlich dem grimmigsten Deutschenhass. Während aber unseren westlichen Nachbarn nach dem Kriege von 1870 — 71 durchaus nicht zum Verständniß gebracht werden konnte, daß sie überwunden worden waren, ein Mangel an Erkenntniß, der sich in dem unsinnigen Paradoxon „Nous sommes battus, mais nous ne sommes pas vaincus“ aussprach, gesteht der verständigere Däne seine Niederlage unumwunden ein, und ist auch in den Hoffnungen auf künftige Wiedervergeltung durchaus nicht sanguinisch, berechnet vielmehr mit Umsicht und Sorgfalt die Mittel, welche ihm die Erreichung dieses Zieles ermöglichen können. Es giebt eine große Anzahl von Gedichten, welche diesen Gedanken behandeln. Da die meisten große Familienähnlichkeit zeigen, so wird es genügen, eins der besseren hier mitzutheilen. Es ist von Frederik Paludan-Müller und trägt die Ueberschrift

Das Zukunftsziel. (Fremtids-Maalet.)

Lödlich schwere Wunden
Strecken in den Sand,
Schwach und überwunden,
Dich, mein Vaterland.
Denkst du etwas And'res
Jetzt, als „dulde still“? —
So verkünd', o Dän'mark
Mir dein Zukunftsziel.

Reißt auf Blutgefilden
Erst des Friedens Frucht,
Dann will ich mir bilden
Eine Heldenzucht:
Jünglinge in Eisen,
Flink im Waffenspiel,
Männer festen Herzens:
Das ist Dän'marks Ziel!

Sohn, in Jorn und Rötthen,
Lieber Herzensqual,
Denk' ich mit Erbtöthen
Nur an meinen Fall.
Doch, trotz wilder Schmerzen
Bitterem Gefühl,
Halt' ich fest voll Hoffnung
Meiner Zukunft Ziel!

Dann will ich mir nähren
Mädchen einen Stamm,
Die die Heimath ehren,
Einfach, tugendfam.
Fort mit Modedamen,
Puz und Tand und Spiel!
Fromme, starke Frauen,
Das ist Dän'marks Ziel!

So will ich mich stärken,
 Bis ein lühner Freund
 Sich mit mir in Werken,
 Nicht in Worten eint;
 Der nicht treulos weicht
 Bei des Feinds Gebrüll,
 Treues Bruderbündniß:
 Das ist Dän'marks Ziel,

Hilft das Glück mir weiter,
 Hab' ich erst die drei:
 Freunde, Mädchen, Streiter,
 Ist das Weh vorbei:
 Dann, bei rother Flamme
 Prasselndem Gewühl,
 Nehm' ich Schleswig wieder:
 Das ist Dän'marks Ziel!

Vielfache Gelegenheiten veranlaßten Wiederholungen derselben Gedanken, so z. B. die Besuche der dänisch-gesinnten Nordschleswiger in Kopenhagen und auf Fünen, die Abstimmung der nordschleswigschen Abgeordneten Krüger und Ahlmann auf dem norddeutschen Reichstage etc. Der deutsch-französische Krieg von 1870 — 71, in welchem der „lühne Freund“ des obigen Gedichts, wohl kein anderer als der Kaiser Napoleon III., so empfindliche Schläge erhielt, mag die Zuversicht der Dänen einigermaßen herabgestimmt haben. Es läßt sich erwarten, daß auch diese großen Ereignisse ihren Schatten auf die politische Dichtung der Dänen werfen werden. Doch hat Ref. noch keine Belege hierfür, da ihm bis jetzt gedruckte Quellen nur bis zum Ende des Jahres 1870 vorliegen.

Christian Rauch.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Unfertige Zustände. Aus Deutschlothringen. — Die Frist für die Option ist abgelaufen, die Conscription naht ihrem Ende und von allen Seiten wird constatirt, daß die deutsche Regierung mit den bei diesen Gelegenheiten erreichten Resultaten zufrieden sein kann. Nur eine ganz unbedeutende Zahl von Optionen sind durch wirkliche Wohnsitzveränderung rechtsgültig geworden, in Wahrheit wird der Prozentsatz kaum 1,50 sein, gewiß unbedeutend, wenn man allein die Zahl derjenigen berücksichtigt, welche als Beamte und Pensionäre sich veranlaßt sahen nach Frankreich zu gehen; in der Verwaltung, bei der Eisenbahn ist die Ziffer Derjenigen, welche bei der neuen Regierung Dienste genommen haben, fast gleich Null; die meisten Uebertritte dürfte noch die Justiz aufweisen und hier dürfte das Verhältniß zwischen einheimischen und fremden Beamten unter Nichtberücksichtigung der Anwälte, Advocaten, Notare und Gerichtsvollzieher bei den Richtern ohngefähr 1 zu 7, bei den Gerichtsschreibern, — von denen ein Theil gegen ihren Willen wegen der Sprachkenntniß ausgeschieden sind — 1 zu 2½ sein. Man wird schon heute ziemlich bestimmt behaupten können, daß in Folge der fast

allgemeinen Auswanderung der Beamten mit ihren Familien circa 10,000 Personen, also $\frac{2}{3}$ Prozent der Gesamtbevölkerung von Elsaßlothringen gültige Optionserklärungen abgegeben haben. Ferner dürfte die Stadt Metz, deren rascher Verfall gegenüber der wachsenden Bedeutung des Straßburger Handels und Verkehrs doppelt unangenehm berührt, (in gleicher Weise) an 15000 Personen zu den gültigen Optionen gestellt haben. Die Zahl der Militärpflichtigen, welche sich zur Aushebung stellen, hat ebenfalls sich für die deutsche Sache günstig gestellt, obwohl natürlich in sämtlichen Bezirken von den wirklich diensttüchtigen Mannschaften die größere Hälfte fehlte, während von den „Krüppeln“ kaum einer abwesend war. Am meisten fiel auf, daß die Burschen fast überall unter Absingung deutscher, selbst dazu eigens erfundener Lieder, ja mit deutschen Fahnen einrückten und bei ihnen nirgends etwas von politischem Hass zu spüren war. Unter diesen Umständen sind denn die Stimmen verstummt, welche Bismarck — der muß ja nun einmal für Alles aufkommen — laut tadelten, weil er dort die Frist zu lang gestellt, hier zu früh mit der Durchführung des Neuen begonnen habe. Der Reichskanzler dürfte aber auch jener kritiklustigen Anhänger selbst spotten, welche nun behaupten, daß er in richtiger Voraussicht vor länger denn Jahresfrist den jetzigen Termin als den richtigen bestimmt habe; doch ich will nicht über die Ursachen dieses Erfolges der Regierung bei zwei Gelegenheiten sprechen, wo sie überhaupt sich um einen solchen nicht bemüht hatte, sondern über die Wirkungen desselben.

Seitdem über den Verlauf der Option und Aushebung der deutschen Sache günstige Nachrichten einlaufen, hat sich zunächst zwischen der offiziellen Straßburger Zeitung und dem vielverbreiteten Niederrheinischen Courier, von da aus aber auch in den Zeitungen, welche namentlich Berichte über die Reichslande bringen, daher zunächst in den dortigen Blättern selbst eine Polemik eröffnet, deren Ziel man am besten wohl als eine Warnung an die Regierung bezeichnen kann: auf der einmal beschrittenen Bahn aus Täuschung über den Erfolg nicht stehen zu bleiben. Freilich ist sofort hinzuzufügen, daß eine solche Absicht ebenso überflüssig ist, als sie auch bisher nur mit ungenügenden Mitteln verfolgt ist. Der Straßburger Zeitung war es wahrlich leicht, alle die Anklagen zurückzuweisen, die erhoben werden, um die Regierung zu einem Eingehen auf die ausgesprochenen Wünsche zu veranlassen. Die Regierung stellt zu wenig Einheimische an; nun alle Welt weiß, daß dieselbe sich von Anfang an redlich bemüht hat, solche zum Eintritt zu veranlassen, ja daß sie selbst zu diesem Zwecke sich nicht selten einzelnen französischen Beamten gegenüber durch allzugroßes Drängen Etwas vergeben hat. Die Statistik beweist aber auch, daß zunächst wenigstens in den unteren Partien bereits mehr Einheimische Stellung gefunden haben, als in französischer Zeit;

die Regierung hat auch bereits die wahrlich nicht kleine Mühe übernommen, sich einheimische Beamte zu ziehen, die durch Bildung und Geschäftstüchtigkeit sich zu höheren verantwortlichen Posten eignen. Die Regierung soll die norddeutschen Beamten bevorzugen; als ob nicht nördlich des Mains 24 und südlich nur 8 Millionen Deutsche wohnten. Dabei ist das sich hiernach ergebende Verhältniß nur in den höheren Verwaltungsstellen vielleicht zu Ungunsten der Süddeutschen überschritten; die Justiz und die Verwaltung der inneren Steuern befindet sich — soweit nicht einheimische Beamte angestellt sind, — meist in den Händen von Rheinpreußen und vor Allem der Pfälzer, welche letztere bald durch Vertrautwerden mit der Bevölkerung derselben am deutlichsten die Stammesverwandtschaft bewiesen. Wenn zur innigen Vereinigung der Reichslande mit dem deutschen Reiche vor Allem die baldige Einführung der Reichsgesetze erforderlich ist, so mußten eben in den höheren Stellen Beamte beschäftigt werden, die mit diesen Gesetzen von der Heimath aus vertraut sind, und nun ist doch nicht zu leugnen, daß die Gesetzgebung des norddeutschen Bundes erst jetzt in Süddeutschland selbst zur Durchführung gelangt, daß derselbe wirklich eine Zeit lang den Bewohnern des letzteren zu liberal war.

Die neuen Beamten — man spricht in dieser Beziehung z. B. nur von den unteren — zeichnen sich durch Grobheit aus. Das kann nun nicht geleugnet werden, weil denn doch einmal nicht alle Menschen Engel sind. Beschwerden werden jedoch regelmäßig untersucht und schon so mancher Franzosenfresser ist wieder auf dem Wege nach dem Spree- und Weichselufer. Der einsichtige Bewohner des Landes fängt doch aber auch an einzusehen, daß auch deutsche Geduld ein Ende finden kann bei Beamten, denen die neuen Verhältnisse und ein wenigstens bis vor Kurzem keineswegs freundliches Verhalten der Bevölkerung Schwierigkeiten genug bereiten und letztere mag auch nicht vergessen, daß sie in Erinnerung an französische Zeiten nur allmählich erst den Muth findet Ungehörigkeiten von Beamten zur Sprache zu bringen, welche wegen des demüthigen Schweigens, welches sie auf ihr Poltern und Lärmen fanden, nur immer übermüthiger wurden. Mehr Bedeutung haben die Klagen über Mißgriffe der Beamten, sei es bei Ausführung bestehender Gesetze, sei es bei Erledigung der laufenden Verwaltung, nun hängt es mit der eben gedachten Gewohnheit, den Beamten gegenüber zu schweigen, zusammen, daß dieselben eigentlich bisher nur bei der Eisenbahnverwaltung zur öffentlichen Besprechung gekommen sind. Wenn wir auch wünschen, daß bald die Presse alle Uebelstände an das Licht zu ziehen wage ohne Rücksicht der Person und des Ranges, so hoffen wir doch, daß womöglich noch vor dem diese Beschwerden mehr und mehr ihren Grund verlieren. Freilich war es den Beamten nicht leicht, sich sofort in die französische Gesetzgebung

und Praxis hineinzufinden, zumal kein Vorgänger instruiren konnte, die Collegen und Vorgesetzten ebenso fremd dastanden und die Einwohner sich von ihnen immer in Entfernung hielten; dabei sollten denn noch theilweise Reformen zur Ueberleitung in deutsche Verhältnisse durchgeführt werden, oft ohne daß die Reformer wußten, was sie zu reformiren hatten. Nur durch längere Uebung, durch Ausdauer und Studium können die Beamten in ihren neuen Stellen allmählich heimisch werden. Das Land leidet eben unter dem Abgang der alten Beamten. Da nun auch die Bevölkerung in ihren besseren Theilen beginnt wenigstens mit Rath und Auskunft den Neulingen zu helfen, so dürfte dieser Mangel der Uebergangszeit bald aufhören. Wir glauben denn auch, daß der Beamtenstand von manchen Elementen gereinigt ist, die man in erster Noth annahm, die aber nur zu bald sich für den Staatsprocurator als höchst bedenkliche Abenteurer entpuppten.

Ein Mittel, all diesen und noch manchen anderen Klagen abzuhelpen, soll nun die Berufung der Generalräthe sein und man discutirt seit einigen Wochen, ob es richtig war den Zusammentritt derselben zu vertagen. Man frage sich doch erst einmal in Deutschland, welche Bedeutung die Generalräthe haben. Sie werden freilich durch allgemeines Stimmrecht gewählt und wir sind überzeugt, daß die deutsche Regierung den Wahlen volle Freiheit lassen wird. In französischer Zeit war das, wie bekannt, nicht der Fall und der Präfect und Unterpräfect, deren Güte ja von der Kunst abhing Wahlen zu organisiren, zeigten dieselben umsomehr bei dieser Gelegenheit, als die Gewählten in einer gewissen Weise mit ihnen an der Verwaltung des Departements und des Arrondissements mitwirken sollten und diese Herren meist Veranlassung hatten, sich nicht hinter die Karten schauen zu lassen. Zur Noth sorgte dann das Gesetz und die Geschäftsordnung gegen derartige Gelüste. Die Herren Generalräthe durften zweimal fünf Tage im Jahre sitzen und hatten dann in dieser kurzen Zeit eine ganze Reihe von Vorlagen zu erledigen, als Bewilligungen für die Departementalgebäude, Straßen u. s. w., für einige den Departements zur Unterhaltung überwiesene Anstalten — Irrenhäuser u. dgl. — und vertheilten die Steuerquoten auf die einzelnen Bezirke resp. in der Reclamationsinstanz auf die Gemeinden. Man vergesse doch nicht, daß die einzige gesetzgeberische Leistung der Versailler Versammlung im Sommer 1871 ein neues Gesetz über die Generalräthe war, in welchem der Versuch gemacht wurde, in Etwas durch dieselben die Präfectenwirthschaft zu beaufsichtigen, daß auch heut noch jede politische Kundgebung sofort durch Präsidialdecret annullirt wird, mitunter selbst wenn es ein frommer Wunsch für Unterrichtsfreiheit ist.

Wir wünschen auch den möglichst baldigen Zusammentritt der Generalräthe, namentlich deshalb, weil wir mindestens diesen schwachen Versuch einer

Selbstverwaltung nicht beseitigt haben wollen, dann auch weil wir hoffen, daß die Gewählten durch ihr gemeinschaftliches Arbeiten mit den Beamten dieselben zu einem rascheren Verständniß des wirklich Nothwendigen führen und durch Erkenntniß des ernstesten Willens der Regierung, stets das Interesse des Landes zu wahren, ihnen näher treten werden. Aber eine politische Bedeutung legen wir ihnen nicht bei und wollen wir ihnen ebensowenig beigelegt wissen als den Ständen der Altmark oder Uckermark, für die sich bisher unseres Wissens noch Niemand begeistert hat. Was sollen denn die drei Versammlungen in Colmar, Straßburg und Metz für die Stellung des Landes thun? Soll man jeder derselben die Gesetzentwürfe auch nur zur Begutachtung vorlegen, und welche denn? Doch nicht die Gesetze, die der deutsche Reichstag bereits für das ganze Reich eingeführt hat, und welche hier unverändert eingeführt werden müssen. Was aber sonst, da wirkliche gesetzgeberische Reformen doch bei der jetzigen Lage der Verhältnisse nicht in Angriff genommen werden können? Man sagt vielleicht: die Steuergesetze und den Landesetat. Will man denselben wirklich in drei Versammlungen berathen? Es scheint überflüssig diese Idee durchzuführen, um ihre Unrichtigkeit zu beweisen. So bleibt dann nur übrig, sie als Ventil für alle Schmerzensschreie und Klagen zu benutzen. Nun uns scheint, daß für die nächsten Jahre die Regierung dazu diese drei getrennten Versammlungen nicht benutzen darf, will sie sich nicht unnöthige Aufregung und Arbeit schaffen.

Man stelle doch die Frage richtig und man wird eher zum Ziele kommen, je offener man zu Werke geht. Nicht die Generalräthe können die Dictatur beseitigen, sondern allein eine Landesvertretung mit gesetzgebender Gewalt. Zwar erscheint es eigenthümlich, eine letztere zu constituiren, wenn man nicht weiß, wer der Landesherr ist, und es wäre unseres Erachtens geboten, die letztere Frage zu entscheiden, den Elsaßlothringern offen zu sagen, daß ihr Landesherr der Kaiser, daß sie in einer Monarchie leben, denn die Monarchie einigt, die Republik löst auf und die Geschichte schuldet uns noch den Beweis der Möglichkeit einer nationalen demokratischen Republik von innerer und äußerer Stärke. Monarchisch kann aber ein Landesherr nicht heißen, welcher wie der Bundesrath gebildet ist. Aber diese Frage soll nicht discutirt werden, die Differenzen sind vielleicht noch zu groß, als daß eine Einigkeit gehofft werden kann bis zu dem Moment, zu welchem spätestens der entscheidende Schritt hier gethan sein muß. Ja wir glauben, daß derselbe jetzt wohl möglich ist, weil wir keineswegs gewillt sind, diese Versammlung, die wir verlangen, sofort mit Befugnissen auszustatten, welche ihr auf die Dauer doch nicht versagt werden können; denn wir vergessen nicht, daß es sich um ein Land handelt, welches das gesammte Deutschland gegen den Willen fast aller Einwohner erobert hat. Wir würden deshalb der Regie-

zung zur Zeit noch einen Einfluß auf die Geschäftsordnung durch Mitwirkung bei Ernennung der Präsidenten, ja selbst durch Ausschluß gewisser Fragen von der Discussion gestatten. Wir sind aber überzeugt, daß die volle Petitionsfreiheit, das Recht zu Adressen und Interpellationen, die Oeffentlichkeit der Verhandlungen binnen Kurzem eine rege Theilnahme des gesammten Landes an dieser Versammlung, somit aber ein Interesse an der neuen Ordnung der Dinge hervorrufen würde. Wir wissen, daß manch französischer Fehler, namentlich die Herrschaft der Phrase und die Allgewalt einer künstlich erzeugten öffentlichen Meinung den Reichslanden zur Zeit anhaften, aber zwei Jahr deutsche Verwaltung haben bereits gezeigt, daß der tüchtige Kern für corporative Selbständigkeit und Selbstverwaltung nicht fehlt, daß derselbe namentlich in den elsässischen Städten die schönrednerischen Floskeln der französischen Gemeindegesetzgebung soviel wie möglich zur Wahrheit zu machen verstand und daß die alten Reichsstädte binnen Kurzem einen ebenso mannhaften wie freisinnigen Bürgersinn in That und Wort bekunden werden. Die Bauern aber, in denen der deutsche Charakter noch viel besser bewahrt ist, brauchen nur der Angst vor Polizei-Commissar und Unterpräfect ledig zu werden und sie werden mit gleichem Erfolg wie die Städte für des Landes Wohl tagen.

Die Versammlung wird bald erkennen, daß sie durch sachgemäßes Beschließen, durch Vermeiden unnöthiger Proteste bald, wenn auch vorläufig nur durch Gutachten, eine entscheidende Stimme erlangen wird. Anträge aus ihrem Kreise werden stets Gehör finden, aber auch verdienen. Der deutschen Regierung würde aber die Möglichkeit gegeben dem Lande ihre Principien klar zu legen und dessen Wünsche entgegenzunehmen. Der Bundesrath aber, zur Zeit unser Mitsouverain, würde nicht nur auf die Berichte unserer doch immer einseitigen Beamten hin seine Beschlüsse fassen, er würde hoffentlich auch bald sich überzeugen, daß es durchaus angemessen ist, der Landesvertretung den größten Theil seiner Rechte abzutreten.

Das neue Verfassungsprojekt. Aus Mecklenburg-Schwerin. — Das Ministerium Graf Bassewitz hat den kühnen Versuch unternommen, den Mängeln unserer altständischen Landesverfassung abzuheben, ohne das ständische Prineip aufzugeben und ohne überhaupt etwas Wesentliches an den bestehenden Einrichtungen zu ändern. Die „Grundzüge“ einer solchen „Modification“ der Landesverfassung liegen dem jetzt versammelten Landtage zur Berathung vor.

Nach diesen Grundzügen sollen die beiden schon vorhandenen Stände, die Ritterschaft und die Landschaft, im Uebrigen so bleiben wie sie sind, nur daß beiden noch ein kleiner Zuwachs an Stimmen zugebracht ist, welcher darin

besteht, daß einige Rittergüter, welche bis dahin von der Stadt Rostock mit vertreten waren, gleichfalls Virilstimmen erhalten und daß in die Landschaft zwei bisher vom landständischen Verbands ausgeschlossen Städte (Wismar und Neustrelitz) und einer oder zwei mit Stadtverfassungen zu bewidmende Flecken des Schwerin'schen Domaniums aufgenommen werden sollen. Die Zahl der ihrem Besitzer eine Virilstimme auf dem Landtage gewährenden ritterschaftlichen Hauptgüter würde damit auf ungefähr 1100 (mit circa 700 Besitzern), die der auf dem Landtage vertretenen Städte auf 50 (42 in Mecklenburg-Schwerin, 8 in Mecklenburg-Strelitz) sich erheben.

Diesen beiden, ihr Dasein aus dem Mittelalter ableitenden Ständen nun soll, damit neben der Bevölkerung in den ritterschaftlichen Gütern und in den Städten auch das Domanium einer Vertretung auf dem Landtage sich erfreue, ein dritter Stand in der Person von 29 Vertretern der Domanalbevölkerung (25 für Mecklenburg-Schwerin, 4 für Mecklenburg-Strelitz) an die Seite treten. Zu diesem Zwecke werden die Domanal-Ämter in folgender Weise organisirt. Jeder Amtsbezirk soll einen Communalverband mit Corporationsrechten bilden, der seine Angelegenheiten selbständig verwaltet. Demselben liegen die mit der Verwaltung verbundenen Lasten ob und er erhält für diesen Zweck eine entsprechende Dotation zugewiesen; das Fehlende wird durch Bezirkssteuern beschafft. Die Angelegenheiten des Amtsverbandes werden von dem Amtsvorstande verwaltet, welchem die Ausübung der obrigkeitlichen Rechte übertragen wird. Derselbe besteht aus dem Amtshauptmann und einigen Beisitzern. Der erstere wird vom Großherzoge ernannt, die Beisitzer werden aus der Amtsversammlung, zu welcher sich der Amtsvorstand durch Zuziehung der sämtlichen Dorfschulzen des Bezirks erweitert, in der Weise erwählt, daß das eine Mal der Amtsvorstand der Amtsversammlung, das andere Mal die Amtsversammlung dem Amtsvorstande drei Mitglieder der Amtsversammlung zur Auswahl präsentirt. Das Amt der gewählten Beisitzer dauert sechs Jahre. In den größeren Ämtern ernennt der Großherzog noch einen zweiten Beamten, welcher gleichfalls Mitglied des Amtsvorstandes ist und den Amtshauptmann, wenn er behindert ist, vertritt, jedoch nur im letzteren Falle ein Stimmrecht ausübt. Die Sitzungen des Amtsvorstandes finden zweimal monatlich statt. Den Bericht über die Verhandlungsgegenstände erstattet der Vorsitzende, welcher auch bei Stimmgleichheit den Ausschlag giebt.

Der Amtsvorstand nun wählt aus seiner Mitte den Landtagsdeputirten des Amtes. Da der Amtshauptmann vom Großherzoge ernannt wird und die Beisitzer, deren Wahl überdies der Bestätigung des Ministers des Innern bedarf, von und aus den Dorfschulzen gewählt, die Dorfschulzen ihrerseits aber vom Großherzoge ernannt werden, so müßte diese Maschinerie schon sehr

nachlässig gehandhabt werden, wenn nicht aus jedem Amtsbezirk der Amtshauptmann oder der zweite Beamte als Landtagsdeputirter hervorgehen würde. Aus dem Domanium würde hiernach dem Landtage eine Verstärkung von 29 Männern nach dem Herzen der Regierung in Aussicht stehen. Da auch die Bürgermeister der Städte, welche den zweiten Stand, die Landschaft, bilden, zu einem großen Theile vom Großherzoge ernannt werden, zu einem anderen Theile seiner Bestätigung unterliegen, und da das Ministerium Graf Bassewitz über die große feudale Partei in der Ritterschaft, deren Anschauungen es vertritt, unbedingt gebietet, so würde bei so glücklicher Mischung der Wille des Landtags nicht schwer zu lenken sein.

Dies um so weniger, als das Maß der Rechte, welches den Ständen bei der Landesgesetzgebung und der Finanzcontrole zusteht, wesentlich das alte bleiben, ja diese Rechte theilweise in noch engere Schranken als bisher eingeschlossen werden sollen. Zwar verzichtet der Großherzog auf das im Domanium ihm zustehende jus statuendi, so daß es künftig auch im Domanium nach denselben Grundsätzen wie im übrigen Lande zu beurtheilen ist, ob ein Gegenstand der allgemeinen Gesetzgebung angehört und demnach einer Verhandlung mit den Ständen bedarf, oder ob derselbe durch Localstatuten oder im Verordnungswege ins Leben geführt werden kann. Daneben will der Großherzog den Ständen allgemein für diejenigen Gegenstände der Gesetzgebung, für welche ihnen nach bisherigem Recht nur ein „rathames Bedenken“ zusteht, ein Zustimmungsgrecht einräumen. Letzteres jedoch nur, wenn und insofern alle drei Stände über die betreffenden Vorlagen eine „gemeinschaftliche Erklärung“ abgeben. Einigen sie sich über eine solche nicht, so hat das Votum der einzelnen Stände für die Regierung kein Gewicht und sie verfährt lediglich nach ihrem Belieben.

Rücksichtlich der Finanzen bestand bisher die Einrichtung, daß der Großherzog die Kosten des Landesregiments aus den Einkünften des Domaniums unter subsidiarischer Beihülfe der in seine Kasse fließenden Steuererträge zu bestreiten hatte. Ein Staatshaushalts-Etat wurde den Ständen nicht vorgelegt und eine Controle über die Einnahmen und Ausgaben der zugleich die Staatskasse darstellenden großherzoglichen Kasse stand ihnen so wenig zu, daß sie von den Rechnungsabschlüssen dieser Kasse nicht einmal Kenntniß erhielten. Landesherrliche und Staatskasse waren mit einander verschmolzen, und von dem Großherzoge allein hing es ab, wieviel er von seinen Einkünften für sich und wieviel für das Land verwenden wollte. Zwar hatte er diejenigen Güter und Forsten aus dem Domanialvermögen, welche durch das Staatsgrundgesetz von 1849 ausgeschieden und als Hausgut constituirt waren, in abgesonderter Verwaltung belassen und die Einkünfte aus diesem Hausgut nebst dem gleichfalls in der constitutionellen Zeit vereinbarten

baaren Zuschuß aus der Renterei als die für seinen Haushalt zur Verfügung stehende Einnahme behandelt. Doch hatte diese Scheidung zwischen Hausgut und übrigem Domanium nur eine ökonomische, keine rechtliche Bedeutung und konnte jeden Augenblick vom Großherzoge beliebig verändert, suspendirt oder ganz aufgehoben werden. Diese Trennung des großherzoglichen Haushalts von der übrigen Dominalverwaltung soll nunmehr — so will es das neue Projekt — von den Ständen rechtlich dahin anerkannt werden, daß zwar der Fürst das Eigenthumsrecht an dem ganzen Domanium behält, im Uebrigen aber die ausgeschiedenen Güter, Forsten, Schlösser u. s. w. zu Nutzen und Lasten des großherzoglichen Haushalts verbleiben und statt des weiteren bisher aus der Renterei zur Verwendung auf den großherzoglichen Haushalt gezahlten baaren Zuschusses ein äquivalenter Theil an Gütern und Forsten aus dem Domanium ausgeschieden und den Haushaltsgütern zugelegt werde. Zudem wird noch an Einrichtungs- und Unterhaltskosten für die Prinzen und Prinzessinnen des großherzoglichen Hauses, an Wittümern u. s. w. eine jährliche Zahlung bis zum Höchstbetrage von 125,000 Thalern, welcher nach 20 Jahren auf 100,000 Thaler ermäßigt werden soll, verlangt. Um den Ständen die Ueberzeugung zu gewähren, daß die Einkünfte aus dem nicht zum Hausgut gezogenen Theile des Domaniums wirklich für allgemeine Bedürfnisse, nicht für den großherzoglichen Haushalt zur Verwendung gekommen sind, „soll ihnen auf jedem Landtage eine dies nachweisende Zusammenstellung des Resultats der Renterei-Rechnung und des Dominal-Capitalfonds aus dem abgelaufenen Rechnungsjahr vorgelegt werden.“ An diesem bescheidenen nachträglichen Einblick in die Verhältnisse der Staatskasse sollen die Stände sich genügen lassen, während sie an der Feststellung des Staatshaushalts keinen Antheil gewinnen, diese vielmehr nach wie vor der großherzoglichen Verwaltungsbehörde ausschließlich zusteht. Daneben behalten die Stände zwar ihren bisherigen Antheil an der Bewilligung der Einnahmen und Ausgaben der unter gemeinsamer, landesherrlicher und ständischer, Verwaltung stehenden, für den Abtrag gewisser Schulden bestimmten und einzelnen sonstigen Landeszweden dienenden allgemeinen Landes-Receptur-Kasse; sie sollen aber bei Bewilligungen aus dieser Kasse zu allgemeinen Landeszweden auf das Recht der *itio in partes*, der gesonderten Standeserklärungen, verzichten.

Der dritte Stand tritt den beiden anderen mit gleicher Berechtigung an die Seite. Er erhält gleichmäßige Vertretung in dem ständigen engeren Ausschusse der Ritter- und Landschaft und theiligt sich bei den verschiedenen Verwaltungszweigen, bei welchen die Stände concurriren, in entsprechender Weise. Nur die Frage, wie es bei gemeinschaftlichen Abstimmungen und Wahlen zu halten sei, wenn, nach Beschränkung des Rechts der *itio in par-*

tes, ein zu großes Uebergewicht der Ritterschaft vermieden werden sollte, bot einige Schwierigkeit dar. Diese Schwierigkeit aber wird durch den Vorschlag glücklich überwunden, daß die Ritterschaft bei gemeinschaftlichen Abstimmungen und Wahlen auf Antrag eines der beiden anderen Stände ihre Stimmen zu einem besonderen Protokoll abgeben und daß für die gesammte Ritterschaft nur eine Zahl von 72 Stimmen als Maximum gezählt werden soll. Werden mehr als 72 ritterschaftliche Stimmen abgegeben, so tritt eine Reduction der für und wider abgegebenen Stimmen nach dem Verhältniß zu der Gesamtzahl von 72 ein, wobei natürlich dafür Sorge getragen werden muß, daß eine alle Fälle ergreifende Reductionstabelle auf dem Landtagstische zur Benutzung aufliegt. Sind also z. B. 93 ritterschaftliche Stimmen abgegeben, davon 59 für, 34 gegen einen Antrag, so zählen diese, nach dem Maßstabe von 72 reducirt, für beziehungsweise $45\frac{63}{93}$ und $26\frac{30}{93}$ Stimmen; 37 für und 36 gegen einen Antrag abgegebene ritterschaftliche Stimmen zählen für beziehungsweise $36\frac{36}{72}$ und $35\frac{37}{72}$ Stimmen. Handelt es sich um Beschlüsse und Wahlen eines Kreises, so sollen auf den mecklenburgischen Kreis 31, auf den wendischen 29 und auf den Stargard'schen 12 ritterschaftliche Stimmen im Maximum gerechnet werden, wobei dann wiederum bei einer Uebersahl die Hälfte der Reductionstabelle in Anspruch genommen werden muß.

Wie der Landtag sich zu diesem Projekte stellen wird, ist noch ungewiß. In der Vorberathung, welche die Regierung mit ständischen Deputirten im October dieses Jahres hatte, nahmen die Deputirten der Ritterschaft das Projekt als geeignete Grundlage für eine weitere Verhandlung an, während die landschaftlichen Deputirten erklärten, daß es den berechtigten Erwartungen nicht entspreche und eine Basis für Verhandlungen nicht bilden könne. Daß die mecklenburgische Bevölkerung in diesem Projekt, welches die Käuflichkeit und Erblichkeit der politischen Rechte bei den Besitzern von Rittergütern aufrecht erhält, und neben den städtischen nun auch den domanialen Obrigkeiten das Recht der Vertretung als einen Ausfluß ihres Amtes zuweist, alle übrigen Staatsbürger aber von den politischen Rechten nach wie vor ausschließt, nicht eine Erfüllung, sondern fast eine Verhöhnung ihrer Wünsche erblickt, braucht kaum gesagt zu werden.

Handel und Schiffahrt. Aus der Provinz Preußen. — Das Jahr 1872 darf ich nicht zu Ende gehen lassen, ohne auch Mittheilungen über unsere Handelsverhältnisse aus dem allerdings erst recht spät erschienenen Bericht des Vorsteheramts der Königsberger Kaufmannschaft für das Jahr 1872 zu machen. Die hiesigen Berichte zeichnen sich schon seit Jahren sehr vortheilhaft durch ihre Fassung aus, welche namentlich den allgemeinen Theil, der die Abhängigkeit des Handels von der politischen

Weltlage nachweist, die auf den Handel und die Schifffahrt bezügliche Gesetzgebung bespricht, Vocaleinrichtungen, Zollvorschriften, Beziehungen zu fremden Staaten, Eisenbahnwesen u. s. w. erörtert, auch Lesern interessant macht, die nicht dem Handelsstande angehören, aber auch den eigentlichen „Berichten über Thatfachen“ ihre gewissermaßen natürliche Trockenheit durch vergleichende Uebersichten, Vor- und Rückblicke zu mindern weiß. Dazu ist auch die äußere Ausstattung durchaus lobenswerth und eines Handelsplatzes würdig, der über den Umsatz vieler Millionen Nachweise zu geben hat. Der Handel Königsbergs hat sich seit kaum einem Menschenalter, eigentlich erst seit Herstellung der Eisenbahnverbindungen nach Westen und Osten ganz außerordentlich gesteigert. Kann auch der Gesamtwertb des Exports und Imports für sich allein noch keineswegs einen zutreffenden Maßstab für das Wohlbefinden des Handelsstandes an einem bestimmten Ort geben, also auch aus der Vergrößerung dieser Zahlen noch nicht unbedingt auf die entsprechende Zunahme des Wohlstandes der Betheiligten geschlossen werden, so wird sich doch die erweiterte Bedeutung des Platzes aus dem rapiden Anwachsen dieser Werthe nicht verkennen lassen. Weiß man nun aber, daß bis zum Anfang der Fünfziger Jahre der Werth des gesammten Imports jährlich die Summe von 7 Millionen, der Werth des gesammten Exports die Summe von 6 Millionen Thaler selten erreichte, daß 10 Jahre später an dieselbe Stelle 40 und 30 Millionen zu setzen waren, und daß der Bericht für 1871 den Werth des Imports auf 67,169,700 Rthlr., den des Exports auf 60,143,200 Rthlr. berechnet, so dürfen diese Zahlen für sich selbst sprechen. Letztere Zahlen sind nun allerdings die höchsten, die der Königsberger Handel bisher erreicht hat, aber sie sind durchaus nicht so verschieden von denen der vorigen Jahre, daß sie als bloße Ausnahme zu betrachten wären; es wäre im Gegentheil sehr möglich, daß sie sich in der Folge noch steigerten, wenn die Umstände gleich günstig blieben. Nicht weniger als 2030 Schiffe mit gegen 190,000 Normallast sind in Pillau, dem Vorhafen Königsbergs ein- und ausgegangen, darunter fast ein Viertel Dampfschiffe, und 9608 in Königsberg eingegangene Binnensfahrzeuge vermittelten den Verkehr nach der Provinz und nach Rußland hinein. Besonders wichtig aber ist es, daß der Bericht nicht nur einen ungewöhnlich großen Geschäftsumfang in Folge des wirthschaftlichen Aufschwungs nach dem Frieden bestätigen, sondern auch ausdrücklich bemerken kann, daß viele Zweige unseres Handels, was sonst bei großem Umsatz noch durchaus nicht immer der Fall gewesen, sich in diesem Jahr auch ganz befriedigender Einträglichkeit erfreuten.

Drei Artikel sind es besonders, welche die Provinz Preußen aus ihren Häfen seawärts exportirt, und auf die daher, wenn von der Gunst oder Un-

gunst eines Jahres zu sprechen ist, das Hauptgewicht fällt: Getreide, Flachs und Hanf, Holz. Bei allen dreien participirt sehr erheblich das Nachbarland Rußland und Polen, und die größere oder geringere Leichtigkeit des Verkehrs über die Grenze hin ist daher von einschneidender Wichtigkeit für unsern Handel. Leider haben unsere Handelsverhältnisse mit Rußland im Jahre 1871 in keiner Beziehung eine nennenswerthe Verbesserung erfahren, der russische Zolltarif, das russische Abfertigungsverfahren blieben unverändert, das Salzmonopol in Polen wurde nicht aufgehoben, eine Verbesserung der Fahrwasser nicht ernstlich in Angriff genommen, und immer von Neuem tauchten von Zeit zu Zeit die schon so oft erhobenen Klagen wieder auf. „Nur ihre Hoffnungslosigkeit war der Grund, weshalb sie nicht häufiger an die Oeffentlichkeit traten.“ Vielleicht auch der Umstand, daß man sich allmählich an das Unleidliche gewöhnt hat und daß trotz alledem in diesem Jahr die Resultate im Allgemeinen günstiger waren, als sonst. — An dem Holzhandel der Provinz hat Königsberg nur sehr geringen Antheil, Danzig und Memel sind die Häfen dafür; andererseits verschifft Memel nur wenig Getreide, concurrirt aber mit Königsberg in der Branche Flachs und Hanf. Königsberg exportirt mehr Roggen, Danzig mehr Weizen, aber an der Ausfuhr des ersteren Ortes in diesem Artikel nimmt Rußland nur etwa zu Eindrittel Theil, während weit über die Hälfte der Danziger Ausfuhr aus dem polnischen Hinterlande stammt. Wenn nun die vorjährige überseeische Getreideausfuhr Königsbergs über 6 Millionen Centner zum Werthe von 16½ Millionen Thaler betrug und Zweidrittel davon Ostpreußen selbst angehörte, so ergiebt das einen Gewinn von etwa 10 Millionen Thaler für unsere einheimische Landwirthschaft. — Der Geschäftsumfang in Flachs, Hanf und Heede stand keinem früheren Jahre nach; über 500,000 Ctr. zum Werthe von mehr als 6 Millionen Thaler sind ausgeführt, hauptsächlich nach Frankreich und Belgien, England und Schottland. Das Geschäft mit den deutschen Spinnereien, welche in früheren Jahren ihren ganzen Bedarf von Flachs und Heede fast ausschließlich von hiesigem Plage bezogen, ist in letzter Zeit geringer und für die hiesigen Händler weniger lohnend geworden. Der Hauptgrund liegt in den Eisenbahnverhältnissen und Frachttarifen, welche den directen Verkehr Rußlands mit dem westlichen Deutschland, Belgien und Frankreich begünstigen. Selbst im Verkehr mit österreichischen Spinnereien macht es neuerdings sogar schon Schwierigkeit, den Weg über unsern Platz einzuhalten, und man hat sich schon genöthigt gesehen, nicht mehr die durch russische Händler hierher gebrachte Waare zu kaufen, sondern direct in Rußland Einkäufe zu machen, um die Waare fast ausschließlich auf russischen und österreichischen Bahnlilien nach Oesterreich befördern zu lassen. — Erwähnen wir endlich von Ausfuhrartikeln noch des Bernsteins, als eines

specifisch ostpreussischen Products. Es sind davon etwa 1500 Ctr. zum Werth von 500,000 Thlr. abgesetzt. Der kleinste Theil davon ist in der Weise gewonnen, wie früher die alleinige Gewinnungsart war, durch Fischen und Stechen. Weit mehr haben die Gräbereien an der samländischen Nordküste geliefert, am meisten aber die von den Unternehmern Stantien und Becker in's Leben gerufenen Baggereien im kurischen Haff bei Schwarzort und die Tauchereien bei Brüsterort, worüber vielleicht später einmal ein Näheres. Becker hat übrigens kürzlich sein Hauptcomptoir von hier weg nach Berlin verlegt und ist ganz patriarchalisch mit seinem ganzen Beamtenstande, hundert und mehr Köpfen, und seinen Schätzen übergesiedelt, um dort ein Quartier nach Art der mittelalterlichen Factoreien zu beziehen. Man hat den unternehmenden, reichen und wohlthätigen Mann ungern ziehen lassen.

Wenden wir uns zum Import, so hat hier unzweifelhaft Thee die erste Stelle. Die hiesige Einfuhr betrug über 20,000 Ctr. zum Werthe von etwa 12 Millionen Thaler, worunter allerdings auch das Speditionsgut begriffen ist; doch kommt Eindrittel davon auf eigene Rechnung hiesiger Kaufleute. Natürlich kann nicht die Rede davon sein, daß die Provinz diesen ungeheuern Verbrauch hat; er bezieht sich fast ganz auf Rußland, das diesen Artikel zur See billiger importirt, als auf dem Landwege. Bei keiner anderen Branche hat sich die Rührigkeit des Königsberger Handels deutlicher und erfolgreicher gezeigt, als bei dieser, eigentlich erst seit wenig mehr als einem Jahrzehnt cultivirten. Gleichwohl ist hier die Gefahr eines Rückganges bei allen Anstrengungen dagegen sehr dringlich, wenn, wie zu vermuthen, künftig die Theesendungen für Rußland von China und England einen anderen Weg als den bisherigen über Königsberg nehmen werden. Nicht von einem, sondern von zwei anderen Wegen ist eigentlich zu sprechen: ein großer Theil der russischen Importe wird auch durch den Suez-Canal über Odessa gehen und diese Aenderung hat sich nur deshalb noch nicht fühlbar gemacht, weil die Eisenbahnverbindungen von Odessa nach dem Innern noch wenig geregelt sind, und andererseits wird die neueröffnete Baltischport-Eisenbahn von Reval nach St. Petersburg einen großen Theil der Theesendungen von London uns entziehen, zumal die Frachtsätze für Güter dort so gering normirt sind, daß eine Concurrnz beim Transport auf deutschen Eisenbahnen zur Zeit unmöglich ist. „Möge man nicht zögern, der Energie, mit welcher die russischen Behörden sich beeifern, den Handel via Königsberg lahm zu legen, einen gleich festen Willen entgegenzustellen, um uns denselben zu erhalten.“ Fester Wille —! das ist gut ostpreussisch gedacht. Zu bemerken wäre endlich noch, daß der Umsatz des hiesigen Bank-Comptoirs ca. 168 Millionen Thlr. betrug, eine bisher ebenfalls noch nicht erreichte Zahl, die kaufmännische Leser zu würdigen wissen werden.

Danzig behauptet seine seit Jahrhunderten festbegründete Bedeutung als Exportplatz für Getreide, namentlich Weizen, und Holz. Memel mit seinem vorzüglichen und fast immer eisfreien Hafen trägt die Ungunst seiner Lage an der Grenze des preussischen Gebiets und die Concurrenz der russischen Nachbarhäfen mit bewundernswürdiger Ausdauer bessere Hoffnungen auf die Zeit setzend, wenn seine Eisenbahnverbindung hergestellt sein wird. Elbing endlich bildet sich immer mehr zur Fabrikstadt aus und darf auf seine Leistungen in dieser Hinsicht stolz sein; die dortigen Anstalten für Herstellung an Eisenbahnbedarf jeder Art sind im schwungvollsten Gange.

N—s.

Von der sächsischen Nationsuniversität. Aus Siebenbürgen. — Bei der Theilnahme, welche d. Bl. auch den örtlich getrennten Gliedern des deutschen Volkes zuwenden, werden ihre Leser gern wiederholt auch den Sachsen in Siebenbürgen die Aufmerksamkeit schenken, welche ein Stamm verdient, der nun bereits im achten Jahrhundert unter Verhältnissen, die oft mehr als ungünstig waren, seine angestammte Eigenart bewahrt und dadurch allein schon auch seine Lebensfähigkeit bewiesen hat. Nach der letzten amtlichen Volkszählung vom Jahre 1870 (Stand vom 31. December 1869) wohnen in Siebenbürgen 211,000 Deutsche, davon in den elf sächsischen Stühlen und Districten 160,000. Die letzteren haben, seit die ursprünglich vereinzelt erfolgten Ansiedlungen (im zwölften Jahrhundert) sich zu einem politischen Ganzen zusammengeschlossen, welches bald als Germanstädter Provinz, bald als Sachsenland oder Königsboden bezeichnet erscheint, auch eine gemeinsame politische Vertretung in der sogenannten Nationsuniversität (auch Nationalconflux genannt) gefunden. Sie bestand bis zum Jahre 1869 aus je 2 Abgeordneten der 11 Kreisversammlungen, im Ganzen also aus 22 Mitgliedern, versammelte sich mindestens einmal in jedem Jahre und hatte zum leitenden Vorsitzer den Nationsgrafen, welchen die Krone über Vorschlag der Nationsuniversität selbst ernannte. Ihr Wirkungskreis reichte soweit, daß bloß Militär- und Finanzwesen ihm gänzlich entzogen waren. So übte sie z. B. das Gesetzgebungsrecht sogar in Bezug auf das bürgerliche Recht und war selbst Gerichtshof zweiter Instanz für die durch sie vertretene Bevölkerung. Die Periode von 1848 bis 1867 brachte auch in diesen historisch gewordenen Organismus den Keim der Reform. Wiederholte Vorlagen, welche die Nationsuniversität selbst vor die Krone brachte und welche alle dem Bestreben Ausdruck gaben, das ganze Municipal- und Gemeinwesen des Sachsenlandes soweit auf eine neue, den Anschauungen der Zeit entsprechendere Grundlage zu stellen, als nur die berechtigte Rücksicht auf die eigene Fortexistenz es erlaubte, fanden, wie so vieles in Oesterreich, keine Erledigung, bis der „Aus-

gleich“ des Jahres 1867 sie einfach über Bord warf und der ungarische Reichstag mit kühnem Griffe auch diese Frage in den Bereich seiner Entscheidungen zog. Unter dem lebhaften Widerspruche fast aller sächsischen Reichstagsabgeordneten gab er dem Minister des Innern freie Hand, auch noch vor der Schaffung eines eigenen Gesetzes hierüber die sächsischen Kreise neu zu organisiren, die gleichzeitige Hinweisung darauf, daß dieses „im Geiste“ der bestehenden Gesetze und Verträge zu geschehen habe, hinderte nicht, diese Gesetze und Verträge einfach außer Acht zu lassen. Die Betroffenen selbst protestirten und gehorchten.

So besteht die durch das provisorische Regulativ vom März 1869 anbefohlene sächsische Nationsuniversität aus 44 Abgeordneten, von welchen der Hermanstädter und Kronstädter Kreis je 3, die Städte Hermanstadt und Kronstadt je 3, die übrigen Kreise und Städte je 2, die nicht städtischen Vororte je 1 durch indirecte Wahl entsenden und die an keine Instruction gebunden sind. Den Vorsitz führt der seit 1867 bloß durch den Willen der Regierung ernannte und ihr allein verantwortliche „Gespan“ oder Graf. Der Wirkungskreis dieser Körperschaft ist seither durch Beschluß des Pester Reichstags bloß insoweit geändert worden, als ihr die Rechtspflege und das früher besessene Statutengesetzgebungsrecht in Beziehung auf materielles Civil- und Strafrecht entzogen wurde. Am 11. November ist sie zum zweitenmal zusammengetreten. Ihre erste Session vom 10. Januar bis 27. Mai 1871 steht dem sächsischen Volke in unangenehmer Erinnerung. Die Wahlen erfolgten damals unter Umständen, wie sie unheilvoller kaum gedacht werden können. Mißtrauen nach oben und unten, Angst um Oeffentliches und Eigenes, Groll über erlittenes Unrecht und getäuschte Erwartungen hatten das natürliche Gefühl der Zusammengehörigkeit und der gemeinsamen Interessen so weit zurückgedrängt, daß eine Vertretung sich zusammenfand, in welcher im Streite der sächsischen Parteien einem Häuflein nichtsächsischer Abgeordneter die Entscheidung über die einschneidendsten Fragen des nationalen Lebens anheimfiel.

Man muß es als einen überaus günstigen Zufall ansehen, daß die Staatsregierung noch nicht veranlaßt worden ist, von dem durch diese Nationsuniversität ihr vorgelegten Materiale Gebrauch machen zu müssen, und daß die gegenwärtig versammelte Zeit gefunden, das Versäumte nachzuholen und, was schlecht gemacht worden, vielleicht wieder in Ordnung zu bringen. So wenig war die Nation selbst mit den Werken der früheren Vertreter einverstanden, daß während der früheren Sitzung selbst mehrere von ihnen von ihren Sendern abberufen wurden und bald darauf über den Köpfen der Führer hinweg das Volk sich einigte und in einer zahlreich besuchten Versammlung in Mediach die gemeinsame Grundlage für ihr weiteres politisches

Verhalten fand und festsetzte. Die zur gegenwärtig versammelten Universität Gewählten haben, soweit sie nicht romanischer Abkunft sind, das sogenannte Mediascher Programm unterschrieben und es steht nun zu erwarten, ob die Wahl auch ausnahmslos solche Männer getroffen habe, die auch mit dem Herzen dort stehen, wo der Wille und das Interesse des Volkes sie haben wollte. Es handelt sich bei der ganzen Sache nicht mehr um eigentlich staatsrechtliche Fragen, sondern im Wesentlichen um zweierlei: einerseits innerhalb der allgemeinen Staatsgesetze für die Organisation der sächsischen Municipien Siebenbürgens diejenigen Formen zu finden, welche der politischen Freiheit dienen, ohne die Bedingungen des nationalen Fortbestandes der Deutschen hierzulande zu zerstören; andererseits um die Sicherung des nicht unbedeutenden gemeinsamen Nationalvermögens für die Zwecke deutscher Cultur, denen es bisher mit so schönem Erfolge auch für die übrigen Nationalitäten des Landes nutzbar gewesen ist. Wir werden uns bemühen, über den Fortgang der Verhandlungen nach beiden Seiten hin von Zeit zu Zeit weiter zu berichten.

Zu Ehren Waagen's. — In einem kleinen Artikel (Nr. 46, S. 773), der die praktische Absicht verfolgte, alle Befürchtungen aus dem Wege zu räumen, als könne die nothwendige Ausarbeitung eines neuen Katalogs der Berliner Gemäldegallerie an rücksichtsloser Wissenschaftlichkeit von irgend welcher Seite behindert werden, hat der Herausgeber neulich sich beiläufig auf weitverbreitete Gerüchte bezogen, denen zufolge der Autor des früheren Katalogs, Waagen, weniger in Berlin selbst als vielmehr in Petersburg solchen Schwierigkeiten begegnet und zum Theil auch erlegen sei. Er erhält darüber soeben nachstehende Zuschrift von seinem verehrten Freunde Prof. Dr. A. Woltmann in Karlsruhe, die er hier gern zum Abdrucke bringt, um dem sittlichen Andenken Waagen's durch das vollgültige Zeugniß eines besonders Nahestehenden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wenn Woltmann jedoch im Eingange seines Schreibens auch bestreitet, daß der Berliner Katalog Waagen's hinter der modernen Wissenschaft von Auflage zu Auflage mehr und mehr zurückgeblieben ist, so genügt es dem gegenüber auf den schon neulich angezogenen Aufsatz Crowe's (in den Grenzboten 1868, I. S. 291) zu verweisen, der, kurz vor Waagen's Tode geschrieben, durch wahrhaft vernichtende Kritik, namentlich in Bezug auf die Venezianer, das wissenschaftliche Endergebniß jener Arbeit Waagen's als ein durchaus ungenügendes erweist. Mit Freuden wird aber jedermann jetzt durch Woltmann erfahren, daß die Hauptschuld auch daran nicht Waagen, sondern Herrn von Olfers trifft, dessen Seele denn auch diese Last „zu anderen Lasten tragen“ möge. Mit dem praktischen Ziele unseres bescheidenen Laienartikels ist, wie wir dankbar

constatiren, auch eine Autorität wie Woltmann völlig einverstanden, und nun möge er selber reden:

Etwas verspätet ist mir Ihr Aufsatz „Die Wiedertaufe im Berliner Museum“ zu Gesicht gekommen. Indem Sie darin mit Fug und Recht betonen, daß die Ernennung eines neuen Direktors der Berliner Gemäldesammlung auch die Herausgabe eines neuen wissenschaftlichen Katalogs der Sammlung zur Folge haben müsse, welcher dem gegenwärtigen Standpunkt der kunstgeschichtlichen Forschung entspreche, richten Sie gegen den früheren Direktor der Sammlung, den verstorbenen Waagen, Angriffe, welche durchaus ungerechtfertigt sind. Es ist zunächst unrichtig, wenn Sie behaupten: „Der Katalog, den er einst für die Berliner Gemäldesammlung entworfen, anfangs vielleicht ein Muster seiner Art, sank mit jeder seiner zahlreichen neuen Auflagen, wie sehr der Autor auch daran nachzubessern suchte, immer tiefer unter den Spiegel der stetig anwachsenden gleichzeitigen Forschung.“ Waagen war vielmehr stets bemüht, seine eigenen Kenntnisse in seinem Fache zu erweitern, zugleich aber auch den Forschungen Anderer Rechnung zu tragen, über sie ein eigenes Urtheil zu gewinnen und ihren Resultaten, wo das nöthig war, auch Meinungen, die er selbst früher ausgesprochen, bereitwillig zu opfern. Davon legen die verschiedenen Auflagen des Katalogs Zeugniß ab. Leider waren sie aber nicht so „zahlreich“, wie Sie sagen. Meines Wissens sind seit der 12. Auflage (1855) nur noch Scheinauflagen entstanden, weil unter der Mißregierung des Herrn von Olfers in einer unrichtigen Spekulation zu große Auflagen gedruckt wurden, auch nicht genug für den Vertrieb geschah, der Preis zu hoch gesetzt war. Waagen's Vorstellungen, die noch vorhandenen Exemplare einstampfen zu lassen, gab der Generaldirector kein Gehör, es wurden nur für einzelne Stellen, an welchen das namentlich nothwendig schien, Cartons gedruckt. Ebenso scheiterte Waagen's Plan, neben dem bisherigen, für ein größeres Publikum bestimmten Verzeichnisse einen eigentlichen catalogue raisonné herauszugeben, an dem Generaldirector, der die Erlaubniß, daß ein solcher in der Gallerie selbst verkauft werden dürfte, verweigerte. Unter diesen Umständen mußte der Verleger, welcher zur Herausgabe des neuen Unternehmens bereit war, davon Abstand nehmen. Waagens Vorarbeiten zu einem catalogue raisonné befinden sich unter seinem handschriftlichen Nachlaß, den er mir vermacht hat, und dies Material, welches ich dem neuen Director der Sammlung bereits zur Benutzung angeboten habe, wird für die Herstellung eines wissenschaftlichen Verzeichnisses von wesentlichem Nutzen sein. Wird in diesem auch solchen Ermittlungen ihr Recht eingeräumt, welche berühmte Namen an unrechter Stelle auslöschen — Sie haben mehrere vollständig zutreffende Beispiele dafür genannt —, so geschieht dies nur in dem Geiste Waagen's, dem es überall nur auf Wahrheit ankam. War er es doch, der in einem jener namhaft gemachten Fälle, bei Correggio's Jo, zuerst ausgesprochen hatte, daß das Wiener Exemplar dem Berliner überlegen sei.

Um so ernster ist die Meinung zurückzuweisen, er habe zu denjenigen Galleriedirectoren gehört, welche allerhöchsten Bedenken mannichfache Concessionen machen. Ich beklage, daß Sie ein müßiges Gerede wiederholen, wenn Sie berichten: „Man sagt, der Kaiser von Rußland selber habe Waagen in der Eremitage herumgeführt und die Folge davon war, — der Peters-

burger Katalog macht dem wissenschaftlichen Gewissen des Berliner Gelehrten am meisten Unehre." Waagen hat nichts geschrieben, was seinem wissenschaftlichen Gewissen Unehre macht; dergleichen darf man nicht aussprechen, ohne bestimmte Nachweise zu führen. Verläumdung, nicht bloß „muthwillige Sage“, muß man die Behauptung nennen, er habe „wie der heilige Augustinus seine Retractationen, insgeheim ganz anders lautende Urtheile zu seiner Privatandacht aufgezeichnet.“ Ob das zwar überflüssig scheinen mag, will ich doch ausdrücklich die Erklärung aussprechen, daß sich unter Waagen's Nachlaß, Aufzeichnungen über die Petersburger Sammlungen, welche von dem in seinem Buche Veröffentlichten abweichen, nicht befinden. In Waagen's Büchern kommt manches Urtheil vor, das nicht richtig ist, manche Bestimmungen, welche durch spätere Forschungen widerlegt wurden, manche Vermuthungen, die nicht bestätigt worden sind. Ueberall sind die Irrthümer aber verschwindend gegen die außerordentliche Fülle positiver Leistungen, zutreffender Bestimmungen und glänzender Entdeckungen, welche ihm die Stellung eines Bahnbrechers der Kunstwissenschaft dauernd sichern. Kommen auch in dem Buche über Petersburg Irrthümer vor (ich selbst habe noch nicht Gelegenheit gehabt es an Ort und Stelle zu prüfen), so fallen diese jedenfalls nicht seinem Charakter sondern seinem Urtheile zur Last. Im Gebiet der Bilderkennniß wird niemand, der ernst und wissenschaftlich arbeitet, sich für unfehlbar halten, die Schwierigkeit der Prüfung, die Nöthigung, sich in solchen Fällen, wo unmittelbarer Vergleich erforderlich wäre, auf das Gedächtniß zu verlassen, ist auch dem gefährlich, dem das klarste Urtheil, die reichsten Erfahrungen zu Gebote stehen.

Die wissenschaftliche Unabhängigkeit von hohen und allerhöchsten Bedenken war für den Verfasser des Berliner Galleriekatalogs schon bei Gründung des Museums dadurch gewonnen, daß die leitende Commission, zu der Waagen gehört und an deren Spitze Wilhelm von Humboldt stand, jede officielle Bildertausche von der Hand wies und die Bestimmung der Bilder sowie die Vertretung der Benennungen lediglich als Sache des mit Herstellung des Katalogs beauftragten Gelehrten auffaßte. (Vgl. den Bericht darüber, Schinkel's Nachlaß, III. S. 308.) Diesem correcten Verfahren wurde eine Zeit lang durch den früheren Generaldirector Einhalt gethan. Es ist Grund zu der Hoffnung vorhanden, daß es jetzt wieder in Kraft treten werde. Wenn es darauf ankommt, daß in Sachen des Berliner Museums das Rechte geschehe, so braucht man nur an die Traditionen des Geistes wiederanzuknüpfen, der bei seiner Gründung lebendig war. Daß dies für die Gemäldegallerie geschehen wird, verbürgen die wissenschaftliche Stellung und die Leistungen von Julius Meyer, der zur hohen Befriedigung aller Fachgenossen an diese Sammlung berufen wurde und dessen erstes Werk auch schon gewesen ist, jenen gegen den Widerspruch Waagen's unternommenen räumlichen Umgestaltungen Einhalt zu thun, welche den Charakter der Gallerie zu beeinträchtigen drohten.

Alfred Woltmann.

Ueber die gegenwärtige Stellung und Aufgabe der deutschen Philosophie.

Ein Vortrag, bei der Eröffnung seiner Vorlesungen über Geschichte der Philosophie, den 24. October 1872 zu Berlin gehalten von

Eduard Zeller.

Meine Herren! Wenn ich heute unter Ihnen erscheine, um meine Thätigkeit als Lehrer der Philosophie an der hiesigen Hochschule zu beginnen, so liegt wohl manchem von Ihnen die Frage auf den Lippen, von welchem Standpunkt ich denn eigentlich hierbei auszugehen gedenke. Eine eingehende Beantwortung dieser Frage würde nun freilich eine längere Auseinandersetzung erfordern, als sie mir hier möglich ist, aber doch scheint es mir nicht unangemessen, wenn ich die erste Stunde, die mich in Ihre Mitte führt, zu einigen vorläufigen Andeutungen über meine Auffassung der Aufgabe benutze, welche der deutschen Philosophie durch ihre bisherige Entwicklung und die wissenschaftlichen Bedürfnisse der Gegenwart vorgezeichnet ist.

Die Stellung, welche dieser Wissenschaft von der öffentlichen Meinung eingeräumt wird, ist heutzutage unverkennbar eine andere, als sie vor dreißig und vierzig Jahren gewesen ist. Wenn sich die Philosophie damals in hochgesteigertem Selbstgefühl nicht bloß als die Beherrscherin aller anderen Wissenschaften, sondern auch als das sie alle umfassende Ganze zu betrachten pflegte, so werden gegenwärtig auch von ihren Freunden nur noch sehr wenige so weitgehende Ansprüche zu erheben geneigt sein; die meisten werden sich vielmehr begnügen, wenn ihr nur neben den andern Disciplinen eine eigenthümliche Bedeutung eingeräumt, wenn sie nur überhaupt als ein wesentlicher und unentbehrlicher Bestandtheil des wissenschaftlichen Organismus anerkannt wird. Aber selbst diese mäßige Anerkennung wird ihr nicht selten verweigert; und wenn sich diese Geringschätzung in der Regel nur thatsächlich, als Vernachlässigung der philosophischen Studien und Gleichgültigkeit gegen philosophische Untersuchungen äußert, so sind doch da und dort auch schon Stimmen laut geworden, welche dieselbe zum Grundsatz erheben, der Philosophie die Berechtigung zu einem selbständigen Dasein absprechen und von ihr verlangen, daß sie in den besonderen Fächern, der Geschichte und Naturwissenschaft, aufgehe.

Diese Erscheinung läßt sich auch nicht aus bloß äußerlichen und für die Wissenschaft als solche zufälligen Ursachen herleiten; sie ist vielmehr eine

natürliche Folge des ganzen Verlaufs, welchen die philosophische Entwicklung seit Kant genommen, und der Verhältnisse, unter denen sie sich vollzogen hat. In den Systemen, welche sich von Kant bis auf Hegel und Herbart in rascher Folge drängten, hatte die philosophische Produktivität sich für einige Zeit erschöpft; man empfand das Bedürfniß der Sammlung, der Prüfung und Verarbeitung des neuen, was in solcher Fülle hervorgetreten war. Der nachkantische Idealismus hatte bei aller Großartigkeit und allem Reichthum seiner Leistungen doch die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, nicht wirklich gelöst; jene apriorische Konstruktion des Universums, auf die er seit Fichte ausgegangen war, zeigte auch in ihrer reifsten und vollendetsten Gestalt, auch bei Hegel, bedenkliche Lücken; und ebensowenig vermochte eines von den Systemen, welche sich ihm zur Seite und gegenübergestellt hatten, eine befriedigende und widerspruchslose Erklärung der Erscheinungen zu gewähren. Die Erfahrungswissenschaften gingen ihren Weg unbekümmert um die Philosophie, und sie kamen hierbei vielfach auf Ergebnisse, welche mit den Konstruktionen der Philosophie nicht stimmten; die Naturwissenschaft vor allem war es, deren glänzender Aufschwung die Philosophie um so mehr in Schatten zu stellen geeignet war, da er gerade mit einer in der letzteren eingetretenen Stodung zusammenfiel. Wenn sich endlich die überreiche und — wir dürfen es nicht verkennen — einseitige Entwicklung der neueren deutschen Spekulation trotz der ruhmvollen Episode der Befreiungskriege wesentlich in einer Zeit des politischen Stillebens vollzogen hatte, so mußte umgekehrt die nachhaltige politische und wirthschaftliche Bewegung, welche sich Deutschlands während des letzten Menschenalters in steigendem Maße bemächtigt hat, unvermeidlich das spekulative Interesse zurückdrängen und die Gunst der Zeit den Wissenschaften zuführen, welche mit ihren praktischen Bestrebungen in einem unmittelbareren und greifbareren Zusammenhang standen.

Daß sich der deutsche Geist freilich auf die Dauer von der Philosophie abwende, dies haben wir nicht zu befürchten. Eine gründlichere Wissenschaft wird immer zu Fragen und Aufgaben geführt werden, die nur auf dem Wege der philosophischen Forschung gelöst werden können. Die allgemeinen Bedingungen des Erkennens, der Ursprung und die Wahrheit unserer Vorstellungen müssen untersucht, die Methoden und die Begriffe, deren die verschiedensten Disciplinen sich gemeinschaftlich bedienen, müssen wissenschaftlich begründet werden, zwischen den besonderen Fächern muß ein systematischer Zusammenhang hergestellt, ihre Voraussetzungen geprüft, ihre Ergebnisse zu einem umfassenderen Ganzen verknüpft werden, neben der äußeren Welt muß auch die innere, es müssen die Bewußtseinserscheinungen und ihre Ursachen, die Gesetze des künstlerischen Schaffens und des sittlichen Handelns, das Wesen und die Formen des menschlichen Gemeinlebens betrachtet, es muß

nach den allgemeinsten Ursachen und den letzten Gründen der Dinge gefragt werden. Es scheint auch wirklich, daß dieses Bedürfniß bereits wieder lebhafter gefühlt werde, als dies noch vor wenigen Jahren der Fall war, und unsere Wissenschaft müßte allen ihren Ueberlieferungen untreu werden, wenn es sich nicht über kurz oder lang auf's neue in nachhaltiger Weise geltend machen und zu einer allgemeineren Wiederaufnahme der philosophischen Arbeit führen sollte, der sich denn doch fortwährend zahlreiche und achtungswerthe Kräfte gewidmet haben. Aber die Wege, welche die deutsche Philosophie für die Zukunft einschlägt, werden allerdings mit denen, auf welchen sie sich in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts bewegte, nicht durchaus zusammenfallen können.

Die Schwäche wie die Stärke der neueren deutschen Philosophie liegt in ihrem Idealismus. Es war eine epochemachende wissenschaftliche That, als Immanuel Kant die Gesetze unseres Vorstellens und Handelns im menschlichen Geist aufsuchte; aber indem er die Dinge als solche für schlechthin unerkennbar erklärte, legte er den Grund zu dem subjektiven Idealismus, welchen Fichte aus dieser Voraussetzung mit rücksichtsloser Folgerichtigkeit ableitete. Schelling und Hegel suchten die Einseitigkeit des Fichte'schen Idealismus zu verbessern: statt des absoluten Ich erkannten sie im Absoluten schlechweg, oder in der absoluten Idee, dem absoluten Geiste, das Princip, aus dem alles zu erklären sei. Allein das Verfahren, dessen sie sich für diese Erklärung bedienten, war jene apriorische Construction, welche in Hegel's dialektischer Begriffsentwicklung zur höchsten Vollendung und Meisterschaft kam. Was wir aber aus unsern Begriffen sollen entwickeln können, das muß unentwickelt schon in ihnen enthalten sein; und wenn die Entwicklung eine apriorische sein soll, so muß es unabhängig von der Erfahrung in ihr enthalten, im menschlichen Geist als solchem ursprünglich gegeben sein. Die apriorische Construction der Welt setzt daher voraus, daß dem menschlichen Geiste die vollständige Kenntniß des Wirklichen wenigstens implicite vor aller Erfahrung inwohne, mag sie ihm auch immerhin erst an der Erfahrung zum Bewußtsein kommen. Wenn aber dieses, so ist die logische Deduktion das höhere gegen die Erfahrung, und es wird immer, nicht ohne principielle Berechtigung, die Neigung vorhanden sein, die Empirie der spekulativen Construction gegenüber zu vernachlässigen, und ihr im Zweifelsfall gegen jene Unrecht zu geben; es wird daher in der Behandlung der Natur wie der Geschichte nie an jener Gewaltthatigkeit, Unkritik und Künstelei fehlen, von welcher noch kein System freiblieb, das diesen apriorischen Weg einschlug. Wird nun auch bei diesem Verfahren die Realität der Außenwelt nicht geleugnet, so wird sie doch aus dem Denken heraus construirt, welches als ein apriorisches, von der Erfahrung unabhängiges, nur das subjektive Denken

des Philosophen sein kann. Wie haben daher in diesem Fall zwar nicht mehr den vollen Idealismus der Fichte'schen Wissenschaftslehre, aber doch ist die Einseitigkeit dieses Idealismus ebensowenig vollständig überwunden: ein Verfahren, welches sich aus der Voraussetzung, die ganze objektive Welt sei ein Erzeugniß des Ich, eine Abspiegelung des Bewußtseins, ganz folgerichtig ergab, wird festgehalten, wiewohl man diese Voraussetzung selbst aufgegeben hat. Wie schwer es aber der Philosophie seit Kant überhaupt wurde, sich von dieser idealistischen Einseitigkeit zu befreien, sehen wir am deutlichsten daran, daß auch solche, die dem Idealismus grundsätzlich entgegentreten, wie Herbart, doch thatsächlich immer wieder in ihn zurückfallen. Denn auch dieser Philosoph operirt, wenn man näher zusieht, gegen die Erfahrungsbegriffe mit durchaus apriorischen Voraussetzungen, und so wenig es in seiner Absicht liegt, müßte sich ihm doch schließlich alles Gegebene noch in ganz anderer Weise, als einem Kant, in eine subjektive Erscheinung, eine „zufällige Ansicht“ auflösen, für die er allerdings das Subjekt, in dem sie sich bilden könnte, durch seine metaphysischen Annahmen gleichfalls in Frage gestellt hat.

Im Gegensatz zu den apriorischen Konstruktionen der meisten Philosophen seit Fichte ist in den letzten Jahrzehnten von den verschiedensten Seiten her verlangt worden, daß die Philosophie Erfahrungswissenschaft werde; im Gegensatz zu ihrem Idealismus ist die Forderung einer realistischen Weltansicht aufgestellt worden. Und wer könnte der einen wie der andern von diesen Forderungen, sobald sie richtig verstanden werden, ihre Berechtigung bestreiten oder ihren Zusammenhang mit dem Geist und den Bestrebungen der Gegenwart verkennen? Wenn der Philosoph seine Begriffe nicht durch ein apriorisches Verfahren finden kann, so muß er sie aus der Erfahrung, der Welt- und Selbstbeobachtung herleiten; wenn er das Wirkliche erkennen will, so muß er es so, wie es ist, in seiner vollen Realität auffassen, und darf es nicht aus seinem eigenen Geiste heraus construiren oder ausdeuten. Indem die Philosophie dies erkennt, folgt sie nur einem Zuge, der durch unsere ganze Zeit geht, und es ist nicht bloß der Vorgang der Erfahrungswissenschaften, der sie auf diesen Weg hinweist, sondern der Realismus, dem sich unsere Wissenschaft zugewandt hat, steht unverkennbar mit dem ganzen Umschwung und Aufschwung unseres nationalen Lebens in einem innern Zusammenhang. Nachdem Deutschland so lange zwar die geistigen Bestrebungen in Religion, Wissenschaft und Kunst eifrig gepflegt hatte, aber in allem, was seine materiellen Interessen betraf, hinter anderen Völkern zurückgeblieben war, hat sich in den letzten Jahrzehnten hierin eine Aenderung vollzogen, wie sie kaum größer und eingreifender gedacht werden konnte. Die Erwerbsthätigkeit hat eine Ausdehnung gewonnen, deren Grenzen noch lange nicht erreicht zu sein scheinen; und auf dem staatlichen Ge-

biete ist es unserem Volke gelungen, sich nach langer Zersplitterung und Unmacht zu einer freien und einheitlichen Ordnung seines Gemeinwesens durchzuarbeiten und Erfolge zu erringen, deren Glanz uns blenden könnte, wenn nicht die Erhaltung und Vollendung des Begonnenen fortwährend unsere volle Kraft zu angestrenzter und hingebender Arbeit in Anspruch nähme. Wo nicht bloß der Wettkampf um Besitz und Gewinn, wo auch der Ernst und die Nothwendigkeit des politischen Lebens ein Volk so gebieterisch und so durchgreifend auf die unmittelbare Gegenwart, auf die Beobachtung und Gestaltung der realen Verhältnisse hinweist, da wird auch seine Wissenschaft das Bedürfniß empfinden, sich auf dem sicheren Grunde der Erfahrung zu erbauen, sich unter sorgfamer Beachtung der realen Vorgänge und Zusammenhänge zu einem möglichst treuen und vollständigen Bild der wirklichen Welt zu gestalten, da wird auch in ihr der Realismus, der in der ganzen Atmosphäre der Zeit liegt, sich ausprägen.

Aber je unumwundener wir die Nothwendigkeit anerkennen, den deutschen Idealismus, so wie sich dieser seit Kant ausgebildet hat, zu berichtigen und zu ergänzen, um so dringender tritt auch die Mahnung an uns heran, die Güter, welche wir diesem Idealismus verdanken, nicht zu verschleudern, die Wahrheiten, die er uns Licht gebracht hat, nicht unbenützt zu lassen. Es stünde schlimm um unser Volk, wenn es jemals vergessen könnte, wo die tiefsten Wurzeln seiner Kraft liegen; wenn es vergäße, daß durch die weltgeschichtliche That der Reformation in das Innerste des deutschen Gemüths die Keime eingesenkt wurden, aus denen alles emporwuchs, was ihm seitdem großes gelungen ist; daß die geistige Arbeit unserer Dichter und Denker, die sittliche Arbeit in der Familie, der Kirche und der Schule zu den Erfolgen des deutschen Schwertes und der deutschen Staatskunst den Grund gelegt hat. Es stünde schlimm um die deutsche Philosophie, wenn sie meinte, ein Kant und Fichte, ein Schelling und ein Hegel lassen sich aus ihrer Geschichte auslöschen; wenn sie ihre eigene Vergangenheit verläugnen wollte, statt von derselben zu lernen und die wissenschaftlichen Gedanken, welche sie uns hinterlassen hat, in treuer Arbeit fortzubilden. Wir bedürfen der Rückkehr zur Erfahrung; wir müssen es anerkennen, daß all unser Wissen auf der Wahrnehmung realer Vorgänge beruht, die sich theils in uns theils außer uns vollziehen. Aber wir dürfen auch nicht übersehen, was Kant für alle Zeiten festgestellt hat: daß die Erfahrung selbst durch unsere eigene Thätigkeit vermittelt und bedingt ist, daß sie uns zunächst nur Erscheinungen liefert, deren Beschaffenheit nur zu dem einen Theile von dem objektiven Geschehen, zu dem andern von der Natur und den Gesetzen des vorstellenden Geistes abhängt; wir dürfen uns daher auch der Untersuchung dieser Gesetze und der Beantwortung der Frage nicht entziehen, ob es überhaupt möglich ist, und

auf welchem Wege es uns gelingen kann, von unsern Vorstellungen zu den Dingen, von den Erscheinungen zu dem Wesen und den Ursachen vorzudringen; wir müssen mit einem Wort das subjektive, ideale Element unserer Vorstellungen ebenso sehr anerkennen, wie das objektive, und auf Grund dieser Anerkennung ihr Verhältniß wissenschaftlich zu bestimmen versuchen. Wir sollen die Dinge so auffassen, wie sie sind, wir sollen ihnen nicht unsere Gedanken und Phantasieen unterschieben, unsere Philosophie soll Realismus, soll ein Abbild der Wirklichkeit sein. Aber wenn sie die Dinge darstellen will, wie sie sind, wird sie sich nicht damit begnügen dürfen, sie darzustellen, wie sie erscheinen; sie muß also von dem wahrgenommenen auf das zurückgehen, was sich der Wahrnehmung entzieht, auf das Wesen der Dinge, die Ursachen der Erscheinung; und welche Bestandtheile der letzteren zu ihrem Wesen gehören, ob z. B. die Raumerfüllung eine ursprüngliche Eigenschaft der realen Wesen ist, dies wird für sie ein Problem sein, welches sich nur durch wissenschaftliche Untersuchung, nicht durch eine dogmatische Voraussetzung entscheiden läßt. Unsere Philosophie soll sich, soweit es die Natur ihrer Gegenstände erlaubt, das genaue Verfahren der Naturwissenschaften zum Muster nehmen. Aber gerade deshalb darf sie nicht vor aller Untersuchung voraussetzen, daß die Vorgänge in unserem Innern aus Ursachen derselben Art herzuleiten seien, wie die in der Körperwelt; sie darf den geistigen Gehalt des menschlichen Lebens nicht ignoriren, das Wesen und die Bestimmung des Menschen nicht nach der Analogie solcher Wesen beurtheilen, die sich von dem Menschen gerade durch die Abwesenheit dieses höheren Lebens unterscheiden; sie darf es nicht unterlassen, nach der einheitlichen Ursache zu fragen, aus welcher die Wechselwirkung aller Dinge und die Harmonie alles Seins sich allein erklären läßt. Der philosophische Realismus führt so durch sich selbst, sobald man mit ihm Ernst macht, zu einem Standpunkt, den man ebensogut idealistisch nennen kann. Realismus und Idealismus sind keine absoluten Gegensätze, sondern sie bezeichnen nur die Richtpunkte, welche das philosophische Denken gleichzeitig und gleich fest im Auge behalten muß, wenn es weder den festen Boden der Wirklichkeit verlieren, noch die Erscheinung mit dem Wesen verwechseln will.

Zu welchen Ergebnissen nun eine Philosophie kommen werde, die in diesem Sinn arbeitet, läßt sich nur im Zusammenhang ihrer Untersuchungen selbst angeben. Philosophische Wahrheiten sind noch weniger, als alle anderen, eine Münze, die mit fertigem Gepräge von einer Hand in die andere übergehen könnte; sie lassen sich nur in und mit der Denkhätigkeit, durch die sie gefunden werden, mittheilen. Der Zweck des philosophischen Unterrichts ist daher, wie dies schon Kant so treffend ausgedrückt hat, nicht der, daß man Philosophie lerne, sondern daß man philosophiren lerne. Eben-

deshalb aber ist es für jeden, der sich in der philosophischen Forschung selbstständig bewegen lernen will, so unerlässlich, daß er sich nicht bloß einem einzigen Führer unbedingt anvertraue, nicht bloß eine Ansicht höre, sondern sich mit allem, was im Laufe der Zeit auf diesem Gebiete geleistet worden ist, möglichst genau und vollständig bekannt mache; und hierauf beruht die Hülfe, welche die Philosophie von der Wissenschaft erhält, mit der wir uns in der gegenwärtigen Vorlesung beschäftigen werden, von der Geschichte der Philosophie. Es ist das allerdings nicht das einzige, worauf der Werth und die Bedeutung dieser Wissenschaft beruht; sondern es ist auch abgesehen davon an sich selbst eine anziehende und würdige Aufgabe für den denkenden Geist, in seine Vergangenheit zurückzublicken und den Weg kennen zu lernen, auf dem er das wurde, was er jetzt ist. Aber zugleich gewährt ihm diese geschichtliche Selbsterkenntniß den unschätzbaren Vortheil, daß er sich durch sie über seine wissenschaftlichen Aufgaben und über die Mittel zu ihrer Lösung orientirt. Das freilich wäre eine seltsame und verkehrte Vorstellung, wenn man meinte, wir dürfen nur in die Geschichte zurückgreifen, um in ihr die Wahrheiten fertig zu finden, an die wir selbst uns zu halten haben: die Geschichte der Philosophie sei gleichsam ein Magazin, aus dem sich jeder für seinen Bedarf mit philosophischen Sätzen versehen könne. Wer in dieser Weise von seinen Vorgängern lernen wollte, der müßte doch immer im Stande sein, zu beurtheilen, was an ihren Ansichten wahr oder falsch ist: d. h. er müßte das Wissen, welches er bei ihnen sucht, schon zu ihnen mitbringen. Allein philosophische Ueberzeugungen erwirbt man, wie ich bereits bemerkt habe, überhaupt nicht auf diesem äußerlichen und mechanischen Wege; sie wollen durch eigenes Denken erarbeitet, eigenartig gebildet, in den Zusammenhang einer umfassenden Weltansicht aufgenommen sein.

Aber trotzdem kann uns die Geschichte der Philosophie, richtig behandelt, in unserem eigenen Philosophiren leiten und belehren. Sie zeigt uns Schritt für Schritt das Hervortreten der philosophischen Probleme; sie macht uns mit den Wegen bekannt, welche zur Lösung derselben eingeschlagen wurden; sie unterrichtet uns einerseits über die Gründe, auf die jede Annahme sich stütze, und über den innern Zusammenhang, der von der einen zu der anderen forttrieb, andererseits aber auch über diejenigen Consequenzen der verschiedenen Standpunkte, durch welche sie selbst widerlegt wurden, die Nothwendigkeit ihrer Berichtigung und Ergänzung zum Bewußtsein gebracht wurde; und sie setzt uns dadurch in den Stand, das Gebiet, auf dem unsere Untersuchungen sich bewegen, vollständig zu übersehen, Einseitigkeiten und Irrthümer, die sich als solche herausgestellt haben, zu vermeiden, die Tragweite jedes Satzes zu berechnen, die Richtung, welche der Forschung durch ihren bisherigen Gang vorgeschrieben ist, zu bestimmen. Die Geschichte der Philo-

sophie ist zugleich die Darstellung und die Kritik ihrer sämmtlichen Leistungen; je vollständiger und genauer wir uns mit ihr bekannt gemacht haben, um so besser ausgerüstet werden wir an die philosophische Untersuchung selbst herantreten.

So wichtig aber die Geschichte der Philosophie nach dieser Seite für die systematische Philosophie selbst ist, so müssen doch beide in der wissenschaftlichen Darstellung, und namentlich im Lehrvortrag, unterschieden werden. Der Geschichtschreiber soll uns ein möglichst treues und vollständiges Bild dessen geben, was geschehen ist. Zu dieser Treue und Vollständigkeit gehört nun allerdings auch dieses, daß er nicht bei den einzelnen Erscheinungen, dem was man allein Thatsachen zu nennen pflegt, stehen bleibe; sondern er soll uns zugleich in ihren Zusammenhang einführen, uns über die Ursachen dessen, was geschehen ist, die Gesetzmäßigkeit des geschichtlichen Verlaufes belehren. Der Geschichtschreiber der Philosophie kann daher seiner Aufgabe nicht genügen, wenn er nicht zeigt, welche Gründe jede philosophische Lehrbestimmung hervorgerufen haben, in welcher Art die Elemente der einzelnen Systeme mit einander verknüpft sind, inwiefern eine Annahme durch die andere gefordert und bedingt ist, worauf es beruht, daß die Wissenschaft einer Zeit einen bestimmten Standpunkt festhielt oder über denselben zu neuen Bildungen hinausging; und da nun das letztere in erster Reihe theils von der inneren Folgerichtigkeit der Systeme theils von ihrem Verhältniß zu dem sonstigen Wissen und Streben ihrer Zeit abhängt, so kann sich der Historiker freilich einer kritischen Würdigung der Systeme, die er darstellt, nicht entziehen. Aber als Historiker hat er diese Kritik nur in dem Maße zu üben, wie sie sich in dem geschichtlichen Verlauf als solchem vollzogen hat; wir wollen von ihm nicht erfahren, was ihm selbst an jedem System gefällt oder mißfällt, sondern was denen, die sich demselben angeschlossen, gefallen, denen, die ihm widersprachen oder es zu verbessern versuchten, mißfallen hat; wir wollen durch ihn zu Zuschauern der geschichtlichen Bewegung gemacht werden. Die Reinheit dieser Betrachtung wird gestört, die Unbefangenheit der historischen Stimmung und Auffassung wird getrübt, wenn der Geschichtschreiber selbst immer wieder das Wort nimmt, um uns seine Meinung über den Werth oder Unwerth der Systeme, die er darstellt, auseinanderzusetzen. Auch hier muß vielmehr eine gewisse Arbeitstheilung stattfinden. Die Geschichtsdarstellung ist eines, die philosophische Verwerthung ihrer Ergebnisse ein anderes. Die gegenwärtige Vorlesung hat es nun nur mit der ersteren zu thun; aber wenn es ihr gelingen sollte, Ihnen von der bisherigen Entwicklung des Denkens eine lebendige Anschauung zu verschaffen, so ist zu hoffen, daß diese Betrachtung der Geschichte auch die Lust zur selbständigen Beschäftigung mit philosophischen Untersuchungen in Ihnen verstärken und Ihnen für dieselben nach allen Seiten eine wirksame Unterstützung gewähren werde.

Aus der Vergangenheit der kleinen Herren.

Die kleinen Herren sind die schlimmsten. Je kleiner der Gewalthaber, je weniger wird er dem Kiesel widerstehen können, die Macht, welche Fortunas Gunst in seine Hand gelegt, möglichst auszubeuten, zu mißbrauchen. Auch würden wohl die meisten der großen Herren, die mit dem Fluche ihrer Völker beladen in die Gruft gesenkt wurden, keine solche Teufel derselben geworden sein, wenn nicht so viele kleine geistliche und weltliche Seigneurs um die Throne zu kriechen und die Natur ihrer Inhaber, bald im gleißenden Gewande der Frömmigkeit zu Gottes Ehre, bald im Dienste der Monarchie und des Vaterlandes, von deren Kindesbeinen an zu vergiften pflegten. Wie es in Europa, wie es zumal im heil. römischen Reiche deutscher Nation und seinen Nachbarländern ausgesehen, als die Gewalt hier thatsächlich noch in den Händen ganzer Regionen geistlicher und weltlicher kleiner Herren ruhte, was sich diese ihren bejammernswerthen Untertanen gegenüber Alles erlaubten und völlig ungestraft erlauben durften, davon haben von den jetzt Lebenden nur äußerst wenige, nur die einen annähernd richtigen Begriff, die vertrauter Bekanntschaft mit der innern Geschichte der Menschheit sich rühmen können. Onkel Tom's Hütten hat es einst auch auf europäischer, auf deutscher Erde gar viele gegeben, nur hat keine Harriet Beecher Stowe die an ihren Bewohnern verübten Gräueltthaten, das Elend dieser der Welt enthüllt; wenige Beispiele*) werden genügen, diese tranrige Wahrheit zu erhärten.

„Noch heutigen Tages,“ erzählt (1851) Rougebief, einer der gründlichsten Kenner der Vorzeit der Freigravschafft Burgund, die bekanntlich bis ins 14. Jahrhundert zum deutschen Reiche gehörte, „gehen die Landleute dieser Gegend an den Ruinen des Schlosses Maiche nicht vorüber, ohne Worte des Zornes auszustoßen und Blicke des Hasses ihnen zuzuschleudern. Denn sie erinnern sich, daß die Herren dieser Burg das Recht besaßen, wenn sie im Winter der Jagdlust fröhnten und dabei kalte Füße bekamen, jedesmal zweien ihrer Leibeigenen den Bauch aufschlizen zu lassen, um sich die Füße in deren rauchenden Eingeweiden wieder zu erwärmen. Gerne möchte man diese schaudererregende Barbarei in das Reich der Märchen verweisen, aber ein

*) Sie sind meist meiner „Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft und Hörigkeit in Europa bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts“, von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg (das. 1861; Commissionär derselben in Deutschland: Leopold Voss in Leipzig) gekrönte Preisschrift, entnommen, die auch die Quellen, aus welchen ich sie geschöpft, nachweist; nur Einiges, was ich hier neu binzufüge, erachte ich nöthig, auch zu belegen.

durch dieselbe später veranlaßter berühmter Proceß beweist nur zu sehr die Wahrheit dessen, was uns so unglaublich scheint." Ueberhaupt war zumal ihre zügellose Jagdleidenschaft eine der vornehmsten Quellen, welchen dieser kleinen Potentaten Verleugnung alles menschlichen Gefühls ihren unglücklichen Leibeigenen und Hörigen gegenüber nur zu oft entfloß. Die Jagdfrohnden, nicht selten der wunderbarlichsten Art, gehörten deshalb auch überall zu den aufreibendsten und verhaßtesten Pflichten und Leistungen dieser, nur der Seelenqual vergleichbar, welche der gnädigen Herren berückichtigtes Recht der Vorlost (*jus primas noctis*) ihnen bereitete. Letzteres ist in mehreren europäischen Ländern weit länger, als man gemeinhin glaubt, der Edelleute allgemein geltendes Recht geblieben, wie z. B. in Catalonien in ganz entseßlicher Ausdehnung bis gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts; erst nach einem Aufstande der wüthenden Bauern, der bedenklich zu werden drohte, willigten (1486) die hartköpfigen Barone Cataloniens in dessen Ablösung. In einigen Provinzen Frankreichs, so z. B. in Guienne und Béarn, war der Neuvermählte noch im 14. Jahrhundert verpflichtet, die Neuvermählte dem Seigneur sogar persönlich zuzuführen; in Béarn waren daher auch alle erstgeborenen Kinder der Leibeigenen und Hörigen gesetzlich freien Standes, weil sie die Präsumtion für sich hatten, daß adeliges Blut in ihren Adern rollte. In Gascogne und einigen anderen französischen Landschaften mußten die Bäuerinnen oder deren künftige Ehemänner die altherkömmliche Ablösungssteuer dieses Herrenrechts noch bis ins 16. und in der Auvergne sogar noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ihren Seigneurs allgemein entrichten.

Ueber die Zustände der Agrikultur-Bevölkerung nicht allein dieser Provinz, sondern Frankreichs überhaupt in der eben genannten Zeit giebt ein erst in der unserigen veröffentlichtes Tagebuch Fléchiers, des nachmals so berühmten Kanzelredners und Bischofs von Nîmes, über die Verhandlungen der sogenannten Grands Jours der Auvergne im Jahre 1665 Aufschlüsse, die um so überraschender und gräßlicher sind, wenn man bedenkt, daß Richelieu's eisernes Regiment, welchem ja das Brechen des Troges und frevelnden Uebermuthes des französischen Adels gelungen sein soll (man sieht, nur nach Oben, nicht auch nach Unten), vorangegangen war. Grands Jours hießen im alten Frankreich die außerordentlichen Strafgerichte, welche von seinen Königen aus Mitgliedern der Parlamente und anderen hervorragenden Juristen gebildet und seit dem 15. Jahrhundert in die entlegeneren Landschaften der Monarchie öfters abgeordnet wurden, um den unteren Klassen der Bevölkerung Hülfe und Schutz zu bringen gegen des Adels zügellose Ausschreitungen. In den Provinzen Auvergne, Bourbonnois, Nivernois und einigen angrenzenden waren diese damals auf solchen Gipfel gediehen, daß Ludwig XIV. auf Col-

bert's Fürsprache denselben die längst ersehnte Wohlthat eines solchen, mit den ausgedehntesten Vollmachten versehenen außerordentlichen Gerichtshofes endlich gewährte. Schon auf die bloße Kunde seines bevorstehenden Eintreffens erfolgte eine allgemeine Flucht des Adels in den fraglichen Landestheilen, und wenn man erfährt, daß in einer einzigen Sitzung dieser Grands Jours dreiundfünfzig Todesurtheile gefällt wurden, wird man leicht zu ermessen vermögen, wie groß die Menge der abzustrafenden adeliger Frevler gewesen. Nur von den wenigsten erfahren wir die Details ihrer Missethaten; doch genügen schon diese vollkommen zur Charakteristik der in Rede stehenden Duodez-Tyrannen.

Zu den gefürchtetsten derselben gehörte Jacques Timolson de Beaufort, Marquis von Canillac, der schon seit sechzig Jahren der Schrecken seiner Unterthanen war, eine unübertroffene Meisterschaft in der Kunst entwickelt hatte, diese zu quälen und zumal sie auszusaugen. Zu diesem Behufe hatte er zwölf hartgefottene Bösewichter in Sold, die er seine zwölf Apostel nannte, weil sie die Bestimmung hatten, mit dem Degen oder mit dem Stod diejenigen zu belehren, die den Verfügungen des Herrn Marquis Gehorsam zu versagen sich erlaubten. Einst hatte dieser die gebräuchlichsten Lebensmittel mit einer unsinnig hohen Steuer belegt, und als seine Grundholden, um sich dieser möglichst zu entziehen, ihren Consum einschränkten, besteuerte Canillac die Nichtesser. Die reichsten Erträgnisse gewährte ihm die Patrimonial-Gerichtsbarkeit, die ihm in seiner Seigneurie zustand, nicht nur, weil er die armen Bauern um des geringsten Vergehens willen einkerkeren und nicht eher wieder frei ließ, bis sie von den angedrohten Strafen mit bedeutenden Summen sich losgelaufen, sondern, weil er sie auch zu strafbaren Handlungen verlockte, um sie dann dafür büßen zu können, und weil er für Geld selbst die größten Frevel gestattete. Die Furcht vor diesem grauen Sünder und seinen zwölf Aposteln war so groß, daß es, da fast alle Welt Scheu trug gegen ihn zu zeugen, trotz der Offenkundigkeit seiner Verbrechen schwer hielt, ihn derselben zu überführen. Nicht viel geringere belasteten den Baron von Sénégas, darunter einige Mordthaten, die willkürlichste und exorbitanteste Besteuerung, sowie schwere Mißhandlungen seiner Unterthanen. Einen derselben, der sich seinen Unwillen zugezogen, hatte Sénégas in einen ungemein feuchten Schrank eingeschlossen, in welchem er weder sitzen noch stehen konnte und nur sehr spärliche Nahrung empfing, damit er einen recht langsamen Hungertod erleide. Als man den Unglücklichen nach einigen Monaten aus diesem gräßlichen Kerker erlöste, hatte sein Antlitz kaum mehr eine menschliche Form und seine Kleider waren mit dichtem Moos überzogen. Guy de Réans, Baron von Bereaux, hatte unter anderen zwei arme Bauern, unter dem völlig erdichteten Vorwande der Beleidigung seiner Gemahlin, acht Tage

lang in seinem Schlosse eingesperrt gehalten, woselbst er sie täglich mit Steigbügelriemen peitschen und mit Salz geladene Pistolen in ihre Sitztheile abschießen, auch einen der Unglücklichen endlich aufknüpfen ließ. Als der Gehentke nicht schnell genug verschied, hatte der edle Herr ihm durch einen Mustetenschuß den Garaus machen lassen. Der Graf von Montvallat, der zu den wenigen in gutem Rufe stehenden Seigneurs der Auvergne gehörte und so sanftmüthigen Naturells war, daß er die nicht seltenen Prügel seiner bösen Ehehälfte geduldig einsteckte, wurde durch die gegen ihn eingeleitete Untersuchung doch überführt, mit seiner Patrimonial-Gerichtsbarkeit den schändlichsten Wucher getrieben zu haben. Hatte einer seiner Unterthanen ein noch so großes Verbrechen, z. B. einen Mord, begangen, durch Auszahlung oder sichere Verschreibung einer ansehnlichen Summe an den Grafen konnte er leicht vor jeder gerichtlichen Verfolgung sich schützen; Uebelthäter pflegte Montvallat deshalb auch nicht zum Richter, sondern zum Notar zu schicken, behufs Ausfertigung der erwähnten Obligationen. Daneben ward dieser sanftmüthige Edelmann von seiner großen Verehrung der guten alten Sitten und Gebräuche sehr oft verleitet (hinc muthmaßlich jene Prügel)!, das abscheuliche Recht der Vorkost in der in der Auvergne früher allgemein üblichen ursprünglichen rohen Form auszuüben und die von seinen Standesgenossen dafür angenommene Geldabfindung zurückzuweisen, wenn man sich nicht zu besonders großen Opfern verstand, die nur zu häufig die volle Hälfte der Wittgift der Braut verschlangen.

Gegen diese und die vielen anderen adeligen Verbrecher entfalteten die in Rede stehenden Grands Jours zwar eine löbliche Strenge; welch' heilsamen, welch' abschreckenden Einfluß konnte sie aber üben, da die gefällten Todesurtheile und übrigen schweren Straferkenntnisse thatsächlich meist unvollzogen blieben? Denn den Condemnaten, die, wie erwähnt, durch die Flucht dem strafenden Arme der Gerechtigkeit sich entzogen hatten und darum nur in effigie an Galgen und Pranger kamen, fiel es nicht sonderlich schwer, durch ihre Verwandten und Freunde in Paris von dem so überaus adelsfreundlichen Könige Ludwig XIV. ihre Begnadigung zu erlangen, oder durch hervorgerufene Jurisdiktions-Conflikte der Themis ein Schnippchen zu schlagen. So war z. B. der erwähnte Marquis von Canillac schon im Jahre 1651 vom Parlamente zu Toulouse zum Tode verurtheilt und in effigie hingerichtet worden, welcher Execution er von einem benachbarten Fenster aus zugesehen und sich nicht wenig lustig darüber gemacht hatte, da er wußte, daß er durch die leicht zu bewirkende Veranlassung eines Jurisdiktions-Confliktes den Spruch des Parlamentes zu eludiren vermochte, was ihm auch 14 Jahre lang bis zu den in Rede stehenden Grands Jours glückte. Deshalb würde er sich auch sehr wenig darüber geärgert haben, daß er von

diesen abermals zum Tode in effigie verurtheilt wurde, wenn die Richter nicht auch zugleich eine bedeutende Geldbuße und Güterconfiscation über ihn verhängt hätten. Nur zu natürlich mithin, daß die von diesen Grands Jours gehegten Hoffnungen sich sehr bald als durchaus eitle erwiesen, wie man aus der schon im J. 1667 wieder erneuerten flehentlichen Bitte der Bevölkerung der Auvergne um Schutz gegen die Bedrückungen und Gewaltthaten ihres übermüthigen Adels entnimmt.

Und nichts würde irriger als die Meinung sein, daß der Frankreichs in der sogenannten guten alten Zeit im Allgemeinen schlimmer, tyrannischer und erbarmungsloser mit seinen armen Unterthanen umgesprungen wäre, als der Deutschlands und der meisten übrigen europäischen Länder. Das Entsetzlichste ist aber, daß nicht immer die Edelherrn, sondern gar oft die Edelfrauen diejenigen gewesen sind, die zwischen einem Menschen- und einem Spatenkopf am wenigsten Unterschied, die gar keine Grenzen ihres Frevelmuthes, ihrer Grausamkeit, ihrer Lust am Foltern kannten. Es sind in der stillen Abgeschlossenheit der Residenzen dieser kleinen Gewalthaber Gräueltthaten begangen worden, wie sie an den großen, der Christenheit wenigstens, nie vorgekommen, wie die ausschweifende Phantasie eines Victor Hugo, Eugen Sue sie gräßlicher nicht erfinden kann. Wenige Beispiele mögen genügen.

Der Himmel mag wissen, welche Zigeunerin oder sonstige alte Hexe der Gräfin Elisabeth Bathory, Gemahlin des ungarischen Magnaten Franz Nadasdy, den Wahn eingeflößt, die weibliche Schönheit lasse sich am wirksamsten durch tägliches Waschen mit Menschenblut recht lange erhalten. Seitdem gierte diese edle Dame nach solchen Bädern; so lange indessen ihr Gemahl lebte, mußte sie mit Vorsicht zu Werke gehen. Als sie aber nach seinem im Jahre 1604 erfolgten Tode eine durchaus unabhängige und ungeheuer reiche Wittwe geworden, da konnte sie ihrem kannibalischen Gelüste während einer Reihe von Jahren nach Herzenslust fröhnen. An sechshundert junge Mädchen hat sie in dieser langen Zeit schlachten, ihnen nämlich nach einander in den tiefen und weit in den Felsen hineingehauenen Kellern der Esether Burg täglich das zum Waschen nöthige Blut abzapsen und dann das erschöpfte und getödtete Kind in diesen Mordkellern vergraben lassen!! Niemand wußte um das schreckliche Geheimniß als ihre zwei Kammerjungfern Helene und Dorothea und ihr Kammerdiener Johann Fiklo, welche durch große Geschenke verführt worden, ihr bei der Verübung dieser Verbrechen zu dienen. Den Eltern oder Verwandten ward jedesmal gemeldet, das Mädchen sei eines natürlichen, doch plötzlichen Todes verblieben. Aber endlich forderten besorgtere oder beherztere Eltern Rechenschaft von der Krankheit ihrer Kinder, von der ärztlichen Behandlung derselben, von den angewandten Heilmitteln und begehrten auch die Gräber zu sehen. Mit vornehm grobem Uebermuthe

abgewiesen, wandten sie sich mit beträchtlichen Geschenken und Verheißungen an die zahlreiche Dienerschaft des gräflichen Hofes und erfuhren nun, ihre Töchter seien frisch und gesund in die Burgkeller gerufen worden, und dann nicht weiter unter den Lebenden erschienen. Die Sache kam vor den Palatin und vor den König. Die Ezejther Burg wurde im J. 1612 plötzlich überfallen, das Verbrechen auf frischer That entdeckt und von den Werkzeugen desselben in seinem ganzen Umfange gestanden. Vierzehn adelige Richter, Männer ohne bekannten Rang und Verdienst, verurtheilten, unter dem Vorsitz des Palatins, den Kammerdiener zur einfachen Enthauptung, die beiden Kammerjungfern zum Scheiterhaufen, aber Elisabeth selbst nur zu lebenslänglicher Einsperrung auf ihrer Burg Ezejhet. Denn die Magnaten Niklas Brynij, des gleichnamigen gefeierten Helden Sohn, und Georg Drugeth waren die Schwiegersöhne der Gräflichsten aller Verbrecherinnen, und der Gesamttadel Ungarns duldete schweigend diese empörende Gelindigkeit der halspeinlichen Rechtspflege!!*)

Frau Ida von Rumohr, Detlef Bockdorfs von Windebye Tochter, hatte nach dem Tode ihres Gemahls Heinrich von Rumohr, aus der Rößter Linie dieses sehr alten schleswig-holstein'schen Rittergeschlechtes, im J. 1653 die Verwaltung der von ihm hinterlassenen ausgedehnten Güter übernommen und führte sie bis zur Mündigkeit ihres ältesten Sohnes Detlef im Jahre 1666. Waren schon die Männer der Rößter gar übel berüchtigt wegen häufiger erbarmungsloser Mißhandlungen ihrer armen Grundholden und Leibeigenen, so schlimm wie Frau Ida hatte es doch keiner von allen getrieben. Die ließ nämlich ihren leibeigenen Mägden, wenn sie nicht gut genug gesponnen hatten, Garnfäden um die Finger wickeln und zündete sie dann eigenhändig an. Eine Kammerjungfer, die einmal ein Versehen sich zu Schulden kommen ließ, gebot sie an den Ofen zu binden, der sodann stark geheizt wurde. Hierauf fuhr Frau Ida, die eine fromme Dame, d. h. eine fleißige Kirchengängerin war, mit der Seelenruhe eines guten Gewissens im Schlitten nach der Kirche. Als sie zurückkehrte, war das arme Mädchen verbrannt und die Rippen waren so zusammengedorrt, daß die Zähne fleischend hervorrugten. „Was, Du Hündin! Weisest Du mir noch die Zähne?“ rief die Gräfliche, als sie in das Gemach trat, und gab der Leiche einen Schlag, daß sie in Staub zusammenfiel. Leibeigenen Mägden, wenn sie schlecht gesponnen hatten, den Flachs um die Finger zu wickeln, ihn dann anzuzünden und verbrennen zu lassen, war übrigens noch im 18. Jahr-

*) Fessler, Gesch. d. Ungarn und ihrer Landsassen. Bd. VIII, S. 492 f. (der vollständigen alten Ausgabe) nach zeitgenössischen Berichten.

hundert eine unter den Edelfrauen Schleswig-Holsteins, und nicht allein dieses Landes, sehr stark verbreitete Sitte.*)

Im Eingange dieses Aufsatzes habe ich gesagt, Onkel Toms Hütten habe es einst auch auf deutscher Erde gar viele gegeben. Unter diesem „einst“ werden wohl nicht wenige Leser sich eine ferne Vorzeit, so ungefähr ein halbes Jahrtausend denken. Nichts würde irriger sein; denn mit diesem „einst“ wird noch das 18. Jahrhundert gemeint. Ich könnte viele Beweise anführen, aber schon die Raumverhältnisse gebieten, mich hier auf einen einzigen Beleg, nämlich auf Mittheilung der uns**) überlieferten Schilderung der Lage der Leibeigenen des Amtes Kleinfeld in Holstein gegen Ende des 17. und im Beginne des 18. Jahrhunderts zu beschränken. Vorausschicken muß ich die Bemerkung, daß der Glaube durchaus falsch sein würde, Holsteins Edelleute hätten als besonders schlimme Tyrannen ihrer armen Unterthanen sich ausgezeichnet. Im Gegentheil, ihnen gebührt der Ruhm, die Ersten unter den kleinen Herren Deutschlands gewesen zu sein, die sich aus eigenem Antriebe mit der Verbesserung der Lage des Landvolkes bisweilen beschäftigten, von welchen freiwillig die frühesten einzelnen guten Beispiele der Aufhebung der Leibeigenschaft gegeben worden. Doch zur Sache.

Den Leibeigenen des fraglichen holsteinischen Amtes war also noch in der genannten Zeit Eigenthum ein durchaus fremdes Wort, ihre Freiheit nur die der Lastthiere. Ihre Wohnungen waren äußerst elend, gewöhnlich auf wenigen Grundsteinen so niedrig erbaut, daß schon nach einigen Jahren das eindringende Wasser durch Verdämmung abgehalten werden mußte, die jedoch das Erweichen ihrer Lehmdielen, das Feuchtbleiben derselben nicht verhindern konnte. Jeder Regensturm drang in diese armseligen Hütten, welche die gnädige Herrschaft allerdings so oft wie nöthig repariren zu lassen verpflichtet war, aber nur zu häufig fanden sich Gründe, weshalb man damit nicht eilen zu müssen glaubte. In diesen, zu Viehställen zu schlecht erachteten Räumen herrschte solch' äußerste Dürftigkeit, daß es uns jetzt unerklärbar erscheinen würde, wie nur einzelne Menschen, geschweige denn, wenn sie, wie nicht eben selten, noch einen Haufen kleiner Kinder zu ernähren hatten, den allernothwendigsten Lebensunterhalt, d. h. so viel Brod und Milch, um den

*) Jensen, Die Familie Rumohr. in den nordalbingischen Studien Bd. IV (1847), S. 289. 318. Dessen Angeln S. 102. Mägge, Streifzüge in Schleswig-Holstein II, 65.

**) Nämlich in den schleswig-holsteinischen Provinzialberichten, Jahrg. 1798, Bd. II, S. 117 f. Bei der Masse von Details, die ich an der betreffenden Stelle meiner Gesch. der Aufhebung der Leibeigenschaft und Hörigkeit S. 513 f. auf knappen Raum zusammenzudrängen hatte, konnte ich diese Schilderung nicht verwenden, mußte sie deshalb für später zurücklegen und gebe sie hier mit einigen unwesentlichen Kürzungen.

Hunger zu stillen und ein Strohlager zur Ruhe, dabei erwerben konnten. Ein Vollhufner (noch im ganzen 18. Jahrhundert galt es in vielen Gegenden Holsteins, wie Mügge berichtet, darum auch für ein Unglück, Hufner zu werden) mußte täglich vier bespannte Pferde, einen Knecht, eine Magd und einen Jungen in den Herrenhof zur Arbeit schicken; letzterer kam des Abends gar nicht nach Hause, sondern nahm, um früh genug beim Vieh zu sein, mit den anderen Jungen bei diesem sein Nachtquartier. Nur konnte er nicht zugleich mit dem Vieh gesättigt werden, sondern mußte die Ankunft des hungrigen Knechts mit dem Brodsack erwarten. Neben den Besoldungen und Verköstigungen der Dienstboten mußte der Hufner der Herrschaft jährlich noch zehn bis zwölf Thaler Pacht bezahlen. Die ihm überlassenen Ländereien, gewöhnlich 40 bis 50 Tonnen, aber zum Theil mit Busch bewachsen, und vier Kühe, die ihm mit dem Inventar überliefert worden, waren die einzigen Quellen, aus welchen er das Alles, seinen und der Seinigen Unterhalt, wie auch den von im Ganzen acht Pferden bestreiten mußte. Da aber die Bearbeitung der herrschaftlichen Felder den weitaus größten Theil seiner Zeit und der seiner Dienstleute verschlang, konnte er der seiner Pachtgrundstücke natürlich nur einen kleinen, den meist sehr schwachen Rest der zu seiner Verfügung stehenden menschlichen und thierischen Kräfte widmen, sehr natürlich mithin, daß sie in der Regel auch nur ganz erbärmlich war. Die Tracht der Hufner bestand in Holzschuhen und Leinenjacken (wer ein Paar Stiefeln besaß, galt für reich), ihr einziges Wissen darin, Elend zu ertragen; denn zum Lesen hatte es auch der Schullehrer nur höchst selten gebracht, gewöhnlich der wegen körperlicher oder geistiger Schwäche zu keinen Diensten mehr fähige Hufner und gleichgeachteter Bewohner eines gemeinschaftlichen Gebäudes mit dem Schweinehirten des Dorfes.

So schleppte der Vater sein Jammerdasein fort, bis schon im 40. Jahre seine Kräfte aufgerieben waren, und die gnädige Herrschaft, aus besonderer Huld angeblich, in der That aber, damit er die Schuld des Vaters abarbeite, einem ebenso elenden Sohne die Hufe verlieh; es ist nicht gerade selten vorgekommen, daß dieser flehentlich darum bat, ihn damit zu verschonen. Der Alte wanderte jetzt in den sogenannten Altentheilstaten, d. h. in den Raum, welcher seit dem Absterben seiner Eltern ihm zur Behausung des Kleinviehs gedient hatte und während einer Reihe von Jahren nie reparirt worden. Ward er zu kraftlos, um für seinen Sohn noch arbeiten zu können, so reichte ihm dieser auch um so karglicher das Brod, bis der Hungertod ein Leben endete, welches, wie gesagt, nie etwas Anderes als das eines Lastthieres gewesen. Streitigkeiten setzte es freilich nur äußerst selten unter diesen Verjammernswerthen, indem, wenn welche vorkamen, die Frohnpeitsche des Vogts der gnädigen Herrschaft, unter Buziehung des hölzernen Esels, Friede und

Eintracht so eindringlich predigte, daß solche gar bald wieder hergestellt waren.

So oder nur zu ähnlich sind die Verhältnisse der Agricultur-Bevölkerung in den meisten europäischen Ländern geblieben bis zur großen französischen Staatsumwälzung, welche dem Mittelalter des Bauers erst ein Ende machte, den Anstoß zur Erlösung desselben von seinem vielhundertjährigen Elende gab. Worin bestand nun im Grunde der ganze Unterschied zwischen den bürgerlichen Pflanzern Americas und den fürstlichen und adeligen Sklavenhaltern Europas? Etwa in Mehrerem, denn das Traktament war so ziemlich dasselbe, als darin, daß jene schwarze und diese weiße Peibeigene hatten? Selbst in Deutschland war bis dahin zur Erhebung des Landvolles aus der Hunde- in die Menschenkategorie noch blutwenig geschehen. Denn wenn man am Ende des 18. Jahrhunderts das thatsächliche Resultat der betreffenden Reformbemühungen Friedrichs des Großen, Marien Theresiens, Kaiser Josephs II. und der wenigen Reichsfürsten überblickt, die für solche Bestrebungen Sinn hatten, so war es, wegen des hartnäckigen Widerstandes der adeligen Sklavenzüchter und des bösen Willens*) der mit ihnen gewöhnlich unter einer Decke steckenden, weil meist aus ihrer Mitte hervorgegangenen, landesherrlichen Beamten faktisch ebenso null, wie das Ergebnis der bezüglichen Anstrengungen der Presse, welche namentlich im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts die Bauernfrage mit großem Eifer und rühmlichem Freimuth ventilirte. Selbst wo sich wenigstens einige Reformen gleichsam von selbst verstanden, wie z. B. in Preußen anlässlich der Publication eines neuen allgemeinen Gesetzbuches im Jahre 1791, geschah noch damals so viel wie nichts zu dem fraglichen Behufe. Wenn man genauer zusah, reducirte sich Alles, was das „allgemeine Landrecht“ für die Agricultur-Bevölkerung, die damals etwas über 73 Procent der Gesamtseelenzahl der Monarchie ausmachte, that, eigentlich darauf, daß es den Namen der Peibeigenschaft abschaffte, diese selbst aber unter dem der Erbunterthänigkeit mit sogenannten Milderungen fortbestehen ließ, die nur scheinbare, keine wirklichen waren. Denn was konnte dem Bauer z. B. die Vorschrift viel nützen, daß alle Hofdienste so viel als möglich in gemessene Frohuden verwandelt werden sollten, da das Landrecht nirgends bestimmte, wer über diese Möglichkeit und das Maß ihrer Anwendung zu entscheiden habe? Oder die Einschränkung des altherkömmlichen Prügel-Privilegiums der Seigneurs auf eine mäßige Züchtigung der nach ihrem Dafürhalten solcher Corrective Be-

*) Welchen z. B. Kurfürst Karl Theodor von Pfalz-Bayern noch in einer Verordnung vom 22. December 1790 bei Gebhard, Ueber Güter-Krondirung S. 45 (München 1817) bitter rügte.

dürftigen, da nirgends gesagt war, worin denn eigentlich eine unmäßige Tracht Prügel bestehe? Eine Rucke, welche auch die Rescripte des Justizministeriums an das Kammergericht vom 26. Mai 1795 und 18. Januar 1796 keineswegs ausfüllten, wie sie bezweckten, weil sie nur über die Qualität, nicht aber über die Quantität der zu verabreichenden Prügel Andeutungen gaben.

Nur das Körperliche entwickelt sich mit Nothwendigkeit, die geistige, wie die politische Entwicklung der Nationen, die steten Fortschritte der Menschheit erfolgen jedoch, wie alle geschichtliche Erfahrung lehrt, nur unter unsäglichen Mühen und Kraftanstrengungen, den schwersten Kämpfen, aber auch unter dem sichtlichen Beistande einer höheren Macht. Dieser offenbart sich namentlich darin, daß durch ganz unvorhergesehene, ungeahnte, ungeheuerere Ereignisse, durch furchtbare Keulenschläge des Schicksals, die auch den verstocktesten mürbe machen, plötzlich erzwungen wird, was die Herrschgier, die Tyrannenlust, der starre, herzlose Egoismus, die Verblendung der Machthaber den ihrer Willkür Preisgegebenen Aeonen lang hartnäckig vorenthielten. Wie schon gar manche seiner königlichen Brüder mußte auch Friedrich Wilhelm III. von Preußen in der Schule der Schmerzen, der einzigen, in welcher die Hochgeborenen gebessert, veredelt werden, die ihm nöthige Einsicht erwerben, von der Höhe seines Stolzes, seiner eingebildeten Götterschaft zur bescheidenen Menschlichkeit herabsteigen lernen. Dazu würde er sich ohne die entsetzliche Katastrophe, die im Herbst 1806 über ihn, sein Haus und sein Reich hereinbrach, freiwillig, aus eigenem Antriebe wohl nie verstanden haben. Wie so ziemlich alle Fürsten und Fürstlein Deutschlands hatten auch die Hohenzollern bislang den Schwerpunkt des Staates in die privilegierten Klassen der Bevölkerung verlegt, in dem meist faulenzenden Adel und in den ebenso thätigen Pfaffen-Lords die vornehmsten Stützen ihrer Monarchie gesucht; hat doch selbst Friedrich der Große sich noch durch den Ausspruch blamirt, daß gewöhnlich nur der Adel Ehre habe. Die des preussischen war in den Jahren 1806 — 1807 so total bankrott, unter der Crème der preussischen Staatsgesellschaft war damals solch vollgerüttelt Maß von Feigheit, Niederträchtigkeit und grassem Egoismus offenkundig geworden, daß auch der Beschränkteste einsehen mußte, mit solchen Menschen lasse sich keine Wiedergeburt des fast zertrümmerten Staates versuchen, von ihnen keine nur irgend nennenswerthe Hülfe zu dem Behufe erwarten. Da bescheerte sein guter Genius dem tiefgedemüthigten und jetzt der Belehrung sehr zugänglichen Könige in Stein und Hardenberg zwei Männer, die ihm auf die rechten Sprünge halfen, die ihn überzeugten, er müsse die Gehülfen, die Stützen, deren er zur beschlossenen und heißersehnten Neubildung seines Staates so dringend bedurfte, in den entgegengesetzten, in den seitherigen untersten Klassen

der Bevölkerung, in den bislang wie Stiefkinder behandelten Bürgern und Bauern, durch Entfesselung des Volksgeistes zu gewinnen streben. Namentlich sei eine Fülle der ausgiebigsten Kräfte zu finden, wenn man die des Landvolkes, die bisher fast lediglich zum Privatvorthelle der Privilegirten, der kleinen Herren ausgebeutet worden, fortan dem großen Ganzen, dem Staate nutzbar zu machen verstehe. Die zu dem Behufe vor Allem erforderliche Aufhebung der Erbunterthänigkeit, d. h. der Leibeigenschaft, die Erhebung der Bauern aus ihrer seitherigen Paria-Existenz zu einem menschenwürdigen Dasein sei aber um so unerläßlicher, weil diese ohne dieselbe sicherlich nicht den mindesten Antrieb verspüren würden, dem Könige die Opferwilligkeit entgegenzubringen, deren er so sehr benötigte, der bösen Apathie entrissen werden könnten, mit welcher sie gleich den Bürgern dem tiefen Sturze der alten Monarchie zugeschaut. Diese Vorstellungen fielen bei Friedrich Wilhelm III., wie berührt, jetzt auf einen sehr empfänglichen Boden, bestimmten ihn zum Erlasse der Gesetze, durch welche er bekanntlich der Erlöser des preussischen Landvolkes von vielhundertjährigen schweren Fesseln geworden ist, welches ihm das eben so bekanntlich überreich damit vergolten hat, daß er größtentheils dem Heldenmuthе dieser emancipirten Bauern und Bauernjungen seine Erlösung vom Joche Napoleon's I. zu danken hatte.

Es ist überaus lehrreich und denkwürdig, die Haltung der preussischen kleinen Herren, des Standes, der sich des Thrones Stütze par Excellence zu nennen, der sich mit seiner Hingebung an König und Vaterland stets so sehr zu brüsten liebt, in jener schweren Leidens- und Nothzeit zu betrachten, in welcher das Vaterland wie sein Regentenhaus in der schrecklichsten Lage, in einer Lage schmachteten, in der auch von Freunden der Erdengötter 100 auf ein Loth zu gehen pflegen. Daß Stein und Hardenberg, indem sie dasjenige, was in und außer Frankreich als das wohlthätigste und dauerndste Resultat der großen Revolution galt, nach Preußen auf gesetzlichem, durch keine Blutströme gezeichneten Wege, und noch dazu in gemäßigtem Umfange, verpflanzen wollten, nur dem Gebote der dringendsten Nothwendigkeit gehorchten, vermochten damals nur äußerst wenige der preussischen Lords einzusehen. Die unendlich große Mehrheit dieser damaligen Herrenhäusler gewahrten in den genannten beiden, um Preußen so hochverdienten Männern, nur neumodische Schwindler und Betrüger, „welche die Revolution ins Land brachten, deren Resultate dem Lande so viel gekostet haben, daß die Erpressungen Napoleons dagegen verschwinden, wie ein Gaukelspiel vor einer schreckenvollen Wirklichkeit. Mit diesen Leuten — fing Stein die Revolutionirung des Vaterlandes an, den Krieg der Besitzlosen gegen das Eigenthum, der Industrie gegen den Ackerbau, des Beweglichen gegen das Stabile, des crassen Materialismus gegen die von Gott eingeführte Ordnung (die Leibeigenschaft also eine göttliche

Institution!!), des eingebildeten Nutzens gegen das Recht, des Augenblicks gegen die Vergangenheit und Zukunft, des Individuums gegen die Familie, der Speculanten und Comtoire gegen die Felder und Gewerbe, der Bureaus gegen die aus der Geschichte des Landes hervorgegangenen Verhältnisse, des Wissens und eingebildeten Talentes gegen Tugend und ehrenwerthen Charakter.“

Mit diesen kaum glaublichen Aberglauben sprach Herr Friedrich August Ludwig von der Marwitz auf Friedersdorf*), einer der Vorkämpfer der damaligen Herrenhäuser und späterer General-Vicutenant, die Meinung der Allermeisten seiner Standesgenossen über Stein aus. Und eben so verständig urtheilten diese Staatsweisen über Hardenberg, gegen welchen sie noch besonders deshalb erbittert waren, weil er bereits damals (1810) die schneidende Wahrheit ausgesprochen: „Unser Adel ist in seiner jetzigen Gestalt unfähig, ein Oberhaus zu bilden“**), und weil er die Frechheiten jener Feudalen, die und deren Ahnen es den Hohenzollern nie verziehen, daß sie die Adels Herrschaft wenigstens nach Oben gebrochen, verdrängt und an deren Stelle eine wirkliche Monarchie etablirt hatten, nachdrücklich, wenn auch noch immer viel zu milde gestraft hatte. War für die Engherzigkeit, schamlose Selbstsucht und den bösen Willen jener Feudalen schon die Thatsache ungemein bezeichnend, daß der Adel der Gebirgskreise Schlesiens im Anfange des Jahres 1811, d. h. zu einer Zeit, wo aus der ganzen, von Napoleons I. Saugpumpen fortwährend bearbeiteten Bevölkerung der von ihm übrig gelassenen Theile des preussischen Staates eine solche Summe nicht noch weiter herauszupressen gewesen sein würde, für die aus dem Edicte vom 9. October 1807 ihm erwachsenden Nachtheile eine Entschädigung von 5 Millionen Thaler von Friedrich Wilhelm III. verlangte***), so noch weit charakteristischer die Vorstellung, welche an diesen die Rittergutsbesitzer des Iebuschen, storkow'schen und beeskow'schen Kreises am 9. Mai 1811 zu richten sich erdreisteten. In diesem überaus merkwürdigen Schriftstücke†) werden die in der Bauernfrage ergangenen landesherrlichen Verordnungen und die Grundsätze, auf welchen sie beruhten, im unehrerbietigsten Tone kritisiert, als Eingebungen exaltirter Neuerer, die ihren Einfluß mißbrauchten, als überaus unheilvoll und ungerecht abge schildert. Es wird in demselben ferner geradezu behauptet, daß der König ohne die vorgängige Einwilligung jener

*) Aus dem Nachlasse desselben (herausg. von Niebuhr). Bd. I., S. 291 f. (Berlin 1852).

**) Arndt, Hardenbergs Leben. S. 153. (Berlin 1864).

***) Klose, Hardenbergs Leben. S. 280. (Halle 1851).

†) Abgedruckt bei Klose a. a. O. S. 283—296 mit sehr interessanten Anmerkungen Hardenbergs.

Demonstranten solche Gesetze zu erlassen gar nicht befugt gewesen! Und das Alles geschah im Heiligengewande sich spreizender patriotischer Gesinnung und Opferwilligkeit, christlichen Eifers und christlicher Nächstenliebe um, wie es in der in Rede stehenden Eingabe wörtlich heißt, zu verhüten, „daß unser alles, ehrliches, brandenburgisches Preußen ein neumodischer Judenstaat werde“!!

Sehr denkwürdig ist Hardenberg's Urtheil*) über diese unverschämte Eingabe und was er von ihrer Verbreitung erzählt. „Sie (die fraglichen Demonstranten) stellen sich als Mitregenten auf, und wenn man die Auslegung stattfinden lassen wollte, die sie veralteten Stellen aus den Recessen geben, so würden wenige Fälle übrig bleiben, wo bei der Ausübung der landesherrlichen Rechte und Pflichten, wie bei den königlichen Beschlüssen, nicht erst ihre Zustimmung erforderlich wäre. Hiernach würde fast Alles ungültig sein, was die glorreichen Regenten Preußens seit dem großen Kurfürsten thaten. Sie geben sich das Ansehen, als ob sie wie Mittelspersonen für das Volk sprächen, da sie doch nur ihre Vorrechte zum Nachtheile des Volkes verfechten. Sie rühmen sich pomphaft patriotischer Gesinnungen und Aufopferungen, während es eben diese Aufopferungen sind, gegen welche sie streiten. Die Art, wie (in dieser Vorstellung) Alles gesagt ist, ist aufs Höchste strafbar, und diese Strafbarkeit wird dadurch noch vermehrt und erhält einen Charakter der Aufwiegelung, daß schon seit mehreren Tagen Abschriften dieser lebusschen Vorstellung in Berlin circuliren, so daß sie nicht nur im inländischen Publikum, sondern sogar im diplomatischen Kreise Aufsehen erregt. Ich war äußerst verwundert, als der Graf von St. Marsan (der französische Gesandte) mir vorgestern, ohne Veranlassung von meiner Seite, im Wesentlichen den ganzen Inhalt, ja das Datum der erwähnten Vorstellung erzählte, und von der Sache als von einem aufrührerischen, gefährlichen und sehr strenge zu ahnenden Beginnen sprach.“

Dieser Ansicht gemäß entschied auch Friedrich Wilhelm III., aber ohne die nöthige Consequenz und im Ganzen viel zu milde. Nur die Anstifter der fraglichen Vorstellung, der Graf von Finkenstein und der erwähnte Herr von der Marwitz wurden (28. Juni 1811) nach Spandau abgeführt. Da dies durch einen Beauftragten des Kammergerichts, welches gegen die Unterzeichner jener frechen Eingabe eine Untersuchung eingeleitet, geschah, rügt der edle Freiherr in seinen Aufzeichnungen**) es bitter, „daß sogar das Kammergericht zu unserer Arretirung, zu einem Gewaltstreich ohne Urtheil und Recht sich mißbrauchen ließ, und die Gewissenlosigkeit so weit trieb, uns sehr hoch

*) Bei Klose. S. 297. f.

**) Aus dem Nachlasse Ludwigs von der Marwitz I. 324.

angesehnte Kosten (diesen zwei armen Schluckern! die enorme Summe von 102 Thalern!) wegen unserer Verhaftung mit Execution abzunehmen“, und führt diese Frevelthat als sprechenden Beweis an, daß die preussischen Gerichtshöfe „keine Ahnung mehr von ihrer Würde hatten“. Hofeinflüsse verschafften den genannten beiden edlen Märtyrern schon nach fünf Wochen ihre Freiheit wieder und bewirkten, daß von irgend welcher Bestrafung der übrigen Unterzeichner der mehrberegten Eingabe gar nicht die Rede war. Einige Junker des oberbarnim'schen Kreises, die eine ihr nur zu ähnliche an den König gerichtet, kamen mit einem bloßen Verweise, aber nicht so leichten Kaufes die oberschlesischen Bauern davon, die so einfältig gewesen, von ihren alten Tyrannen gegen ihre größten Wohlthäter sich aufwiegeln zu lassen. Ihre Empörung wurde sehr leicht unterdrückt*) und die schwere Menge Prügel, welche die verführenden Lords verdient hatten, unter die verführten Bauern ausgetheilt. So meritorisch ist in deutschen Landen zwischen Edelmann und Bauer oft getheilt worden. S. Eugenheim.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Alle und neue Bürger des Reichslandes. Aus Straßburg. Nach und nach ist es möglich, die Wirkungen, welche der Ablauf der Optionsfrist in seinem unmittelbaren Gefolge gehabt hat, zu übersehen. Was zunächst die Zahl der Ausgewanderten betrifft, so liegen zwar genaue statistische Angaben für das ganze Land noch nicht vor, indessen ist doch genügendes Material vorhanden, um ein Urtheil zu gestatten. Von einer auch nur theilweisen Entvölkerung des Landes, die vielfach befürchtet oder gehofft wurde, ist keine Rede, die Annahme, daß etwa 100,000 Personen seit Beendigung des Krieges das Land verlassen haben, dürfte der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Dieser Ausfall ist allerdings durch eine bedeutende Einwanderung aus Deutschland zum Theil wieder gedeckt. Aber trotzdem ist eine empfindliche Lücke entstanden, im ganzen Lande fehlt es an Arbeitskräften und in Folge dessen hat der Arbeitslohn eine abnorme Höhe erreicht. Zu dieser Massenauswanderung mögen vielfach Verführungen und trügerische Verheißungen beigetragen haben; französische Commissäre und ultramontane Geher haben in diesen Punkten ein erkleckliches geleistet, und es ließen sich hierfür

*) Jdzilowski, Geschichte der Stadt und ehemaligen Herrschaft Rybnik in Oberschlesien. (Breslau 1861).

mancherlei Beispiele anführen. Andererseits aber ist nicht zu verhehlen, daß bei der Masse der Ausgewanderten Anhänglichkeit an Frankreich und Furcht vor dem — Protestantismus die Motive gewesen sind. Erstere hat in den Städten, letztere auf dem Lande ihre Wirkung ausgeübt. Hier hat namentlich das Jesuitengesetz, das im August in Elsaß-Lothringen publicirt worden ist, den Befürchtungen eine neue Nahrung gegeben. Es ist in der That merkwürdig, daß die protestantische Landbevölkerung sich so gut wie gar nicht an der Auswanderung betheiligt hat, während aus den katholischen und noch mehr aus den gemischten Orten ein beträchtlicher Prozentsatz der Bevölkerung der Heimath den Rücken zugekehrt hat. Es ist dies jedenfalls ein bedeutsamer Fingerzeig dafür, daß die confessionellen und kirchlichen Verhältnisse nur mit großer Behutsamkeit behandelt werden dürfen. Die Entschiedenheit, mit der allen ultramontanen Umtrieben entgegengetreten werden muß, mit der der Einfluß der Kirche auf die Schule gebrochen werden muß, läßt sich mit einer wohlwollenden, rücksichtsvollen und freigebigen Fürsorge für die Interessen der katholischen Kirche wohl vereinigen. Es wird dies von der Regierung mit richtigem Blick erkannt, durch das Gesetz vom 10. Juni 1872 ist der Gehalt der Geistlichen aller Confessionen um 50 Prozent erhöht worden, eine Maßregel, die durchaus der Billigkeit entsprach und zur Wirkung hatte, daß kein einziger Pfarrer optirte. Aus denselben Gründen hat man wohl auch die früher bestandene Absicht aufgegeben, von sämtlichen Geistlichen nach dem 1. Oktober einen Treueid zu verlangen. Nach den französischen Gesetzen (Concordat vom Jahre 1801, Art. 6 und 7. Organische Artikel vom 18. Germinal des Jahres X. Art. 27) sind zwar die Geistlichen verpflichtet, einen solchen Eid zu leisten, aber die französische Regierung hat seit langen Jahren den Eid nicht mehr gefordert; erst in den letzten Jahren des Kaiserreichs brachte man die Bestimmung in einzelnen Fällen wieder zur Ausführung. Unter den hiesigen Verhältnissen würde aber die Wiedereinführung der Eidesleistung eine neue Aufregung verursachen und mehr Schaden als Nutzen stiften. Hoffentlich bleibt die Regierung immer des Rathes eingedenk, den Napoleon der Prinzessin Elisa ertheilte: „Ma soeur, n'exigez aucun serment des prêtres. Cela n'aboutit à rien qu'à faire des difficultés. Allez votre train et supprimez les couvents.“*)

Unter den nicht Ausgewanderten, nun definitiv deutschen Elsässern hat sich seit einigen Wochen die Aufregung, die den Sommer über herrschte, etwas beruhigt. Aber „von einer behaglichen Stimmung, von der ruhigen

*) Brief Napoleons an seine Schwester Elise, Fürstin von Piombino, Großherzogin von Toscana, vom 17. Mai 1806 (Correspondance de l'Empereur Napoléon I. t. XII. p. 378).

Ueberzeugung, daß die Wunde sich bald und regelrecht schließen werde" (Im Neuen Reich Nr. 47. S. 838. Aus dem Ober-Elfaß) habe ich wenigstens in Straßburg und anderen Orten des Ober- und Unter-Elfaß noch wenig finden können. In der städtischen Bevölkerung wenigstens herrscht nach wie vor die Ueberzeugung, daß in wenigen Jahren das Land wieder französisch sei und die Zahl derjenigen, die einjüchtig und insbesondere muthig genug sind, die Wahrheit zu erkennen und offen zu bekennen, ist noch klein genug. Diesem Mißtrauen in die Dauer und Festigkeit der deutschen Kraft kann nur die Zeit und die Betheiligung der Elsäßer an der Verwaltung des Landes entgegenwirken. Dagegen werden meiner Ansicht nach die Hoffnungen, die man ziemlich allgemein auf die Einführung des Militärdienstes setzt, in den nächsten Jahren noch nicht in Erfüllung gehen. Der Einfluß, den der Militärdienst ausübt, wird sich erst nach Ablauf einer größeren Periode geltend machen können. Die Wirkung des Mittels soll nicht bestritten werden, aber es werden Jahre vergehen, ehe sie sichtbar wird. In Hannover, Nassau, Frankfurt lagen offenbar die Verhältnisse anders.

Die Heranziehung der Bevölkerung zu den öffentlichen Geschäften des Landes wird zunächst in den Generalräthen stattfinden. Dieselben werden zwar nicht am 1. Dezember gewählt, wie vielfach behauptet wurde, sondern erst im Frühjahr des nächsten Jahres. Die Gründe, die von der Regierung für diese Verschiebung der Wahlen ins Feld geführt werden, sind gerade nicht sehr stichhaltig, aber wir wollen mit ihr wegen einiger Monate nicht rechten. Die Hauptsache ist, daß die Zusammenberufung der Generalräthe im Jahre 1873 bestimmt zugesagt worden ist. Die Befugnisse derselben sind keineswegs so unbedeutend, wie in Deutschland meist angenommen wird, und wenn diese Befugnisse richtig gehandhabt werden, so kann der Generalrath eine sehr wirksame Controlle der Bezirksverwaltung ausüben. Es wird sich später vielleicht noch Gelegenheit finden, die Bedeutung dieses Institutes in diesen Blättern etwas näher zu besprechen. Heute möchte ich mir nur erlauben auf einen Punkt aufmerksam zu machen, der mir nicht ohne Wichtigkeit zu sein scheint. Die Zahl der in Elfaß-Lothringen domizilirten Angehörigen der anderen deutschen Bundesstaaten ist keine geringe, in einzelnen Städten, wie Straßburg, Metz, Mühlhausen sogar sehr bedeutend. Welche Stellung haben die Deutschen im Reichslande? Sind sie insbesondere in Bezug auf die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte den Elfaß-Lothringern gleichberechtigt, oder mit anderen Worten: ist in den französischen Gesetzen an der Stelle des Wortes: „français“ nun Deutscher oder Elfaß-Lothringer zu lesen? Eine ausdrückliche gesetzliche Bestimmung hierüber ist bis jetzt nicht getroffen worden. In der Praxis ist die Frage bald nach der einen Seite bald nach der anderen Seite hin entschieden worden. Je mehr

wir aber in regelmäßige Verhältnisse eintreten, um so nothwendiger ist Klarheit in Dingen von solcher Bedeutung. Durch Vereinigung des Reichslandes mit dem deutschen Reiche an sich ist offenbar über die Stellung der Angehörigen der übrigen deutschen Staaten in Elsaß-Lothringen und der Elsaß-Lothringer in den übrigen Staaten nichts bestimmt worden. Das Gesetz vom 9. Juni 1871 § 2 hat aber festgesetzt: „Artikel 3 der Reichsverfassung tritt sofort in Wirksamkeit.“ Der Artikel 3 lautet: „Für ganz Deutschland besteht ein gemeinsames Indigenat mit der Wirkung, daß der Angehörige (Untertban, Staatsbürger) eines jeden Bundesstaates in jedem anderen Bundesstaate als Inländer zu behandeln und demnächst zum festen Wohnsitz, zum Gewerbebetriebe, zu öffentlichen Aemtern, zur Erwerbung von Grundstücken, zur Erlangung aller sonstigen bürgerlichen Rechte unter denselben Voraussetzungen wie der Einheimische zuzulassen, auch in Betreff der Rechtsverfolgung und des Rechtsschutzes demselben gleich zu behandeln ist. Kein Deutscher darf in der Ausübung dieser Befugniß durch die Obrigkeit seiner Heimath oder durch die Obrigkeit eines anderen Bundesstaates beschränkt werden. Diejenigen Bestimmungen, welche die Armenversorgung und die Aufnahme in den lokalen Gemeindeverband betreffen, werden durch den im ersten Absatz ausgesprochenen Grundsatz nicht berührt. Dem Auslande gegenüber haben alle Deutsche gleichmäßig Anspruch auf den Schutz des Reiches“. In den Verhandlungen des Reichstages über das Gesetz vom 9. Juni 1871 wurde anerkannt, „daß die Einführung des Artikels 3 der Reichsverfassung ohne die Ausführungsgesetze nur von geringem Werthe sei und daß durch letztere erst der Artikel 3 seine volle Wirksamkeit erhalten könne. Ohne sie bleibe er ein theoretischer Satz.“ Bei richtiger Auslegung des Artikels 3 wird dies kaum bestritten werden können. Da indessen in Elsaß-Lothringen eine unrichtige Auffassung große Verbreitung gefunden hat, so sei es gestattet, hierauf etwas näher einzugehen.

Wir können wohl davon ausgehen, daß der Artikel 3 der Reichsverfassung auch in Elsaß-Lothringen keine andere Wirkungen haben konnte, als in allen anderen Staaten des deutschen Reichs. Die Eigenschaft als Reichsland kann hierbei nicht in Frage kommen; wenigstens wüßten wir nicht, in welcher Weise dieser Umstand einen Einfluß üben könnte. Es ist aber allgemein anerkannt, daß das durch den Artikel 3 geschaffene Reichsindigenat mit dem Landesindigenat nicht identisch ist, daß das Reichsindigenat keine Befugniß zur Ausübung derjenigen Rechte, welche das Staatsbürgerrecht im engeren Sinne bilden, giebt. Das Reichsindigenat gewährt weder das aktive noch passive Wahlrecht zu Landtags- und Gemeindevahlen, noch die Fähigkeit als Geschworener zu fungiren. Trotz des Artikels 3 sind die Angehörigen anderer deutscher Staaten genöthigt das Staatsbürgerrecht zu erwerben,

wenn sie diese Rechte ausüben wollen. Nur sind sie nach Artikel 3 zur Erlangung des Staatsbürgerrechts unter denselben Voraussetzungen wie die Einheimischen zuzulassen. „Die Aufnahme dieser letzteren Bestimmung beruht auf der Erwägung, daß es, der Natur der Sache nach, einen Unterschied giebt zwischen Staatsangehörigkeit, welche jedem Untertan, also auch z. B. Minderjährigen, Frauen u. s. w. zukommt und zwischen Staatsbürgerrecht, d. h. der Fähigkeit zur vollen Ausübung aller staatsbürgerlichen Rechte, namentlich auch des aktiven und passiven Wahlrechts. Es war nur consequent, wenn man in den Artikel 3 auch die Erlangung des Staatsbürgerrechtes in der Weise aufnahm, daß der Angehörige eines deutschen Bundesstaates in jedem anderen Bundesstaate zur Erlangung des Staatsbürgerrechtes unter denselben Voraussetzungen wie der Einheimische und unter Uebernahme derselben Verpflichtungen zugelassen werden solle“ (Erklärung des Bundeskommissars Hoffmann in dem constituirenden Reichstage 1867. Stenographische Berichte S. 249). Die Ausführungsinstruktionen der einzelnen Regierungen befinden sich hiermit in voller Uebereinstimmung. So erklärte der Preussische Staatsanzeiger vom 5. August 1867: „Da der Artikel 3 der Bundesverfassung die in dem Bundesindigenat enthaltenen Befugnisse einzeln aufzählt und bezeichnet, so sind dem Bundesindigenat nicht ohne Weiteres alle diejenigen Wirkungen beizulegen, welche das einzelstaatliche Indigenat in sich schließt. Es erscheint vielmehr der Inbegriff der in dem einzelnen Bundesstaate auszuübenden bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte nach wie vor durch das spezifische Indigenat dieses Staates bedingt. Auch die Aufrechterhaltung derjenigen Vorschriften, welche die Regelung des formellen Verfahrens für die Erwerbung der Staatsangehörigkeit und für die Entlassung aus dem Untertanenverbande eines Bundesstaates zum Zwecke haben, steht daher mit Artikel 3 der Bundesverfassung nicht in Widerspruch.“ Denselben Inhalt haben die Verfügungen des preussischen Ministers des Innern vom 29. Oktober 1867 und vom 20. Februar 1868. Auch das Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 über die Erwerbung und den Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit, das gegenwärtig auch in den süddeutschen Staaten Geltung hat, geht davon aus, daß zwar die Reichsangehörigkeit durch die Staatsangehörigkeit in einem Bundesstaate erworben wird, nicht aber in der Reichsangehörigkeit das Staatsbürgerrecht in allen Bundesstaaten enthalten ist. Vielmehr wird letzteres auch von den Angehörigen anderer deutscher Staaten in einem Bundesstaate nur durch Aufnahme erworben, „der Wohnsitz innerhalb eines Bundesstaates begründet für sich allein die Staatsangehörigkeit nicht.“ (Gesetz vom 1. Juni 1870 Art. 12).

In dem Reichslande ist bis jetzt das Gesetz vom 1. Juni 1870 nicht eingeführt worden. Vielmehr sind hier noch gegenwärtig die französischen Ge-

setze über Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit in Geltung. Zwar wird häufig die Behauptung aufgestellt, diese Gesetze seien in Folge der Vereinigung des Landes mit dem deutschen Reiche außer Kraft getreten. Die Bestimmungen hierüber seien ein wesentlicher Bestandtheil der französischen Verfassung gewesen und mit derselben hätten auch sie ihre Wirksamkeit verloren. Indessen dürfte diese Ansicht nicht haltbar sein. Durch die Los-trennung von Frankreich sind nur diejenigen Gesetze hinfällig geworden, welche mit den Bestimmungen des Gesetzes vom 9. Juni 1871 in Wider-spruch stehen, vor allem also alle diejenigen Gesetze, welche die Zugehörigkeit des Landes zu Frankreich zur nothwendigen Voraussetzung haben. Alle anderen Gesetze, seien sie Verfassungsgesetze oder nicht, sind in Kraft ge-blichen. Zu letzteren aber gehören die Gesetze über die Staatsangehörigkeit. Sie beziehen sich allerdings nicht mehr auf die Angehörigkeit an den fran-zösischen Staat, sondern auf die Angehörigkeit an das Reichsland. Sie stehen in keinem Widerspruch mit dem Gesetz vom 9. Juni 1871 oder mit der Verfassung des deutschen Reichs. An und für sich können sie in derselben Weise wie zu französischer Zeit zur Anwendung kommen. So blieben denn auch in den preußischen Rheinprovinzen die französischen Gesetze über Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit bis zum Gesetz vom 31. Dezember 1842 in Kraft; in Hannover, Kurhessen, Nassau, Schleswig-Holstein, Frankfurt &c. behielten die speziellen Landesgesetze trotz der am 1. Oktober 1867 erfolgten Einführung der preußischen Verfassung Geltung und es wurde von der Re-gierung ausdrücklich anerkannt, daß durch die Einverleibung jener Länder in die preußische Monarchie das Gesetz vom 31. Dezember 1842 keineswegs für eingeführt zu erachten sei. (Erlaß des Ministers des Innern vom 10. November 1866).

Da also:

1. in dem deutschen Reichsindigenat, wie es in Art. 3 der Reichsverfassung bestimmt ist, das Recht der Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte in dem Einzelstaate nicht begründet ist, sondern hierzu das Lan-desindigenat erforderlich ist,
 2. das deutsche Reichsgesetz über Erwerb und Verlust der Staatsangehörig-keit in Elsaß-Lothringen nicht in Geltung getreten ist,
- so sind die Angehörigen der übrigen deutschen Staaten, die in Elsaß-Lothrin-gen domizilirt sind, in Bezug auf die Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte als Ausländer zu betrachten und können nur nach Maßgabe der französischen Gesetze das Landesindigenat erwerben. Demnach kann ein Deutscher, der nicht Elsaß-Lothringer ist, nur nach erfolgter Naturalisation das aktive oder passive Wahlrecht ausüben, Geschworne werden u. s. w. Der Naturalisation aber muß nach dem Gesetze vom 29. Juni 1867 ein

dreijähriger Aufenthalt in der Regel (von den wenigen Ausnahmefällen wird hier abgesehen) vorhergehen und sie kann nur durch den Kaiser ertheilt werden. Selbst durch die Anstellung im Staatsdienste wird nach französischem Rechte das Staatsbürgerrecht nicht erworben.*)

Bei dem gegenwärtigen Zustand der Gesetzgebung sind also die hier domicilirten Deutschen, Beamte, Professoren, Kaufleute u. s. w. von der Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte ausgeschlossen, sie stehen der einheimischen Bevölkerung als Fremde gegenüber. Es ist dies ein auf die Dauer unerträgliches Verhältniß, das die größten politischen und socialen Nachtheile mit sich im Gefolge haben muß. Die Zahl der in Straßburg, Metz u. s. w. angesiedelten Deutschen aus anderen Bundesstaaten ist eine sehr beträchtliche, ihre Stimmen können bei den künftigen Wahlen sehr stark in das Gewicht fallen. Jedenfalls verlangt das deutsche Interesse gebieterisch, daß sie vollberechtigte Bürger des Reichslandes werden, ohne einer besonderen kaiserlichen Naturalisation bedürftig zu sein. Da bei den nächsten Wahlen voraussichtlich eine ausgedehnte Wahlenthaltung, wenigstens in den Städten, stattfinden wird, so ist die Nothwendigkeit, die Verhältnisse der neuen Bürger des Reichslandes zu ordnen, um so dringender. Es muß doch in der That als ein ganz absonderliches Verhältniß erscheinen, daß die Gesetzgebung immer noch die Scheidewand aufrecht erhält, welche die neuen von den alten Bürgern des Reichslandes trennt. Die Einführung des deutschen Reichsgesetzes über Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit muß möglichst bald stattfinden. Durch das Gesetz würden alle Beamte und Angestellten unmittelbar das Staatsbürgerrecht erhalten, die übrigen hier angesiedelten Angehörigen der deutschen Bundesstaaten könnten durch ein einfaches Gesuch die Aufnahmeurkunde erhalten. Daß es wünschenswerth ist, wenn das Gesetz längere Zeit vor den nächsten Wahlen schon in Kraft träte, bedarf keiner weiteren Ausführung.

M.

Alt- und Jungzechen. Aus Böhmen. — Der Zwiespalt zwischen Alt- und Jungzechen, den ich früher schon angedeutet habe, ist nun gewaltsam ausgebrochen. Die Altzechen stehen unter Führung Palazky's und Nieger's. Ersterer genießt als Historiograph auch in Deutschland eines bedeutenden Ansehens und wenn er auch in seiner „Geschichte Böhmens“ oft

*) Ausländer können nach französischem Rechte nur sehr wenige Aemter bekleiden; in der Regel ist das Staatsbürgerrecht die Voraussetzung der Anstellung. Diese Bestimmung findet aber auf die Angehörigen der deutschen Bundesstaaten keine Anwendung, da dieselben nach Art. 3 der Reichsverfassung „zu öffentlichen Aemtern unter denselben Voraussetzungen wie der Einheimische zugelassen sind.“ Auch haben mehrere Einzelgesetze Bestimmung über die Anstellung im Staatsdienste des Reichslandes getroffen.

tendenziös gegen das Deutschthum vorgeht, so ist er doch, wie dies Grünhagen in Breslau vor einiger Zeit in einem Aufsatze „Ein deutscher Forscher wider Willen“ nachgewiesen hat, mit seinem Wissen und Können auf deutschem Boden alt geworden. Mit seinem Wollen steht es allerdings ganz anders und der mehr als achtzigjährige Greis hat als Nachwort zu seinem jüngsten historischen Werke „Radhost“ jüngst sein politisches Testament veröffentlicht, das vom glühendsten Haffe gegen das Deutschthum erfüllt ist. Er betrachtet den Sieg desselben in Europa für ein Unglück unseres Jahrhunderts und Oestreich, das sich gegen sein eigenes Wohl mit demselben verbunden habe, müsse nun unfehlbar dem Untergange entgegengehen. Die „jüdische Presse“ und das Judenthum überhaupt, das überall zur Allmacht gelangt sei, müsse mit allen möglichen Mitteln unterdrückt werden. Die unmittelbare Folge dieses politischen Testamentes waren Judenverfolgungen, die in der Nähe Prags ausbrachen, die aber weder zu einer „Deutschenaustreibung“ noch zu sonstigen ernstern Folgen führten. Die gesammte Presse Europas reproduzirte das Testament des grollenden Greises und einstimmig wurde es — selbst in Polen und Rußland — verurtheilt. Das ist der erste Führer der Alttschechen, der in seinem Werke Huß und den Hussitismus verhimmelt, im Leben aber ein enges Bündniß mit Feudalen und Klerikalen unterhält, um in ihnen Stützen zur Bekämpfung des Deutschthums in Böhmen zu haben. Der zweite Hauptführer der Tschechen und zwar der Alttschechen ist der Schwiegersohn Palasly's D. J. L. Kieger, der Verfasser des bekannten Memorandums an Napoleon, der Moskaspilgerer. Die Jungtschechen, die beim Festhalten an der böhmischen Staatsrechtsidee doch auch Etwas von Licht und Freiheit wissen wollen, die nicht in Glam-Martiniß und dem Erzbischofe das einzig unfehlbare Heil des Landes sehen können, werden vornehmlich von Sladkowsky geführt.

Zwischen den Alten und Jungen war nun schon vor Eröffnung des jetzigen Landtages unter der Asche Feuer ausgebrochen. Die Jungen beabsichtigten die Aufgabe des passiven Widerstandes und Betheiligung an dem Landtage. Diese ihre Absicht wurde nun zwar widerlegt und die Partei fügte sich. Neuerlich aber haben die Jungen einen wichtigen Beschluß durchgesetzt, der an dem passiven Widerstande, den die Tschechen nach den Magnaren copiren, stark rüttelt. Die Tschechen wählten nämlich bisher nicht, wie dies die neuen, von den Klerikalen verurtheilten Schulgesetze vorschreiben, in die Orts- und Bezirksschulräthe, schädigten sich dadurch sehr schwer und machten dem Staate die Handhabung der Schulgesetze sehr schwer. Am schlimmsten litten darunter die czechischen Gemeinden selbst, und eine oder die andere sah sich in Folge dessen, sei es mit oder ohne Protest, doch genöthigt die Parteiparole zu verrathen. Nun ist es sogar im nationalen Klub auf Drän-

gen der Jungczechen zum Beschluß erhoben worden, daß jede Gemeinde in Bezug auf die Schulgesetze handeln solle, wie es ihr selbst gutdünke. Wie schwer den Altzchen diese Nachgiebigkeit geworden, bewies Dr. Rieger, indem er in seinem Organe einen offenen Brief voll Schmähungen gegen Sladkowsky veröffentlichte. Sladkowsky blieb die Antwort nicht schuldig und die Deutschen erfuhren bei diesem Streite manche interessante Neuigkeit. *Duo-bus litigantibus tertius gaudet.*

Inzwischen arbeitet der böhmische Landtag ohne die strifenden czechischen Herren ruhig fort, wenn man auch zu den Vorlagen desselben nur nachdenklich den Kopf schütteln kann. Bei einem so unsinnigen, complizirten Wahlssystem, wie es das österreichische ist, nennt man es Wahlreform, wenn die Großindustriellen verstärkt und eine andere Gruppe geschwächt wird, wenn man die Einschreibungen in die Landestafel regelt und andere Nägel feilt, statt den Bau einzureißen und gesund wieder aufzubauen.

In der That spricht man jetzt viel von einer ernstlichen Wahlreform, die im Ministerrathe beschlossen und dem Reichstage vorgelegt werden soll. Aber bei dem bekannten Festhalten der höchsten Regierungspersonen an den alten Traditionen, bei dem Widerwillen des Hofes gegen wahrhaft Liberales und Deutsches, der sich in der tiroler Landtagsaffaire wieder ganz zeigte, kann man nur wenig hoffen und die Klerikalen und Feudalen wissen, daß in Oestreich der Liberalismus nie sicher ist. Die allgemeinen und direkten Wahlen, die sich in Deutschland so gut bewähren, würden auch in Oestreich endlich dem ganzen Volke, allen Provinzen gestatten in den Reichstag zu wählen und dort zu berathen, während bei dem jetzigen Wahlssysteme, wo die Landtage aus sich in den Reichstag wählen oder auch nicht wählen, eine Minorität einfach vergewaltigt wird. So hat jüngst der polnische Landtag in Galizien den Antrag der Ruthenen, in den Reichstag zu gehen, einfach verworfen.

Daß sich aus solchen Verhältnissen ein gesundes Volks- und Staatsleben nicht entwickeln kann, ist klar, und man muß wirklich lieber dem leichtlebigen Wiener, der sich um das „Morgen“ gar nicht kümmert, beistimmen, als sich das düstere Bild einer Zukunft Oestreichs auszumalen. Die Corruption, die der Oestreicher selbst und ungeschweht *morbis Austriacus* nennt ist eine Folge dieses politischen Lavirens, dieser provisorischen Verhältnisse überall und überall. Der Minister, der morgen schon außer Dienst sein kann, läßt sich in Verwaltungsräthe wählen und sucht in den von ihm geschaffenen Geldbaronen einen Halt für kommende Tage. Und mag sich Dr. Giska, der einst so gefeierte Bürgerminister vor seiner Wählerversammlung noch so glanzvoll herausgeredet haben, nach deutschen Verhältnissen weiß man doch, was man von einem Manne zu denken hat, der als Verwaltungsrath eines

ähnlichen Institutes, wie es die Lemberg-Czernowitzer Bahn ist, Millionär geworden ist. Ueberhaupt kann der besonnene Beobachter nur Ihrem Wiener Correspondenten in seiner Beurtheilung der Wiener zustimmen, die auch auf fast ganz Oestreich paßt, wenn es auch nicht zu leugnen ist, daß eine starke, kräftige Minorität gegen diese Strömung wacker ankämpft, und daß die Presse namentlich nicht so vollständig corrupt ist, als ein oder das andere in die Oeffentlichkeit dringende Faktum meinen machen sollte. Ist doch die Neue Freie Presse und die junge aber wacker strebende Deutsche Zeitung ein Hort des Deutschthums, und diese beiden Blätter, die ja auch in Deutschland unter unsere besten Blätter gezählt werden, sind in dem tollen Strudel, der namentlich Wien zu einem Paris macht, und Oestreich zu einem Frankreich zu machen droht, wahre Segnungen.

Zum Schlusse noch zwei für die böhmische Sache interessante Notizen. Streischowsky und Gregr, die in der bekannten Steuerdefraudationsfache im Strafgefängnisse sind, haben, trotzdem sie als gut czechische Rädelshüter den Landtag nicht anerkennen durften, und nicht anerkannt haben, sich doch an denselben gewendet, indem sie behaupten, als Landtagsabgeordnete nicht ohne Zustimmung dieser Körperschaft verhaftet werden zu dürfen. Trotz dieser beiden Abgeordneten, wie all ihre czechischen Collegen, in dieser Session weder das Gelöbniß geleistet haben, noch je in den Sitzungen erschienen sind, hat der böhmische Landtag doch die Angelegenheit einer Commission überwiesen, die über die Sache unparteiisch urtheilen wird. Der als Spion von der czechischen Partei moralisch Landes verwiesene Schriftsteller Sabina hat nun ein Buch veröffentlicht, in dem das Thun und Treiben der czechischen Führer gegeißelt und durch Enthüllungen illustriert wird. A. K.

Der Pairschub in Preußen. War die Rechnung des Grafen Eulenburg richtig, und vermag der Minister mit Hilfe der neuernannten 25 Herrenhausmitglieder die Kreisordnung durchzusetzen, so hat der neue Pairschub Alles gethan, was man bei der gegenwärtigen Lage des preußischen Verfassungslebens von einer solchen Maßregel verlangen kann. Denn jeder Pairschub hilft nur die gerade brennende Frage lösen, er giebt weder der Regierung noch dem Volke für irgend welche künftige Lebensfragen des Staates die Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit einer Beistimmung des Herrenhauses, ja nicht einmal der neugewählten Mitglieder.

Es ist, wenn wir recht zählen, zum vierten Mal, daß die Regierung dieses Mittel in Anwendung bringt. Die Erfahrung hat bisher gelehrt, daß das Herrenhaus dadurch nicht weiser und der Regierung zuverlässiger, sondern nur schwächer und unberechenbarer geworden ist, und man darf bei aller Hochachtung vor den neuernannten Mitgliedern folgern, daß auch die letzte

Bermehrung den Charakter dieser Versammlung von anspruchsvollen Einzelwesen im Ganzen nur ungefüger machen wird. Allerdings ist für den Augenblick vortheilhaft, wenn der großen Zahl von politisch ungebildeten Mitgliedern dieses Hauses eine Anzahl von politisch geschulten zugesellt wird, wenn Junker vom engsten Gesichtskreise eine Anzahl höherer Staatsbeamten zu Collegen und Gegnern erhalten. Aber wer bürgt dafür, daß nicht auch die Gesinnungsgenossen einer derzeitigen Regierung dem nächsten Ministerium oder der nächsten großen Frage gegenüber ebenso gut Opposition machen als die alten Mitglieder, deren Widerstand durch ihre Entfernung gebrochen werden soll? Und welche Aussicht haben wir, daß ihre Stimmen, selbst wenn sie in jeder solchen neuen Reformfrage höchst correct abgegeben werden, der Regierung eine Majorität bereiten werden?

Die Liberalen haben gewünscht, daß der neue Bairerschub durch Zahl und Auswahl der Ernannten die Regierung in den Stand setze, eine gründliche Reform des Herrenhauses vorzunehmen. Aber bevor man eine solche Reform in die Hand nimmt, muß man doch erst wissen, welcher Art sie werden soll. Darüber müssen im Volke weitverbreitete Ueberzeugungen, in den höchsten Regierungskreisen muß ein einmüthiger und fester Wille vorhanden sein. Zur Zeit fehlen beide Voraussetzungen. Bei der gegenwärtigen Unsicherheit über das, was werden soll, ist es aber völlig unthunlich, neue Mitglieder des Herrenhauses so auszuwählen, daß sie einer zur Zeit noch gar nicht formulirten Umgestaltung im Voraus beistimmen. Kommt der Tag, wo die große Veränderung möglich und durchführbar wird, dann erst vermag die Regierung Anhänger ihres fertigen Plans zu berufen, welche das unvermeidliche Todtengräberamt übernehmen. Wir meinen, daß dieser Tag nicht in weiter Ferne liegt, aber auch, daß noch manche herbe Erfahrungen für die Regierung und die Nation nöthig sein werden, bevor der Entschluß reift, gründlich mit dem Vorhandenen zu brechen. Ja, sieht man näher zu, so fehlen dem preußischen Staat in der Gegenwart vielleicht noch einige von den Institutionen, auf welche die Reform des Herrenhauses sich gründen müßte.

Will man sich freilich begnügen, die Anzahl von kleinen Junkern auszuweisen, welche gegen Wortlaut und Sinn der Verfassungsurkunde nachträglich in das Herrenhaus gesetzt wurden, so wäre die Mühe nicht gar groß. Auch diese Maßnahme wäre ein Vortheil. Die Regierung und das Volk würden sich wesentlich erleichtert fühlen und die Elimilirten selbst würden nebst ihren Angehörigen den größten Nutzen davon ziehen. Sie erhielten dann Gelegenheit wieder das zu werden, was sie nach dem Maß ihrer Interessen und geistigen Bedeutung sein dürfen, bescheidene und harmlose Landwirthe, welche schlecht und recht unter ihren Nachbarn leben, und im Fall

sie wirklich politischen Sinn und Fähigkeiten haben, sich bemühen, durch das Vertrauen ihrer Kreisgenossen in das Abgeordnetenhaus zu gelangen. Aber durch Ausschreibung einiger Duzend Querköpfe gewinnt das Herrenhaus noch lange nicht die Autorität, um auf die Dauer als coordinirter Factor neben einer Volkstammer zu bestehen. Auch steht zu besorgen, daß nicht die Beschaffenheit der durch Verfassung und Wahl der Krone berufenen Mitglieder die politische Bedenklichkeit des Hauses verursacht hat. Offenbar ist das Princip eines erblichen Privilegiums zur Gesetzgebung ebenso fehlerhaft wie das eines lebenslänglichen Vertrauens. Die ganze Theorie des Zweikammersystems, sowohl in der englischen als in der französischen Auffassung, ist für unser modernes Staatsleben unhaltbar. Und wenn wir den Kampf, der jetzt begonnen hat, und die Bedürfnisse unseres Volkes richtig deuten, so drängen unsere Verhältnisse zu einer Verfassung, in welcher das Herrenhaus durch einen Senat ersetzt wird, dessen Mitgliederzahl eng begrenzt ist und dessen Mitglieder zum kleinern Theil von der Regierung, zum größern Theil von den Provinzen gewählt wären. Den Provinzen aber fehlt gegenwärtig noch die Vorbedingung für solche Wahl: eine zeitgemäße Verfassung und Vertretung. Auch ein solcher Senat dürfte nicht als ein dem Abgeordnetenhaus coordinirter Factor der Gesetzgebung arbeiten, sondern würde Funktionen erhalten, welche zum Theil die des amerikanischen Senats, zum Theil die des Bundesrathes wären.

Darüber sei in d. Bl. zu seiner Zeit eine ausführliche Besprechung gestattet.

♀

Ein kirchliches Jubiläum. Aus Osnabrück. — Vor einigen Wochen fand hier zur Feier der 1100jährigen Einführung des Christenthums im deutschen Norden eine Katholikenversammlung statt. Wenn man Grund hat, anzunehmen, daß derartigen Volksversammlungen, wie sie zur Förderung der ultramontanen Agitation jetzt aller Orten in Deutschland, wo überhaupt Katholiken wohnen, von den Leitern der Bewegung veranstaltet werden, ein in den wesentlichen Zügen einheitlicher Plan zu Grunde liegt, so dürfte es interessiren, über die Vorgänge in solchen Versammlungen einmal ein getreueres Bild von einem Augen- und Ohrenzeugen zu erhalten, als die Organe der katholischen Presse solches zu liefern gewohnt sind. Ihr Correspondent ist um so mehr in der Lage ein solches Bild wahrheitsgetreu zu entwerfen, als ihm der Wortlaut der von verschiedenen Seiten stenographisch aufgenommenen Reden, die in jener Versammlung gehalten wurden, vorliegt, er also nach nochmaliger Durchlesung derselben in der Lage ist, den Gesamteindruck jener Vorträge zutreffender zu schildern, als es vielleicht nach einmaligem Anhören derselben möglich wäre. Der allgemeine Verlauf der Versammlung wurde seinerzeit in verschiedenen Tageblättern skizzirt, doch mag hier kurz wiederholt werden, daß vor der an 1000 Köpfe zählenden Versammlung im Ganzen vier Redner auftraten, deren erster die sociale

Frage, der zweite die allgemeine kirchenpolitische Lage, der dritte die Lage des Papstes und der vierte die liberale und die katholische Presse zum Gegenstand seines Vortrages gewählt hatte: man sieht, die Tagesordnung war dieselbe, wie sie regelmäßig in Katholikerversammlungen heutzutage aufgestellt zu werden pflegt.

Der erste und der letzte Gegenstand derselben wurden von Geistlichen, der zweite und dritte von Laien behandelt. Ohne die Bedeutung der Religion auch für die Lösung der socialen Frage zu verkennen, ja auch nur zu verkleinern, wird man sich vom nationalökonomischen Standpunkt doch schwerlich zu der hier vertretenen Ansicht bekennen können, daß die Lösung der socialen Frage einzig auf dem Wege der Rückkehr in den Schooß der allein seligmachenden Kirche erreicht werden könne, zumal wenn diese Ansicht ohne gründlichere Erwägung der einschlägigen ökonomischen Gesichtspunkte, als wie dies Seitens der socialdemokratischen Agitatoren geschieht, in so einseitiger Weise erörtert wird, daß Redner z. B. das Entstehen der socialen Frage vom Sündenfall im Paradies datirt, den Jesuiten ein besonderes Verdienst um die Lösung derselben beimißt und was ähnliche Paradoxa mehr waren, die der Pfarrer Behnes aus Messingen vorbrachte. Ihm ist die Behandlung der socialen Frage aber nur ein Agitationsmittel für die Zwecke der katholischen Kirche, und mögen „gläubige“ Zuhörer darin eine Verherrlichung der letzteren erblicken: „denkende“ Menschen können es nur beklagen, wenn sie wahrnehmen müssen, wie auf diese Weise der Kernpunkt der Sache verriickt und den Leuten vorgeredet wird, die Gefahren der socialen Frage könnten durch Abbeten von Rosenkränzen und Anrufen der Heiligen beschworen werden. Da sind die Socialdemocraten practischer, die doch ihren Zuhörern wenigstens Fingerzeige geben, wie sie durch Coalition und andere Mittel die Bewegung zu ihrem Vorthheil ausbeuten sollen, während dieselbe über diejenigen in unaufhaltbarem Strom hereinbrechen wird, die den Worten ihrer geistlichen Führer blind vertrauen und weder activ noch passiv, als Arbeitnehmer oder Arbeitgeber, in diese Bewegung eintreten, sondern dem Himmel die Leitung derselben anheim geben und im Uebrigen den lieben Gott einen guten Mann sein lassen.

Von practischerem Interesse waren die nachfolgenden Vorträge. Ein ehrwürdiger Greis, wie die „Gem.“ mit Recht den Sanitätsrath Dr. Wagener aus Ostercappeln bezeichnete, erging sich zunächst in längerer Rede über die gegenwärtige Zeitlage und über den Geist derselben, indem er als einzige Rettung vor dem um sich greifenden Geist des Materialismus und Naturalismus die Rückkehr zum christlichen d. h. katholischen Glauben bezeichnete. Redner sprach mit warmer Begeisterung für die von ihm vertretene Sache, aber leider suchte er den Beifall seiner Zuhörer hauptsächlich durch maßlose Ausfälle gegen den Liberalismus zu erlangen, den er, im Verein mit der Freimaurerei als die Väter der Commune und Internationale bezeichnete, zweier wilder Rangen, die schon in ihren Flegeljahren blutige Proben von dem ablegten, was von ihnen weiter zu erwarten. Muß sich die Mahnung zu christlicher Liebe und Toleranz auch gegen anders Denkende im Munde eines Mannes, der solche Beschuldigungen gegen seine Gegner vorzubringen vermag, nicht doch seltsam ausnehmen? Der nach ihm auftretende Redner, ein Hofbesitzer Meyer aus Niemsloh scheute sich

nicht, von der patriotischen Hingebung seiner Partei zu sprechen, nachdem er eben die exilirte hannoversche Königsfamilie verherrlicht und mehr als zu deutlich zu verstehen gegeben hatte, daß es bei Fortsetzung seiner gegenwärtigen Politik dem deutschen Reich nach seiner Ansicht ergehen müsse, wie es der Herrschaft des ersten und des dritten Napoleon ergangen und wie es dem „König-Ehrenmann“ ergehen werde. Das haben die Vertreter der hiesigen ultramontanen Presse denn auch wohl gut herausgeföhlt und deshalb wohlweislich in ihrem Referat die betreffenden Äußerungen theils ganz unterdrückt, theils bis zur Unkenntlichkeit abgeschwächt. Aber so macht es eben die ultramontane, wie jede excentrische Agitation. So lange die Führer derselben sich unter sich und vor einer Zuhörerschaft wähnen, deren unbedingter Zustimmung sie gewiß sind, kennen sie weder Maß noch Ziel in ihren Angriffen gegen die von ihnen bekämpfte Ordnung, sie maskiren dieselben aber mit einem Schwall patriotischer und religiöser Phrasen und Ermahnungen, die freilich mit dem Kern ihrer Reden nicht nur in keinem Zusammenhang, sondern in directem Widerspruch stehen, die aber ein desto willkommneres Material abgeben, daraus ein für die Oessentlichkeit bestimmtes Referat zurechtzustutzen, das die ultramontane Agitation als die harmloseste Sache von der Welt und deren Führer als schändlich verleumdete Märtyrer erscheinen läßt.

Dieses Treiben in einem concreten Falle, der doch nur einen von unzähligen ähnlichen bildet, aufzudecken und öffentlich an den Pranger zu stellen, das war der Zweck, der Ihren Correspondenten bestimmte, sich unter die Menge zu mischen, die neulich in „Wünstermann's Hotel“ versammelt war, angeblich, um die Einführung des Christenthums zu feiern, in Wahrheit aber, um sich verlocken zu lassen auf die Irrwege, die fanatische Agitatoren sie führen und die vom Vaterlande ab — ultra montes — nach Rom leiten. Schreiber dieses hat sich einmal während seiner journalistischen Praxis in einer äußerlich ähnlichen Lage befunden: das war, als er 1866 nach dem Friedensschluß der Eröffnung eines kleinstaatlichen Landtags beiwohnte, der sich über Annahme oder Ablehnung des preußischen Bündnisses erklären sollte. Die Einladung zu jener Feier war damals an die „Stände“, wie diesmal nur an die „Katholiken“ ergangen, aber wie es damals gelang, unter der Regide zweier greiser Ritter, die den Eindringling für einen homo novus halten mochten, bis in das Heiligthum des Thronsaals vorzudringen, so mußte diesmal ein Rudel Bauern die Escorte abgeben, unter deren Bedeckung Ihr Correspondent ungehindert eine abgelegene Tribüne erreichte, wo er, im Schatten eines päpstlichen Banners seine Notizen machen konnte. Aber war ihm während jener Staatsaction doch einigermaßen beklommen zu Muth, so gesteht er, daß dieses Gefühl ihn in gesteigertem Maße beschlich, wie als letzter Redner der hiesige Domprediger Neumann die Tribüne bestieg und es galt, dessen maßlosen Invectiven gegen die liberale Presse und deren Söldlinge zu Papier zu bringen. Meine Nachbarn ahnten wohl nicht den Zweck, der mich bestimmte, mich dieser Mühe zu unterziehen, sonst hätten sie mich schwerlich ungestört gelassen, aber ich scheue mich nicht, diesen Zweck öffentlich zu bekennen, sollte man mir auch den Vorwurf machen, daß derselbe mir die Mittel geheiligt habe. In einer öffentlichen Volksversammlung, mag dieselbe von Katholiken oder Protestanten oder Socialdemo-

craten besucht sein, haben auch die Vertreter der Presse das Recht, zu erscheinen und es ist ihre Sache, dies Recht zu behaupten, auch wenn demselben nicht durch ausdrückliche Einladung Anerkennung gezollt wird. Der Wortlaut der Neumann'schen Rede, in der er das Anathema über die gesamte liberale Presse aussprach, ist denn auch einem liberalen hiesigen Blatte mitgetheilt und von diesem mit Glossen versehen worden, auf die Herr Neumann es vorgezogen hat — zu schweigen. Er wird aber wohl für die Zukunft Vorsorge treffen, daß man ihm nicht wieder von unberufener Seite in die Karten guckt und das Spiel verdirbt. Aber hier weiß man jezt, was man von der bona fides seiner gegen die Presse geschleuderten Angriffe — die beiläufig in katholischen Volksversammlungen zu seinem speziellen Ressort gehören — zu halten hat, und wo katholische Redner sich anderer Orten in ähnlicher Weise wie hier vernehmen lassen, da mag man es sich nach obigem gesagt sein lassen, daß die ultramontane Agitation in katholischen Volksversammlungen nicht in so formloser Weise getrieben wird, wie die katholische, rectius ultramontane Presse die nichtkatholische Welt glauben machen möchte, sondern in einer Weise, daß auf die Agitatoren das Wort paßt: „Sehet Euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu Euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe!“

Constitutionelle Fragen. Aus Paris. Die schön stilisirte Botschaft des Herrn Thiers an die National-Versammlung, in welcher der alte Voltairianer der Versöhnlichkeit halber sich als treuen Sohn der allein seligmachenden, unfehlbaren römischen Kirche bekannte, hat nicht nur ihren Zweck, Frieden unter den Parteien zu stiften, gänzlich verfehlt, sondern auch Herrn Thiers zu einem jener pyrrhischen Art von Siegen verholfen, die, wenn sie sich wiederholen, im ganzen schlimmer sind, als Niederlagen. Wie zuverlässig die schwache Majorität von 36 Stimmen ist, womit der Regierungsvorschlag der Regelung der Rechtsbefugnisse der Regierung und der ministeriellen Verantwortlichkeit durchging, zeigte schon der den folgenden Tag dem Minister des Innern von einer Majorität der National-Versammlung ertheilte Tadel, welcher dessen Rücktritt zur Folge hatte. Daß dieser Tadel weniger dem Herrn Lefranc als dem Herrn Thiers galt, ist ebenso klar, als im Ganzen genommen der Plan der drei Fractionen der Rechten, Legitimisten, Orleanisten und Bonapartisten klar ist. Sie wagen es nicht gegen Thiers selbst aufzutreten und so wollen sie ihm denn das Regieren so verleiden, daß er es am Ende selbst aufgeben soll. Sie brauchen deshalb nur die anderen Minister, mit denen er glaubt regieren zu können, auf dieselbe Weise zu beseitigen, wie den Herrn Lefranc. Daß er mit Ministern, mit denen er sich nicht verständigen kann, nicht wird regieren wollen, ist selbstverständlich. Der Ausfall der Wahl der 30 Mitglieder, welche den neuen constitutionellen Entwurf ausarbeiten sollen, ist im Augenblick, wo ich schreibe, noch nicht bekannt. Da sie jedoch von den Bureaux gewählt werden, so ist es beinahe sicher, daß sie Alle der Rechten angehören werden. Der eventuelle Entwurf wird daher wohl auf nichts Anderes abzielen, als unter Beibehaltung des Namens Thiers als Aushängeschild die Regierungsgewalt so zu constituiren, daß sie von den Auserwählten der Rechten, als Ministern, ausgeübt wird. Sollte Thiers sich unter solchen Bedingungen nicht

zum Aushängeschild hergeben wollen, so wird man ihn bald wissen lassen, daß das Vaterland ihm für die Dienste, die er geleistet, im höchsten Grade dankbar ist und daß seinem Rücktritt Nichts im Wege steht.

Wie intim die Beziehungen zwischen den Fractionen der monarchischen Partei sind, geht daraus hervor, daß die für den Ex-Kaiser beleidigenden Worte in der Rede des Legitimisten Ernoul auf Wunsch der bonapartistischen Deputirten aus dem offiziellen Bericht weggelassen wurden und daß der bonapartistische General Ducrot, dem die Thier'sche Republik eine ihrer Armeen anvertraut hat, wie es scheint mit Recht angeklagt ist, während des parlamentarischen Conflicts zum Einschreiten im Interesse der Monarchie im Allgemeinen bereit gewesen zu sein. Er ist nach Versailles berufen worden, um sich deshalb und auch wegen eines Circulars, das auf seinen Befehl der unter ihm stehende Gendarmerie-Chef an seine Untergebenen Behufs der Organisation der politischen Espionage erlassen, zu verantworten. Man muß auch nach Frankreich gehen, um den reinen polizeilich-administrativen Dienst der Gendarmen von den militärischen Ober-Befehlshabern angeordnet zu sehen, und noch dazu einen solchen Dienst! Von dem Herrn Ducrot, zweimal wortbrüchig binnen kurzer Zeit, das erstemal gegen Deutschland als ausgerissener Kriegsgefangener und das zweitemal gegen Frankreich im Ausfall aus Paris, von dem er entweder siegreich oder todt zurückzukehren versprach und doch geschlagen und unverehrten Leibes zurückkehrte, ist dies übrigens ebenso wenig erstaunlich, als sein Räsonniren über die espions prussiens, denen er seinen Mangel an Erfolg zuschrieb. Weder seine militärische Ehre, noch sein moralisches Gefühl schien ihn zu befähigen, den Unterschied zwischen einem Kriegsspion, der vielleicht getrieben vom reinsten militärischen Pflichtgefühl und jedenfalls immer mit Gefahr seines Lebens auf Spähung ausgeht, und dem politischen Spion im Innern seines eigenen Landes zu würdigen. Ob Thiers sich noch Herr der Lage glaubt, wird von seinem Einschreiten gegen Ducrot abhängen. Wenn er ihn nicht absieht, so wird er beweisen, daß ihm die Macht gewissermaßen entfallen ist. Als ein Symptom der Annäherung an das edle spanische Pronunciamento-Regierungssystem hat übrigens der Ducrot'sche Zwischenfall ebenfalls seine Wichtigkeit.

Der Gachis, der ächt französische Ausdruck für solche Zustände, ist dann so ziemlich vollständig. Wann und wie er sich wieder in eine gewisse Form Krystallisiren wird, hängt davon ab, ob die in Paris und den großen Städten allgemein gewünschte gänzliche Auflösung oder partielle Neuwahl der Nationalversammlung durchgesetzt werden kann. Die Frage ist: wird Thiers, wenn er Vescranc ersetzt und sein Ministerium vielleicht noch anderweitig verstärkt haben wird, den Muth haben, auf eines oder das andere zu dringen? Wenn er sich halten will, so ist eine durchgreifende, energische Handlung seinerseits unbedingt nothwendig. Die Rechte hat ihm aufgekündigt und mit Bitten und Drohen auf der Tribüne ist daher nichts mehr auszurichten. Ja sogar die letzte Ressource, dem rothen Gespenst der Rechten das deutsche entgegenzustellen ist ihm abgeschnitten, da die kategorischen Erklärungen von Berlin nicht den geringsten Zweifel lassen, daß dort an maßgebender Stelle die inneren Angelegenheiten Frankreichs nur insofern offizielles Interesse erregen, als sie auf die Erfüllung der von Frankreich gegen Deutschland unternommenen Verpflichtungen Bezug haben. Sollten Herr Thiers und sein Ministerium nicht

handeln wollen oder können, so dürfte das Handeln der großen Städte mit obligatem späterem Pronunciamento oder Coup d'état (was doch ungefähr auf dasselbe hinausläuft) nicht viel länger auf sich warten lassen; und wieder einmal dürfte der Beweis geliefert werden der großen Analogie zwischen dem Kreislauf des politischen Lebens in Frankreich und dem bekannten deutschen Gassenhauer: „Wenn der Topf aber doch ein Loch hat.“ Mit gewohnter Malice nannte Thiers einmal Napoleon III. une incapacité méconnue. Wir bedauern, daß nicht damals schon die französische politische Befähigung auch als eine incapacité méconnue erkannt wurde.

Die Bedeutung des Geschreies nach ministerieller Verantwortlichkeit, als Intrigue gegen Thiers, ist vorgängig besprochen worden. Gesezt jedoch, daß es unter den Schreibern welche gäbe, die es mit der ministeriellen Verantwortlichkeit ernst meinen, so zeigt dies unter den jetzigen Verhältnissen in Frankreich die größtmögliche Verwirrung der Begriffe. Sogar der Präsident der Vereinigten Staaten, der doch auf bestimmte Zeit und von der ganzen Nation durch spezielle Delegirte gewählt wird, hat kein verantwortliches Ministerium. Die Verfasser der amerikanischen Constitution waren weise genug zu erkennen, daß ein verantwortlicher Präsident und ein verantwortliches Ministerium nicht neben einander bestehen können. Es liegt hierin überhaupt der größte Unterschied zwischen der republikanisch-parlamentarischen Form mit verantwortlichem Präsidenten und unverantwortlichen Ministern, den Vertrauensmännern des Präsidenten, und der monarchisch-parlamentarischen Form mit unverantwortlichen Monarchen und verantwortlichen Ministern, den Vertrauensmännern des Parlaments. Thiers ist nicht einmal auf bestimmte Zeit oder von der Nation gewählt, sondern einfach der Delegirte der Nationalversammlung, also in weit höherem Grade mit parlamentarischer Verantwortlichkeit belastet, als der Präsident der Vereinigten Staaten. Und man will ihm ein unabhängig verantwortliches Ministerium aufdringen. Es wäre eine charakteristisch französische Spitzfindigkeit, wenn gesagt würde, daß der Präsident für die Leitung der Staatsgeschäfte im Ganzen und die Minister für deren respective Einzelheiten verantwortlich sind. (Nach diesem Grundsatz, wenn überhaupt solcher Unsinn den Namen Grundsatz verdient, wurde gegen Lefranc gehandelt.) Das Ganze der Staatsgeschäfte besteht ja doch nur aus Einzelheiten und wenn die Minister für diese verantwortlich sind, dann wird practisch die präsidentielle Verantwortlichkeit aufgehoben, und das Amt des zum Regieren delegirten Präsidenten zum Unding gemacht. Daß eine solche Verwirrung der Ideen unter Leuten besteht, für die Montesquieu und de Tocqueville gedacht und geschrieben, und von denen doch nicht wenige diese ebenso trefflichen wie leicht faßlichen Schriftsteller gelesen haben müssen, ist weniger begreiflich, als daß Methode in der Tollheit ist und daß eine Uebergangsperiode zu jener Art von constitutioneller Monarchie geschaffen werden soll, wo man sich unter dem Vorwande der Vertheidigung des öffentlichen Interesses Frankreichs und des Fortschrittes der Menschheit um Minister-Portefeuilles für sich und seine Freunde parlamentarisch balgen kann, wie Thiers und Guizot es unter der Juli-Monarchie thaten. Nur wird vergessen, daß weder die Balgerei-Bühne, noch die Zuschauer dieselben sind, als damals.

Literatur.

Fr. Rückert's Kindertodtenlieder. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1872.

— Der liederreiche Mund Friedrich Rückert's ist auch im Tode nicht verstummt: aus dem Nachlasse des Dichters wird veröffentlicht, was er in schweren dunklen Tagen um Neujahr 1833, als ihm zwei liebevolle junge Kinder starben, sich zum Troste und ihnen zum Angedenken geschrieben. Was ein so reines frommes Gemüth im tiefsten Schmerze durchtönt und in der bilderreichen Sprache eines so formgewandten Meisters seinen künstlerischen Ausdruck gefunden hat, wird man gewiß als eine willkommene Gabe freudig begrüßen. Aber der Herausgeber hat mehr als das, er hat Alles gegeben, was Rückert in jener kummervollen Zeit in Versen niedergeschrieben. Die 423 „Kindertodtenlieder“ sind nur zum kleinsten Theil wirkliche Lieder; sie bilden vielmehr ein Tagebuch, in welchem Alles, was die von dem Gedanken an die Kinder einzig erfüllte Seele des Dichters bewegt hat, ausgesprochen ist; es sind recht eigentlich Reflexionen, denn wie ein Lichtstrahl in einem vielseitig geschliffenen Krystall wird der Schmerz von diesem reichen klaren Geiste in hundert Bildern reflectirt. Während der Krankheit sehen wir die furchtbare Angst, die noch gesteigert wird nach dem Tode des ersten, wir fühlen mit, wie auch ein starker Geist von solcher Qual erschüttert wird, wie er rathlos das Unmögliche für möglich halten und selbst das Thörichteste glauben möchte, um Rettung zu finden. Auch solche dunkle Schatten in seiner Seele beobachtet der scharfsinnende Mann und spricht sie bestimmt in klaren Worten aus, wie er denn auch, als die letzte Hoffnung geschwunden und die grausame Gewißheit des Verlustes ihn martert, unermüdet weiter dichtet. Man sieht, wie diese unablässige Gedankenarbeit ihm das Unerträgliche erträglich macht und er im Schmerze selber Tröstung findet:

Wie der Speer die Wunde heilet,
Die er hat ertheilet,
Wie die Arzt' aus Bitterkeiten
Arznei'n bereiten,
Und zur süßen Raft den Dienen
Gräberblumen dienen.

Ja, zuweilen mischt sich ein milder rührender Humor in die bitteren Klagen. Aber nicht nur der Dichter findet so den Trost, zu sagen, was er leidet, sondern auch der Sprachkünstler findet in dem Spiel mit Reimen und Worten eine Beschäftigung, die ihm über schwere Stunden hinweghilft: zuweilen verliert er sich in dieses Spiel so, daß der Hörer weniger von dem traurigen Gegenstande als von den witzigen Wort- und Gedankenverbindungen gefesselt wird, wie z. B. in den 137 Ritornellen, und namentlich der Refrain, so schön er klingt in: „Sie ist nicht todt, es ist nicht wahr“ (S. 39) oder: „Ihr habet nicht umsonst gelebt“ (S. 23), verleitet doch zuweilen zu seltsamen Wendungen. Der Dichter selbst sagt in den Ritornellen: „Mein Kummer liebt wortspielendes Gestammel“, und man weiß ja, wie ein Reim oder ein Refrain die Gedanken bannet und fast mechanisch wiederholt in der betäubenden Qual des Schmerzes zu einem Ausdruck der Empfindung werden kann. Wie aber aus solchen Versen ein Gedicht wird, sehen wir an folgendem Beispiele. S. 34 f. lesen wir:

Als mein Seelchen schied,
Sollte sich erheben
Sanft ein Engellied,
Das es lehrte schweben,
Fliegen in den Wind.

Doch ein wilder Sturm
War die Nacht unbändig,
Selbst der alte Thurm
Wollte wie lebendig
Fliegen in den Wind.

Das ist wohl ein Hauch
Für des Aaren Schwinge;
Wird es glücken auch
Einem Schmetterlinge,
Fliegen in den Wind? (Folgen noch sechs Strophen.)

und offenbar eine spätere Bearbeitung S. 124 f.

Warum tobst du Sturm,
Daß der alte Thurm
Zitternd wankt und kracht
In der Schreckensnacht!

Doch kein starker Aar
Ist's, der ohne Fahr
Mit dem Flügelschlag
Sturman kämpfen mag.

In der Schreckensnacht,
Wo die Mutter wacht
Und verzweifelnd sieht,
Daß ihr Kind entflieht.

Ach, mit zarter Schwing'
Ist's ein Schmetterling,
Der die Pupp abstreift,
Höherm Lenz gereift.

O so tragen auch
Sollte Frühlingshauch,
Und nicht solch ein Wind
Himmelan mein Kind.

Der Dichter hat aus den obigen Strophen den einzigen Gedanken herausgenommen und durch weitere Ausführung zu retten gesucht. Dem Herausgeber hätte hier doch ein Bedenken darüber kommen müssen, ob es wirklich wohlgethan war, das Manuscript, welches Rückert so lange verschlossen gehalten, jetzt ohne Auswahl zu veröffentlichen. — Eine Auswahl wäre auch für die erwünscht gewesen, welche in diesem Buche Trost und Erhebung in gleichem Unglück suchen werden, — und nicht vergebens. Es ist da eine Reihe von Liedern, welche in schlichten Worten eine einfach-wahre Empfindung zu allgemeingültigem Ausdruck bringen, wie S. 47:

Ich hatte dich lieb, mein Töchterlein!
Und nun ich dich habe begraben,
Wach' ich mir Bornüß', ich hätte fein
Noch lieber dich können haben.

oder S. 311: Oft denk' ich, sie sind nur ausgegangen,
Bald werden sie wieder nach Haus gelangen,
Der Tag ist schön, o sei nicht bang,
Sie machen nur einen weiten Gang.

und wie dem Schmerze sein volles Recht geworden, so öffnet der Dichter denn auch dem Troste der Frühlingssonne sein Herz und der Ergebung in Gottes Willen. Denn (S. 392)

Der Baum ertrüge selbst nicht die Beschwerden,
Wenn alle Blüten sollten Früchte werden.
Allein, warum läßt Gott mehr Blüten treiben,
Als an den Zweigen sollen Früchte bleiben?
Um voller uns den Hoffungs Kranz zu schmücken,
Und daß die Lenzluft könnte Blüten pflücken,
Ohn' irgend sich an einer zu vergreifen,
Die uns, von Gott bestimmt, zur Frucht soll reifen.

C. A.

Cavour und die freie Kirche im freien Staat.

I.

Es ist bekannt, daß Graf Cavour in den letzten Monaten seines Lebens direkte Verhandlungen mit dem Vatican führen ließ, durch welche er der Kirche die Gewährung unbedingter Freiheit anbot und dafür von ihr einen freiwilligen Verzicht auf die weltliche Herrschaft zu erlangen hoffte. Man weiß auch, daß das sogenannte Garantiengesetz, das im vorigen Jahr vom Parlament angenommen wurde, auf Vorarbeiten beruhte, die von Cavour selbst herrührten. Das Genauere jener Verhandlungen ist indessen erst jetzt bekannt geworden durch den letzten Band von Nicomede Bianchi's *Storia documentata della diplomazia europea in Italia*. Vol. VIII. Torino 1872. Das achte und letzte Capitel, zugleich das Schlußcapitel des ganzen Werks, ist dem Verhältniß des neuen Königreichs Italien zu Rom und vornehmlich jenen merkwürdigen Versuchen gewidmet, direct an die Thüre des Vaticans zu klopfen, um das ganze Verhältniß von Kirche und Staat auf eine neue Basis zu stellen.

Man vergegenwärtige sich, in welcher Lage Cavour nach Aufrichtung des Königreichs Italien sich befand. Wunderbar vom Glück begünstigt, war 20 Monate nach dem Frieden von Villafranca Italien geeinigt von den Alpen bis Sicilien. Cavour stand in der Vollkraft seines Wirkens, mitten unter den Erfolgen seiner Politik hatte er gelernt, die Ziele immer weiter zu stecken. Nunmehr schien Alles erreicht, mit Ausnahme von Venedig und Rom. Von diesen beiden aber erschien das letztere für die Befestigung des Königreichs nach innen und außen ungleich wichtiger als das erstere. Venetien betrachtend durfte man hoffen, daß die Zeit die Erfüllung der Wünsche Italiens bringen werde. Cavour war entschlossen, diese Frage für jetzt zurückzustellen, er baute darauf, daß über kurz oder lang Oestreich friedlichen Verhandlungen sich zugänglich erweisen würde. Doch der Erwerb von Rom war in mehr als einem Sinne eine Lebensfrage. Denn für's erste unterbrach dieses feindliche Land inmitten des Königreichs die Einheit der Verwaltung, es enthielt der Nation einen wesentlichen Bestandtheil, wo nicht ihr natürliches Centrum vor. In den Augen einer starken Partei, ja für Herz und Phantasie der ganzen Nation war Rom die unerläßliche Hauptstadt, ohne ihren Besitz war an eine Beruhigung der Geister, mithin an den Schluß

der Aera der Revolution nicht zu denken. Dazu kam, daß Italien nicht ohne ernste Uebelstände in fortdauerndem Krieg mit der Kirche leben konnte. Blieb Rom im Besitz eines eigenen Territorialherrn, so wurde es der Mittelpunkt aller reactionären Anschläge gegen den Nationalstaat. Die Ausöhnung mit Rom dagegen ergänzte nicht bloß die nationale Einheit, sondern schaffte auch den Anlaß zu widerwärtigsten Streitigkeiten aus dem Wege. Unter den Politikern waren nur wenige, welche den Bruch mit der Kirche und ihre Vernichtung begehrten. Viele wünschten die Aufrechthaltung eines Systems der strengen staatlichen Beaufsichtigung der Kirche im Sinne der josephinischen Grundsätze. Weit aus die meisten aber und die Einflußreichsten, darunter Cavour selbst, hofften Rom politisch versöhnen zu können, wenn sie ihm in kirchlichen Dingen eine unbeschränkte Freiheit zugeständen. In ihrem eigenen Beruf sollte die Kirche Entschädigung finden für die weltlichen Verluste, die ihr nicht erspart bleiben konnten. Gegen den Verzicht auf ein kleines Territorium sollte sie mit einer geistlichen Machtfülle ausgestattet werden, wie sie noch niemals besessen. Arglos sahen manche voraus, daß in der That die Beseitigung des weltlichen Fürstenthums einen Machtzuwachs für das Papstthum bedeute, aber sie hofften, daß der erneuerte Glanz dieser uralten Institution auch auf das moderne Königreich zurückstrahlen werde: für sie zählte der Papst unter den Ruhmestiteln Italiens.

Es kam ein politisches Moment hinzu, wodurch das Gewicht der Versöhnungspolitik verstärkt wurde. Der friedliche Ausgleich mit Rom war die Bedingung für das Aufhören der französischen Occupation. Ein solcher Gewinn war auch ein erhebliches Opfer werth, selbst wenn man nicht der Meinung gewesen wäre, mit dem Verzicht auf werthlos gewordene Rechte einen an sich wünschenswerthen Zustand herzustellen. Schon darum war der Erwerb von Rom für das Königreich Italien die dringlichste Aufgabe, weil es einer wirklichen Selbstständigkeit sich nicht erfreute, so lange es Napoleon gefiel, aus dem Centrum der Halbinsel ein französisches Bollwerk zu machen. Bereits während des Kriegs war Cavour darauf bedacht gewesen, dem Einfluß des übermächtigen Bundesgenossen ein nationales Gegengewicht zu schaffen. In dieser Absicht hatte er die Revolution herbeigerufen, die ihm Kräfte zuführte, welche das Königreich Sardinien nicht besaß. Man weiß, wie wirksam er dann die Revolution, den Wunsch der Bevölkerungen, das Selbstbestimmungsrecht der Nation zu verwerthen wußte, um durch die Schaffung vollendeter Thatsachen die französischen Absichten in Italien zu durchkreuzen. Ebenso lag seinen Werbungen um die preussische Freundschaft ausgesprochenermaßen stets der Gedanke zu Grunde, daß ein starkes Italien, welches gegenüber von Frankreich wie Oesterreich seine Selbstständigkeit zu wahren im Stande sei, auch im unmittelbaren Interesse Preußens liege.

Aber durch nichts konnte er wirklicher den Einfluß Frankreichs in Italien einschränken, die italienische Politik von den Fesseln des hochherzigen Allirten befreien, als wenn ihm eine direkte Verständigung mit dem heiligen Stuhle gelang. War diese erreicht, so fiel jeder Vorwand der französischen Occupation hinweg. Die Einigung von Rom und Italien machte sie gegenstandslos. Der Papst bedurfte nicht fremden Schutzes mehr, wenn er sich freiwillig mit dem König von Italien auseinandergesetzt hatte.

Allein war überhaupt eine Möglichkeit vorhanden, die Curie, deren Politik seit 1849 unverändert dieselbe war, zu einer Umkehr von der unfruchtbaren Praxis der Allocutionen und Anatheme zu vermögen? Gleichviel, es war der Mühe werth, das Wagniß zu unternehmen. Nach so unerhörten Erfolgen schien auch das Unmögliche möglich. Und zuletzt, die Leiter der päpstlichen Politik waren doch nur Menschen, rechnende Köpfe, die Verlust und Gewinn umsichtig abwogen. Noch mehr, es waren Italiener, Söhne desselben Vaterlands, dessen glorreiche Wiederherstellung ihr letztes Siegel von den Entschliefungen Roms erwartete. Waren nicht unter den Italienern, welche weitaus die Mehrzahl des heiligen Collegiums bildeten, Männer, in welchen wirklich das Nationalgefühl noch nicht erstorben war? In einem solchem Collegium konnte es nicht an Anknüpfungspunkten für die italienische Politik fehlen. Vielleicht, daß man mit solchen Versuchen zwischen Italienern doch weiter kam als der Kaiser Napoleon, der indessen mit allerlei äußeren Mitteln einen Ausgleich angestrebt hatte, erst das Projekt einer Conföderation aufs Tapet gebracht, Reformen in der Verwaltung der Legationen empfohlen, dann ein Vicariat Piemonts in den Legationen angeregt hatte, mit allen diesen Versuchen aber auf den hartnäckigen Widerstand der Curie gestoßen war.

Raum war Cavour am 17. Januar 1861 wieder ins Ministerium getreten, so rieth er dem König, Vorschläge zu einem friedlichen Uebereinkommen an den Papst gelangen zu lassen. Zum Unterhändler ward der Abt Stellardi, Almosenier des Königs, ausersehen. Er sollte dem Papst vor Allem einen eigenhändigen Brief Victor Emanuels überbringen. In diesem Schreiben betheuerte der König in den ergebensten Ausdrücken seinen Entschluß, die Pflichten als katholischer Fürst und als unabhängiger Souverän einer freien Nation zu vereinigen, schilderte die freiwillige Erhebung der Romagna und bot seine aufrichtige und loyale Mitwirkung an, um nicht blos in den Legationen, sondern auch in den Marken und Umbrien einen Zustand herzustellen, welcher der Kirche ihre Herrschaft belassend und dem Papst einen glorreichen Posten an der Spitze der italienischen Nation sichernd zugleich die Bevölkerung dieser Provinzen der Wohlthaten theilhaftig machen würde, welche ein starkes und nationales Königreich dem größten Theil von

Mittelitalien bereits verbürgte. Der Brief war vom 7. Februar datirt. Am 8. Februar unterzeichnete Cavour die Instruktionen für Stellardi, welche im Wesentlichen noch einmal auf das Projekt einer Statthalterschaft des Königs von Italien in den genannten Provinzen hinauskommen. Der König würde die Verpflichtung übernehmen, den heil. Stuhl gegen jeden Angriff von außen zu schützen. Der Bevölkerung Roms und desjenigen Gebiets, das unmittelbar unter der päpstlichen Herrschaft verbliebe, sollten die bürgerlichen Rechte des Königreichs Italien verliehen werden.

Am 13. Februar hatte der Unterhändler beim Papste Audienz. Pius IX. war sehr wohlwollend, und die Audienz dauerte über eine Stunde, führte aber zu keinem Ergebnis. Unbedingt verlangte der Papst die Herausgabe der Legationen, auf Weiteres ließ er sich gar nicht ein. Die Mission war gescheitert. Zwei Tage darauf schrieb der Papst einen Brief an Victor Emanuel, worin er diesen mit den unausbleiblichen Censuren zu schrecken suchte, welche im Weigerungsfall auf den Urheber so gotteslästerlichen Raubes zurückfallen würden.

Cavour ließ sich nicht im geringsten entmuthigen. So fest war er überzeugt, daß zuletzt eine direkte Verständigung gelingen müsse. Er wollte es jetzt mit der Hülfe eines Staatsmanns versuchen und ersah sich hierzu den früheren Minister Senator Grafen Friedrich Sclopis, denselben, der kürzlich helfen mußte, den Alabamahandel zwischen Amerika und England beizulegen. Graf Sclopis war zu der Mission bereit, vorausgesetzt, daß der römische Hof im Voraus seine Geneigtheit zu Verhandlungen erkläre. Zu diesem Zweck schrieb der König abermals an den Papst, Cavour an den Cardinal Antonelli (Turin 20. März). Beide antworteten am 2. April unbedingt ablehnend, der Papst, indem er nun bereits den König mit allen möglichen Ehrentiteln überhäufte.

Noch im selben Monat machte auch Napoleon neue Vorschläge in Rom. Sie liefen auf eine Art europäische Gesamtgarantie für den Kirchenstaat hinaus, jedoch mit Ausnahme der Legationen. Antonelli wies auch dieses Anerbieten zurück; der heil. Vater könne keine Uebereinkunft unterzeichnen, in welcher nicht das formelle Versprechen enthalten sei, ihm die Romagna zurückzustellen. Der Vatican lebte in den seltsamsten Täuschungen. Das päpstliche Heer, versicherten Merode und Lamoricière, genüge für alle Eventualitäten. Mit Freude nahm man die Nachricht auf, daß Napoleon die Absicht habe, seine Soldaten aus Rom zurückzuziehen. Das Angebot einer anderweitigen fremden Besatzung wurde zurückgewiesen. Vergnügt pflegte Antonelli zu sagen: 1860 sei Sturm gekommen, aber 1861 werde man den Himmel wieder heiter und rein sehen. Wenn je das Sprichwort wahr wurde: quos perdere vult Deus, dementat, so war es in diesem Falle. Im Sep-

tember rückten die sardinischen Truppen in den Kirchenstaat ein; eine Unternehmung, die, wie man weiß, nach dem Sieg der revolutionären Elemente in Neapel zu einer politischen Nothwendigkeit für Cavour geworden war. Am Ende des Monats waren nicht nur die Legationen, sondern auch Umbrien und die Marken für den Papst verloren.

Eine neue Etappe war zurückgelegt. Man konnte hoffen, der Vatican werde jetzt durch den Erfolg seiner Politik des absoluten Widerstands einigermaßen belehrt und gewizigt sein. Schon im October sehen wir Cavour wieder am Werk, und zwar sollte es nun, den veränderten Umständen gemäß, in größerem Stil aufgenommen und behandelt werden. In Rom lebte ein angesehenener Arzt, Diomede Pantaleoni, ein Mann, der auch in Staatsangelegenheiten ernsthafte Studien gemacht hatte. An diesen Vertrauensmann, der ihm persönlich befreundet war, richtete Cavour am 23. October einen Brief mit der Bitte, das Terrain zu sondiren, inwiefern es sich für den Versuch einer Aussöhnung eigne. Pantaleoni antwortete am 10. November zusagend; er konnte beifügen, daß er bereits die ersten Schritte gethan habe. Das Cardinalscollegium zählte unter seinen Mitgliedern entschiedene Gegner der Politik Antonelli's, unter ihnen befand sich der Cardinaldiacon Santucci, aus Gorga im Kirchenstaat gebürtig, zur Zeit Präfekt der Congregation der Studien. Mit diesem beschloß Pantaleoni in Verkehr zu treten. Das Erste war, daß er eine Denkschrift ausarbeitete, die er als Basis eines Ausgleichs den beiden Parteien anbot. Folgende Sätze verdienen aus dieser Denkschrift ausgehoben zu werden. Italien, das Papstthum und die Kirche haben das gemeinsame Interesse sich zu verständigen. Die Grundlage dieser höchst wünschenswerthen Allianz muß das Princip: freie Kirche im freien Staat sein. Demgemäß würden in Italien alle josephinischen, leopoldinischen und tanuccinischen Gesetze abgeschafft werden. Der Kirche würde die unbeschränkte Freiheit zu predigen und zu lehren zugesprochen. Die Bischöfe wären frei in Ausübung ihres priesterlichen Berufs, der Staat würde sich nicht in ihre Ernennung einmischen, das Kirchenvermögen würde für unverleglich erklärt. Dem heil. Vater würde die unbeschränkte Freiheit seiner geistlichen Autorität gewährleistet. Die Gläubigen der ganzen Welt könnten ohne das geringste Hinderniß mit dem heil. Stuhl verkehren. Die päpstlichen Gesandten oder Nuntien würden jeder wünschenswerthen persönlichen Unverleglichkeit und Freiheit der Action sich erfreuen. Der heil. Stuhl würde mit einem reichen Patrimonium von liegenden Gütern in und außerhalb Italien ausgestattet. Ihrerseits würde die Kirche auf die weltliche Herrschaft Verzicht leisten. So die Denkschrift Pantaleoni's, welche nicht nur zuerst die berühmt gewordene Formel: freie Kirche im freien Staat enthielt, sondern deren Inhalt auch die Grundlage aller spä-

teren Entwürfe dieser Art bis zum Garantiegesetz des Jahres 1871 geworden ist.

Diese Denkschrift, der ein Entwurf in einzelnen Artikeln beigelegt war, sandte Pantaleoni im December gleichzeitig an den Cardinal Santucci und an Cavour. Der Cardinal nahm sie im Ganzen nicht ungünstig auf. Ein Theil der Vorschläge schien ihm zu weitgehend, andere bezeichnete er als solche, auf die man einen Versuch des Ausgleichs zwischen Italien und Rom gründen könne.

Cavour antwortete am 26. December. Der Entwurf hatte im Wesentlichen seinen Beifall. Er schrieb seine Bemerkungen zu den einzelnen Artikeln, führte Einiges weiter aus, modificirte anderes, machte seine Vorbehalte hinsichtlich der finanziellen Frage. Einige Clauseln sind charakteristisch. Zu dem Paragraphen, betreffend die Unverletzlichkeit des Conclave, schlug Cavour auch die Abschaffung des von einigen Staaten ausgeübten Veto, der sogenannten Exclusive vor. Entschieden verbat er sich jeden Gedanken einer Garantie oder sonstigen Einwirkung durch fremde Staaten. Bezüglich der Bischofswahlen, wobei Pantaleoni auch eine Mitwirkung durch das Volk in unbestimmte Aussicht genommen hatte, war Cavour für Präsentation durch den Clerus allein. Den Unterricht betreffend, sollte der Clerus in Schule und Universität, auch in Sachen des religiösen Unterrichts, nichts darein zu reden haben; dagegen sollte ihm der Unterricht in Kirchen und Seminarien vollständig freigegeben sein.

Im Wesentlichen also war Cavour mit dem Entwurf Pantaleoni's einverstanden. Was aber die weitere Behandlung der Sache betraf, so war er für möglichst umsichtiges Vorgehen. Es dürfe kein falscher Schritt gemacht, die Sache nicht zu früh in die Oeffentlichkeit gebracht werden. Darum ging er auf den Wunsch Pantaleoni's, zu einer Art officiösem Unterhändler ernannt zu werden, noch nicht ein, hielt vielmehr fest, daß der Freund zunächst seinen rein privaten Charakter beibehalten müsse, weil er sonst den Verdacht auf sich lade, nicht mehr unparteiisch zu sein. Die Hauptsache werde nun sein, Mittel zu finden, wie ohne Wissen der Gegner den günstigen Cardinälen und dem Papst selbst der Entwurf in die Hände gespielt werden könne. Inzwischen empfahl er einen Pater Pagani, Ordensgeneral der Rosminianer, der ohne Verdacht zu erregen und ohne daß Antonelli davon erführe, die Mission übernehmen könnte, vor Allem bei geeigneten Personen die Ueberzeugung wach zu rufen, daß es sich hier um ernsthafteste Vorschläge handle.

In diesem Stadium der Verhandlungen hielt Cavour es für angezeigt, den Kaiser Napoleon in seine Ideen einzuweihen und ihm den obigen Entwurf zuzusenden. Napoleon antwortete mit einem Gegenprojekt, welches dem

Papst so ziemlich das ganze Gebiet des Kirchenstaats zurückstellte, aber seine weltliche Herrschaft in eine Art Nominalsouveränität verwandelte. Cavour, von diesem Gegenorschlag wenig erbaut, drang sofort in Pantaleoni, die eingeleiteten Verhandlungen zu beschleunigen. Dieser zog nun den gelehrten Vater Passaglia in Mitwissenschaft, der Italiener von Gesinnung, doch zugleich von unverdächtiger Orthodoxie war. Er gehörte der Gesellschaft Jesu an als einer ihrer gelehrtesten Köpfe, stand bei der Curie in hohem Ansehen und war ganz besonders beim Papste beliebt, da er sich zum Vorseher für das Lieblingsdogma der unbefleckten Empfängniß gemacht hatte. Die Mitwirkung eines so einflußreichen, wohlangeesehenen Mannes schien vom höchsten Werth. Von nun an war es Passaglia, der gemeinschaftlich mit Pantaleoni auf italienischer Seite die Verhandlungen führte.

Es war am Abend des 13. Januar 1861, als Cavour durch ein Telegramm seines General-Consuls in Rom, Baron Teccio, überrascht wurde, der ihm im Auftrag Pantaleoni's mittheilte, der Cardinal Santucci habe geglaubt, alles dem Papste eröffnen zu müssen, obwohl er gebeten worden war noch zu verziehen. Santucci sprach zum Papst eingehend von dem unvermeidlichen Verlust der weltlichen Herrschaft und den freundschaftlichen Vorschlägen, die an ihn, den Cardinal, gelangt seien. Der Papst überlegte die Sache und wies sie nicht von sich. Er ließ Antonelli kommen, der anfänglich widerstrebte, dann aber sich bereit erklärte, auf Grund der gemachten Eröffnungen zu verhandeln und zu diesem Zwecke für sich und Santucci um Entbindung von dem Eide bat, den jeder Cardinal bei seiner Ernennung für die Wahrung des weltlichen Besitzes der Kirche zu schwören hat. Teccio berichtete noch weiter, daß eine Conferenz mit Passaglia auf den 18. Januar ausgemacht worden sei, und der letztere bitte die Turiner Regierung, einen förmlichen Unterhändler nunmehr zu bevollmächtigen.

Cavour theilte diese überraschende, ihm hochwillkommene Wendung sofort nach Paris mit. Er wolle, schrieb er, sich in keine Verhandlungen engagiren, wenn sie im Widerspruch mit den Ansichten des Kaisers wären. Napoleon antwortete, er wünsche zu den Verhandlungen mit dem römischen Hof alles Glück, habe aber wenig Vertrauen auf einen ersprießlichen Ausgang. Auf diese Weise von Seite des Kaisers gedeckt, schrieb Cavour nach Rom, bevor Passaglia dem Papste bestimmte Vorschläge mache, werde es gut sein, wenn derselbe erst in aller Stille nach Turin komme, um mit ihm sich zu besprechen. Einige Tage später schrieb Cavour wieder ab, weil er fürchtete, die Reise Passaglia's könne doch bekannt werden und Aufsehen machen. Allein am selben Tage noch, den 1. Februar, erhielt er von Teccio die Nachricht, daß Passaglia bereits nach Turin abgereist sei, nachdem er zuvor eine Conferenz mit dem Papst und Antonelli gehabt.

In Turin hatte Passaglia lange Unterredungen mit Cavour und mit dem Minister des Innern Marco Minghetti, der allein von Cavour hinzugezogen wurde. Für den Jesuitenpater war eine Wohnung in Cavour's Hotel hergerichtet, wo sein Aufenthalt völlig unbemerkt blieb. Außerdem scheint Cavour nur noch seinen Bruder Gustav in das Geheimniß gezogen zu haben, der mit dem lebhaftesten und wärmsten Antheil die Aussichten einer Versöhnung von Kirche und Staat begrüßte und, selbst von fest katholischer Gesinnung, zuversichtlich hoffte, daß die Formel freie Kirche im freien Staat binnen kurzem Frieden und Eintracht in der modernen Welt herstellen werde. In diesen Conferenzen nun verständigte man sich vollkommen über die Anerbietungen, welche der Kirche zu machen wären. Die Artikel wurden aufgesetzt, welche die Grundlagen der Verhandlungen bilden sollten. Die Unterhändler sollten Passaglia und Pantaleoni gemeinschaftlich sein. Sie wurden mit förmlichen Beglaubigungsschreiben bei Antonelli versehen, die sie aber erst übergeben sollten, wenn es ausgemacht sei, daß ernsthaft verhandelt werde. Gleichzeitig schrieb Cavour direct an die Cardinäle Santucci und D'Andrea, doch nur in allgemeinem Sinn, ohne der Verhandlungen Erwähnung zu thun. Alles dies theilte Cavour am 11. Februar dem Baron Beccio mit und fügte bei: „Gott wolle, daß die Bemühungen der Unterhändler von Erfolg gekrönt werden. Sie werden Ihren Namen mit dem größten Ereigniß der Gegenwart untrennbar verbunden haben.“ Mit welchen Hoffnungen Cavour in diesem Augenblick sich trug, mag man aus einem Brief ersehen, den er am 21. Februar an Passaglia nach Rom schrieb: „Ich baue darauf, daß Sie noch vor kommenden Ostern mit einem Delzweig senden werden, ein Symbol des Friedens zwischen Kirche und Staat, zwischen dem Papstthum und den Italienern. Geschieht dies, so wird die Freude der katholischen Welt größer sein, als sie einst vor 19 Jahrhunderten beim Einzug des Herrn in Jerusalem gewesen.“

Die Instructionen, welche Cavour zu dem Entwurf eines Vertrags seinen Unterhändlern ertheilte, sind vom 12. Februar datirt. Sie sind eine Ausführung des Sages: „Italien ist vermöge des tief im Volke wurzelnden Katholicismus dasjenige Land, in welchem durch die Freiheit die für die Interessen der Kirche günstigsten Wirkungen erzielt würden, es ist das von der Vorsehung für die Anwendung des Principis: freie Kirche im freien Staate ausersehene Feld. Verführerisch wird dem Papst das hohe Ziel vor Augen gehalten, die Kirche von allen Beschränkungen der josephinischen und leopoldinischen Gesetze zu befreien. Victor Emanuel ist der einzige Fürst, der den anderen Fürsten mit dem Beispiel vorangehen kann, auf Rechte zu verzichten, deren eifersüchtige Wahrung bisher einer der Angelpunkte der europäischen Politik gewesen ist. Erst wenn er vorangegangen ist, werden

die übrigen Fürsten durch die öffentliche Meinung gezwungen sein, ihre egoistischen Vorurtheile abzulegen und der Kirche die ihr gebührende Herrschaft über die Seele lassen. Jene Rechte des Staats und Einschränkungen der Kirche waren aber die nothwendige Folge der falschen Stellung, in die der Papst als weltlicher Fürst gerieth. Die vollständige Unabhängigkeit können Papstthum und Kirche folglich nicht erlangen, als wenn sie auf die weltliche Herrschaft verzichten und mit dem Evangelium erklären, daß das Reich des heiligen Stuhles an keine Schranken des Raumes und der Zeit gebunden ist. Aus dem weiteren Inhalt der Instructionen heben wir hervor, daß Cavour wiederholt mit Nachdruck erklärt, es könne nicht von einem Concordat, nicht von vereinzelten Zugeständnissen die Rede sein, vielmehr bilde das Angebot der Regierung ein untrennbares Ganzes. Nicht eine einzige Concession werde diese auf geistlichem Gebiet machen, wosfern nicht der Papst ganz und ausdrücklich auf alle weltliche Herrschaft Verzicht leiste. In der That handle es sich nicht darum, einige zur Zeit in den Beziehungen zwischen Kirche und Staat schwebende Streitigkeiten beizulegen, sondern die Grundlage dieser Beziehungen selbst gänzlich zu ändern, und dem Antagonismus, der seit 3 oder 4 Jahrhunderten zwischen der bürgerlichen und der religiösen Gesellschaft bestehe, ein harmonisches System gegenseitiger Unabhängigkeit und gegenseitiger Freiheit unterzustellen. Erst wenn im Princip der Verzicht auf die weltliche Herrschaft ausgesprochen sei, waren die Unterhändler ermächtigt auf die Erörterung der einzelnen Artikel des Vertragsentwurfs einzugehen. Weiterhin waren die Unterhändler noch mit Specialinstructionen versehen, über die Verminderung der Zahl der Bisthümer, über die Höhe des dem Papst zuuerkennenden Grund- und Mobilienbesitzes, über die Civilehe, über die religiösen Körperschaften.

An dieser Stelle ist eine Episode einzuschalten. Neben der Hauptverhandlung waren indessen noch andere Fäden nach Rom hinübergeworfen. Im Dezember 1868 hatte der Sachwalter Omero Bozino aus Vercelli, der sich in Privatangelegenheiten nach Rom begab, von Cavour den Auftrag mitgenommen, sich dort über die finanziellen Verhältnisse der päpstlichen Regierung näher zu erkundigen und gleichfalls das Terrain für Verhandlungen zu sondiren. Bozino fand in kurzem lebhaftere Mitwirkung bei dem Abt Antonio Isaia, Sekretär der päpstlichen Kanzlei und sehr befreundet mit dem Cardinal D'Andrea. Zu Ende des Januar 1861 theilte Isaia dem Bozino mit, daß der Cardinal Antonelli nicht abgeneigt wäre, sich mit dem Grafen Cavour zu verständigen. Es war ein Entwurf beigelegt, der im Allgemeinen den Ideen Cavour's entsprach, an dem aber besonders einige hinzugefügte geheime Clauseln interessiren. In diesen war nämlich stipulirt, daß sämtliche Pacht- und andere Verträge, welche die Familie Antonelli

mit der römischen Regierung eingegangen hatte, bestätigt würden, daß der Cardinal Antonelli zur Belohnung für seine Vermittlung der Uebereinkunft von der sardinischen Regierung 3 Millionen Lire erhalten solle, und daß seinen Brüdern einträgliche Ehrenämter zugesichert würden. Bozino im Besitz dieser Schriftstücke begab sich sofort nach Orvieto, um sie von da aus an Cavour gelangen zu lassen. Cavour schrieb zurück, die Sache sei zu delicat, um brieflich verhandelt zu werden, und entbot den Unterhändler zu sich nach Turin. Hier theilte nun Bozino mit, daß die obigen Vorschläge, die ihm durch Isaia eingehändigt waren, von dem Advocaten Salvatore Aguglia, einem Vertrauten Antonellis, niedergeschrieben, folglich als das persönliche Angebot des Staatssekretärs selbst anzusehen seien. Die Meinung Cavours war, Bozino solle sich zunächst durch Isaia genauere Information ausbitten und inzwischen zu wissen thun, daß der Graf den Geist und die Geschicklichkeit des Cardinals Antonelli zu hoch schätze, um nicht gegen ihn und seine Familie gebührendermaßen erkenntlich zu sein. Aguglia hatte inzwischen keine Zeit verloren, und gelangte nach kurzer Zeit so weit, daß, wie er selbst wenigstens versichert, seinem Entwurf bloß noch die Unterschrift beider Parteien und die offizielle Vorlegung im heiligen Collegium fehlte. Bianchi hat übrigens die betreffenden Schriftstücke, wenn welche vorhanden sind, nicht selbst eingesehen. Man bleibt einzig auf den Bericht beschränkt, den Aguglia selbst schon im Jahr 1862 über diese Verhandlungen unter dem Titel *Soluzione italiana, vera, santa, utile della questione romana in Neapel* veröffentlicht hat, und der damals auch in Deutschland bekannt geworden ist. (Vgl. Grenzboten 1862, 1. Sem. 2. Bd. S. 41). Wir wenden uns zur Hauptverhandlung zurück, deren Gang bei Nicomede Bianchi documentarisch belegt ist. Wir eilen zur Katastrophe.

Bevor noch Cavours Instructionen an Pantaleoni und Passaglia und die Beglaubigungsschreiben für diese beiden Unterhändler abgingen, war Antonelli zum definitiven Abbruch der Verhandlungen entschlossen. Am 22. Februar reiste der rosminianische Pater Molinari von Turin ab, der jene Schriftstücke nach Rom überbringen sollte. Als der Pater in Ancona eintraf, fand er hier einen Befehl seines Ordensgenerals vor, der ihn sofort nach Neapel reisen hieß, ohne Rom zu berühren. Es war klar, daß hinter diesem Befehle der Wille Antonellis selbst stand.

Die Einverständenen in Rom warteten inzwischen und warteten. Rathlos telegraphirten sie an Cavour. Dieser antwortete, sie würden von Neapel aus die Schriftstücke erhalten, und ermahnt, wie auch Santucci gewünscht hatte, zu schleuniger Betreibung der Unterhandlungen, um das von den Jesuiten gesponnene Netz zu zerreißen. Es war zu spät. Um ein Ende zu machen, rieth Antonelli dem Papst, den Doctor Pantaleoni aus dem Kirchen-

Staat zu verbannen. Dieser remonstrirte in einer Eingabe an den Papst vom 21. März, worin er sich darauf berief, daß die von ihm geführten Verhandlungen im Grundsatz bereits die Billigung Seiner Heiligkeit und des Cardinalstaatssekretärs erhalten hätten. Passaglia, der, wie Bianchi versichert, in der ganzen Sache freimüthig, ehrlich und in gutem Glauben handelte, schickte die Denkschrift an Antonelli, damit dieser sie dem Papste einhändige. Allein Antonelli blieb unerbittlich. Die letzte Antwort war: wenn Panta-Leoni nicht binnen 24 Stunden über die Grenze sei, werde er durch die Gensdarmen abgeführt werden. Einige Tage zuvor, am 8. März, hatte Pius IX. in einer Allocution im Consistorium feierlich seinen Entschluß verkündigt, die Zumuthung einer Aussöhnung irgend welcher Art mit der modernen Civilisation standhaft abzuweisen.

In denselben Tagen war es, daß Cavour dem Parlament über die römische Frage Rede und Antwort zu stehen hatte. Der augenblickliche Mißerfolg konnte ihn nicht entmuthigen. Kein Wort verräth Mißstimmung über das, was er jüngst erfahren. Unererschütterlich proclamirte er die freie Kirche im freien Staat als die wahre und einzige Lösung des Problems. Drei Tage vor seiner Rede im Parlament hatte er an Passaglia nach Rom geschrieben (22. März), wenn die römische Kirche in ihrer absoluten Hartnäckigkeit verharre, so werden doch die öffentlichen Erklärungen im Sinn einer Versöhnung den Erfolg haben, ihm die öffentliche Meinung zu gewinnen. Allein auch jetzt noch war Cavour weit entfernt den Gedanken an eine Weiterführung der Verhandlungen aufzugeben. Die Proclamirung seiner Grundsätze im Parlament, hoffte er, werde auch den Unterhändlern das Werk erleichtern, und am 11. April fordert er Passaglia auf, ihm mitzutheilen, welchen Eindruck in Rom seine Reden gemacht hätten. Das Programm, setzt er hinzu, das er verkündigt, mache jeden Tag Fortschritte in der öffentlichen Meinung. Von großem Werth wäre es, wenn Leute in Rom von Autorität, Laien oder Geistliche, z. B. vom römischen Adel, öffentlich für sein Programm sich aussprächen und so das Gewicht desselben verstärkten. Fortwährend bleibt er, wie der Bruder Gustav, mit dem Unterhändler in Rom in Verbindung und am 18. April schreibt er ihm, er möge den Versuch Antonelli zu gewinnen wieder aufnehmen. Passaglia schreibt zurück, daß Antonelli, ebenjezt fest auf eine Coalition der katholischen Höfe bauend, jeden Gedanken einer Aussöhnung zurückweise. Auch jetzt ist Cavour nichts weniger als resignirt. Vom 26. April ist sein letzter Brief an Passaglia datirt. Bis zuletzt beschäftigt ihn aufs angelegentlichste eben dieser Ideenkreis. Trotz der wenig versöhnlichen Stimmung des Papstes und des Cardinals Antonelli — schreibt er hier — hege er gleichwohl die Zuversicht, daß dieselben milderen Rathschlägen Gehör schenken werden. In der Meinung des katholi-

sehen Europa sei viel gewonnen worden, in Deutschland mehr als in Frankreich. „Aber wenn wir die Hoffnungen der Gegenwart nicht aufgeben dürfen, ist es weise, zugleich für künftige Eventualitäten zu sorgen. Unter diesen befindet sich die Möglichkeit eines Zusammentritts des Conclave. Man muß sich verständigen, sowohl was zu thun ist um auf das Conclave zu wirken, das zeitweilig mit der höchsten Autorität bekleidet sein wird, als auch auf die Ernennung eines Papstes, der dem System der Freiheit günstig ist, hinzuwirken. Ich bitte Sie daher, Ihre Ansicht in diesem Betreff mir mitzutheilen. Was den zweiten der angeführten Punkte betrifft, wünschte ich Ihre Meinung über die drei Cardinäle Santucci, d'Andrea und Valuffi zu kennen.“

Das Letzte, was Cavour's erfinderischer Geist in der römischen Frage plante, war ein Abkommen wegen der Räumung des Kirchenstaats durch die Franzosen. Durch den Prinzen Napoleon wandte er sich an den Kaiser, um diesen zu überzeugen, daß das einzig mögliche Mittel, den römischen Hof auf versöhnliche Wege zu bringen, darin bestehe, ihm die Stütze der französischen Waffen zu entziehen. Wären der Papst und Italien allein sich gegenübergestellt, so würde der erstere bald die Nothwendigkeit begreifen, sich mit dem König auf guten Fuß zu stellen. Prinz Napoleon sandte am 13. April dem Grafen Cavour den Entwurf eines Vertrags der eine bestimmte Frist für den Abzug der Franzosen stipulirte und die italienische Regierung zur Vertheidigung des römischen Gebietes gegen jeden Angriff von außen wie zur Uebernahme eines entsprechenden Antheils an der römischen Schuld verpflichtete. Cavour hatte nichts wesentliches einzuwenden, schrieb indessen dem Prinzen Napoleon, daß die italienische Regierung mit der Unterzeichnung dieses Vertrags keineswegs auf ihre bekannten Absichten in Betreff Roms verzichte, da ihr der Besitz dieser Stadt zur Befestigung der nationalen Einheit wie der Monarchie unumgänglich nothwendig erscheine. Nur wolle die Regierung, um dieses höchste Ziel zu erreichen, nach Möglichkeit moralischer Mittel sich bedienen, wie sie die Achtung der religiösen Interessen und der geistlichen Autorität des heiligen Vaters stets als unverbrüchliche Pflicht betrachten werde. Als Cavour am 6. Juni starb, fehlten dieser Uebereinkunft, um perfect zu werden, nur noch die letzten diplomatischen Formalitäten. Bekanntlich ist dies dieselbe Uebereinkunft, welche drei Jahre später der Septemberconvention zur Grundlage gedient hat.

Nach Cavour's Tode machte Minghetti dem Ministerpräsidenten Ricasoli Mittheilung von den bisher geführten Verhandlungen. Ricasoli war der Meinung, daß man die angeknüpften Beziehungen in Rom nicht abreißen solle, und legte die weitere Besorgung der Sache in die Hand Minghettis, der denn auch in fortdauerndem Briefwechsel mit Passaglia blieb. Am 24.

Juni schreibt er diesem: „Baron Nicasoli hat die Absicht, das Werk des großen Mannes, welchen wir betrauern, fortzusetzen. Allein sofern in der Art und Weise der Geschäftsbehandlung immer Etwas ist, was vom Charakter der leitenden Persönlichkeiten abhängt, darf ich nicht verhehlen, daß der Baron weniger geneigt ist an die Möglichkeit einer Verständigung mit Rom zu glauben. Er ist von tiefem Mißtrauen gegen den römischen Hof befeelt, so daß, wenn sich wieder eine Gelegenheit zu Verhandlungen zeigt, man dieselbe mit größerem Nachdruck und größerer Freimüthigkeit ergreifen müßte.“ Minghetti selbst erklärt in einem Briefe vom 12. Juli, er halte es für sehr schwer, vor dem Tode des Papstes zu irgend einem Schlusse zu kommen. Inzwischen trug er dem Unterhändler auf, moralisch für die Sache zu wirken und die Gemüther vorzubereiten, damit das Eintreten jenes Moments sie nicht überrasche; im Cardinalscollegium zumal möge er Propaganda machen für die Idee einer Ausöhnung, wobei insbesondere nicht vergessen werden solle, das Bortheilhafte eines solchen Abkommens für die Cardinäle selbst gebührend hervorzuheben. Passaglia kam sogar auf den Gedanken sich direct an die Mitglieder des Episcopats zu wenden, um durch diese das Gemüth Pius IX. umzustimmen. Minghetti wollte nicht abrathen und meinte, es sei wenigstens des Versuches werth, wenn ihm auch ein Erfolg unwahrscheinlich schien. Wirklich verfaßte jetzt Passaglia seine kühne Schrift: *pro causa italica ad episcopos*, die freilich wirkungslos an ihrer Adresse abprallte. Zuletzt entschloß sich das Cabinet Nicasoli in aller Form die Verhandlungen wieder aufzunehmen, und zwar ohne Benützung solcher Hinterpforten, wie sie Cavour nicht verschmäht hatte. Die Zeichen waren ungünstig genug. Nichts verlautete von einem Wechsel in der Stimmung des Vatican. Auch starb ebenjegt Santucci, auf dessen Mitwirkung am meisten zu rechnen war. Minghetti verhehlte nicht, daß er nur geringe Hoffnungen habe. Es war am 10. September, als Nicasoli mit seinem bekannten Versuche hervortrat, durch Vermittlung des französischen Kaisers sich mit dem Papst zu verständigen; ein Versuch, der schon an der Weigerung Napoleons scheiterte, Nicasolis Schreiben dem Papste zu übermitteln, und welcher später vom offiziellen *Giornale di Roma* als „Unverschämtheit“ und „lächerliche Stupidität“ prädicirt wurde. Auch Passaglia entging zuletzt seinem Schicksal nicht. Seine Schrift an die Bischöfe ward auf den Index gesetzt; in Folge einer Haus-suchung floh er aus Rom. Er erhielt eine Anstellung an der Universität Turin.

Man weiß, daß alle späteren Versuche, auf Grund der Ideen Cavour's eine Ausöhnung zwischen Italien und Rom zu Stande zu bringen, denselben Ausgang hatten. Bonello, wie Ponza di San Martino, der im August 1871 noch in der zwölften Stunde nach Rom gesandt wurde, stießen auf dasselbe

eintönige non possumus. Keinen besseren Erfolg hatte das mit Mühe zu Stande gebrachte Garantiengesetz. Es erhebt sich die Frage, ob man Ursache hat diese Erfolglosigkeit zu bedauern. W. Lang.

Bilder aus dem russischen Gerichtsleben.

Zu den russischen Blättern, die in Nationalgefühl und Nationaldünkel machen, gehört bekanntlich vor allen der Golos (die Stimme). Trotz des Eifers, mit welchem derselbe die Russificirung der nichtrussischen Landestheile, die Propaganda der russischen Kirche, die Ausdehnung russischer Institutionen und dergleichen unterstützt, kommen doch auch ihm lichte Momente, in welchen er die Misère rings umher im „heiligen Rußland“ erkennt und zugesteht. So schrieb er vor Kurzem in einem Leitartikel: „Zählen wir nun nach den in der vorigen Woche eingegangenen Nachrichten unsere eigenen Anomalien auf, die entweder aus Mangel an thätigen Händen in Stillstand gerathen sind, oder nicht just zu unserm Ruhme geführt werden! — Aus dem Kreise Trubtschew und aus Kischinew wandert das Volk aus und weiß nicht, warum noch wohin; in Pensa verbrennt jährlich jedes zwanzigste Haus; in Witebsk begreift weder die Geistlichkeit noch die ländliche Verwaltung ihre Aufgaben*); in Jekaterinoslaw***) giebt es kein einziges Erziehungsinstitut für Mädchen; in Pernaу wird die russische Geistlichkeit beleidigt; in Dorpat die russische Sprache; in Nikolajew herrscht die Cholera, in Odessa die Pocken, in Moskau die Pest; in allen Theilen des Reichs ist das Volk in den Händen der Gemeindefreiber, in den südlichen Gouvernements in den Händen der Juden.“ ... „Am 1. November 1871,“ heißt es weiter, „erschienen in Rußland 412, am 1. September 1872 nur noch 377 Zeitschriften (die russischen fielen in dieser Zeit von 327 auf 286!)“ u. s. w. Soweit der Golos.

Die Reihe beklagenswerther Vorgänge könnte leicht ins Unendliche vermehrt werden. Ist es wirklich der Pessimismus der russischen Bericht-

*) Hier, wie in einigen folgenden Punkten nennt der Golos als schrecklich, was ihm Schreckgespenst ist. Er meint, die Verbreitung russischer Sprache und Confession in dem polnischen und katholischen Lande werde nicht energisch genug von Geistlichkeit und Administration betrieben.

**) Die Stadt hat nach officiellen Angaben 22,548 Einwohner. Das Gouvernement selbst, das bei 1229 Qu.-Meilen 1,281,482 Einwohner hat, ist nicht glücklicher als sein Centrum, die Stadt Jekaterinoslaw.

erstatte, welcher nur von Unfällen, Verbrechen und dergleichen zu melden weiß? O nein! Der Leser russischer Zeitungen ist fast täglich in der Lage, mit Entrüstung, ja mit Ekel das Blatt aus der Hand zu legen, das ihm so viel von den Schattenseiten des gesellschaftlichen Lebens zu erzählen hat. Zu den dunkelsten gehören aber die Gerichtsfälle. Daß das sittliche Bewußtsein der Menge nicht den Anforderungen entspricht, welche das neue Gerichtsverfahren an die Geschworenen, Zeugen u. s. w. stellt, ist eine bekannte, auch in Rußland nicht geleugnete Thatsache. Wie weit aber das Urtheil derer, welche jetzt Recht zu sprechen haben, seiner Aufgabe gewachsen ist oder nicht, das beweist eine Reihe von Gerichtsverhandlungen, die auch in weiteren Kreisen Interesse erwecken dürften und hin und wieder charakteristische Merkmale der russischen Gesellschaft zeigen. Ich referire nach verschiedenen russischen Zeitungen über jüngst verhandelte Fälle.

Großes Aufsehen und selbst in der russischen Presse Bedenken erregte der Proceß gegen eine Frau Dittel, Tochter eines Gutsbesizers und langjährigen Adelsmarschalls und selbst Gutsbesizerin. Sie stand in Medyn, Gouv. Kaluga, am 13., 14. und 15. August d. J. vor den Geschworenen, der Vergiftung ihres eigenen Sohnes erster Ehe, des 22jährigen Edelmanns Wojeikow, angeklagt. Der Thatbestand war in Kürze folgender. Frau Dittel hatte dem läuderlichen Lebenswandel ihres Sohnes vielfach selbst Vorschub geleistet; auf einer Fahrt, welche der jugendliche Wüstling mit einem Bekannten, dem 26jährigen Preußen Wasa Behnke, im Jahr 1867 von dem elterlichen Gute in die Stadt Medyn machte, erkrankten beide junge Leute plötzlich. Wasa Behnke sprach hierbei die Vermuthung aus, daß sie von dem Stiefvater Wojeikow's, dem Herrn Dittel, durch Arsenik vergiftet seien. Er selbst erholte sich bald wieder. Wojeikow wurde nach Hause transportirt, wo er drei Tage darauf starb, und Dittel ward als muthmaßlicher Mörder eingezogen. Er starb im Gefängniß, und die Anklage richtete sich nun gegen Frau Dittel wegen Mitschuld an der Vergiftung, weil sie dem kranken Sohn keine Gegenmittel, nicht einmal Milch gereicht und ärztliche Hülfe erst hinzugerufen habe, als es bereits zu spät war. Die Voruntersuchung war höchst unvollkommen. Das Gericht bestand aus 11 Bauern und einem ausgedienten Soldaten; drei Geschworene, die den gebildeten Ständen zugehörten, einen Kaufmann, einen Gutsbesizer und einen Lehrer, hatte der Procureur zurückgewiesen. Sämmtliche Zeugen, die zum Eide zugelassen wurden, gaben Aussagen, welche die Angeklagte entlasteten, nur Nichtvereidete zeugten zu ihren Ungunsten. Keine einzige Aussage sprach indirect aus, daß Frau Dittel ihrem Manne bei der Vergiftung behülflich oder auch nur in Kenntniß von derselben gewesen sei. Die Anklage war zugleich gegen Wasa Behnke gerichtet. In der Krankheit, welche Folge der Vergiftung gewesen, hatte er,

wie erwähnt, den Stiefvater seines Gefährten des Mordes bezichtigt. In der Voruntersuchung stellte er seine Worte selbst in Abrede. Sein Proceß wurde mit dem der Frau Dittel gemeinsam verhandelt.

Ein seltsamer und für das russische Gerichtswesen charakteristischer Zwischenfall ereignete sich bei den Verhandlungen. Die Geschworenen hatten zum Theil auf eine dreitägige Session nicht gerechnet. Mehrere von ihnen, Bauern benachbarter Dörfer, hatten weder Geld noch Nahrungsmittel mitgenommen und mußten auf Kosten des Gerichts genährt werden. In einer Pause der Verhandlung erblickten sie durch das Fenster den Ältesten ihres Dorfes und rufen ihn an. Sie wollen Geld. Er reichte ihnen einen Stubel zum Fenster hinein. Die Zeugen dieses Vorgangs wittern Bestechung und sprechen ihren Verdacht laut aus. Die Geschworenen haben fortan ihre Unabhängigkeit von der Angeklagten — der Gutsbesitzerin und vornehmen Dame mit dem deutschen Namen — durch ihr Verdikt an den Tag zu legen. *) Dieses Verdikt lautete zum Schluß: 1) Die Angeklagte Dittel ist schuldig, mit ihrem Manne gemeinsam ihren Sohn vergiftet zu haben; 2) der Angeklagte Wasa Behnke ist schuldig, um dieses Verbrechen gewußt und es verheimlicht zu haben. Milderungsgründe werden bei beiden Angeklagten nicht anerkannt. Die Dittel wurde zu 13 $\frac{1}{2}$ jähriger Zwangsarbeit und lebenslänglicher Verschickung nach Sibirien, Wasa Behnke zu 4jähriger Einstellung in eine Arrestantencompagnie verurtheilt. Die Ueberraschung ist allgemein. Die Angeklagten waren bisher ruhig und sicher gewesen. Jetzt bricht Wasa Behnke in Thränen aus, Frau Dittel fällt in Ohnmacht. Der Präsident des Gerichtshofes selbst erklärt, Behnke sei unschuldig verurtheilt; es werde ein neues Geschwornengericht über ihn zu richten haben; aus den Zuschauern drängt sich ein junger Advocat hinzu: er bietet dem Verurtheilten unentgeltlich seine Dienste an; das übrige Publikum bethätigt sein Mitleid durch eine Sammlung, und 107 Stubel werden für Wasa Behnke zusammengebracht.

*) In einem andern Proceß, der ebenfalls jetzt eben verhandelt ist, sagt Fürst Urussow in Moskau, der Vertheidiger zweier der Falschmünzerei angeklagten reichen Kaufleute, wörtlich: „Ich weiß, meine Herren Geschworenen, daß in Ihrer Mitte Vorurtheile gegen die Reichen überhaupt bestehen. Diese Vorurtheile beruhen vielleicht (sic) auf ganz falschen Vorstellungen; nichtsdestoweniger bestehen sie in Rußland. Es hat sich sogar ein besonderes Sprichwort gebildet, das deutlich auf das Bestehen solcher Vorurtheile hinweist: mit ehrlicher Arbeit erwirbst du keine steinernen Paläste (sic!) Ich erinnere Sie daran, meine Herren Geschwornen, daß Sie alle Vorurtheile gegen die Angeklagten — als gegen reiche oder in dem vorliegenden Falle besonders hervorragende und wichtige Leute abwerfen müssen“ u. s. w. (s. Reg.-Anz. Nr. 231). Es war einer der erfahrensten Juristen Rußlands, der Gelegenheit genug gehabt hat, Geschworene ihr Verdikt aussprechen zu hören, und der mit kalter Objektivität hier sein Urtheil fällt.

Auch der Bertheidiger der Dittel giebt sich nicht zufrieden: er meldet die Cassationsklage an.

In diesem Falle murrte das Publikum über den Wahrspruch der Geschwornen. Fast an demselben Tage nahm es in Moskau Anlaß, seine Zufriedenheit mit demselben in gleich demonstrativer Weise zu äußern. Ein Beamtensohn stand in Moskau vor Gericht. Er hatte ein Krummholz gestohlen, war verfolgt und mit seinem Raube ergriffen worden. Er leugnete die That nicht und gab an, er hätte sie aus Noth begangen. Zweimal früher war er wegen Diebstahls bereits bestraft worden — damals muß die Noth wohl nicht so groß gewesen sein. Jetzt rührte sie die Herzen der Geschworenen; er wird freigesprochen und das Publikum collectirt für ihn.

In derselben Woche (Ende August) steht ein Geistlicher vor dem Moslauer Gericht. Er hatte einem Bauer amtlich bezeugt, dessen Sohn sei in des Bauern Hause gestorben, während der Bursch in einem benachbarten Dorfe erschlagen und seinem Vater todt ins Haus gebracht worden war. Als Entschuldigung für das wissentlich falsche amtliche Zeugniß führt der Pope an, er habe dem betrübteten Vater, der eine Obduction der Leiche sehr gefürchtet habe, diesen Schmerz ersparen wollen. Natürlich eine That der Menschenliebe, dieses falsche Certificat! Der Geistliche wird freigesprochen und sofort für ihn gesammelt!

In dieselbe Kategorie zweifelhafter Entscheidungen fällt folgender Gerichtsfall, der am 13. September im jekaterinoslaw'schen Kreisgericht verhandelt wurde. Gegen Ende des Jahres 1869 wurde in Schtschadrinsk ein Unbekannter aufgegriffen, der sich für den Bauer Sawwa Dubina aus einem Dorfe vom obern Dnieper ausgab. In dieses Dorf abgefertigt, wurde er dort von Keinem erkannt, dagegen wurde festgestellt, daß er der Sawwa Dubina nicht sei. Er bekannte endlich selbst, sich fälschlich diesen Namen beigelegt zu haben, wollte aber den rechten nicht nennen, und wurde als Vagabund zur Ansiedelung nach Sibirien und für die falschen Angaben vor Gericht zu 30 Ruthenhieben verurtheilt. Zuerst in Jekaterinoslaw internirt, wurde Sawwa, „der keine Erinnerung hat“, wie seine Mitarrestanten ihn nannten, bald nach Nikopol ins Gefängniß abgeführt, weil der dortige Procureur ihn bei irgend einem Verbrechen betheiliget glaubte, bei welchem ist unbekannt geblieben, da der Procureur selbst gleich darauf starb. Mit Sawwa zusammen saßen in Nikopol noch fünf andere Gefangene im Thurm, drei von ihnen schwere Verbrecher. Die kleine Gesellschaft bildete Parteien, die Führerschaft schwankte zwischen Sawwa und dem Mitgefangenen Biskunow. Zwischen beiden Nebenbuhlern gab es bisweilen Streit, der aber immer wieder mit Branntwein ausgeglichen wurde, welchen die Wächter des Gefängnisses, Bauern des Dorfes, die allwöchentlich in der Dejour wechselten, zu beschaffen mußten. Am

1. December 1870 nach stattgehabtem Rundgang der Polizei und bei augenblicklicher Entfernung des Wächters erhob sich in der gemeinsamen Zelle der Gefangenen Geschrei: „Sawa schneidet dem Biskunow den Hals ab!“ Als der Wächter zurückkehrte, war die That vollbracht. Die Mitgefangenen als Zeugen sagten aus, an diesem Tage habe es wiederum Streit gegeben zwischen Sawa und Biskunow. Letzterer sagte gegen Abend: „Heute wird's Fleisch geben!“ Die Mitgefangenen verstanden diese Worte dahin, daß Biskunow einen blutigen Entschluß im Sinne führe. Sie beschloffen, wach zu bleiben, und begannen sich Geschichten zu erzählen. Sawa und Biskunow legten sich neben einander zur Ruhe. „Willst Du nicht das Licht auslöschten?“ fragt einer der Gefangenen. „Laß es brennen zum Besten einer armen Seele!“ antwortet Sawa. Die wachenden Gefangenen werden von neuen Ahnungen gefaßt und harren gespannt der kommenden Dinge. Alles ist still — da plötzlich Geräusch auf der Britsche und sie sehen Sawa auf Biskunow sitzen, sein Haar ergreifen, ihm die Kehle durchschneiden und ihn von der Britsche werfen. Biskunow zuckt noch, Sawa wirft sich wieder auf ihn und stößt mit dem Messer auf ihn zu. Jetzt erst tönt aus der Gesellschaft ein Schrei, der Wächter dringt ein, Biskunow ist unterdeß verschieden. Sawa gesteht die That ein, behauptet aber, sie in der Nothwehr verübt zu haben. Biskunow habe ihn mit dem Messer in der Hand überfallen, er habe ihm das Messer abgerungen und zwei Gefährten hätten ihm zugerufen: „Mach' ein Ende mit ihm, sonst mordet er uns Alle.“ Gerade diese angerufenen Zeugen waren vor dem Gerichte nicht erschienen. Sie waren mittlerweile aus dem Gefängniß entlassen und unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Die sie beaufsichtigende Polizei zu Nilopol aber hatte auf Anfrage des Gerichts erklärt, die Betreffenden nicht beschaffen zu können; sie waren verschwunden. Die anderen Zeugen dagegen sagten aus, daß jene Worte nicht während der That, sondern vielmehr nach dem Erscheinen der Polizei Ähnliches von jenen verschwundenen Mitgefangenen gesprochen worden war. Sie hatten gehört, daß jene Mitgefangenen dann ungefähr gesagt hatten: „Gut, daß er todt ist, er hätte uns sonst Alle gemordet.“ Der Antrag des Vertheidigers, die ersten Aussagen der Zeugen gleich nach dem Eindruck der That zu constatiren und mit ihren jetzigen zu vergleichen, wurde seltsamer Weise von dem Staatsanwalt zurückgewiesen. Den Geschworenen lagen die Fragen vor: 1) Ist Sawa des vorbedachten Mordes schuldig? 2) Ist er des Todtschlags bei Selbstvertheidigung schuldig? Frage 1 wurde verneint, Frage 2 mit dem Zusatz bejaht: „wobei er die gebotenen Grenzen zur Abwehr der ihm drohenden Gefahr überschritten hat.“ Und als nun die verhängte Strafe verkündigt wurde, ergab es sich, daß die frühere, oben citirte Ansiedlung in Ostibirien für Bagabundiren schärfer sei, als das Strafmaß für den Todt-

schlag, und dieses daher aufhebe. „Sawa, der die Erinnerung verloren hat“, der seinem Gegner selbst das gefährliche Messer schon abgerungen, der auf den Mann noch losgestoßen hatte, als er ihm bereits den Hals von einem Ohr zum andern durchschnitten, Sawa bleibt faktisch für diese „Überschreitung der nothwendigen Grenzen der Nothwehr“ ungestraft. Dieser Fall wirft ein interessantes Licht auf das Gefängniß- und Polizeiwesen, auf Gerichtsverfahren und Gesetze in Rußland. Schwere und leichte Verbrecher sind in dasselbe Local gesperrt und der Ueberwachung von Bauern übergeben, die abwechselnd die Wochendejour haben und Branntwein schaffen. Die Gefangenen nehmen dunkle Worte ahnungsvoll auf; sie fürchten ein Unglück, aber sie schweigen gegen die Wärter. Sie ergreifen wenigstens zu einer Hälfte Partei für den Mörder. Dann — noch bevor die dunkle Angelegenheit aufgeklärt ist — entläßt man zwei von ihnen; die polizeiliche Aufsicht genügt nicht, ihrer später wieder habhaft zu werden. Ferner der Antrag des Verteidigers und der Rückweis desselben durch den Procureur. Endlich die Straflosigkeit!

Eine lebendige Illustration der gesellschaftlichen Zustände im Innern des Reiches giebt ein Criminalfall, der die Reihe dieser Darstellung schließen möge. Zu seinem Verständniß aber muß für den deutschen Leser Einiges vorausgeschickt werden. Das Drama spielt in einem Dorfe und auf dem Landsitz eines Edelmanns. Handelnde Personen sind: 1) ein Friedensrichter, der an absolute Unterwerfung der Bauern unter seine Verordnungen und Beschlüsse gewöhnt ist; 2) dessen Freund, ein verschuldeter Gutsbesitzer, der offenbar zu hohen Prozenten Geld aufgenommen hat, das er nie wird bezahlen können; 3) ein Pope, der merkwürdiger Weise bei Gelde ist und allem Anscheine nach mit diesem Pfunde wacker zu wuchern weiß; 4) ein anderer Pope, der ruhig seinen Amtsgenossen mißhandeln sieht.

Der willkürliche und gewaltthätige Beamte, der rohe, verkommene Landedelman sind eben die bekannte Staffage zu jedem russischen Lebensbilde. Turgenjew, Afanow, Gogol, die ganze russische Novellenliteratur sind Bürgen, daß es hier nicht um seltene Ungeheuerlichkeiten, sondern um Typen der russischen Gesellschaft sich handelt. Weniger bekannt möchte sein, daß der russische Pope eben auch nicht selten einer Mißachtung unterliegt, wie sie in potenziirter Weise der unglückliche Held unseres Dramas erfährt. Das Amt giebt weder persönliche Würde noch Vorzüge; dafür sorgen die Seminarerziehung, das Wesen der Kirche und die äußere Stellung des Geistlichen. Er ist eine Art Fledermaus, mit welcher nach Fey's Fabel weder Maus noch Vogel spielen, weder Bauer noch Edelmann viel zu thun haben will. Jener hört das „Väterchen“ wohl ganz gern in der Kirche reden und singen, sieht es aber weniger gern vor seinem Hause vorfahren, um eigenhändig die

Naturallieferungen in Empfang zu nehmen, welche einen Theil seiner armseligen Existenz bilden. Der Edelmann speist den Popen im Nebenzimmer, häufig unter den Lakaien ab, — an den Tisch zieht er den Seelsorger nicht. Im Hause des Popen herrscht Unbildung: er heirathet früh, weil er verheirathet sein muß, um in sein Amt treten zu dürfen. Sein Weib ist ohne Kenntnisse, oft des Lesens kaum kundig. — Wir sahen oben, wie es beispielsweise noch heute mit der Mädchenbildung im Gouvernement Jekaterinoslaw steht; für das gesammte Rußland liegt mir leider nur ein älterer Bericht (von 1866) vor, der trotz der neueren Bemühungen um Errichtung von Schulen doch noch annähernd richtig ist. Darnach hatte das europäische Rußland damals bei 60,909,309 Einwohnern nur 458 Mädchenschulen mit 158,207 Schülerinnen überhaupt und unter diesen Schulen nur 91 weibliche Volksschulen! Im Gouvernement Kowno waren im Jahr 1871 bei 741 Quadrat Meilen (also mehr als die Provinz Hannover umfaßt) und 1,131,248 Einwohnern nur 152, im Gouvernement Eheron (1292 Qu. Meilen also fast von der Größe Bayerns) bei 1,497,995 Einwohnern — 36 Elementarschülerinnen! Wer nicht glaubt, der schlage nach: den Bericht der betreffenden Lehrbezirkscuratoren an den Minister in dem Journal des Ministeriums der Volksaufklärung, Augustheft 1872, Tom. 172. Aber sind denn die Geistlichen auf Frauen angewiesen, welche nur den Elementarunterricht genossen haben? Zu großem Theile wohl, wenn nicht die häusliche Erziehung nachgeholfen hat. Doch hier steht wiederum die Unbildung der Mütter im Wege. Soviel von den Frauen der Geistlichen als die gesellschaftliche Stellung derselben beeinflussend. Nur noch ein Blick auf den Geistlichen selbst.

Ein wohl für die meisten Gouvernements Rußlands zutreffendes Bild ihrer Entwicklung und Stellung giebt ein Correspondent der patriotischen russischen Zeitschrift „Graschdanin“ (der Bürger) mit speciellm Bezuge auf die Geistlichen im Gouvernement Samara. Wir dürfen demselben in seinen Hauptzügen um so sicherer folgen, da der betreffende Bericht wohl von anderen russischen Zeitung abgedruckt — nicht aber widerlegt ist. Wie wird der Geistliche erzogen und gebildet? Bekanntlich ist der Beruf einigermaßen erblich; die Söhne des Geistlichen werden wiederum Geistliche. Ihre erste Betheiligung an dem Amte besteht in dem Mitsingen des Kanons bei Umzügen im Dorfe. Der Knabe sammelt hierbei Kopfen. Um Weihnacht ziehen die Popenkinder allein im Dorfe herum und sammeln, sammeln, sammeln, — ruft der Correspondent, das ist der Beruf des Knabenalters. Der Junge kommt ins Seminar, der ganze Druck einer eingeschlossenen Erziehung, strenger Inspectionen, formeller Uebungen lastet auf ihm: Verheimlichung, Angeberei der Kameraden nisten sich ein; Abhängigkeit von den Oberen wird groß ge-

zogen. Ist der Lehrcours beendet, so muß der Jüngling heirathen: es ist die Vorbedingung für sein geistliches Amt. Der Vater sucht ihm die Frau aus, als eine Erleichterung des Geschäfts. Ist das besorgt, so wird der junge Mann Psalmenlehrer, d. h. der Untergebene eines fungirenden Geistlichen. Unter diesem meist ungebildeten Vorgesetzten, „angewiesen auf Mordwinen, Tschuwaschen“ und dergl. mehr dient er die Jugend ab, nicht ohne schon die Sorgen der Familie kennen zu lernen. Endlich wird er zum Geistlichen geweiht; er erhält eine Gemeinde, und seine selbständige Thätigkeit beginnt.

So wird der Geistliche herangebildet. Wie lebt er später? Wovon? Große Gemeinden sind es, die 2000 Seelen zählen; es giebt aber auch welche von 400 Seelen. Als mittlere legt unser Gewährsmann eine Gemeinde von 700 Mitgliedern seiner Berechnung zu Grunde. Der Gehalt der Geistlichen — von der Krone gezahlt — beträgt dort 176 Rubel 40 Copeken und die Nutznießung von einem Landstück, das 30 Rubel Pachtzins abwirft. Amtshandlungen, Zeugnisse u. s. w. bringen 310 — 360 Rubel jährlich ein. Eine Rundfahrt bei den Pfarrkindern bringt dem Geistlichen jährlich Korn, etwa im Werthe von 75 Rubel. Die Gesamteinnahme beträgt demnach etwa 640 Rubel. Hiervon gehen ab: 30 Prozent für den Psalmenleser und 30 Rubel an Abgaben an die höheren Geistlichen, an das Seminar, an die Priesterklasse u. s. w. Bleiben somit dem Geistlichen selbst etwa 450 Rubel jährlicher Einkünfte — ohne die Möglichkeit eines Nebenerwerbes, es wäre denn ein stiller Handel. Die lärgliche Existenz der Priesterfamilie kann umsoweniger ohne Einfluß auf ihre gesellschaftliche Stellung bleiben, als sie auch die Anregung zu eigener Fortbildung lähmt. Die Lectüre des Geistlichen kann keine wissenschaftliche sein, da solche Schriften — wenn ihm überhaupt erreichbar, so doch zu theuer sind. Gemeinsame Beschaffung und Nutznießung gestatten die große Entfernung nicht, in der sich ein Wohnsitz des Geistlichen vom anderen befindet. Von Journalen will der Correspondent des russischen Blattes nur wenige geistliche und die nur bei einzelnen Geistlichen gesehen haben. Im Ganzen ist Lesen nicht Ton noch Bedürfniß des geistlichen Standes. Bildung hebt den Einzelnen selten aus dem Niveau der Standesgenossen. Was nun den in unserem Drama agitirenden Geistlichen betrifft, so wird dessen Ausnahmezustand, der Besitz von Vermögen, eher für seine Stellung in der Gemeinde verdächtig, als sie bessernd. Das verliehene Capital und die leicht aufgegebenen Zinsen tragen offenbar bei zu der Verachtung, welche den Unglückseligen betroffen. Der Verdacht liegt nahe, daß die Brutalität und Bestialität hier Rache für erlebten Wucher genommen hat. Es ist eben unvermeidlich, unsaubere Gesellschaft ebensowohl in den Klägern wie in den Angeklagten zu vermuthen. Die geistlichen Herren, die

wir sogleich kennen lernen werden, sind um nichts besser, als die höchste Justizperson und der vornehmste Mann in dem kleinen Kreise, den uns der Criminalfall öffnet. Der Fall ist folgender:

Am 7. September dieses Jahres wurde von der höchsten Criminalinstanz des Reichs, im Cassationsdepartement des Senats die Streitsache zwischen dem früheren Friedensrichter des Mossalsk'schen Kreises (Gouvernement Kaluga) und einem Geistlichen Krylow auf Appellation des ersteren durchgesehen. Der Friedensrichter Koribut Kubitowitsch war wegen Amtsmißbrauch, Gewaltthätigkeit, Ehrentränkung, Verleitung zu falschem Zeugniß verurtheilt worden und hatte um Cassation dieses Urtheils nachgesucht. Die Verhandlung drehte sich hauptsächlich um 2 Punkte. In dem angestrittenen Urtheil war Koribut Kubitowitsch u. A. schuldig befunden worden: den Geistlichen Krylow thätlich und mündlich beleidigt und drei Bauern zu falschen Zeugenaussagen überredet zu haben. Die Revision des Urtheils vor dem Senat ergab nach Nr. 135 des Golos Folgendes: Der Geistliche Krylow sagte am 27. Mai dieses Jahres im Moskauer Gerichtshofe gegen den Friedensrichter Koribut Kubitowitsch wörtlich aus: „Der Gutsbesitzer Chlustin hatte dem Friedensrichter Koribut Kubitowitsch die Anzeige gemacht, ich, der Geistliche Krylow, hätte ihm einen Stier weggeführt, während doch der Stier des Chlustin selbst meiner Kuh auf meinen Hof gefolgt war. Der Friedensrichter citirte mich zu sich und verlas die Anzeige des Chlustin so schnell, daß ich nichts von ihr verstand. Ich bat um nochmalige Verlesung, doch der Friedensrichter erklärte, eine solche sei vom Gesetz verboten, und begann die Untersuchung mit der Drohung, man werde mir für die Wegführung des Stiers die geistlichen Würden nehmen und mich ins Gefängniß werfen: es wäre somit besser, ich machte die Sache durch friedlichen Vergleich ab. Aus Allem ergab sich mir, daß der Friedensrichter wünschte, mich auf jeden Fall schuldig zu finden und die Sache zu Gunsten Chlustins zu entscheiden, bei dem er all seine freie Zeit zubringt. Wenn er bemerkte, daß ein Zeuge zu meinen Gunsten aussagte, so fand er sogleich einen Vorwand ihn anzuschreien, oder ein Privatgespräch zu führen oder gar aus dem Zimmer zu gehen. Fünf Tage zog sich die Untersuchung hin und zwar zur heißesten Arbeitszeit, und die ganze Zeit mußten wir ohne Unterbrechung (?) in dem Gerichtszimmer bleiben, denn wenn der Friedensrichter eintritt, und Jemanden nicht an seinem Plaze findet, verhängt er eine Pön über ihn. Man will essen und kann nicht hinaus; man muß einen Bauer um ein Stückchen Brod bitten und so seinen Hunger stillen. Am letzten Tage empfand ich starken Hunger und wandte mich an den Besizer des Häuschens, in welchem die Verhandlung stattfand, mit der Bitte, mir irgend etwas zu essen zu geben. „Da muß ich zuerst den Friedensrichter fragen, ob er es erlaubt“, sagte der

Wirth, „sonst straft er mich.“ Nun, er fragte und brachte den Bescheid: „Es ist erlaubt!“ Ich ging auf eine Minute hinaus, und wie ich eben wieder eintrat, stampft der Friedensrichter mit dem Fuße und schreit: „Wie darfst Du hinausgehen!“ — — Man ließ meine Frau kommen. Sie kam um 10 Uhr Morgens, wurde aber an diesem Tage gar nicht befragt. Die Nacht brachten wir mit den Zeugen zusammen in der Scheune zu. Am anderen Tage rief der Friedensrichter meine Frau um 4 Uhr Nachmittags auf und sagte: „Morgen sei wieder hier.“ Sie kam am folgenden Morgen wieder und saß bis zum Abend; die Kinder zu Hause blieben ohne Aufsicht. Am fünften Tage citirte mich der Friedensrichter (mich und den Deputirten der Landesversammlung, den Geistlichen Schtschegolew *) zur Beendigung der Sache in das Haus Chlustins. Sie saßen und speisten zu Mittag, ich stand an der Wand. „Wir sitzen Alle und Du stehst“, — wandte sich Chlustin zu mir, „um der Anderen willen, setze Dich zu uns.“ Ich setzte mich, aber aß nicht. Während des Mittags sagte der Friedensrichter, irgend ein Frauenzimmer führe Klage gegen mich, weil sie um meinetwillen mit Kindern durch die Welt gehe. Ich habe ein solches Frauenzimmer weder gekannt noch gesehen. Chlustin verlangte, daß ich ihr 15 Rubel gebe. Ich that es nicht. Da wurde er böse und schrie: „Hinaus mit Dir — ich schwöre beim Staube meiner Eltern, daß ich Dich von hier vertreiben werde!“ Nach Tisch trank der Friedensrichter Thee, legte seine Kette um (das Amtszeichen) und sprach: „Wo ich bin und die Kette, da ist das Sessionslocal.“ Anfänglich machte er mir den Vorschlag, mich mit Chlustin zu vertragen und zwar mit der Bedingung, daß ich ihm die Prozente erlasse, ihm den Zahlungstermin des Capitals verlängere. (Chlustin war mir ungefähr 5000 Rubel schuldig) und ihn um Verzeihung bitte, daß sein Bulle zu mir gekommen sei. Ich erklärte mich zu diesen Bedingungen, die schriftlich aufgesetzt wurden, bereit. Aber der Friedensrichter forderte noch, daß ich 200 Rubel zahle und mich einverstanden erkläre, daß die eidlichen Aussagen zweier Zeugen ungeändert würden. Wozu er eine Umänderung dieser Zeugenaussagen brauchte, verstand ich nicht; aber auf die beiden letzten Bedingungen ging ich nicht ein. Da lief Chlustin herzu und fing an, mir ins Gesicht zu spucken. Ich deckte mich mit den Händen und bat den Friedensrichter mich zu schützen. Er aber sagte: „Du verdienst das“ — und fing auch an zu spucken und mich mit den gemeinsten Schimpfnamen zu belegen: „Du Teufel“, sagte er, „Du Hab-

*) Der oben angeführte Correspondent des Graschdanin sagt: „Die Geistlichkeit nimmt auch an der Landesversammlung theil und entsendet ihre Bevollmächtigten zu den Wahlen. Doch hört ihre Betheiligung an der Landesversammlung hiermit auf. Wird einmal ein Geistlicher zum Deputirten gewählt, so ist seine Stimme in der Versammlung doch gewöhnlich nicht zu hören.“

gieriger, Du Auswurf.“ Der Geistliche Schtschegolew begann auf sie einzusprechen und machte dann, daß er hinaus kam.“

Soweit vor der Hand die Aussage des Geistlichen Krylow. Sie wurde von dem Zeugen Schtschegolew vollständig bestätigt. Derselbe fügte noch hinzu, Krylow habe ihm folgen wollen, sei aber von dem Friedensrichter zurückgehalten worden und zwar mit den Worten: „Der Verbrecher! Fußeisen her! ins Gefängniß mit ihm! ins Zuchthaus! zum Erzpriester!“ Kaum einige Minuten darauf hörte Schtschegolew schreien: „Hülfe! Ach — ach — man erstickt mich — ach — ach.“ Dann ward es still. Der Zeuge verlor den Kopf und wußte nicht, was beginnen. Zu dieser Zeit fuhren des Weges daher einige Bauern. Die fragten, warum im Herrenhause geschrien werde. Schtschegolew, der das Freie gesucht, erzählte, was geschehen sei. Plötzlich wird ein Fenster des Chlustinschen Hauses aufgerissen; ein Mensch erscheint an demselben, der offenbar auf die Straße herausspringen will, aber von Jemand Anderem daran gehindert wird. Schtschegolew eilt hinzu und hilft dem Krylow aus dem Fenster steigen. Dessen Soutam und Hemd waren zerrissen, das Haar zerzaust — er stöhnte und weinte.

Die Aussage des Krylow selbst lautet weiter: „Ich wollte dem Schtschegolew folgen, aber der Friedensrichter und Chlustin hielten mich fest und sagten: „Dich wollen wir noch!“ — Chlustin verschloß die Thür, packte mich an der Kehle und begann mich zu würgen. Ich schrie um Hülfe. Koribut Kubitowitsch stopfte mir ein Tuch in den Mund. Chlustin schloß das Fenster, riß mir die Westeln vom Rock und faßte mich am Genick. Ich weiß nicht wie ich bis zum Fenster kam und mit einem Beine hinausgelangte; sie hatten mich am anderen; da kam Schtschegolew, ich sprang endlich ganz hinaus, zeigte den Leuten, die herbeigekommen, mein zerrissenes Hemd und erzählte, was mir begegnet sei. Da kommt — wenige Minuten darauf — Chlustin eilig heraus und bittet mich, die Sache ruhen zu lassen. Das wollten wir aber nicht.“ Zu seiner Bertheidigung brachte vor dem Moskauer Geschworenengericht der Friedensrichter Koribut Kubitowitsch ein schriftliches Zeugniß der drei Bauern bei, welche den Schlußact mit angesehen hatten. Dieses Zeugniß erwies sich als von Koribut selbst verfaßt und unterzeichnet. Die Geschworenen erkannten den Herrn Friedensrichter der Beleidigung des Geistlichen Krylow durch Wort und That und der Beibringung eines untergeschobenen Zeugnisses schuldig. Der Gerichtshof verurtheilte ihn zum Verluste aller persönlichen und Standesrechte und Privilegien und zur Verschickung in das Gouvernement Tomsk (Sibirien). An dem Wohnort der dort ihm angewiesen werde, habe er 1½ Jahr, in dem Gouvernement selbst 5 Jahr zu bleiben.

Der Kassationsantrag gründete sich nun auf die Behauptung, es sei

ein gewisser Gesetzesparagraph fälschlich in Anwendung gebracht; der Senat war jedoch der Meinung des Gerichtshofes und ließ dessen Urtheil zu Rechte bestehen. Koribut Kubitowitsch, der Friedensrichter, wird 5 Jahr in Sibirien bleiben, also ein Jahr länger als Behnke in der Arrestantencompagnie, Chlustin, wie es scheint, auf seinem Gute bei Mosalsk, Krylow in Amt und Würden als dortiger Geistlicher und Schtschegolew, der wackere Hülfsgenosse — Mitglied der Landesversammlung. Unentschieden ist, ob der Frevel, daß Krylows Kuh Chlustins Stiere allzusehr gefallen hat, damit gefühnt ist. Mit diesen Proben aus dem russischen Gerichtsleben sei es für diesmal genug.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Zur Münz- und Bankfrage; drei Gesetzentwürfe. Vom Rhein. — Der Wunsch Sonnemann's im Reichstage, die wichtigen beabsichtigten Vorlagen über Münz- und Bankfragen möchten schon geraume Zeit vorher dem Druck übergeben werden, ist bisher noch nicht erfüllt. Und gewiß ist es nicht schwer, die Reichsregierung darin zu entschuldigen. Inzwischen ist es gut, die Sache nicht aus dem Auge zu verlieren, mögen auch andere Fragen augenblicklich brennender erscheinen. Der vorliegende Versuch, an die Münz- und Bankfrage zu erinnern, hat formell große Bedenken. Man erregt zunächst den Eindruck eines anmaßenden Gesetzemachers, dann macht man sich lächerlich, weil man viele kleine und doch sehr wichtige Dinge übergeht, die ein wirklicher Gesetzgeber nicht übergehen darf, und man ruft den Zorn derjenigen Parteien heraus, die andere Wünsche haben und nun ihren Gegner schon als Gesetzgeber auftreten sehen. Man kann den Versuch also nur machen, weil er eine große Kürze zuläßt und dem Zustandekommen eines wirklichen Gesetzes wenigstens nicht hinderlich ist. Aus dem ersten Umstande ergiebt sich noch der Vortheil, daß ein Gegner des Vorschlages gleich einen andern als Gegengift hinzufügen kann. Es finden sich leicht die paar Seiten für so etwas. Also ad rem;

I. Entwurf: Gesetz, betreffend das Münz- und Geldwesen.

§ 1. Zum 1. Januar 1874 wird die auf das Gesetz vom 4. December 1871 begründete Währung und Markrechnung eingeführt. Von da ab sind Zahlungen von 40 Mark und mehr in Gold zu leisten, Zahlungen von 20 Pf. und mehr in Silber.

§ 2. Mit dem Eintritt der neuen Währung werden die deutschen

Münzanstalten auch für Privatpersonen Gold prägen. Die Prägekosten, abgesehen von Probirkosten, werden dahin festgesetzt, daß für 1 Pfd. Gold $\frac{9}{10}$ fein, aus welchem 1255 $\frac{1}{2}$ Mark geprägt werden, von der Münzanstalt 1253 Mark in Münzscheinen oder Reichsbanknoten gezahlt werden.

§ 3. Die Sendungen von fremden Goldmünzen und von Barren an die Münzanstalten sind portofrei.

§ 4. An Silbermünzen kommen in gesetzlichen Verkehr Stücke von

2	Mark	=	10	Gr.	Silber	zu	$\frac{5}{8}$	fein,	schwer	12	Gr.
1	"	=	5	"	"	"	$\frac{5}{8}$	"	"	6	"
0,50	Pf.	=	2,5	"	"	"	$\frac{5}{8}$	"	"	4	"
0,20	"	=	1,0	"	"	"	$\frac{5}{8}$	"	"	1,6	"

§ 5. Die Ausstattung dieser Münzen und die erforderlichen Controlmaßregeln bestimmt der Bundesrath.

§ 6. Die Kupfermünzen werden aus einer Mischung von 95 Theilen Kupfer, 4 Theilen Zinn und 1 Theil Zink angefertigt. Es werden geprägt Stücke von

5	Pf.	=	5	Gr.
2	Pf.	=	3	Gr.
1	Pf.	=	1 $\frac{1}{2}$	Gr.

Dieselben müssen einen unter sich gleichen Typus haben, der von dem der andern Münzen abweicht. Die Prägung der Silber- und Kupfermünzen ist Reichsfache.

§ 7. Die Silbermünzen, welche, ohne gewaltsam beschädigt zu sein, 2 Dezigramm und mehr am Gewicht verloren haben, sind auf Kosten des Reichs zu ersetzen.

§ 8. Der Bundesrath setzt den Grenzbezirk fest, in welchem die Münzen des anstoßenden fremden Gebiets im gewöhnlichen Verkehr zulässig sind. Wer außerhalb dieses Bezirkes im gewöhnlichen Verkehr fremde Münzen ausgiebt oder anzubringen versucht, wird mit 10—50 Mark bestraft.

§ 9. Derselben Strafe setzt sich aus, wer Dividendenscheine, Coupons, ausländisches Papier- und Bankgeld in den gewöhnlichen Verkehr zu bringen sucht.

Uebergangsbestimmungen.

§ 10. Die Prägung der Goldmünzen ist so zu fördern, daß bis zum 1. Januar 1874 600 Millionen Mark vorhanden sind. Die Friedrichsdor bleiben bis auf Weiteres im Verkehr, ebenso werden die noch umlaufenden deutschen Goldmünzen tarifirt, auch die wichtigsten ausländischen Goldmünzen.

§ 11. Das dann noch fehlende Gold wird durch Münzscheine ersetzt, welche, auf Barren und fremde Münzen fundirt, im Maße der fortschreitenden Ausmünzung eingezogen werden.

§ 12. Bis zum Eintritt der neuen Währung ist an neuen Silbermünzen ein Betrag von wenigstens 250 Mill. Mark herzustellen und ebenso an Kupfermünzen 35 Mill. Mark. Es sind dafür noch weitere Münzanstalten und Private in Anspruch zu nehmen.

§ 13. Bis auf Weiteres gelten Doppelthaler, Thaler und die Stücke von 20, 10 und 5 Gr. als gesetzliche Zahlungsmittel, auch 1 und 2 Pf.-Stücke bisheriger Prägung können als $\frac{1}{10}$ und $\frac{2}{10}$ Gr. weiter verwendet werden.

§ 14. Einzuziehen ist bis zum 1. Januar 1874 ein Betrag von mindestens 500 Mill. Mark, so daß zuerst das sämtliche süddeutsche Silbergeld bis zu $\frac{1}{2}$ Gulden inclusive, dann das norddeutsche Geld von $2\frac{1}{2}$ Gr. bis 3 Pf., dann die gröberen Silbermünzen eingezogen werden. Bei diesem Umtausch, welcher in möglichst kurzer Zeit vor sich gehen muß, sind außer den Kassen auch Privatleute in Anspruch zu nehmen.

II. Gesetz, betreffend die Ausgabe von Staatspapiergeld.

§ 1. Die gegenwärtig in Umlauf befindlichen Kassenanweisungen deutscher Regierungen werden mit dem 1. Januar 1874 ungültig; sie dürfen aber in den nächsten 20 Jahren nicht präcludirt werden.

§ 2. Sie werden vor dem genannten 1. Januar 1874 durch neue Anweisungen ersetzt, welche die Reichsregierung herstellen und verabsolgen läßt. Der Umtausch kann am 1. Juli 1873 beginnen.

§ 3. Die Regierungen der Staaten, welche bisher Kassenanweisungen im Umlauf hatten, erhalten von der Reichskasse gegen Einlieferung der alten Kassenanweisungen denselben Betrag in neuen, bis zu 5 Mark auf den Kopf nach der gültigen Bevölkerungszahl. Auch Preußen kann sein Staatspapiergeld bis zu dieser Höhe vermehren.

§ 4. Staaten, welche mit dem genannten Betrage ihre alten Anweisungen nicht einlösen können, erhalten auf Verlangen noch weitere neue Anweisungen. Dieselben sind von besonderer Farbe, haben nur in dem betreffenden Lande Gültigkeit und müssen mit 5 Procent jährlich amortisirt werden. Diese besonderen Anweisungen dürfen 6 Mark pro Kopf nicht übersteigen.

§ 5. Die neuen Anweisungen lauten ohne Unterschied auf 60 Mark Gold. Sie sind von gleicher Ausstattung, doch mit Bezeichnung des besonderen Staates, für den sie bestimmt sind. Die Ausfertigung geschieht auf Kosten des Reichs. Sie gelten, mit Ausnahme des Falles in § 4, an allen Kassen.

§ 6. Abgenutzte, bellebte oder schmutzige Anweisungen dürfen von den Kassen nicht wieder ausgegeben werden.

§ 7. Wer nach dem 1. Februar 1874 noch alte Anweisungen, oder

Papiergeld von Eisenbahnen oder Städten oder andern Corporationen in den gewöhnlichen Verkehr bringt, wird mit 10—50 Mark bestraft.

III. Gesetz, betreffend das Banknoten-Wesen.

§ 1. Mit der Einführung der Markrechnung werden alle bisherigen, auf Thaler, Gulden oder andere Währungen lautenden Banknoten außer Verkehr gesetzt. Wer dieselben nach dem 1. Januar 1874 noch in den gewöhnlichen Verkehr zu bringen sucht, wird mit 20—100 Mark bestraft. Die Banken sind nach wie vor verpflichtet, die von ihnen ausgegebenen Noten einzulösen.

§ 2. Die preussische Bank wird in eine Reichsbank umgewandelt und tritt am 1. October 1873 ins Leben. Ihre Ausstattung und Verwaltung ist Reichssache, die Verwaltung wird nach einer besondern gesetzlichen Anordnung geführt.

§ 3. Außerdem kann die Reichsregierung fünf Privatzettelbanken concessioniren in Städten, die mit ihrer Umgebung nicht unter 100,000 Einwohner haben. Diese Banken stehen unter der Controle des Reichs nur in Bezug auf das Zettelwesen, insbesondere in Bezug auf die Deckung der Noten. Sie müssen ihren Bankstatus wöchentlich im Reichsanzeiger veröffentlichen. Jede Note muß auf Verlangen sofort eingelöst werden.

§ 4. Die Banknoten lauten auf 50, 100, 500, 1000 und 5000 M. Die von 50 Mark dürfen nicht mehr als $\frac{1}{20}$ der ganzen Notensumme ausmachen. Die Noten jeder Bank gelten an jeder andern und an allen Cassen des Reichs. Sie werden von der Reichsregierung gegen Ersatz der Herstellungskosten geliefert, haben gleiche Ausstattung, jedoch mit Bezeichnung der Bank, für die sie bestimmt sind.

§ 5. Die Noten dürfen den zu ihrer Deckung und zu keinem andern Geschäftszweige bestimmten Baarfonds um nicht mehr als 5 Procent übersteigen. Diese unbedeckte Summe muß durch deutsche Staatspapiere oder deutsche Eisenbahn-Prioritäten vertreten sein, wobei der Tagescours zu Grunde gelegt wird.

§ 6. Die Reichsbank hat in Bezug auf die Annahme von Barren und fremden Goldmünzen dieselbe Stellung, wie eine Münzanstalt (I. § 2 u. 3). Bei dem Verkauf von Barren oder Münzen berechnet die Bank pro Pfd. $\frac{9}{10}$ fein, 1255 $\frac{1}{2}$ Mark. Portofreiheit hat die Bank nur für Goldsendungen zwischen ihr, ihren Filialen und den Privatbanken.

§ 7. Die Reichsbank kann in die Filialen der preussischen Bank eintreten und neue gründen.

§ 8. Die Noten der Reichsbank dürfen den Baarfonds um 200 Mill. Mark übersteigen. Der unbedeckte Betrag muß durch deutsche Staatspapiere, Prioritäten oder bankmäßige Wechsel vertreten sein. Die obige Summe

kann alle zwei Jahre durch gesetzliche Anordnung abgeändert werden. Soll sie in Zeiten der Krisis plötzlich überschritten werden, so ist die Zustimmung des Oberhandelsgerichts dazu erforderlich, welche die Reichsbankverwaltung einzuholen hat. In solchem Falle ist gleich bei der Ausgabe der neuen Noten ein Amortisationschema festzustellen.

Das wird genügen, um die Hauptaufgaben der Reform zu bezeichnen. Jeder wird namentlich ersehen, daß die Vertheuerung des Geldes eine dieser Hauptaufgaben sein muß, dieselbe wird mit der Beschränkung des Scheingeldes von selbst eintreten und anfänglich sehr drückend empfunden werden, nämlich von den Spekulanten und Waarenbesitzern. Eine werthvolle Hülfe bei der Beschränkung des kleinen Papiergeldverkehrs könnte auch die Post gewähren. Sie müßte erklären: 1) sie nehme auf preußischem Gebiet kein anderes Papiergeld an als preußische Banknoten von 25 Thlr. und mehr, desgleichen 1 Thlr. und 5 Thlr. Kassenanweisungen (preußische). 2) Die Postanweisungen seien bis 100 Thlr. (175 Gulden) zulässig, die Gebühr sei bis 50 Thlr. 2 Groschen (7 Kreuzer), von 50—100 Thlr. 4 Gr. 3) Papiergeldsendungen unter 100 Thlr. würden nicht mehr befördert, nur bis zu einem gewissen Termine würden diese angenommen, wenn sie an Zettelbanken gerichtet seien.

Auf diesem Wege würde man der Versendung der wilden Scheine und bedenklicher Banknoten einen Niegel vorschieben, bis gründlichere Maßregeln eintreten könnten.

H.

Die Hanse — einst und jetzt. Aus Niedersachsen. — Ein Jeder, dem es nicht an den fertigen geschichtlichen Resultaten der deutschen Gegenwart genug ist, der vielmehr vor allem den Entwicklungsgang verfolgen will, welchen die Einheitsidee bis zu ihrer Verwirklichung durchzumachen hatte, wird die grundlegenden Momente im Mittelalter suchen müssen, in der an Gestaltungen und Wandlungen so überreichen Periode unserer Geschichte. Nicht blos das alte Reich in seiner Machtvollkommenheit, nicht blos die erhabenen Gestalten unserer Kaiser, in denen die einheitliche Gewalt zum Ausdruck gelangte, haben in dieser Hinsicht das Nachdenken zu beschäftigen. Viel mehr wird hier das Ringen in den Vordergrund treten, durch welches die einzelnen im Schooß des Reichs ruhenden, lebensvollen und Leben erzeugenden Elemente ebenso das Ganze vor Erschlaffung im Inneren bewahrten, wie sie seiner materiellen und geistigen Macht nach Außen hin Geltung verschafften, sie begründeten und erhielten. Von diesen Elementen wird vor anderen dasjenige die vorzüglichste Aufmerksamkeit ansprechen dürfen, welches im deutschen Bürgerthum Nahrung und Entwicklung fand. Aus

kleinen und unscheinbaren Anfängen hervorgewachsen, gewinnt das Bürgerthum mehr als irgend ein anderer Zweig deutschen Lebens eine nationale, ja eine welthistorische Bedeutung. In der Hanse fand es seinen Mittelpunkt und seine Erscheinungsform.

Nicht immer ist dem Bunde der Hanseaten eine so unbedingte Anerkennung gezollt. In vergangenen Tagen wie in der neuesten Gegenwart war man bisweilen geneigt, ihm Engherzigkeit und Selbstsucht zum Vorwurf zu machen, in den letzten Wochen noch fiel die Behauptung, „daß die Intriguen der habfüchtigen Hansestädte im Mittelalter das Haupthinderniß für die Vereinigung und den Frieden der drei Brüderreiche des Nordens gebildet und die Dänen und Schweden in immer erneute mörderische Kriege verwickelt haben.“ Aus solchen unerwiesenen Thatsachen werden wir weder hantische noch auch deutsche Geschichte überhaupt studiren können. So wenig die Hansen es für ihre Aufgabe ansahen, „mörderische Kriege“ zu veranlassen, so wenig dürfen wir dort von Engherzigkeit und Selbstsucht reden, wo sie darauf aus waren, ihre Gemeinsamkeit des Rechts gegen rohe Gewalteingriffe Fremder, Scandinavier, Engländer, Slaven, zu wahren. Die Widerlegung der ebenso haltlosen wie gehässigen Vorwürfe auf die urkundlichen Zeugnisse der Vorzeit zu stützen, ist nicht dieses Orts. Alle Anfeindungen vermögen nicht die Thatsache zu verwischen, daß der Hanse, dem Verein norddeutscher Städte die Erhaltung eines nach Außen schlagfertigen, sich seiner Ziele stets bewußten Nationalgefühls zu danken ist, das um so schwerer wog in einer Zeit, da alle übrigen Elemente ihren eigenen Weg dahin gingen, in tausend Variationen jedes nur seinem subjektiven Willen nachstrebte.

Da der Bund seinen hohen Beruf antrat, war der Boden bereits gelockert, die Saat gestreut. Es ging ihm bekanntlich die Vereinigung der deutschen Kaufleute im Auslande voraus, im Westen wie im Osten thätig, doch zunächst dort und zwar in England um das Jahr 1000 nachweisbar. Nur um anderthalb Jahrhunderte jünger ist unsere Kunde von einer eigenen Stadtgemeinde deutscher Kaufleute im Osten, auf Gothlands fruchtbaren Ufern in dem alten, einst mächtigen Wisby. Ist es gestattet, zwischen den beiden weit auseinander liegenden Emporien eine Parallele zu ziehen, so fällt jener Verbindung, an deren Spitze ursprünglich „das heilige“ Köln stand, ausschließlich die Vertretung des deutschen Handels zu, während diese neben dem Schutze des kaufmännischen Interesses die Verfolgung nationaler Aufgaben, vielleicht unwillkürlich, mehr in den Vordergrund treten läßt. Ihr war es vorbehalten, den slavischen Stamm, der die sarmatische Ebene bewohnt, aus dem fast vergessenen Dunkel zu reißen, ihm eine gesittete, europäische Welt zu erschließen; sie hatte den Faden zu halten, der sich von Deutsch-

land nach Livland spannt, der das Reich mit einem neuen kräftigen Gliede verknüpfte.

Dann ist die Mission auf Lübeck übergegangen; ihre Mittel werden reicher, ihre Zwecke ausgedehnter, je mehr in der alten Travestadt gegenüber der Vereinigung der Kaufleute im Auslande die Verbindung der deutschen Städte vertreten wird. Sie zeigt sich in den ersten gemeinsamen Beschlüssen der wendischen, auf anfänglich slavischem Boden erwachsenen, Städte aus den Jahren 1256, 1259 u. s. w. Nicht plötzlich, sondern entsprechend dem allmählich weiteren Boden gewinnenden Lübeckischen Recht entscheidet sich Lübecks Hegemonie auf dem baltischen Meere. Ihr ordnen sich sämtliche Städte vom finnischen Meerbusen bis tief nach Westfalen hinein unter. Die erste Feuerprobe hatte der neue Bund im Kampfe gegen Dänemarks Herrscher Erich Menved am Ende des 13. Jahrhunderts zu bestehen: die Stöße prallten nicht ab, sie schlugen gewaltig ein. Anders fand ihn Waldemar IV. Atterdag vorbereitet: in der 1367 zu Köln geschlossenen Conföderation hatten die Städte festen Halt, eine unerschütterliche Basis für weiteres Vorgehen gewonnen. Das Signal hatte der König gegeben, als er 1361 das reiche Wisby verbrannte und seiner Gewaltthat das Siegel aufdrückte, indem er sich fortan „König der Dänen, Slaven und Gothen“ schrieb. Er wähnte seine Hand, die schon oft den Kranz errang, noch weiter ausstrecken zu können. Da begegnete ihm die „staatsähnliche Einheit“ der Städte; es galt wieder eine Verwirklichung der nationalen Idee. Mit wuchtigen Schlägen und von dem Bewußtsein der hohen Aufgabe getragen, vermochten die Hanseaten nicht nur einen geschickten Vertheidigungskampf zu fechten, — zu Boden geworfen haben sie fremde Anmaßung, den verwegenen Angreifer aus seinem eigenen Lande hinausgetrieben. Ihnen gehörte der Sieg, der in dem denkwürdigen Frieden zu Stralsund am 24. Mai 1370 bestätigt ward. Und wenn sie durch ihn das Verfügungsrecht über die dänische Krone errangen, so war dies das äußere Zeichen nicht nur für die Ueberlegenheit ihrer materiellen Macht, in viel höherem Grade noch war es das Anerkennniß der von einem gemeinsamen Gedanken getragenen, in deutschen Städten erwachsenen Einheit. Der politische Schwerpunkt der Hanse war mit dem Jahre 1370 unwiderruflich auf das Gebiet der Ostsee verlegt, ihm bleibt er fortan erhalten. Noch über ein Jahrhundert hinaus leuchtet der Glanz jenes Sieges, wird die erkommene Höhe gewahrt, dann senkt sich die Sonne, ein neuer Tag bricht an, neue Bedingungen, neue Momente werden für das Leben der Völker maßgebend.

Mannhaft hatten sich die Hanseaten äußerem Andrang entgegengestellt; nicht ohne den Ausbau innerer verfassungsmäßiger Ordnung wäre dies erreichbar gewesen. An ihm arbeitete man seit dem Zusammentritt in Greif-

walde (1361), er ward die Hauptaufgabe der folgenden Zeit; die ganze zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts in der Geschichte der Hanse hat ihn zum Gegenstand. Es möchte zu weit führen, auch auf die innere Geschichte des Bundes hier genauer einzugehen.

Seine politische und nationale Bedeutung hat der alte hanfische Verband bis auf den heutigen Tag nicht untergehen sehen, obschon ihre Gestaltungsweise eine andere geworden ist. Die Kraft unserer norddeutschen Städte, ihr zähes Festhalten an dem Einheitsgedanken, der die Entwicklung der Individualität nicht ausschließt, ihre fortgesetzte Vermittlung zwischen Deutschland und Ost und West, sie schreiben sich aus jener Blüthezeit deutschen Städtewesens her. Und auf der anderen Seite, wenn in den jetzt russischem Scepter unterworfenen baltischen Provinzen deutsche Treue und deutscher Geist nicht ausgestorben ist, so wird dieses fast ausschließlich dem einstigen engsten Zusammenleben mit den hanfischen Städten des Mutterlandes verdankt. —

Ein halbes Jahrtausend ist seit jenem denkwürdigen Frieden vorübergezogen, bei seiner Gedächtnisfeier ist eine neue Hanse geschlossen worden. Ein Bund zur freien wissenschaftlichen Erforschung hanfischer Vorzeit. Unter dem Namen eines „hanfischen Geschichtsvereins“ trat er zusammen.

Obschon selbständig ins Leben gerufen, knüpfte auch er an schon Bestehendes an. Ihm ging jenes großartige, von der historischen Commission bei der königl. Akademie in München zur Ausführung gebrachte Unternehmen voran: die Veröffentlichung der hanfischen Reccess. Ihr Herausgeber Dr. R. Koppmann hat in kürzester Frist die Freunde deutscher Städtegeschichte mit zwei mustergültigen Bänden beschenkt. Er war es auch, der am 24. Mai 1870, dem fünfshundertjährigen Gedächtnistage des Stralsunder Friedens, die Anregung gab zu der Gründung eines neuen, ausschließlich hanfische Geschichtsforschung kultivirenden Vereins. Ihm schlossen sich die Vertreter Lübecks, Bremens und Stralsunds sofort an. Nach einem Jahre fand unter lebhafter Betheiligung von nah und fern die erste, constituirende Versammlung zu Lübeck, dem Vororte der alten Hanse statt. Hier wurden die Aufgaben des neuen Vereins genauer präcisirt, die Statuten festgestellt und die Wege gefunden, auf welchen die Mittel für die projectirten weitreichenden Unternehmungen zu beschaffen seien. Daß der Beschluß hierüber so rasch und sicher gefaßt werden konnte, daß man mit voller Schärfe sein Auge sofort auf das große Ziel wandte, ist ein neues Verdienst des „allbekannten Repräsentanten norddeutscher Geschichtsforschung“ Professor Waig. Er wies darauf hin, daß es die Pflicht der einst von dem hanfischen Bundesbunde umschlungenen gewesenen Städte sei, die materielle Grundlage für die wissenschaftliche Erkenntniß ihrer eigenen Vorzeit zu liefern. Nicht umsonst ist diese Mahnung ge-

wesen, von den drei noch heute bestehenden Hanssen an bis auf die livländischen und kleinen holländischen Städtchen herab hat fast ein jedes seine thätige Beihilfe zugesagt und zum größten Theil durch die Leistung seines bestimmten jährlichen Beitrags schon bewiesen. Freilich vermiffen wir noch manches Glied der alten Hanse in diesem neuen Bunde, doch hoffen wir, daß es sich seinen früheren Genossen bald wieder anschließen werde!

Was nun die wissenschaftlichen Pläne des hansischen Geschichtsvereins anlangt, so beschloß man sofort die Inangriffnahme zweier ebenso sehr zum Bedürfniß gewordenen wie umfassenden Arbeiten. Einmal handelte es sich darum, die Sammlung der Recesse, der Protokolle über die Verhandlungen auf den Hansetagen, vom Jahre 1431 ab bis in das 16. Jahrhundert hinein weiterzuführen, nachdem die Münchener historische Commission für ihre Publikation dieser Quellen das Jahr 1430 zum Ziel gesteckt hat. Dann galt es, eine hansische Urkundensammlung in die Hand zu nehmen, die zu beiden Receßausgaben ergänzend hinzutreten und daneben alles in sich zu vereinigen hat, was die Entstehung der Hanse und der ihr vorangegangenen Verbindung der deutschen Kaufleute im Auslande beleuchtet. Für beide Unternehmungen sind bereits Mitarbeiter gewonnen, die im Laufe des letzten Sommers das in den Archiven der Ostseestädte bewahrte Material zur Geschichte der Hanse bereits gehoben haben. Nicht geringe Vorarbeiten werden allerdings noch zu überwinden sein, bis die Früchte dieser Studien der Allgemeinheit zu Gute kommen können. Sind sie aber einmal erledigt und ist auch die in Aussicht genommene Herausgabe der wichtigsten städtischen Geschichtsquellen gediehen, so werden sich in einigen Jahren äußere und innere Geschichte der glänzendsten Periode deutschen Bürgerthums in vollständig anderer Weise und in ungleich klarerem Lichte erkennen und entwickeln lassen, als es bisher trotz der grundlegenden Arbeiten eines Sartorius und Vappenberg erreichbar war.

Von dem Fortgang der Arbeiten will der Verein in seinem Organ, den „Hansischen Geschichtsblättern“, Rechenschaft ablegen und in ihnen zugleich wichtige Ereignisse aus der allgemeinen Hansegeschichte dem Publikum zur Darstellung bringen. Ein erster Jahrgang dieser (bei Duncker und Humblot erscheinenden) Zeitschrift liegt bereits vor und bietet eine Reihe theils rein wissenschaftlicher, theils gemeinverständlicher Abhandlungen, die Namen besten Ranges an der Spitze tragen. Eine zweite Versammlung der Vereinsmitglieder hat am letzten Pfingstfeste abermals in Lübeck stattgefunden. An wissenschaftlicher Anregung durch lichtvolle Vorträge und lebhafteste Debatten hat sie viel geboten; für die Förderung geschichtlicher und rechtshistorischer Forschungen sind hier inhaltreiche Beschlüsse gefaßt worden; als Beispiel möge angeführt werden, daß der Verein eine der modernen Wissenschaft entsprechende

Ausgabe des Rübischen Rechts für dringlich erklärte und dieselbe Professor Frensdorff übertrug. — Die Zusammenkünfte sollen jährlich zu Pfingsten wiederkehren, die nächste in Braunschweig stattfinden, wo voraussichtlich eine große Zahl neuer Mitglieder mit dem Vorstande des Vereins tagen wird.

Diese Hoffnung muß um so zuversichtlicher ausgesprochen werden, je weniger man sich der Einsicht verschließen kann, daß der hansische Geschichtsverein nicht mit den schon bestehenden historischen und Alterthums-Gesellschaften einzelner Provinzen auf eine gleiche Stufe zu setzen ist. Denn nicht die Vorgeschichte einzelner Landschaften oder Städte soll den Gegenstand seiner Forschung bilden, das ganze nördliche Deutschland, die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands, die nordischen Reiche, England, Holland, soweit sie hansisch waren oder mit dem Hansebunde in Berührung kamen, schließt er in seine Betrachtung. Der Ausbreitung deutscher Cultur, der Verfolgung nationaler Interessen soll auch hier nachgegangen werden; auf die Geschichte des alten deutschen Reichs werden helle Schlaglichter fallen; die Mission unseres Volkes wird von einer neuen Seite beleuchtet werden. Der Vorstand selbst spricht es aus: „Nicht particularistische Bestrebungen, nicht einseitiges Wiederaufwecken selbstlicher hansischer Gelüste wollte man ja auch (bei der Gründung des Vereins) anbahnen, sondern die reichen Schätze städtischer Geschichte, die fruchtbringenden Erfahrungen der Entstehung und Fortentwicklung kommunaler Selbstständigkeit für die Benutzung der Gegenwart und einer vielverheißenden Zukunft Deutschlands ausbeuten.“ Mit diesem Programm ist der Verein ins Leben getreten, mit ihm muß er zahlreiche Freunde und Förderer gewinnen.

—o—

Werthlose Freunde und Feinde deutscher Kunst in Frankreich. — In den literarischen Kreisen von Paris herrscht augenblicklich eine große Aufregung. Das bekannte Sammelwerk: *l'histoire des peintres de toutes les écoles*, welches Charles Blanc seit 27 Jahren herausgibt, enthält auch eine Schilderung der deutschen Kunst. Der Gegenstand ist an und für sich dem patriotischen Auge der Franzosen widerlich, vollends unerträglich muß er demselben werden, wenn es in dem Texte ein mit starken Farben aufgetragenes Lob der Deutschen und ihrer Kunst erblickt. Und das Lob hat ein Franzose geschrieben, haben Pariser Pressen gedruckt, hat ein französischer Verleger in einem sogenannten nationalen Werke, auf welches die Franzosen nicht wenig stolz sind, veröffentlicht. Eine solche Schmach darf natürlich nicht geduldet werden. Sofort hat der alte Louis Biardot in einem „à messieurs les historiens et critiques de l'art dans tous les pays“ gerichteten Sendschreiben dagegen protestirt und der Herausgeber des Sammelwerkes, Charles Blanc, die von der nationalen Ehre geforderte Genugthuung zuge-

sagt. Der Text wird demnächst neu gedruckt und das Lob der Deutschen ausgemerzt werden. Die Pariser Kunstschriftsteller hätten nicht nöthig gehabt, sich zu erhitzen. Wenn die in Biardot's Briefe angeführten Citate richtig sind, so ist Monsieur Auguste Demmin, diesen Namen führt der unglückliche Lobredner der Deutschen, ein harmloser Tropf, für dessen Dummheiten kein anderer Mensch, am wenigsten das deutsche Volk, verantwortlich gemacht werden kann. Wir sind die ersten, welche eine so unsinnige Behauptung, wie z. B., die Italienische Renaissance trete in die Fußtapfen der deutschen Kunst, zurückweisen, und wir danken für das Lob, welches z. B. Knauts gespendet wird, wenn ihm als gleichbedeutend ein so trivialer Geselle, wie Hasenclever seligen Andenkens war, zur Seite gestellt wird. Es ist nicht der geringste Anlaß vorhanden, uns Deutschen diese Albernheiten in die Schuhe zu schieben und zu sagen, wie Herr Charles Blanc thut, wir Deutschen wären jetzt in unseren Annahmungen unersättlich, unser Hochmuth hätte keine Schranken und „weil wir die Franzosen geschlagen, so meinten wir, wir hätten Alles erfunden, selbst das Pulver.“ Nun, den Monsieur Auguste Demmin haben wir nicht erfunden. Ist denn das nicht derselbe Auguste Demmin, der schon über ein Jahrzehnt in der französischen Kunstliteratur spukt, dessen Guide de l'amateur de faïences et porcelaines im Jahre 1863 die zweite Auflage erlebte und welcher uns schon damals durch seine unglaublichen Naivitäten heiter stimmte? In diesem Guide lesen wir nicht allein den Satz: die Pfahlbauer sind alte helvetische Stämme (les lacustres étaient les anciens peuples de l'Helvétie) sondern auch alle die thörichten Einfälle, welche den Text in dem Blanc'schen Sammelwerke schmücken. Wenn die Franzosen auch nach der Publication des Guides den wahren Character des Herrn Demmin nicht erkannten, wenn ihn Ch. Blanc trotzdem zur Mitwirkung an seinem Werke aufforderte und ihn den Text der deutschen Kunstgeschichte schreiben ließ, so fällt die Schuld einzig und allein auf die Franzosen. Daß dieselben jetzt, wo doch Demmin nur seine alten Einfälle wiederholt, so entsezt thun und diese dem deutschen Volke aufladen, ist gelind gesagt, lächerlich. Wir geben ihnen Demmin gern preis und erlauben ihnen, den Mann kritisch zu zerzausen, bitten sie aber, uns aus dem Spiele zu lassen. Dafür sind wir zu einem Gegendienste bereit und werden nicht die französische Nation für Alles verantwortlich machen, was einzelne Schriftsteller über und gegen uns schreiben.

Da liegt vor uns ein Buch, welches unter wissenschaftlicher Maske in Galle über unsere Siege überfließt. Es betitelt sich: Les artistes de l'Alsace pendant le moyen-âge und hat einen gewissen Charles Gérard, früher in Colmar, jetzt nach der Option in Nancy als Advocat ansässig, zum Verfasser. Der Mann ist ein ganz oberflächlicher Dilettant, von einer Unwissenheit der

Thatsachen und einer Rohheit der Methode, wie sie für unsere Zeit im historischen Fache eigentlich ganz unerhört ist. Niemals geht er auf die Quellen zurück, jedes Citat bei einem späteren Chronisten genügt ihm, um seinen Catalog früh mittelalterlicher Künstler im Elsaß zu bereichern. Sogar der heilige Bernard wird zum Baumeister gestempelt und nur mit Noth entgeht die heilige Odilie dem gleichen Schicksal. Selbstverständlich hat Gérard vor dem Kriege das literarische und artistische Deutschland geliebt, eben so selbstverständlich kann er es jetzt nach dem Kriege nur hassen. Er dekretirt, daß die Elsässer Kunst des Mittelalters für französische Kunst gerechnet werden müsse, weil Elsaß seit Ludwig XIV. zu Frankreich gehört — demnach ist die hellenische Kunst eigentlich von den römischen Eroberern zu rühmen — er dekretirt ferner, daß Erwin von Steinbach fortan aus der Liste der deutschen Künstler zu streichen und Frankreich einzuverleiben sei. Erwin oder Hervé de Pierrefonts hat er ursprünglich geheißen und in der Nähe von Beauvais ist er geboren. Giebt Gérard dafür auch nur ein Quentchen eines vernünftigen Grundes an? Spricht etwa eine alte Tradition für den französischen Ursprung, deutet eine Schriftquelle denselben an? Nein. Magister Erwinus de Steinbach, so lautet sein Name auf der lateinischen Inschrift, welche bis zum Jahre 1720 den linken Eingang schmückte und uns den Namen des Meisters allein authentisch erhalten hat. Warum nennt er sich auf der lateinischen Inschrift nicht Pierrefonts, wenn er wirklich so hieß, da hier der Nutzen einer Verdeutschung seines Namens gar nicht ersichtlich ist? Doch wozu Gründe? Ein Deutscher ist einfach unwürdig, die Straßburger Münsterfaçade geschaffen zu haben, also fort mit Erwin von Steinbach. — Wir meinen, Mr. Gérard verdient mit der gleichen Elle gemessen zu werden, wie Mr. Demmin.

A. S.

Literarischer Festbericht.

I.

Wenn wir in den folgenden Zeilen einmal mannichfache Erzeugnisse unserer jüngsten Literatur in völlig zwangloser Reihe unseren Lesern gerade noch vorm Weihnachtsfest in Erinnerung bringen, so ist damit keineswegs angedeutet, daß die so besprochenen Bücher Weihnachtsliteratur im engeren Sinne seien, bei der, wie man weiß, der Buchbinder oft wesentlicher betheilig ist, als der Drucker, der Drucker aber noch häufiger den Verfasser durch seine Leistung weit überflügelt. Was wir hier namentlich aufführen, bedarf des gedämpften Schimmers tröpfelnder Wachskerzen oder des mystischen Geruchs angefangener Tannenzweige nicht, um als werthvoll zu erscheinen, es hat seine Bedeutung unabhängig von Winterlust und Sonnenwende. Den-

noch geschieht es nicht zufällig, daß wir eben jetzt diesen anspruchslosen Bericht unternehmen; sagen wir's gerade heraus: der Deutsche, jederzeit Bücher zu lesen bereit, denkt über das Bücherkaufen skeptischer; und warum wohl? Die Armuth der Nation ist heut, da die Zeit der Milliarden halb erfüllt worden, nur noch ein schlechter Trost; wie schön, wenn die Milliarden wirklich auch nur zum tausendsten Theil der Literatur zugute kämen! Der Grund dürfte vielmehr ein höchst ehrbarer sein: der Deutsche legt auf den eigenen äußeren Besitz nicht eben großen Werth, ihm ist es genug, wenn er sich die Dinge nur geistig aneignen darf. Der Engländer z. B. kauft sich Bücher und liest hernach vielleicht auch manchmal drin, der Deutsche leiht sie sich, liest sie — warum sollte er sie am Ende auch noch anschaffen, diese Staubsammler und -erhalter, diesen Schrecken der Hausfrau, diesen Aufschlag auf die ohnedies vorhandene Wohnungsnoth? Aber der Deutsche ist zugleich edel, hülfreich und gut, er gönnt seinem Nächsten, was er sich selbst versagt, dem schenkt er drum auch die Bücher, die er selber mit Genuß gelesen hat, noch öfter die, welche er selber noch lesen möchte.

So, denk' ich, ist allein die auffallende Thatsache zu erklären, daß die Weihnachtszeit in Deutschland der wahre Frühling für die Buchhandlungen ist. Da strömen sie herbei, die mildherzigen Leute, niemand sucht etwas für sich, jeder für den anderen. Man sieht: das ist doch noch ein literarisches Volk, denn wenn's an's Schenken geht, so greift es natürlich zu dem, wozu es seinen höchsten Nationalstolz setzt; und so bereitet es fast unbewußt auch seinen Schriftstellern und Gelehrten eine kleine Weihnachtsfreude, die äußerlich gerade so groß ist als die Differenz zwischen der Weihnachtsfreude des Verlegers und dem Edelmuthe des Publikums, innerlich aber weit größer, denn der deutsche Schriftsteller lebt und arbeitet wie Goethe's Sänger: „Die goldne Kette gieb mir nicht!“ u. s. w.; wär' es anders, die deutsche Literatur besäße wahrlich kaum den hundertsten Theil ihres heutigen Umfangs. Steht es nun aber so um die fröhliche Weihnachtszeit des Buchhandels, so konnte das der Industrie nicht lange verborgen bleiben. Sie schuf eine eigene Weihnachtsliteratur, die darauf berechnet ist, dem rathlosen Käufer in die Augen zu stechen; und nicht darauf allein beschränkte sich die böse Industrie, sie errichtete zugleich eine Gilde von gewerbsmäßigen Rathgebern der Käufer, „Käufern im Streite“ der Tageblätter, die noch zum Ueberflusse das anpreisen müssen, was sich doch ohnedies durch Goldschnitt, rothen Rücken, Initialen und andere Schnörkel als klassisch empfiehlt. Dem gegenüber erscheint es uns als die Aufgabe eines ernsteren und von Verlagsinteressen, wie es jederzeit bewährt hat, völlig unabhängigen Blattes, zum Feste gerade auf solche literarische Produkte aufmerksam zu machen, denen auch die festlose Zeit nichts abbricht von ihrem inneren, bleibenden Gehalte.

Vorm Jahre war es die Kriegsliteratur, die im Vordergrund des Interesses stand; diesmal haben wir von allen Privatunternehmungen auf diesem Felde — denn die offizielle Arbeit des großen Generalstabes bedarf nicht erst des wiederholten Hinweises — nur eine einzige hervorzuheben, die sich erst im Laufe dieses Jahres in ihrer ganzen Bedeutung entfaltet hat. Es ist das „Tagebuch des deutsch-französischen Krieges 1870—71“ von G. Hirth und J. v. Gosen (Leipzig, G. Hirth); ein Werk, ganz einzig in seiner Art durch den Reichthum seines Inhalts wie die Klarheit seiner

Anordnung. Es giebt, wie man ohne jede Uebertreibung sagen darf, alles, was aus jener unvergleichlichen Zeit dauernden Andenkens werth ist, in musterhafter Uebersichtlichkeit und zugleich in der anziehendsten Gestalt, gerade deshalb, weil dieser Gestalt ihre volle Ursprünglichkeit bewahrt ist. Der Stoff ist zunächst streng nach Tagen geordnet; was vorliegt, bis etwa zur Hälfte des 3. und letzten Bandes, umfaßt die Tage vom 3. Juli bis zum 4. December 1870; die gleichzeitigen Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen haben innerhalb der einzelnen Tagesabschnitte wieder ihre besonderen Rubriken, sodaß bis heut nah an 1100 solcher Abschnitte, in sich abgerundet, bequem zu überschauen und aufzufinden, auf 3700 enggedruckten Quartspalten abgehandelt sind. Jeden Abschnitt eröffnen die momentanen amtlichen Berichte, hinter den Depeschen folgen die officiösen Darstellungen älteren und neueren Datums — auch die bisher erschienene kriegswissenschaftliche Literatur deutscher wie französischer Seite (die letztere hat v. Gosen bearbeitet) wird beständig herbeigezogen, um dem Leser ein Urtheil über das Ereigniß zu ermöglichen; den Beschluß machen stets die lebendigen Einzelberichte aus der Tagesliteratur in trefflicher Auswahl, welche zu dem großen Gemälde eigentlich erst die Farben herbeibringen. Gerade durch diesen letzteren Bestandtheil wird das Werk dem Publikum für alle Zukunft die werthvollste Ergänzung zu dem vornehm kühlen Extrakte der technischen Generalstabsberichte bieten: es unterscheidet sich andererseits von jeglichem anderen Versuche, voreilig eine lebendige Geschichte der Kriegszeit zu schreiben, indem es sich aller subjektiven Zuthat, jedes Processes der Umschmelzung und angeblich ästhetischen Formung weise begiebt. Sind doch die ersten Eindrücke, die hier in ihrer alten natürlichen Frische zu Tage liegen, zugleich in Wahrheit die schönsten. Es ist sozusagen ein Album von anschaulichen Augenblicksbildern weltgeschichtlicher Vorgänge; dabei denke man es nicht etwa auf die eigentlich kriegerische Aktion beschränkt: hinter den Kriegsschauplätzen erscheinen vielmehr regelmäßig auch die Rubriken „Deutschland“ und „Frankreich“, unter denen die diplomatischen, ja auch die socialen Begebenheiten des Tages, soweit sie mit dem Kriege in Berührung standen — und was stand nicht damit in Berührung? —, die gleiche, eingehende Darstellung finden.

• So wird das „Tagebuch“ nicht nur dem Historiker, dem Journalisten, dem Novellisten und dem bildenden Künstler, oder wer sonst irgend eigene Schöpfungen an den großen welthistorischen Gegenstand anknüpfen will, zur unentbehrlichen Materialiensammlung dienen — dies ist nur die eine, oft hervorgehobene Seite der Leistung Hirth's und v. Gosen's; in dasselbe Werk, wie es an sich ist, wird sich der nur genießende Leser versenken, wer den Krieg thätig mitgemacht oder wer ihm nur daheim ängstlich in Gedanken gefolgt ist, die Erinnerung aller wird aus diesem Buche zugleich erneuert, berichtigt und ergänzt werden. Unverkennbar ist übrigens die Kraft der Bearbeiter mit der Schwierigkeit ihrer Aufgabe gewachsen: gerade der dritte Band, der die unendlich schwer zu übersehenden Thatfachen des Krieges gegen die Republik darstellt, ist an Vollständigkeit und Deutlichkeit den früheren noch überlegen. Die Vollenbung des ganzen steht bevor, doch ist noch immer die Gelegenheit geboten, zu billigen Bedingungen in ein Abonnement einzutreten. Möchte den beiden Bearbeitern ihre uneigennütige Thätigkeit durch die Theilnahme weitester Leserkreise belohnt werden; es bedurfte für solch ein Werk gerade

solcher Männer, eines statistischen Talents, wie es der Herausgeber der „Annalen,“ der freundliche Führer durch unsere Reichs- und Landtage ist, und eines in der hohen Schule des Augsburger Weltblattes erzogenen Journalisten. —

An die Kriegsgeschichte reiht sich die historische Betrachtung der Gegenwart überhaupt und da haben wir nur an längst anerkannte Verdienste kurz zu erinnern, wenn wir den XII. Jahrgang des europäischen Geschichtskalenders (1871) von Schultheß (Nördlingen, C. F. Beck, 1872) namhaft machen, dem wieder wie im vorigen Jahr ein politisch reifer Aufsatz W. Duden's über die Geschichte von 1871 beigelegt ist; wenn wir ferner „das Jahr 1871“ von Wilhelm Müller nennen, den 5. Band seiner immer gleich frischen, national gesunden „politischen Geschichte der Gegenwart“ (Berlin, Jul. Springer 1872); wenn wir endlich auf Eduard Arnd's „Geschichte der Jahre 1867—71“ hinweisen (Leipzig, Dunder und Humblot 1872), die mit zwei vorhergehenden Bändchen (1860—67) zusammen die Fortsetzung der jüngsten Auflage der Becker'schen Weltgeschichte, zugleich aber eine völlig selbständige Darstellung der Geschichte des letzten Jahrzehnt's bildet, fleißig, verständlich, mit Urtheil und Tact geschrieben, wie es die Art dieses Autors ist. Eine geschmackvolle Darstellung der gesamten deutschen Geschichte hat in der jüngsten Zeit A. v. Rochau gegeben („Geschichte des deutschen Landes und Volkes.“ 2 Bde. 1870—72 Berlin, G. Reimer), zu rühmen, weil sie in knapper Erzählung den gesamten Stoff zu bewältigen sucht und weil sie, wenn auch nirgends tief, doch überall klar und durchweg behaglich lesbar gehalten ist. Unstreitig höher steht David Müller's „Geschichte des deutschen Volkes“ (4. Auflage, Berlin, Franz Bahlen 1872) geradezu das beste moderne Lehrbuch der vaterländischen Geschichte, in erster Linie freilich ein Schulbuch, aber zugleich ein durchaus zuverlässiges und trotz seiner Gedrungenheit ansprechendes, ja liebenswürdiges Handbuch für jeden längst der Schule entwachsenen deutschen Leser. Lebhafteste Anerkennung verdient ferner die Leistung Felix Eberty's, dessen „Geschichte des preussischen Staates“ (6 Bände, Breslau, Ed. Trewendt 1867—72) jetzt bereits bis zum Jahre 1815 gediehen ist, während man bei dem rastlosen Fleiße des Verfassers auch einer schnellen Fortsetzung entgegensehen darf. Es ist bekannt genug, daß es an einer gemeinfaßlichen Gesamtdarstellung der preussischen Geschichte sonst durchaus gebricht; eine solche liefert uns eben Eberty, der dabei allerorten bürgerlich freien Sinn und eine gewisse glanzlose Mäßigkeit der Auffassung verräth, welche den großartigen Gegenstand in seiner wunderbaren Bedeutung einem national empfindenden Leser nur desto einfacher zu Gemüthe führt. —

Wir erheben uns in eine andere Sphäre, wenn wir nach diesen an sich unverächtlichen Werken zweiter Hand den Namen unseres größten wahrhaft schöpferischen Historikers aussprechen, der sich zugleich von so manchen mitstrebenden Originalforschern dadurch unterscheidet, daß er durch seine völlig ausgereiften Darstellungen dem schlichten Leser ebenso nahe tritt wie dem gelehrtesten. Es liegt in Leopold von Ranke's Vortragsweise etwas von dem gewinnenden Zauber Mozart'scher Melodien, die gleichfalls „für Jedermann aus dem Volke“ genießbar sind und doch für den tieferblickenden Kenner an Gehalt immerdar unermesslich bleiben. Unter den jüngsten Ge-

schenken von seiner Hand ist der nun vollendeten Arbeit über „die deutschen Mächte und der Fürstenbund“ in d. Bl. bereits rühmlichst gedacht worden; „der Ursprung des siebenjährigen Krieges“ wie die „Abhandlungen und Versuche“, darunter zwei neue Stücke über Dankelmann's Fall und zur Geschichte der Doctrin von den drei Staatsgewalten, werden noch ihre Würdigung finden; heut aber ist es unsere vornehmste Pflicht, auf die Eröffnung einer zweiten Gesamtausgabe der Ranke'schen Werke hinzudeuten (alles Leipzig, Duncker und Humblot), indem wir uns wider Gewohnheit einfach auf den diesem Hefte beiliegenden Prospekt beziehen, dessen uns aus der Seele geschriebenen Worten sich gewiß noch vieles hinzufügen, sicherlich aber nichts abbrechen ließe. —

Noch größerer Aufmerksamkeit als die reinhistorischen Werke pflegen sich seit einem Jahrzehnt etwa die kunsthistorischen zu erfreuen, wenn es Festgaben auszuwählen gilt; die jüngsten Kinder menschlichen Fleißes werden wie die jüngsten Menschenkinder selbst von ihrer Umgebung ganz natürlich mit besonderem Wohlgefallen betrachtet. Da müssen wir denn sogleich unsere Leser an die Thatsache mahnen, daß Kugler's „Handbuch der Kunstgeschichte“ in Vübke's Bearbeitung nun bereits in der 5. Auflage vollendet vorliegt (Stuttgart, Ebner und Seubert 1872). Kugler's Werk war von Anfang an von gutem Geiste eingegeben; der Verfasser nahm von der untergehenden Periode philosophischer Aesthetik noch gerade jene glückliche Begeisterung herüber, deren freundlich heiteren Anhauch wir bei der von nun an ernsteren wissenschaftlichen Arbeit auf diesem Forschungsgebiete nirgend missen möchten. Mit enthaltsamer Treue hat der Bearbeiter diesen altbeliebten jugendlichen Charakter dem Kugler'schen Buche unverstört gelassen, während er es andererseits sachlich durch umfassende Bemühungen auf die heutige Höhe der Forschung emporgebracht hat. Auch gegen die vorige Auflage wird man in allen Perioden wichtige Bereicherung und Berichtigung wahrnehmen, und man darf dem so erneuerten und erweiterten Werke prophezeien, daß es nach wie vor das beliebteste Handbuch bleiben wird, für die Unkundigen zur Einführung in die Kunstgeschichte überhaupt und zur Vorbereitung auf eingehenderes Einzelstudium, für alle zum raschen Ueberblick über das Gesamtbild der Kunstentwicklung, dann und wann zum Nachschlagen behufs vorläufiger Belehrung über einzelne Daten. Von dem ungleich wichtigeren Originalwerke Vübke's über die deutsche Renaissance sowie von anderen verwandten Erscheinungen wird im nächsten Hefte die Rede sein.

a/D.

Berichtigung.

Heft 50, S. 940. Z. 10 v. u. des Textes lies statt 5 Millionen: fünfzig Mill.

Ausgegeben: 13. December 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Eine Weihnachtsbetrachtung.

Als unsere Heere bekränzt aus Frankreich heimkehrten und jauchzender Zuruf die Sieger und den großen politischen Gewinn des Krieges feierte, da empfanden die Deutschen in der höchsten Festfreude doch ganz deutlich, daß dies Ende des Waffenkampfes zugleich der Beginn langer, harter, kriegerischer Arbeit im Innern des neuen Staates werden müsse.

Das Jahr, welches sich jetzt seinem Ende zuneigt, hat uns Alle in den erwarteten Conflicten umhergetrieben; ja einige derselben habe eine Höhe erreicht, welche für die nächste Zukunft besorgt machen kann: die Aufregung der katholischen Bevölkerung, der Unternehmerschwindel und die Coalition der arbeitenden Klassen. Dazwischen haben auch die Naturgewalten auf weiten Küstenstrecken Schrecken und Noth bereitet. Dennoch war, wenn wir recht urtheilen, der Gewinn dieses Jahres weit größer als der Verlust. Nicht viele politische Siege haben wir in unserm Festkalender einzuzeichnen, wohl aber eine Steigerung unserer Einsicht in Größe und Nothwendigkeit des Kampfes, und eine starke Steigerung unserer nationalen Kraft. Für diese hat auch die Natur gearbeitet, welche dem größten Theil des deutschen Reichs eine seltene Fülle von Sonnenlicht gegönnt hat, lachende Fluren und gefüllte Scheuern. So ist es dem Volke verstattet das große Familienfest des Jahres mit gutem Muth und in fröhlicher Stimmung zu feiern. Dem Preußen aber wurde in diesen Tagen besondere Veranlassung von seinem geschmückten Weihnachtsbaum dankbar und mit guten Wünschen nach den höchsten Gewalten der Staatsregierung hinzublicken. Der Kaiser hat die neue Kreisordnung gegen den Widerstand der Junkerpartei durchgesetzt.

In die Ehrfurcht, mit welcher der Preuze zu der würdigen Gestalt seines Königs aufblickt, mischt sich jetzt leicht ein weiches Gefühl der Rührung. Gern möchte der Preuze seinem Fürsten das gönnen, was er nach schweren Kämpfen und einer fast übermenschlichen Anspannung so völlig verdient hat, ein friedliches und ruhiges Regiment über zufriedene Provinzen, stille Regierungsjahre, in denen die Bewunderung und Liebe des Volkes dem Herrn seine Dienste im Staate so leicht als möglich macht. Aber das ungewöhnliche Schicksal dieses Fürsten ist, daß er in seinem höheren Alter dazu berufen ward, Bahnbrecher einer neuen Zeit zu werden, nicht nur durch

unerhörte Siege des Schlachtfeldes, sondern auch durch unablässige, innere Siege, welche er über die Ansichten und Traditionen seiner eignen Jugend zu erkämpfen hat. Und gerade das Große in ihm ist, daß seine Hingabe an die Staatsidee ihn fortwährend über sich selbst hinaushebt in den Lebensjahren, in denen gewöhnliche Menschenkraft zurücksinkt und sich etwa noch in ruhigem Beharren bethätigt.

In der letzten Woche wurde als Schreckensnachricht mitgetheilt, zuerst daß Fürst Bismarck sich ganz von den preussischen Ministerstühlen fern halten und auf das Reichskanzleramt zurückziehen wolle, dann aber, daß er zwar preussischer Minister des Auswärtigen bleiben werde, aber die Stellung eines Ministerpräsidenten nicht mehr bewahren könne. — Die Nation verdankt dem Fürsten so viel, daß sie ihm bereitwillig das Recht einräumen muß, die Grenzen abzustechen, innerhalb deren er dem Staate am besten zu dienen vermag. Die Hauptsache ist, daß seine Thätigkeit uns erhalten bleibt, und daß seine Einwirkung auf die Staatsgeschäfte so regelmäßig und fortlaufend als irgend möglich sich geltend mache. Und es ist natürlich, daß der gegenwärtige Zustand ihm selbst unerträglich wurde, drohte er doch die ganze Ordnung der Staatsgeschäfte zu zerrütten. Das ist aber doch nicht richtig, wenn man die Mißstände der bisherigen Organisation vorzugsweise auf die Ueberbürdung des Reichskanzlers zurückführt; sie liegen in Wahrheit ganz wo anders. Ebenso thut man auch dem Fürsten Bismarck Unrecht, wenn man behauptet, daß seine Abneigung, eine selbstständige Kraft neben sich aufkommen zu lassen, den gegenwärtigen ungenügenden Zustand verursacht habe. Er ist vielmehr das Leiden einer Uebergangszeit, in welcher zwei verschiedene Methoden der Regierung, der altpreussische Beamtenstaat und der Verfassungsstaat, noch nebeneinander bestehen. Die älteren Minister sind von der Krone gewählt als persönlich treue und ergebene Diener in einer Zeit, wo das Verfassungsleben des Staates lästig und ärgerlich war. Spätere Ernennungen haben unter Mitwirkung des Fürsten Bismarck bereits so stattgefunden, daß der Gesichtspunkt, ob der neue Minister sich vor den Kammern werde behaupten können, von Einfluß war. Nur einer der jüngsten ist als ein dem König persönlich Fremder deshalb erlesen, weil er als Beamter und als Mitglied einer parlamentarischen Partei seine Tüchtigkeit bewährt hatte. So leidet das derzeitige Ministerium an dem Uebelstand, daß seine Mitglieder in ihren politischen und socialen Ansichten weit auseinander gehen und vor ihrer Wahl nicht einmal sämtlich ausgezeichnete Beamte ihres Ressorts waren. Ein solches Collegium als Ministerpräsident zu leiten, wird auf die Dauer jedem Unterthan unmöglich. Die unerläßliche Bedingung dafür wäre, daß der König selbst als Ministerpräsident regiert. Das war noch in dem kleinen Staat, bei den einfacheren Culturverhältnissen zur Zeit

Friedrichs des Großen möglich, es ist jetzt nicht mehr durchzuführen. Die Abhilfe, welche Fürst Bismarck selbst im Sinne zu haben scheint, wäre folgende: nur ein verantwortlicher Minister, unter welchem alle Fachministerien stehen. Solche Concentration würde allerdings zahlreiche Reibungen der verschiedenen Ministerien beseitigen und die Verwaltung gegenüber der Krone und Volksvertretung als eine Einheit darstellen; aber ein dauerhafter und gesunder Zustand würde dadurch doch nicht geschaffen. Denn wenn der Ministerpräsident in diesem Falle zugleich als Fachminister, etwa für das Auswärtige fungirt, so wird für ihn dieselbe Ueberbürdung eintreten, welche jetzt unträglich geworden ist, und er wird, wie bisher, von wichtigen Vorgängen gar nicht oder ungenügend orientirt werden, selbst wenn seine Arbeitskraft eine ungewöhnliche wäre. Ist der Ministerpräsident aber nicht zugleich Fachminister, so wird er vollends auf keinem Gebiet selbstständig und völlig heimisch werden, und diese Unsicherheit wird ihn in stille Abhängigkeit von den Fachministern bringen und seine Autorität nach Oben und Unten beeinträchtigen. Außerdem aber gehört zum Wesen jeder Ministerthätigkeit in einem großen Staate, daß der Leiter des Ministeriums zugleich die volle Ehre und Verantwortlichkeit, die edelste Spannung und Befriedigung eines männlichen Ehrgeizes in seinem Amte findet, indem er direkt mit seinem Fürsten und der Nation verkehrt und persönlich seine Maßnahmen zu vertreten hat. Durch bloße Bureauchefs lassen sich weder die Angelegenheiten des Reiches noch des Königreichs Preußen auf die Dauer verwalten. In Wahrheit kann allen diesen Unzuträglichkeiten erst dann abgeholfen werden, wenn die Zahl der Ministerien verringert wird, wenn die Bedeutung der Controle sich steigert, welche die Volksvertretung auf jeden Minister ausübt, und wenn die Krone den Ministern selbst bei der Wahl ihrer Collegen größere Rechte einräumt, als bisher geschah.

Für jetzt müssen wir auf eine definitive Regelung der größten Organisationsfrage in Preußen und dem Reiche verzichten. Wir Alle fühlen, daß diese Unsicherheit vom Uebel ist, zumeist in dem Kampf, welchen der Staat gegen die ultramontane Kirche begonnen hat. Aber wenn deshalb in Artikeln der Tagespresse und in der Auffassung patriotischer Männer eine Verstimmung, welche fast wie Kleinmuth aussieht, bemerkbar wird, so ist solche melancholische Betrachtung der Zeitlage doch nichts als eine Folge allzugroßer Weichheit, welche durch eine Reihe schneller Erfolge und durch ungemessene sanguinische Hoffnungen in den Seelen überhand nahm. Wir sind durch die letzten Jahre verwöhnt und erwarten, daß uns die reifen Äpfel in den Schooß fallen, wir begehren mühelos und ohne Verluste und Rückschläge die Neubildung eines ganzen Staatswesens zu beobachten. Und doch gibt in jedem Privatleben ein großer Gewinn nur dann die Bürgschaft der Dauer,

wenn er durch starke Anspannung der Kräfte gewonnen ist; auch im Staat bringt nur der Fortschritt vollen Segen, welcher durch rührige Thatkraft des Volkes durchgesetzt wird. Es wird kein Schade sein, wenn die Majorität der Liberalen fortan weniger darauf vertraut, daß die Impulse zu Reformen von der Regierung ausgehen, und wenn sie durch größere Selbstständigkeit sich und ihre Führer vorbereitet, einmal die Staatsgeschäfte in feste Hand zu nehmen.

Der Preuße, welcher sich durch die Unsicherheit der nächsten Zukunft beschwert fühlt, möge sich am Ende dieses Jahres durch einen Rückblick auf die letzte Vergangenheit und durch einen andern in die Zukunft stärken. Es sind jetzt 25 Jahre, da erschien unser altes festes Preußen sehr vielen als ein verfallener Staat, kaum einer großen Kraftentwicklung fähig. Und wie viel Groll und bitteren Schmerz hat seitdem das ältere Geschlecht der Lebenden an diesem Staate durchgekostet, wie unsicher, langsam, ungenügend erschien lange die Besserung unerträglicher Zustände, wie innig war die Ueberzeugung, daß wir Alle unser ganzes Leben aufwenden würden in einem hartnäckigen, mühseligen Kampfe gegen die unhaltbaren Traditionen des absoluten Beamtenstaates. Wo stand Kaiser Wilhelm, wo Fürst Bismarck, wo standen wir Alle noch vor zehn Jahren? — Und jetzt? Natürlich ist nicht mit einem Schlage Alles gut geworden. Kein Mann, der zu innerer Größe heranwächst, kann sich so von seiner Vergangenheit lösen, daß er nach jeder Richtung ein großer Mann wird; kein Volk, welches sich erhebt, wird durch seine Erhebung von allen alten Schäden befreit.

Doch es sind nicht vorzugsweise die Schwächen aus alter, öder Zeit und es sind nicht die kleinen Verhältnisse im neuen Großstaat, welche den Preußen besorgt machen; sondern es sind neue Leiden, die mit dem Siege kamen und welche nirgend mehr die Ehrlichkeit und Sittlichkeit geschädigt haben, als in der Hauptstadt. Ein widerlicher Wuchersinn, die Gier mühe-los Geld zu gewinnen, hat Vornehme und Geringe ergriffen; Fürsten und Generäle, Herren der Höfe und hohe Beamte sind unter den wilden Spielern, welche das gläubige Vertrauen kleiner Kapitalisten ausbeuten oder die Vortheile ihrer bevorzugten Stellung schnöde mißbrauchen, um sich durch die Börse, durch Kauf und Verkauf schnellen Reichthum zu erraffen. Schon hört man die zweifelnde Frage an den Höfen, in der Grundaristokratie, unter den Führern der Armee und in den hohen Beamtenkreisen: wo ist noch vornehme Gesinnung zu finden und wer ist noch unsträflich? Plötzlich und riesengroß wuchs die Krankheit; auch wer sein sicheres Selbstgefühl bewahrte, empfindet mit Schrecken, daß Alles um ihn her schwankend wird, daß die Begriffe von Ehrenhaftigkeit und die Scham in den Seelen dahinschwinden, und daß die Verführung, gleich dem Feuer eines Waldbrandes mit rasender

Schnelligkeit neben dem dürren Holz auch das grüne erfaßt. Zwingt nicht solch neuer Verderb, der mit der Größe kam, daß wir zweifeln an einer Zukunft, in welcher wir so viel mit anbrüchigen und anrüchigen Characteren werden arbeiten müssen?

Auf solche Frage liegt eine mahnende Gegenfrage nah. Weßhalb sind Vornehme gemein geworden und Schwache schlecht? Weil die ehrlichen Leute, die Höchsten nicht ausgenommen, von Anfang an zu wenig gezeigt haben, daß sie einen Unterschied machen zwischen Wucherern und redlichen Geschäftsleuten, zwischen Männern von wahrhaft vornehmer Gesinnung und vornehmen Börsenspielern. Nur die Gleichgültigkeit und Schwäche der Ehrlichen hat die Krankheit so verbreitet. Tausende hätten die Versuchungen dieser Wucherzeit überwunden, wenn sie schnell gemerkt hätten, daß zweideutige Geschäfte von der Gemeinschaft mit solchen ausschließen, an deren Urtheil ihnen gelegen sein mußte. Das ist ein Punkt, es ist vielleicht der einzige in unserem Staatswesen, wo das Auge, welches darauf haftet, sich verdüstern darf. Speculation und Gründerwuth kommen und gehen wie ansteckende Krankheiten, sie zerrütten eine Anzahl Seelen, ein kräftiges Volk überwindet sie doch ohne dauernde Einbuße. Nicht die, welche sich selbst verdorben haben, geben den größten Grund zur Besorgniß, sondern die, welche widerstandslos zusahen und gewähren ließen.

Aber dieser trübe Schatten soll im Glanz unseres Weihnachtsbaumes nicht dauern. Fast überall wo die Eltern ihren erwachsenen Söhnen die Geschenke um den Baum legen, ruht ihr Blick mit besonderer Freude auf einer Stelle, welche am vorletzten Weihnachtsfeste leer war, weil der Sohn im Felde stand. Seit er zurückgekehrt ist, ein Jüngling an Jahren, mit mancher großen Erfahrung eines Mannes, arbeitet er mit doppelter Energie, um sich für seinen Friedensberuf tüchtig zu machen. Ueberall hören wir das Lob dieses jungen Geschlechtes; unter den Lehrern der Hochschulen, in jedem Geschäfte rühmt man den Ernst ihrer Arbeit, das feste sichere Wesen, den patriotischen Sinn. Glücklicher waren diese jungen Männer als ihre Väter, denn in ihren Jünglingsjahren begeisterte und beherrschte sie gewaltig die hohe Idee des Staates. Sie regelte ihnen die Pflichten, das Selbstvertrauen und ein stolzes Ehrgefühl. Wenn wir einmal von der Arbeit abtreten, werden diese wackeren Knaben um den Staat sorgen und sie werden redlich ihre Pflicht thun. — Das ist unsere beste Weihnachtsfreude.

G. F.

Cavour und die freie Kirche im freien Staat.

II.

Heinrich v. Treitschke hat es ausgesprochen: „Wer tiefer blickt, gelangt zu dem Urtheil: Cavour starb zur rechten Zeit für seinen Ruhm.“ Nicht gerne wird man zu einem solchen Urtheil sich entschließen, doch die hoffnungslosen Bemühungen des Grafen, die Kurie zu versöhnen, fordern es unwillkürlich heraus. Zwar auf die Persönlichkeit Cavours wirft jener felsenfeste Glaube an die Wirkungen der Freiheit, jene siegesgewisse Ueberzeugung, daß der Friede von Kirche und Staat durch eine hochherzige Politik müsse gewonnen werden können, noch zuletzt einen vollen Lichtglanz; erscheint doch jener Glaube wie das Vermächtniß des Sterbenden für eine bessere Zukunft. Allein den Staatsmann hätte die immer erneute Aufnahme immer erfolgloser Bemühungen aufgerieben und vernußt. Man darf annehmen, daß er die gewonnene Ueberzeugung niemals geändert haben würde, aber es ist zu bezweifeln, ob er glücklicher gewesen wäre als sein Nachfolger. Ist doch nicht einmal mit Sicherheit festzustellen, in wie weit es dem Papst und Antonelli mit jenen ersten Einleitungen zu einer Versöhnung Ernst war. Nur das sehen wir: Cavour selbst ist es voller Ernst, nichts gleicht seinem Feuereifer, mit einer Art schwärmerischer Zuversicht proklamirt er seinen Grundsatz von Europa, indeß er unermülich in der Auffuchung von Wegen ist, um ins Innere des Vatican zu bringen. Kein Mißerfolg vermag ihn ins Wanken zu bringen. Gestern abgewiesen, ist er heute schon mit einem neuen Plan gerüstet, und von Neuem abgewiesen, tröstet er sich fröhlich mit der Zukunft.

In Cavours Persönlichkeit ist diese schwärmerische Hingabe an das Ideal einer Aussöhnung von Kirche und Staat einer der interessantesten Züge. Er vervollständigt die Charakteristik eines Staatsmannes, der sonst durchaus als nüchterner und kalter Rechner sich zeigte und, der lachend sich selber zur Philosophie des Möglichen bekennt. Und wirklich ist es für den ersten Blick ein befremdlicher Zug. Als Cavour an die Spitze der Turiner Regierung trat, bedeutete das die entschiedenste Wendung gegen Rom. Aus Anlaß der sicardische Gesetze trennte er sich von der Rechten, weil diese nur schüchtern den Staat auf dem Wege der Selbstbefreiung begleitete; es war die Zeit jener glorreichen Gesetzgebung, welche darauf hinstrebte, den Einfluß der Kirche aus dem bürgerlichen Leben zu verdrängen. Das Recht dazu schöpfte Cavour mit vollem Bewußtsein aus der Souveränität des Staats, und noch später schrieb er, wie Verti berichtet, in einem vertraulichen Briefe: „Wenn wir uns mit Rom in directe Verbindung setzen, so richten wir durch-

weg das politische Gebäude zu Grunde, welches aufzurichten wir seit acht Jahren uns so große Mühe gegeben haben. Es ist nicht möglich unseren Einfluß in Italien zu erhalten, wenn wir uns mit dem Papstthum verbünden. Laßt uns den Kampf nicht weiter hinausschieben, aber keinen halben Schritt thun.“ Woher nun dennoch im letzten Jahre diese angestregten Bemühungen um die Verständigung mit Rom?

Die veränderte politische Lage erklärt Vieles, doch nicht Alles. Sobald einmal die ewige Stadt vom Königreich Italien in Anspruch genommen wurde, war die Aussöhnung mit dem Vatican nicht eine Chimäre, sie erschien vielmehr als eine politische Nothwendigkeit. In früheren Jahren, als ein Staatsmann noch nicht an das regno d'Italia dachte, war Cavour's Meinung gewesen, daß der Kirchenstaat, wenn er nur seine Verwaltung ändern wollte und in eine andere politische Richtung gebracht würde, der nationalen Entwicklung nicht mehr hinderlich wäre. Ganz anders mußten seine Ideen sich gestalten, als der Einheitsstaat bis auf Rom und Venedig vollendet war, die Kurie zu einer Aenderung weder der Verwaltung noch der politischen Richtung sich entschloß, und die Nation immer dringender ihre natürliche Hauptstadt verlangte. Cavour selbst adoptirte jetzt dieses Feldgeschrei, das er nicht den Radicalen überlassen durfte, er selbst erklärte das Verlangen nach der Hauptstadt Rom für legitim, ihren Erwerb für das Ziel seiner Politik, und von dieser Stunde an mußte er sich auch besinnen, wie denn dereinst das Zusammenleben von König und Papst in einer und derselben Hauptstadt sich gestalten würde. Das Problem war, wie Rom, der Sitz der päpstlichen Regierung, zugleich der Sitz der Regierung des Königreichs Italien sein könne. Offenbar war ein normales und definitives Verhältniß nur zu denken, wenn der König und der Papst in Frieden sich mit einander vertrugen. Daß sie nicht auf die Dauer als Feinde zusammenleben könnten, schien selbstverständlich; daß schon vor dem Einzug des Königs in Rom die Kurie zu freiwilliger Anerkennung dieses Schlußaktes der italienischen Einheit gebracht würde, war aufs äußerste wünschenswerth. Ein vorausschauender Geist mußte sich aufgefordert fühlen die Grundlagen eines Uebereinkommens ausfindig zu machen, in welchem das Papstthum selbst auf seinen weltlichen Besitz Verzicht leistete. Die Erreichung dieses Ziels, mit welcher erst die nationale Einheit besiegelt wurde, verdiente nachhaltiges Bemühen, spornte die politische Erfindungskraft zu rastlosen Versuchen. Und warum sollte man nicht auf die Beihilfe jener Weltklugheit rechnen dürfen, kraft deren die Kirche jederzeit mit dem Unwiderruflichen sich ausgesöhnt oder doch vertragen hat? Kurz, es lag genau betrachtet, in diesen Versuchen nichts Phantastisches, der nüchternste Staatsmann sah sich vor diese Aufgabe gestellt, sie war eine einfache politische Nothwendigkeit.

Aber nun, wenn es galt, die möglichen Grundlagen eines solchen Ueberkommens aufzufinden, traten Cavour Ideen wieder näher, die schon im Anfang seines politischen Denkens in ihm lebendig waren und sich auch durch seine ganze politische Laufbahn hindurch verfolgen lassen. Immer hat Cavour einen tiefen Respekt vor der Kirche an den Tag gelegt. War sie doch in ihren höchsten Organen ein wesentliches Stück von Italien selbst. Wenn sie nur der politischen Erhebung der Nation nicht im Wege stand, so mochte sie im Uebrigen in aller Freiheit ihres segensreichen Amtes walten. Daß sie sich zu einer politischen Macht in Italien gemacht hatte, war doch nur eine Verirrung, und ihr selber kam es nicht minder zu gut wie Italien, wenn sie von dieser Verirrung zurückkehrend ihren Beruf wieder auf das geistliche Gebiet einschränkte. Es machte den lebhaftesten Eindruck auf den jungen Cavour, als er auf seiner Reise in Frankreich die Richtung kennen lernte, welche die Versöhnung der Freiheit und der katholischen Kirche auf ihre Fahne geschrieben hatte. Sein politischer Freiheits Sinn ließ ihn hier die Lösung eines Problems finden, das eines Tages in Italien brennender sein mußte als irgendwo. Belgien schien ihm das glückliche Land, wo die höchste politische Freiheit zugleich mit der höchsten Freiheit der Kirche bestand. Jene josefinischen Beschränkungen der Kirche, wie das Exequatur, das staatliche Monopol des Universitätsunterrichtes u. s. w. war er jederzeit bereit preiszugeben, selbst auf die Gefahren hin, die für den Augenblick von so liberaler Politik unzertrennlich seien. Darum unterschied er auch später im Parlament seine Meinung scharf von dem Vorgehen der Linken, welcher er vorwarf, daß sie die Kirche unterdrücken wolle. Mit Hestigkeit konnte er auf der Tribüne solche Minister tabeln, die, nachdem sie ihre Kirchen verlassen und die Pflichten ihres heiligen Berufes versäumt, nun in den liberalen Klubs und Volksversammlungen ein günstigeres Feld für ihr neues Apostolat gefunden zu haben glauben. Radikal sind seine Ideen im Grunde nie gewesen. Was die Frage der Kirchengüter betrifft, so lag ihm immer daran, daß die Priester mit Grundbesitz ausgestattet bleiben, damit sie nicht aufhören, als Angehörige dieses Bodens, dieses Vaterlandes sich zu fühlen. Selbst im Jahre 1852, als der Kampf mit Rom am heißesten ist, erfüllt ihn der Gedanke des Bundes von Kirche und Vaterland, den er nun zeitweilig durch die schwebenden Streitfragen gestört sah.

Wie Italien in jenem Zeitraum überhaupt seine Ideen vorwiegend aus Frankreich bezog, so hat auch der liberale Katholicismus, wie er damals in Frankreich gepflegt wurde, seine Anhänger jenseits der Alpen gefunden. Ein Mittelpunkt für diese Richtung bildete sich in den vierziger Jahren an der Universität Pisa. Zu ihrer Förderung trug Vieles bei der Franzose Doubet, der lange Jahre in Toscana sich aufhielt. Auch der Vater

Ventura, aus Sicilien gebürtig, war in seiner ersten Periode ein eifriger Apostel von Vemastre und Ramennais. Allein viel wichtiger war es, daß im Anschluß an diese importirte, akademische Lehre in Italien selbständige Gedankensysteme entstanden, welche eine nationale Richtung nahmen und eine praktische Spitze hatten, so daß sie ungleich wirksamer in das geistige Leben der Halbinsel eingriffen. In Frankreich hatten jene Ideen eine abstracte Beziehung zur Freiheit, in Italien wurden sie auf das Vaterland bezogen. War wirklich der Bund der Kirche mit der bürgerlichen Freiheit möglich, so schien ja für das hoffnungslose Geschick Italiens mit einemmal ein Rettungsstern aufzugehen. Seit Dante und Macchiavelli hatten die erlesensten Geister im Papstthum das fluchwürdige Hinderniß der nationalen Einheit erblickt. Allein wenn der Stein des Anstoßes nicht zu beseitigen war, warum ihn nicht mit starkem Griffe zum Grundstein des aufzuführenden Gebäudes machen? Die Hoffnungslosigkeit aller anderen Anläufe rechtfertigte auch dieses verwegenste Projekt. Schon Chateaubriand hatte den Gedanken hingeworfen: die italienische Kunst hat ihren Leo X. gehabt; warum sollte die italienische Freiheit nicht gleichfalls ihren Papst finden? Und war nicht in der That trotz Allem das Papstthum eine nationale Glorie? Hatte es nicht im Mittelalter den Bund der lombardischen Städte gegen die nordische Fremdherrschaft gesegnet? Wie, wenn sich ein solches in unseren Tagen wiederholte, wenn das Papstthum selbst die Wiedergeburt Italiens in die Hand nähme, mit der Freiheit sich verbündete, Kirche und Staat reformirte, sich selbst und die Nation verjüngte, eine neue Weltherrschaft, glorreicher als sie je der ewigen Stadt gelächelt, auf die modernen Grundsätze von Freiheit und Vaterland gründete und dafür tausendfältigen Dank von den gerührten Völkern erntete? Es ist heute leicht, über die stolzen, phantastischen Träume zu lächeln, in denen der italienische Volksgeist sich gefiel, als er eben nur die ersten Flügelschläge versuchte. Dennoch ist nicht gering anzuschlagen, was auch durch diese optimistische Verirrung für die Wiedergeburt Italiens geleistet worden ist. Zwar das abenteuerliche Programm Giobertis selbst ging rasch in die Brüche, der Papst, dem eine so glänzende Perspektive darin eröffnet war, zerbrach es mit eigenen Händen. Doch die Ueberzeugung, daß die Anforderungen der Kirche mit denen des Vaterlands vereinbar, ja im letzten Grunde identisch seien, hat der italienischen Bewegung zahlreiche und werthvolle Streitkräfte zugeführt, man kann ohne Uebertreibung sagen: die besten und wirksamsten. So lange jene Illusion währte, gingen wirklich alle Kräfte der Nation auf ein gemeinsames Ziel. Ein vorzeitiger Bruch über der religiösen Frage ward glücklicherweise vermieden. Schwer ist zu sagen, was die Folge gewesen wäre, wenn von Anfang an alle kirchlich Denkenden der Revolution ihre Mitwirkung versagt hätten. Für den Augenblick war es

vom höchsten Werth, daß, wie Montanelli halb spöttisch sagt, in Folge von Giobertis Philosophie die Priester ins liberale Lager, die Liberalen ins klerikale Lager gingen. Was sie zusammenführte, war doch zuletzt die nationale Idee, die ihnen für jetzt höher stand als Liberalismus und Katholicismus. Für das, was zunächst Noth that, der Nation eine politische Form zu geben, war das Bündniß ungefährlich, ja erwünscht und nothwendig. Die Illusion dauerte gerade so lange, bis der Staat aufrecht stand, der dann in sich selbst die Mittel finden konnte, sich eines Feindes zu erwehren, der bisher Bundesgenosse gewesen war.

In diesen geschichtlichen Zusammenhang muß man auch Cavour's freie Kirche im freien Staat versetzen, wenn man ihr gerecht sein will. Nur der Unverstand kann hier eine abstracte Formel sehen, anwendbar auf alle Zeiten und auf alle Völker, ein absolutes Heilmittel gegen alle kirchlich-politischen Schäden. Auch mit diesem kühnen Grundsatz stand Cavour mitten in seinem Volke, mitten in dessen Ideen und Bedürfnissen. Noch unmittelbarer als an Gioberti knüpft der Gedanke seines Programms an Rosmini an, der frei von der übersprudelnden Phantasie seines philosophischen Gegners eine weniger geräuschvolle, aber tiefere und nachhaltigere Wirkung unter seinen Volksgenossen ausgeübt hat, weniger direct durch die 30 schwerfälligen Bände, die er geschrieben hat, als durch die zahlreichen Schüler, die seine Ideen popularisirten. Rosmini, der südtirolische Priester, war ein italienischer Patriot, und wenn er z. B. von Rechtsmaterien handelte, ein Liberaler; man konnte ihn zu jenen Männern der Reform rechnen, die vor dem Ausbruch der Revolution die Gemüther für die Nationalitätsbewegung empfänglich machten; noch im Jahr 1848 fungirte er als Vertrauensperson zwischen dem Turiner Hof und der Kurie. Aber den Mittelpunkt seiner Ideen bildete die Erneuerung des Papstthums, das er aus den Verwickelungen herausgerissen wissen wollte, in die es mit den Mächten dieser Welt gerathen. Unter die „fünf Wunden der Kirche“, deren Heilung er in dem bekannten Buche forderte, zählte er auch die Einschnürung derselben durch den dynastischen Absolutismus, und es war ein Gedanke, den später Cavour lebhaft aufgriff, daß die Kirche eben durch den weltlichen Besitz in diese Konflikte mit der Polizeigewalt des Staates gerathen sei. Die Kirche sollte ihrem wahren Berufe zurückgegeben, in ihrer ursprünglichen Reinheit wiederhergestellt werden; es war Rosmini Ernst mit der Reform des Klerus, die Erziehung desselben sollte verbessert, die Güter aus der Todten Hand befreit, die Scheidewand zwischen dem gläubigen Volke und dem Klerus aufgehoben werden, doch die stärksten Klagen erpreßten ihm immer die unerträglichen Fesseln, in welche das josephinische Zeitalter die Kirche geschlagen, und die den Aufschwung des Papstthums hemmten, in welchem er die Stütze für die

wahren Freiheitsbestrebungen unter allen Völkern erblickte. Die Konsequenz hätte schon Rosmini bis zur Aufhebung der weltlichen Herrschaft des Papstthums treiben müssen, und die „fünf Wunden der Kirche“ schienen in der That bedenklich genug, um von der Congregation des Index, deren Consultor er selbst gewesen war, verurtheilt zu werden. Indessen schritt er selbst bis zu jenem Aeußersten nicht fort, weil er gerade in der souveränen Stellung des Papstes die Möglichkeit erblickte, die Kirche aus den Fürstenbanden zu erlösen. Aber seine Schüler, die nicht durch Rücksichten des priesterlichen Berufs gebunden waren, zogen allerdings im Lauf der Zeit jene Konsequenz. Einer seiner nächsten Schüler war Cavour's frommer Bruder Gustav, den wir so lebhaft an den Verhandlungen des Frühjahrs 1861 Theil nehmen sahen. Auch das ist doch nicht zufällig, daß Camillo Cavour zu den Boten, die in seinem Auftrage die heimlichen Gänge von und nach Rom auszuführen hatten, Brüder desjenigen Ordens wählte, welchen Rosmini im Jahre 1828 als „Brüder und Schwestern der Liebe“ gestiftet hatte.

Cavour's Programm: freie Kirche im freien Staat, trägt den katholischen Stempel auf der Stirn. Für den Gesichtskreis des Italieners gab es nur die eine Kirche, deren ungemessene Ausprüche ihn wenig kümmerten, wenn sie nur seine politischen Circel nicht störten. Ein protestantischer Staatsmann hätte das, was Cavour vorschwebte, jedenfalls mit den Worten ausgedrückt: freie Kirchen im freien Staat. Denn der protestantische Staat kennt nicht eine privilegierte Kirche, er kennt nur die verschiedenen Bekenntnisse, denen seine Bürger in Freiheit anhängen. Sieht man näher zu, so kann Cavour's Formel, die der überzeugte Alerikale zugleich mit dem demokratischen Schwärmer unterschreibt, ihre direkte Abkommenschaft von jener katholischen Romantik nicht verläugnen, die in Gioberti und Rosmini ihre doctrinären Wortführer besaß. Aber freilich, es ist der letzte Abkömmling, welcher den Traditionen seiner Herkunft entwachsen ist und sich anschickt dieselben zu zerbrechen. Das Zweideutige der Formel besteht eben darin, daß sie ein Janusgesicht hat.

Nichts ist bemerkenswerther als die Wandlungen, welche das nationale Ideal der Italiener seit Gioberti in raschem Wechsel erlitten hat. Am raschesten freilich in der Person Gioberti's selbst, der wenige Jahre, nachdem er dem Papst die Mission der Erneuerung Italiens zugetheilt, in die Reihe der radikalen Stürmer trat und die völlige Beseitigung des Papstthums als politischer Macht verlangte. Aber dieselbe Wandlung hat doch im Laufe der Zeit die ganze Nation durchgemacht. Das kirchliche Element hat immer in den nationalen Bestrebungen der Italiener eine wesentliche Rolle gespielt, aber Schritt für Schritt wird es zurückgedrängt, die nationale Idee sozusagen säcularisirt. Nachdem Gioberti's Traum verflogen, glaubte man für

den Papst noch immer das Ehrenpräsidium in einem italienischen Staatenbund retten und dadurch die Existenz des Papstthums mit den Bedürfnissen der Nationalität vereinigen zu können. Als auch dieses Ideal sich zerschlug und die Existenz eines Kirchenstaats mit dem Nationalstaat sich unverträglich erwies, schien die Lösung darin zu finden, daß die Kirche durch eine unbedingte Autonomie für ihre Einbußen im Weltlichen entschädigt würde. Aus dem Reich dieser Welt sollte sie verdrängt und ihr dafür in der idealen Sphäre eine naturgemäßere und zugleich großartigere Herrschaft aufgebaut werden. Heute wissen wir, daß auch dieses Ideal ein Traum ist. Denn die Kirche verschmäht die Anweisung auf das Reich des Geistes.

Der Irrthum Cavour's war der, daß er die Kirche einer Idealität für fähig hielt, welcher jede geschichtliche Erfahrung spottet. Er war von dem Gedanken erfüllt, daß die Kirche in ihrem Reiche sich bescheiden werde wie der Staat in dem seinen, beide frei von Schranken, doch fremd jedem Eingriff in das andere Gebiet. Es ist ein hochherziger Gedanke, aber er setzt bei der Kirche eine Selbstlosigkeit voraus, zu der sie sich niemals verstanden hat und niemals verstehen wird. Die Absicht ist, jenen idealen Zustand zurückzuführen, in welchem die Kirche sich angeblich in der Urzeit befand, da sie noch frei von Berührung mit der Welt ihren Beruf versah, des Menschen religiöse Bedürfnisse zu erfüllen. Aber dieser Zustand hat in Wirklichkeit nicht existirt. Von dem Augenblick, da die Religion zur Kirche wurde, waren auch unzertrennlich von ihr die bösen Gedanken der Herrschaft. Sie wurde zur Kirche, weil sie die Absicht hatte, sich die Welt zu unterwerfen. Eine Religion kann im Sinne ihres Stifters und ihrer ersten Bekenner das Gepräge der höchsten Geistigkeit und Innerlichkeit tragen: sobald sie zur Kirche sich gestaltet, schließt sie auch den verhängnißvollen Bund mit der Welt und dehnt ihre Machtsphäre aus, soweit ihre Mittel es erlauben; nach außen, indem sie propagandistisch auftritt und zur Universalität strebt, nach innen, indem sie ihren Machtgeboten das gesammte Leben ihrer Bekenner nach Möglichkeit zu unterwerfen trachtet. Das liegt im Begriff der Kirche, und darum ihr beständiges Verflochtensein in alle bürgerlichen Beziehungen, darum auch ihr beständiger Streit mit dem Staat, sobald dieser selbst einmal seines Rechts bewußt geworden ist, das Gesammtleben der Nation nach seinen eigenen Gesetzen zu ordnen. Wäre die Kirche auf die Anerbietungen Cavour's und Ricasoli's eingegangen, so hätte sie sich damit eine Selbstbeschränkung auferlegen müssen, die wider ihre Natur war. Sie war in Versuchung geführt, aber eine Art von Ehrlichkeit hielt sie zurück. Sie hätte aufhören müssen die streitbare Kirche zu sein. Moralisch hätte sie sich zu einer Enthaltbarkeit in allen bürgerlichen Dingen verpflichtet, zu der sie nicht die mindeste Lust hatte. Denn wollte sie wirklich einen aufrichtigen

Versuch machen, als freie Kirche im freien Staat zu existiren, so hätte sie damit ihre Entbehrlichkeit erwiesen. Sie könnte nicht den Rückweg zur vorgelieblichen Reinheit ihrer alten Zeiten einschlagen, ohne alsbald die Frage herauszufordern: wozu noch Papst und wozu Cardinäle?

Ein Ende des Streits von Kirche und Staat ist in der That nicht abzusehen, als indem der eine der beiden Gegner sich als der stärkere erweist. Frieden wird nur diejenige Partei halten, die zum Frieden gezwungen wird. Zum Glück ist für die christlichen Staaten die wichtigste Entscheidung schon vor mehr denn dreihundert Jahren gefallen. Denn der entscheidende Wendepunkt ist da, wo die eine Kirche mit ihren absoluten Machtansprüchen in verschiedene Kirchen auseinanderging. Seitdem ist jede Kirche nur noch ein Bruchstück der Macht, welche sie darzustellen vorgiebt. Seitdem ist die Einheit der geistigen und bürgerlichen Interessen der Völker nicht mehr in der Kirche concentrirt, sondern im Staat. Kraft seiner höheren Einheit hat der Staat die Befugniß, ebenso die Beziehungen der Kirchen unter einander zu ordnen, als das Machtgebiet der einzelnen Kirchen zu begrenzen. Jeder moderne Staat ruht in dieser Beziehung auf protestantischem Grund. Cavour selbst hat in seinem katholischen Staate das Beispiel gegeben, wie auf dieser Grundlage die einzelnen Streitfragen zwischen Kirche und Staat zur Lösung zu bringen sind. Indem er die Hoffnung auf eine endliche Ausöhnung festhielt, beanspruchte er für die Organe des Staates das Recht, auf den Grenzgebieten kraft eigener Souveränität zu entscheiden und auszuscheiden. Das ist das Zweiseidige seiner Formel, so wie er sie verstand. War er noch nicht im Stande, das Ideal der Freiheit der Kirche zu verwirklichen, so wollte er inzwischen wenigstens nach Möglichkeit die Freiheit des Staates verwirklichen. Mit richtigem Instinkt schlug er hiermit den Weg ein, auf dem allein auch der andere Theil des Programms annähernd zu verwirklichen ist. Denn nur in dem Maße, als der Staat auf den verschiedenen Gebieten des bürgerlichen Lebens seine Souveränität behauptet und sichert, vermag er der Kirche in dem ihr bleibenden Umkreis eine größere Freiheit zu gewähren. In diesem Sinne ist die allmähliche Auflösung jener zahllosen und widerwärtigen Knoten, in welchen bürgerliche und kirchliche Interessen zusammengeknüpft sind, allerdings das Ziel aller kirchenpolitischen Gesetzgebung.

Als im Juli 1867 unter Rattazzi's Regierung die italienische Kammer das Kirchengütergesetz in Berathung nahm, erging ein scharfes Gericht über Cavour's und Ricasoli's Versöhnungspolitik. Das Programm: freie Kirche im freien Staat, hieß es damals, ist gescheitert. Die wiederholten Versuche einer Ausöhnung mit dem heil. Stuhl haben uns nur Demüthigungen eingetragen. Die ganze Kirchenpolitik seit 6 Jahren ist eine Kette

von Irrthümern, von Illusionen. Abgeschreckt durch diese Erfahrungen wandte sich die Mehrheit zu jener antipapalen Doctrin zurück, die ehemals vornehmlich in den Rechtsschulen von Neapel und Florenz gepflegt worden war. Man erinnerte an die ruhmreiche Periode nach Novara, wo der piemontesische Staat nach dem Scheitern der directen Verhandlungen mit Rom den kühnen Entschluß faßte, ohne Furcht vor Protesten und Excommunicationen auf dem Wege der Gesetzgebung die Anlässe kirchlicher Streitigkeiten aus dem Wege zu räumen. Cavour selbst hatte damals diese Politik inaugurirt; man appellirte jetzt vom Staatsmann des Königreichs Italien an den Staatsmann des Königreichs Sardinien. Diese Wendung des öffentlichen Geistes war berechtigt. Sie verhinderte, daß der Staat im Warten auf die Nachgiebigkeit des päpstlichen Hofes die Hände in den Schooß legte, sie spornte zu energischer Thätigkeit. Nur übersah sie, daß sie völlig im Einklang sich befand auch mit dem Cavour des Jahres 1861. Denn gerade in jener letzten Rede über die römische Frage, die als das Vermächtniß des großen Staatsmanns anzusehen ist, in der Rede vom 26. März, worin Cavour dem Abgeordnetenhaus jene großartigen Perspektiven in die letzten Ziele seiner kirchlichen Politik eröffnete, sagte er auch, daß so lange Rom hartnäckig sich erweise, der Staat inzwischen von sich aus, kraft eigener Machtvollkommenheit, die Trennung beider Gewalten durchführen werde. Das ist seitdem der Weg gewesen, auf dem man allein dem römischen Problem näher gekommen ist. Weder die öffentliche Proclamirung seiner Grundsätze hat Cavour um einen Schritt seinem Ziele näher gebracht, noch die vertraulichen Missionen, die er in den Vorzimmern der Cardinäle unterhielt, und so sind auch alle späteren Versuche, die in der gleichen Richtung gingen, auf dieselbe Weigerung des Vaticans gestoßen. Was aber wahrhaft die römische Frage vorwärts gebracht hat, war das Gesetz über die Aufhebung der Gerichtsbarkeit der Bischöfe, das Gesetz über die Civilehe und die Civilregister, das Gesetz über die Aufhebung der Klöster und die Umwandlung des Kirchenguts, endlich das Gesetz über die Annexion des Patrimoniums Petri. In dieser Richtung wird der italienische Staat auch in Zukunft seine Erfolge suchen müssen. Das römische Problem gleicht einer langwierigen Belagerung, bei der nichts von Parlamentärverhandlungen zu hoffen ist, Erfolg ist nur davon zu erwarten, daß die Laufgräben immer enger gezogen und den Belagerten allmählich die Mittel der Existenz abgeschnitten werden.

Noch einmal hat Regierung und Parlament, unmittelbar nach der Annexion der ewigen Stadt, das Friedensangebot an die Curie erneuert. Es war unter dem Druck einer ähnlichen politischen Nothwendigkeit, wie sie Cavour beim ersten Versuch einer Aussöhnung empfunden hatte. Damals

war die Scheidung der weltlichen und geistlichen Gewalt von ihm begehrt worden, weil das Königreich Italien sich in den Besitz des bürgerlichen Roms setzen, aber zugleich die katholische Welt davon überzeugen wollte, daß die Ausübung der geistlichen Gewalt dem Papst dadurch nicht geschmälert werde. Jetzt, da in Folge unerwarteter Ereignisse die Vereinigung Roms mit dem Nationalstaat zur Thatsache wurde, handelte es sich abermals darum, jede Einmischung des katholischen Auslands fernzuhalten und auch der ferneren Auseinandersetzung den Charakter eines lediglich inneritalienischen Handels zu sichern. Aber auch hier ist der Fortschritt sichtbar, den die Verweltlichung des römischen Problems inzwischen gemacht hatte. Denn bei Cavour war die Beruhigung der katholischen Vorurtheile doch nur ein Moment seines Plans, der im Uebrigen einer ganz anderen idealen Sphäre angehörte. Wenn hingegen seine Vorschläge im Jahre 1871 in Form des sogenannten Garantengesetzes wieder lebendig wurden und feierliche Sanction erhielten, so lag das wohl doch ausschließlich in jener politischen Rücksicht auf die fremde Diplomatie und auf die auswärtigen Katholiken. Dieser Zweck ist auch vollständig erreicht worden. Um die römische Frage dem grünen Tisch zu entziehen, schien selbst der Preis dieses bedenklichen Gesetzes nicht allzuhoch. Allein es war ein Vorschlag, dessen Annahme von Seiten Roms nicht zu wünschen, sondern zu fürchten war. Ein Glück, daß auch dieses Angebot zurückgewiesen wurde und die Curie nicht zu einem trügerischen Frieden die Hand reichte. Ein Glück, daß die italienische Regierung wohl den Papst depossidiren, doch nicht ihm Wohlthaten aufzwingen konnte. Jetzt ist die Fortdauer des Kriegszustandes ein immerwährender Anreiz, unvermeidliche Streitfragen durch die allein richtige Instanz zur Entscheidung zu bringen, durch die Autonomie des Staats. Der Kriegszustand ist ohne Frage unbequem, aber er verbürgt die Durchführung der wahrhaften Emancipation des Nationalstaats. Er verhindert, daß die italienische Regierung unter dem Vorwand, der Freiheit der Kirche nicht zu nahe zu treten, einer Politik anheimfalle, welche sich scheut, an heikle Fragen zu rühren. Und er wird vollends die letzten Reste jener neugueltschen Illusion vertreiben, als ob das Papstthum den anderen Staaten übermüthigen Krieg erklären und mit Italien in schönster Freundschaft leben könne, als ob es die Ansprüche des Mittelalters erneuern und gleichzeitig eine nationale Glorie des modernen Italiens sein könne. Es braucht nicht gesagt zu werden, mit welchem Interesse wir Deutsche die ferneren Schritte eines Bundesgenossen verfolgen, der von anderer Seite her gegen den gemeinsamen Feind vorrückt und der unter erschwerten Umständen unmittelbar vor die Citabelle desselben gestellt ist.

W. Lang.

Licht und Schatten in der französischen Tagespresse.

Nur einige Merkmale möchte der Schreiber dieser Zeilen hervorheben, welche die französische von unserer deutschen Tagespresse unterscheiden. Wenn sich die Unterschiede zwischen beiden Nationen, trotzdem sie so vielfach erörtert wurden, vor dem Blicke des einzelnen Beobachters noch vielfach verschleiern — in der Tagespresse treten sie lebendig, greifbar, in die Augen springend hervor. Wir nehmen den Pariser „Figaro“ unter der Menge uns vorliegender französischer Zeitungen heraus als dasjenige Blatt, in dem das Franzosenthum mit dem Pariserthum sich am vollständigsten verschmolzen zeigt und das — wir sprechen nicht von seiner politischen Tendenz — als beneidetes Vorbild einer ganzen Reihe von Pariser und Provinzialblättern gilt. — Geist, Laune, Frische, Wit, Begeisterung für hohe Ziele, Reichthum und Abwechslung des Inhaltes, genauestes Studium des Appetites wie des Verdauungsvermögens der Leser und dazwischen der Anschein eines tiefen, die Dinge an ihren Quellen erforschenden Ernstes: das sind die allgemeinsten Merkmale, deren Wahrnehmung dem geübten Leser an diesem Journale nicht entgehen kann.

Wie sorgsam und fein berechnet der „Figaro“ auch bei der räumlichen, bei der typographischen Verwerthung des Stoffes verfährt! Da fesselt zunächst ein frappanter Titel das Auge dessen, der das Blatt zur Hand nimmt. Was wir den „Leitartikel“ zu nennen pflegen, erschreckt den Blick des Zufallslesers hier nicht durch jene spalten- und seitenlang eng aneinandergedrückten Letternreihen, wie sie einer deutschen oder englischen Tagespresse eigen sind. Nicht doch: Absätze von 20—30 Zeilen, die mit einem blendenden Gedanken oder Schlagworte beginnen und enden, bilden gleichsam kleine niedliche Tableaux, die zu beschauen, d. i. zu lesen auch der ungeübtere Zeitungsleser sich wohl die Mühe nimmt. Besternte Zwischenräume trennen die einzelnen Abschnitte des „Readers“, der so in 6 bis 10 Stationen zu seinem Ziele kommt.

Gleich nach dem Leitartikel, für dessen blendende, nicht selten hochinteressante Schreibweise die Namen berühmter Publicisten Bürge sind, springt in den „Echos de Paris“ der — Bazarzo auf die Scene, der als „eiserne Maske“ unterzeichnet. Die „Echos de Paris“ bringen das bunteste Durcheinander von Tagesgeschichten, Straßenvorgängen, Witworten, Spöttereien, Cynismen, die nicht anders als auf dem Fischmarke zusammengelesen erscheinen, abermals Alles hübsch zerlegt und mit *.* garnirt, — neben der albernsten Bêtise von zwei Zeilen Druckraum längere Besprechungen kirchlicher Ceremonien, biographische, politische Notizen &c. &c., überall in Wahrheit

von dem Scheine des Erhabenen bis zur niedrigsten Bote nicht einmal ein Schritt. Zur Qualifikation der geistigen Armuth, die in dieser Abtheilung des Blattes herrscht, kann erwähnt werden, daß vor wenig Tagen in derselben ein „Meidinger“ paradierte, den die Münchener „Fliegenden Blätter“ vor etwa 20 Jahren brachten. *) Der Bajazzo mit der „eisernen Maske“ tritt ab und wieder nimmt einer der ernsthaften „Gelehrten“ des Blattes das Wort, um politische, religiöse, sociale Tagesfragen zu behandeln, immer wie zuvor in kurzen Absätzen, bequem übersichtlich, einen passenden Titel an der Spitze. — Daran reiht sich die „Gazette de l'Assemblée“, dann ein Schoß Telegramme, „Echos de Versailles“ im Style der „Echos de Paris“; von einem anderen Mitarbeiter eine Reihe Notizen, betitelt „Paris von einem Tag zum andern“; der pseudonyme „Punch“ eilt mit „Nos Informations“ herbei; neue Theaterstücke bespricht ein Colleague des Punch, der sich „Frou-Frou“ benamst und sich schon zu wiederholten Malen gegen Journalisten zu vertheidigen hatte, die sich denselben Titel „anmaßten“: der „Gerichtszeitung“ machen dazwischen geworfene Essays über pikante Criminalfälle (z. B. die Königsmörder), Musik-, Börsen-, Polizeiberichte Concurrenz, selbstverständlich fehlt es nicht an einem zündenden Feuilleton (z. B. „la femme de feu“); — so wird das Blatt, der Tag und die Druckpresse ausgenutzt, bis wir vor dem Inseratentheile noch einer kurzen Spalte: „Bon 8 Uhr (Abends) bis Mitternacht“ begegnen, worin der jeden Morgen erscheinende „Figaro“ seinen Lesern noch die kleinen Vorkommnisse berichtet, die in jenem Zeitraume in den Theatern, an der Börse, auf den Boulevards u. s. f. sich ereignen.

Was sonach den Dienensleiß, die Umsicht, die Schlagfertigkeit und den höchsten Grad der Rücksicht auf die Wünsche, Liebhabereien und Launen des Lesepublikums betrifft, so meinen wir, giebt es kein Blatt in Deutschland, das mit dem „Figaro“, diesem Prototyp der französischen, der Pariser Presse in die Schranken treten könnte. Deutschland hat auch kein Paris — dem Himmel sei es gedankt. Aber, möchten wir hier fragen, ist diese Presse nicht der Franzose? Ist sie nicht Paris, wie es leibt und lebt?! Den Ernst dem sinnigen Scherze zu vermählen, ist auch deutsche Art, und wir wissen nicht, ob wir nicht wünschen sollen, daß manche unserer hochseriösen Journale einem sinnigen Humor zuweilen mehr zum Worte verhelfen und so auch ihrem ernstern Inhalte leichtere und allgemeinere Verbreitung sichern sollten. Auch für das bequeme Auffinden bestimmter Gattungen von Ar-

*) Am Postschalter: Ein etwas blöder Herr erkundigt sich nach für ihn angekommenen Briefen. Postbeamter (barsch). Poste restante? Herr (verdußt). Nein, Katholik.

tikeln an bestimmten Stellen gewähren selbst einzelne große Zeitungen Deutschlands noch immer nicht die erwünschte Leichtigkeit. Man wird uns also nicht mißverstehen, wenn wir sagen, daß, wie in manchem Punkte unsere Nation, so auch unsere Tagespresse trotz Allem und Allem noch immer manches von unseren westlichen Nachbarn lernen könnte.

Daß dieses Manche nicht in zu Vieles überschlage, dagegen schützt uns die zwischen beiden Nationen gähnende tiefe Kluft in den Grundanschauungen von allen Dingen, die eben wiederum nirgend so auffällig sichtbar wird als in der Tagespresse — zumal was den inneren Gehalt ihrer Leistungen anbelangt. Zum Belege dessen nehmen wir auf's Gerathewohl noch einmal eine Nummer des „Figaro“ zur Hand, der ja in jedem Betracht und auch vor den Augen der französischen Nation Das darstellt, was wir in unserer Sprache mit dem „Stehen auf der Höhe der Zeit“ bezeichnen.

Welchen Raum in den französischen Blättern aller Schattirungen die Berichte über kirchliche Ceremonien, Demonstrationen, Wallfahrten, Processionen &c. einnehmen, wie hier die großen Blätter eigene Berichterstatter zu den Kirchenfesten, an die wunderthätigen Wallfahrtsstätten senden, die dann regelmäßig mit ebenso großer Begeisterung als Minutiosität derartige Vorgänge beschreiben, ist den Lesern französischer Blätter bekannt. Regt sich in diesem, in jenem Blatte eine kirchliche Opposition oder bösgerteter Spott, so geht das, ohne weitere Spuren zu lassen, vorüber. Opportunitätsgründe gar mancher Art veranlassen selbst die radikalsten Blätter —, die „Kirche zu schonen“, es bei ganz gelegentlichen Wizeleien über allzuschreiende clerikale Uebergriffe bewenden zu lassen. Der erfahrene Politiker kennt den innersten Zusammenhang solcher Erscheinungen. Unter der Mehrzahl der französischen Blätter, welche einerseits die Zuchttruthe einer tiefsittlichen Entrüstung gegen die dem Abgrunde zuneigende Strömung in den französischen Volksschichten aller Grade schwingen, andererseits dem Cultus der Frivolität und der unmaskirten Bote stehende Altäre in ihren Spalten errichtet haben, ist abermals der „Figaro“ in erster Linie zu nennen.

So brachte dieses Blatt in den letzten Tagen aus der Feder seines Chefredakteurs Billemeissant, der jener Sitzung der Nationalversammlung zu Versailles am 18. November beigewohnt hatte, einen Leitartikel aus wahrhaft gebrochenem Herzen. Die Saiten des grimmigsten patriotischen Schmerzes über die hoffnungslose Lage Frankreichs, über seinen unsäglichen Mangel an würdigen, mannhaften Politikern waren in dem Artikel machtvoll angeschlagen und zuletzt das offene Geständniß beigefügt, daß der Autor (Billemeissant) mit dem hoffnungslosen, verzweifelnden Entschlusse von Versailles nach Hause gekommen sei, sein Blatt Jedem, der es haben wolle, zu verkaufen. (Daß Billemeissant seither schon wieder anders redet, mag nicht hier-

her gehören.) Nun war die Lage der politischen Verhältnisse dem Tone und Inhalte jenes Artikels gewiß entsprechend und geeignet, sich noch einmal, vielleicht gründlicher als bisher, über die innersten Ursachen des tiefen Verfalles des Landes zu bedenken und auszusprechen. Doch nein. „Figaro“ muß unter allen Umständen „Figaro“ bleiben.

Gleich nach dem verzweifeltsten Ausschrei seines Chefredakteurs folgen wieder die gewohnten zwei- und vierzeiligen Boulevard-Späße und Trivialitäten, die ausgelassensten, geistlosesten Harlekinessprünge mischen sich in den patriotischen Hymnus und — auf der nächsten Seite des Blattes finden wir die begeisterte Schilderung eines „eigenen Reporters“ (in der Person des Herrn Alfred d'Aunay) über das Kirchenfest des h. Martin in Tours, des Schutzheiligen der dortigen Stadt und Gegend. Nicht ein sachlicher Bericht, nein, ein Dithyrambus über Hochamt, Vesper, Procession und Predigt, denen die Generale Villemot und Bastoul (General Chanzy wegen „eines kleinen Blutgeschwürs am Halse“ nicht im Stande, heute seine Uniform anzuziehen und wird deshalb entschuldigt!), der Präsekt, der Gerichtshof, alle Spitzen der Behörden, kurz die ganze Stadt und Umgegend in Begeisterung anwohnten. Nichts wird dem Leser erspart, nicht die Zahl der brennenden Kerzen, nicht die Sonnenstrahlen, welche nach langem Regen die gothischen Fenster und Bogen der Kathedrale des h. Gatien vergoldeten; nicht der Weg, den die Procession nahm, die Fahnen, Musikcorps, Nonnen und Priester, aus denen sie sich formirte, bis sämtliche Fromme wieder im Dome angelangt waren, wo dann der berühmte Pariser Conferenzprediger von Notre-Dame, M. P. Felix, eine hinreißende Predigt hielt. Und als die Predigt zu Ende war, erhob sich der Erzbischof von Tours auf seinem Throne und rief dem Prediger Worte des Dankes zur Kanzel hinauf. M. P. Felix aber fiel auf die Knie und bat den Erzbischof als einzigen Lohn um nichts als um seinen Segen, welchen dieser dem Prediger mit einigen glücklich improvisirten Worten auch ertheilte, natürlich nicht, ohne daß die Tausende von Zuschauern dieser Theaterscene, die Generale mit eingeschlossen, in Rührung und Thränen zerflossen, behauptend, dieser Augenblick sei einer der schönsten ihres Lebens.....

Ist es nöthig, dem hier wahrheitsgetreu dem „Figaro“ Nacherzählten noch weitere Bemerkungen folgen zu lassen? Sollte es noch der Erklärung bedürfen, weshalb wir hier die Kirchenscene in Tours, dort den Schmerzensschrei Villemessant's und die zwischen beide verwobenen schmutzigen „Entre-filets“ aus den Spalten ein- und desselben Blattes in Zusammenhang brachten? Das Alles wäre deutschen Lesern gegenüber jedenfalls überflüssig. Aber auf unseren am Eingange dieser Besprechung hingestellten Satz möchten wir zurückkommen, daß es nämlich zur Beurtheilung der französischen Nation

in ihrem heutigen Bestande und im Gegensatz zur deutschen einen erschöpfenderen Maßstab schwerlich giebt, als die französische Tagespresse.

Alf.

Pockenpoesie.

Die Zeiten liegen weit hinter uns, wo man jeden Blatternfall bei Geimpften der nachlässigen Impfung zuschrieb, und wo ein erfahrener und umsichtiger Arzt, wie der Dr. Neuburg in Frankfurt a. M. (1814) schrieb: „Durch die wichtigste aller Entdeckungen, deren sich die Heilkunst zu erfreuen hat, sind zwar die Blattern ausgerottet und mit ihnen die große Menge der Nachkrankheiten, die sie oft hinterließen; dessenungeachtet könnten diese Folgen des nicht mehr vorkommenden Uebels auch dem jetzt lebenden Heilkünstler in mancher Beziehung nicht gleichgültig sein.“ Wenn wir nur einige Zahlen überblicken, welche die Blatternepidemie von 1870—1872 geliefert hat: für Dresden vom 11. November 1870 bis 30. Juni 1872 im Stadtkrankenhaus 1331 Krankheits-, davon 145 Todesfälle durch Blattern; für Berlin in 1871 unter der Gesamtzahl von 32,362 Todesfällen 5086 Pockentode oder 15 Proc., für Frankfurt a. M. 1871 125 Todesfälle durch Blattern, — so empfinden wir eine Ahnung von jenem Schrecken, welchen vor Jenner's wohlthätiger Entdeckung die furchtbare Krankheit verbreitete. Nach jener Entdeckung, gegen welche der Unverstand glücklicherweise im Großen und Ganzen noch vergeblich ankämpft, wurden Kirche und Schule, Polizei und Staat gleichmäßig angestrengt, dieselbe einzubürgern, man führte Vorschriften in den Schulen ein,*) durch deren mechanisches Nachschreiben die Schüler sich die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Vaccination einprägen sollten, unzählig waren die Impfpredigten, man gab Theaterstücke, in welchen die Abneigung gegen die Impfung die Katastrophe herbeiführte. Die Pariser Kleidermode hatte des dankbaren Stoffes sich bemächtigt, schon ehe die Jenner'sche Vaccination empfohlen wurde, als man noch bei der Inoculation stand. Zu Anfang der Regierungszeit Ludwig's XVI. trug man in Paris eine Coiffure de l'Inoculation, an der man eine Sonne (Ludwig XVI.), eine Schlange (Symbol der Arzneikunst), eine Keule und

*) Von J. G. Zehling, cand. theol. Koburg u. Leipzig 1805. Quersolio. „Unwissende und boshafte Leute, welche das Gute nicht begreifen und annehmen wollen, haben auch gegen die heilsamen Aubpocken allerley Lügen ausgesprengt.“ (Vorschrift Nr. 10.)

einen mit Früchten bedeckten Delbaum sah, welcher die Freude ausdrücken sollte, womit die Niederschmetterung der Pockenkrankheit alle Gemüther erfüllte. Jene leidenschaftliche, weit über den Kreis der Aerzte und der Behörden hinausgreifende Parteinahme geschah einerseits unter dem Eindrucke der Pockennoth, andererseits in der Ueberzeugung von dem dauernden Schutze einmaliger Vaccination das ganze Leben hindurch, während wir nach harten wissenschaftlichen Kämpfen an dem zeitweiligen Schutze und der durchschnittlichen Milderung der Krankheit angelangt sind, welche aber statistisch unangreifbar durch die Erfahrung aller Epidemien festgestellt sind, indem die Ungeimpften durchgängig ein weit höheres procentales Sterbeverhältniß ergeben, als die Geimpften.*)

Schon die Inoculation, die Impfung mit Menschenblatterngift, welche sich ja weit geringere Ziele steckte als Jenner und seine Nachfolger, welche nicht die furchtbare Krankheit durch eine unbedeutende Localaffection mit geringen Allgemeinerscheinungen umgehen, sondern sie nur unter verhältnißmäßig günstigen Verhältnissen in Bezug auf Jahreszeit, Natur der Epidemie und Beschaffenheit des Giftes herbeiführen wollte, — schon die Inoculation hatte eine heftige Opposition hervorgerufen. Es war nicht nur jene auch jetzt vertretene Klasse von Opponenten, welche den Eingriff in das Walten der göttlichen Vorsehung verpönten, sondern auch jene classisch gebildeten, würdevollen Aerzte, die sich abgestoßen fühlten von dem Treiben der Speculanten, welche der neuen Erfindung sich bemächtigt hatten und sie auf Geschäftsreisen zu hohen Preisen verwertheten. (Goethe, aus meinem Leben, 1. Buch.) Daß man nicht wisse, von wem das Gift genommen sei, gab damals wie jetzt der Opposition einen gewissen gelehrten Schein. Ein solcher Gegner war ein Mann von solider altsächsischer Gelehrsamkeit, als Dichter ein treuer Anhänger Gottsched's, welcher in Klopstock's Auftreten den Untergang der guten Cultur sah, ein Mann, der in akademischen und höfischen Kreisen geschult war, der kursächsische Hofrath und Professor der Medicin zu Wittenberg, auch fürstlich Nassau-Saarbrückischer Leibmedicus, Dr. med et phil. Daniel Wilhelm Triller, 1694—1781.**)

*) Wer sich dafür näher interessirt, findet S. 75 meiner in Genf gekrönten Preisschrift: „Studien über Menschenblattern etc.“ (Frankfurt, Auffahrt 1861) eine darauf bezügliche Tabelle. In Dresden ergab sich 1870—72: für Ungeimpfte 53 %, für Vaccinirte 8,7 %, für Revaccinirte 6 % Todesfälle.

***) Poetische Betrachtungen über verschiedene aus der Natur- und Sittenlehre hergenommene Materien I. Theil, 2. Aufl. Hamburg 1739. S. 687. Der Tempel des Todes. — Gegen Klopstock: Der Wurmsaamen, ein satyrisches Heldengedicht. 1751. — Geprüfte Pocken-Inoculation, ein physikalisch-moralisches Gedicht. Frankfurt und Leipzig, Joh. Georg Fleischer. 1766. 4.

letzten genannten Gedichte wendet er sich gegen die Geistlichen, welche, mit einigem Nothzwang ihrer biblischen Texte, die Inoculation empfehlen, mit den Versen:

Des Priesters Propfkunst ist, die Tugend einzupropfen,
Und aller Laster Quell bestmöglichst zu verstopfen:
Wofern er dieses thut, hat er sein Amt gethan;
Der Aerzte Propfkunst geht ihn ganz und gar nichts an.
Wenn Aerzte Geistliche zu ihrem Schutz erwählen,
So sieht man leichtlich ein, daß ihnen Gründe fehlen.

Müssen wir auch die zwei letzten Zeilen gelten lassen, welche unter Umständen ein recht passendes Motto abgeben mögen, so können wir doch nicht umhin, die nachfolgende Geschichte doch gar zu prosaisch vorgetragen zu finden.

Ein schöner junger Mann, wie der Adon geziert,
Ward in der kleinen Welt, Paris, inoculirt,
Aus Furcht, nicht von Natur die Blattern zu bekommen;
Vom besten Cyter ward das Propfreis hergenommen:
Allein, es kamen doch die besten Pocken nicht,
Kurz: er verlor, betrübt, sein schönes Angesicht,
Daß er die Welt verließ, und stille Kloster-Mauern
Zum Aufenthalt gesucht, sein Unglück zu betrauern.

Ein drei Jahre nach Triller's Gedicht erschienenenes Werk: „Vergleichung der natürlichen und eingepropften Blattern nach Vernunft, Erfahrung und Religion, angestellt von Joh. Friedr. Danneil, Consist.-Rath und Pastor zu St. Aegidi in Quedlinburg, 1769“ entwirft folgendes Gemälde von der Blatternkrankheit:

Noch wüthet gleich Vernadens Hyder
Die Blatternkrankheit Menschen nieder
Und schlachtet Helatomben ab.
Die Länder mit den Fürsten zittern
Und tausend Väter mit den Müttern
Beweinen ihrer Kinder Grab.

Die nicht von ihrem Gifte starben,
Sind krank und ungestalt von Narben
Und tragen heimlich ihre Schmach.
Was noch vom Bisse dieser Schlange
Verschont ist, bleibt vor Anfall bange
Und diese Furcht läßt nimmer nach.

Noch fast dreißig Jahre später stimmt ein ungenannter Dichter in dem „Ausruf an das scheidende Jahrhundert zur Ausrottung der Pocken“ (Thorn 1797) in diese düstere Tonart ein:

Seht, wie sich ein schwarzer Grabeshügel
Schaurig an den Nachbarhügel reiht;
Wie der Todtenglocke Grabgeläut
Nicht mehr schweigt, des Todes schwarzer Flügel

Schrecklich über Städt' und Dörfer schwebt;
 Wie aus jeder Menschenwohnung, —
 Jetzt ein Siechhaus — Flehen um Verschonung
 Jammernd zu dem Himmel sich erhebt.

Hier starrt eine Mutter hingefunken
 An des Liebling's Leiche, stumm und kalt,
 Ist das eine menschliche Gestalt?
 Dies das Kind, das ihre Brust getrunken?
 Nein, kein Menschenangeficht,
 Ha, ein Schemsal ohne Leben.
 Hat man ihr in ihren Arm gegeben,
 Denn ihr kleiner Abgott ist das nicht.

Den Gegensatz zu diesem Nachtstück bildet der Jubelton des nach dem Bekanntwerden der Jenner'schen Entdeckung erschienenen Gedichtes in der Schrift: „Das Thierquälen, die Baumbeschädigung und die Schutzpocken, Katechetisch bearbeitet für Bürger- und Landschulen von S. und W., Altenburg und Erfurt 1802“:

So raffte fast in allen Zonen
 Die Blatterpest mit wilder Hand
 Die Menschen hin zu Millionen,
 Eh' die Vernunft ein Mittel fand,
 Das uns, wenn man es weislich nützt,
 Vor diesem Erdentübel schützt.

Ein Menschenfreund in unsren Zeiten,
 Erfand es, wer verehrt ihn nicht?
 Es dankbar schätzen und verbreiten,
 Sey unser Dank, sey unsre Pflicht!
 Wer stillt nicht gern des Bruders Schmerz
 Und reicht ihm Balsam für sein Herz?

Die Nachwelt noch wird ihn erheben,
 Dort findet er noch höhern Lohn.
 Nun kann der Enkel froher leben,
 Wenn dieses Uebel einst entflo'h'n,
 Und wir, die die Vernunft gelehrt,
 Sind dann des Namens: Menschen werth.

Unter den dramatischen Werken der deutschen Literatur, welche von der Bühne herab für die Popularisirung der Vaccination wirken sollten, wollen wir nur eines erwähnen, weil es wirklich (zu Magdeburg) aufgeführt worden ist und wegen der köstlichen Naivität, dem Schauspieldirector das Werk zu bezeichnen, aus welchem er die Abbildung der Pocken zu entnehmen hat, die naturgetreu den Armen der Kinder aufgemalt werden sollen. Das „Familiengemälde in einem Act“, von Prof. J. Kambach, und vom Verf. „Dem Retter seiner Kinder“, Dr. Welper, zugeeignet, die Schutzpocken,

Berlin 1802, behandelt nämlich ein Familienzwist. Der Vater will die Kinder impfen lassen, die Mutter, obgleich Schwester eines Arztes, widersetzt sich. Schon entschließt sich der Vater, die ersten Einleitungen zu einer Ehescheidung zu treffen, als die Mutter sich durch ihren Bruder bestimmen läßt, die Kinder heimlich impfen zu lassen. Im Augenblicke der größten Spannung eilen die Kinder mit vollkommen entwickelten Blättern auf den Armen herbei und alles löst sich in Wohlgefallen auf.

Aus der französischen Literatur sind mir folgende Lehrgedichte bekannt: Martineau de Soleiro, poëme héroïque sur la petite vérole. Les vœux de la France pour la santé du Roi. Paris 1729 (gegen die Inoculation). Poinciset, l'Inoculation. Paris 1756 (dafür). Abbé Roman, l'Inoculation, ein Gedicht in vier Gesängen, welches 1773 mit dem falschen Verlagsort Amsterdam zu Paris bei Lacombe erschien und der Kaiserin Katharina II. zugeeignet ist (dafür). Casimir Delavigne, la découverte de la vaccine. Die dramatischen Leistungen der Franzosen sind unbedeutend, mehr komischer als lehrhafter Tendenz. Ob die Engländer und Italiener gleichfalls Proben einer Pockenpoesie besitzen, ist mir unbekannt. Jedenfalls scheint mir das Vorhandensein der angeführten culturgeschichtlich interessant. Möge endlich die Gesetzgebung und die Fürsorge einen Zustand in Bezug auf die wieder ihr Haupt erhebende Syder herbeiführen, daß wir die Wiederholung solcher Schilderungen von ihrem Wüthen, wie die angeführten waren, nicht mehr zu befürchten haben!

W. Stricker.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Municipal- und Gemeindeordnung. Aus Siebenbürgen. — Am 1. August 1870 sanctionirte der König den von dem Reichstage gebrachten XLII. Gesetzartikel vom Jahre 1870 „über die Regelung der Municipien.“ Es war dies ein bedeutsamer Schritt in der Entwicklung Ungarns zum modernen Staate. Wer die fast schrankenlose Freiheit der ungarischen Comitate kannte, die sich nicht bloß als Schutzwehr sondern geradezu als Controlle der Gesetzgebung fühlten und im fortwährenden geheimen und offenen Kriege gegen die Regierung sich befanden, mußte schon darin, daß diese Freiheit gesetzlich einmal geregelt werden sollte, einen Fortschritt zum Bessern erkennen. Aus dem Schwanken veralteter Gesetze und wandelbaren Herkommens, die so oft nur der Deckmantel zügelloser Willkür waren und auf allen Punkten

der Verwaltung und Gesetzgebung hemmend entgegenzutreten, sollte der feste Kern geordneter Zustände in Kreis und Gemeinde sich entwickeln und dem Staate die unentbehrliche Grundlage schaffen. Niemand wird die außerordentliche Schwierigkeit dieser Aufgabe gerade in Ungarn verkennen, wo eben erst die Fesseln der Hörigkeit von dem Bauernstande gefallen, der städtische Bürgerstand kaum am Anfange seiner Entwicklung stand und nur der zahllose Adel gewohnt war am Regimente zu sitzen und die Befolgung der Gesetze, die er schuf und selbst täglich verletzte, von dem „armen steuerzahlenden Volke“ zu fordern.

Die Aufgabe wurde in rascher Arbeit gelöst. Ob glücklich oder nicht, das zu untersuchen liegt unserer heutigen Absicht ferne. Die sächsischen Kreise Siebenbürgens wurden davon nicht berührt, da eine Bestimmung darin Aufnahme fand, daß „über die Regelung des Königsbodens in Gemäßheit des § 10 des XLIII. Gesetzartikels vom Jahre 1868 ein besonderes Gesetz verfügen solle.“ Diese Ausnahmsstellung war nicht nur eine Folge gerechter Beachtung positiver Gesetze, welche den Sachsen in Siebenbürgen die unmittelbare Mitwirkung an der Regelung ihrer Municipalverfassung gesichert hatten, sondern auch eine natürliche Wirkung politischer und socialer Verhältnisse, welche von jenen wesentlich abwichen, die in den Comitaten sich fanden. Seit der Einwanderung der Deutschen in diese Gauen hat es darin einen leibeigenen Stand nicht gegeben: die Gemeinfreiheit wies jeden Versuch zurück, aus den patricischen Geschlechtern einen bevorrechteten Adelstand herauswachsen zu lassen; das zünftige Gewerbe und der freie Bauer, die sich unter einander Herren nannten, ihre Beamten, Pfarrer und Lehrer frei wählten, ihre Abgeordneten auf die Kreistage und in die Landes- und Reichsversammlungen entsandten, Waffen trugen wie die Großen des Reiches und ihr nationales Siegel drückten unter die Gesetze des Landes und unter die Verträge des Staates, — alles das schuf hier an der Grenze der Christenheit ein bürgerliches Gemeinwesen so eigener Art, daß die Formen des magyarischen Comitates einfach auch darauf anzuwenden nichts anderes heißen hätte als das innerste Leben brechen, die warme Theilnahme am Staate zerstören und zahlreiche lobenswerthe Kräfte in dem Joche einer politischen Theorie, der *égalité*, grausam und unpolitisch verkümmern lassen. Denn so sind die Nationalitäten in diesem Lande gemischt und vertheilt, daß der Erbe des Deutschen hier so wenig als in Oberungarn der Magyar, sondern nur allein der romanische Walache sein könnte. Darum hat auch die magyarische Gesetzgebung des Jahres 1870 in dem allgemeinen Municipalgesetze ein leeres Blatt gelassen, auf welches ein künftiges Gesetz die Municipalordnung für die sächsischen Kreise schreiben soll. Wenn nicht, wie es von Zeit zu Zeit im Pester Reichstagssaale geschieht, die Leidenschaft der Chauvinisten das

Uebergewicht über die ruhige Ueberlegung gewinnt und man nicht allzusehr hastet nach dem zweifelhaften Ruhme, eine Nationalität weniger auf dem Gebiete der Stephanskronen zu haben und dafür eine andere stärker zu machen; — so kann das zu schaffende Municipalgesetz für den „Königsboden“^{*)}, viel dazu beitragen, dem magyarischen Staatswesen in Siebenbürgens deutschen Bewohnern treue Anhänger zu erwerben.

Die Vorarbeit zu diesem Gesetze soll die Nationsuniversität liefern. Ein Versuch dazu ist im Jahre 1871 gemacht worden, in einer Zeit tiefer Entzweiung und darum so verfehlt, daß heute, wer es ehrlich meint mit dem Deutschthum hier, nur mit tiefer Treuer darauf zurückblicken kann. Noch aber ist das Geschehene besser zu machen nicht zu spät und dazu rüstet sich so eben die sächsische Kreisvertretung. Mit seltener Einmüthigkeit haben sämtliche sächsische Abgeordnete sich geeinigt, die Regierung aufzufordern, in dem Gesetzentwurfe, welchen sie in dieser Angelegenheit einbringen wird, die nachstehenden Grundsätze zum Ausdruck zu bringen.

1. Die elf sächsischen municipalen Kreise und die zu jedem derselben gesetzlich gehörigen Gemeinden bilden in ihrer Gesammtheit eine municipale Einheit (universitas). Eine Aenderung des Gebietsumfanges der einzelnen Kreise oder der Gesammtheit, sowie die Vereinigung zweier oder mehrerer benachbarter Kreise des Königsbodens zu gemeinschaftlicher Ausübung municipaler Rechte ist nur unter Mitwirkung der betreffenden Kreise und der sächsischen Nationsuniversität zulässig.

2. Obgleich „die auf Gesetzen und Verträgen beruhenden Rechte“, welche der 43. Gesetzartikel von 1868 in § 10 erwähnt, dem Sachsenlande viel weiter Gehendes gewährleisten, so wird dem Staate gegenüber in allem Wesentlichen nur jene Summe municipaler und Gemeinderechte in Anspruch genommen, die das Gesetz den Municipien und Gemeinden im Allgemeinen eingeräumt hat.

3. Vertretung und Verwaltung sind streng von einander zu sondern. Beide gliedern sich nach den drei Abstufungen der Ortsgemeinden, der Kreise und der Gesammtheit derart, daß in allen Angelegenheiten der communalen und municipalen Selbstverwaltung für die Ortsvertretung das Ortsamt, für die Kreisvertretung die Kreisbehörde, für die sächsische Nationsuniversität das Universitätsamt das verantwortliche Verwaltungs- und Vollzugsorgan ist.

4. Die Vertretungskörper haben durchgängig und ausschließlich aus Wahlen hervorzugehen. Bei möglichst weiter Ausdehnung des activen Wahlrechts wird dem Besitz, der geistigen Bildung und sittlichen Tüchtigkeit das

^{*)} So wird neuerlichst das Sachsenland von den Magyaren gerne genannt.

gebührende Gewicht einzuräumen und andererseits den Uebelständen vorzubeugen sein, die aus einer übergroßen Zahl der Mitglieder für jeden Vertretungskörper erwachsen.

5. Alle Aemter sind durch freie, von keiner Regierungscandidation beengte Wahl der Vertretungskörper zu besetzen. Die Entscheidung darüber, ob die Beamten auf Lebenszeit oder nur auf eine bestimmte und welche Reihe von Jahren gewählt werden sollen, sowie die Entscheidung der Frage des formellen Nachweises ihrer Tauglichkeit für das betreffende Amt wird der Statutargesetzgebung überlassen.

6. Gemeinde, Kreis und Gesamtheit beschließen über ihre eigenen Angelegenheiten und verwalten dieselben innerhalb der Gesetze und rechtskräftigen Statute selbständig.

7. Die Städte und Vororte stehen innerhalb des Kreisverbandes, jedoch in rein städtischen Angelegenheiten nicht unter seiner Jurisdiction.

8. Im Kreise liegt der Schwerpunkt der municipalen Rechte und Pflichten. Er übt das Selbstverwaltungs- und Statutarrecht in allen eigenen Angelegenheiten sowie das Repräsentationsrecht aus; auch hat er in unmittelbarer Unterstellung und in directem Verkehr mit der Staatsregierung die vom Staate den Municipien übertragenen Zweige der Staatsverwaltung zu besorgen.

9. Die sächsische Nationsuniversität übt das Statutarrecht in allen jenen Municipalangelegenheiten aus, die der Gesamtheit gemeinsam sind. Stößt jedoch die Durchführung eines von ihr festgestellten Statutes in einem Kreise mit Rücksicht auf dessen Localverhältnisse auf begründete Bedenken, so kann die Kreisvertretung den Vollzug, unter gleichzeitiger Anzeige und Darlegung der Gründe an das Universitätsamt, einstellen. Gegen den darauf in dieser Angelegenheit von der Universität erneut zu fassenden Beschluß steht dem Kreise das Berufungsrecht an das Ministerium des Innern mit aufschiebender Wirkung zu. Auf das Verlangen eines Kreises kann die Universität auch Statute über solche Gegenstände feststellen, deren statutarische Behandlung dem Wirkungskreis der Kreise zusteht. Derartige Statute werden nur für diejenigen Kreise verbindlich, von denen das Verlangen ausgegangen. Die Universität sorgt für die geordnete Verwaltung des sächsischen Nationalvermögens. Nach dieser wie auch nach allen übrigen Richtungen seiner Thätigkeit überwacht sie das Universitätsamt und zieht dessen Mitglieder nöthigenfalls zur Verantwortung. An der Beschlußfassung über die Verwaltung und Verwendung des Nationalvermögens darf jedes Mitglied der Nationsuniversität nur in so fern Antheil nehmen, als es Miteigentümer dieses Vermögens vertritt. Sie übt auch das Repräsentationsrecht aus.

10. Das Universitätsamt bereitet die Vorlagen für die Universität vor und sorgt für den Vollzug der von derselben festgestellten Statuten und gefaßten Beschlüsse. Der weitere Wirkungskreis des Universitätsamtes wird im Sinne der municipalen Einheit sowie der Wahrung der municipalen Rechte der Kreise durch ein Universitätsstatut festgestellt.

11. Der von Sr. Majestät unter ministerieller Gegenzeichnung ernannte Comes der sächsischen Nation ist der Repräsentant der executiven Gewalt. Als solcher übt er eine Controlle über die Municipalselbstverwaltung aus und wacht über die Interessen der durch die Kreise vermittelten öffentlichen Staatsverwaltung. Die Einberufung der sächsischen Nationsuniversität, sowie der Vorsitz in derselben steht dem Comes, in seiner Verhinderung dem von der Universität gewählten Vorsitzer des Universitätsamtes zu.

12. Die weitere Regelung des Municipal- und Gemeinbewesens auf dem Königsboden hat durch Universitätsstatute, beziehungsweise im Einzelnen durch Kreis und Gemeindestatute zu geschehen.

Spätere Abänderungen dieses Gesetzes selbst sollen nach Anhörung der sächsischen Nationsuniversität im Sinne der §§ 10 und 11 des 43. Gesetzartikels von 1868*) erfolgen.

Das Wahlergebnis des 5. Novembers. Vom Eriesee. — Das Rabel hat Ihnen längst den glänzenden republikanischen Triumph vom 5. November und die mit beispielloser Majorität erfolgte Wiedererwählung Grants zur Präsidentenwürde der Vereinigten Staaten gemeldet. Es bleibt somit Ihrem Berichterstatter zur Nachlese nur ein Ueberblick über das Kampffeld übrig. Daß die Spannung auf den Ausgang der Präsidentschaftscampagne in der größten Stadt sowohl wie im kleinsten Dorfe intensiv, ja fieberhaft war, ließ sich aus der leidenschaftlichen Erbitterung, der persönlichen Malice und den sachlichen Entstellungen, mit denen der Kampf geführt wurde, folgern. Politische Meinungsdivergenz hatte die besten Freunde entzweit, Zwietracht selbst in den Familienkreis gebracht, jedes Siegel der Verschwiegenheit und des Vertrauens gebrochen. Die Schwächen hervorragender Persönlichkeiten wurden mit wahrhaft bacchantischer Wollust entblößt, politische Zügellosigkeit grassirte in barbarischer Wildheit. Vornehmlich richtete sie sich auf die beiden Präsidentschaftscandidaten und ihre Hauptanhänger, und wenn man jetzt in ruhigeren Momenten die Preßproducte beider Parteien vom Ende Oktober in die Hand nimmt, so muß man sich darüber wundern, wie eine freie, große und mächtige Nation einem Menschen wie Grant, dem „Inbegriff

*) Es wird in diesem Gesetze n. A. der sächsischen Nationsuniversität der frühere Wirkungskreis mit Ausnahme der Justizgesetzgebung und der Rechtsprechung verbürgt.

aller Verworfenheiten“ — nach der Meinung der Opposition — die Zügel der Herrschaft in die Hände geben konnte. Und doch half dieser maß- und ziellose Angriff auf die Person des Präsidenten ihm mehr als alle Lobreden seiner eigenen Anhänger. Die Amerikaner sind ein sehr nüchternes Volk. Es giebt wohl Augenblicke, in denen sie dem ersten Impulse einer idealistischen Begeisterung nachgeben; allein, wenn diese nicht in ihrer ganzen Geistigkeit, so zu sagen, und ihrer unantastbaren Reinheit aufrecht erhalten wird, dann fallen sie bald in die bequemere Denkungsweise des „laissez aller“ zurück. Der Amerikaner selbst bezeichnet diesen Rückfall als den „sober second thought“. Und dieser „zweite nüchterne Gedanke“ verstärkt durch den moralischen Einfluß der Oktoberwahlen brachte das Freund wie Feind überraschende Resultat des 5. November zu Wege. Zwar ist das offizielle Botum der Einzelstaaten noch nicht veröffentlicht und von zwei oder drei Südstaaten fehlen gegenwärtig, wo ich schreibe, sogar noch die vollständigen Wahlberichte, doch sind folgende Majoritäten ziemlich sicher gestellt.

Für Grant stimmten sämtliche Nord- Ost- und Weststaaten wie folgt: Californien mit einer Majorität von 10,673; Connecticut 4,735; Illinois 55,801, Indiana 23,000; Iowa 60,000; Kansas 30,000; Maine 30,000; Massachusetts 73,217; Michigan 50,000; Vermont 30,000; Minnesota 20,000; Nebraska 10,000; Nevada 2000; Newhampshire 5,484; Newyork 55,205; Newjersey 14,000; Ohio 42,000; Oregon 2000; Pennsylvanien 130,000; Rhode Island 8000; Wisconsin 15,000. Von den Südstaaten stimmten folgende 9: Alabama, Arkansas, Delaware, Florida, Mississippi, Nordcarolina, Südcarolina, Virginien und Westvirginien für Grant mit einer Gesamtmajorität von 110 — 120,000. Greeley erhielt nur die folgenden 7 Südstaaten: Georgia, Kentucky, Louisiana, Maryland, Missouri, Texas und Tennessee und diese gaben ihm im Ganzen eine Majorität von 64,200. Von den 37 Staaten der Union gaben 30 ihr Verdikt gegen den Candidaten der Coalitionsparthei ab und verwarfen totaliter das Bündniß der Demokraten mit den Liberal-Republicanern. Grants diesjährige Majorität übertrifft die von 1868 um beinahe eine halbe Million. Damals betrug seine Volksmajorität 309,588 und in diesem Jahre erreichte sie die nie dagewesene Ziffer von 800,000. Das merkwürdigste Botum ist das unseres Staates Newyork. Er wird als die Feste der Demokratie des Nordens angesehen; denn die Stadt Newyork gab in Folge ihrer starken irischen und deutschen Population, welche wunderbarerweise in der Politik gemeinsame Sache zu machen pflegten, stets so gewaltige demokratische Majoritäten, daß der Rest des Staates diese nie ausgleichen konnte. Greeley selbst, der als ein guter Wahlprophet galt, hatte den Staat mit mindestens 100,000 Majorität für sich in Anspruch genommen. Horatio Seymour, der demokratische

Präsidentenschaftscandidat des Jahres 1868 bekam in Newyork eine Majorität von nahezu 70,000 und im Jahre 1872 gewann der republikanische Candidat denselben Staat mit 55,000 Majorität — ein republikanischer Gewinn von 125,000! Ferner hatten Newjersey und Delaware nie zuvor einen republikanischen Candidaten erwählen helfen; wenn es demokratische Staaten par Excellence gab, so waren es diese beiden. Dies Mal aber gingen auch sie, wie aus unserer Uebersicht erhellt, für das republikanische Ticket.

Doch die Wiederwahl ihres Präsidenten war nicht der einzige Sieg, den die republikanische Partei in der letzten Wahl davon trug. Die Republikaner erwählten in sämtlichen Staaten, in denen sie eine Majorität für Grant erzielten, auch sämtliche Staatsbeamten, die Staatslegislaturen und eine Mehrheit der Congressdelegationen. Durch letztere hat sich die republikanische Partei eine Zweidrittelmajorität im nationalen Repräsentantenhause gesichert und durch Gewinnung der Staatslegislaturen auch den Bundessenat, da jene die Bundessensoren erwählen. Die Wiederwahl der republikanischen Sensoren Morton von Indiana und Conkling von Newyork, die ganz besonders den Liberalen ein Dorn im Auge waren, und deren Amtstermin am 4. März abläuft, ist somit gesichert. Wo ein solches Verdikt abgegeben wird, da müssen die Anschuldigungen von Käuflichkeit und Negerimportationen, womöglich direkt aus Afrika, die bei geringeren Majoritäten sicher erhoben worden wären, von selbst verschwinden. Millionen von Stimmgebern lassen sich nicht erkaufen und auch die Theorie vom „kleineren Uebel“, der beispielsweise die „Köln. Zeitung“ vom 7. Nov. „kühl bis an's Herz hinan“ den Erfolg Grants zuschreibt, ist nicht zutreffend. Die Gegner Grants haben denselben einfach zum zweiten Male in's Weiße Haus „hineingeschimpft.“

Mag auch Grant die Fähigkeiten nicht besitzen, welche dem Präsidenten einer so mächtigen Republik eigen sein sollen, mag er auch Fehler begangen haben, die besser nicht geschehen wären, die aber, wie Grant selbst eingestand, bei Neulingen in allen Professionen unvermeidlich sind, mag er auch kein gewaltiger Donnerer in der Redekunst sein — an That- und Willenskraft, und in der gesunden und nüchternen Beurtheilung der Verhältnisse des Landes stand er weit, weit über seinem Gegner, dessen Leistungen nur eine Kette von Excentricitäten und Sonderlichkeiten waren. Grants Beurtheilung durch Sumner, Schurz und Trumbull fand im Volke keinen Nachklang. In dem Vorschlage, San Domingo zu annectiren — ein Projekt, das übrigens bald aufgegeben wurde, — konnte das Volk nicht den Untergang der Republik sehen, wie ihm der Senator von Massachusetts mit antiquarischen Beweisstücken vorzudemonstriren suchte. Dem Waffenschacher, dem

Stechenpferde des Herrn Schurz' wurde die Spitze dadurch abgebrochen, daß man an Schurz mit Recht die Anfrage stellte, warum er denn diese Transaction nicht, während sie vor sich ging, aufgedeckt habe, obgleich sie unter seiner eigenen Nase vollzogen worden. Außerdem sagten sich die Deutschen hier, daß sie nicht bismärckischer als Bismarck selbst zu sein brauchten, der in dem Verhalten unserer Regierung während des deutsch-französischen Krieges keinen Fehler gefunden, im Gegentheil dieselben wegen der großmüthigen Behandlung, den unser Gesandter in Paris den bedrängten Deutschen hat zu Theil werden lassen, belobt habe. An Sumners Aufrichtigkeit in der Waffenschacherfrage zweifelte man ganz und gar, denn er nahm an derselben nur Theil, soweit er glaubte, daß die französische Regierung dabei um 10 Millionen zu kurz gekommen sei. Hätte sich's nur darum gehandelt, ob die Vereinigte-Staatenregierung gegen Deutschland Unrecht geübt, so stände Sumner sicher auf Seite der ersteren, denn einen größeren Verächter der „deutschen Barbaren“, als den Senator für Massachusetts haben sicher die Vereinigten Staaten nicht aufzuweisen. Daß unser Präsident seine Verwandten mit Aemtern versorgte, fand man ferner nicht recht. Auf der anderen Seite aber kann man es nicht ganz unbillig nennen, wenn er unter 60,000 Beamten, die er anzustellen hat, auch seiner Betterschaft einige Bissen von der öffentlichen Krippe zukommen läßt. Zudem wurde dieser Nepotismus von einem Manne angegriffen, der, soweit es ihn selbst betraf, denselben soviel wie möglich ausgebeutet hatte. Dieser Mann war Lyman Trumbull von Illinois, der seine sämtlichen Agnaten wie Cognaten lange genug mit Bundesämtern gefüttert hat. Dagegen war die Finanzverwaltung der Grant'schen Administration unanfechtbar vor dem Volke. An 600 Mill. sind unter derselben von der Nationalschuld abgetragen worden unter gänzlicher Aufhebung der internen Steuern mit Ausnahme derer auf Spirituosen und Tabak und bei stetiger Reduction der Einfuhrzölle. Was dagegen Greeley repräsentirte, war Niemandem klar. Die Tarifrfrage war aus der Cincinnati-Plattform ausgewiesen worden; in der Civildienstfrage Greeley zum Repräsentanten zu machen hieß, wie eine geistreiche Wochenschrift sich ausdrückte, Beelzebub zum Hüter der Unschuld bestellen oder den Papst zum Präsidenten einer Freidenkercongresses erwählen. Der südlichen Frage endlich war die Pointe genommen durch den Erlaß der Amnestieakte in der letzten Sitzung des Congresses.

Die Coalition der Liberalen und Demokraten flößte kein Vertrauen ein und die principientreuen Demokraten repudiirten diese unehrenhafte Verbindung: „Anything to beat General Grant“ dadurch, daß sie am 5. entweder gar nicht oder direkt für Grant stimmten. Während somit ein großer Theil der demokratischen Stimmgäber dem demokratischen Candidaten

verloren ging, wurde dieser Verlust nicht zum zehnten Theil durch die Acquisition der Liberalen gedeckt. Diese bilden überhaupt nur ein Häuflein von Officieren ohne Soldaten und es zeigte sich so recht, daß weder Sumner die Regierstimmen, noch Schurz die Deutschen in der Tasche habe und daß kein Trumbull im Stande war Illinois, noch ein Hendricks Indiana einer wohl organisirten Partei abwendig zu machen, wie bedeutend an Ruf und Tüchtigkeit auch immer diese Männer sein mögen. Sie alle sind nur geworden, was sie waren, dadurch, daß sie sich der herrschenden politischen Strömung angeschlossen hatten. Eine so mächtige und um das nationale Wohlfsein so verdiente Partei umzustürzen, dazu müßte ein Bedürfniß im Volke vorhanden sein; keineswegs genügt es dafür Schurz oder Sumner zu heißen. Das Volk hat diesen Männern ein so großes Mißtrauensvotum gegeben, daß ihr politischer Nimbus für immer zerstört ist. Sumner, der seit 1852 im Senate sitzt, würde heute nicht wieder erwählt werden, wäre sein Amtstermin um. Ebenso würde es Schurz ergehen, dessen Prestige unter den Deutschen für immer dahin ist. Wir Deutsch-Amerikaner haben ganz besondere Ursache, auf Carl Schurz erbittert zu sein, der uns in diese Sackgasse, zwischen Grant und Greeley zu wählen, hineingebracht und das ihm geschenkte Vertrauen des gesammten Deutschthums durch Anerkennung der Cincinnatier Schacherpolitik mißbraucht hat. Seit dieser Zeit hat Schurz jeden Anspruch auf die Führerschaft der Deutschen verloren und den schlagendsten Beweis haben die Deutschen darin gegeben, daß sie en masse für Grant stimmten.

In unserem Staate hatte die Wahl noch einen religiösen Beigeschmack: die demokratische Partei hatte als Gouverneurscandidaten einen Mann aufgestellt, Namens Francis Kerman, der sich den Wählern als „earnest and severe Roman Catholic“ empfahl. Mit dem „bigotten Katholiken“ wollten sie das irische und deutsche katholische Botum fangen. Denn die deutschen Katholiken hierlands sind erstaunlich jesuitisch gesinnt. Aber damit kam die Partei bei den Amerikanern gar schlecht an. Die protestantischen Farmer ohne Unterschied der Partei stimmten nun für den republikanischen Candidaten, John A. Dix, und der bigotte demokratische Candidat Kerman wurde erbärmlich geschlagen. Die religiösen Umtriebe der Jesuiten für politische Zwecke ziehen bei uns nicht. —

Grant hat seit seiner Wiederwahl bereits Zeichen ehrlicher Reformversuche gegeben und es steht zu erwarten, daß sein zweiter Amtstermin zu den besten Regierungsjahren, die dieses Land gesehen, zählen wird. Greeley, der bereits am Morgen des 6. November seine Uebernahme der Redaktionsstelle an der Newyorker „Tribüne“ angekündigt hatte, war durch seine schauerhaften Niederlagen und den während der Campagne eingetretenen Tod seiner

Frau so stark mitgenommen, daß seine geistige, wie körperliche Gesundheit selbst zerstört ward. Er lebte noch gerade lange genug, um seinen höchsten Wunsch scheitern zu sehen; die Nation, der er als Journalist noch gute Dienste hätte leisten können, bedauert um deswillen seinen Hingang. Ueber den Rest der Präsidentschaftscandidaten genügen wenige Worte: Charles O'Connor und John Quincy Adams, die Candidaten der demokratischen Louisviller Convention haben nur einzelne zerstreute Stimmen erhalten. Sie dürften sich im Ganzen wohl kaum auf 10,000 summiren. Das officiële Resultat liegt noch immer nicht vor, obschon ich die Absendung meines Berichts deshalb aufgeschoben habe. Die Candidaten der Weiberrechtler Victoria Woodhull und Fred. Douglass haben, soweit bekannt, auch nicht eine einzige Stimme erhalten. Beiläufig gesagt, sitzt die Präsidentschaftscandidatin gegenwärtig hinter Schloß und Riegel wegen eines infamen, ehrabschneiderischen Artikels gegen den bekannten Kanzelredner Henry Wood Beecher an der Plymouth Kirche zu Brooklyn. George Francis Train, der permanente Präsidentschaftscandidat, ist einstimmig durchgefallen.

Literarischer Festbericht.

II.

Nachdem durch die Winkelmann'sche Epoche eine neue historisch-kritische Renaissance der antiken Kunst heraufgeführt worden, haben nach einander auch die späteren Kunstgestaltungen eine ähnliche theoretische Wiederbelebung erfahren. Jahrzehnte lang schien es, als würde das mittelalterliche Kunstwesen, besonders die Gothik in unserer Schätzung dem Alterthume den Rang ablaufen; alsbald jedoch standen auch schon die Füße derer an der Thür, die wiederum die Gothik hinaustragen sollten. An ihre Stelle ist denn die eigentlich sogenannte Renaissance getreten, der nunmehr geschieht, was sie einst selber an der Antike gethan: man bewundert sie und ahmt sie nach, sucht sie aus- und umzubilden, vor allem aber ist man beflissen sie mit wissenschaftlichem Ernste, historisch und ästhetisch zugleich, zu erforschen. Diese Richtung schlägt u. a. mit bedeutendem Erfolge ein das als Fortsetzung von Rugler's Geschichte der Baukunst auftretende, in der That aber durchaus selbständige gemeinsame Werk Burckhardt's und Lübke's, von denen jener die italienische, dieser die französische und eben jetzt auch die deutsche Architektur im Zeitalter der Renaissance historisch darzustellen unternommen. Wir haben es heut nur mit der jüngsten, zu drei Vierteln vollendeten Abtheilung, der

„Geschichte der deutschen Renaissance“ von Wilh. Lübke zu thun (Stuttgart, Ebner u. Seubert 1872), einer Arbeit, die für den deutschen Leser von zwiefach erhöhtem Interesse ist, einmal weil sie Vaterländisches zur Anschauung bringt, dann weil gerade dies Vaterländische bisher — nach deutscher Art — weit unbekannter war als das entsprechende Fremde. Mit rühmenswerthem Fleiße ist da der Autor geraume Zeit über geradezu auf Entdeckung ausgegangen, die Beschaffung des Materials, namentlich auch der zahlreichen, unentbehrlichen Abbildungen war nur mit erheblicher Mühwaltung zu erreichen. Um so wärmeres Lob verdient das nahezu vollendete Werk, das einen höchst befriedigenden Gesamteindruck hinterläßt. Die deutsche Renaissance stellt sich danach trotz aller äußeren Anregungen, vornehmlich von Italien her, doch als eine ganz eigenartige, vollsthümlich bestimmte Erscheinung dar, natürlich weder von der klassischen Sicherheit des Stils, welche die italienische Renaissance auszeichnet — nur einzelne Bauwerke wie einige Theile des Heidelberger Schlosses, das Prager Belvedere u. a. m. sind von gleicher Vollendung —, noch auch von der bewußten nationalen Energie, die in den Pariser Pallastbauten oder den wunderlichen, halbgothischen Landsitzen des französischen Adels befremdend und doch gewinnend sich ausspricht. Dafür aber steht die deutsche Renaissance ohnegleichen da durch den Reichthum mannichfachster landschaftlicher Entwicklung, sie bezeichnet so recht die Blüthezeit des Territorialfürstenthums und der reichsstädtischen Selbständigkeit, und zwar steht sie gerade mit der letzteren in der innigsten Beziehung, sie ist bei uns in erster Linie Kunst des bürgerlichen Lebens gewesen. Aesthetisch betrachtet mögen auch bei uns die Fürstenbauten höher stehen, charakteristischer jedoch, origineller, kurz deutscher ist ohne Frage die Architectur unserer Städte, und zwar wiederum die der Privathäuser in höherem Grade als die der communalen Gebäude; hier tritt am deutlichsten die spezifisch deutsche Weise hervor, auch in der Renaissancefaçade die Vertikale als Hauptrichtung auszuprägen. Durch diese fröhliche Welt nun einer Kunst, welche durch Vermittlung des ihr engverwandten Gewerbes ihren Einfluß bis tief in das Detail des Alltagslebens erstreckte, führt uns Lübke in lebendigem Vortrage von Landschaft zu Landschaft; daß Schwaben, besonders Stuttgart sich in Wort und Bild unverhältnißmäßig hervordrängt, entschuldigt sich leicht aus äußeren Rücksichten; mit Verlangen sehen wir dem noch ausstehenden Abschnitt über die norddeutschen Lande entgegen. Eine hübsche Einleitung über die „Renaissance des deutschen Geistes“ überhaupt stellt für den Leser eine angenehme Verbindung her mit dem, was er über die politischkirchliche wie über die Culturgeschichte der Zeit aus Ranke, Freytag und anderen Autoren kennt.

Wir dürfen nicht unterlassen, im Anschluß an Lübkes patriotisches Werk

des vortrefflichen, von Prof. A. Ortwein in Nürnberg begonnenen Unternehmens zu gedenken, welches, jetzt bis zur 12. Lieferung fortgeschritten (Leipzig, E. A. Seemann) sich die Aufgabe stellt, eine möglichst reiche Sammlung von Nachbildungen der verschiedensten Arbeiten deutscher Renaissance in Architektur, Decoration, Kunstgewerbe &c. zu geben. Der genannte Unternehmer hat sich mit einer großen Anzahl deutscher Architekten vereinigt, von denen Jeder seine dermalige Heimath auf die Ueberbleibsel dieses Stiles hindurchzumustern und die Ausbeute in autolithographischer Zeichnung wiederzugeben hat. Auf diese Weise wächst allmählich ein architektonisches Musterbuch der deutschen Renaissance heran, welches sich nicht bloß durch präzisen fachmännischen Vortrag, sondern auch noch durch erstaunliche Billigkeit auszeichnet, die dem Werke die Verbreitung und damit die erwünschte praktische Wirkung sichert, wenigstens sichern sollte.

Nicht minder verdient in diesem Zusammenhange „Die Baugeschichte Berlins bis auf die Gegenwart“ von A. Woltmann rühmlichst genannt zu werden (Berlin, Gebrüder Paetel, 1872), ein Buch, das aus mündlichen Vorträgen erwachsen sich ungeschminkte Frische und eindringliche Klarheit bestens erhalten hat. Man würde sehr irren, wollte man ihm bloß lokale Bedeutung beimessen. Unsere Reichshauptstadt darf auch ganz abgesehen von dieser ihrer jüngsterworbenen Stellung für ihre Baugeschichte die allgemeinste Aufmerksamkeit ansprechen, denn gerade in baulicher Hinsicht ist sie schon seit fast zwei Jahrhunderten unleugbar die deutsche Hauptstadt gewesen. Durch ein wunderbares Geschick — man möchte fast an die Hartmann'sche „Weisheit des Unbewußten“ glauben — wurden die Schlüter und Schinkel an eine Stätte gebannt, wo ihrem Wirken äußerlich so manches Hinderniß entgegentrat, Fürstenundank, enger Sinn, weise und thörichte Kargheit; aber der rastlos aufstrebende Staat, dem sie dienten, stellte ihnen trotz alledem würdige Aufgaben, sie schufen, gleichsam von der Vorfreude immer herrlicherer Zukunft durchhaucht, ein architektonisches Gewand von edler Größe, in das Stadt und Monarchie hernach doch wirklich hineingewachsen sind. Zwischen diesen beiden Epochen mitteninne steht die doch auch hochinteressante Zeit Friedrich's des Großen, der selbst lebhafteste, wenn auch nicht immer heilsame Theilnahme für die Ausführung seiner Bauunternehmungen bewies; gerade diese persönlichen Verhältnisse der Künstler wie der Bauherren stellt Woltmann anziehend dar. Am meisten aber ist die einsichtige, wohlwollende und doch entschiedene Kritik zu loben, die er der Bauperiode unter Friedrich Wilhelm IV. sowie den zum Theil schon erfreulicheren Bestrebungen der allerjüngsten Zeit angedeihen läßt. Auch mit seinem Urtheil über die Erfordernisse der nächsten Zukunft hält er nicht zurück; mit gesunder Klarheit spricht auch er sich zu Gunsten einer frei zu entwickelnden

geläuterten Renaissance aus, einer Uebertragung Schinkel'schen Geistes auf die inzwischen neuerwachsenen Aufgaben; auch er dringt auf Ehrlichkeit des Augenbaus, Vermeidung falscher Gefallsucht; nur wünschten wir die Mängel ausschließlich aus Backstein hergestellter Hohlbauten noch schärfer hervorgehoben zu sehen. Das mit zahlreichen, zum Theil trefflichen Holzschnitten ausgestattete Buch wird sicher überall dankbare Freunde gewinnen.

Um noch einen Augenblick im Kreise der bildenden Kunst zu verharren, so gebührt unter den Büchern über Geschichte der Malerei nach wie vor dem Werke von Crowe und Cavalcaselle die erste Stelle, dessen deutsche Bearbeitung von Dr. W. Jordan (Leipzig, S. Hirzel) es gleicher Weise auf Wahrung der beiden Hauptvorzüge des Originals, der Gründlichkeit und der Lesbarkeit, abzielt. Schon Otto Mündler protestirte in seiner Recension der ersten Theile des englischen Originals entschieden gegen das Vorurtheil der Ungenießbarkeit, welchem derartige weit angelegte Geschichtswerke in der Regel beim größeren Publikum begegnen. Die in der deutschen Ausgabe befolgte Oekonomie ist übrigens grade dadurch, daß sie die Bestandtheile der Darstellung nach biographischem, beschreibendem und rein gelehrtem Inhalte deutlicher auseinandert, den hinsichtlich zweckmäßiger Redaktion etwa zu erhebenden Wünschen immer mehr gerecht geworden. Mit der soeben ausgegebenen zweiten Hälfte des 4. Bandes, welcher den Umfang der drei ersten Bände des Originals abschließt, tritt die Darstellung nun über die Schwelle des 16. Jahrhunderts in die Sphäre der großen Meister ein, die, wenn auch noch nicht persönlich, so doch schon in ihren bedeutenden Wirkungen auf die Zeitgenossen wie Perugino, Fra Bartolommeo, Andrea del Sarto u. A. erscheinen, und hier wird die zum Verständniß der Vorläufer erforderliche intimere Kenntniß Italiens immer mehr durch den Weltsehaz der Gallerien ersetzt. Unablässig arbeiten die Verfasser und der deutsche Herausgeber daran, das Werk auch intensiv vollständig zu erhalten, was bei dem wechselnden Bestande des Kunstbesizes und bei der von Tag zu Tag geschäftigeren Forschung keine geringe Mühe einschließt. Ueber die Zuverlässigkeit des Buches und seiner Methode ist die Meinung der Fachkundigen einstimmig; wir glauben jedoch durch ein kleines Beispiel aus dem vorliegenden neuesten Theil am besten erhärten zu können, zu welcher erstaunlichen Sicherheit es die Verfasser in der Stilkritik gebracht haben. In einigen Fresken der Kirche S. Maria in Campis bei Foligno vermutheten dieselben die eigene Hand des Niccolò Alunno, weil sie die Entwicklungsphase seines Stiles, wie er etwa in den Jahren 1458—60 gewesen, darin wiederzuerkennen glaubten, und die Thatsache der Thätigkeit Alunno's in S. Maria in Campis nicht bloß, sondern auch dieselbe Jahreszahl, welche Crowe und Cavalcaselle dafür angelegt, wird durch eine ganz neuerlich bekannt gewordene Urkunde einfach bestätigt. Solche übrigens durchaus ohne den Tadel der Unfehlbarkeit geübte Stilkritik würde schon den Werken der bekanntesten Meister gegenüber Bewunderung verdienen; wie viel mehr in Fällen solcher Art, die eine unendlich mühsame, durch Vergleichung weit entlegener Beispiele gewonnene Divination voraussetzen!

Von illustrierten Werken bietet uns der Verlag von Alphons Dürr (Leipzig) dießmal besonders zwei willkommene Gaben: zuerst eine Holzschnitt-Ausgabe von Schwind's „Aschenbrödel“, eingeführt durch eine glänzend

geschriebene Charakteristik des Meisters und des Werkes von H. Lücke. Lange schon hat sich unter den Kunstfreunden der Wunsch geregt, auch die Märchen-Dichtungen dieses lebenswürdigsten unserer modernen Künstler in weitere Kreise, als die bisher beliebte Photographie sie beherrscht, eingeführt oder richtiger heimgeführt zu sehen. Diese Aufgabe ist durch das vorliegende Werk aufs glücklichste gelöst. Denn erst was dem Holzschnitt gewonnen wird, gehört wirklich dem vollsthümlichen Verständniß an. Und zwar hat hier der Holzschnitt — lange Zeit selbst das Aschenbrödel unter den Ver- vielfältigungs-Künsten — seine ganze Stärke bewiesen: zugleich ein populärer und classischer Dolmetscher des schaffenden Künstlers zu sein. Dank der pietätvollen Nachbildung, welche die unendliche Mühe der Arbeit über der Grazie des Gesamteindrucks vergessen macht, ist Schwind's eigenthümlich zarter sympathischer Vortrag so rein und echt zur Anschauung gebracht, wie es nur überhaupt möglich erscheint, und das Ganze — den Phasen der Erzählung gemäß auf 9 Tafeln vertheilt — bildet ein künstlerisches Volksbuch, das der höchsten wie der bescheidensten Anforderung gerecht wird, den reizenden Inhalt einfach und verständlich, aber dabei in einer Form mitzutheilen, die auch dem verwöhntesten Auge Befriedigung und Genuß bereitet. Es ist ein köstliches deutsches Werk, wie es nur durch einsichtsvolles Zusammenwirken reifen Geschmacks von Seiten des Unternehmers und liebevollster Hingabe bei den Ausführenden zu erreichen war. —

Seit dem Herbst hat die Verlags-handlung überdieß eine illustrierte Zeitschrift unter dem Titel „Deutsche Jugend“ ins Leben gerufen, welche von J. Rohmeyer in Berlin mit trefflichem pädagogischem Takte geleitet, mit dem Streben Ernst macht, die besten Kräfte auf dem Gebiet poetischer Darstellung in Wort und Bild zu Nutz und Frommen der Jugend zu vereinigen. Bietet der Künstlerkreis, den die Firma um ihr Banner gesammelt, und in welchem der hier gestellten Aufgabe gemäß Oskar Pletsch gewissermaßen die Führung übernommen hat, schon Gewähr genug, daß wir in dieser Jugendzeitung ein wirklich gediegenes, geschmackbildendes Schaubuch erhalten, so zeigt der Inhalt der bis jetzt vorliegenden Monatshefte, in wie hohem Grade es dem Redakteur gelungen ist, Maler und Schriftsteller dergestalt zum Zweck der Belehrung und Unterhaltung anzuweisen, daß ein durchaus einheitliches Gepräge entsteht. In zwangloser Reihe wechseln Ernst und Lust, Spiel und Lehre; unwillkürlich wird man an den treuen Kinderfreund Kleinick erinnert, dessen segensreiches Amt am Herzen der kleinen Welt hier wieder aufgenommen und fortgeführt wird. In seinem Geiste, fern von Pedanterie oder erkältender Absichtlichkeit, ist diese Zeitschrift begonnen und man darf ihr darum von Herzen Glück wünschen, und hat volles Recht, sie allen denen ans Herz zu legen, welchen Geist und Gemüth der Kinder zur Pflege empfohlen ist. Gesund und treuherzig, wie die ganze Anlage des Blattes erscheint, versäumt es auch die Bildung vaterländischer Empfindungen nicht, die in den Seelen der werdenden Generation anzupflanzen eine der anziehendsten und verheißungsvollsten Aufgaben ist.

In illustriertem Festgewand ist ferner „Euphorion“ erschienen, die anmuthige pompejanische Dichtung von Gregorovius (Leipzig, F. A. Brodhaus, 1871), die trotz einiger beschreibender Längen eine der gelungensten modernen poetischen Erzählungen darstellt: unter den von Th. Grosse ge-

fertigten Illustrationen verdienen volles Lob die vier antiken Lampen, welche den Gang der Handlung symbolisiren, weniger sprechen an Erfindung und Ausführung (im Holzschnitt) die größeren figürlichen Compositionen an; ein kleines Meisterstück dagegen ist der in elegantestem pompejanischen Stil gehaltene, schöngefärbte Deckel. —

Wie vorm Jahre haben wir sodann auch diesmal auf Werner's „Nilbilder“ aufmerksam zu machen, von denen die artistische Anstalt von Gustav W. Seiz in Wandsbeck soeben eine neue Folge von 6 Blättern hat erscheinen lassen, 2 Landschaften, 2 Architecturen und 2 Genrebilder. Werner's Schöpfungen selbst stehen über allem Lobe, immer aufs neue aber muß die Trefflichkeit der Nachbildung in den vorliegenden chromolithographischen Aquarellfacsimiles gerühmt werden, welche den Farbenreiz der Originale getreulich wiedergeben, ohne daß die Mannichfaltigkeit der Töne und die Zartheit der Uebergänge irgend erheblich darunter litten. Die Sammlung, die noch auf ein weiteres Duzend berechnet ist, stets begleitet von dem ansprechenden, Natur und Geschichte zugleich erläuternden Commentare Brehm's und Dümichen's, bildet eine Zierde der Wand so gut wie der Bildermappe; der Wechsel zwischen dem farbig erheiterten grandiosen Ernste der Ruinen, der bald von Strom und Vegetation belebten, bald in erhabener Rede felsig- oder sandigwüst starrenden Landschaft und dem behaglich würdevollen orientalischen Volksleben giebt der ganzen Collection eine erfreuliche Universalität, während doch die unzerstörbare Eigenart der ägyptischen Landesnatur alles wieder zu harmonischer Einheit gefällig zusammenfaßt.

Von Aegypten mögen wir nicht reden, ohne des lebenswürdigen historischen Romans von G. Ebers: „Eine ägyptische Königstochter“ zu gedenken, der soeben in 3. Auflage (Stuttgart, Ed. Hallberger, 1872) neu an's Licht tritt, auch diesmal wieder in den lehrreichen Noten wissenschaftlich bereichert. Die Aufgabe, zugleich technisch treu und poetisch frei eine zeitlich und räumlich ferne Welt dem Verstande wie dem Gemüthe des Lesers nahe zu bringen, hat Ebers in diesem jugendlich anmuthigen Werke auf's glücklichste gelöst; die durch und durch poetische Erzählung Herodots bot den schönsten Stoff dar, dessen psychologische Vertiefung besonders in der ergreifenden Darstellung des Ramyses überaus wohl gelungen ist. Doch genug; dieser historisch-antiquarische Roman hat sich als einer der besten seiner Gattung längst die ihm gebührende Anerkennung erworben. Sein Talent zu einnehmender Darstellung hat den Verfasser auch bei seinem jüngsten ernsteren Werke nicht verlassen: „Durch Gosen zum Sinai“ (Leipzig, W. Engelmann, 1872) ist der Titel eines Buches, dessen zwiespältigen Charakter Ebers selbst durch den Zusatz: „aus dem Wanderbuche und der Bibliothek“ ausgesprochen hat. Es schildert eine ägyptisch-sinaitische Reise, die der Autor 1871 auf den Spuren des Exodus der Juden unternommen, eine Reise, die der künstlerisch erregbare Tourist und der gelehrte Forscher sozusagen in einer Person ausgeführt. Soviel nun von den Resultaten historisch-archäologischer Arbeit auf allgemeines Interesse zählen kann — und das ist wahrlich nicht wenig, wo es sich wie hier um eine Geschichte handelt, die uns allen von Kindheit her in ihrer wunderbaren Phantastik bekannt und werth ist —, hat der Verfasser geschickt in die Reisebeschreibung selbst verwebt, zu doppeltem Ertrage, denn die lebendige Naturschilderung erhält so durch die Anknüpfung

welthistorischer Erinnerungen erhöhte, gewissermaßen geistige Bedeutung, wie andererseits die sagenhaft gefärbte Geschichte erst auf dem eigenthümlichen Hintergrunde der Landesart ganz verständlich wird. Von den Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, ehe jene Resultate des Textes gewonnen wurden, geben die reichlichen wissenschaftlichen Excurse „aus der Bibliothek“ einige Anschauung, sie dienen zugleich dem tiefer fragenden Leser zu erwünschter Belehrung. Mit der Beweisführung des Verfassers, daß nicht der heut unter diesem Namen berühmte, klostertragende Sinai der Berg der Gesetzgebung gewesen, sondern daß dem weit stattlicheren, geradezu dominirenden Serbäl diese altersgraue Ehre zukomme, erklären wir uns einverstanden. Während wir uns aber in dieser Frage an Ebers' muthiger Kritik erfreuen, vermiffen wir manchen Legenden der Exodusgeschichte gegenüber eine gleiche Kühnheit des Urtheils; die überraschende Naturwahrheit der biblischen Schilderungen — soweit sie sich nicht in das Gebiet des Unbegreiflichen verirren — hat des Verfassers Phantasie insofern ein wenig bestochen, daß er bisweilen, statt nur die Sage lokal gerechtfertigt zu finden, die Geschichte selber örtlich bestätigt wähnt. Dahin rechnen wir die etwas rationalistischen Versuche die doch rein etymologische Sage von der Findung Moses und die noch minder ernsthaft zu behandelnde Dichtung vom Durchgange durch's rothe Meer dort historisch, hier topographisch zur wahrscheinlichen Hälfte zu retten. Wie dem aber auch sei: auch diese vom Standpunkt abendländischer Wissenschaft aus anfechtbaren Schwächen gehören doch wiederum ganz in die orientalische Färbung des Gegenstandes hinein und erhöhen so die Wirkung der Gesamtdarstellung. Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich.

In eine historisch noch unbedeutende, ethnographisch jedoch desto interessantere Gegend führt uns das meisterhaft angelegte und musterhaft ausgeführte Prachtwerk von G. Fritsch: „Die Eingeborenen Südafrikas“ (Breslau, Ferd. Hirt 1872). Der Verfasser legt darin die Ergebnisse mehrjähriger Reisen durch das Gebiet der südafrikanischen Stämme vor, Reisen, die durch moderne Technik wissenschaftlicher Beobachtung zu einer bisher beispiellosen ethnographischen Bedeutung emporgehoben werden. Ueberall nämlich hat Fritsch die körperliche Erscheinung der erforschten Stämme photographisch fixirt und zwar mit der größten, echt wissenschaftlichen Sorgfalt: die Racenaufnahmen werden uns nun in einem Atlas von Kupferradiationen vorgelegt, der 60 Porträtköpfe, stets, was sehr wichtig ist, in genau identischer Doppelstellung, Face und Profil, in treuester Deutlichkeit zur Anschauung bringt, dabei in einer geradezu ästhetischen Vollendung. Diesem unvergleichlichen Atlas reihen sich die dem Textbände angehängten anatomischen Lithographien von Skelettheilen, besonders Schädeln und Becken, sowie eine Farbenscala der Variationen des südafrikanischen Hautcolorits würdig an, während die dem Texte selbst eingedruckten zahlreichen Holzschnitte in der Ausführung nicht ganz ebenso glänzend geriethen. Wie nun in dem Bildwerke, so herrscht auch in der Darstellung durchweg der strengste, keusch auf die thatsächliche Wahrheit gerichtete Sinn, doch glaube man nicht, daß das Buch dadurch an unterhaltender Kraft verlöre: bei der allseitigen Aufmerksamkeit des Verfassers, die allen Erscheinungen der sittlichen und geistigen Kultur gleichermaßen zugewandt ist wie den Phänomenen der körperlichen Natur, konnte eine Fülle anregender Schilderungen und Erzählungen nicht

ausbleiben, die sich um so einnehmender präsentiren, ja weniger der Autor es auf eine solche Wirkung abgesehen hat. Wir begrüßen das kostbare Werk daher eben so aufrichtig als eine Bierde des Festtisches, wie es andererseits als eine Arbeit gepriesen werden muß, die mit reformatorischer Kraft in den traurigen Wust dessen hineinfahren wird, was man bisher unter dem Namen Ethnographie — so oft rein dilettantisch und so selten ganz frei von phantastisch willkürlicher Oberflächlichkeit — auf den Markt gebracht hat.

Ein anderes, längst beliebtes geographisches Prachtwerk erscheint zu guter Stunde neu vollendet bereits in neunter Auflage: F. v. Tschudi's „Thierleben der Alpenwelt“, illustriert von Rittmeyer und Georgy (Leipzig, J. J. Weber, 1872). Tschudi ist als Darsteller seinem großen Gegenstande gewachsen; gerade jene gewisse Naivetät, welche diese Thierschilderungen durchwaltet, eignet sich trefflich zur frischen und freien Alpennatur; interessante Erzählungen, mitunter von der leizgesteigerten Abenteuerlichkeit, wie sie dem Volke der Hirten und Jäger natürlich erscheint, schließen sich an die exakten und doch vollkommen gemeinverständlichen Beschreibungen, denen ausgezeichnete Abbildungen zu Hülfe kommen. Dabei ist keineswegs von der Thierwelt allein die Rede, der Boden in all seiner Eigenthümlichkeit, die Regionen der Vegetation, das erhabene Gebiet des Firns und der herabsteigenden Gletscher, das Gebirgswetter in seiner schrecklichen Herrlichkeit, alles das bildet in anschaulicher, oft fast malerischer Charakteristik den Hintergrund für das bewegliche und doch stationäre Naturleben des thierischen Völkchens. Selbstverständlich fehlen denn auch die Bezüge auf das Menschenleben nicht, das in den Hochalpen wie gesagt als ein Jäger- und Hirtenleben ja in unmittelbarer Abhängigkeit von der Thierwelt steht. Jedem Freunde der Alpen — und wer in Deutschland kennt und liebt sie nicht? — wird das bewährte Buch in seiner Neugestalt auch neuen mit freundlicher Belehrung verknüpften Genuß darbieten.

a/D. und §.

Mit der in nächster Woche erscheinenden Nummer 1 der **Wochenschrift**

„Im neuen Reich“

beginnt das erste Semester des Jahrgangs 1873.

Die geehrten Abonnenten werden höflichst ersucht, ihr **Abonnement** bei Zeiten zu erneuern; damit in der Zusendung keine Unterbrechung eintritt.

Alle **Buchhandlungen** und **Postämter** des In- und Auslandes nehmen **Bestellungen** an.

Abonnementspreis halbjährlich 4 Thlr.

Leipzig, December 1872.

S. Hirzel.

**RETURN
TO →**

ICLF(N)

LOAN PERIOD 1	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

DUE AS STAMPED BELOW

ICLF		
MAR 8 1979		



YD 29676

